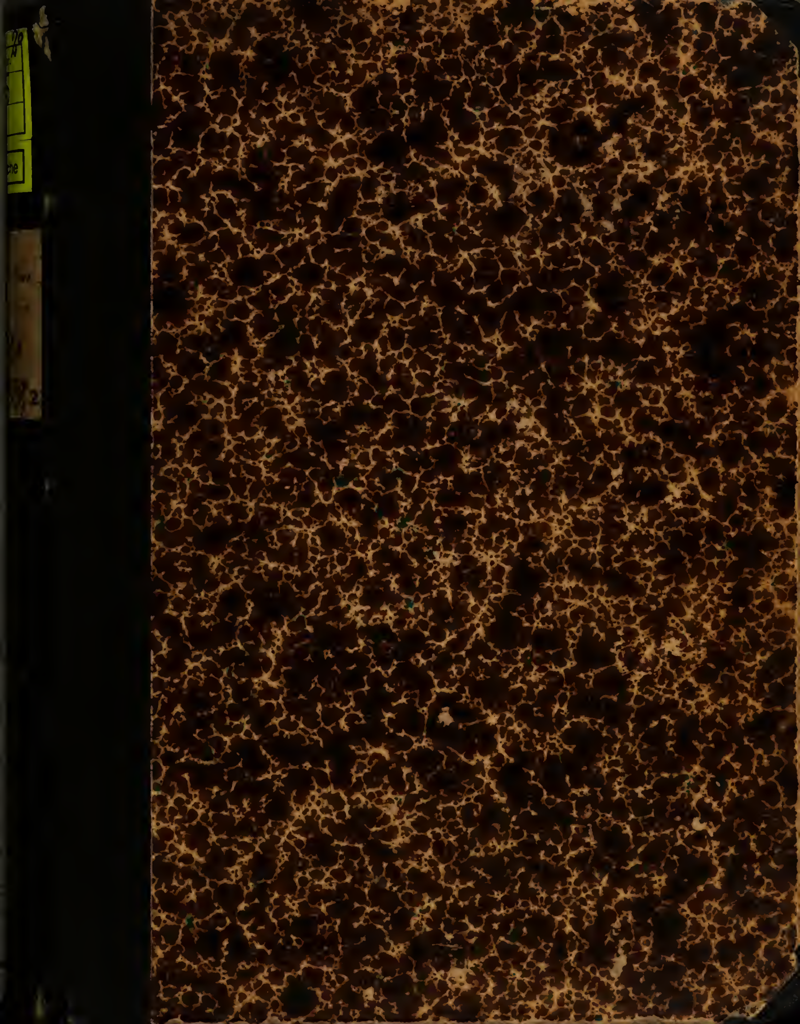


Gartenlaube
2º Per. 6
1869, 2

<36606917310016

<36606917310016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

№ 27. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

1.

Es war am Ende des August im Jahre 1796.

Die Tage begannen kürzer zu werden und die sinkende Sonne warf lange Schatten in eine stille weltentlegene Schlucht des Waldgebirgs, das man den Spessart oder die „Speßhardt" nennt, den „Wald der Spechte", in dem bairischen Kreise Unterfranken und Aschaffenburg.

In dieser Schlucht, durch deren Tiefe ein schmaler und dürftiger Wasserfaden in einem tiefen, felsigen und mit Gerölle ausgepflasterten Bette niederschoß, standen unfern von einander zwei Siedelungen — eine Mühle und ein Forst- oder Waldwärterhaus.

Die Mühle lag ein wenig tiefer, zwischen einem Stück Gartenland und einer kleinen Wiese; das Forsthaus lag einen Steinwurf höher; ein altes, in Bruchsteinen aufgeführtes Gebäude, dessen Schieferdach in der Mitte eingesunken war, so daß der hohe Schornstein wie ein steifer Reiter im Sattel aussah. Vor dem Hause lag ein kleiner Garten, in dem einige abgeblühte Stockrosen und honigduftende Phloxbüsche sich über das verfallene und morsche Lattengitter erhoben, welches das Gärtchen umgab.

Die Eingangsthür zu diesem Gärtchen fehlte — die Zeit hatte sie mit fortgenommen — vielleicht auch Jemand, der sie besser gebrauchen konnte als die Zeit, dem die alten Latten eben recht geschienen, sein Heerdfeuer damit zu nähren. An der Stelle derselben aber zwischen den beiden schiefgesunkenen Holzständern, an welchen sie befestigt gewesen, saß ein anderes zerfallenes und morsches Etwas auf einem niedrigen Schemel, und ein abgenütztes Spinnrad neben sich . . . eine alte Frau.

Die Frau war jedoch weder mit ihrem Spinnrad, noch auch mit dem hübschen Knaben beschäftigt, der zwischen ihren Knieen stand und sich an ihre vorgebeugte Schulter zurücklehnte, um mit großen braunen Augen die zwei Männer anzuschauen, welche vor der Alten standen; der eine in einer weißbestäubten Jacke und der andere im abgeschabten grünen Rocke, eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe und grüne Gamaschen an den Füßen . . . es bedurfte des Hirschfängers an seiner Seite nicht, um einen Waldwärter oder Forstläufer in ihm erkennen zu lassen.

„Ich kann Euch nicht sagen, wann der Herr Wilderich heimkommt," sagte die Alte, den Forstmann ansehend; „wenn Ihr auf ihn warten wollt, so geht in's Haus; wollt Ihr's nicht, so sagt mir's, was Eure Botschaft ist." . . .

Der Mann mit dem Hirschfänger schüttelte den Kopf.

„Für Euch ist's nicht, Muhme!" rief er aus.

„Kann mir's denken," fiel die alte Frau ein . . . „bin auch nicht begierig darauf, hab' mir die Neugier längst abgewöhnt. . . . Gott sei gedankt . . . es ist gar gut, daß ich's habe — sonst wär's ja nicht zum Aushalten hier bei dem Herrn Wilderich! Bei dem ist Alles ein Geheimniß; man weiß nicht, wohin er geht, noch woher er kommt, und am wenigsten was es mit diesem Jungen auf sich hat, und wenn er Morgens die Büchse überwirft, dann mein' ich immer, der geht nicht in den Wald wie ein andrer ehrlicher Förster um der Bäume und um der Holzknechte und des andern wilden Getbiers wegen, sondern um ganz andrer Dinge willen; das steht ihm im Gesichte geschrieben!"

„Nun, und um welcher andern Dinge willen sollte er denn in den Wald gehen, alte Margareth?" fiel lachend der mehlbestäubte Mann, der mit dem Forstläufer gekommen und diesem mit seinen pfiffigen Augen zublinzelte, ein — „welche andre Dinge als das wilde Gethier sollte er auf dem Korn haben?"

„Das weiß ich nicht, und Ihr, Gevatter Wölfle, werdet's auch nicht wissen, wenn Ihr auch noch so schlau den da anblickt, als hättet Ihr's Euch längst an den Stiefeln abgelaufen . . . was ich weiß, ist nur, daß es ein gar wunderlich Gethu' und Wesen um ihn ist und ein Hin- und Hergehen mit allerlei Botschaften und ein Heimlichthun, und daß es nimmer viel Gutes zu bedeuten hat; wenn die Männer was treiben, was sie den Frauleuten verbergen, so hat's nimmer viel Gutes auf sich, und das, Gevatter Wölfle, sagt Eure Frau auch, Ihr könnt's hören von ihr: der Wölfle, sagt sie, der Schlaumichel, steckt auch mit unter der Decke!"

„Ich weiß, ich weiß," rief der Müller sie unterbrechend aus, „was meine Frau sagt, das höre ich schon von ihr selber, Muhme Margarethe, übergenug — das könnt Ihr mir glauben! Aber wenn ich auch mit unter der Decke stecke, wie Ihr Euch ausdrückt, dann meine ich, müßte ich schon davon wissen . . ."

„Davon wissen? Ihr werdet viel wissen, Euch wird man Alles auf die Nase binden . . . dem Wölfle! — Wenn Ihr's wißt, so sagt mir's einmal: woher ist denn der Herr Wilderich gekommen, und wo ist er daheim, und was will er im Walde hier? Eichkätzchen schießen? Danach sieht er aus! Und was hat's auf sich mit dem Bamsen hier, dem armen lieben Burschen, der ausschaut, als wolle er jeden Christenmenschen fragen: Sag's mir endlich einmal, was ist's und weshalb bin ich hier im Wald, und wo ist meine Mutter, und weshalb bin ich nicht bei der, und wohinaus soll ich laufen, daß ich zu ihr komm'?" . . .

„Muhme Margareth, Ihr seid dümmer, als ich geglaubt hab'," antwortete der Müller Wölfle. „Der Herr Wilderich wird schon wissen, wer und wo die Mutter von seinem Jungen da ist,

und weshalb er ihn zu sich genommen hat und nicht sie. So etwas kann schon passiren, daß ein Mann sich vor den Leuten weniger daraus macht, solch' ein saubres Pflänzlein bei sich zu haben, als ein armes Frauenzimmer. . . ."

„Ich muß weiter," unterbrach der Forstläufer diesen Discurs der zwei Nachbarsleute hier; „ich habe noch ein tüchtig Stück Wegs abzulaufen, bis ich zur Ruhe komm' heute. Gehabt Euch wohl, Alte, und sagt dem Herrn Wilderich nur, der Sepp sei dagewesen mit einem Gruß vom Philipp Witt und mit guten Nachrichten; der Franzose sei geschlagen und das Weitere solle der Herr Wilderich vom Müller erfahren."

„Gute Nacht," versetzte die Alte mürrisch, „werd's bestellen!"

Die beiden Männer gingen davon, der Müller, um bald nachher linksab in seine Mühle zu treten, der Sepp, um rasch die Schlucht weiter hinabzuschreiten.

Die Frau stand auf, nahm ihr Spinnrad unter den Arm und an der anderen Seite das Kind, das etwa drei oder vier Jahre zählen mochte, an die Hand, und ging über eine alte schief zusammengesunkene Steintreppe, welche der Kleine mit seinen kurzen Beinchen mühsam zu erklettern hatte, in's Haus.

„So, kleines Herrchen," sagte sie dabei, „jetzt gehen wir heim, der Abend ist da, und wir sollen das feine Püppchen ja vor der Nachtluft hüten, so will's der Herr Wilderich . . . und dann wollen wir nach dem Süpplein und dem Bettlein schauen. . . ."

„Ich mag nicht in's Bett, Bruder Wilderich soll mich zu Bett bringen!" sagte der Kleine sehr bestimmt.

„Ja, ja, Bruder Wilderich soll Dich zu Bett bringen, wie er's alle Abend thut — komm' nur, komm!"

„Ich mag nicht in's Haus, ich will auf der Treppe sitzen, bis Bruder Wilderich kommt."

„Auf der Treppe? Auf den kalten Steinen willst Du sitzen — bist gescheidt?!"

„Ich will aber. Bruder Wilderich hat gesagt, Du sollst thun, was ich will, Muhme!"

„Nun schau' Einer dieses Kräutlein an," sagte die Alte, die Arme in die Seite stemmend, nachdem der Kleine auf der obersten Stufe ihr seine Hand entrissen. „Ob's D' hergehst! Kommst gleich herein! Du Rebell, Du nichtsnutz'ger!"

„Ich mag nicht. Ich bleib' hier, bis Bruder Wilderich kommt!"

„So? Nun, dann bleib' — wart', ich hole Dir ein Kissen, damit Du nicht auf die Steine zu sitzen kommst, Du Prinz Du!"

Muhme Margareth ging in's Haus und kehrte gleich darauf mit einem alten ledernen Stuhlkissen zurück, das sie, murrend und scheltend, auf die oberste Treppenstufe legte, um den „Prinzen" darauf zu setzen. Dann legte sie ihre beiden Hände an seine Schläfe, so daß sie seinen Kopf sich zuwandte, und in die leuchtenden großen, sich auf sie heftenden Augen blickend, murmelte sie:

„Krot, willmuth'ges Du; aber ein lieb's, lieb's Geschöpf bist doch! Ach Gott, was wird aus Dir noch werden, in diesem traurigen alten Wald hier — und mit dem ‚Bruder Wilderich' da!"

Sie drückte den Kopf des Kleinen zärtlich an sich, und dann ging sie in's Haus, ihm seine Abendsuppe zu kochen.

Der Kleine saß ruhig und still eine Weile auf seiner Steintreppe, den Blick die Schlucht hinunter gewendet. Die Schatten der Bergwände wurden dunkler und schwerer, die Dämmerung begann die Schlucht zu erfüllen, und Margareth erschien wieder auf der Hausschwelle.

„Komm', Prinz, Du mußt aber jetzt hinein, Du mußt, es wird dunkel und kalt!" sagte sie, das Kind an der Hand nehmend, um es in's Haus zu führen.

„Kommt Bruder Wilderich nicht?" fragte der Kleine wie ängstlich und dem Weinen nahe.

„Gewiß, gewiß, er kommt schon, komm' nur herein, Dein Süppchen ist fertig; es wird Dir schmecken, und wenn Du hübsch Alles gegessen hast, dann wirst Du sehen, dann ist der Herr Wilderich da, mit einem Male, und bringt Dich zu Bett."

Der Kleine ließ sich beruhigt abführen.

Nach einer Pause erschien wieder die Alte auf der Haustreppe. Die Arme in die Seiten gestemmt, blickte sie den Weg hinauf und hinab.

„Wo der heute bleibt!" murmelte sie. „Es ist doch sonst seine Art nicht, im Walde zu bleiben, bis die Eulen zu Bett gehn. Wenn ihm etwas Böses zustieß, und nachher säß' ich mit seinem Kinde da! Eine schöne Bescheerung wär's. . . . Aber nein — da kommt er herauf . . . ja, ist's denn Er . . . der Herr Wilderich . . . und wen bringt denn der daher?"

Diesen Ausruf der Verwunderung entlockte Frau Margarethe eine Gestalt, welche neben ihrem Dienstherrn die Schlucht heraufgeschritten kam und allerdings eine auffallende Erscheinung in dieser Umgebung war.

Es war eine weibliche Gestalt, und diese Gestalt trug ein schwarzes Gewand und über ihm, breit zu den Füßen niederwallend, ein weißes Scapulier und über eine weiße Haube geworfen eine schwarze Kopfumhüllung, wie sie Klosterfrauen tragen.

„Eine Nonne!" rief Frau Margarethe aus.

Und dann schossen in Frau Margarethens Kopf sofort die wunderlichsten Voraussetzungen und Unterstellungen zusammen. Der geheimnißvolle Herr Wilderich, und der kleine Prinz, den er vor der Welt sein „Brüderchen" nannte, und eine Nonne, von dem Herrn Wilderich hier in der Waldeinsamkeit zu dem Forsthause geleitet . . . das war eine Dreifaltigkeit, welche die bedeutungsvollste Combination erwecken konnte. . . . Muhme Margarethe kannte den Weltlauf viel zu gut, die alte erfahrene Margarethe, um nicht sehr schnell diese Combination zu machen!

Sie sah in äußerster Spannung dem nahenden Paare entgegen, das jetzt schon an der Mühle vorüber war . . . in äußerster Spannung auf die Scene, welche sich an dem Bettlein des eben zur Ruhe gebrachten „Prinzen" entwickeln würde. . . . Da, wie war das? Der Herr Wilderich wandte sich ja gar nicht seinem Hause zu . . . und die Nonne auch nicht . . . sie schenkte dem alten grauen Forsthause nicht einen einzigen Blick . . . und im Vorübergehen winkte der Herr Wilderich nur mit der Hand und rief:

„Ich komme später, Margareth!"

Die Nonne wandte jetzt ihr Gesicht ihr zu, und winkte so leise mit dem Kopf, daß es gar nicht zu unterscheiden war, ob es ein Gruß für Margarethe sein solle oder nicht! Und was noch verdrießlicher, Muhme Margarethe konnte nicht einmal mehr unterscheiden, ob die Nonne alt oder jung, schön oder häßlich sei . . . es war schon viel zu dunkel dazu. . . . Doch jung mußte sie wohl sein; sie trat auf wie ein recht kräftiges junges Ding, und einen weiten Weg mußte sie doch gemacht haben — denn wo gab es ein Kloster hier in der Nähe? — das nächste war sicherlich fünf oder sechs Stunden weit.

Margarethe schaute den beiden Gestalten mit großen verwunderten Augen nach, so weit sie konnte. Herr Wilderich trug ein großes Bündel, die Nonne Nichts. Die Nonne ging nicht neben ihm, sie hielt sich an der anderen Seite des Weges. So schritten sie den Weg aufwärts, bis dieser sich hinter der waldigen Bergleite verlor. Wohin konnten sie in aller Welt da wollen? Jenseits der Höhe lag ein Thal, so abgelegen, so verborgen wie eines in der Welt; wer da wohnte, der konnte sich einbilden, er einsiedele auf einer noch unentdeckten Insel, oder in Amerika, oder in Afrika oder Asien; es wär' Keiner gekommen, ihm deutlich zu machen, daß er im alten Spessartwalde sitze und nur eine kleine Stunde zu gehen habe, um an die Heerstraße von Würzburg gen Frankfurt und dann auf dieser zu richtig getauften Christenmenschen zu gelangen. Freilich, ein altes Castell lag in dem Thale, rechts auf einem Bergvorsprung; durch eine kurze Allee auf halber Berghöhe ging man darauf zu, rechts ab, wenn man in's Thal niederstieg; aber das alte Castell war ja seit Jahren von der Herrschaft verlassen; wo die lebte und wie sie hieß, wußte Margarethe gar nicht, und es wohnte nur ein närrischer alter Kauz, ein pensionirter Lieutenant des Contingents des fränkischen Ritter-Cantons zur Reichsarmee, darauf als Verwalter oder Schösser, wie man's nannte, und seine Knechte und Mägde, und sonst Niemand. Und zu dem bockbeinigen alten Herrn Schösser konnte doch die Nonne nicht wollen!

Das waren die Gedanken, die Fragen, die Verwunderungen, mit denen Muhme Margarethe ihre schwere Last und Noth hatte, als sie endlich in's Haus zurückging und sich dann in dem ersten Raume, der als Eingangshalle, Küche und Wohnzimmer diente, an's Heerdfeuer setzte, um, die Hände im Schooß, murmelnd in die Holzflamme zu sehen, über der ein brodelnder Topf hing.

Enthielt der brodelnde Topf Herrn Wilderich's Abendessen, so war dieser ein Mann von großer Anspruchlosigkeit; Margarethe verwandte sehr wenig Aufmerksamkeit auf das, was sie braute.

Digitized by Google

Freilich viel Dank hätte sie heute keinenfalls geerntet, wenn sie auch mehr Fleiß und Würze an den Hasenpfeffer gewendet. Herr Wilderich trat nach mehr als einer Stunde sehr rasch, fast stürmisch und höchst aufgeregt ein. Er stellte die Büchse in die Ecke, er warf die Waidtasche von sich, ohne zu sehen, wohin sie fiel. Er ging in's Hinterzimmer zum Bett des Kleinen und drückte einen Kuß auf seine Stirn, daß das Kind sich erschrocken in seinem Schlummer umwarf. Er kam zurück und schritt in der Küche auf und ab, immer auf und ab; und daß Margarethe da war, mit all' ihren Verwunderungen und Fragen im alten Gesicht, und daß ein sauber gedeckter Tisch da war, nahe am Feuer, und daß Margarethe eine dampfende Schüssel darauf stellte zu dem Brode und der Flasche Landweins und dem alten Kelchglase, die schon darauf standen, Alles das schien er gar nicht zu sehen, nicht zu ahnen; ebenso wenig, daß die alte Frau, nachdem sie sich wieder zu ihrem Spinnrad gesetzt, ihn mit Seitenblicken beobachtete, in denen nichts weniger lag, als die stumme Versicherung für den Mann, daß er's mit all' seinem Treiben und Gebahren der guten, aber etwas mürrischen alten Seele recht mache.

„Ich soll Euch sagen, der Sepp sei dagewesen, um Euch Nachrichten zu bringen, und das Weitere würdet Ihr vom Gevatter Wölfle, dem Müller, erfahren. . . . Die Franzosen seien geschlagen . . ."

„Ich weiß, was der Sepp wollte," antwortete Wilderich zerstreut.

„Auch daß die Franzosen geschlagen sind?"

„Auch das, auch das!"

„Nun, wenn Ihr Euch nicht mehr d'raus macht — mir kann's auch gleich sein."

Der Förster antwortete nicht.

„Wollt Ihr nicht essen heute?"

„Gewiß, gewiß!"

Trotz dieser Versicherung setzte Wilderich seine Wanderung fort.

Margarethe folgte ihm mit ihren Blicken.

Nach einer Weile fielen Wilderich's Blicke in diese ihm so gespannt folgenden.

Er blieb vor Margarethe stehen, und ein plötzliches heiteres Lächeln glitt über die schönen, ausdrucksvollen Züge des hochgewachsenen jungen Mannes.

„Alte Margareth, weißt Du, daß Du sehr komisch bist mit dem bösen Gesicht, das Du mir machst? Weshalb fragst Du nicht?" rief er aus.

„Fragen? Wonach soll ich fragen? Wenn der Herr Wilderich sich nicht herabläßt, von irgend einer Sache anzufangen, wo man doch hier mutterseelenallein im Walde sitzt, daß Einem die Zunge gar noch eintrocknen könnt', und man nicht weiß, wo man das Bischen Sach' und Zeug, an das man mindestens d e n k e n könnt', hernehmen soll. . . ."

Wilderich lachte.

„Und wenn wunderliche, unverhoffentliche Frauenspersonen," fuhr Margarethe fort, „daher gehen und es schon zeigen, daß sie mit der Margareth nicht zu thun haben wollen, sondern an der Thür still vorübergehen und in den Wald hinein, wo der Weg doch ein Ende hat und Niemand sie erwarten kann, und am wenigsten ein Kloster ist, wo solche Frauenspersonen hingehören, und wenn der Herr Wilderich als ihr Bote und Packträger nebenher zieht —"

„Nun hör' auf, hör' auf," fiel ihr Wilderich in's Wort.... „Was soll der ganze Psalm, statt daß Du mich ehrlich fragst, wie's Dir doch das Herz abdrückt: wer war die Nonne?"

Margarethe stemmte ihre Arme in die Seite, und das Spinnrad mit dem Fuß von sich schiebend, rief sie laut und unverhohlen aus:

„Wissen möcht' ich's, so viel ist gewiß!"

„Nun, so geht's Dir grad' so wie mir!" versetzte Wilderich.

„Ihr wißt es nicht? . . . Ihr wollt es nicht wissen?"

„Ich weiß es nicht, ich werde nicht klug daraus."

„Ah . . . und Ihr tragt ihr doch ihr Bündel, und Ihr führt sie doch, und sie mußte Euch doch sagen, woher sie kam, wohin sie wollte?"

„Wohin sie wollte, das hat sie mir allerdings gesagt. . . ."

Margarethe schüttelte ungläubig und entrüstet den grauen Kopf und zog mit der Miene der Resignation wieder ihr Spinnrad an sich.

„Wohin wollte sie denn?" sagte sie mit einem verbissenen Ton, den sie für geeignet hielt, um ihren völligen Unglauben an den Tag zu legen.

„Sie wollte nach Goschenwald drüben."

„Zu dem rothen Herrn Schösser? Will der ein Kloster stiften?"

„Zu dem — oder vielmehr zu dem Hause, in dem der alte gestrenge Herr Lieutenant wohnt. Höre nur. Ich komme heute Nachmittag —"

„Aber wollt Ihr denn nicht essen, Herr Wilderich?" unterbrach ihn die Alte — sie sagte es, als wolle sie andeuten, daß sich eine rechte Jagdgeschichte eben so gut über Tisch erzählen lasse.

„Nun ja, ich will endlich Deinem Ragout alle Ehre anthun," entgegnete Wilderich, sich an den gedeckten Tisch setzend — „aber hör' zu. Also, ich komme heute Nachmittag durch die Kieferbüsche oberhalb Rohrbrunn und von da auf die Würzburger Heerstraße, um so heim zu wandern; da begegnet mir der Weißkopf, der Waldmeister aus dem Siesengrund, weißt Du, und der ruft mir zu, ob ich's schon gehört hätte, die Franzosen seien geschlagen am 24. bei Amberg in der Oberpfalz, der Erzherzog Karl habe sie gefaßt, ihr Obergeneral, der Jourdan, sei schon bis an die Wiesent zurück, Fürst Johann Lichtenstein mit seiner Cavallerie schon in Nürnberg . . . wenn die Franzosen sich auch noch einmal stellten, so würden sie doch gegen den Erzherzog nicht aufkommen können, so groß seien ihre Verluste. Auch flüchte sich schon Alles oben im Lande, was sich flüchten könne, vor ihren zurückfluthenden Heermassen; denn wenn der Franzose geschlagen heim marschirt, dann ist er wie ein wildes Thier und ärger als Kroat und Türke; und was dann unbeschützt auf dem Lande wohnt, was wohlhabende Leute sind, Beamte, Pfarrer und Ordensleute, die thun wohl, sich aus dem Staube zu machen, und das geschähe denn auch aufwärts am ganzen Main, erzählte der Weißkopf. . . ."

„Wenn nur das schlechte Sansculottenvolk nicht hierher kommt!" rief Margareth erschreckend aus.... „Gott steh' uns bei!"

„Sag' lieber: Gott steh' ihnen bei!" fuhr Wilderich mit dem Ton der Drohung und des Zornes fort; „wir haben vor, ihnen an den Spessart ein Andenken mit auf den Weg zu geben, wenn sie kommen! Hab' keine Angst. Du wirst schon sehen, was geschieht . . . und davon rede ich denn mit dem Waldmeister ein wenig, und dann gehn wir auseinander . . . er geht aufwärts und sagt im Fortgehen:

‚Seht Euch doch nach der Nonne um, die da unten an der Heerstraße sitzt — ich hab' sie gefragt, wohin sie wolle, aber sie hat den Kopf abgewandt, ohne mir Antwort geben zu wollen — da bin ich meines Wegs gegangen; aber es ist doch seltsam, woher die Person so hierher in den Wald geschneit ist — und sie kann doch nicht allein in den Abend und die Nacht hinein laufen.'

‚Will schon sehen,' sag ich, und gehe weiter und sehe nach einer Weile denn auch richtig eine Nonne dasitzen auf einem Stein, die Hände im Schooß und ihr Bündel neben sich; und ich gehe auf sie zu und sage:

‚Guten Abend, ehrwürdige Mutter, wie kommen Sie denn so allein, wenn man fragen darf . . .' aber damit stockt mir auch das Wort auf der Zunge, weil sie jetzt den Kopf aufhebt und mir das Gesicht zuwendet — ein Gesicht, — ich sage Dir, Margareth, so eins hast Du nie gesehen, und ich auch nicht, nie in meinem Leben; ein Gesicht so fein und schön und rührend blaß, mit großen glänzenden braunen Augen, glänzend und doch so weich, so sanft, so still, und das Gesicht dabei so fein und so rosig bleich —"

„So fein und so bleich — das habt Ihr schon 'mal gesagt!" murmelte Margareth spöttisch.

„Ich sage Dir," fuhr Wilderich eifrig fort, „die heilige Genovefa muß so ausgesehen haben, als sie zwischen den Baumwurzeln unter der Eiche im Ardennenwald saß. . . ."

„Nun ja, und den kleinen Schmerzenreich für die heilige Genovefa hätten wir ja auch zur Hand!" hätte Margareth sagen mögen — aber sie verschluckte die Bosheit, denn Wilderich's Blicke lagen so ehrlich auf ihr, er sprach mit solcher Aufrichtigkeit, daß sie irre zu werden begann an der Geschichte.

„Sie sah mich mit diesen Augen an, als wolle sie mir in der Seele lesen," erzählte Wilderich weiter; „und dann sagte sie leise, daß ich sie kaum verstand: ‚Ich komme von Oberzell. Ich bin sehr ermüdet. Wie weit ist noch bis zu dem Hause Goschenwald?'

‚Goschenwald — das liegt in meinem Revier — ich bin der Revierförster von Rohrbrunn — wenn Sie nach Goschenwald wollen, so ist es just auch mein Weg — mein Forsthaus liegt in der Schlucht am Wege nach Goschenwald —‘ so stotterte ich abgebrochen heraus. . . . ‚Wie weit es ist? Es wird zu weit sein, daß Sie es noch bei hellem Tage erreichen — wenn Sie ermüdet sind, heißt das, ehrwürdige . . .‘ ich verschluckte verlegen das Wort: ehrwürdige Mutter . . . solch ein junges Geschöpf? ich ward ganz roth dabei.

Sie blickte noch einmal zu mir auf — diesmal flüchtiger; dann, nach ihrem Bündel fassend, sagte sie:

‚So will ich weiter gehn, wenn Sie mir den Weg zeigen wollen.‘

Ich griff nach ihrem Bündel, es ihr zu tragen, und sie ließ es mir. Weiter zu reden wagte ich gar nicht, ich wußte nicht, wie ich sie anreden solle, aber sie selber begann nach einer Pause wieder:

‚Ich war Novize im Kloster Oberzell,‘ sagte sie. ‚Es kam die Nachricht, daß die französische Armee geschlagen und im vollen Rückzuge sei; die ehrwürdige Mutter Aebtissin kündigte uns an, daß wir allesammt das Kloster verlassen und uns zu unseren Verwandten flüchten sollten. Ich habe keine Verwandte, und so gab mir die Aebtissin ein Schreiben an den Herrn Schösser von Goschenwald, weil dies Haus verborgen und abseits von der Heerstraße liege.‘

‚Und den Weg von Oberzell bis hierher haben Sie zu Fuß gemacht?‘ fragte ich verwundert.

‚Nicht ganz,‘ sagte sie; ‚bis Heidenfeld fuhr ich mit zwei älteren Schwestern, die von da aus das Mainthal weiter hinauf reis'ten.‘

‚Dann blieb Ihnen doch eine gute Strecke zu Fuß zu machen übrig, bevor Sie bis hierher kamen,‘ versetzte ich.

‚Ich bin auch müde,‘ versetzte sie; ‚aber es wird ja gehen. Wenn man muß, geht Alles!‘

„Ich war recht linkisch und einfältig,“ fuhr Wilderich zu erzählen fort, „ich wagte nicht, ihr meinen Arm anzubieten, als es nun in unsre Schlucht hinein und bergaufwärts ging; noch auch ihr von dem Wein zu bieten, den ich in meiner Waidtasche trug — ich ging ganz kleinlaut neben ihr her, wohl ein halbe Stunde lang. Ich weiß nicht, ob das vielleicht sie muthiger und mittheilsamer machte; denn sie begann nun zu sprechen. Sie fragte, in wessen Dienst ich stände, und ob ich Haus Goschenwald und die Menschen, welche dort wohnten, kenne, und dann erzählte sie von dem Aufruhr und dem Schrecken der guten Nönnchen, als die Nachricht gekommen, die sie wie eine Schaar aufgeschreckter Tauben aus ihrer stillen Clausur fortgetrieben, wie die frommen Gottesbräute so hastig gepackt und kopflos durcheinander gelaufen und nach Fuhrwerk geschrieen, und wie die jüngeren sich 's lachend gefallen lassen und die älteren geweint und gejammert — und das Alles, wie sie 's schilderte, hatte so etwas, wie soll ich sagen, nichts Lächerliches, es war gar natürlich und selbstverständlich — aber wie sie 's erzählte, mußte ich doch ein paar Mal lachen, und es war mir, als ob das junge Mädchen trotz ihres Novizenthums und ihres schwarzen Habits doch vor dem Klosterwesen und Nonnenthum nicht den geringsten Respect habe!“

„Und dann?“ fragte Margarethe.

„Dann,“ versetzte Wilderich, „kamen wir hier am Hause vorüber und ich sagte ihr, daß ich hier wohne — allein mit Euch, Margarethe, des vorigen Revierförster Muhme, die schon dem alten Manne lange eine treue Pflegerin gewesen — das Haus sei alt, und das Revier groß — der Dienst sei schwer, wenn man aber dabei groß geworden und von Jugend auf dazu dressirt, so halte man's schon aus . . . und da sagte sie: ‚wenn auch das Haus verfallen genug aussehe, so sei es doch mein Haus, und wenn der Wald, den ich zu hüten habe, auch weit und groß sei, so sei es doch der schöne, stille, freie Wald, in den keine Menschen mit ihrer Noth und ihrem Leid kämen, keine Menschen mit ihren bösen und verderblichen Leidenschaften — es sei doch Jeder glücklich, der ruhig und geachtet am eigenen Heerde leben könne und das Schicksal der Heimathlosen und Ausgestoßenen nicht kenne!‘ Das sagte sie mit einem Tone, einem so traurigen und ergreifenden Tone, daß ich gar nicht wußte, was ich darauf antworten sollte — es hat mir seitdem gar nicht aus dem Kopfe herausgewollt, was für ein Schicksal es sein kann, das sie so jung in's Kloster getrieben, daß sie jetzt sich eine Heimathlose und Ausgestoßene nannte. Ich war von dem Augenblick an so betroffen und kleinlaut, daß ich nicht mehr wagte, irgend eine Frage an sie zu stellen. . . . Sag' mir um Gotteswillen, Margareth, wer kann sie sein, was kann sie erlebt haben, daß sie mit so traurigen Augen in die Welt blickt, mit so traurigen Worten redet? Mein Gott, was muß ihr angethan sein, daß sie einem armen Teufel, der, wie ich, in der öden Einsamkeit dieser Waldschlucht in solch' einem schiefgesunkenen Malepartus sitzt, beneidet . . . und dabei so jung, so schön, so bezaubernd schön? . . .“

„Bezaubert hat sie Euch, so viel ist gewiß. Aber was kann ich davon wissen?“ rief Margarethe achselzuckend aus; „Ihr habt mir ja noch nicht einmal das Ende der Geschichte erzählt.“

„Meine Geschichte ist zu Ende — ich brachte sie bis nach Goschenwald. Erwartet war sie da nicht. Auf der Brüstung der alten Steinbrücke vor dem Thorbau saß der alte Schösser in seiner rothen Lieutenantsuniform, die er nie ablegt; er saß steif und gerade da, der Zopf stand ihm hinten vom Kopfe ab, just so weit, wie vorn die irdene Tabakspfeife, die er im Munde hatte und aus der er blaue Dampfwolken blies, so beharrlich und still für sich hin, als ob er das Abenddunkel zurecht rauchen müsse und die Schatten der Nacht ohne seine blauen Wolken nicht fertig würden. Die Nonne trat an ihn heran, zog schüchtern und leise redend einen Brief hervor und gab ihn dem Alten, er sei von der hochwürdigen Frau Aebtissin von Oberzell. Der Schösser besah ihn von allen Seiten; dann steckte er ihn in die Tasche und sagte, es sei zu dunkel, um ihn zu lesen — dabei blieb er steif und reglos sitzen und sah uns an, bald den Einen, bald die Andere.

‚Aber es scheint,‘ sagte ich, ‚die Demoiselle rechnet darauf, in Goschenwald Aufnahme zu finden. . . .‘

‚Die Aebtissin ließ es mich in der That hoffen,‘ fiel sie ein.

‚Bis anhero haben wir dieses ihr auch nicht verweigert!‘ versetzte der Schösser, geradeaus in seine Dampfwolken blickend. ‚Trete die Demoiselle nur ein. Es soll für sie gesorgt werden.‘

Das junge Mädchen sah schweigend zu mir auf und gab mir die Hand — es war ein stummer Dank für meine Begleitung. Dann ging sie in's Thor hinein — ich wandte mich heimwärts; der alte Schösser blickte uns Beiden nach, so gut es geschehen konnte, ohne den Kopf zu wenden, mit dem bloßen Hin- und Herwerfen der Augen. — Und damit hast Du das letzte Ende der Geschichte.“

„Das letzte Ende?“ sagte Margarethe. „Ihr seht nicht ganz danach aus, Herr Wilderich, als ob Ihr selber so dächtet — wenn diese wunderliche Nonne in Goschenwald bleiben sollte, so habt Ihr den Weg dahin wohl nicht zum letzten Mal gemacht!“

„Möglich,“ antwortete Wilderich lächelnd, „ich muß doch morgen sehen, ob der alte Lieutenant endlich auch hineingegangen, oder ob er noch immer wie versteinert auf der Brücke sitzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Liebesdienst.

„Leb' wohl, Mariechen! Deine Wänglein so bleich
Sind gewiß bald roth im Himmelreich,
Wenn Du droben mit goldigen Flügeln kannst fliegen
Und die lieben Englein in Schlummer Dich wiegen.
Ach, daß Du schon todt, so ein jung jung Blut!
Und wir waren, wie Dir, keinem Kinde so gut!“

Das Mädchen spricht's mit dem Blumenstrauß.
Wie heilig ist's heut' in dem Lehmwandhaus!
Weil eine Blume der Tod gepflückt,
Wird ganz mit Blumen die Todte geschmückt. —
Sei's, weinende Mutter, Dein Trost im Gemüth:
Auch Deine Blume hat geblüht!

H. v. C.

Der letzte Liebesdienst.

Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von Toby Rosenthal aus San Francisco

Der Leipziger Buchhandel.

Bei der großen und tiefeingreifenden Bedeutung, welche **Leipzig** nicht allein für den deutschen, sondern für den Buchhandel aller Länder der Erde gewonnen hat, wird es unseren Lesern gewiß nicht unwillkommen sein, wenn wir vor seinen Augen ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben entrollen, welches in der Metropole des Buchhandels herrscht. Wir werden versuchen, dasselbe mit kurzen, aus dem Leben gegriffenen Zügen zu schildern, und wünschen dadurch manchen unklaren Begriffen entgegenzutreten, welche bei Vielen über den Buchhandel und das, was mit ihm zusammenhängt, verbreitet sind.

Wir haben zunächst darauf hinzuweisen, daß der Anfang von Leipzigs Bedeutung für den Buchhandel namentlich vom Jahre 1765 datirt. In diesem Jahre war es, wo die deutschen Buchhändler durch die immer mehr überhandnehmenden Beschränkungen und Bedrückungen von Frankfurt a. M., dem damaligen Centralpunkt des Buchhandels, verdrängt und namentlich durch die Bemühungen eines Nicolai, Reich u. A. nach Leipzig gezogen wurden. Der Grund zu einem deutschen Buchhändler-Verein wurde in demselben Jahre gelegt, und hatte derselbe auch mit vielerlei Schwankungen und Unterbrechungen zu kämpfen, so war er doch die Basis, auf welcher sich 1825 der noch jetzt bestehende Börsenverein der deutschen Buchhändler mit 108 Mitgliedern constituirte. Welche segensreiche Früchte er trug, das wird ein Blick auf das 1836 geschaffene Gebäude „Die deutsche Buchhändlerbörse" lehren, und das wird die Angabe bestätigen, daß der mit 108 Mitgliedern entstandene Verein jetzt gegen 1000 Mitglieder umfaßt.

Und für alle diese Mitglieder bildet Leipzig den Vorort, den Mittel- und Schwerpunkt, um den die buchhändlerische Thätigkeit kreist. An seinen Commissionär in Leipzig schickt der Verleger seine Verlagswerke, damit sie dort in seinem Namen verschickt und nach den einlaufenden Bestellungen expedirt werden. Nach Leipzig schickt der Sortimentshändler alle bei ihm eingehenden Bestellungen auf Bücher, gleichviel ob sie in Deutschland oder im Ausland erschienen sind, damit sie dort für ihn gesammelt und ihm vereint zugesandt werden. Der Commissionär ist es, welcher zur Ostermesse alle Zahlungen für seine Committenten leistet oder in Empfang nimmt, und geben wir hierdurch eine kurze Andeutung über das Wesen des **Commissionärs**, dieses wichtigen Factors des gesammten Buchhandels, so mögen einige Zahlen sprechen, um die Ausdehnung dieses Geschäftszweiges zu erläutern. Leipzig, welches freilich theilweise nur als Uebergangspunkt, theilweise auch selbst erzeugend, in Betracht gezogen werden muß, versendete 1867 gegen 130,000 Centner Bücher, welches Gewicht im Jahre 1868 wohl ziemlich erheblich überschritten worden sein wird; bedenkt man, daß ein vielleicht ziemlich gleiches Quantum nach Leipzig einwandert, erwägt man ferner, wie oft ein einziger Bücherballen hunderte von Beischlüssen von verschiedenen Buchhändlern aus allen Weltgegenden enthält und wie dabei natürlich alles bis auf das Kleinste sorgsam pro und contra notirt und gebucht werden muß, so wird man einen Begriff von der umfassenden Thätigkeit des Commissionärs erhalten.

Haben wir den Blick zunächst über das Commissionsgeschäft, welches den Verhältnissen gemäß das bedeutendste Deutschlands ist, streifen lassen, so wenden wir uns jetzt zu dem **Verlagsgeschäft** und haben die Freude, auch auf diesem Zweige Leipzig als Stern ersten Ranges leuchten zu sehen. Der uns zugemessene Raum gestattet nicht, specieller auf Entstehung, Fortgang und die eigenthümlichen Verhältnisse desselben einzugehen, und es mögen deshalb auch hier wieder Zahlen sprechen, um die vorstehende Behauptung zu rechtfertigen. Nach Schürmann's sehr empfehlenswerther Schrift „Leipzig als Centralpunkt des deutschen Buchhandels" (Leipzig, G. Reusche), erschienen an Büchern aller Art:

	1789	1859
In Deutschland insgesammt	2115	9095
Davon in Leipzig	355	1582
Davon in Berlin	261	1299

Aehnliche Verhältnisse walten auch heute noch ob* und wir ersehen daraus, daß Leipzig seit langer Zeit ein Sechstel und Berlin ein Achtel der deutschen Gesammtproduction vertritt. Berücksichtigen wir dabei, daß eine Weltstadt, wie Berlin, eine große Anzahl speciell für dort berechneter Schriften, Eintagsfliegen und für den Massenabsatz berechneter Schriften hervorbringt, was hier in viel geringerem Grade der Fall ist, so steigt Leipzigs Bedeutung in hohem Grade und beweist zur Genüge, daß es auch in dieser Beziehung den ersten Platz in Deutschland einnimmt. In Bezug auf die Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, welche in Leipzig und Berlin erscheinen, figurirt Leipzig zwar erst in zweiter Reihe (hier erscheinen etwa 128, in Berlin 194 Zeitungen und Zeitschriften); man muß aber dabei die nicht geringe Anzahl solcher Blätter in Erwägung ziehen, welche in Berlin Organ der vielen dortigen Behörden sind und in der Regel nichts als amtliche Verordnungen enthalten.

Wir können es an dieser Stelle nicht unterlassen, einen Blick auf die Ausdehnung des Zeitungswesens überhaupt zu werfen, und bitten unsere Leser, uns einen Augenblick nach der Zeitungs-Expedition des Leipziger Postamts zu folgen. Treten wir hier am Hauptversandtag (am Freitag) ein, so sind wir gewiß über die kolossalen Massen der heranströmenden Wochen- und Tageblätter erstaunt. Zwölf Ober- und zwölf Unterbeamte sind fast ununterbrochen und heute namentlich bis tief in die Nacht hinein damit beschäftigt, die Zeitungen in die nach Speditionsgruppen geordneten Sortirfächer zu vertheilen, und mehr als 2000 Pakete führen sodann dem leselustigen Publicum nach allen Himmelsgegenden hin den ersehnten neuen Stoff zu. So steht das Leipziger Postamt in so fern einzig in Europa da, als es neben den vielen anderen Blättern von **einer** Zeitschrift (Gartenlaube) allein eine Auflage von mehr als 28,000 Exemplaren in wenigen Stunden zu expediren hat. Die angestrengteste Thätigkeit erheischt aber der Quartalwechsel, wo während eines kurzen Zeitraumes mehr als 10,000 Bestellzettel aus allen Ecken und Enden Deutschlands einlaufen und in kürzester Zeit expedirt werden müssen.

Doch kehren wir zum Leipziger Verlagsbuchhandel zurück; konnten wir die Zustände und Erfolge desselben als sehr erfreulich bezeichnen, so mag es uns gestattet sein, hier noch einiger Unternehmungen zu gedenken, welche mit Rücksicht auf die jüngste Vergangenheit der Erwähnung verdienen.

Wir meinen das Erscheinen des funfzigsten Bandes der allgemein bekannten und geschätzten Illustrirten Zeitung von J. J. Weber und das Erscheinen des tausendsten Bandes der Tauchnitz collection of British authors. Wir meinen ferner ein periodisches Unternehmen, welches in seinen Erfolgen bis jetzt unerreicht dasteht, nämlich die von E. Keil herausgegebene „Gartenlaube", welche jetzt in einer Auflage von 270,000 Exemplaren gedruckt und in allen Theilen der Erde verbreitet und gelesen wird. Nur nebenbei sei hier bemerkt, daß sich der Papierbedarf dieses einzigen Blattes auf 6000 Ballen oder 30 Millionen Bogen im Gewicht von 14,100 Centner und einem Geldbetrage von über 200,000 Thaler jährlich beläuft und daß die Druckerei, welche vermittelst Dampfbetriebes 15 Schnellpressen größten Formats, sowie 6 Satinirmaschinen Tag und Nacht nur allein für dieses Unternehmen beschäftigt, mit der Herstellung und dem Druck einer einzigen Nummer über vierzehn Tage zu thun hat.

Nicht zufällig, sondern bezeichnend für Leipzigs literarische Bedeutung ist es wohl auch, daß fast alle bibliographischen Hülfsmittel, die der gesammte Buchhandel täglich benutzt, hier am Orte erschienen sind. Wir zählen dahin außer dem alten Georgi'schen Lexicon und den wohlbekannten Meßkatalogen die großen Bücherlexica von Heinsius und Kaiser, die halb- und vierteljährlichen Hinrichs'schen Bücherverzeichnisse, die fünfjährigen von Kirchhoff begründeten allgemeinen Kataloge, sowie namentlich auch die vortrefflichen Engelmann'schen Specialkataloge über fast alle Theile der Literatur. Ebenso bildet das hier erscheinende Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, abgesehen von seinen praktischen Zwecken, den geistigen Tummelplatz für alle den gesammten Buchhandel betreffenden oder zu ihm in engerer oder weiterer Beziehung stehenden Fragen.

Wir können vom Verlagsbuchhandel nicht Abschied nehmen, ohne einen flüchtigen Blick auf diejenigen Gewerbe zu werfen,

* 1868 wurden in Deutschland gegen 12,000 Werke, in England in demselben Jahre nur 4300 producirt.

welche mit ihm in naher Verbindung stehen und ein weiteres Schlaglicht auf die Kräfte werfen, welche er in Bewegung setzt. Vielleicht wäre hier der Ort, vor Allem der Autoren, der Gelehrten, der Schriftsteller, Journalisten, der Künstler ꝛc. vom buchhändlerischen Standpunkte aus zu gedenken, doch würde dies zu weit führen und den uns zugestandenen Raum allein mehr als ausfüllen. Wir gehen deshalb zunächst auf Leipzigs Buchdruckereien über, welche sich in dem letzten Jahrzehnt zu einer überraschenden Blüthe emporgearbeitet haben. Leipzig nimmt, was Geschmack, Solidität, Eleganz und Schnelligkeit der Arbeit betrifft, den höchsten Platz in Deutschland ein, und mit Freude constatiren wir die Thatsache, daß dies das Ausland wohl zu würdigen weiß; es kommt immer häufiger vor, daß hiesige Druckereien von England, Frankreich, Rußland ꝛc. aus beschäftigt werden, und es muß sich das Ausland um so mehr und um so häufiger hierher wenden, als sich die Preise für Satz und Druck um 25 bis 40 Procent billiger stellen, als in London und Paris. Auch die großen Auflagen mancher deutschen Journale, z. B. der in Berlin erscheinende Bazar, werden hier gedruckt, weil die Leistungsfähigkeit unserer Druckereien die aller anderen Städte überragt.

Wir zählen gegenwärtig in Leipzig und seinen sogenannten Vorstadtdörfern 47 Buchdruckereien, von denen 28 der Leipziger Genossenschaft der Buchdrucker angehören. Diese 47 Buchdruckereien besitzen 98 Handpressen (von denen 50 im Gange), 214 einfache Maschinen (wovon 166 im Gange) und 4 große Doppelmaschinen. Beschäftigt werden dabei 1000 Gehülfen, 300 Lehrlinge und — da es nicht gut ist, daß der Mann allein sei — eine Amazonenschaar von 450 Jungfrauen.

Auch bei den Buchbindereien Leipzigs hat sich ein gewaltiger Fortschritt bemerkbar gemacht. Während sich noch vor kaum einem Decennium die hiesigen Verleger großentheils nach Berlin wendeten, um ganze Auflagen binden zu lassen, ist jetzt der umgekehrte Fall eingetreten: Berliner und andere auswärtige Verleger lassen jetzt großentheils in Leipzig arbeiten.

Die Leipziger Buchbinderinnung zählte 1830 32 Meister mit 70 Gehülfen, 1867 aber 125 Principale mit 400 Gehülfen, 145 Lehrlingen, 47 Laufburschen und 86 Mädchen, und dabei waren 82 Vergoldepressen, 78 Beschneidemaschinen, 36 Walzen, 11 Schräge- und 11 Einsägemaschinen im Gange. Diese Maschinen, die sich seitdem wohl nicht unerheblich vermehrt haben dürften, repräsentirten damals schon ein Capital von 100,000 Thalern.

In zwei hiesigen Buchbindereien, die zum Theil schon Dampfkraft benutzen, werden je hundert Menschen beschäftigt, und um einen kleinen Beweis für die sich wellenförmig erweiternde Heranziehung anderer Gewerbe zu geben, sei hier nur noch erwähnt, daß von jenen zwei Buchbindereien nur für das zum Vergolden der Einbände nöthige sogenannte Blattgold allein jährlich gegen 30,000 Thaler verausgabt werden.

Es würde zu weit führen, wenn wir ähnliche Notizen über alle übrigen den Buchhandel mehr oder weniger berührende Geschäftszweige bringen wollten. Ein ganz bedeutendes Contingent von Arbeitskräften stellen die Schriftgießer, die Xylographen, Lithographen, Photographen, die Stahl- und Kupferstecher und Drucker, die galvanoplastischen Anstalten, die Papierfabrikanten und Händler, die Maler, Coloristen, Holz- und Metallarbeiter, und endlich die Erbauer der für die Vorgenannten erforderlichen Maschinen. — Unsere vorstehenden Mittheilungen werden genügen, um einen Einblick in das so viel treibende und schaffende Element des Buchhandels zu gewinnen und seine gewaltige und weittragende Einwirkung auf andere Geschäftszweige darzuthun.

Auch der Sortimentsbuchhandel steht in Leipzig auf einer blühenden Stufe; liegt es auch in den Verhältnissen, daß sich hier nur wenige Handlungen ausschließlich mit demselben beschäftigen, so sind doch die Verbindungen derselben ausgedehnter Natur und ihr Absatz ist ziemlich bedeutend; derselbe würde ein weit größerer sein, wenn nicht, durch die Verhältnisse veranlaßt, fast jeder Verleger oder Commissionär sich mehr oder weniger mit der Lieferung von Sortiment befaßte. Man findet vielfach, namentlich bei auswärtigen Gelehrten oder Literaturfreunden, irrige Ansichten über den Leipziger Sortimentsbuchhandel verbreitet; dem Rufe unserer Vaterstadt entsprechend, glaubt man hier die großartigsten Lager der Welt vorfinden zu müssen und hofft, jedes beliebige Buch aus alter oder neuer Zeit auf denselben sofort vorräthig zu sehen. Dies ist aber nicht der Fall; abgesehen von der ein solches Ansinnen durchaus nicht rechtfertigenden Nachfrage sind die Miethen zu theuer, um größere Localitäten für diesen Zweck bereit zu halten; außerdem macht aber der Umstand, daß man den größten Theil der Bücher vom hiesigen Lager auswärtiger Verleger in kurzer Zeit haben kann, solche Lager, wie wir sie in anderen großen Städten finden, gänzlich überflüssig.

Daß der Musikalienhandel in unserem musikalischen Leipzig eine große Rolle spielt, ist leicht erklärlich. In der That hat es sich auch hierin den ersten Platz nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen musikalischen Welt erobert. Liegen uns auch keine statistischen Notizen, wie beim Buchhandel, vor, so glauben wir nach dem Urtheile Sachverständiger behaupten zu können, daß in Leipzig etwa ein Drittel aller in Deutschland erscheinenden Musikalien producirt wird. An der Spitze der hier bestehenden 29 Musikalienhandlungen steht das weltberühmte Haus der Herren Breitkopf und Härtel, das vor Kurzem sein hundertfünfzigjähriges Bestehen gefeiert hat. Der gegen 12,000 Nummern umfassende musikalische Verlag dieses Geschäfts repräsentirt eine wahre Geschichte der Musik des vorigen und laufenden Jahrhunderts, und dieses eine Geschäft hat in seinen verschiedenen Branchen ein Personal von 300 Personen aufzuweisen. Mehrere weit bekannte und geachtete Handlungen stehen der oben genannten würdig zur Seite, und als Schlußstein dieses Capitels möge die größte Notenstecherei Deutschlands — die Röder'sche Officin — Erwähnung finden. Dieselbe beschäftigt 140 Personen und stellt damit jährlich 24,000 Notenplatten her. Das jährlich verarbeitete Metall beträgt gegen 36,000 Pfund und der Papierverbrauch 400 Ballen oder 4 Millionen Musikbogen.

Es mag uns vergönnt sein, eine weitere Branche des Buchhandels, nämlich das Leipziger Antiquariatsgeschäft und das damit mehr oder weniger verbundene Auctionswesen zu besprechen. Während bis vor fünfundzwanzig Jahren fast nur eine Handlung T. O. Weigel das Monopol hatte, auf den Namen eines Antiquars im besseren Sinne Anspruch zu machen, hat sich seit jener Zeit dieser Geschäftszweig hier in einer außerordentlichen Weise ausgedehnt und es durch solide Geschäftsprincipien und Kenntniß verstanden, Leipzig auch in dieser Beziehung auf die höchste Stufe zu heben. Der größte Theil aller in Deutschland und vieler im Auslande bestehender Bibliotheken wandert, wenn die Verwerthung derselben beschlossen ist, nach Leipzig, und geht hier entweder in den Besitz eines Antiquariats über oder wird in den hiesigen Bücherauctionen für Rechnung der Besitzer versteigert.

Außer den im Leipziger Adreßbuch aufgeführten neunzehn Antiquaren, zählen wir hier jetzt sechs größere Antiquariatsgeschäfte, deren Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und geachtet sind. Jedes derselben unterhält ein bedeutendes antiquarisches Lager, und die Zahl der auf denselben befindlichen Werke dürfte sich annähernd auf eine Million Bände belaufen. Jedes derselben veröffentlicht im Laufe des Jahres eine größere oder geringere Anzahl von Katalogen, welche, streng systematisch nach Wissenschaften geordnet, ihren Lauf durch die ganze Welt nehmen und auch auf diesem Gebiete des Buchhandels ein reges Leben hervorrufen. Der Umsatz, der allein durch die Kataloge dieser 6 Handlungen erzielt wird, dürfte sich auf etwa 140,000 Thaler jährlich beziffern lassen.

Das Bücherauctionsgeschäft wird durch vier Firmen repräsentirt, welche im Jahr 1868 zwölf Auctionen abgehalten haben. In denselben wurden die Bibliotheken vieler verstorbener namhafter Gelehrten und Bücherfreunde, sowie vielfache Beiträge von Antiquaren und Verlegern versteigert. Die Summe der auf diese Weise 1868 auf den Markt gebrachten Werke beträgt 54,200, welche wir bei den vielen mehr- oder vielbändigen Werken wohl auf 200,000 Bände mit einem Erlös von etwa 50,000 Thaler veranschlagen dürfen. Gewiß eine ganz respectable Anzahl, welche den Beweis liefert, daß auch auf diesem Gebiet ein rühriges Leben herrscht.

Blieb auch auf diesem Felde das Gesammtresultat des vergangenen Jahres etwas gegen frühere Jahre zurück, so müssen wir ergänzend hinzufügen, daß schon die ersten Wochen des Jahres 1869 drei sehr bedeutende Bücherauctionen brachten, unter denen die durch die Buchhandlung von List und Francke ausgestellte und im Januar versteigerte Bibliothek des Kaisers Maximilian von Mexico obenansteht. Der Name des früheren Besitzers und sein tragisches Ende waren, abgesehen vom hohen Werth der Bibliothek

selbst, allein geeignet, ein ungewöhnliches Interesse für diese Versteigerung hervorzurufen. Engländer und Franzosen, ja sogar ein Amerikaner (ein Abgesandter der Congreß-Library in Washington) erschienen, um sich die seltenen Schätze streitig zu machen, und so konnte es nicht fehlen, daß dabei ganz außerordentliche Preise erzielt wurden.

Wir können dieses Capitel nicht verlassen, ohne der beiden Auctions-Institute für Kunstgegenstände (Drugulin und Rudolph Weigel) zu gedenken. Dieselben haben sich längst als die bedeutendsten dieser Art in Deutschland bewährt und sind auch über seine Grenzen hinaus allgemein bekannt und geachtet.

Ueberblicken wir nun noch einmal diese Zeilen, so freuen wir uns, aus jeder derselben zu erkennen, welcher Bienenfleiß, welche Rührigkeit und Thätigkeit auf allen Gebieten des Buchhandels herrscht und mit welcher Intelligenz derselbe in Leipzig betrieben wird. Leipzig zählt jetzt ungefähr 258 buchhändlerische Firmen, welche zugleich die eingehendste Vertretung von circa 3,500 auswärtigen Geschäften übernehmen. Um die damit verbundene Arbeit zu bewältigen, sind außer den Principalen gegen 270 Gehülfen, 110 Lehrlinge und mehrere hundert Markthelfer thätig, so daß man den Personalbestand des Leipziger Buchhandels auf etwa 800—900 Köpfe angeben kann.

Und nun mögen uns unsere freundlichen Leser noch einige Augenblicke nach der deutschen Buchhändlerbörse, welche namentlich zur Ostermesse ein lebhaftes Bild bietet, folgen. War es früher Sitte, daß der größte Theil der auswärtigen Buchhändler zur Ostermesse nach Leipzig kam, um in Person die vorige Jahresrechnung mit seinen Collegen zu revidiren und etwaige Differenzen auszugleichen, so geschieht dies zeitraubende Geschäft jetzt von Haus aus, und während der Messe, die jetzt eigentlich nur vom Sonntag Cantate bis zur Mittwoch darnach währt, werden alle Zahlungen durch die hiesigen Commissionäre geleistet. Der auswärtige Buchhändler, der zur Messe kommt, gewinnt dadurch Zeit, andere Geschäftsangelegenheiten zu erledigen, und der größere Theil entschließt sich zur Reise, um sich einige Tage im Kreise vieler Collegen zu erholen, alte Bekanntschaften zu erneuern, oder neue anzuknüpfen. Die vorige Ostermesse 1868 war von etwa 320 auswärtigen Buchhändlern besucht, deren Aufenthalt sich meist auf vier bis sechs Tage beschränkte und deren Hauptvereinigungspunkt der große Saal der Buchhändlerbörse war. Die Zahlungen, welche die Leipziger Commissionäre in dieser Ostermesse pro und contra geleistet haben, belaufen sich auf drei und eine halbe Million Thaler; zieht man hierbei den täglichen Baarverkehr, die Zahlungen, die an dem in jeder Woche einmal festgesetzten Börsentage geleistet, sowie die Saldo-Rückstände, welche in der Michaelismesse erledigt werden, in Betracht, so kann man wohl eine ähnliche Summe dafür in Anschlag bringen und demnach den buchhändlerischen Geldumsatz des Leipziger Platzes, der natürlich nur einen Bruchtheil des Gesammtumsatzes repräsentirt, etwa auf sieben Millionen Thaler jährlich berechnen.

Wir können aber die deutsche Buchhändlerbörse nicht verlassen, ohne noch einiger Institute zu erwähnen, welche in derselben eine Stätte gefunden haben. Es ist die Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge, welche vergangenes Jahr von 79 Schülern besucht wurde. Dieselbe ist bestimmt, die jungen Männer, welche sich dem Buchhandel widmen, wissenschaftlich fortzubilden und ihnen die für ihren Stand nöthigen theoretischen Kenntnisse beizubringen. Sie steht jetzt unter der Leitung des Herrn Dr. Bräutigam und verdankt ihm, so wie dem ihm beigegebenen Lehrerpersonale viele segensreiche und erfreuliche Resultate. Gedenken wir aber auch an dieser Stelle zweier Männer, welche sich für diese Anstalt bleibende Verdienste für alle Zeiten erworben haben. Der Erste ist der verstorbene Buchhändler Friedrich Fleischer, dessen unausgesetzter Bemühung die Anstalt großentheils ihr Entstehen verdankt, und der Zweite ist der zuerst berufene Dirigent dieser Anstalt, der nachmalige Director der hiesigen ersten Bürgerschule, Herr Dr. Paul Möbius, seit Kurzem Schulrath in Gotha, welcher die Einrichtung und erste Leitung derselben mit dankenswerthem Eifer und Erfolge übernahm. Die andere Anstalt, welche wir zu erwähnen haben, ist in praktischer Hinsicht von größter Wichtigkeit. Wir meinen die Bestellanstalt oder Geschäftspost des Leipziger Buchhandels. Dieser Anstalt übergiebt jeder Leipziger Buchhändler seine eigenen Correspondenzen, so wie die seiner Committenten und empfängt dagegen von ihr drei bis vier Mal täglich alle für ihn und seine Geschäftsfreunde bestimmten Geschäftspapiere. Da sich die Zahl derselben täglich auf durchschnittlich 60—65,000 beläuft, so kann man sich leicht einen Begriff von der daselbst herrschenden Thätigkeit machen und sich leicht vorstellen, welchen Nutzen diese außerordentlich praktische Einrichtung dem Leipziger Buchhandel gewährt.

Während in früheren Zeiten der Verleger mit seinen Novitäten zur Messe zog und sie dort an seine Collegen zu verkaufen oder zu vertauschen suchte, so finden wir jetzt im kleinen Saale der Buchhändlerbörse während der Ostermesse eine geschmackvoll arrangirte Ausstellung, auf welcher sich die wichtigsten und hervorragendsten Erscheinungen der letzten Zeit oder Proben von demnächst zu erwartenden vereinigt finden. Die Ausstellung gewährt einen interessanten Ueberblick über die deutsche und fremde Literatur der Neuzeit und wird eben so fleißig von den Buchhändlern als von dem Publicum besucht und benutzt.

Hiermit schließen wir unsere kleine Skizze über den Leipziger Buchhandel. Ist es uns gelungen, dem Leser ein zwar flüchtiges, aber doch anschauliches Bild von seinem Thun und Treiben zu entwerfen, so möge er mit uns in den Wunsch einstimmen, daß Leipzigs Buchhandel fort und fort zum Segen aller ihm Angehörenden oder ihm Nahestehenden blühen und gedeihen möge! H. F.

Am Tage nach der Schlacht.

Zur Erinnerung an den vierten Juli 1866.

Es war spät, als es andern Tags in den Bivouacs lebendig wurde. Man hatte unter Todten fest geschlafen. Nun begann das Suchen und Bestatten; furchtbare Anblicke boten sich, aber man kam darüber hinweg, die Einen durch die hohe Freudigkeit des Sieges, die Andern durch lethargische Ermattung, die Körper und Geist gefangen hielt. Noch Andere stumpften ab unter der Fülle der Eindrücke. Eine Thatsache ist es, man richtete sich ein, man machte sich's bequem; wer schreiben konnte, schrieb; mancher Tropfen fiel auf's Papier, aber — man lachte auch wieder. Ein Soldatenherz trauert nicht auf lange.

Wo Zeit und Ort es gestatteten, unter Obstbäumen, im Schatten einer Scheune, saß man beisammen und plauderte von den Erlebnissen des Tages vorher. Das Lieblingsthema waren natürlich die Heldenstücke. Hier erzählte man von einem fünfzehnjährigen Fähnrich, der, eben aus dem Cadettencorps gekommen, gerade so viel Kanonen erobert habe, als er Jahre zählte, dort von einem Tambour, der einen Oesterreicher mit seiner Trommel eingefangen, von einem andern, der nach Verlust seiner Trommelstöcke mit blutigen Fingern Sturmmarsch geschlagen, dort gar von einem ganzen Musikcorps, das, im Walde überrascht und eingeschlossen, mit Tuba und Posaune sich den Weg in's Freie gebahnt habe. Besondern Beifall fand auch Folgendes. Bei Dobalitz hielt ein Fuhrwerk hinter einem Geschütz, das seine Bespannung verloren hatte. Der Kutscher sah neugierig zu. Der Batteriechef sprengte an den Fuhrmann heran: „Spannen Sie Ihre Pferde vor's Geschütz. Rasch!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Waren Sie Soldat?" —

„Vierte Artillerie-Brigade."

„Da können Sie gleich den erschossenen Stangenreiter ersetzen."

Der Fuhrmann that, wie ihm befohlen.

An andrer Stelle ließ man das Heroische und hielt sich an's Scherzhafte.

„Wo willst Du hin mit der Gans?"

„Sie ist verwundet, Herr Leutnant, ich hab' mich ihrer blos angenommen."

Bei der 7. Division wußte man von der Jagd zu erzählen, an der plötzlich, auf zehn Minuten hin, Alles theilgenommen

image
not
available

Wer es hörte, dem traten die Thränen in die Augen, bei diesem Zeugniß von Selbstverleugnung.

Auch im Schlosse von Horenowes war ein Lazareth. Hier lag Oberst v. Zychlinski, für den sein Muster-Bursche einen mächtigen Topf Rahm in einem Versteck entdeckt hatte. Als der Rahm den Obersten erquickt hatte, trat Pastor Besser aus Waldenburg den Rahmtopf wie eine Erbschaft an. Freund und Feind wurden mit diesem Leckerbissen gespeist und ein österreichischer Hauptmann vom Regiment Mecklenburg, der beim „preußischen Erbsenwerfen“, wie er sich ausdrückte, zwei Kugeln in den Arm erhalten hatte, erklärte ein Mal über das andere, daß ihm in der „ganzen verflixten Campagne“ nichts so geschmeckt habe wie dieser Topf Rahm. — Aber solcher heiteren Bilder waren nicht viele. Der Major Noak de Hunyad vom Regiment Sachsen-Meiningen, ein Serbe von Geburt und nur leicht verwundet, eilte durch alle Gänge des Schlosses und rief nach einem Geistlichen: „ein Unterofficier seines Regiments sei am Sterben“. Endlich fand er, was er suchte. Ein lutherischer Geistlicher trat an das Lager des griechisch-katholischen Szegediners und reichte ihm das Abendmahl. — Um dieselbe Stunde wurden Gefangene in den Schloßhof gebracht, elf an der Zahl. Sie hatten vom Saum des Swiep-Waldes aus auf eine unserer Patrouillen geschossen und waren umstellt und aufgehoben worden. Bei mehreren fanden sich Patronen in den Rocktaschen, bei einem alten Graukopf einige Dutzend Zündnadel-Patronen im Aermel. Einer war mit dem noch warmen Gewehrlaufe in der Hand gefaßt worden; die anderen hatten die Gewehre fortgeworfen.

Wahrscheinlich waren diese elf Strolche (vier von ihnen sollen später gehängt worden sein) ein Bruchtheil jener Bande, die in der Nacht vom dritten auf den vierten auf dem ganzen Schlachtfelde, namentlich aber im Hola- und Swiep-Walde, die Todten geplündert und — es muß gesagt sein — viele von den Verwundeten elendiglich gemordet hat, um auch sie dann als Todte ausrauben zu können. Es ist nur allzu beglaubigt, daß Cannibalen-Thaten aller Art geschehen sind, Thaten, unter denen die Geschichte vom abgeschnittenen Finger, um den Ring leichter abstreifen zu können, zu den harmloseren zählt. Von dem Schrecklichsten mag der Schleier ungelüftet bleiben. Nur Folgendes finde Platz hier:

Ein Officier schreibt: „Ich hatte am 4. Juli du jour und mußte das Schlachtfeld passiren. Ganze Reihen lagen todt neben den Gewehren, stürmend von den Kartätschen niedergerissen; daneben die Trophäen unseres Sieges, Waffen, Gewehre, Pulverwagen, Kanonen. Auf einer derselben stand mit Kreide: ‚Diese Kanone habe ich erobert. Gottlieb Janke.‘ Darunter hatte ein Anderer geschrieben: ‚Das ist nicht wahr; ich nahm sie. K. Hencke.‘ Doch ich will Dir von Anderem erzählen. Wir kamen in ein Gehölz, das zwischen den drei Dörfern Cistowes, Benatek und Maslowed liegt (der Swiep-Wald). Hier hatte der Kampf am meisten gewüthet; eine Menge todter Oesterreicher lagen unter und über einander, etwas entfernter sahen wir Gesindel, das beschäftigt schien, die Leichen zu plündern. Um sie wie Raubvögel zu verscheuchen, schossen wir unsere Revolver ab. Und wirklich, sie verschwanden oder schienen zu verschwinden. In demselben Augenblick, wer beschreibt unser Erstaunen! erhoben sich wohl zwanzig von den Todtgeglaubten, streckten uns flehend ihre Arme entgegen und baten mit schwacher Stimme um Wasser. Das Wenige, was wir bei uns hatten, war bald verbraucht. Ich versprach einem österreichischen Oberst, der vorn am Gehölz lag, sobald als möglich mit Wasser und einem Arzt wiederzukommen, und ritt nach dem nächsten Dorf. Aber wo hier Hülfe hernehmen! Endlich glückte es, aber wohl zwei Stunden mochten vergangen sein. Als wir in den Wald zurückkamen, erkannten wir den Platz kaum wieder. Die Oesterreicher alle geplündert, ohne die Uniformen lagen sie da, keiner regte sich mehr. Ich trat heran und rief: ‚Hier ist Wasser, Wasser!‘ Alles vergeblich, still blieben sie. Den österreichischen Obersten konnte ich unter den Todten nicht mehr herausfinden. Entsetzt verließen wir den Wald.“*

Vom Swiep-Walde aus wandten wir uns nach Chlum, um hier unsere Wanderung zu schließen. Es wird erzählt: „General Herwarth v. Bittenfeld sei am 4. früh von Problus nach Chlum hinüber geritten; seine Söhne standen in der Garde; sein Vaterherz wollte wissen, wie's ‚drüben‘ abgelaufen sei. Als er von Rosberitz nach Chlum hinaufritt, hielt er an, sah in den Hohlweg hinein und sagte dann kopfschüttelnd: ‚Das geht über Problus.‘ Und — es ging über Problus!“

Ein Feldgeistlicher schreibt: „Welch ein Anblick wartete unser hier, als wir endlich Chlum erreichten! Gleich am Ausgange des Dorfes, in einem Hohlwege, begegneten wir den Hufspuren des ‚rothen Pferdes‘, von dem die Apokalypse spricht. Schritt vor Schritt wuchsen die Würgezeichen. Unsere Ponies scheuten — ein todtes Pferd lag am Wege, dort wieder eins, daneben noch die Leiche eines Reiters, eines österreichischen Ulanen, der seinen Säbel in erstarrter Faust hielt. Auf beiden Seiten des Weges, dessen lehmiger Boden reichlich roth gefärbt war (ein anderer Bericht sagt: ‚Wie ein rother Bach kam es den Hohlweg herunter‘), zwischen zertrümmerten Wagen und Kanonen, lagen Haufen von Todten. Die schönen großen Leute vom ersten und dritten Garde-Regiment, Garde-Füsiliere vom Bataillon Waldersee, Braunsberger Jäger und Füsiliere vom zweiten Garde-Regiment deckten hier mit ihren Leibern die Wahlstatt. . . . So kamen wir bis auf den Kirchhof. Welch' grellen Mißton gab heute der Name ‚Friedhof‘! Jedes Grab eine Würgebank!“

In der Chlumer Kirche, deren Thurm und Dach von mehreren Granaten getroffen war, lagen die Verwundeten in so dichten Schichten, daß man mit äußerster Behutsamkeit zwischenhin gehen mußte, um keinen zu verletzen. Auf dem Altarplatz ruhte, in seinen Feldmantel gehüllt, General v. Hiller; auf dem edlen Angesicht hatte der Tod die Freundlichkeit, die ihn im Leben kennzeichnete, nicht ausgelöscht, sondern verklärt. Neben ihm lag Major v. Reuß. Mancher von den Verstümmelten sah auf die Todten und seufzte vor sich hin: „Wär' ich erst so weit!“ Gebete wurden gesprochen; deutsch, polnisch, böhmisch, ungarisch klang es laut und leise durcheinander. In der Sacristan-Wohnung neben der Kirche lagen in einem Zimmer zwei preußische Officiere, Lieutenant v. Pape, vom zweiten Garde- und Hauptmann v. Braun vom 43. Regiment, beide dem Tode nahe. Lieutenant v. Pape, mitten durch die Leber geschossen, litt schwer; keine Lage zur Linderung seiner Schmerzen war ihm zu verschaffen. „Ach, es geht auch so nicht!“ klagte er mit erlöschender Stimme. Er fühlte, wie es um ihn stand. Hauptmann v. Braun, durch die Lunge getroffen, lechzte nach einem Trunk Selterwasser. Und doch gab es kaum Wasser in Chlum. Die Brunnen waren theils ausgeschöpft, theils absichtlich (in unglaublicher Verblendung von Seiten unserer Feinde) verschüttet und verunreinigt. Mit vieler Mühe mußte das Wasser von dem am Fuß des Dorfes gelegenen Teiche heraufgeholt werden. Kam dann ein frischer Trunk, so streckte Alles die Hände aus: „Geistlicher Herr, i bitt', mir auch, mir auch, i bitt'!“

Am vierten Juli Abends war Begräbniß auf der „Höhe von Chlum“, an selbiger Stelle, auf welcher der Sieg des vorhergehenden Tages zur Entscheidung gebracht worden war. Der Platz bot eine weite Umschau über den größten Theil des weiten Schlachtfeldes. Neben dem für General v. Hiller bestimmten Grabe waren noch neun andere Gräber aufgeworfen, welche die Leichen der übrigen gefallenen Officiere der ersten Garde-Division aufnehmen sollten. Die Mehrzahl derselben, in Folge eines mißverstandenen Befehls, war aber schon an der Kirche von Chlum bestattet worden. Nur Obristlieutenant v. Helldorf fand neben v. Hiller seine Ruhestätte. Unweit der Gräber war ein großer Theil der erbeuteten Geschütze aufgefahren. Der König, um seinen gefallenen General auch im Tode noch zu ehren, war aus dem zwei Stunden entfernten Hauptquartier zur Beerdigung herbeigekommen; auch die Prinzen wohnten der Feier bei. Die Officiere der Division waren vollzählig erschienen. Divisionsprediger Rogge trat an die Gräber und sprach über den Text: „Die Edelsten in

* Auch Thaten christlicher Liebe kamen vor; leider wohl nur sehr vereinzelt. Wir geben ein solches Beispiel. Zwischen Ober Dohalitz und Dohalitzka lag ein 49er, vergessen, unter unsäglichen Schmerzen, kein lebendes Wesen in der Nähe. „Schon glaubte ich mich dem Tode nahe (so erzählt er selbst), als ein junges Mädchen erschien, einen großen Weinkrug in der Hand, und mir zu trinken gab; dann holte sie Wasser und wusch und verband meine Wunden. Wie hab' ich's da empfunden: ‚Und Gott sandte seine Engel!‘“ — Der Name dieses heldenmüthigen Mädchens, die noch viele Andere in gleicher Weise erquickte, war Josefka Kalina, eine Czechin. — Uebrigens sei gleich bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, daß es sehr fraglich ist, ob die Schlachtfeld-Geier blos böhmisches Gesindel waren. Viele Gerüchte sprechen von „Marodeurs“, und mannigfache Anzeichen liegen vor, daß unserer eigenen Armee seltsame Gestalten folgten. Man hat diesem Punkt ernste Aufmerksamkeit gewidmet.

Israel sind auf deiner Höhe erschlagen. Wie sind die Helden gefallen!" Mit sichtlicher Bewegung, nach beendigter Feier, warf der König seine Handvoll Erde in die beiden Gräber; dann hieß es: „Legt hoch an!" und die Kugeln pfiffen über die Todten hin.

Am andern Tage begrub Oberst v. Pape seinen einzigen Sohn. An der Nordseite der Kirche von Chlum war ihm von seinen Cameraden die letzte Ruhestätte bereitet. Die Gruft war mit grünen Zweigen und Laub ausgelegt; in vier Soldatenmäntel eingehüllt, wurde der Dahingegangene in dieselbe niedergelassen. Die Regimentsmusik blies den Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", und zum Schluß: „Wie sie so sanft ruhn". Der Geistliche, der die Feier leitete, schreibt: „Da hab' ich gesehn, wie stark der Christenglaube macht. Wohl mochte des Vaters Herz aus vielen Wunden bluten, als er den Sohn hier in fremder Erde zurücklassen mußte, aber er blieb standhaft und fest, und als die Feier geendet und das Grab geschlossen war, wandte er sich an die um dasselbe versammelten Officiere seines Regiments mit den Worten: ‚Meine Herren, das liegt hinter uns, wir aber gehen vorwärts mit Gott für König und Vaterland'."

Auf dem weiten Felde hin überall ein Begraben, meist still, in großen Gräbern, ohne Sang und Klang, kaum daß die Liebe der Cameraden Zeit fand, ein schlichtes, namenloses Kreuz aufzurichten. Aber auch ihnen, den Namenlosen, schlägt dankbar unser Herz.

Am fünften Juli brach die Armee auf, um südwärts zu marschiren. Die Arbeit war gethan; die Verwundeten hatten ihr Lager, die Todten ihr Grab. Freilich nicht alle; es waren ihrer zu viele; noch am achten war das Feld nicht völlig klar.* Ein Officier vom vierten Corps, der an genanntem Tage von Nedelist aus, wo er ein Commando hatte, einen Ritt über das Schlachtfeld machte, hat uns folgende Schilderung gegeben:

„Verflossenen Sonntag ließ ich mein Pferd satteln, die ‚Bella', die Ihr kennt, um einmal ganz allein das Schauerliche des Schlachtfeldes zu sehen. Das war jedenfalls für mich an diesem Tage das Beste; ich hatte nichts um mich her als meinen Burschen und einen großen schwarzen Jagdhund, das Geschenk eines sterbenden österreichischen Officiers. Die untergehende Sonne warf bereits ihre letzten Strahlen auf das Feld, als ich aus Nedelist herausritt, und der kühle Abendwind trieb mir den Leichen- und Blutgeruch entgegen. Einen nicht an diesen Geruch Gewöhnten würde eine Ohnmacht angekommen sein; ich kannt' ihn schon und ritt weiter, um nach Chlum und Sadowa zu gelangen, wo die Hauptschlacht geschlagen worden war. — Todtenstille herrschte ringsum, welche nur manchmal durch die Unruhe meines Pferdes und Hundes unterbrochen wurde. Beide vertrugen den scharfen Blutgeruch nicht; sobald wir an eine Stelle kamen, wo ein Verwundeter gelegen hatte, schnaufte Bella mit weit geöffneten Nüstern und stampfte mit den Hufen auf den Boden, der Hund ging in großen Kreisen um die bezeichnete Stelle herum und heulte fürchterlich. Erst nach einer Aufmunterung mit den Sporen ging das Pferd ruhig über Alles hinweg und jagte endlich eine Lerche auf, die zwar singend in die Höhe stieg, aber einen Gesang anstimmte, wie ich ihn sonst bei Lerchen nie gehört habe. Es klagte mehr, als es schmetterte. Dieser Vogel war seit mehreren Tagen der erste, der mir zu Gesicht kam, denn während des Schlachtenlärms hatten sich die freundlichen Sänger entfernt. Ohne ein gewisses Ziel zu verfolgen, ritt ich weiter und gelangte zu einer Muttergottesstatue. Ach, welch ein trauriges Schauspiel bot sich hier dar! Um sie herum lagen zwanzig Todte, einige mit halbgeöffneten gebrochenen Augen, die nach dem Muttergottesbilde hin gerichtet waren. Andere hielten Rosenkränze und Crucifixe in den Händen; sie hatten wahrscheinlich bis zu ihrem Ableben gebetet; nur Einer hatte ein Spiel Karten vor sich liegen, von denen er eine krampfhaft in der erstarrten Hand hielt. An den Leichen zeigten sich die verschiedenartigsten Wunden. Einem Jäger hatte die Kugel den ganzen Hinterkopf weggerissen. Jedenfalls sind an dieser Statue mehrere gefallen, und andere Verunglückte sind zu ihnen gekrochen, um daselbst ihr Leben zu beschließen. Ich sprang vom Pferde und kniete nieder, um für die Todten zu beten.

Ueber Westar und Sweti ritt ich zurück. Dicht bei Sweti auf einer hochgelegenen Stelle, wo eine Batterie gestanden haben mochte, ragte eine Wischerstange auf. An die Stange lehnte sich ein österreichischer Artillerist wie schlafend; unter jeden Arm hatte man ihm eine Kugel geschoben. Wie ein Schatten stand das Ganze an dem immer dunkler werdenden Himmel. Es erschütterte mich tief. Ich nahm das Bild mit in meinen Traum."

Th. Fontane.

* Die böhmischen Dorfbewohner weigerten sich zum Theil, beim Grabmachen behülflich zu sein, und murrten auf czechisch vor sich hin: „Wen die Preußen todt geschossen haben, den mögen sie auch begraben." Mehr als einmal bequemten sie sich in der That erst, als eine Section vorgetreten und das Commando gegeben war: „Fertig zum Feuern!" Das half jedes Mal und auch die Nationalsten verstanden dann deutsch. (Daß die besseren czechischen Classen uns im Allgemeinen günstiger gesinnt waren als die Deutsch-Böhmen, diese Thatsache wird durch solche Einzelvorkommnisse nicht tangirt.)

Schiller und Margarethe Schwan.

Von J. Leyser.

An einem Sommerabend des Jahres 1784 sah man zu Mannheim in einem jener stattlichen Häuser, welche den Paradeplatz umsäumen, eine ausgesuchte Gesellschaft versammelt, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Declamation eines jungen Mannes lauschte, der einige Scenen aus seinem neuesten Drama: „Louise Millerin" vortrug. Der jugendliche Dichter mit dem gesenkten, sinnenden Haupte und den glänzenden Augen, mit der hohen, weiten Stirn, auf welcher ewige Gedanken zu thronen schienen, es ist Friedrich Schiller, dessen Locken bereits die ersten Lorbeeren des entzückten Vaterlandes schmückten. In seiner Nähe gewahren wir den Herrn des Hauses: der Mann mit den feingeschnittenen, geistreichen Zügen ist Schiller's treuer Freund und Verleger seiner ersten Schriften, der Buchhändler und kurfürstliche Hofkammerrath Christian Friedrich Schwan, selbst thätiger Schriftsteller, von Lessing und Wieland, von Herder und Goethe hoch geachtet. Und von jenen beiden Frauengestalten, vor Kurzem erst aufgeblüht zu wunderbarer Schönheit, die an des Dichters Lippen hängen, ist die Eine Schwan's älteste Tochter, Anna Margarethe, auf deren Namen durch ihr Verhältniß zu Schiller ein Strahl der Dichtkunst gefallen ist; die Andere die vertraute Freundin Margarethens, die reizende, talentvolle Schauspielerin Fräulein Ziegler, die als „Louise" in „Cabale und Liebe" und als „Leonore" in „Fiesco" mächtig alle Zuhörer ergriff und von der ein Zeitgenosse schreibt: „Nie habe ich solche Accente wieder gehört, noch die Melodie der Liebe, wie sie in Fiesco's Gattin von diesen Lippen tönte." Und dort jene feine Gestalt von etwas aristokratischer Haltung, doch mit mildem, angenehmem Ausdruck auf dem Angesicht, es ist der Begründer und Intendant der berühmten Mannheimer Bühne, Wolfgang Heribert Reichsfreiherr v. Dalberg; an seiner Seite bemerken wir einen der größten Schauspieler, auch als dramatischer Schriftsteller berühmt, August Wilhelm Iffland. —

Unsere Leser kennen jene tragische Wendung in Schiller's Leben, die den ehemaligen Regimentsmedicus zu Stuttgart der Heimath entrückt und nach der freundlichen Neckarstadt verschlagen hat.

Im April 1781 war der Druck der „Räuber" begonnen worden. Um dem Werke eine größere Verbreitung zu sichern, schrieb Schiller noch vor beendigtem Druck an Schwan, dem er zugleich die sieben ersten fertigen Bogen überschickte. Voll Enthusiasmus lief Schwan, wie er in einem Brief an Schiller sich ausdrückt, sogleich zu Dalberg und las ihm das Bruchstück „brühwarm" vor. Dalberg forderte nun den Dichter auf, sein Stück für die Mannheimer Bühne zu bearbeiten, und so wurde es denn mit verschiedenen Abänderungen, gegen die Schiller vergebens sich sträubte, in dessen Gegenwart am dreizehnten Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Auch zur zweiten Aufführung der „Räuber" (am fünfundzwanzigsten Mai) war er ohne Urlaub nach Mannheim gereist, bekam Arrest und fiel in die Ungnade seines Landesherrn. Aber je drückender seine Lage wurde, desto mehr

regte sich sein Freiheitstrotz. Während das allgemeine Interesse den Festlichkeiten sich zuwandte, die auf dem Lustschloß Solitude zum Empfange des Großfürsten Paul von Rußland stattfanden, war Schiller unbemerkt mit seinem getreuen Streicher entflohen.

Es liegt unserer Aufgabe fern, diesen dritten Aufenthalt Schiller's zu Mannheim und Oggersheim zu schildern sammt der Noth, mit welcher er dort kämpfte, und den niederschmetternden Täuschungen, die er durch Dalberg erfuhr. Unter den Wenigen, die damals dem unglücklichen Dichter treu zur Seite standen, befand sich Schwan. Hatte Dalberg den „Fiesco" als unbrauchbar zurückgewiesen: Schwan, in gerechter Bewunderung der Tragödie, übernahm den Druck derselben; das hierfür gewährte Honorar reichte hin, die Wirthshausschuld zu Oggersheim zu decken und die Kosten zur Reise nach Bauerbach bei Meiningen, wo eine edle Dame, die Freifrau v. Wolzogen, dem Dichter die Ruhe eines einsamen Aufenthaltes anbot, zu bestreiten.

Was die Beziehungen Schiller's zur Familie Schwan während dieses Zeitraums betrifft, so fließen die Quellen hier äußerst spärlich. Doch können wir einen Schluß ziehen aus einem Briefe Schiller's an Schwan (Bauerbach, den achten December 1782), worin es heißt: „Bei meiner neulichen schnellen und heimlichen Abreise war es mir unmöglich, von Ihnen, mein bester Freund, Abschied nehmen zu können. Ich thue es jetzt und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme an meinen Schicksalen den aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen, und so unangenehme Erfahrungen mir dabei aufstießen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger weniger Freunde genug schadlos gehalten." Wir entnehmen es ferner aus einem Brief, den Schiller's Vater an demselben Tage von Solitude an Schwan richtete: „Ew. Hochedelgeboren" — so heißt es darin — „haben meinem Sohne, dem Dr. Schiller, so ausnehmend viele Freundschaft erwiesen, daß ich mich höchst verbunden erachte, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank dafür abzustatten, mit dem eifrigsten Wunsch und der gehorsamsten Bitte, daß es Ihnen gefällig sein möchte, diesen jungen Mann auch fernerhin Ihrer schätzbaren Gewogenheit empfohlen sein zu lassen."

Zu Bauerbach, auf seiner „literarischen Wartburg", sollte Schiller nicht allzu lange in poetische Entwürfe sich vertiefen. Es war eine Sirenenstimme, schreibt Streicher, die ihn nach Mannheim zurückrief, die schmeichelnde, verlockende Stimme Dalberg's; und so schied er nach siebenmonatlichem Aufenthalte von seiner Wohlthäterin. Am achtundzwanzigsten Juli 1783 treffen wir ihn wiederum zu Mannheim, wo er eine anmuthige Wohnung neben dem Schloßplatz bezog. Zum Umgange war ihm neben dem Dalberg'schen das Schwan'sche Haus am liebsten. „Die Frauenzimmer" — schreibt er am dreizehnten November an Fr. v. Wolzogen — „bedeuten hier sehr wenig und die Schwanin ist beinahe die Einzige, eine Schauspielerin ausgenommen," (er meint hier die frühverstorbene Karoline Ziegler) „die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige Andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umganges gar nicht zuwider ist." Wie ein Gebild aus Himmelshöhen trat die siebenzehnjährige, liebenswürdige und geistvolle Margarethe Schwan dem empfänglichen Dichter entgegen und verdrängte schnell die Neigung, die eben erst für Charlotte v. Wolzogen in seinem Herzen zu keimen begonnen hatte.

Margarethe Schwan war, wie Frau von Wolzogen berichtet, damals, in ihrem siebenzehnten Jahre, ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geist, der sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen.

Die Züge ihres Bildes, das noch heute die Familie Götz zu Mannheim aufbewahrt, sind nicht ohne einen Anflug von Stolz und von Strenge.* Margarethe war gewöhnlich zugegen, wenn Schiller ihrem Vater das Neueste, was er gedichtet, verlas; allmählich mischte das Herz sich mit ein, und schon bezeichnete die öffentliche Stimme Margarethen als Schiller's Verlobte. Gleichwohl kam es nicht zu einem entscheidenden Schritte, selbst damals nicht, als Schiller's Verhältniß zur Mannheimer Bühne immer mehr sich löste und er sich bereits anschickte, einer Einladung Körner's nach Leipzig zu folgen.

Es war ein düsterer Märzabend, als der Dichter schweren Herzens Margarethen die Hand zum Abschied reichte, die in all ihrer Lieblichkeit und voll inniger Rührung vor dem Scheidenden stand und ihn nicht entließ ohne ein freundliches Andenken. Mit dem Frühroth des nächsten Morgens warf Schiller der Neckarstadt die letzten Scheidegrüße zu. Er hat Mannheim nicht wieder gesehen.

„Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen!
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen! . . ."

Am 17. April 1785 war Schiller zu Leipzig angekommen und schon acht Tage darnach hielt er bei Schwan um die Hand seiner Tochter an. Nachdem er in dem betreffenden Briefe zuerst seine Reise nach Leipzig und seine dortigen Bekanntschaften geschildert, fährt er also weiter: „Hier bin ich Willens, sehr fleißig zu sein, an dem ‚Carlos' und der ‚Thalia' zu arbeiten, und was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören sein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet oder entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore studirt, soll ich das jetzt nicht um so mehr können? — Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen. — Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie Beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein. Ich fühle es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigt; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben sollen, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltner zu besuchen und in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an Anderer Glück Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich setze nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer Tochter ein glänzenderes Schicksal verschaffen können, als ich in diesem Augenblick ihr versprechen kann, aber ich leugne, daß ein anderes Herz ihrer würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Was war der Erfolg dieser Werbung? Die Biographen

* Ein wohlgelungenes Bild Margarethens, ihres Vaters, der Karoline Ziegler und Anderer, nebst einer Anzahl interessanter Autographen findet der Leser in dem 1858 zu Mannheim erschienenen Prachtwerk von Götz: „Geliebte Schatten" — ein Buch, das die wohlverdiente weitere Verbreitung nicht gefunden zu haben scheint.

Schiller's bemerken ziemlich übereinstimmend: Schwan, ohne auch nur die Tochter mit Schiller's Antrag bekannt zu machen, habe seine Ablehnung in die mildere Form gekleidet, daß der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller passe. Wir sind in der Lage, diese Angabe berichtigen zu können. Zwar, es mag auf Wahrheit beruhen, was Caroline von Wolzogen in Schiller's Leben erzählt (I, 206), daß Schwan gegen den von ihm hochgeschätzten Dichter offen seine Bedenken aussprach, ob die Eigenthümlichkeit seines Mädchens sie zur Gattin des Bewerbers geeignet mache, und auch darin hälte Schwan nur als Freund gehandelt; aber im letzten Grunde war doch der Sachverhalt ein anderer. Am Rande des Schiller'schen Originalbriefes,* den noch heute die Familie Götz zu Mannheim aufbewahrt, steht nämlich, von Schwan eigenhändig geschrieben, folgende Bemerkung: „Laura in Schiller's **Resignation** ist Niemand anders als meine älteste Tochter; ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schiller, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben."

Suchen wir das Räthsel zu lösen. Ein Dreifaches ist es, das wir hier in's Auge fassen müssen. Einmal bemerken wir ursprünglich bei Schiller, wie bei anderen genialen Naturen, eine gewisse Abneigung gegen die Ehe, eine Abneigung, die sich sträubt, das hochgespannte Geistes- und Gefühlsleben des Genius an eine endliche Leidenschaft zu verpfänden. Als Schiller von dem Componisten Zumsteeg, der sich eben verheirathet hatte, aufgefordert wurde, diesem Beispiel zu folgen, antwortete er demselben: „Laß mich mein Schicksal trotz des warmen Blutes, das in meinen Adern strömen mag, allein tragen. . . . Du weißt ja, daß ich über diesen Gegenstand auf meine eigene Art philosophire."

Zum Zweiten tritt aber nun an diesen hoch- und stillschwebenden Idealismus die ernüchternde Wirklichkeit heran, die dem Ideale feind ist. Das Junggesellenleben, ohne Ordnung, ohne weibliche Fürsorge, erfüllte Schiller mit Ueberdruß. „Einsam, ohne Führung" — klagt er gegen Reinwald — „muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen . . . tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung." Aus dieser Stimmung erwächst dann die Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten einer behaglichen Häuslichkeit, die nöthigenfalls selbst die Poesie dranzugeben bereit ist. So begreifen wir's, wenn Schiller 30. Mai 1783 an seine Freundin nach Bauerbach schreibt:

* Ein Facsimile desselben findet sich in dem erwähnten Buche „Geliebte Schatten".

Margarethe Schwan.
Nach dem im Besitz der Frau Götz in Mannheim befindlichen Originalgemälde.

„Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich und ich schicke Ihnen meine dichterischen Lorbeeren in dem nächsten Boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragische Muse als eine Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!"

Zum Dritten endlich darf man wohl behaupten, daß der damalige Schiller, dessen Jugend in Sturm und Drang dahinfloß, der selber so unzufrieden war mit den Frauengestalten seiner ersten Tramen, den Werth und die Anmuth einer schönen weiblichen Seele noch nicht genugsam zu würdigen verstand. „Mädchenherzen", sang er damals,

„Mädchenherzen sind so gern
Näschen zum Verirren;
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren.

Hundert werden aufgethan,
Neunundneunzig trügen;
Aber nur in Einer kann
Die Juwele liegen."

„Es ist sonderbar," schrieb er an Körner, „ich liebe die herzlich empfindende Natur, und jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug." Und in einem andern Briefe an denselben Freund: „Mein Herz ist ganz frei; ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte: ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt." Um nur an einem Beispiel zu zeigen, wie Schiller diese Theorie der ‚Vertheilung' geübt hat: zu Mannheim ist Margaretha Schwan die eigentliche, unbestrittene Herzenskönigin; zu gleicher Zeit tritt er in ein vertrautes Verhältniß mit Charlotte Kalb, der schönen geistreichen Titanide mit den großen Augen und dem großen Herzen, die mit der ganzen feurigen Gluth ihrer gequälten Seele den Dichter an sich heranzieht; im Frühling desselben Jahres reist er mit Iffland nach Frankfurt, um der Aufführung des „Fiesco" beizuwohnen, und verliert sein Herz an die gefeierte Schauspielerin Sophie Albrecht. Und am achtzehnten Januar des nächsten Jahres begleitet er zu Mannheim die begabte und reizende Schauspielerin Katharina Baumann nach Hause und drückt ihr sein Miniaturbild in die Hand. Und was vielleicht am wunderbarsten erscheinen muß: keines dieser zahlreichen Verhältnisse hat eine lyrische Blüthe getrieben, wie sie aus Goethe's Herzen so reich und duftig hervorbrachen; keines hat auch nur ein Lied geweckt in des Dichters Brust!

Wir fassen unsere Erörterung zusammen, indem wir sagen: es war nicht ein tiefes Bedürfniß des Herzens, das Schiller bestimmt hat, um Margarethens Hand zu werben, es war vielmehr

die Sehnsucht nach einer sorgenfreien Existenz. Als nun Schwan's Antwort eintraf, da war Schiller's höchster Wunsch in Erfüllung gegangen: Körner's Freundschaft gewährte ihm jene Freiheit von irdischer Noth und vom Druck der Verhältnisse, die das Feuer der jugendlichen Dichterseele so frühe gedämpft hatten. An die Rückkehr zur Medicin, die auch in keinem Falle so ernstlich gemeint war, mochte er jetzt nicht mehr denken, damit zerrann aber auch der schöne Traum einer Verbindung mit Margarethen vor seinen Augen. In der ländlichen Abgeschiedenheit des Dorfes Gohlis suchte er seinen Schmerz über gescheiterte Hoffnungen zu überwinden.

Aus den düsteren Betrachtungen jener Tage ging das vielbewunderte Gedicht „Resignation“ hervor, in welchem der Dichter mit aller Schärfe den Gedanken ausführt, daß die Hoffnung auf einen Lohn im andern Leben nur ein beglückendes Phantom sei, indem die Hoffnung ihren Lohn ebensowohl in sich trage wie der Genuß. Schiller selbst hat jede Andeutung über die Veranlassung dieses Gedichtes, das er übrigens nicht als sein eigenes Glaubensbekenntniß, sondern nur als eine Aufwallung der Leidenschaft betrachtet wissen wollte, geflissentlich vermieden; und wenn nun Schwan, sein vertrauter Freund, mit aller Bestimmtheit erklärt, daß sich dasselbe auf das Verhältniß zu seiner Tochter Margaretha beziehe, so haben wir um so weniger Grund, diese Angabe zu bezweifeln, als Nichts einer solchen Annahme entgegensteht, weder die Zeit der Entstehung der ergreifenden Dichtung, noch auch die leidenschaftliche Aufregung jener Tage, in denen Schiller mit dem Theater, mit Dalberg und den Schauspielern immer mehr zerfiel, in denen die Leidenschaft der Frau von Kalb ihn beängstigte, statt ihn zu erheben, während seine Schuldenlast immer drückender wurde und die Huldigungen, die man von allen Seiten dem Geist und der Schönheit Margarethens entgegenbrachte, mit allen Qualen der Eifersucht ihn erfüllten.

Dem Schwan'schen Hause hat übrigens Schiller stets ein freundliches Andenken bewahrt. Als im nächsten Jahre Schwan mit seinen beiden Töchtern nach Leipzig reiste, empfing sie Schiller zu Meißen und begleitete sie dort wie in Dresden auf die freundlichste Weise. Noch am 2. Mai 1788 schreibt er an Schwan: „Glauben Sie, daß Ihr Gedächtniß in meinem Gemüth unauslöschlich lebt und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs, durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden. . . . Im Wieland'schen Hause wird mir oft und viel von Ihrer ältesten Tochter erzählt, sie hat sich da in wenigen Tagen sehr lieb und werth gemacht. Also steh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene.“ An Margaretha selbst hat Schiller nie geschrieben. Das Schweigen des Dichters, dem sie eine warme Zuneigung bewahrte, hat schwer auf ihrer Seele gelastet. Noch einmal sah sie ihn 1793 zu Heidelberg, als er mit seiner jungen Frau nach Schwaben reiste, ein Wiedersehen, das beide auf das Tiefste bewegte; Lotte von Lengefeld fand die einstmalige Nebenbuhlerin höchst liebenswürdig. So weit reichen meine Quellen über Schiller's Verhältniß zu Margaretha Schwan.

Die Biographen Schiller's berichten übereinstimmend, Margaretha Schwan sei in ihrem sechsunddreißigsten Lebensjahr gestorben an den Folgen einer Niederkunft. Auch diese Angabe ist falsch. Margaretha ist unvermählt geblieben. Am 27. Januar 1796 ward sie neben ihrer Mutter zur Ruhe gebettet, erst neunundzwanzig Jahre alt.

„Schwalben ziehen, Blätter fallen,
So zerfließt der Liebe Traum.“

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Der Portugiese trat dicht an die Bank heran und bog sich zu dem jungen Mädchen nieder.

„Sie machen es nicht besser als die Leute da drüben, Gräfin,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sie lassen sich durch die rauschende Musik betäuben und vergessen, daß der Gewittersturm in seinen Anfängen bereits durch die Wipfel fährt.“ . . . Er hielt inne. . . . „Wollen Sie wirklich abwarten, bis der Regen niederstürzt?“ fuhr er dringender fort, nachdem er vergeblich auf einen Laut von ihren Lippen gewartet.

„Ich kann nicht gehen, ohne wenigstens Frau von Herbeck zu benachrichtigen,“ entgegnete sie. „Sie würde mich jedenfalls auslachen, wollte ich ihr den Grund angeben — Sie sehen selbst, man glaubt allgemein nicht an einen Ausbruch des Gewitters.“

Sie wandte den Kopf nur ein wenig seitwärts nach ihm hin — ihre Augen blieben gesenkt. Fast ohne es selbst zu wissen, vermied sie jede Bewegung, welche die Aufmerksamkeit der lebhaft plaudernden Gouvernante auf sich ziehen konnte — mehr instinctmäßig suchte sie zu verhindern, daß das mißtrauische, gehässige Auge der kleinen, fetten Frau auf den Mann falle, der mit so tief beklommener Stimme zu ihr sprach.

Er streckte den Arm aus und deutete hinüber nach dem Fürsten, der in der Nähe des einen Büffets saß. Der Minister stand vor Serenissimus und hielt ein volles Glas in der Hand. Seine Excellenz war von einer so auffallend übersprudelnden Lebendigkeit, daß man in diesen Gesten, in dem lächelnden Mienenspiel vergebens nach der eisernen Maske des Diplomaten suchte. Er brachte wahrscheinlich einen Toast voll Witz und Laune aus, der nur für das Ohr Seiner Durchlaucht und einiger danebenstehenden Cavaliere berechnet war — der kleine, auserwählte Kreis lachte, und unter dem Austausch verständnißvoller Blicke stieß man die Gläser aneinander.

„Sie haben Recht, dort will man nicht an das Gewitter glauben, das in den Lüften hängt,“ sagte der Portugiese gepreßt; „aber es werden Blitze niederfahren —“ er unterbrach sich und bog sein Gesicht abermals so tief zu der jungen Dame nieder, daß sie seinen Athem leicht an ihre Wange hinstreifen fühlte. „Gräfin, kehren Sie nach Ihrem stillen Greinsfeld zurück!“ flüsterte er weich und bittend. „Ich weiß es, die schweren Wolken da oben haben auch einen Blitz für Sie!“

Das klang dunkel, wie eine Prophezeiung. . . . Welche Widersprüche enthielt das Benehmen des seltsamen Mannes! Er betonte fast bei jedem Begegnen die Feindseligkeit ihr gegenüber — und doch hatte er sie vor dem Sturz in die Steinbrüche bewahrt, und jetzt mochte er sie vor dem Ausbruch des Wetters unter das schützende Dach ihres Heim retten. . . . Und warum gerade sie? . . . Dort tauchte ja eben das rothe Käppchen auf. . . . Ah, der schöne, braune Lockenkopf brauchte nicht so viel Zeit zur Flucht — das Waldhaus war so nahe, man rettete „sein Kleinod“ im Augenblick der Gefahr unter das Dach des eigenen Heim's! . . . Eine unsägliche, niegefühlte Bitterkeit erfüllte ihr Herz!

„Ich werde es machen, wie die Anderen, und ruhig hier bleiben,“ versetzte sie finster, mit fast harter Stimme. „Hat das Wetter da oben wirklich einen Blitz für mich, so habe ich auch den Muth, ihn zu erwarten.“

Sie fühlte, wie die Banklehne unter seiner Hand erzitterte.

„Ich glaubte, ich spräche zu der Dame, die gestern willig an meiner Hand geschritten ist,“ sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen — Gisela meinte eine tiefe Gereiztheit aus diesen unsicheren Tönen heraus zu hören. „An sie wende ich mich, trotz der mir eben widerfahrenen entschiedenen Zurückweisung, noch einmal. . . . Gräfin, es ist das letzte Mal, daß ich neben Ihnen stehe — binnen einer Stunde werden Sie wissen, daß ich ein grausamer Gegner bin —“

„Ich weiß es bereits.“

„Sie wissen es nicht, wenn Sie diese Anklage auch noch so bitter hinwerfen. . . . Ich bin ein schlechter Schauspieler gewesen — ich habe meine Rolle vergriffen, vergessen. . . . Und nun, wo die Hand den Dolchstoß ausführen muß, zittert sie. . . . Ich kann nur noch einmal sagen: „Fliehen Sie, Gräfin!““

Jetzt wandte sie sich um, und die heißen Augen hefteten sich fest, aber mit einem herzzerreißenden Blick auf das Gesicht des unerbittlichen Warners.

„Nein, ich gehe nicht!“ stieß sie bebend hervor, während es wie ein irres Lächeln um ihren kleinen, fieberisch zuckenden Mund glitt. „Sie haben die Rolle des Verachtenden nicht schneidend genug durchgeführt, sagen Sie, mein Herr! . . . Ich kann Ihnen aber zu Ihrer Beruhigung versichern, daß diese Verachtung gefühlt worden ist. . . . Ich gehe nicht! . . . Stoßen Sie nur zu! . . .

Ich habe in wenigen Tagen leiden gelernt — ich weiß nur zu gut, was Seelenschmerzen sind! . . . Sie selbst haben mich bereits an die Dolchstiche gewöhnt — Sie sollen sehen, ich lächle dazu!"

„Gisela!"

Wie ein Aufschrei kam der Name von seinen Lippen. Er ergriff mit beiden Händen das Haar, das golden über ihre Schultern wogte, und preßte mit einer leidenschaftlichen Bewegung sein Gesicht hinein.

Dieser eine Moment verwandelte die majestätisch düstere Erscheinung des Mannes, als brause der prophezeite Gewittersturm droben in den Wipfeln auch bewältigend über sie hin.

„Sie haben mich schwach gesehen, und nun will ich es auch ganz sein," sagte er, den Kopf langsam hebend, indem das Haar seinen Händen entglitt. „Man sagt, durch die Seele des Ertrinkenden ziehen im letzten Augenblick noch einmal alle Wonnen und Schmerzen seines ganzen Lebens — ich stehe auch vor einem entscheidenden letzten Augenblick, und da mag es noch einmal auftauchen, was die Wonne und Qual meines Lebens ist."

Er neigte sich wieder tief über das Mädchengesicht, das sich ihm in athemlosem Aufhorchen voll zuwandte — man hätte meinen können, Puls- und Herzschlag stehe still unter dieser regungslosen Spannung der Seele. . . . Oliveira's Blick suchte in unverhohlener Leidenschaft die Augen des jungen Mädchens.

„Und nun sehen Sie mich noch einmal so an, wie gestern, da wir neben dem Abgrund standen," fuhr er fort. „Für lange, namenlose Leiden nur diese eine glückliche Secunde! . . . Gräfin, mein Leben im Süden war ein wildbewegtes, ein Leben voller Kämpfe und gefährlicher Abenteuer. Ich suchte im Ringen mit den Elementen und mit den wilden Bestien des Waldes das Aufschreien eines inneren Schmerzes zu ersticken. . . . Ich bin den Tigern und Bären nachgegangen, habe ihnen, mit dem unbezähmbaren Wunsch, sie zu tödten, Tag und Nacht aufgelauert — ich kenne das Behagen der Mordlust einem überlegenen Feind gegenüber — nie aber habe ich den Muth gehabt, ein Reh niederzuschießen — ich fürchtete die Seele in seinem brechenden Auge!" . . .

Er schwieg. Ein beglücktes Lächeln spielte um seinen schöngeschwungenen Mund — die zwei Mädchenaugen sahen ja mit dem heißgewünschten Ausdruck hingebender Zärtlichkeit unverwandt zu ihm empor. . . . Ein tiefes Aufathmen hob seine breite Brust, das Lächeln erlosch — er strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen himmlischen, verlockenden Traum wegwischen. Dann fuhr er mit tonloser Stimme fort: „Ich bin berufen, verschwiegene Sünden an das Licht zu ziehen, einen überlegenen Feind, eine Geißel der Menschheit anzugreifen und zu vernichten — aber das Schicksal zeigt auch gebieterisch auf ein armes Reh mit seinen unschuldigen Augen, auf ein liebliches Geschöpf, das meine erste und einzige, meine unsterbliche Liebe ist, und fordert: ‚Du sollst es mit eigener Hand verletzen, es soll schmerzlich leiden durch dich!' Gisela," flüsterte er in ausströmender Zärtlichkeit dicht an ihrem Ohr, „ich habe vor dem Waldhause Ihre Beschuldigung des Jähzornes schweigend hingenommen — es war etwas Anderes — ich konnte es nicht ertragen, daß die Arme des Knaben mein Heiligthum, die vergötterte Gestalt, umschlangen, die ich nie berühren durfte — ich habe in den Steinbrüchen unter tausend Schmerzen der Entsagung Ihre kleinen Hände weggestoßen, während meine ganze Seele mit verzehrender Sehnsucht darnach verlangte, Sie nur ein einziges Mal an mein Herz zu ziehen — ich habe noch vor wenig Augenblicken dort drüben, in Ihrem Anblick verloren, gestanden, von dem berauschenden Gedanken fast überwältigt, Sie in meine Arme nehmen und hinüber in mein einsames Haus retten zu dürfen. . . . Das sind Gedanken und Wünsche, die an Wahnwitz streifen — ihre Vermessenheit wird grausam genug gestraft — ich weiß ja nur zu sicher, daß Sie mich binnen einer Stunde von sich stoßen werden als einen Vandalen, der Ihre Heiligenbilder in den Staub gerissen hat!" . . .

„Ich werde Sie nie von mir stoßen — das weiß ich. — Soll ich durch Sie leiden, so mag es geschehen. . . . Und wenn die ganze Welt Sie um deswillen mit Steinen bewirft — ich werde nicht einmal einen anklagenden Blick für Sie haben."

Sie schob sanftlächelnd, während Thränen in den aufstrahlenden braunen Augen funkelten, ihre kleine Hand durch das Gitter der Banklehne und hielt sie ihm hin — er sah es nicht, er hatte das Gesicht in beiden Händen vergraben. Als sie wieder niedersanken, war sein Gesicht so fahl und blutleer, daß es aus dem dunklen Gebüsch förmlich gespensterhaft hervorleuchtete; aber er trug auch wieder das frühere feste Gepräge einer finsteren Entschlossenheit.

„Gräfin, seien Sie hart gegen mich!" sagte er ruhiger. „Nicht diese holde Sanftmuth — ich kann sie nicht ertragen. . . . Das, was ich unter allen Umständen thun muß, erscheint ihr gegenüber nur um so teuflischer. . . . Ich habe Sie vorhin vor einem unvermeidlichen Blitz gewarnt — ich kann ihn nicht von Ihrem Haupt abwenden, aber ich will auch nicht, daß er Sie unvorbereitet, unter allen jenen Gesichtern dort trifft. . . . Kehren Sie nach Greinsfeld zurück. . . . Gehen Sie und — vergessen Sie mich, der ich verurtheilt war, Ihren Weg auf eine so furchtbare Weise zu kreuzen. . . . Und nun, leben Sie wohl — für alle Zeiten!"

Sie sprang auf.

„Gehen Sie nicht!" rief sie. „Ich kann nicht hart sein! . . . Ich will mit Ihnen sterben, wenn es sein muß!" . . .

Bei diesen herzerschütternden Tönen wandte er sich jäh um — mit einer fast wilden Geberde streckte er die Arme nach ihr aus, als wolle er sie in der That erfassen und in sein einsames Haus retten — aber auch eben so schnell ließ er die Arme wieder sinken. Gleich darauf war sein todtenbleiches Gesicht im Gebüsch verschwunden.

Dagegen fühlte sich die junge Dame plötzlich von rückwärts ergriffen, und zwei Arme preßten sich wie ein Schraubstock um ihre zarte Taille. . . . Frau von Herbeck war durch die heftige Bewegung ihrer Schutzbefohlenen aus ihrem immer interessanter und lauter werdenden Zwiegespräch aufgerüttelt worden.

„Um Gotteswillen, Gräfin, haben Sie eine Vision? . . . Was ist Ihnen?" rief sie mit allen Zeichen heftigster Alteration in den Zügen.

Auch ihre Freundin war herzugesprungen und nahm besorgt die Hände des jungen Mädchens zwischen die ihren.

„Nichts — lassen Sie mich!" stieß Gisela heraus und wand sich los.

Frau von Herbeck's zweiter erschrockener Blick galt den Excellenzen — sie athmete erleichtert auf — dort hatte Niemand das auffallende Gebahren der jungen Gräfin, das ihr selbst ein unlösliches Räthsel blieb, bemerkt. Man amüsirte sich vortrefflich — der Champagner war ausgezeichnet, und die Laune des Durchlauchtigsten Festgebers eine durchaus rosenfarbene.

28.

Ohne auf die beschwörenden Bitten der Gouvernante zu achten, die durchaus wissen wollte, was „ihren Liebling" so sehr erschreckt habe, setzte sich Gisela wieder auf die Bank.

. . . Nein, sie ging nicht! . . . So viel hatte sie aus seinen dunklen Reden verstanden, er wollte hier einen überlegenen Feind angreifen. . . . Was er auch vorhatte, wer auch der Feind sein mochte, sie ließ den geliebten Mann nicht allein in einem Augenblick, wo vielleicht alle diese Menschen dort drohend und feindselig ihm gegenüberstanden. . . . Sie war ja nun auf den niederfahrenden Blitzstrahl vorbereitet, sie wollte ihn hinnehmen, ohne mit den Wimpern zu zucken; welche Schrecknisse er ihr auch zeigen mochte, nach den folternden Schmerzen, die sie jetzt erduldete, konnte nichts Schlimmeres kommen. . . . Er wußte jetzt, wie er geliebt wurde, er hatte ihr ein Bekenntniß zugeflüstert, das ihr einen ganzen Himmel voll Glückseligkeit erschloß — und dennoch hatte er sich von ihr losgerissen um einer dunklen Macht willen, die ihre ewige Trennung heischte. . . . Sie wollte dieser Macht in's Auge sehen — sie wollte wissen, ob es wirklich eine Gewalt auf Erden gebe, die zwei in innigster Liebe verbundene Herzen auseinander reißen durfte.

Das lange, rauschende, endlos scheinende Musikstück schloß mit einigen schmetternden Accorden. Man verließ die geplünderten Büffets; auch der Fürst erhob sich und schritt in Begleitung des Ministers über die Wiese.

„Mein Herr von Oliveira," sagte er sehr heiter zu dem Portugiesen, der plötzlich in seiner Nähe zwischen zwei Eichen hervortrat, „Sie erscheinen sehr pünktlich; aber schelten muß ich Sie doch, daß Sie meinen vortrefflichen Champagner nicht besser zu würdigen wissen — ich habe Sie nicht unter meinen Gästen gesehen. . . . Ist Ihnen übel? . . . Sie sehen bleich, fast möchte ich sagen, alterirt aus, wenn es nicht absurd wäre, sich einen Hercules, wie Sie, nervenerschüttert zu denken."

Ein Windstoß fuhr in diesem Augenblick rauschend durch die Eichenblätter und bog die Flammen der Fackeln tief seitwärts.

„Ach, es scheint wahrhaftig Ernst zu werden!“ rief Serenissimus verdrießlich. „Ich werde Sie wohl bitten müssen, lieber Baron, mir für den Rest des Festes Ihren Saal einzuräumen — die jungen Leute dürfen doch nicht um ihren ‚Tanz‘ kommen!“

Der Minister berief sofort einen Lakaien zu sich und schickte ihn mit den nöthigen Befehlen nach dem weißen Schlosse.

„Ein halbes Stündchen Zeit wird uns ja wohl der Isegrimm in den Lüften noch lassen,“ meinte der Fürst lächelnd zu den Damen, die sich um ihn schaarten. „Ich bin der Ansicht, daß die Erzählung des Herrn von Oliveira inmitten der Waldbäume und unter drohenden Wetterwolken weit mehr pikanten Reiz erhalten wird, als im wohlgeschützten Ballsaale — Sie haben das Wort, Herr von Oliveira!“

Serenissimus ließ sich unweit der Büste des Prinzen Heinrich nieder. Mit vielem Geräusch und abermals laut aufbrausender Fröhlichkeit wurden Stühle und Bänke herbeigetragen; ein weiter Kreis formirte sich um den Fürsten — noch einige Minuten schwirrten die Stimmen durcheinander, rauschten die Seidenroben und klapperten die zusammenrückenden Stühle — dann wurde es plötzlich so erwartungsvoll still, daß man das Knistern der Fackeln hören konnte.

Der Portugiese hatte sich mit verschränkten Armen an die Rothbuche gelehnt, welche die Büste des Prinzen Heinrich beschattete. Die unruhigen Lichter spielten über sein Gesicht hin — es schien vollkommen unbewegt, wenn auch noch die Blässe der „Alteration“ auf seinen braunen Wangen lag.

In diesem Moment erhob sich auch Gisela; sie schritt unbemerkt am Saum des Waldes hin und blieb neben einem mit Geschirr beladenen Tisch stehen, auf welchem noch der Kasten mit Oliveira's Juwelen stand. . . . Obgleich sie lautlos unter den einen tiefen Schatten werfenden Aesten hingeglitten war — der Portugiese hatte sie doch gesehen — er konnte eine tiefe Bewegung in seinen Zügen nicht ganz verbergen; ein heißer, angstvoll bittender Blick flog zu ihr hinüber. Sie lächelte ihm zu und stützte die Hand fest auf den Tisch — das süße Lächeln, die ganze Gestalt mit dem hochgetragenen Haupt waren beseelt von dem Gedanken: „Mag kommen, was da will! Ich bin stark und muthig und halte unerschütterlich zu dir, den ich liebe!“

Oliveira wandte sein Gesicht von ihr weg; dann hob er mit lauter, fester Stimme an: „Der vorige Besitzer des Papageien war ein Deutscher. Er hat mir die seltsame Geschichte mitgetheilt, und ihn will ich selbst reden lassen:

„Ich war Arzt bei Dom Enriquez, einem Mann von bizarrem Charakter, der sich auf ein einsames Schloß zurückgezogen hatte und im glühenden Haß gegen seine Anverwandten schwelgte, weil sie ihn, wie er meinte, nicht verstanden. . . . Nicht weit von diesem Schlosse lebte die Frau Marquise, ein Wunder von Schönheit, eine Aspasia an Geist und Anmuth. Sie verstand die Wunderlichkeiten des Dom Enriquez vortrefflich und gab ihnen öffentlich und wiederholt die Bezeichnung, mit denen er sie insgeheim, in den tiefsten Tiefen seiner Seele selbst belegte: die Originalität und die Genialität. . . . Sie hatte wundervolles, bernsteingelbes Haar — lächelnd und unvermerkt knüpfte sie die goldenen Fäden aneinander, und aus den millionenfachen wunderfeinen Fädchen und Knötchen wurde ein Netz, welches Dom Enriquez weit strenger von der Welt schied, als die dicken Mauern seines einsamen Schlosses. Er konnte nicht mehr leben ohne die funkelnden, schwarzen Augen der schönen Freundin; und dafür, daß sie ihn so vortrefflich verstand, wußte er keine andere Belohnung, als daß er ihr all' sein Hab und Gut zu Füßen legte — er verstieß testamentarisch seine ihn nicht verstehende Familie und machte das Wunder von Schönheit, die geistvolle Aspasia zu seiner Universalerbin.‘“

Er hielt inne und wandte den Kopf jäh seitwärts — der Tisch mit dem Geschirr klirrte — Gisela hatte jetzt beide Hände auf die Platte gestemmt und starrte mit aschbleichem Gesicht zu ihm hinüber — sobald aber sein Blick sie berührte, raffte sie sich auf und zwang die bebenden Lippen zu einem schwachen Lächeln.

„‚Aber die schöne Aspasia hatte auch Untiefen in ihrer Seele, die sie nicht immer vollständig zu verbergen vermochte,‘“ fuhr der Portugiese mit leicht vibrirender Stimme fort, „‚und Dom Enriquez, der bei all' seinen Eigenthümlichkeiten ein durchaus edler, ehrlicher Charakter war, fand im Lauf der Zeit hie und da Gelegenheit, einen schaudernden Blick hineinzuwerfen. . . . Auf diese Erkenntniß folgten Zerwürfnisse, die oft bedenklich an den Grundvesten des Testaments rüttelten. . . . Die Frau Marquise mißachtete trotzig diese bedrohlichen Anzeichen, sie vertraute ihrem hinreißenden Zauber, und dann — hatte sie manchen guten Freund in der Umgebung des Dom Enriquez.‘“

Der Blick des Erzählers glitt vollkommen ruhig über die gespannten Gesichter der lautlos aufhorchenden Menge — er glitt auch über die schlaffen Augenlider des Mannes, der neben dem Fürsten saß — sie hoben sich nur einen Moment, wie vom Blitz berührt, und ein teuflischer Strahl zuckte nach dem Portugiesen hinüber — dann sanken sie wieder, ohne daß sich auch nur ein Muskel des grünlich angehauchten Gesichts bewegte.

„‚Die Frau Marquise gab einst ein brillantes Fest in ihrem Schlosse,‘“ erzählte Oliveira weiter. „‚Dom Enriquez war nicht zugegen — wohl aber wurde der schönen Aspasia, während sie wie eine Fee im prachtvollen Maskencostüm durch ihre Säle rauschte, kurz vor Mitternacht zugeraunt, der ferne Freund liege im Verscheiden. Halb sinnlos vor Angst und Schrecken warf sie sich in einen Wagen und fuhr allein, die Pferde mit eigener Hand lenkend, in die grausigste Sturmnacht hinein, um eine halbe Million zu retten.‘“ —

„Sie war allein, mein Herr?“ rief Gisela mit halberstickter Stimme und streckte dem Portugiesen unterbrechend die Hand entgegen.

„Sie war allein.“

„Hatte sie keine Tochter, die sie begleitete?“

„Die Tochter blieb auf dem Maskenball zurück,“ sagte plötzlich eine tiefe, harte Stimme dumpf, halblaut hinter ihr — der alte Soldat stand im Gebüsch und hob in scheinbar harmloser Geschäftigkeit, aber mit triumphirend lodernden Augen den Juwelenkasten vom Tisch, um ihn fortzutragen.

Gleichzeitig fühlte Gisela ihre Hand ergriffen — fünf eisige Finger umklammerten sie mit schmerzhaftem Druck; der Minister stand neben ihr.

„Was soll das heißen, mein Kind, daß Du das reizende Märchen des Herrn dort unterbrichst? . . . Kannst Du die Gewohnheiten der Kinderstube durchaus nicht abschütteln?“ schalt er mit lauter Stimme; aber diese Stimme hatte einen schauerlichen Klang, es war, als concentrire der Mann noch einmal allen Uebermuth, allen Trotz, alle die gefährlichen Eigenschaften, mit denen er bisher eisern geherrscht, in diesen Lauten. . . . Er hatte, wenn auch vielleicht nur mit halbem Ohr, die nicht laut gesprochene Antwort des alten Soldaten aufgefangen — er rügte sie mit keinem Wort, wohl aber deutete er gebieterisch nach der Richtung des Waldhauses — der alte Mann entfernte sich hohnlächelnd.

Der Minister hielt die Hand seiner Stieftochter fest und zwang sie, ihm zu folgen. Er warf, indem er mit ihr über die Wiese schritt, einen lächelnden, bedeutungsvollen Blick über den betroffen schweigenden Kreis, als wolle er sagen: „Da seht Ihr nun, was für ein exaltirtes, unberechenbares Geschöpf sie ist!“

„Den Schluß, den Schluß, Herr von Oliveira!“ rief die Gräfin Schliersen dringend, während Seine Excellenz das todtenbleiche junge Mädchen zwischen sich und seine Gemahlin placirte. „Ich habe bereits einen Regentropfen auf der Hand gespürt — sind wir erst im Ballsaale, dann ist das jedenfalls sehr pikante Ende Ihres — Märchens für uns verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Liebesgabe (unsere Illustration auf S. 421) ist ein hessisches Dorfbildchen von einem californischen Künstler: Toby Rosenthal aus San Francisco. Nennt derselbe auch Californien seine Heimath, so würde das obige Bild allein schon seine deutsche Abkunft verrathen, auch wenn sein Name einer andern als der deutschen Sprache angehören könnte. Rosenthal, dessen deutsche Eltern nach der Zeit von 1848 den heimathlichen Boden verlassen mußten, verlebte die ersten Jugendjahre in den Goldminen Californiens in der allergrößten Einfachheit. Sein Aufenthalt war gewiß wenig geeignet, ihn dem Künstlerberufe entgegenzuführen. Zum Jüngling herangereift, sah er sich von dem ihm innewohnenden Talente nach Europa getrieben; er kam nach München und bat hier in gebrochenem Deutsch um Aufnahme in die Malerakademie. Man wies ihn etwas schroff in die Gewerbschule, Rosenthal fand jedoch ein Unterkommen in der Kunstschule Raupp's, aus der schon viele junge Künstler hervorgegangen sind. Gelegentlich einer Excursion, die er mit seinem Lehrer nach Oberhessen unternahm, machte er die Studien zu dem vorliegenden Bilde, welches ihm ohne Weiteres die Aufnahme in Piloty's Atelier verschaffte. Das Original geht in die amerikanische Heimath des jungen Künstlers. Möge ihm noch recht Vieles zu Ehren seiner neuen, wie der alten Heimath gelingen!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 28. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Geschichtliche Erzählung aus dem [illegible]

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

2.

Wilderich ging in der That am andern Tage, als ob er danach sehen wollte. Er war am Morgen ungewöhnlich früh aufgestanden, aber zuerst war er in die Mühle gegangen, mit dem Gevatter Wölfle zu reden. — Margarethe hatte gesehen, daß mehrere fremde Männer die Schlucht heraufgekommen und sich ebenfalls in die Mühle begeben hatten — der Müller hatte seine Räder gestellt, als ob er Wichtigeres heute zu thun habe, als seine alten Steine sich umschwingen zu lassen — Margarethe schüttelte den Kopf über dies Treiben, aber sie war gewöhnt, daß man ihr ein Hehl daraus machte, und so plauderte sie ihren Aerger nur gegen den kleinen Leopold aus, der ihr von der Wiese am Bach gelbe Blumen des Löwenzahns zutrug, aus dem sie ihm eine Kette um den Hals machen mußte. Als Wilderich aus der Mühle zurückkam, nahm er erregt, wie es schien, und hastig ein Frühstück ein, dann warf er die Büchse um, pfiff seinem Hunde und schritt davon, die Schlucht hinauf.

Eine halbe Stunde später sah er die Steinbrücke von Haus Goschenwald vor sich. Der alte Schösser saß zwar nicht mehr auf der Brustwehr, aber er lag in seiner rothen Uniform und mit einer hohen weißen Zipfelmütze auf dem gelbgrauen runzligen Haupte in einem offenen Fenster des Thorbaus, über dem Einfahrtsthor; so blickte er Wilderich entgegen, ohne sich zu rühren, nickte auch nicht mit dem Kopfe, als dieser die Hand grüßend an seine Mütze legte — wenn er auch nicht mehr starr und steif wie ein Steinbild auf der Brücke saß, versteinert schien der alte Mann doch.

Wenn man durch das gewölbte Thor im Vorbau auf den Hof von Goschenwald kam, so hatte man rechts das Haupthaus und vor sich einen im rechten Winkel vorspringenden Flügel; von diesem nach dem Vorbau hin schloß links eine niedrige gezinnte Mauer den Hof, über welche man fort in das enge waldbewachsene Thal und den Weiher im tiefsten Grunde blickte, in die stille, grüne, menschenleere Waldwelt.

Mitten im Hofe stand eine Linde und unfern ein Ziehbrunnen mit seinem Eisenrade zwischen zwei Steinpfeilern; der Brunnen mußte sehr tief sein, da Goschenwald auf halber Berghöhe lag und das ganze Thal beherrschte. Dicht unter der Linde, die weithin ihre niederhängenden Zweige ausbreitete und den Boden umher mit ihren grauen beflügelten Blüthen bedeckt hatte, stand eine Bank, und auf dieser Bank saß ein junges Mädchen in einem dunkelgrünen Kleide, unter dem nach der Mode der Zeit ein graues Unterkleid hervorblickte; ihre Brust war mit einem weißen geblümten Tuche umhüllt, das auf dem Rücken zu einem Knoten zusammengeschlungen war; um ihr Haupt wallten frei die dichten braunen Locken. So saß sie da, das Kinn auf die Hand gestützt und in das Thal vor ihr hinabschauend — ein grober grauer Strickstrumpf, mit dem sie beschäftigt gewesen sein mußte, lag in ihrem Schooße.

Wilderich fixirte sie überrascht, als er näher kam — war das in der That — ja, sie war es, dies schöne rosig-bleiche Antlitz konnte keinen Doppelgänger haben — es war die Nonne von gestern!

Ein eigenthümliches Gefühl von Befriedigung war es, womit Wilderich die Wandlung bemerkte, die aus der Nonne ein junges Mädchen, anscheinend des wohlhabenden Bürgerstandes, gemacht; — es war auffallend, daß sie so geeilt, das fromme kirchliche Gewand abzuthun; für den jungen Forstmann freilich konnte es ganz dasselbe sein, ob er sie nun so oder so sah; und doch flößte der Anblick ihm eine warme, wohlthuende Empfindung in's Herz.

Als er auf sie zutrat, fühlte er sich tief erröthen, und dem Blicke, den sie groß und ruhig auf ihm haften ließ, ein wenig unsicher begegnend, aber mit der Verbeugung eines weltgewandten Mannes, sagte er:

„Ich hoffe, Demoiselle, Sie finden mich nicht zudringlich; meine Waldstreiferei führte mich in die Nähe und die Hoffnung, zu erfahren, daß Ihre Fußreise Sie nicht zu sehr ermüdet und angegriffen habe, bis hierher.“ …

„Ich danke Ihnen,“ versetzte sie freundlich, aber sehr ernst, „wie Sie sehen, bin ich wohl; ich danke Ihnen für die große Gefälligkeit, welche Sie mir gestern bewiesen, und die ich nicht hätte annehmen sollen, da Sie einen so weiten Weg bis zu Ihrem Hause zurückzumachen hatten. Aber ich wußte nicht, wie weit …“

„Sie kannten den Weg nicht, freilich, und es wäre ja unverzeihlich von mir gewesen, hätte ich es Ihnen überlassen, sich den Weg selber zu suchen. Darum reden wir nicht von Dank. …“

Wilderich schwieg. Sein Auge haftete auf dem Antlitze des jungen Mädchens, das einen so unbeschreiblichen Zauber auf ihn ausübte; unter dem Einfluß dieses Zaubers, der ihm eigenthümlich die Gedanken verwirrte, wußte er nicht, wie er den abreißenden Faden des Gesprächs wieder anknüpfe.

„Es freut mich,“ stotterte er endlich, „daß Sie hier wohl aufgehoben sind … der Herr Schösser hat sicherlich …“

„Der Herr Schösser," fiel sie ein, „hat endlich den Brief der Aebtissin gelesen und mir die besten Zimmer dort oben" — sie deutete auf den vorspringenden Flügel des Baus — „eingeräumt; er spricht zwar nur mit den Augen, der Herr Schösser, aber er scheint ein friedlicher, wohlmeinender Herr; auch ist er nicht so abgeneigt, auf eine Frage eine Antwort zu geben, wie es scheint. Man muß ihn nur dabei, die Haushälterin hat es mir verrathen, Eure Gestrengen nennen. Die Zimmer sind recht wohl erhalten, sie haben eine hübsche Aussicht, und ich bin durchaus nicht unzufrieden, sie mit meiner Zelle vertauscht zu haben. . . ."

„Und diese Tracht, die so viel kleidsamer und, wenn ich es zu sagen mir herausnehmen darf, so viel passender für die Demoiselle ist, mit dem schwarzen Habit ... in welchem ich mich gar nicht recht Sie anzureden getraute!"

Sie nickte lächelnd.

„Ich war nur Novize, oder auch das nicht einmal so recht im Kloster," sagte sie, „. . . ich trug das schwarze Habit wie eine Art Verhüllung, und ich habe es abgelegt, da es doch nur eine Entweihung desselben wäre, wenn ich es hier vor den Leuten beibehalten und so Parade mit einem frommen und sehr ernsten Berufe gemacht hätte, der meiner Seele ganz fremd ist, für den ich gar nicht würdig genug bin. Es ist sicherlich nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen heute so verwandelt und verweltlicht erscheine — nein, nur Ehrlichkeit!"

Sie sah ihn dabei mit Augen an, aus denen diese Ehrlichkeit hervorleuchtete.

Wilderich gerieth immer tiefer in den Zauberbann dieser Augen, er kam sich dabei, weil er nichts zu antworten, nichts Sinniges oder Kluges vorzubringen wußte und das Roth der Verlegenheit auf seinen Wangen brennen fühlte, entsetzlich hölzern und täppisch vor; er suchte nach einem Schluß der Unterredung und mochte sich doch auch von der Stelle, wo er stand, nicht losreißen.

„Die Kloster-Tracht," sagte er nach einer Weile, „würde Sie vielleicht doch besser geschützt haben, wenn der Sturm hier in unsern Waldbergen losbricht."

„Der Sturm? Sie meinen?"

„Ich meine den Kampf, der sich hier in der Stille vorbereitet. Ich darf es Ihnen ja sagen. Sie wissen, daß die Franzosen oben im Lande zurückgeworfen sind; eine zweite Schlacht, vielleicht in der Gegend von Würzburg, wird, hoffentlich ihre Macht völlig brechen und sie zwingen, sich durch die Wälder hier auf den Rhein zurückzuziehen. In diesen Wäldern aber werden sie alsdann vernichtet werden."

„Mein Gott, Sie sprechen das so bestimmt aus — Sie glauben, der Erzherzog Karl wird sie hier auf dem Rückzuge angreifen. . . ."

„Nicht das. Der Erzherzog Karl wird mit seiner Armee für die Waidmänner des Spessart der Treiber sein, der sie ihnen wie ein gehetztes Wild in den Schuß treibt! Wir sind bereit und gerüstet, sie zu empfangen. Es ist Alles vorbereitet. Wir haben im Stillen für Waffen gesorgt, die Männer im Gebrauch derselben geübt, die Anführer und Rotten aufgestellt, die Punkte, wo die Angriffe erfolgen sollen, bestimmt — warten Sie ein paar Tage, und Sie werden auch hier in Goschenwald hören können, wie's drüben in den Thälern, wodurch die Straßen ziehen, knattern und knallen wird . . ."

„Mein Gott, was sagen Sie mir da!" rief das junge Mädchen erschrocken, „und das soll hier unter meinen Augen vorgehn?"

„Hier — schwerlich! Seien Sie darüber beruhigt! Goschenwald liegt in gerader Linie fast eine Stunde von der Heerstraße entfernt. Sie werden höchstens die Jäger sehn, nichts von der — Jagd!"

„Das ist aber doch fürchterlich . . . und Sie, Sie selbst?" versetzte sie, indem sie in das von dem Ausdrucke wilden Muthes und der Kampfeslust glühende Antlitz Wilderich's blickte.

„Ich selbst — ich bin Waidmann — im Spessart angestellt; durch mein Revier zieht ein gutes Stück der Rückzugslinie des Feindes; möchten Sie da meine Büchse feiern sehn?"

Sie antwortete nicht. Ihre Züge waren bleicher geworden.

„Schrecklich ist es aber doch," sagte sie dann, mit dem Ausdruck der Angst zu Wilderich aufblickend, „es hat mich so entsetzt, daß ich noch in dieser Stunde wieder aufbrechen und mich weiter flüchten möchte! — Aber wohin, wohin? Ich weiß keinen Winkel auf Erden, der mich aufnähme, wenn ich diesen hier verließe, keinen Winkel, keine Stätte! O mein Gott!" setzte sie halb wie für sich und den Blick von Wilderich abwendend, um mit ihm in die Ferne hinauszuschweifen, hinzu, „ich bin ja nun einmal verlassen von Allen, verlassen und verloren! So muß es denn über mich kommen, ich muß es überstehen, so gut es zu überstehen ist!"

„Es thut mir leid," versetzte Wilderich bewegt, „daß es Sie so erschreckt, so zittern macht. Hätt' ich's Ihnen lieber nicht verrathen, wie wir's bis heute verborgen gehalten vor aller Welt, außer denen, die's anging, die den nöthigen Haß im Herzen, die nöthige Kraft in den Muskeln und Sehnen haben, um zu helfen, mit einem heiligen Wetterschlage in das böse Volk, das unser Vaterland höhnt, beschimpft, ausraubt und zertritt, zu fahren! Doch ich dachte, Ihnen dürft' ich's sagen; mir ist, als dürft' ich eben Ihnen Alles sagen, Ihnen müßt' ich Alles sagen . . . und dann, dann, dachte ich, seien Sie vorbereitet und ängstigten sich nicht, wenn Sie wüßten, daß Alles wohlgeordnet, Alles vorgesehen ist; daß nicht tollkühne Menschen sich um Sie her leichtsinnig in den Untergang stürzen, sondern daß ein überdachter Plan das entschieden eingreifende Handeln des Volkes regelt. Das Volk will zeigen, daß es auch die Waffe zu handhaben versteht und alte Schmach zu rächen weiß, und daß, so viel man auch gethan, seine Kraft, seinen Muth, sein Selbstbewußtsein in dem Modersumpf unsres Reichswesens zu ersticken, diese Kraft doch noch lebendig ist und zu siegen weiß, wenn man ihr nur Raum läßt, sich zu offenbaren. Um das an den Tag legen zu können, hat es sich aber vorgesehen, damit es nicht bei dieser Erhebung eine klägliche Rolle spiele und zum Spotte Derer werde, welche es verachten. Es hat seine Maßregeln dawider getroffen. Es wird kein Kinderspiel werden, sondern ein ernstes Stück Arbeit. Aber fürchten Sie Nichts . . . es wäre nicht wohlgethan, wenn Sie drum diesen Aufenthalt verlassen wollten, falls Sie so allein stehen in der Welt, wie Sie sagen —"

„Das thu' ich," versetzte das junge Mädchen, zu Boden blickend, „allein, ganz allein!"

„Das ist ein hartes Loos," erwiderte Wilderich weich und mit gedämpfter Stimme. „Für ein junges Mädchen doppelt, obwohl es auch die Seele eines Mannes wunddrücken kann, wenn er sich sagen muß: Du bist allein in der Welt, die Deinen sind alle dahin, sind todt, du selbst bist wie ein loses Blatt in diese Thalschlucht, in diese Berge, in diese Welt hineingeweht, ohne daß du weißt, was dich eigentlich dahinbringt; ohne daß das Bewußtsein des Fremdseins in dieser Welt für dich aufhört; ohne daß sich Fäden spinnen zwischen ihr und deinem Gemüth, die dir endlich das Gefühl, eine Heimath zu haben, gäben; ohne daß die alte quälende Empfindung der Herzensleerheit ein Ende fände, und das ewige schmerzliche Träumen von einem Glück, das irgendwo jenseits der grünen Bergwaldkämme im Ost oder im West für dich existiren müsse, je aufhörte . . ."

„Und ist's Ihnen so zu Muthe — Ihnen — hier?" fragte lebhaft das junge Mädchen.

„So ist's," sagte er. „Ich bin fremd hierher gekommen, seit wenigen Monden. Ich bin zu Hause in der Unterpfalz, aus der Gegend von Zweibrücken. Da ist nun Alles französisch drüben. Mein Vater war Forstmeister dort, ein alter Mann, gichtgelähmt, ich durfte ihn nicht verlassen — so hielt ich's aus — ich sollte sein Nachfolger werden und versah den Dienst für ihn schon seit mehreren Jahren; ich hielt es aus trotz der neuen Wirthschaft dort; als aber mein Vater gestorben, da hielt mich nichts mehr zurück, ich gab meine Stellung und Aussicht auf, und der Kurfürst von Mainz, der jetzt in Aschaffenburg sitzt, gab mir ein vernachlässigtes Revier, sein entlegenstes — dieses hier!"

Das junge Mädchen sah ihn an, ohne zu antworten.

„Sie klagen mit Unrecht," sagte sie dann nach einer Weile, „über solch' ein Lebensloos. Es giebt härtere. Keine Heimath zu haben ist besser, als eine zu haben, die uns ausgestoßen hat; keinen Kreis verwandter und geliebter Menschen zu besitzen, besser, als in dem, der uns gehört, Hader, Feindschaft und tödtlichen Haß zu wissen!"

Wilderich nickte leise und sinnend auf die Sprechende vor ihm blickend. Ein unendliches Mitleiden mit ihrem Loose erfüllte ihn, da er sofort annahm, daß sie nur von ihrem eigenen reden könne.

Digitized by Google

„Sie haben Recht, Demoiselle," entgegnete er dann. „Und . . . wenn . . . wenn . . ."

„Was wollten Sie sagen?" fragte sie unbefangen, als er in's Stottern gerieth.

„Nichts, als daß Unsereins ja auch den Trost hat, zuweilen zu etwas nütz sein zu können . . . vielleicht, wenn Sie irgend eines Schutzes, eines Dienstes bedürften, . . . aber das wäre vermessen von mir zu hoffen . . . doch wird es Ihnen erwünscht sein, Auskunft, Nachrichten über die Vorgänge, die wir zu erwarten haben, zu erhalten . . . ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wenn ich wiederkommen dürfte, wenn Sie mir vergönnten . . ."

Wilderich's Erröthen und Stottern wurde peinlich, so daß sie einfiel:

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aufrichtig, ich würde sehr undankbar für den Schutz sein, den Sie mir bereits einmal haben angedeihen lassen, wenn ich nicht gern Ihre Gefälligkeit wieder in Anspruch nähme, sobald ich ihrer bedürfte, und ich wüßte, daß es Ihnen nicht wieder eine so große Mühe machte, wie ich sie Ihnen gestern gemacht habe."

Ohne eine Sylbe zu antworten, machte er ihr mit noch tieferem Erröthen eine Verbeugung und ging. Sie nickte freundlich, freundlicher, als sie ihn empfangen, mit dem Kopfe, und blickte ihm eigenthümlich bewegt nach, unruhig, unsicher, ob sie in diesem Gespräch nicht auffallend offen und aufrichtig und über ihre Lage mittheilsam gewesen, und was er darüber denken müsse. Es ist nun einmal so schwer, wenn man durch die Ereignisse aus allem Gleichgewicht gebracht und so in eine völlig andre Umgebung geworfen, weit aus den täglichen Lebensgeleisen geschleudert ist, die strenge Haltung, wie die Sitte sie will, zu bewahren, nicht von dem, was das Herz erfüllt, mehr über die Lippen fließen zu lassen, als man sollte! Ach und ihre Scrupel, daß Wilderich sie mißdeuten und mißverstehen könnte, waren so ungegründet! Er sagte sich nichts über sie, er grübelte nicht, er urtheilte nicht, er fühlte nur stärker das, was ihn die ganze schlaflose Nacht hindurch leise durchwogt; dieses sehnende Empfinden, dies Betroffen- und Ergriffensein von der fremden Erscheinung; es war ihm, als ob das zu einem wahren Sturm werden könne, was schon jetzt ihm durch alle Adern pochte; er fühlte es und sagte es sich schon mit bewußter Klarheit, daß dieses geheimnißvolle schöne junge Mädchen mit seinem seltsamen Schicksal ihm mehr am Herzen liege, als alles Andere, was ihm nahe stand in dieser stillen grünen Bergwelt und außerhalb derselben.

Eine Weile, nachdem Wilderich gegangen, erschien eine zweite Person auf dem Hof von Geschenwald. Diesmal war es der gestrenge Herr Schösser; der Herr Schösser in der abgetragenen rothen, auf den Nähten ein wenig weiß gewordenen Uniform, in welcher einst der ritterschaftliche Canton von Oberfranken seine grausam tapfere und erschreckliche Heeresmacht zu der römisch-kaiserlichen Armada stoßen lassen, wenn es galt, den Reichsboden wider Türken oder Franzosen zu vertheidigen. Roth war diese Uniform — ob die grüne Sergeweste mit Messingknöpfen und die gelben Beinkleider und die schwarzen Gamaschen, in denen der Herr Lieutenant außer Dienst stolzirte, vorschriftsmäßig dazu gehörten, finden wir in den Büchern der Geschichte nicht verzeichnet; vielleicht hing diese Farbenwahl mit dem persönlichen Geschmack Seiner Gestrengen zusammen; gewiß aber gehörte dazu der Degen, der an der steifgraden dünnen Gestalt des Mannes hing wie eine Raa an einem Mastbaum, so daß man den Lehrsatz von der Gleichheit der Scheitelwinkel daran beweisen konnte; und sicherer noch die schöne Convolvulusblume des Zopfes.

Der Schösser kam aus dem Thorbogen heraus, dann stelzte er in dem ganzen Hof herum mit einem gewichtigen Schritt, nicht rechts noch links blickend . . . es sah aus, als ob der alte Mann dienstmäßig eine Ronde, eine Patrouille, ein schattenhaftes Corps seiner Tapferen, das nur er sah, führte; und in der letzten Ecke, da mußte er sie wohl entlassen haben und der Dienst zu Ende sein; die linke Hand auf den Rücken gelegt, die rechte in die grünsergene Weste geschoben, nahm er das Mädchen unter der Linde als Richtpunkt, auf den er jetzt zustelzte.

„Wünsche guten Morgen, Demoiselle Benedicte!" sagte er, die Hand an seinen dreieckigen Hut mit der rothen Plümage legend.

„Guten Morgen, Gestrengen!" antwortete sie.

„Thun verhoffen," fuhren die Gestrengen fort, „daß die Demoiselle Benedicte eine wohlschlafende Nacht genossen!"

„Ich danke Ihnen, Gestrengen, ich habe nach meiner ermüdenden Wanderung sehr tief und sehr lange geschlafen."

„Auch, daß Wohldieselben die Ziegenmilch noch hinreichend warm servirt worden. Habe sie selber gemolken und der Beschließerin Afra zu schleuniger Ueberbringung anrecommandirt . . ."

„Ei, Sie melken die Ziegen selbst, Herr Schösser?"

„Jawohl, Demoiselle, melke sie selbst — dem Dienstvolk kann man so etwas nicht überlassen — melke sie selbst . . . mache auch den Käse — sehr guten Käse — werde die Ehre haben, bei Tisch mit einem kleinen Pröblein aufzuwarten — was ich jedoch vermelden wollte, Demoiselle Benedicte, da Wohldieselbe mir anitzo von der Frau Aebtissin brieflich anempfohlen ist, so möchte es angemessen erscheinen, daß ich Hochderselben mittels eines Antwortsschreibens zu erwidern mich beflisse, wie ich solchem Ansinnen nachzuleben mit besonderer Dienstergebenheit erbötig sei!"

Benedicte, wie er unsere Novize genannt, nickte mit dem Kopf, doch schien ihr in dem Ton des Mannes eine Andeutung zu liegen, die sie nicht gleich verstand, und so sah sie ihn fragend an. Sie bemerkte, daß ihre schweigende Zustimmung zu seiner Aeußerung seine Miene nicht erhellte, während er fortfuhr:

„Wobei nur zu bedenken anheimgebe, daß auch noch dem Herrn Reichshofrath, dem Bruder der Frau Aebtissin, für den ich Geschenwald zu administriren die Ehre habe, anderweits noch Meldung zu machen haben dürfte."

„Sie wollen, daß Sie mich hier aufgenommen haben, an den eigentlichen Eigenthümer dieses Hauses nach Wien melden?"

Der gestrenge Herr runzelte schwermüthig die Brauen.

„Das möchte allerdings für geziemlich erachtet werden — obwohl sonst nur alle Vierteljahre einen submissen Bericht dahin instradire."

Die Demoiselle Benedicte hatte jetzt den gestrengen Herrn und den leisen Ton von Wehmuth und Klage, der in seiner Rede lag, verstanden.

„Ich glaube," sagte sie lebhaft, „Eure Gestrengen muthen sich da eine Mühwaltung zu, welcher ich Sie gern überheben möchte. Ich selbst werde der Aebtissin danken, ihr berichten, mit welcher Güte und Zuvorkommenheit Sie mich in Haus Geschenwald aufgenommen haben, und zugleich bitten, daß die Frau Aebtissin dem Herrn Bruder in Wien Nachricht von den Umständen giebt, unter welchen sie mir in seinem Eigenthum ein Asyl angewiesen hat."

„Dieses wäre charmant, Demoiselle Benedicte!" sagte der Krieger außer Dienst, höchst erfreut, die ihn beunruhigende Arbeitslast von seinen Schultern genommen zu sehen. „So will ich es dabei bewenden lassen . . . um so mehr, als die Posten nach Wien bei diesen Kriegsläuften so unsicher sind!"

„Sie haben Recht, Gestrengen, die Posten sind unsicher!"

Der Schösser ging, nachdem er über diesen Punkt beruhigt, zu einem andern Gegenstand über.

„Ist wohl," fragte er, „ein alter Bekannter — der Herr, der eben ging — der Revierförster — von der Demoiselle Benedicte?"

„Durchaus nicht . . . woraus schließen Sie das?"

„Dachte so, weil er Sie herbrachte. Nun, dann desto besser. Wollte Sie nur gewarnt haben vor dem! Gefährlicher Mensch das! Staatsgefährlicher Mensch!"

Die Demoiselle Benedicte sah verwundert in das alte runzlige Gesicht vor ihr.

„Staatsgefährlich? . . . und weshalb?"

„Weil er hetzt; weil er die Bauern aufhetzt; und weil man nicht weiß bei ihm, woher und wohin!"

„Woher er kommt, hat er mir soeben gesagt."

„Was hat er gesagt?"

„Er stammt von drüben her, aus . . ."

„Ja, von drüben, von drüben, von da her, wo sie jetzt die Franzosen, die Republik haben, und" — der Herr Schösser dämpfte hier die Stimme zum Flüstern — „ist auch solch Einer; ein Jakobiner, ein Republikaner, ein Clubbist und Emissär; soll hier wühlen! Die fränkischen Bauern sind alle Halunken; das will nicht mehr Schoß und Beden und Steuern zahlen; das will nicht mehr roboten . . . das will nicht mehr in Zucht und Zagen der Kirche dienen und in Furcht und Zittern vor der gestrengen Obrigkeit stehen; das läßt sich Reden von der Freiheit halten und unterweisen, wie man's Kraut auf die Pfanne schüttet . . . na, wir werden erleben, was d'raus wird . . ."

„Sie thun ihm Unrecht," versetzte Demoiselle Benedicte warm, „er hat so offen mit mir geredet . . . allerdings, er hat mir gestanden, daß sich das Volk rüstet, dem Heere des Kaisers beizustehen, und daß er selbst . . ."

„Einer der Haupträdelsführer ist . . . freilich, freilich, wer weiß es nicht — aber dem Heere des Kaisers beizustehen? Glauben Sie 's nicht, Demoiselle, glauben Sie 's nicht . . . es ist Alles Lüge, Lüge, Komödie. Sie sind nicht besser als die Jakobiner auch, sind alle Sansculotten, und sie wollen nur die Waffen in den Händen haben, und hernacher, wenn sie gerüstet und in der Macht sind, dann werden wir's erleben."

„Ich weiß von diesen Sachen nichts," antwortete Benedicte betroffen; „ich habe nur gehört, daß ein Theil der Landbevölkerung sowohl wie die Bewohner der Städte den Franzosen als Befreiern und Verbreitern freierer und menschlicherer Staatseinrichtungen mit Freude entgegengesehen; daß aber jetzt ein furchtbarer Umschwung in dieser Gesinnung eingetreten; daß die Art, wie die Franzosen ihren Verheißungen durch ihr Auftreten Hohn gesprochen, wie sie geplündert, die Menschen mißhandelt und das Vieh gemartert, aus Frevelmuth der Leute Eigenthum zernichtet und die Altäre geschändet haben, eine tiefe Empörung hervorgerufen hat und daß, wenn die Franzosen geschlagen sind —"

„Geschlagen sind — die Franzosen geschlagen sind!" fiel hier der Schösser ein, während die Runzeln seines gelben Gesichts in wunderlich zuckende Bewegung geriethen — „als ob die Franzosen geschlagen würden! Die werden nicht geschlagen, ich sag's der Demoiselle, ich, der dabei war . . ."

„Bei den Franzosen?"

„Nein, dabei, wenn sie n i c h t geschlagen wurden; zehn Mal . . . ein Dutzend Mal . . ."

„Aber mein Gott, bei Amberg hat doch der Erzherzog . . ."

„Lügen, Lügen, Possen! Alles nur Vorwand des Rebellenpacks, das losschlagen will. Bin auch Soldat; war bei den Reichstruppen, bei den Ritterschaftlichen, bei den Erzstift-Mainzischen; auf Ehre, wir haben unsre Schuldigkeit gethan; aber geschlagen? geschlagen haben sie u n s — immer sie uns! Das läßt sich nicht schlagen! Aber darin hat die Demoiselle Recht — die Empörung, die Rebellion, die Republik, die werden wir haben, sehr bald haben — und den Herrn da drüben, den Herrn Wilderich werden wir an der Spitze sehen . . . sie mag mir's glauben!"

„Ich glaube," versetzte die Demoiselle Benedicte erregt, „es ist unrecht von Ihnen, so von einem Manne zu reden, dem Sie nichts Bestimmtes vorwerfen können, als daß er eben ein Fremder in dieser Gegend ist."

„Ein Fremder — ein Wildfremder," rief der Schösser aus — „wildfremd mit sammt seinem Kinde!"

„Sammt seinem Kinde? War er verheirathet?"

„Verheirathet? Der? Nichts davon . . . es ist nichts davon bekannt . . . aber ein Kind hat er . . . hat's bei sich . . . Jedermann kann's sehen." . . .

Benedicte wandte ihr Gesicht ab von dem Zucken der Runzeln in des Gestrengen Antlitz und den Blicken voll häßlicher Bedeutung, die auf ihm lagen.

„Was geht's uns an!" sagte sie. „Ich glaube, Euer Gestrengen Ziegen meckern!"

„Ja, ja," sagte der Ritterschaftliche, „ich will gehn und ihnen einen Arm voll Laub bringen."

3.

Während der Schösser davonstelzend dieser friedlichen Beschäftigung nachging und das junge Mädchen sich über ihre Arbeit bückte, und den Hof von Hans Goschenwald der Friede und die Stille seiner Weltentrücktheit umfing, spielten sich jenseits der Berge, welche seinen Horizont schlossen, desto stürmischere Scenen, desto gewaltsamere Ereignisse ab.

Schon seit dem Morgengrauen war die Heerstraße, die sich durch diese Bergwelt zog, eigenthümlich belebt worden von allerlei kriegerischem Transport. Von Zeit zu Zeit war ein bewaffneter Reiter in der Richtung nach Westen dahergesprengt. Es waren einzelne Fuhrwerke gekommen, belastet mit verwundeten Menschen; andere schienen allerlei geplünderte Habe zu enthalten, große Koffer und Kisten, gefüllt mit weiß Gott welchen Gegenständen, die man eilte, auf der Rückzugslinie des Heeres in Sicherheit zu bringen. Von kleinen Abtheilungen umgeben, marschirten Haufen entwaffneter Soldaten in weißen Röcken oder grauen Mänteln; eine starke Abtheilung von Reitern escortirte drei sich folgende Bauernwagen, auf deren jedem eine große, eisenbeschlagene Kiste stand — war es die Kriegscasse, die man in Sicherheit brachte? Die solche Transporte escortirende Mannschaft verrieth wenig von dem lustigen Uebermuth französischer Truppen auf dem Marsche; sie sahen abgerissen, müde, verdrossen aus, sie fluchten und wetterten; die Bauern, welche die requirirten Wagen führten, erhielten flache Säbelhiebe, die Thiere auch wohl scharfe, mehrere von ihnen bluteten. Die Republik hatte ihre Heere im Jahre 1796 uniformirt in's Feld gesandt, es waren nicht mehr die wilden bunten Schaaren, die in den vorhergehenden Jahren das linke Rheinufer überschwemmt; und doch sahen auch diese Truppen bunt genug aus — manch geplündertes Stück hatte zum Ersatz der zerrissenen Montur gedient, neben dem alten Troupier, der im Mantel und in den hohen Stiefeln eines ehrwürdigen Landpfarrers aus der Gegend von Schweinfurt marschirte, wandelte ein junger Sergeant unter dem dreieckigen Federhut eines würzburgischen Cavaliers oder hinkte ein Verwundeter, drapirt in den schwarzen Ordensmantel mit dem weißen Kreuz darauf, der in irgend einer Commende des deutschen Ritterordens erbeutet sein mußte.

Das Gerücht von dem Schauspiel, das die Heerstraße von Würzburg nach Frankfurt darbot, war die Waldthäler rechts und links hinaufgedrungen, auch bis zur Mühle in der Schlucht; die Frau und die Schwiegermutter des Gevatters Wölfle standen eben vor dem Forsthause und redeten auf Muhme Margareth ein . . . sie solle sie hinab begleiten, sie wollten sehen, was da vorginge . . . Muhme Margareth schwankte . . . wo sollte sie den kleinen Leopold lassen unterdeß . . . bei des Müllers Kindern, das hatte Wilderich verboten — aber der Herr Wilderich war ja nicht daheim . . . er war um diese Zeit nie daheim, sondern ging seinen Geschäften nach. . . . Muhme Margareth konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie nahm den kleinen Burschen, der an ihre Röcke sich schmiegend neben ihr stand und verwundert über alles das, was die Müllerfrauen erzählten, sie mit seinen großen braunen Augen anblickte, bei der Hand, ihn hinüberzuführen — da riß das Kind sich los und lief mit dem Ausruf: „Bruder Wilderich!" die Schlucht hinauf.

Wilderich war es in der That, der von Goschenwald zurückkehrend eben daherkam und, als er durch den kleinen Garten vor seinem Hause schritt, mit sehr ernstem Gesicht den Frauen einen Gruß zunickte und zu Margareth sagte:

„Komm mit hinein, Margareth, ich habe mit Dir zu reden!"

„Wahrhaftig," flüsterte Margareth zu den Frauen gewendet ihm nach, „der lebt nicht lange mehr, wenn er endlich einmal zu reden beginnt."

Sie trat ihm nach über die Treppenstufen in die Küche, wo Wilderich seine Waidtasche vom Pflock nahm und sie mit allerlei Gegenständen zu füllen begann, die er aus seinem Zimmer herbeiholte.

„So," sagte er dann, „nun braucht nur noch der Sepp zu kommen . . . bereit wären wir . . . und bis er kommt, höre fein zu, Margareth, was ich Dir zu sagen habe."

„Ich hör' schon zu, Herr Wilderich," antwortete Margareth . . . „Ihr seid Keiner von denen, die so viel sprechen, daß man nicht darauf hört; und wenn Ihr nun endlich sagen wollt, was Ihr eigentlich vorhabt . . . ich denk', zu früh ist's nicht mehr!"

„Just die rechte Stunde, alte Muhme. Und nun sollst Du Alles wissen. Du weißt, wir haben Krieg mit den Franzosen, hier in Franken, in Schwaben und jenseits der Berge, wo der Bonaparte . . . hast Du von dem gehört?"

„Bonaparte?" wiederholte Muhme Margareth und schüttelte dann den Kopf. „Nein, von dem hab' ich nicht gehört; und was ist mit dem?"

Wilderich ging und holte ein Stück Kreide herbei. Damit machte er einen langen Strich auf dem Anrichtetisch.

„Schau," sagte er, „das hier ist der Rhein, der fließt an der Westseite des Reichs. Und hier oben gen Süden, wo ich diesen zweiten Strich mache, da sind die Alpen. Und hier links, diesseits der Alpen, da ist Wien . . . begreifst Du?"

„In Wien, da ist der Kaiser, das begreif' ich schon!" rief Margareth aus.

(Fortsetzung folgt.)

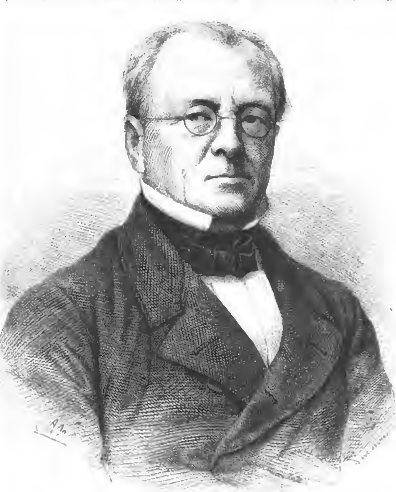
Digitized by Google

Der Löwe von Halle.

Auf der Straße von Halle nach Magdeburg kann man, während der größte Theil der spazierengehenden Hallenser bei dem eine gute halbe Stunde entfernten Dorfe Trotha umkehrt, fast jeden Nachmittag einen Spaziergänger seinen Weg bis zu dem wieder eine halbe Stunde entfernten einsamen Gasthofe „zum Schwan" ausdehnen und erst da umkehren sehen. Dieser einsame, lebhaft dahinschreitende Wanderer, in welchem sich der Typus des Universitätslehrers nicht verkennen läßt, ist ein Mann, den das ganze gebildete Deutschland kennt: Heinrich Leo.

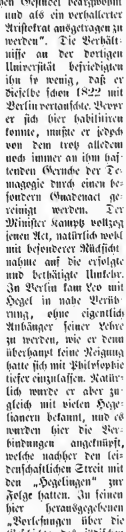
Leo ist in Rudolstadt geboren, wo sein Vater Hofprediger war, und stammt aus einer seit langer Zeit in Thüringen einheimischen Familie. Der undeutsche Name macht keine ausländische Abstammung nöthig, sondern erinnert vielmehr an die Periode der Humanisten, wo es sehr allgemeiner Gebrauch war, die Namen zu latinisiren. Der frühzeitige Tod des Vaters warf schon auf die Jugend Leo's einen trüben Schatten, und nur nach mancherlei Bedrängnissen konnte er in Jena die Universität beziehen. Jena war damals der eigentlichste Mittelpunkt der allgemeinen deutschen Burschenschaft, und Leo schloß sich derselben mit allem Feuer und Ungestüm seines Wesens an. Nach den damaligen Erfahrungen des deutschen Lebens und gemäß ihrem rein patriotischen Ursprung konnte die damalige Burschenschaft mit ihrem Wünschen und Sehnen nur auf ein deutsches Kaiserthum mit den alten Lehenfürstenthümern gerichtet sein, ohne bestimmte Begriffe über eine freie Verfassung für das Volk, und da sie dazu dem verhaßten leichtsinnigen, schnöden Franzenthume germanische Frömmigkeit gegenüberstellte, so konnte sie es wenigstens nicht verhüten, daß in einer Anzahl ihrer Mitglieder sich später auf der politischen Seite ein absolutistischer Sinn, auf der religiösen ein crasser Pietismus entfaltete, der mitunter auf den Katholicismus lossteuerte und endlich auch in diesen Hafen einlief. Auch in Leo kam bald eine solche Wandlung nach der politischen Seite hin zu Stande, mit großer Schnelligkeit, wie das seiner brausenden Natur angemessen war. Als er zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen gekommen war, wirkte die dortige mehr mit aristokratischen Elementen beladene Atmosphäre alsbald in der Weise auf ihn ein, daß plötzlich der „Unsinn der Jenensischen demagogischen Theorien" deutlich vor seinen Augen stand und er sich über die „Heilung von der demagogischen Narrheit" glücklich pries. Dies geschah im Jahre 1819, und schon im folgenden Jahre bekundete er seine Verehrung für bestehende politische Autorität mit Einschluß etwaiger Adelsherrschaft in einer Abhandlung über die Verfassung der lombardischen Städte.

Wenn Leo schon in dieser Zeit als Verfechter des Katholicismus auftrat, so geschah das ohne Zweifel mehr vom Standpunkte des Politikers aus, als daß ein religiöser Antrieb dabei thätig gewesen wäre; er hatte als „Demagog" und als Historiker genugsam in das Mittelalter geblickt, um zu wissen, daß jene Form des weltlichen Regiments, unter deren Fahne er jetzt kämpfte, keinen bessern Verbündeten finden kann als die katholische Hierarchie, wenn sie es versteht, sich diese zu befreunden und ihre Freundschaft zu erhalten.



Heinrich Leo.

In Erlangen, wohin sich Leo zunächst begab, um als Privatdocent der Geschichte aufzutreten, „hatte er sofort die Ehre und das Glück, von dem seichten, demagogischen Gesindel beargwohnt



und als ein verhallerter Aristokrat ausgetragen zu werden". Die Verhältnisse an der dortigen Universität befriedigten ihn so wenig, daß er dieselbe schon 1822 mit Berlin vertauschte. Bevor er sich hier habilitiren konnte, mußte er jedoch von dem trotz alledem noch immer an ihm haftenden Geruche der Demagogie durch einen besondern Gnadenact gereinigt werden. Der Minister Kamptz vollzog jenen Act, natürlich wohl mit besonderer Rücksichtnahme auf die erfolgte und bethätigte Umkehr. In Berlin kam Leo mit Hegel in nahe Berührung, ohne eigentlich Anhänger seiner Lehre zu werden, wie er denn überhaupt keine Neigung hatte sich mit Philosophie tiefer einzulassen. Natürlich wurde er aber zugleich mit vielen Hegelianern bekannt, und es wurden hier die Verbindungen angeknüpft, welche nachher den leidenschaftlichen Streit mit den „Hegelingen" zur Folge hatten. In seinen hier herausgegebenen „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" steht er noch ganz auf „unkirchlichem" Standpunkte, und beweist sich als tüchtigen pragmatisirenden Historiker. Da das jüdische Volk im Allgemeinen und einzelne von der Kirche geheiligte Persönlichkeiten im Besondern bei einer solchen Darstellung nicht zum Besten weggekommen waren, so hat ihm diese Arbeit später, nach seiner Erleuchtung, große Zerknirschung verursacht.

Berlin in seiner ganzen Art und seinem Leben sagte Leo so wenig zu, daß er plötzlich, in dem Drange, sich aus ihm durchaus widerstrebenden Verhältnissen zu befreien, der schönen Residenz den Rücken kehrte und sich zunächst nach Leipzig begab, bald aber eine Professur in Halle antrat. Es war dies 1828. Wenn er bei seinem Auftreten in Halle noch ganz der freudige, burschikose Lebemann schien und ohne Anstoß mit Ruge, Pott, Niemeyer u. s. w. verkehrte, so wurde dies gründlich anders, als 1831 plötzlich seine noch höhere Erleuchtung eingetreten war.

Nach seiner eigenen geheimnißvollen Aussage wurde er „wunderbar aus seiner Verblendung geführt". Näheres über den Hergang des Wunders wissen wir nicht mitzutheilen; das dazu auserwählte Rüstzeug scheint v. Gerlach gewesen zu sein, der damals das Hallische Conventikelwesen in hohen Schwung gebracht

hatte und mit kluger Hand leitete. Leo selbst sagt, daß die Julirevolution mit dem „grimmen Ernst", den sie gemacht, in gewissem Grade ein Wendepunkt in seinem Leben sei. Allein es ist zu schwer zu erkennen, was von dieser Revolution ihn zur innern Einkehr getrieben haben sollte. Standen doch die Pietisten jener Zeit der Julirevolution nicht einmal so feindselig gegenüber, und die belgische Septemberrevolution hatte sich bei vielen sogar einer gewissen Gunst zu erfreuen, vielleicht wegen der Mitwirkung der Jesuiten. Die Julirevolution mag in irgend einer Weise den Boden für Gerlach's Saat gelockert haben, aber für die unmittelbare Veranlassung der Erleuchtung Leo's mögen wir sie nicht ansehen.

Dieser fand, einmal in den pietistischen Kreis eingetreten, natürlich fromme Brüder genug, die sich des verloren gewesenen und wiedergefundenen Schäfleins mit sonderlicher Liebe annahmen. Der frühere weltkinderliche Umgang wurde dagegen abgebrochen, und es liegt ganz in Leo's Natur, daß er nun mit Schroffheit und Ungestüm den ehemaligen Genossen gegenüber als Verfechter seiner neugewonnenen Anschauungen auftrat.

Von den vierziger Jahren an konnte Leo ruhiger und unter mehr begünstigenden Verhältnissen seine politischen und religiösen Ansichten sich fortbilden lassen, und namentlich waren der katholisirenden Richtung jetzt förderlichere Bedingungen gegeben. Wenn er, wie wir gesehen, schon viel vom Katholicismus hielt, als er noch in der Verblendung wandelte, so ist nicht zu verwundern, daß er nach seiner Erleuchtung immer mehr für denselben erwärmt wurde. Und das konnte er nun so unverhohlen an den Tag legen, daß nicht wenige Protestanten meinten, er sei heimlich längst katholisch geworden, und daß die katholischen Propagandisten bis in die neueste Zeit große Hoffnungen auf ihn gesetzt haben.

Wir mögen an diesem Punkte bequem ein wenig inne halten, um mit Ruhe einen Blick auf Leo's ganze Persönlichkeit zu werfen. Leo ist ein Mann von mittlerer Größe und so wohlgewachsen, daß er ohne Nachtheil für seine Erscheinung Decennien lang den historisch gewordenen blauen Frack mit gelben Knöpfen tragen konnte. Sein wohlgebildetes Gesicht wird vortheilhaft durch die schwärzlichen Haare gehoben, mit denen die dunkelbraunen Augen vollkommen harmoniren. Diese Augen geben dem ganzen Antlitz einen entschieden geistreichen Ausdruck, aber es glüht auch in ihnen der Zorn über die gesammte andersdenkende Menschheit, der nicht minder durch die leicht zusammengepreßten Lippen angedeutet wird. Der sich auf die eigene Subjectivität steifende Zorn, die Bereitschaft jede von der seinigen abweichende politische oder religiöse Meinung hitzig zu bekämpfen, erscheint uns in der That so sehr als das eigenthümlichste Wesen Leo's, daß wir glauben möchten, er könnte gar nicht existiren als der er ist, wenn ihm alle Gelegenheit benommen wäre, mit glühendem Eifer gegen allerhand ihm gegenübertretende Elemente loszurennen. Der Subjectivismus ist so stark in ihm vorherrschend, daß er in allen seinen Kämpfen eigentlich weniger im Sinne und Geiste der Partei, die ihn zu den Ihrigen zählen konnte, gestritten hat, als nur in seinem eigenen; sich einer Partei recht eigentlich einzuordnen, wobei doch immer ein theilweises Unterordnen des eigenen Willens unter das Gesammtwollen einer Allgemeinheit vorausgesetzt werden muß, das ist ihm gar nicht möglich und er hat es auch nie gewollt. Dieses gänzliche Gestelltsein auf seinen eigenen Sinn würde auch nie zulassen, daß Leo ein wahrer Katholik sein könnte; sein ganzes Katholisiren beruht wesentlich auf seinem Zorn über den protestantischen Rationalismus, der ihn dem Gegensatze zutreibt; wenn der Katholicismus ihn wirklich mit seinen Schranken umgäbe, so würde sein hier und dort angestoßener Subjectivismus ihn sicher zu demselben Zorne gegen die ihm entgegentretenden Partien des Römerthums anreizen. Seine Zornmüthigkeit hat denn auch oftmals jene zum Theil berühmt gewordenen Ausdrücke hervorgerufen, die wohl nicht eigentlich so böse gemeint sind, wie sie sich ausnehmen: die Worte vom „skrophulösen Gesindel", vom „frischen fröhlichen Krieg" und andere. Verglich er doch auch in seinem Zorne die hohen Potentaten Europa's mit faulen Karpfen, die der muntere Hecht Louis nach weisem Rathschluß der Vorsehung etwas in Bewegung setzen müßte. Seinem Wesen sind derbe Ausdrücke überhaupt zusagend, und er liebt solche auch in gewöhnlicher Rede anzuwenden.

Aus seinem eigenmüthigen Ungestüm folgt nun ganz natürlich, daß er vielfach in Inconsequenzen gerathen ist, indem er entweder ihm äußerlich entgegengebrachten Anreizungen nachstürmte oder je von den verschiedenen Standpunkten seiner innern Entwickelung aus über alles Vorkommende, für sich selbst immer endgültig, aburtheilte. Denn er selbst ist sich seiner Inconsequenz bewußt geworden, seit er sich von der „demagogischen Narrheit" losgemacht hat. Diese Unbeständigkeit findet selbst äußerlich ihren Ausdruck in seiner vielmals geänderten Orthographie, die ihm stets auf dem richtigen Grunde beruhte.

Diese eigenthümliche Art Leo's klar zu zeigen ist vielleicht nichts geeigneter, als jener gegen Ende der dreißiger Jahre mit der höchsten Leidenschaftlichkeit geführte Kampf gegen die „Hegelingen". Hier, wo es ihm die Verfechtung der politischen und der religiösen Interessen zugleich zu gelten schien, ließ er, von seinem stürmischen Eifer hingerissen, seinem innern Drange, seinem ganzen Subjectivismus, ohne allen Rückhalt freien Lauf. Hier hat sich seine Zornmüthigkeit in ihrer ganzen Fülle offenbart. Seine Streitschrift „die Hegelingen" ist so unerschöpflich an wilden Schimpfreden, die weit über das von den Homerischen Helden gebrauchte Maß hinausgehen, daß, wenn man nach längerer Zeit wieder und noch einmal hineinblickt, man jedesmal auf's Neue über die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit dieses Redeschmuckes in Erstaunen geräth. Und das war eine Schrift des gereiften Mannes, nicht eines noch in unfertiger Gährung brausenden Jünglings. Wir müssen uns hierbei eine Vergleichung Leo's mit Luther erlauben. Luther behauptete bekanntlich verschiedenen Gegnern gegenüber sehr häufig ganz Entgegengesetztes: was er zum Beispiel im Streite mit den Papisten auf's Heftigste bekämpfte, das vertheidigte er eben so leidenschaftlich, wenn er es mit „Sectirern" und „Rotten" zu thun hatte. Aehnliches gesteht Leo von sich selbst willig zu: daß er mancherlei sogenannte Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche gegenüber den Protestanten (er meint natürlich nur die „strohtrockenen" Rationalisten) vertheidige, dagegen „eifernden Katholiken" deren Werth streitig mache. — Aber solcher Wechsel im Bejahen und Verneinen tritt bei Leo häufig auch, je nach dem augenblicklichen Bedürfniß, viel jäher ein. So hebt er z. B. irgendwo in den „Hegelingen" hervor, daß er zu Gunsten des Katholicismus und der Jesuiten geschrieben habe, und an einer andern Stelle daselbst spricht er von einem „jesuitischen Schandsatz", den er natürlich einem Gegner in die Schuhe schiebt. Einmal erklärt er wieder die Abstammung von jüdischem Geschlechte, die ein Gegner bei ihm gewittert zu haben meint, für etwas sehr Erhabenes und bedauert, sich ihrer nicht rühmen zu können, und anderswo weiß er drei Widersacher, die er erst mit christlichen Namen genannt hat, nicht schärfer zu treffen, als indem er sagt, sie können vielleicht auch „Jekef, Schmuel und Levi" heißen.

Daß in jener Streitschrift sehr viel denuncirt wird (dabei aber das Denunciren immerfort den Gegnern vorgeworfen), daß sogar der Censurbehörde ein Wink mit ganzem Arme gegeben wird — oder eigentlich der betreffende Censor wegen Nichterkennens der hinter Hegelingischen Phrasen verborgen lauernden Gefahr für Staat und Religion denuncirt wird — das wollen wir gern weniger Leo's Individualität zur Last legen, als dem Einflusse der staatlichen Atmosphäre, in welcher er damals athmete, die Schuld daran beimessen — noch standen ja Menschen wie Tzschoppe in Geltung! Aber das erscheint der Eigenart Leo's ganz angemessen, daß er am Schlusse einer solchen Streitschrift sich in ein brünstiges Gebet ergießt; sein hitziger Subjectivismus läßt ihn nicht zweifeln, daß der Herrgott bei dem Gezänk mit den Hegelingen eben so tief interessirt ist wie er selbst.

Von seinen wissenschaftlichen Leistungen können wir hier nur wenig erwähnen. Hat er auch seit 1831 nur im Geiste politischer und religiöser Reaction geschrieben, so kann doch von keiner Seite her geleugnet werden, daß er in seiner Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte, in seiner jüdischen Geschichte — von der er sich freilich losgesagt — dann in der Geschichte des Mittelalters, in der Geschichte der italienischen Staaten, wie in seiner Universalgeschichte Anerkennenswerthes geleistet hat. Im Interesse seiner historischen Forschungen unternahm er auch sprachliche Studien über das Altsächsische, Angelsächsische, Keltische u. a., und war hier eigentlich bahnbrechend. Freilich war das für ihn ein besonders günstiges Feld, wo er, ohne leicht auf Widerspruch zu stoßen, seinen eigenen Ansichten und Eingebungen unbeirrt nachgehen konnte.

Als Universitätslehrer hat Leo zahlreiche Zuhörer gehabt, die, durch seinen lebendigen Vortrag angezogen, sich um ihn sammelten. Aber eine historische Schule hat sich um ihn nicht gebildet. Für einen solchen Erfolg war seine Eigenthümlichkeit

eben wieder nicht geartet, so wenig als sie zuließ, daß er selbst ein wahrer Parteimensch wurde.

Leo's persönlicher Charakter ist in hohem Grade achtungswerth. Der Erwerb von Geld und Ehren übt keinen Reiz auf ihn, und wenn ihm solche Ehren, wie sie für Viele das Ziel alles Strebens sind, doch vielfach zu Theil geworden sind, so sind sie ihm eben gefolgt wie der Schatten. In seinem Verhalten gegen Andere offenbart er eine hohe persönliche Gutmüthigkeit, die man in dem hitzigen, derben Kämpen bei allerlei Fehde gar nicht vermuthen sollte, und sein näherer persönlicher Verkehr hat eine bequeme, oft liebenswürdige Art. Zu erwähnen ist hier auch, daß er in der Beurtheilung wissenschaftlicher Leistungen Anderer durchaus absieht von seinen eigenen politischen und religiösen Anschauungen. In seiner langjährigen Stellung als Director der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission in Halle hat er nie Rücksicht darauf genommen, ob ein junger Mathematiker an die Auferstehung des Fleisches glaubte, oder ein Philologe von der Nothwendigkeit des Herrenhauses überzeugt war: immer hat er unparteiisch nur die fraglichen wissenschaftlichen Leistungen in's Auge gefaßt.

Kehren wir nun zu unserem geschichtlichen Gange zurück. Nachdem das Jahr 1847 die Erwartungen einer „historischen Entwickelung" in Preußen so glänzend „gekrönt" hatte, — um uns dieses ja auch neuerdings in Frankreich noch beliebten Ausdruckes zu bedienen — kam das Jahr 1848. Dagegen war jener „grimme Ernst" von Anno Dreißig denn doch nur Spaß gewesen. Die reactionären Elemente rückten jetzt nothgedrungen näher aneinander, und auch Leo wurde enger, als ihm in manchen Beziehungen zusagte, an die Koryphäen der Reaction an der Hallischen Universität herangedrängt und mußte, mehr als er mochte, eigentlicher Parteimann werden. Darüber konnte ihn wohl der Erfolg der Reaction trösten. Er selbst stieg — wir wissen, ohne darnach zu streben — an Ehre und Ansehen: sein Name glänzte neben Gerlach und Stahl, er wurde lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, aber zugleich auch passiver Mitarbeiter des „Kladderadatsch", und seine geflügelten Worte wurden weit über Deutschlands Grenzen hinausgetragen. In solchen einschlagenden Worten trat hauptsächlich seine politische Wirksamkeit in die Oeffentlichkeit, denn als Redner hat er nicht einmal im Herrenhause seine Bedeutung zu erkennen gegeben, obwohl er manche Redner unter seinen Mitlords wohl hätte überstrahlen mögen.

Ein kleines Mißgeschick betraf ihn, als er zu Anfang der sechziger Jahre in seinem katholisirenden Streben an einer von dem katholischen Grafen Cajus v. Stolberg nach Erfurt berufenen Versammlung theilgenommen hatte. Die Sache erregte Anstoß, und er wurde der Direction der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission bei der Universität enthoben. Doch übrigens ging im Vaterlande das Meiste nach Wunsch, wenigstens konnte für manches Nichtgenehme das damals in Aussicht gestellte „innere Düppel" reichlich entschädigen.

Da brachte das Jahr Sechsundsechzig den lange gewünschten „frischen fröhlichen Krieg", doch leider in einer ganz anderen Richtung, als er gemeint gewesen war. Mit grimmem Ernste spielte sich rasch ein kräftiges Stück Historie ab, und gegen dieses historisch einmal Gewordene war die Theorie des Historikers ohnmächtig. Die gewaltigen, nicht so gehofften Ereignisse mußten das ganze Gebäude der Erwartungen, die Leo im Laufe der Jahrzehnte übereinander gethürmt hatte, bis auf den tiefsten Grund erschüttern, wenn nicht umstürzen. Wohl ihm, daß er nach seiner Eigenart, für sich selbst consequent bleibend, im Stande war, eine gewaltige Schwenkung, wenn nicht eine Umkehr zu machen. Es gelang ihm, sich mit der Bismarck'schen äußeren Politik auf einen verträglichen Fuß zu setzen, ja, sich mit ihr zu befreunden. Wie er als den Grundstein des Aufbaues der deutschen Nation seither den heiligen Bonifacius betrachtete, so erkannte er jetzt in Bismarck gewissermaßen den Schlußstein, der, indem sich die noch getrennten Theile des Baues, freundlich oder feindlich, gegen ihn zusammenneigen mußten, das Ganze für jetzt zusammenhält und so eine dauernde Vereinigung für die Zukunft ermöglicht. — Aber auch in der inneren Politik — welche Enttäuschung in dem Mann des „inneren Düppel"! Er stellte sich seinen Amtsgenossen gegenüber als den Vertreter des Liberalismus dar, und nun, was mit ihm an der Spitze als eine gewaltige Phalanx der Reaction erschienen war, das blieb ohne ihn und gegen ihn eine für den Liberalismus nicht mehr furchtbare, nur noch ihn behindernde und belästigende Truppe.

Härter als jene Schwenkung in der äußeren Politik mag diese Wendung in der inneren das so tüchtig gefugte Gerüst des Systems, das Leo sich mit solcher Hingabe aufgebaut, erschüttert haben, und sicher ist dieselbe nicht ohne manch' tief einschneidendes Weh vorgegangen. Selbst das Aeußere des Mannes kann dafür zeugen. Obgleich seine Erscheinung trotz des vorgerückten Alters noch keineswegs greisenhafte Schwäche zeigt, so drückt sich doch jetzt in seinem Gesicht nicht mehr die volle frühere energische Kraft aus, sondern eine gewisse Erschlaffung hat sich darin ausgeprägt, ähnlich jener, die bei einer plötzlichen schweren Enttäuschung auf dem Antlitz des Menschen sichtbar wird. So ist denn das ungestüme und unbändige Ringen des Subjectivismus auch hier in ein Stück Tragik ausgelaufen!

Natürlich hängt sich auch an diese stark ausgeprägte Persönlichkeit die Sage an. Es werden von ihm allerhand Geschichten erzählt, die wenigstens zeigen, in welcher harmlosen Weise die Leute, welche mit Leo's Bestrebungen nicht einverstanden waren, ihre Unzufriedenheit damit zum Ausdruck brachten. Wir wollen ein paar davon zum Schluß mittheilen.

Als einmal der König Friedrich Wilhelm der Vierte auf einer Reise Halle passiren wollte, hatte auch Leo sich ihm vorzustellen. Im Begriff seine Wohnung zu verlassen, bemerkte er zu großem Verdruß, daß die schwarz-weiße Cocarde an seinem Hute nur noch lose durch einen einzigen Faden gehalten wurde. Es war unmöglich, so zu gehen, und weibliche Hülfe mit Nadel und Faden anzurufen, das erlaubte die Zeit nicht: es war Gefahr im Verzuge. Rasch entschlossen, zündete Leo den Wachsstock an, nahm Siegellack und befestigte die Cocarde mit diesem Bindemittel, worauf er von dannen zum Bahnhof eilte. Als er sich Seiner Majestät vorstellte, gab er seinen loyalen Gesinnungen in passenden Worten Ausdruck. Der König antwortete, er sei von der Echtheit der Loyalität des Sprechers überzeugt, könne sich aber mit diesen Gesinnungen die rothe Cocarde an seinem Hut nicht zusammenreimen. Betroffen blickte Leo nach seinem Hut und sah mit Schrecken, daß die schwarz-weiße Cocarde abgefallen war und der an ihrer Stelle sitzen gebliebene runde Siegellackfleck allerdings eine von der seinigen ganz verschiedene politische Gesinnung anzuzeigen schien.

Als einmal der König Friedrich Wilhelm der Vierte Halle passirte — wie es scheint, haben viele dieser Geschichten den nämlichen Anfang, so wie die Volksmärchen gern beginnen: „Es war einmal ein König" — stellte sich ihm auch Leo vor.

„Es freut mich, Sie zu sehen," sagte der König, „wiewohl ich Sie heute zum zweiten Male sehe."

Leo äußerte etwas in Verlegenheit: „Er wisse nicht, wie er den zweiten Theil dieser huldvollen Worte zu deuten habe."

„Jawohl," sagte der König, „ich habe Sie heute schon gesehen — im ‚Kladderadatsch'."

Miramare.

Nachts im Schlosse Miramare
Hört man oft ein leises Klagen,
Und die Wellen geben Antwort,
Ueber's Weltmeer hergetragen.

„Ach, wann wird mein Weinen enden,
Wann empfang' ich meinen Gatten?
Und die Wellen murmeln Antwort:
„Einst vielleicht, im Reich der Schatten."

„Der des Heldenlorbeers würdig,
Warum hat man ihn erschossen?"
Und die Wellen rauschen Antwort:
„Frag' Juarez und Genossen."

„Wohnt kein Glück in Fürstenschlössern,
Nicht auf goldnen Königsthronen?"
Und die Wellen geben Antwort:
„Das Geschick spielt auch mit Kronen."

„Ach, was haben wir verschuldet,
Daß man unser Glück vernichtet?"
Und die Wellen murmeln Antwort:
„Die Geschichte hat gerichtet."

„Der uns auf den Thron gehoben,
Warum läßt er jetzt uns fallen?"
Und die Wellen rauschen Antwort:
„Das ist Schicksal der Vasallen."

„Warum strafte nicht der Himmel
Ihn, der schuld an der Bedrängniß?"
Und die Wellen geben Antwort:
„Sein auch wartet das Verhängniß."

„Warum mußte man auf's Neue
Montezuma's Reich errichten?"
Und die Wellen geben Antwort:
„Um es wieder zu vernichten."

„Dort im schönen freien Westen
Ist kein Boden für Cäsare." —
Also murmelt's, also klagt es
Nachts am Schlosse Miramare.

Franz Poppe.

Aus der Karlsbader Curliste.

Von Franz Wallner.

Krapina, das originellste Bad in Europa. — Eine Curliste von Karlsbad. — Revue der Trinkenden. — Rothschild und sein Secretär. — Ritter von Königswarter. — Eine mysteriöse Persönlichkeit. — H. Laube. — Hülsen und ein vormaliger Kurfürst. — Escamoteur Hermann. — Ein Meilenzeiger. — Der Herausgeber des Bazar. — Charlotte Birch Pfeiffer. — Küstner und Ascher. — Amerikanische Raubmörder. — Isaak und Estherche.

Tausend und tausend Bücher sind schon über die Frauen geschrieben worden, und doch ist das Thema nicht erschöpft; eben so geht es mit Karlsbad. So viel Tinte darüber geflossen, man entdeckt doch stets neue Vorzüge, ebenso wie bei den Weibern, beide Gegenstände sind eben — veränderlich, und daher die Ansichten darüber verschieden. Wie lange ist es her, daß der Curgast seine Heilungsmethode nach dem Sprüchwort: „Viel hilft viel" verfolgte, daß man nur dann Erfolg und Wirkung von der Heilquelle hoffte, wenn man eine ungeheure Anzahl des heißen Sprudelwassers in sich hineingegossen und stundenlang in demselben gebadet hatte. Das Alles hat die neuere Heilkunde auf ein vernünftiges Maß reducirt, und selbst ein Gläschen Wein, früher auf der Liste der Genußmittel in einer Reihe mit Cyankali stehend, findet sich jetzt fast bei jedem Mittagscouvert der Curgäste. Wie verschieden überhaupt Heilquellen angewendet werden, ist unglaublich. Ich erinnere mich eines kroatischen Bades, „Krapina" genannt, in welchem, allerdings vor einer langen Reihe von Jahren, von den vielen Bauern, die dort Genesung suchten, folgende Procedur angewendet wurde: Im gemeinschaftlichen Vollbade saßen Männlein und Weiblein, wie im Paradiese, mit entblößtem Rücken und nackter Umgebung des letzteren, paarweise zusammen. Der Rücken nun war mit einer Reihe der sonderbarlichst aussehenden Instrumente bespickt; nämlich der Bader setzte den Leuten auf den Schröpfschnitt statt der üblichen Schröpftöpfe die luftleeren äußersten Enden von Ochsenhörnern auf, wodurch augenblicklich eine große blutgefüllte Beule in den Raum des spitzigen Apparats emporgezogen wurde. Mit diesen Hornspitzen besäet — ich zählte auf einem Buckel über dreißig — saßen die Ehepaare im Wasser nebeneinander, je zwischen sich, auf einem Brettchen schwimmend, eine riesige Weinflasche, welcher abwechselnd einmal der Herr Gemahl, dann die brave Gattin in langen Zügen zusprach, wobei das weibliche Geschlecht sich eben nicht durch übergroße Mäßigung auszeichnete. Vor dem Badehause stand eine lange Wagenreihe, angefüllt mit riesigen Bettvorräthen. Sobald die letzte Flasche leer und die Blutströme vom Rücken oberflächlich abgewischt waren, lief die ganze Karawane, im Badecostüm primitivster Art, welches manchmal den Festkleidern der Südsee-Insulaner nicht viel nachgab, zu ihren Wagen, vergrub sich paar- oder familienweise in die darauf liegenden Betten und jagte mit vollen Zügeln dem heimathlichen Heerde zu. Das war, vor ungefähr zwanzig Jahren, eine Badereise und Vergnügungstour der Bauern in der Umgebung von Krapina; ob es seit der Zeit anders geworden, weiß ich nicht.

In Petersburg war ich oft Zeuge, wie die armen Besucher der russischen Dampfbäder aus den glühenden Zellen in's Freie liefen, den dampfenden nackten Körper im Schnee herumwälzten und dann in langen Sprüngen in die heißen Räume zurück eilten. Ländlich, sittlich!

Ich kehre auf dem langen Umweg über Krapina und St. Petersburg wieder nach Karlsbad zurück.

Kein Curort in Europa erfreut sich in Bezug auf die erzielten Heilresultate eines so wohlgegründeten Rufes als Karlsbad. Die Wunder dieser Segensquellen zeigen sich in jeder Saison den Anwesenden und erneuern sich stets sichtlich vor den Augen derselben; man sieht Personen, oft aus fernen Erdtheilen, ankommen, wahre Todescandidaten, bleich und hinfällig, mit dunkelgelbem, vertrocknetem Antlitz, lebenssatt und hoffnungslos zu den Brunnen schleichen; kaum sind jedoch drei kurze Wochen verflossen, so begegnen wir diesen ehemaligen Leidensgestalten, die sich, uns nicht mehr kenntlich, in frohe, frische, wohlbehäbige Weltbürger verwandelt haben und nun leicht und sicher hinschreiten in der würzigen Waldesluft, auf Bergeshöhen und im sonnigen Thal. Wie wäre es sonst auch möglich, daß Karlsbad die Concurrenz mit jenen Luxusbädern am Rhein und anderen Orten siegreich bestehen könnte, wo jedes Vergnügen, jede Annehmlichkeit dem Fremden nie geahnte Genüsse bieten, wo das ausgesuchteste Raffinement, die feinste Speculation auf die Börsen derselben jede Lockspeise aufstellt, um die Vögel mit dem goldenen Gefieder in's Garn zu locken. Die Sirenen aus dem modernen Babylon an der Seine und die Spielbankpächter, sie lassen ihren Lockruf ertönen nach allen Richtungen der Windrose; keine Zerstreuung, kein Vergnügen, kein — Laster existirt, das sich nicht dem fernher Gewanderten, mit oder ohne Maske, zur Verfügung stellte. Dampfschiffe und Eisenbahnen vermitteln den raschen Verkehr und führen die „Vergnüglinge" im Fluge ihrem Ziele zu. Von all' dem bietet Karlsbad nichts, nicht einmal Schienenwege erleichtern die verhältnißmäßig sehr unbequeme Reise in das allerdings reizend hübsche, tiefe Thal im Herzen der böhmischen Berge, in dem das nette, reinliche Städtchen liegt. Nur auf die Natur angewiesen, hat der Kranke keine andere Aussicht, als die auf baldige, sichere Genesung und auf die bescheidensten Unterhaltungen.

Dagegen bietet die Natur dem Wanderer die reichste Entschädigung, und außerdem ist in letzter Zeit von Seiten der städtischen Behörde für Karlsbad viel gethan worden. Liefern doch das Spital für arme Kranke, so wie die Stiftung der Frau Elisabeth Roesen für verschämte, mittellose Fremde den Beweis, daß auch die minder glücklich situirte Mehrheit der Gesellschaft hier nicht vergebens an das Mitleid der Wohlhabenden appellirt.

Natürlich sieht es in der Hochsaison hier aus, „als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre". Morgens am Brunnen wogt und wallt es durcheinander, schwatzt es in allen Idiomen der Welt in babylonischem Gewirr. Das Lesen der Angekommenen in der Curliste ist manchmal eine Quelle harmlosester Heiterkeit. Welche Titel hat hier die Eitelkeit und die Naivetät verzeichnet! Da z. B. finde ich einen „Königlich preußischen ‚einjährigen' Freiwilligen", der schon in diesem zarten Alter gezwungen ist, hier die strenge Cur zu gebrauchen; da ist ein letzter Repräsentant des, gleich den Postillons, auf dem Aussterbe-Etat stehenden Geschlechtes, das einst so üppig geblüht: ein „Censor" — aus Rußland natürlich. Eine „Kaiserlich-Königliche Briefträgerin" wohnt Flur an Flur neben einer „Windmühlensgattin", hier zeichnet sich mit kurzem Titel ein „Liquidator des Kaiserlich-Königlichen Civilgerichts-Depositenamtes in Wien", während eine „wirkliche" Geheimrathsgattin durch diese Versicherung den schnöden Verdacht zurückweist, als sei sie nicht wirklich die Frau ihres Mannes. In der nächsten Nähe der gliederreichen fürstlichen Familie von Schaumburg Lippe finden wir einen „Altsitzer", eine „Kleinhändlersgattin" und einen „Branntweinsverschenker", welch' letzterem um den Absatz seiner Waare nicht bange zu sein braucht. Ein „Organist und Töchterlehrer", ein „Präpositus", so wie eine „Juwelière" schließen den Reigen derjenigen, deren Bezeichnung in Bezug auf ihre Lebensstellung mir besonders auffiel, obgleich sich diese Blumenlese noch bogenlang ausdehnen ließe.

Den Beweis, welch' eine enorme Ausdehnung die Versendung des Karlsbader Wassers seit zehn Jahren gewonnen, liefert der Umstand, daß die Zahl der Versendungen mit jedem Jahr um fünfzig- bis sechszigtausend Krüge steigt und in die fernsten Zonen geht.

Der neunundfünfzig Grad Réaumur heiße Sprudel, welcher die übrigen warmen Brunnen, bis zu achtunddreißig Grad Réaumur herab, mit dem heilkräftigen Wasser versorgt, ist so recht der Born der Wohlhabenheit für die ganze Stadt, und ich kann mir recht gut das Entsetzen der Bewohner denken, wenn der Fetisch von Karlsbad in übler Laune seine Bande sprengt, den heißen Strahl stockhoch und zischend in die Luft sendet und, dort versiegend, an einer anderen Stelle, mitten im kalten Bett der Tepel sich neue gewaltige Bahnen bricht. Im Jahre 1834 fand der letzte dieser großen Sprudelausbrüche statt, und viele Tausende und Tausende von Ellen Leinwand mußten in die neue Oeffnung getrieben werden, bis diese, incrustirt, den tief in der Erde siedenden Strom zwangen, wieder seinen alten Weg zu gehen.

Eine Revue der Trinkenden gehört zu den interessantesten Beobachtungen. Sehen wir uns diesen kleinen, schmächtigen Mann mit klugen deutschen Zügen etwas näher an; er hat das Aussehen

Digitized by Google

eines pensionirten preußischen Geheimrathes, ist auch in Wirklichkeit der geheime Rath für alle pecuniäre Nöthen, in denen Staaten und Fürsten liegen, es ist: Anselm Baron von Rothschild. Wie ein Schatten folgt ihm Herr C. Leitner, sein Geheimsecretär und Reisemarschall, ein feingebildeter junger Mann, in musikalischen Dingen Autorität, selbst Virtuos ersten Ranges. — Hier eine junge, viel umschwärmte Dame, nach allen Seiten hin heiter lächelnd; wer sähe es der lebensfrohen Frau an, daß ihr, vor kaum Jahresfrist, der Mann von ihrem eigenen Bruder im Duell erschossen wurde? — Hier kauert schmerzhaft auf einer Bank gekrümmt, das große dunkle Auge halb in Pein geschlossen, ein armer polnischer Jude in einen schäbigen Talar gehüllt. Zwei Krücken neben ihm künden sein Leiden beredter an, als alle Worte. „Kommt um neun Uhr zu mir," flüstert ihm ein Herr zu, mit behäbig gemüthlichem rundem Gesicht, in dem ein paar kluge, listige Aeuglein blinzeln. Es ist der Ritter von Königswarter, der bekannte Börsenkönig, von dessen schlagfertigem Humor die Wiener Börse gar viel zu erzählen weiß. „Der Lump glaubt, er sei ein reicher Mann, weil er eine Million verdient hat." Dies geflügelte Wort soll er über einen Parvenu ausgesprochen haben, der es auch richtig in Jahresfrist fertig gebracht, diese Million wieder „klein zu kriegen", und eines schönen Morgens auf der Geld- und auf der Lebensbörse vermißt wurde. Folgende nette Geschichte wurde mir von Königswarter von einer der hier in zahlreichen Exemplaren vertretenen Species der Geldleute erzählt. Er traf nach vielen, vielen Jahren hier in Karlsbad mit einem ehemaligen Schulcameraden und Geschäftsgenossen zusammen, der inzwischen als Banquier in einer Provinzstadt sein Glück gesucht und gefunden hatte. In sehr ostensibler Weise bewillkommt der Landsmann den reichen Wiener Großhändler und spricht seine Freude aus, ihn in so glänzenden Verhältnissen wieder zu sehen. „Gottlob," sagt er, „lieber K., wir können uns Beide sehen lassen, wir haben es Beide zu Etwas gebracht in der Welt. Wie viel Vermögen hast Du?"

„Wie viel besitzest Du, lieber R.?" antwortete dieser ausweichend.

Stolz und imponirend versicherte dieser, er habe ein Vermögen von viermalhunderttausend Gulden. „Und Du?"

„Viermalhunderttausend Gulden," sagt K. nachdenkend, „das ist ein schönes Vermögen! Weißt Du was, wenn Du, was Gott verhüten wolle, Dein Vermögen verlieren solltest, so schreibe an mich, lieber Landsmann, ich werde Dir's ersetzen!" —

Eine groteske Figur kreuzt unsern Weg. Unter einer auffallenden hellen Mütze, die mit schottischem Stoff verbrämt ist, welcher Stoff von dem gleichen kurzen Röcklein übrig geblieben scheint, das der Besitzer trägt, wird ein scharf gezeichneter, von tausend Linien durchfurchter Kopf sichtbar, welcher mit einem fuchsrothen, in zwei Spitzen auslaufenden langen Bart endet. Den oben erwähnten gelben, mit breiten schottischen Streifen besetzten Rock zieren große kugelförmige silberne Knöpfe, die Beine stecken in preußischen Soldatenhosen, über welche die Stiefel gezogen sind. Bei rauher Witterung hat er einen Ueberzieher aus Seehundsfell — nach seiner Behauptung die Haut eines „ungeborenen Tigers" — dessen rauhe Seite nach außen gekehrt, im Regen noch durch einen darüber gehängten Gummimantel geschützt ist. Alle Welt hat sich den Kopf zerbrochen, wer der abenteuerlich, stets einsam wandelnde Mensch sein möge, bis mich ein Zufall hinter das Geheimniß gebracht. Der Mann ist Besitzer eines wohldressirten Pferdchens, eines „Doppelponny", wie er sagt, welches „jedes geschnaubte und ungeschnaubte Taschentuch beliebig apportirt." Hier ist er Curgast, und giebt — stolz lieb' ich meinen Spanier — keine Vorstellungen mit seinem kunstreichen Thiere, wohl aber spannt er es manchmal vor ein kleines Wägelchen, welches mit Kreide über und über mit frommen und weisen Sprüchen beschrieben ist, die sich freilich nicht durch den Reiz der Neuheit auszeichnen, z. B. „Anfang, bedenke das Ende", „Des Herrn-Auge macht die Pferde fett" ꝛc. Das Merkwürdigste an dieser mysteriösen Persönlichkeit ist, daß seine Hausleute behaupten, „er esse nie", wenigstens habe ihn nie irgend eine menschliche Seele in Karlsbad der profanen Beschäftigung des Essens sich hingeben sehen. Ich habe den Mann im Verdacht der Semmelcur.

Ein liebliches Wesen, mit langen schwarzen Locken und brennenden ditto Augen, in tiefe Trauer gekleidet, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Niemand würde glauben, daß dies reizende Persönchen unter polizeilicher Aufsicht steht. Es ist der vor mehreren Jahren viel genannte Adjutant und weibliche Freund eines bekannten polnischen Insurgenten. Jetzt geht sie an der Seite eines alten Herrn, der nichts weniger als heldenhaft aussieht, wenn ihm auch die Eroberung des schönen „Adjutanten" gelungen zu sein scheint.

Dieser nobel aussehende Herr, welcher ein Leiden mit Lord Byron theilt, ist Baron-Bethmann aus Frankfurt am Main, der seinen Ruf wenigstens zur Hälfte dem Besitze von Dannecker's schönem Meisterstück „Ariadne", und nur zur kleinern Hälfte seinem Reichthum dankt. Sein wunderschönes Töchterchen ist eine Meisterin auf dem Piano.

Ein feuriges Gespann vor einer höchst eleganten Equipage, von einer Dame gelenkt mit sicherer Hand, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Besitzerin dieses prächtigen Gefährtes ist es nicht an der Wiege prophezeit worden, daß ihr Wappen einst eine Herzogskrone zieren und daß sie Verwandte auf europäischen Thronen begrüßen würde.

Heinrich Laube, obgleich selten im Trubel sichtbar, gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Habitués von Karlsbad. So lange Laube nicht hier ist, sagte mir ein hiesiger Bürger, hat die Saison noch nicht begonnen! Man ist stolz darauf, daß Laube seit vierunddreißig Jahren jeden Sommer die Heilquellen besucht, man nennt seinen Namen mit Ostentation und hoher Achtung. Mit Laube ist, diese Saison zum ersten Mal, Robert Heller eingezogen, der als schüchterner Curanfänger an den Quellen nippt. Er scheint sich mit mehr Resignation in sein Geschick zu finden, als in die hiesige frühe Speisestunde, die er hartnäckig aus der hier landesüblichen Zeit von ein Uhr um zwei Stunden hinausschiebt. Auch der talentreiche Lustspieldichter G. von Moser muß hier Buße thun für die reichen Mahle auf seinem prächtigen Rittersitz in Schlesien und auf den Schlössern der gastfreundlichen Nachbarn. — Dieser stattliche Cavalier mit der schönen Frau und ebenso schönen Tochter am Arm ist der General-Intendant von Hülsen, der Chef sämmtlicher Hofbühnen Preußens, ein vielbekannter und genannter Mann. Wir wollen hiermit, indiscreter Weise, das Geheimniß verrathen, daß die geistreiche Frau von Hülsen demnächst, leider unter fremdem Autornamen, die Lesewelt mit einem Bändchen vortrefflicher Novellen beschenken wird.

Hier ein Ehepaar, einfach, schlicht und bieder aussehend, dem Anschein nach ein braver Major, der sich, nach redlichen Mühen im Dienste des Staates, zur wohlverdienten Ruhe gesetzt hat. Wie trügerisch der Schein hier waltet! es ist der „verstossene" Kurfürst von Hessen-Cassel mit Frau Gemahlin. Der bildhübsche, nur etwas zu geschniegelt gezierte junge Mann an beider Seite ist Se. Hoheit der Prinz von Hanau, des gewesenen Kurfürsten Sohn und Erbe.

Dieser Herr, gelb gefärbt, als ob er die tropische Sonne über seinem Scheitel brennen gefühlt hätte, der in cholerischer Laune die Brunnenmädchen in allen Sprachen der Erde auszankt, ist der berühmte Escamoteur Hermann, dem das seltene Kunststück gelungen, dem Publicum zweier Welttheile das Geld aus den Taschen und sich zum reichen Mann zu zaubern.

Immer ohne Hut und Haare, begegnet uns Freund Hugo Wigand, der meilenfressende, stets auf weiten Ausflügen begriffene bekannte Leipziger Verlagsbuchhändler. Sitzen oder stille stehen sah ihn noch kein Sterblicher!

In stattlicher Equipage fährt hier ein in besten Jahren stehender Mann von gewinnendem Aeußern: es ist der Geheime Commercienrath von Schäffer-Voit aus Berlin, der Gründer des „Bazars", der ihn zum Millionär gemacht. Nur das dringendste Gebot der Aerzte hat ihn hierher getrieben nach Karlsbad, wo ihn vor drei Jahren der herbste Schmerz ereilte, der ein Menschenherz zermalmend treffen kann. Hier traf die Nachricht ein, daß sein Sohn, der Stolz und die Freude der Eltern, ein blühend schöner junger Mann und wackerer Soldat, in Folge seiner Tüchtigkeit auf dem Schlachtfeld zum Officier ernannt worden sei. Mitten in dem Jubel der beglückten Eltern schmetterte eine telegraphische Depesche alle Hoffnungssaaten nieder, indem sie die Kunde brachte, daß der junge, hochbegabte Mann ein Opfer der Cholera geworden sei. Nie habe ich menschlichen Jammer, trostlose Verzweiflung sich in erschütternderer Weise aussprechen sehen, als hier bei den armen Eltern des Heimgegangenen. Die muntere, lebensfrohe Frau wurde vor meinen Augen eine Greisin, und bis zur Stunde haben die armen reichen Leute diesen qualvollen Schlag

nicht verwinden können. Mögen sie Trost finden in dem Erblühen der heiteren Kinderschaar, welche ihnen des Himmels Rathschluß noch gelassen.

Eine fast alljährlich hier Anwesende vermisse ich diese Saison mit schwerem Herzen. Charlotte Birch-Pfeiffer, die sich schon im vorigen Sommer in ihrer „unfreiwilligen Equipage" zum Brunnen führen lassen mußte, sie kommt nicht wieder, sie ruht aus in heimathlicher Erde. Selbst beim schwersten Leiden verlor die muntere Frau nie ihre gute Laune, mit beneidenswerthem Humor sprach sie über ihren Zustand, dessen Gefahr ihr kein Geheimniß war. Allem wußte die prächtige „Mutter Birch", wie wir sie sämmtlich nannten, eine heitere Seite abzugewinnen, nie hörte man sie nach „Blaustrumpfweise" von ihren Werken reden. Doch wie ging ihr das Herz auf, wenn man vom „Wurm" — diesen Spitznamen hatte ich ihrer talentreichen Tochter, der jetzigen Frau von Hillern, aufgebracht — zu sprechen anfing, stundenlang konnte sie bei diesem ihr theuren Thema bleiben. Und wie zudringlich konnte die sonst so bescheidene Birch werden, wenn es die Unterstützung ihrer Armen galt! — Braves Herz, sei dir die Erde leicht! — Auch Küstner, der frühere Hoftheater-Intendant von Berlin, ist seit einigen Jahren nicht mehr stabiler Curgast von Karlsbad, sondern seit lange ein stiller Mann geworden. Ein komischeres Original als den alten Herrn, ein wunderlicheres Gemisch von Großmuth und Geiz konnte man sich nicht denken. In Berlin pflegte er öfters kleine Diners zu geben, bei welchen es nichts weniger als splendid herging, und wobei Grüneberger Champagner, Schattenseite, dritte Qualität, für die Gäste eine sehr unwillkommene Hauptrolle spielte. Bei einer solchen Tafel erbat sich Anton Ascher, der witzigste meiner Collegen, ihm das Eröffnen der ersten Flasche anzuvertrauen, weil er einige Worte zu sprechen wünsche. Nun ist Ascher im Improvisiren heiterer Tischreden ein Unicum, daher eine solche Offerte von ihm stets hoch willkommen.

„Meine Herren," beginnt Ascher, den Bindfaden am Kork, dessen Draht bereits durchgeschnitten, festhaltend, „meine Herren, erlauben Sie mir, daß ich das Wohl unseres freundlichen Wirthes ausbringe, in diesem *edlen* Getränk" — hier knallt der Pfropf, Ascher führt das Glas an den Mund, aber setzt es sofort ab, heftig ausrufend: „*Ich nehme mein Wort zurück!*" Nach einer Pause sagt er, wie einer großen Gefahr entgangen, zu Küstner: „Welch' ein Glück, daß keine Kinder im Hause sind, die zufällig von dem Wein hätten trinken können! Das größte Unglück konnte entstehen."

Man kann sich das Gelächter der Gäste denken, an denen nun der gefürchtete Champagnermoment vorüber ging, während der Hausherr mitlachend dem Diener den Auftrag gab, einige Flaschen *echten* Cliquots aus dem Keller zu holen.

Mein freundlicher Leser sieht, daß alle Menschenclassen hier in Karlsbad vertreten sind, wenn ich ihm auch nur die bekannteren Persönlichkeiten vorgestellt habe. Alle Länder der Erde, alle Stände stellen ihr Contingent hierher, nur der Abenteurer, der Spieler, der Glücksritter findet hier keinen ihm zusagenden Boden, der bleibt fort. Wer sollte aber denken, daß ein „Raubmörder" vor zwei Jahren den Versuch gemacht, hier Gastrollen zu geben? Zwei junge Bursche waren hier eingekehrt und hatten sich als „Studirende" in die Fremdenliste eintragen lassen. Der Eine setzte seinen Stab bald wieder weiter, der Andere blieb. Da brachte eine Amerikanerin auf die Polizei die wunderliche Anzeige, daß sie auf einer der beliebtesten und belebtesten Promenaden, auf dem sogenannten Bieruhrweg, von einem jungen Mann um Almosen angesprochen worden sei, und daß der fremde, gut gekleidete Bettler, als sie von seinem Begehr keine Notiz nahm, ihr mit einem Pistol nachgeschossen hätte. Die Sache erschien so unwahrscheinlich, so ungeheuerlich, daß man dieselbe für eine Ausgeburt amerikanischer Excentricität hielt und ihr wenig Beachtung schenkte. Den folgenden Abend kam die Familie eines angesehenen Badegastes von einem Ausflug heim, da bemerkte die Tochter, als sie ihr Zimmer betrat, bei bereits einbrechender Dunkelheit eine versteckte Mannsperson unter dem Sopha liegend. Das junge Mädchen hatte die Geistesgegenwart, scheinbar ganz unbefangen, ein Liedchen zu trällern und die Stube zu verlassen. Halb todt vor Entsetzen berichtete sie den Eltern, was sie gesehen. Man dringt in's Zimmer und befiehlt dem Eindringling hervorzukommen. Da ertönt ein Knall, der junge Räuber hatte sich selbst gerichtet und durch die Brust geschossen. Den folgenden Tag starb er, nachdem er das Bekenntniß abgelegt, daß er allerdings auch nach der Dame im Walde geschossen habe. Der Bursche war der Sohn braver Eltern aus Wien, ein Handwerkerlehrling, welchen Genuß- und Abenteuersucht auf den Weg des Verbrechens trieb. Man fand bei ihm einen baaren Vermögensbestand von zehn Kreuzern und die unbezahlte Gasthausrechnung.

Die vier Wochen sind um. Trotzdem sich unser Gesundheitszustand auf's Erfreulichste gebessert, danken wir doch dem Himmel, daß wir das Pensum hinter uns haben. Wir fahren neu gestärkt und gekräftigt der Heimath zu. In Eger treffen wir einen witzigen polnischen Juden, an dessen schlagfertigen Antworten wir uns in Karlsbad schon oft erfreut. Er reist in Geschäften nach Hamburg, seine Frau begleitet ihn an die Eisenbahn. „Lebe wohl, Isaak," ruft sie und reicht ihm noch einmal die Hand, „lebe wohl, *reise mit Gott!*" „Unsinn," antwortet Isaak, „Unsinn, Estherche! Wenn der liebe Gott mit nach Hamburg reist, *so wird er nischt fahren dritte Classe!*"

Deutschlands große Industriewerkstätten.

8. „Was verdrängt hat die Engländer von de Continente."

Das Bedrucken baumwollener Gewebe war eine alte Kunst der Indier und Aegypter, die sich von dort aus nach China, Arabien, Persien und Phönicien, nach den Ländern am kaspischen Meere, wo sie *Herodot* bereits vorfand, nach Griechenland und Rom verbreitete. Ueberall in diesen Culturstaaten der alten Welt lernte man bald derartige Gewebe nachahmen. In China bediente man sich der hölzernen Formen, die man mit der Farbenmischung bestrich und auf das Gewebe abklatschte. In Aegypten war es die Rohrfeder, die, von der geschickten Hand des Farbenmalers geführt, das Zeug illustrirte, oder der Pinsel, der in merkwürdigen, unregelmäßigen Windungen den Stoff mit einer Substanz bemalte, welche die imprägnirten Stellen desselben vor Annahme der Farbe bei dem nachfolgenden Ausfärben schützte, wie *Plinius* ausführlich berichtet.

Aehnlich wie bei den Aegyptern verfuhr man in Persien, wo nach alter Tradition noch heute die Werkstätte des Färbens und Druckens „*Christuswerkstätte*" genannt wird, weil nach der Sage Christus ein Färber war, der es verstanden, aus ein und demselben Farbenbad verschiedene Färbungen zu gleicher Zeit auf das Gewebe zu übertragen. — Von sidonischen Tüchern in prachtvollen Farben singt schon der alte *Homer*. In Europa zeigen sich die ersten Spuren dieser Kunst in Gallien, Deutschland und England. Durch die Kreuzzüge gelangte die Kenntniß derselben nach Italien, wo in Florenz der Zeugdruck eingeführt wurde. Im Jahr 1523 errichtete *Hoffmann* die erste deutsche Kattundruckerei in Augsburg. Dieselbe galt als eine „freie Kunst", bis sie 1693 den Fesseln des Zunftzwanges unterlag.

Eine größere Bedeutung gewann die Kattundruckerei 1758 durch *J. von Schüle* in Augsburg, der es verstand, seine Kunst wesentlich zu verbessern und allmählich zu heben, obgleich er anfänglich, nur mit geringen Mitteln ausgerüstet, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bald gewannen jedoch die Augsburgischen Kattune von Schüle einen anerkannten Ruf. Die anfänglich in Deutschland beliebten Muster waren meist Darstellungen aus der biblischen Geschichte, unter Anderm galt „Josua und Kaleb", eine Weintraube aus Canaan auf ihren Schultern tragend, für ein sehr gesuchtes Dessin. Dieser Geschmack mußte jedoch den von der trefflichen Musterzeichnerin *Friedrichs* ausgeführten kleineren reizenden Arabesken und Ornamenten weichen. Schüle wußte auch die Farben besser zu befestigen und ihnen Leben einzuhauchen, so daß er bis zum Ende des letzten Jahrhunderts den Markt fast ausschließlich beherrschte.

Aber durch die Erfindung des mechanischen Webstuhls und besonders durch die *Walzendruckmaschine* des Schotten *Bell*

trat eine ganz neue Aera ein. Die englischen Kattundrucker, die zuvor gegen die deutsche Manufactur nicht aufkommen konnten und nur durch das Einfuhrverbot indischer Stoffe vor dem gänzlichen Ruin gerettet wurden, bemächtigten sich der neuen Hülfsmittel und arbeiteten sich mit bewunderungswürdiger Kraft und Schnelligkeit empor. Der Großvater des berühmten Staatsmanns Sir Richard Peel war einer der Ersten, der die Maschinenindustrie so gut zu benutzen verstand, daß er in kurzer Zeit Millionär wurde. Sein Beispiel fand allseitige Nachahmung, und bald stand England an der Spitze des Kattunhandels, indem es mit seiner Waare die ganze Welt versorgte. Während in Deutschland das Schüle'sche Etablissement in Augsburg vor dieser großartigen Concurrenz zusammenbrach, konnte sich auch in Frankreich die große Fabrik von C. P. Oberkampf, seit 1760 in Jouy begründet, nur unter dem Schutze der Continentalsperre und durch Unterstützung des Staates behaupten. England hatte auf diesem Felde alle Völker besiegt und vollständig verdrängt.

Sehr langsam begann die continentale Kattundruckerei den Kampf wieder aufzunehmen und mehr als dreißig Jahre vergingen, bis endlich ein Berliner Fabrikant vor seinen König hintreten und ohne Prahlerei sagen durfte: „Ich bin der Liebermann, was verdrängt hat die Engländer von de Continente."

Das war der indeß verstorbene alte „Commercienrath Liebermann", dessen Geschäft noch heute unter der Leitung seiner ebenbürtigen Nachkommen (Benjamin, Louis und Georg Liebermann) blüht und einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen hat.

Schon vor ihm gab es fleißige und tüchtige Fabrikanten in Berlin, die es nicht an anerkennungswerthen Anstrengungen fehlen ließen, um die durch die Engländer vernichteten vierzig Kattundruckereien zu ersetzen. Im Jahr 1812 begründete E. F. Dannenberger an den Ufern der Spree ein neues Etablissement, das sich trotz der unglücklichen Conjuncturen behauptete und bereits 1838 als eine der bedeutendsten Fabriken des Continents geachtet wurde. Später übernahmen die Herren Nauen und Löwe das Geschäft und führten es mit vielem Glück weiter fort. Seit 1860 kam es in die Hände Liebermann's, dem es seine jetzige großartige Ausdehnung und Bedeutung verdankt.

Dort an der Stelle, wo sich einst die Krieger Albrecht's des Bären tummelten und Raubritter, wie die Quitzows, das Eigenthum und Leben der verhaßten Stadtbewohner bedrohten, hat das gewerbfleißige Bürgerthum den schönsten Sieg auf friedlichem Gebiet erfochten und sich ein unvergängliches Denkmal seiner Tüchtigkeit errichtet.

Eine Reihe lang hingestreckter Gebäude und Quergebäude, hin und wieder durch Dampfkesselanlagen mit hohen Schornsteinen und durch schlanke Bäume unterbrochen, geben dieser Fabrikation den entsprechenden Ausdruck und ein großartiges Bild ihrer Leistungen. Treten wir in eines jener Gebäude ein, vor welchem ein hochbepackter Lastwagen hält. Mehrere Arbeiter sind damit beschäftigt, die rohen Stoffe und Gewebe, welche eine natürliche Rohfarbe und ein unansehnliches Aeußere zeigen, ohne viel Umstände herabzuwerfen. Hier beginnt die erste Umwandlung, die diese schmutzige, nichts weniger als angenehme Farbe in das blendendste Weiß überführt, auf dessen reinem Grunde bald die herrlichsten Muster erblühen sollen. In großen Waschfässern muß mit Hülfe der kolossalen Waschmaschine der Staub, die des Webers mühsame Arbeit unterstützende „Schlichte" und alles Ueberflüssige weichen. Wie aus einem wohlthuenden Bade geht das Gewebe vom Schmutz befreit in untadeliger Reinheit hervor, um, über Walzen und Rollen hingeleitet, wieder zu trocknen.

Wie in den Bädern des Orients wird das Zeug außerdem noch einem besondern Proceß unterworfen. Zu beiden Seiten der sogenannten „Klopfrahmen" sitzen Mädchen und Frauen; im Tact schwingen sie den Stab zum auflockernden Schlag, während sie dabei lustige Lieder singen, die allerdings häufig von dem hohlen Widerhall der lärmenden Stäbe übertönt werden. Durch die Schwingungen richten sich die losen Fasern und der Flaum auf der Oberfläche des Gewebes auf, was der eigentliche Zweck dieser Thätigkeit ist. Aber was bedeuten dort die rothglühenden Cylinder und die feinen zuckenden Flammen des Gases, über die der so leicht verbrennliche Stoff hinweggezogen wird? Ist es nicht ein leichtsinnig übermüthiges Spiel, das feuerfangende Zeug mit den züngelnden Gluthen zu paaren? Aber wir dürfen ohne Furcht sein, da hier die höchste Vorsicht, die genaueste Berechnung der Zeit die Macht des gefährlichen Elements beschränkt. Des Feuers gewaltige Kraft findet nicht Zeit, sich auf die willkommene Beute zu stürzen, die im Flug vorübereilt, die nöthige Entfernung mit bewunderungswürdiger Genauigkeit beobachtet, so daß nur die leicht und fein zertheilten hervorragenden Fasern versengt werden. Wenn aber, was zuweilen vorkommt, das Gewebe in seinem Laufe nur eine Secunde stockt, so verwandelt es sich sogleich in Dampf, Rauch und Asche.

Was die Flamme noch von Fäserchen übrig gelassen, das ergreift die „Noppmaschine", hart über dem Stoff mit ihren spitzig feinen Zähnen hinstreifend, entfernt der „Scheermaschine" schnell hinjagender Cylinder, umgürtet mit seinen scharfkantigen Messern, oder die „Bürstenwalze" mit ihrer rauhen Bekleidung. So gereinigt, geklopft und geglättet verläßt das Gewebe seine bisherige Behausung und steigt in jenen Raum empor, dessen Bestimmung schon von Weitem der auffallend „chlorige", die Lungen reizende und beklemmende Geruch verräth.

In großen Kufen verborgen, wirkt hier die Kraft des bleichenden Gases bald im Verein mit Wasser, bald mit Kalk verbunden. Um sich von der Wirkung dieses Gases einen Begriff zu machen, genügt die Thatsache, daß ganz Deutschland mit allen seinen Feldern und Wiesen nicht ausreichen würde, um nur dem Producte einer einzigen großen Baumwollenfabrik zum Rasenbleichplatz zu dienen. Aber eine so gewaltige Kraft kann nicht nur segensreich, sondern muß auch zerstörend wirken. Um die angreifende Eigenschaft des Chlors zu schwächen und den schädlichen Einfluß zu beseitigen, wird das Gewebe zu langen endlosen Bändern vereinigt, durch eine Reihe von Bottichen und Maschinenbehältern geleitet, worin säurebindende Alkalien und frisches Wasser in fortwährend erneutem Strome diesen Feind der organischen Faser austreiben, während pressende Walzen die ausringenden Menschenhände hundertfach ersetzen. Wie frischgefallener Schnee, wie das Gefieder des Schwans leuchten die weißen Gewebe, welche jetzt erst würdig erscheinen, mit farbigen Blumen und bunten Arabesken geschmückt zu werden. Bald erwartet sie der Farben holder Zauber, des Regenbogens Pracht, des Frühlings Blüthenkränze. Aber nicht leicht wird die Vollendung erreicht; es ist eine schwere Aufgabe, die Harmonie der Farben zu finden, die flüchtigen Kinder des Lichts an den irdischen Stoff zu fesseln, den weißen Grund bald zu bewahren, bald verschwinden zu lassen. Zu diesem Zwecke sehen wir wiederum die Gewebstücke, zu langen endlosen Bändern von Neuem vereinigt, bald in diese Kufe eingetaucht, bald derselben entsteigen, um in eine andere niederzugehen, endlich in reichlich sprudelndem Wasser eine neue Reinigung empfangen, um sodann aufwärts durch die offene Decke des Saales in einen Trockenapparat zu gelangen. Sorgfältig von jeder Feuchtigkeit befreit, wird das Zeug von geschickten Frauenhänden vorsichtig ausgebreitet und dann unter die schweren Cylinder einer Maschine gebracht, durch die es die nöthige Glätte und Faltenlosigkeit empfängt.

Jene Kufen enthalten solche Stoffe, welche die Eigenschaft besitzen, den später aufzutragenden Farbestoffen theils Festigkeit, theils Nuancen zu verleihen. Aber noch andere wichtige Processe werden hier eingeleitet oder vorgenommen. Bald druckt man die gewünschten Muster mit Beizstoffen auf, um später durch Ausfärben in dem Farbenbade den Farbenstoff nur an diesen Stellen zu fesseln, während er an den ungebeizten Flächen nicht haften darf. Bald überzieht man alle Punkte, die in der ursprünglichen Weiße erhalten bleiben sollen, mit einer vor der Aufnahme des Farbestoffes schützenden Decke, so daß nach Entfernung jenes Schutzes der weiße Grund hervorleuchtet. Nicht selten druckt man auch die Muster in verschieden concentrirten, verschieden zusammengesetzten Beizen, die dann mit einem und demselben Farbenstoff sich zu verschieden nuancirten Farben verbinden.

Diese verborgenen Geheimnisse der Farben zu ergründen, ist die schwere, oft kaum zu lösende Aufgabe des Coloristen. Er ist die eigentliche Seele der Fabrik, während das Geld und der kaufmännische Scharfblick die andere Bedingung der Existenz, gleichsam den Körper für diese Seele bildet. Dort in dem Laboratorium, in der chemischen Farbenküche denkt und sinnt der erfinderische Geist. In zierlich geformten Retorten, Kolben und Ballons prüft er die Eigenschaften der verwendbaren Materialien, indem er den gegenseitigen Einfluß der verschiedenen Stoffe auf einander zu erforschen und durch eine Combination praktisch zu

verwerthen sucht. Hier herrscht der belebende Gedanke, von dem allein das Gedeihen der ganzen Anstalt abhängt. Ein Fehlgriff kann unabsehbaren Schaden, eine glückliche Idee noch größeren Nutzen stiften.

In der Person des eben so thätigen als verdienstvollen Doctor Heffter besitzt das genannte Etablissement den geeigneten Mann, der jene durchgreifenden Processe ersonnen, jene großartigen Verbesserungen ausgeführt, durch deren praktische Anwendung die Liebermann'sche Fabrik ihren jetzigen hohen Rang und ihre Bedeutung für den Weltmarkt gewonnen hat. Aus diesen Räumen sind jene neuen Combinationen und Nuancen hervorgegangen, die durch immer neue Abwechslung überraschen, durch Glanz und Schönheit die Sinne reizen und erfreuen, durch ihre Zweckmäßigkeit und Billigkeit die Bewunderung der Sachverständigen erregen. Mit diesen Vorzügen aber noch die Gefälligkeit der Form, die Reize eines geschmackvollen Musters zu vereinigen, ist eine nicht minder schwierige Aufgabe für den denkenden Geist, die von anderen talentvollen Männern gelöst wird.

In jenem imposanten Gebäude, das seine edle Façade der Straße zukehrt, finden wir die großen Werkstätten für die hier beschäftigten Musterzeichner. In lichten weiten Sälen sitzen die Zeichner und Graveurs, um die leicht skizzirten Entwürfe und Ideen auszuführen, indem sie ihnen eine feste, für die praktische Anwendung geeignete Form geben. Ganz besondere Beachtung verdient dabei jene wunderbare Maschine, die man mit dem Namen „Pantograph" oder „Pentagraph" benannt hat; sie beruht auf einer Hebelanordnung, durch deren Wirksamkeit ein einziger Mann im Stande ist, beim Nachführen eines Griffels in den gravirten Linien eines in größeren Dimensionen auf Blech ausgeführten Musters sechs bis vierundzwanzig andere, mit Demantspitzen versehene Griffel in dieselbe Bewegung zu versetzen und zwar durch eine entsprechende Einstellung derartig, daß diese Diamanten das gegebene Dessin in beliebiger Verkleinerung in einen Firnißüberzug der zu gravirenden Kupferwalze so oft nebeneinander einritzen, als es der Rapport des Musters auf der Breite des Stoffes verlangt.

Wird nachher diese Walze einem Säurebade ausgesetzt, so erscheint an den vom Firniß entblößten Stellen durch Aetzung das gewünschte Dessin vervielfältigt. Auch mit Hülfe der vielfach sich abrollenden sogenannten „Molette" werden die Muster auf die für den Druck bestimmten Walzen übertragen. Alle diese Arbeiten des Zeichnens und Stechens verlangen die höchste Schärfe und Genauigkeit; Gedanken und Aufmerksamkeit müssen durchaus ungestört auf einen Punkt gerichtet sein. Daher die lautlose Stille, welche in dem Arbeitssaale herrscht, nur unterbrochen von dem eintönigen Geräusch der Pantographen und dem Rollen der Krafttransmissionen. Es handelt sich hier um bedeutende Summen, da der Vorrath an Kupferwalzen und Gravirungen enorme Werthe repräsentirt. Allein die Herstellung eines Dessins, in welchem zwölf verschiedene Nuancen einer Farbe, oder zwölf verschiedene Farben erscheinen sollen, fordert auch zwölf besondere Walzen, deren jede nur zur Herstellung einer Farbe dient, die aber, um den gewünschten Effect zu erzielen, ganz genau mit einander harmoniren und sich ergänzen müssen.

In dem großartigen Complex von Gebäuden, welcher die eigentliche Druckerei enthält, befinden sich außer verschiedenen „Perotinen" vierzehn Walzendruckmaschinen in fortwährender Thätigkeit. Der Anblick ihrer Arbeit gewährt ein ebenso interessantes als unterhaltendes Schauspiel. Hier bedeckt sich das Gewebe unter der Bewegung des malenden Cylinders mit türkischen Mustern in fünf oder sechs harmonischen Farben; dort zertheilt eine andere Walze den weißen Stoff in die einfachen, gleichmäßigen Felder eines Damenbretts, bei dem die Fehlfarben durch zierliche Schlangenlinien imitirt werden. Eine andere Maschine streut mit unsichtbarer Hand auf die lichte Fläche zahllose kleine Blumen, kleine Blätter, und dort scheint ein neckender Kobold Graupen und Grütze in toller Weise unter einander zu mischen.

Hell und freundlich schimmert jener Kleiderstoff, mit Chromgrün gefärbt, in zierlichem Muster uns entgegen, und unwillkürlich denken wir uns dazu die schlanke Gestalt einer reizenden Blondine mit goldenem Haar, blauen Augen und lachenden Rosenlippen, während die strohgelbe Farbe mit den zarten Arabesken gewiß trefflich zu den dunklen Locken und den feurigen Blicken einer interessanten Brünette passen wird. Gleich einem blutigen Strome quellen aus der Maschine in scheinbar ewiger Wiederkehr endlose rothe Schnupftücher hervor, ausreichend für die Nasen eines ganzen Welttheils. Sie verdanken ihre Farbe dem kräftig schäumenden „Krappbade", aus dem aber auch alle jene zart nuancirten rosa leuchtenden Zeuge gleich der schaumgeborenen Venus emporsteigen. Unter dem Einfluß der physischen Kräfte, unter dem Rauschen des Wassers, dem Brausen des Dampfes, dem Gähren der chemischen Gewalten entstehen jene Kinder der Mode und des Luxus, womit sich die fernsten Länder und die verschiedensten Stände schmücken. Diese blauen Gewebe sind für den Japanesen, jenes feuerrothe Zeug für den Mexicaner bestimmt; das geschmackvolle Muster wird die zarte Figur einer vornehmen Salondame zieren, und dort das einfache Dessin ein armes Kind aus dem Volke entzücken, während vielleicht eine schwarze Sclavin jene schreienden Farben bewundert und sie mit keinem andern noch so werthvollen Erzeugnisse der launenhaften Mode vertauschen möchte. Hier findet man die Toilette eines Erdballs vereint, jeden Geschmack berücksichtigt, die wunderlichsten Ansprüche in Bezug auf Form und Farbe befriedigt.

Zu diesem Behufe müssen alle Elemente, Natur und Kunst, Wasser und Feuer, Physik und Chemie, Capital und Geist sich vereinen, die verschiedensten Operationen sich zweckvoll verbinden. Während das gebleichte und gebeizte Zeug an der einen Seite der Druckmaschine eintritt, verläßt es dieselbe gemustert an der andern, um über Rollen und Cylinder fort zwischen den warmen Dampfplatten getrocknet zu werden. In dem gegenüberliegenden Gebäude wartet schon wieder ein neuer Complex der ingeniösesten Maschinen, um dem bedruckten Stoffe die letzte Vollendung zu geben. Durch Waschen, leichtes Bleichen, Stärken und Bläuen, um die Weiße des Grundes hervorzuheben, durch Trocknen und Glätten wird dem Gewebe noch der äußere Glanz verliehen, um die Käufer anzulocken. Schließlich bestimmt eine selbstthätige Meßmaschine das Maß und die Lage des Stoffes, dem eine eigene Presse das Siegel der Beständigkeit aufdrückt.

Eine fortlaufende Reihe von ineinander greifenden Processen gehört dazu, um das ordinärste und billigste Stück Kattun zu liefern. Wer denkt bei dem Anblick dieser leichten Waare an die kolossale Anstrengung, die ihre Hervorbringung erfordert! Dafür arbeitet unablässig bei Tag und Nacht die riesige Dampfmaschine mit der Kraft von dreihundertundvierzig Pferden. In vierzehn großen eisernen Kesseln erzeugt, wirkt außerdem der Dampf von siebenzehn kleineren und größeren Maschinen, um die zahllosen Wellen, Räder und Walzen zu bewegen, die sich ohne Aufhören drehen und die verschiedensten Dienste verrichten, zu denen Tausende von Händen nicht ausreichen würden. Hunderte von Arbeitern sind überdies noch mit Färben, Drucken, Zeichnen, Graviren und mit anderen nothwendigen Verrichtungen beschäftigt. In kolossalen Fässern, Kufen und Gefäßen siedet und kocht die Beize, von aufmerksamen Augen beobachtet. Alles muß ineinander greifen und sich gegenseitig unterstützen. Das Ganze aber fordert einen Aufwand von Scharfsinn, Fleiß, Unermüdlichkeit und Sachkenntniß, wovon der oberflächliche Beobachter kaum eine Ahnung haben kann. Nur so ist es möglich, daß in diesen Fabrikhallen täglich tausend Stück Kattun fertig bedruckt geliefert werden.

Dort aber in seinem Comptoir sitzt der Eigenthümer des Etablissements, von dem der Anstoß dieses großartigen Getriebes ausgeht, und rechnet, grübelt, sinnt und sucht, um neue Absatzwege für seine Waaren zu finden, um den Kampf mit der drohenden Concurrenz bestehen zu können. Sein scharfes Auge überschaut die ganze Erde und dringt in die fernsten Länder, um ihre Bedürfnisse, ihre Forderungen, ihre Ansprüche und ihren Geschmack zu erkunden. Er folgt dem Lauf der Schiffe, er lauscht den Nachrichten, die der telegraphische Draht ihm aus allen Himmelsgegenden bringt. Krieg und Friede, die Baumwollenernte, die Schwankungen des Weltmarkts bestimmen sein Geschick und das der tausend Arbeiter, die in seinen Diensten stehen. Er wägt und erwägt, ob er des Geldes Macht zum kühnen Schachzug entfesseln, oder bis zur gelegeneren Stunde zurückhalten soll. Mit sorgenschwerem Haupte erwartet er die unausbleibliche Krisis, ohne darum den Muth zu verlieren, für alle Fälle gerüstet, gewissenhaft für das Wohl der zahlreichen Arbeiter besorgt, die auf ihn voll Vertrauen blicken. Stets zur Hülfe bereit, für alle guten Zwecke thätig, für alle humanistischen Bestrebungen opferfreudig, ist der Chef des Hauses Liebermann einer der ehrenwerthesten Repräsentanten der deutschen Industrie, der er zur Zierde gereicht. G.

Digitized by Google

„Entschuldigen Sie meine Damen!" — Originalzeichnung von W. Ingemey in Düsseldorf.

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Aus den Zügen des Fürsten war allmählich der harmlose Ausdruck verschwunden. Die kleinen, grauen Augen sahen forschend und mißtrauisch nach dem Mann hinüber, der dort an der Buche lehnend so ruhig, aber auch so entschlossen die Arme über der Brust kreuzte und den flammenden Blick fest auf das durchlauchtigste Antlitz gerichtet hielt — er schien ihm unheimlich zu werden. . . . Wie alle schwachen Charaktere, denen der Zufall eine hohe Lebensstellung eingeräumt, war er sehr geneigt, das entschiedene, sichere Auftreten fester Männlichkeit als Mangel an Deferenz zu beargwohnen, und in dem Punkt vertrug er nichts. Zudem hatte das, was der Mann erzählte, eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer alten, dunklen, halbverschollenen Geschichte, die er um des Ministers willen nicht gern vor all' diesen sehr wißbegierigen Ohren aufgerührt sehen mochte — ohne eigentliche Motivirung aber konnte er die lebhaft verlangte Pointe der Geschichte nicht unterdrücken; er winkte deshalb ziemlich eilfertig und mit einer nicht gar gnädigen Handbewegung dem Portugiesen, die Erzählung zu beenden.

Oliveira trat vom Baume weg; seine breite Brust dehnte sich unter einem tiefen Athemholen; ein erneuter Windstoß kam daher und hob die schwarzen Lockenringel auf seiner finsteren Stirn.

„Hier beginnt die Selbstanklage des Mannes, den ich erzählen lasse — er hat schwer gefehlt, aber auch gelitten," fuhr er mit erhöhter Stimme fort. „„In jener Nacht, wo der Tod so jäh und unerwartet an Dom Enriquez herantrat, standen der Visconde — ein schöner, stolzer, tapferer Mann — und ich allein an seinem Bett' — so lautet die weitere Mittheilung des deutschen Arztes. ‚Der Sterbende benutzte die ihm vergönnte kurze Frist, um sein Testament umzustoßen — er dictirte uns ein neues. Wir schrieben Beide nach, um ganz sicher zu gehen — sein heiseres, oft von Röcheln unterbrochenes Flüstern war schwer verständlich. . . . Er ernannte den Chef seines Hauses zu seinem Universalerben, die Frau Marquise aber hatte das Nachsehen; sie erhielt nicht einen Fußbreit Landes, nicht ein Goldstück seines Besitzthums. . . . Der Sterbende unterschrieb das Schriftstück des Visconde, als das vollständigste und klarste, und wir Beide fungirten als Zeugen. . . . Er legte befriedigt das Haupt auf das Kissen zurück, um zu sterben — da wurde die Thür des Vorzimmers aufgerissen, dann kamen schleppende Seidengewänder näher; wir kannten diese Schritte nur allzu gut! Der Visconde eilte hinaus, um die Thür zu vertheidigen, und ich — verbarg schleunigst das gültige Testament in meiner Brusttasche. . . . Draußen sank die schöne Aspasia vor dem Wächter der Thür nieder und schlang ihre weißen Arme um seine Kniee. Das gelbe Haar, das ihr der Sturm auseinandergerissen, schleifte lang nach auf dem Boden; an der Seite des Gesichts aber floß es schmal und roth nieder und ringelte sich über den weißen Hals hin, wie eine kleine Schlange — ein Stein aus niederstürzendem Mauerwerk hatte ihre Stirn gestreift — sie blutete. . . . Der Visconde vergaß seine Pflicht und Ehre über der rührenden Hülflosigkeit der Bittenden — die Thür flog auf, und die Marquise stürzte an dem Sterbebett nieder. . . . Dom Enriquez verwünschte sie mit seinem letzten Athemzuge, er ging hinüber mit der Gewißheit, sein Unrecht ausgelöscht zu haben; aber die schöne Aspasia mit dem vor Angst zu Wachs erblichenen Gesicht war doch sein und unser Meister. . . . Die buntschillernde Schlange umstrickte in weichen, schmeichelnden Windungen den stolzen, ritterlichen Mann, den Hauptzeugen — er erlag dem Dämon — er trat plötzlich in eine Fensternische, wandte dem Zimmer mit Allem, was darin, beharrlich den Rücken und sah unverwandt und angelegentlich hinaus in das nächtliche Sturmgebrause — dann züngelte die Schlange an mich heran und zischte mir leise zu, daß ihr einziges Kind, der Abgott meines Herzens, mein sei, wenn ich geschehen lasse, daß sie das auf dem Tische liegende Schriftstück lese — ich wandte das Gesicht weg; sie ergriff das Exemplar des Testamentes, das ich nachgeschrieben. Mit halblauter Stimme, bebend vor Ingrimm, überlas sie die ersten Paragraphen, die sie in eclatantester Weise verstießen — sie wandte das Blatt nicht um — somit entging ihr das Fehlen der Unterschrift. Grell auflachend ballte sie plötzlich das Papier in den Händen zu einem gestaltlosen Klumpen und schleuderte ihn in die Kaminflamme. . . . Erst, nachdem die Frau Marquise kraft des ersten Testamentes ihre Erbschaft angetreten, hatte sie die Gnade, mir achselzuckend und satanisch lächelnd die Mittheilung zu machen, daß sie bereits wenige Secunden vor ihrer tollen Fahrt nach dem Sterbelager des Dom Enriquez ihre Tochter mit einem Ebenbürtigen verlobt habe — ich konnte sie nicht mehr verrathen, ohne den Kopf selbst in die Schlinge zu stecken!'" . . .

Ein Gemurmel flog durch den Kreis. Der Portugiese schritt auf den Fürsten zu.

„Das eigentliche gültige Testament des Dom Enriquez aber wanderte mit dem ruhelosen Mann, der auf die Eröffnung der Frau Marquise nicht ein Wort der Erwiderung gefunden hatte, in die Welt hinaus," sagte er mit feierlicher Stimme. Er griff in die Brusttasche und zog ein Papier hervor. „Er hat es kurz vor seinem Tode in meine Hände niedergelegt — wollen sich Euer Durchlaucht überzeugen, daß es tadellos in seiner Abfassung ist?"

Mit einer tiefen Verbeugung reichte er dem Fürsten das Papier hin.

Aller Augen hingen in athemloser Spannung an dem fürstlichen Antlitz. Niemand sah, wie der Minister bei dieser überraschenden Wendung mit leichenhaften Wangen anfänglich zurücktaumelte, dann aber sich halb von seinem Sitz erhob und mit vollkommener Hintansetzung des Schicklichen über die Schulter seines fürstlichen Herrn hinweg in das Blatt stierte, das Serenissimus langsam, mit befangenem Zögern entfaltete.

„Ha, ha, ha, mein Herr von Oliveira," rief Seine Excellenz heiser auflachend, „Sie gehen in der Mystificirung Ihrer aufmerksamen Zuhörer wirklich so weit, selbst eine schriftliche Beglaubigung Ihrer allerliebsten kleinen Erzählung zu bringen?"

Auch dieser impertinente Ausruf wurde nicht weiter beachtet — der auserwählte Kreis der Hoffähigen hatte ja das seltene, interessante Schauspiel, Serenissimus völlig fassungslos zu sehen. Er hielt das geöffnete Papier einen Augenblick in den leicht bebenden Händen, als traue er seinen Augen nicht. Sein bleiches Antlitz wurde dunkelroth vor Bestürzung — er überflog die erste Seite, dann wandte er das Blatt um und suchte die Unterschrift.

Wenn indeß die lauschende Menge erwartete, nun auch die Namen des Documentes von den Lippen zu hören, die sich, wie nach Athem ringend, öffneten, dann irrte sie sich — Serenissimus war nicht umsonst langjähriger Schüler seines diplomatisch gewiegten Ministers gewesen — die Lippen schlossen sich wieder; er legte secundenlang die Rechte über die Augen, dann richtete er sich auf, als erwache er aus einem Traume, legte das Papier mit fieberhafter Hast zusammen und schob es in die Tasche.

„Sehr hübsch — sehr interessant, Herr von Oliveira!" sagte er in eigenthümlich belegten Tönen. „Ich werde noch einmal darauf zurückkommen — gelegentlich! . . . Aber wahrhaftig," rief er aufspringend, „Sie haben Recht, liebe Schliersen, es fängt an zu regnen! . . . Eilen wir, unter das sichere Dach zu kommen! Hören Sie, meine Damen, wie es in den Wipfeln saust und braust? . . . Schnell, schnell! . . . Fackeln voran!"

Es sah aus, als werde in eiliger Hast ein Zigeunerlager abgebrochen. Alles rannte durcheinander; die Damen suchten nach Shawls und Mantillen, die Herren nach ihren Hüten. . . . Außer Seiner Durchlaucht und der Gräfin Schliersen spürte zwar noch Niemand auch nur einen der ominösen fallenden Regentropfen; dennoch traf man alle Vorkehrungen, die gefährdeten Toiletten in Sicherheit zu bringen.

Während des allgemeinen Tumultes versuchte Gisela, wieder in die Nähe des Fürsten zu kommen, der scheinbar harmlos plaudernd mit der Gräfin Schliersen noch einen Augenblick inmitten der Wiese verweilte. Seine kleinen, grauen Augen hatten nach dem Durchlesen des Documentes das Gesicht der jungen Gräfin gestreift — sie verhehlte sich nicht, daß der Blick mißtrauisch forschend und vorwurfsvoll gewesen sei — hatte sie doch durch ihr leidenschaftliches Hervortreten und ihre Fragen verrathen, daß sie um das Geheimniß wisse. . . . Ihr Gesicht brannte in einer dunklen Fieberhitze — sie war in einer unbeschreiblichen

Digitized by Google

Aufregung. . . . Hätte die schöne Stiefmutter nicht selbst unter dem beklemmenden Bann eines zwar unbestimmten, aber nichtsdestoweniger bänglichen Vorgefühles kommender schlimmer Ereignisse gelegen, sie wäre der Welt gegenüber um einen Beleg für die nervöse Reizbarkeit ihrer Tochter reicher gewesen; so aber raffte sie in ängstlicher Hast ihre Gazewogen zusammen, und auch ihre Augen suchten unablässig nur den Fürsten, als könne sich auf seinem Gesicht lesen lassen, was das verhängnißvolle, auf seiner Brust verborgene Papier enthalte.

„Gisela, Du wirst die Freundlichkeit haben, an meinem Arm nach dem Schlosse zurückzukehren," sagte plötzlich die unterdrückte, heisere, aber dennoch scharf und kurz befehlende Stimme des Ministers dicht neben dem jungen Mädchen. „Du siehst mir aus, als stündest Du eben wieder einmal im Begriff, einen Deiner tollen Streiche auszuführen! . . . Nicht einen Laut, wenn ich bitten darf! . . . Wir sollen das Opfer einer schlauangelegten Intrigue werden; aber noch ist nichts verloren — ich bin noch da!"

Ein Blick der tiefsten Verachtung, eines grenzenlosen Abscheues aus den braunen Augen traf den Mann mit der frechen Stirne, der eben als schamloser Lügner vor seiner Stieftochter entlarvt worden war und es trotzdem wagte, ihr gegenüber von schlauen Intriguen Anderer zu sprechen. . . . Das Verbrechen war dem Fürsten verrathen; er kam durch eine wunderbare Fügung in Besitz des ihm rechtmäßig zustehenden Erbes, und nun sollte sie es schweigend geschehen lassen, daß die sonnenklare Wahrheit mittels heimtückischer Ränke und einer unglaublichen Frechheit unterdrückt wurde? Ja, sie sollte sogar in Gemeinschaft mit ihm, der sie selbst so unverantwortlich hintergangen, das schauerliche Geheimniß ihr Lebenlang behüten und durch, wer weiß wie viele, lange Jahre hindurch das Fürstenhaus um die Einkünfte der Güter betrügen? . . . Auch nicht einmal mehr kam ihr das Gefühl des Erbarmens, der Pietät für die herzlose, ränkevolle Frau, der kein Mittel zu schlecht gewesen war, sich zu bereichern — sie sah nur mit Schaudern und Entsetzen in den tiefen Abgrund, der sie bis in alle Ewigkeit von ihrer Großmutter schied. . . . Die eigentlichen Motive, um deren willen ihr Stiefvater sie zur Mitwisserin des Geheimnisses gemacht hatte, durchschaute zwar ihr reiner, völlig ungeübter Blick noch immer nicht, aber klar wurde ihr doch, daß dieser Mann mit der bodenlos verdorbenen Seele sicher nicht um der edlen Absicht willen, den Namen Völdern fleckenlos zu erhalten, alle Hebel seines raffinirten Geistes in Bewegung setzte.

Nicht eine Sylbe antwortete sie auf sein Geflüster, das mit den letzten Worten einen vertraulichen Anstrich angenommen hatte; aber sie wandte das Gesicht von ihm mit jenem Grausen, welches uns angesichts eines giftigen Reptils erfaßt. Ihre verachtungsvolle Zurückweisung schützte sie indeß nicht vor der aufgedrungenen Begleitung. Der Minister ergriff ohne Weiteres ihren Arm, legte ihn in den seinigen und hielt ihn dort mit der Linken so gewaltsam fest, daß sie sich nicht befreien konnte, ohne peinliches Aufsehen zu erregen. Und jetzt eilte Frau von Herbeck herbei; sie drängte sich so energisch und bewachend an die andere Seite des jungen Mädchens, als habe sie Gensd'armenpflichten. Die kleine, fette Frau hatte die Gemüthsbewegung über Gisela's „unschickliches, vollständig unmotivirtes Hervortreten" während der Erzählung des Portugiesen noch nicht überwunden; sie behauptete, noch an allen Gliedern zu zittern, und versicherte Seiner Excellenz wiederholt mit wehmüthiger Betonung, nichts sehnlicher zu wünschen, als daheim im lieben, stillen Greinsfeld zu sein, wo doch „der nun einmal unvermeidliche ewige Scandal" wenigstens hinter den vier Mauern bleibe.

29.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Seine Excellenz schritt mit Gisela dicht hinter dem Fürsten, der den Portugiesen an seine Seite gerufen hatte. . . . Wer das Gesicht Seiner Durchlaucht kannte, der wußte, daß er, trotz der außerordentlichen Beherrschung seiner Züge, trotz des alltäglichen, fast inhaltslosen Geplauders, welches er an Oliveira richtete, in heftiger Aufregung war. Er schritt, ganz entgegengesetzt seiner sonst streng gemessenen Art und Weise, sehr eilfertig und hastig nach dem weißen Schlosse — unheimlich lautlos und gedrückt folgte ihm der Zug der Gäste — die Erzählung des merkwürdigen Fremden war wie ein erstarrendes Element auf die überschäumende Lust gefallen.

Es war übrigens die höchste Zeit gewesen, den Festplatz zu verlassen. Rasch aufeinander folgende Windstöße brausten über den See und warfen die im Fackellicht purpurn sprühenden Wellen so hoch an das seichte Ufer, daß die zarten, atlasbeschuhten Füßchen der Damen ängstlich zurückwichen. Soweit der rothe Schein der Illumination über den Himmel hinflog, zeigte er eine schwarze, gährende Masse, die hie und da in jenen fahlweißen Spitzen und Kuppen gipfelte, welche den Hagel in ihrem Schooß tragen. Man drängte sich eng aneinander, die wildaufflatternden Umhüllungen mühsam festhaltend — eine Fackel nach der anderen erlosch in den jäh an- und abschwellenden Athemzügen des Gewittersturmes; aber dort strahlte ja bereits das weiße Schloß in seinem Lichtermeer wie ein aus Feuer geschnittener Würfel herüber — es galt noch ein kurzes, tapferes Ringen, und das schutz- und lustverheißende Dach war erreicht.

In der Thüre des Vestibules drehte sich der Minister noch einmal um und sah hinaus in die Nacht.

„Wir bekommen Nichts von dem Wetter!" rief er in die Halle zurück. „Es fällt kein Tropfen mehr — der Sturm treibt Alles nach A. zu. . . . Wir hätten getrost im Walde bleiben können! Ich stehe dafür, in zehn Minuten ist Alles vorüber! . . . Den Wagen der Gräfin Sturm!" herrschte er einem der Lakaien zu.

„Wollen Euer Durchlaucht die Gnade haben, für heute meine Tochter zu entlassen?" wandte er sich an den Fürsten, der eben im Begriff stand, die Treppe hinaufzusteigen. „Sie tanzt nicht, und mir würde es sehr lieb sein, sie nunmehr, nach den vielfachen freudigen Aufregungen und Eindrücken des heutigen Abends, in der beruhigenden Stille ihres Daheim zu wissen."

„Sie werden doch die Gräfin nicht in das Wetter hinausschicken?" rief der Fürst überrascht und seltsam verlegen zugleich. Er blieb auf der untersten Treppenstufe stehen, sah aber Gisela nicht an, die ihm nahe stand.

„Ich kann Euer Durchlaucht versichern, daß wir, ehe der Wagen vorfährt, den schönsten Sternenhimmel haben werden," versetzte der Minister lächelnd.

„Die Furcht vor dem Wetter hält mich nicht zurück," sagte Gisela ruhig und noch näher an den Fürsten herantretend. „Ich würde sofort und sehr gern das weiße Schloß verlassen; aber ich bin gezwungen, Euer Durchlaucht um die Gnade zu bitten, mir heute noch, und sei es auch nur für wenige Minuten, eine Audienz zu gewähren."

„Was fällt dem Kind ein?" rief der Minister heiser auflachend. „Euer Durchlaucht, dieses hochwichtige Anliegen meines Töchterchens betrifft sicher die inneren Angelegenheiten ihrer Puppenstube — oder nein, sie hat ja in den letzten Tagen ihren Gesichtskreis um ein Bedeutendes erweitert — irre ich nicht, so handelt es sich um Deine Armen; wie, mein Kind? — Dazu hast Du aber den Augenblick sehr unpassend gewählt, und wenn ich nicht als sehr geduldiger Papa Deine große Unerfahrenheit in Betracht zöge, würde ich sehr zürnen! . . . Hat die Gräfin keine bequemere Kopfbedeckung, als diesen runden Hut, Frau von Herbeck?"

„Hier, nimm meinen Baschlik, Herzchen," sagte die schöne Excellenz, rasch hinzutretend. Sie riß die glänzend weiße Umhüllung von Kopf und Schultern und versuchte, dieselbe der Stieftochter umzuwerfen.

„Ich muß meine Bitte wiederholen," wandte sich Gisela nochmals, jetzt aber mit auffallend vibrirender, flehender Stimme an den Fürst, während sie mittels einer leichten Bewegung den Baschlik zurückwies. „Um einer Geringfügigkeit willen würde ich Euer Durchlaucht ganz gewiß nicht behelligen."

Der Fürst überblickte flüchtig die Gesichter, die aufhorchend umherstanden.

„Nun gut," sagte er rasch; „bleiben Sie, Gräfin — ich werde Sie jedenfalls heute noch sprechen, wenn auch nicht sofort — ich muß mich für einige Augenblicke zurückziehen —"

„Euer Durchlaucht —" warf der Minister mit halberstickter Stimme ein — er war unverkennbar bis zur Wuth gereizt.

Der Fürst schnitt ihm die Rede ab. „Lassen Sie, mein lieber Fleury; ich meine, wir dürfen die kleine, liebenswürdige Bittstellerin nicht zum Widerspruch reizen. . . . Und nun, viel Vergnügen!" wandte er sich huldvoll an seine anderen Gäste. „Amüsiren Sie sich nach Herzenslust, bis es mir vergönnt sein wird, in Ihrem Kreise wieder zu erscheinen. . . . Hören Sie? meine Capelle intonirt bereits."

Er winkte mit scheinbarer Unbefangenheit dem Minister, ihm zu folgen, während er mit dem Portugiesen die Treppe hinaufstieg.

Aus den weitgeöffneten Flügelthüren der Säle fluthete es tageshell; eine rauschende Polonaise erstickte den ersten, fernrollenden Donner, und die Gestalten, die eben noch schweigsam und ängstlich verhüllt durch die Nacht geflohen waren, schritten und schwebten wieder plaudernd mit ungeschmälerter Eleganz und in fleckenlos bewahrtem glänzendem Costüm über das spiegelglatte Parquet.

Mittlerweile schritt Gisela nach dem Saal, der an die Schloßkirche stieß — das war gewissermaßen neutrales Gebiet, ein Raum, den Niemand beanspruchte. Ein Diener brachte auf ihr Geheiß mit sehr erstauntem Gesicht eine große Kugellampe, die sich in dem weiten, schauerlich stillen Saal zu einem Fünkchen verkleinerte.

Die Baronin Fleury und Frau von Herbeck begleiteten die junge Gräfin. Beide boten Alles auf, zu erfahren, aus welchem Grunde sie den Fürsten sprechen wolle. Sie war indeß wieder einmal „über die Gebühr dickköpfig“, wie die Gouvernante mit ingrimmig zusammengebissenen Zähnen innerlich bemerkte, und als sich endlich auch die schöne Excellenz überzeugte, daß „Nichts herauszubringen“ sei, und daß sich die störrige Stieftochter weder durch inständige Bitten, noch durch Drohungen bewegen ließ, dem Wunsch des Ministers zufolge nach Greinsfeld zurückzukehren, da verließ sie achselzuckend den Saal.

Frau von Herbeck kauerte sich, trotz der draußen herrschenden Hitze fröstelnd und tief aufseufzend, in einen der hochbeinigen Lehnstühle zusammen — Nachts war dieser geliebte, heilige Saal denn doch zu spukhaft. . . . Die junge Gräfin aber schritt ruhelos über das altersbraune, ächzende Getäfel des Fußbodens. . . .

Draußen, hinter den unverhüllten Bogenfenstern gähnte die schwarze, tiefe Finsterniß, von Zeit zu Zeit durchschnitten von einem grellen Blitz des in der That abziehenden Gewitters. Dann zitterte der gelbe Feuerschein über die nachtbedeckten Wände des Saales — die Gouvernante schloß stets entsetzt die Augen — es wollte lebendig werden unter diesen mächtig verkörperten Gestalten der Bibel; sie schwebten zürnend auf die Heuchlerin zu, die frech nach der ihr Haupt umzuckenden Glorie griff, um Handel mit ihr zu treiben, die ihre eigene unkeusche, lasterhafte Seele hinter der sogenannten Gemeinschaft mit ihnen verbarg, und die, um herrschen zu können, wozu sie ihr eigener kleiner, beschränkter Geist nicht berechtigte, das heilige Wort der Schrift zu einer Geißel machte, und mit ihr der unbequemen Wahrheit, dem tiefforschenden und im freien Aufflug denkenden Menschengeist plump in das Gesicht zu schlagen versuchte. . . .

Auch eine liebliche alttestamentliche Gestalt, das unschuldige Opfer heidnischer Begriffe, die schöne Tochter Jephtha's, hob der feurige Finger des Blitzes aus dem Dunkel — sie schwebte dort im weißen Gewande, wie eine ängstlich aufflatternde Taube, und schaute mit ihren todestraurigen Augen auf die unruhig Wandernde hernieder, die, fiebernde Angst in den Zügen, unablässig den Saal durchmaß.

Gisela schritt auch wohl hinaus in den halbdunklen Gang und blieb wartend und lauschend an dessen Mündung stehen. Hier führte eine Treppe in das obere Stockwerk, nach den Appartements der Stiefeltern — der Fürst war droben, er mußte auf seinem Rückweg nach dem Ballsaale hier wieder zurückkommen.

Serenissimus war in der That mit seinen zwei Begleitern hinaufgestiegen, um fern von Lauschern und dem störenden Geräusch des Ballsaales zu sein. Er trat in den Salon mit den violetten Plüschvorhängen und schloß die nach der langen Zimmerreihe führende Thür ab. Am Plafond des anstoßenden Seezimmers brannte eine kleine Flamme in der schwebenden, milchweißen Lotosblume — sie goß einen bleichen Mondenschein über den grünen Meereszauber, die weißen Glieder der Wassergötter und das dämonisch schöne Bild der Gräfin Völdern.

Wie nach einer athemlosen Flucht blieb der Fürst mitten im Zimmer stehen und zog das Document hastig aus der Tasche. Jetzt durfte er sich zeigen, wie er war — er war in der heftigsten, fast niegesehenen Aufregung. Er schlug das Blatt um und las mit gedämpfter Stimme: „Heinrich, Prinz zu A. — Hans von Zweiflingen, Major a. D. — Wolf von Eschebach —“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Michael Pöschel, der Weinkönig von Missouri. Unter den deutschen Auswanderern, welche es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer glänzenden Stellung gebracht und durch Intelligenz und Betriebsamkeit vielen Landsleuten ein leuchtendes Beispiel zur Nacheiferung geworden sind, verdient Michael Pöschel in erster Linie genannt zu werden. Ihm verdanken die Bewohner von Missouri die Einführung einer rationellen Weincultur, und wenn die Alten den Gott, der die Rebe pflanzte, als einen der größten Wohlthäter der Menschheit feierten und in dem Traubensaft eine Göttergabe erblickten, fähig und bestimmt, den Erdgeborenen die gemeine Noth des Daseins vergessen zu machen, so haben wir modernen Menschen wohl auch ein Recht, dem Pionier deutschen Weinbaus im fernen Westen ein Wort der Anerkennung zu gönnen.

Mit geringen Mitteln ausgerüstet war Michael Pöschel vor einigen zwanzig Jahren auf ein Stück Land verschlagen, dessen dürftiger Boden nicht im Stande war ihn als Farmer zu ernähren. Von Sorgen um seine Zukunft gequält, kam er auf den Gedanken, Weinanpflanzungen zu versuchen, da die Lage und die Bodenbeschaffenheit seines Besitzthums ihm dazu einigen Erfolg versprachen. Mit vielen schweren Opfern mußten die ersten Pflänzlinge bezogen werden, und harte Arbeit, Mühe und Schweiß erforderte es, um es nach drei Jahren endlich zu einer einigermaßen lohnenden Ernte zu bringen. Sie brachte für achthundert Dollars Wein und ermuthigte zu einer von Jahr zu Jahr sich mehrenden Ausdehnung der Pflanzungen und der Kellerei. Gegenwärtig zieht Pöschel alljährlich 70—80,000 Gallonen Wein aus seinen Culturen und zwar einen Wein von vorzüglicher Qualität und feiner Würze, für welchen er sogar in Europa einen Markt gefunden hat. Seinem Beispiel, seiner uneigennützigen Unterstützung mit Rath und That verdankt eine große Anzahl deutscher Einwanderer, die sich vorzugsweise in dem Städtchen Hermann (das in den letzten Jahren gegen 300,000 Gallonen Wein producirte) als Weinbauer niedergelassen haben, Glück und Wohlstand, und wer den jetzt sechzigjährigen Mann noch in altgewohnter Weise mit seinen Arbeitern um die Wette rüstig den Weinberg bestellen sieht, wird sich sagen, daß Pöschel zu den wenigen Auserwählten zählt, die mit ihrem Pfunde zu wuchern wissen nicht nur zum eigenen, sondern zu vieler Tausende Heil und Segen.

Der eingeseifte Handwerksbursche. (Unsere Illustration S. 445.) Da steht sie, die überraschte Eitelkeit in der geflickten Hose, und wird aus Verlegenheit wirrig. Denn um's Herz ist's ihm durchaus nicht so ungenirt, wie's die flinke Schneiderzunge den erschrockenen Landnymphen vorheuchelt. Wie würde er Brust und Nase gehoben haben, hätte er den Schönen auf dem Waldpfad als feiner und glattgesichtiger, gewaschener und gebürsteter Mensch in den Weg treten können! Denn auf Eroberungen in anderweitlichen Gebieten war offenbar sein Sinn in dem Augenblick gestellt, wo er auf dem Kirchthurm da drunten die unzweideutige Festfahne sah. Ob Vogelschießen oder Kirchweih, Sänger- oder Turnerfest, einerlei, es ist etwas los, und da fällt etwas ab — nach dem alten Weltgetriebe — für den Hunger oder die Liebe. — Und daß es weiter keinen Zweck hat, das macht uns den Anblick des Bildchens zu einem in seiner Harmlosigkeit so wohlthuenden. Mög' es mit diesem Gefühl recht Viele erfreuen!

Bock's Briefkasten. Brieflich curire ich nicht; aber ja nicht etwa deshalb, weil die allermeisten kranken Briefschreiber meinen Rath unentgeltlich wünschen und weil mir das Briefschreiben Mühe macht (denn ich leide am Schreibekrampfe), weil es mir auch Zeit und Geld (für Briefmarken) kostet, sondern nur deshalb, weil ein gewissenhafter und wissenschaftlich gebildeter Arzt, ohne den Kranken genau untersucht zu haben, niemals einen medicinischen Rath ertheilt. Dies habe ich nun schon zu wiederholten Malen in der Gartenlaube erklärt, aber geholfen hat es mir noch nichts. Viele Briefschreiber bitten mich sogar, „doch bei ihnen einmal eine Ausnahme zu machen und zu rathen“; gerade als ob ich nur aus Faulheit und Inhumanität nicht antworten wollte. Man lasse mich also endlich einmal in Ruhe mit brieflichen Consultationen: am meisten aber mit Geld-Briefen, bei denen die Unterschrift unleserlich ist. Bock.

Kleiner Briefkasten.

K. L. in M. Von den bis jetzt in die Oeffentlichkeit gekommenen Abbildungen des Berliner Aquariums können wir Ihnen nur die in der Weber'schen Illustrirten Zeitung erschienenen empfehlen. Sie zeichnen sich ebensowohl durch geschickte Aufnahme wie durch vortreffliche xylographische Ausführung vor allen übrigen aus. Wie wir hören, haben wir zunächst noch ein größeres Bild: „das Innere der Bassins mit ihren Bewohnern“ zu erwarten.

B. in Wesel. Nicht angenommen und das Manuscript vernichtet.

Ein Verehrer der czechischen Bomben. Die czechische Uebersetzung der „Alten Mamsell“ von Marlitt ist allerdings eine berechtigte.

Inhalt: Verlassen und Verloren. Historische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg. Von Levin Schücking. (Fortsetzung.) — Der Löwe von Halle. Mit Portrait. — Miramare. Gedicht von Franz Poppe. — Aus der Karlsbader Curliste. Von Franz Wallner. — Deutschlands große Industriewerkstätten. 8. „Was verdrängt hat die Engländer von de Continente.“ — Reichsgräfin Gisela. Von E. Marlitt. (Fortsetzung.) — Blätter und Blüthen: Michael Pöschel, der Weinkönig von Missouri. — Der eingeseifte Handwerksbursche. Mit Abbildung. — Bock's Briefkasten. — Kleiner Briefkasten.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 29. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Und hier,“ fuhr Wilderich, Striche machend, fort, „ist der Main, und hier — hier ist der Spessart —“ er begann einen länglichen Bogen an der Nordseite der Linie, die den Main darstellte, zu zeichnen, als Leopold, der sich gespannt an den Tisch gedrängt hatte, ihm die Kreide aus den Fingern nahm und ausrief:

„Laß mich den Spessart machen, laß mich, Bruder Wilderich!“

„Nur zu, mein Junge, mach' Du den Spessart,“ erwiderte Wilderich, ihm lächelnd die Hand auf den lockigen Kopf legend, „aber mach's hübsch und deutlich, sonst wird Muhme Margareth aus der Sache nicht klug. Gieb Acht, Muhme: sieh, hier unten vom Rhein, von Düsseldorf und Köln her, ist uns die Sambre- und Maas-Armee, befehligt vom Obergeneral Jourdan, und stark etwa achtundsiebenzigtausend Mann, in's Reich eingebrochen, um über die Lahn und hier den Main und so weiter durch Franken und Oberpfalz auf Wien zu ziehen.

Hier, vom Oberrhein, von Straßburg her, ist der französische Obergeneral Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee, achtzigtausend Mann stark, in Schwaben eingefallen, um in gerader Richtung ostwärts weiter auf Wien zu marschiren.

Drüben aber, jenseits der Alpen, da dringt die Alpen-Armee, unter Bonaparte, etwa vierzigtausend Mann stark, wider die Kaiserlichen vor und hat des Kaisers General, Wurmser, bereits zurück und in's Tirol hineingeworfen, um durch die Alpenthäler von Süden her auf Wien zu rücken.

Du siehst also, Margareth, daß es diesmal darauf angelegt ist, das alte Reich ganz und gar unter die Füße zu bringen und die römisch-kaiserliche Majestät in Wien einzufangen wie einen armen Vogel auf dem Nest.“

Margarethe nickte.

„Ja, ja, das begreift sich schon!“ sagte sie.

„Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!“ fuhr Wilderich fort, „und diesmal hilft ihm zu unserem Glück bei dem Lenken ein blutjunger Mensch, mit dem wir ein wenig besser vom Fleck kommen, als wenn der liebe Gott, wie in den vorigen Zeitläuften, sich mit den alten Graubärten von Feldmarschällen und Feldzeugmeistern zusammenthut ... wo's selten viel Gescheidtes gegeben hat. Der junge Mensch ist der Prinz Karl; der hat sich mit des Kaisers und des Reichs Armee zuerst dort unten in den Lahngegenden dem Heere Jourdan's entgegengestellt und es bei Wetzlar gründlich zusammengeschlagen ... die Sambre- und Maas-Armee hat sich eilig auf den Rückzug begeben müssen.

Drauf ist der Erzherzog Karl nach Ober-Deutschland geeilt, um dem Moreau die Stirn zu bieten. Das hat da ein langes Raufen gegeben, der Erzherzog hat erleben müssen, daß ihm die Truppen aus Sachsen im Stich gelassen haben und heimgegangen sind; die Truppen des schwäbischen Kreises, der auf eigene Faust Frieden mit den Franzosen geschlossen, hat er gar entwaffnen lassen müssen ... und so hat er sich zurückziehen müssen bis in's Donauthal.

Hier aber hat er sich plötzlich gewendet; denn während er so im Schwarzwald und in Schwaben sich mit Moreau herumgeschlagen, ist da unten die Sambre- und Maas-Armee wieder vorgerückt, hat den Feldzeugmeister Wartensleben, der ihr gegenüber aufgestellt geblieben, zurückgeworfen, hat Frankfurt bombardirt, Würzburg genommen und die Oesterreicher bis nach Amberg geworfen. Das hast Du gehört, wir haben sie auf ihrem siegreichen Marsch ja auch hier gehabt, die Franzosen ...“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Margarethe, „nur weiter, Herr Wilderich!“

„Der Erzherzog also hat sich von Moreau abgewendet, hat ein starkes Corps wie einen Schirm vor ihm aufgestellt, damit er nicht sehe, was dahinter geschehe, und ist rasch von der Donau in die Oberpfalz gerückt, hat sich mit Wartensleben vereinigt, die Franzosen bei Teining und Neumarkt überfallen, bei Amberg geschlagen — und die Sambre- und Maas-Armee ist auf dem Rückzuge; sie wird noch einmal Widerstand leisten, so glaubt man; dann aber wird sie in unsere Thäler hier, in den Spessart, den der Leopold da so schön hingezeichnet hat, als ob's eine Katze wäre, die einen Buckel macht, geworfen werden ... und dann eben wollen wir dem lieben Gott, der die Deutschen nicht verläßt, und unsrem jungen Kriegshelden aus Leibeskräften helfen ... wir Mannen im Spessart hier! — Nun weißt Du Alles, Margareth!“

„Ihr wollt ihm helfen,“ rief Margarethe aus, „ihr wollt auch Soldaten spielen und ...“

„Soldaten spielen, nein; wir wollen nur zeigen, daß die deutschen Bauern, dies Volk halbverhungerter und von ihren Herren zu Grunde regierter Leibeigener, sich noch nicht von den Fremden mit Füßen treten lassen ... wir wollen ihnen beweisen, daß deutsche Fäuste immer noch eine Schmach zu rächen wissen ...“

„Aber der liebe Heiland und die Mutter Gottes von Rengersbrunn stehen mir bei, das giebt ja nur noch mehr Blutvergießen und Elend ...“

„Ein wenig Blutvergießen schon . . . ohne das wird's freilich nicht abgehn . . ."

Muhme Margareth war zu entsetzt, um ihn ausreden zu lassen.

„Und wenn sie Euch dabei todtschießen, Herr Wilderich — Euch . . . ich bitt' Euch, was soll dann werden . . . ich bitt' Euch darum . . . was soll dann aus mir und was aus dem Jungen da werden?"

„Darüber eben wollt' ich mit Dir reden, Margareth. Hör' zu. Für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnet, hab' ich ein Papier in die oberste Lade meiner Kommode gelegt. Darauf steht geschrieben, daß der Leopold mein Erbe ist und daß Du für ihn sorgen sollst, bis er zu einem Förster gethan werden kann, um ein fermer Waidmann zu werden, wie ich bin. Ich habe nicht viel zu vermachen, aber ich denk', bis dahin wird's schon reichen. Du mußt eben damit auskommen!"

„Heilige Mutter Gottes von Rengersbrunn!" ächzte Margarethe, die Hände faltend . . . „und steht denn in dem Papier auch, was es auf sich hat mit dem Jungen, wessen Kind . . ."

Wilderich nahm den kleinen Leopold bei der Hand und führte ihn vor das Haus.

„Komm', Brüderlein, da setze Dich auf die Treppe," sagte er, „gieb hübsch Obacht, mein Kind, ob Du den Sepp nicht kommen siehst . . . und dann sag' mir's gleich — willst Du?"

Der Kleine nickte und nahm gehorsam den ihm angewiesenen Platz ein. Wilderich kehrte in die Küchenhalle zurück, und sich in seinen Stuhl am Heerde niederlassend, sprach er zu der alten Muhme, deren weit aufgerissene Augen ihn nicht mehr verlassen hatten, weiter.

„Das Nöthigste davon," sagte er, „steht in dem Papier. Aber da 's mit dem Lesen ein wenig bei Dir hapert, Margareth, will ich Dir, damit Du Alles weißt, erzählen, wie es zugegangen, daß ich der Pflegevater meines guten Jungen geworden . . . wenn er dann zu seinen Jahren gekommen, kannst Du's ihm mittheilen . . . es ist dann an ihm, ob er Schritte thun will, nach den Seinigen zu forschen! Ich hoffe, der Sepp läßt uns Zeit, daß ich Dir die ganze wunderliche Geschichte haarklein berichten kann.

Sieh', ehe ich meine Stelle in diesem Revier antrat, war ich Forstbeamter in der Nähe von Zweibrücken, Adjunct meines Vaters . . . durch unser Revier zog sich die große Heerstraße von Mainz nach Paris. Es war im vorigen Herbst; in einer mondhellen, warmen Nacht hatte ich Wildschützen nachgespürt und kam sehr spät — es mochte fast Mitternacht sein — auf jene Heerstraße, um sie eine Strecke weit zu verfolgen und dann rechts ab zu biegen und auf einem kurzen Waldwege zu unserem Forsthause zu gelangen. Unfern der Stelle, wo dieser Waldweg sich abzweigte, sah ich von fern schon eine Kalesche halten . . . ein Mann schritt neben derselben auf und nieder . . . als ich näher kam, nahm ich wahr, daß vor diese Kalesche nur ein Pferd gespannt war, und dieses Pferd lag regungslos am Boden. Der Fremde, der, in einem Mantelkragen sich gegen die Nachtluft schützend, auf der Heerstraße auf und ab ging, blieb, als ich ihn erreicht hatte, stehen und redete mich in französischer Sprache an — er fragte, ob ich wisse, wie spät es sei und wie weit bis Pirmasens. Ich gab ihm Auskunft — er fuhr fort:

‚Ich bin in großer Verlegenheit, ich bin auf der Reise, wie Sie sehen, von Mainz und weiter her, will nach Paris — in Zweibrücken gab man mir für meine Postchaise zwei ganz elende, abgetriebene Pferde — vor ein paar Stunden ist mir das eine gestürzt und nicht wieder aufzubringen gewesen, das andere hat der Postillon abgespannt und ist darauf heimgeritten, um, wie er sagte, frische Pferde von der Station zu holen; aber der niederträchtige Mensch kommt und kommt nicht, er läßt mich hier allein die Nacht zubringen, es ist zum Verzweifeln . . .'

‚Allerdings,' versetzte ich, ‚wenn Sie auf diesen Postillon warten, so ist sehr wahrscheinlich, daß Sie die Nacht hier zubringen müssen. Er wird sich in Zweibrücken auf's Ohr gelegt haben und schwerlich vor Morgen erscheinen, und dann sich damit entschuldigen, daß keine frischen Pferde vorhanden gewesen. Man kennt das, und . . .'

‚Es ist empörend, man sollte das Gesindel hängen!' rief der Franzose aus; ‚hätte ich nur nicht den kleinen Burschen da bei mir,' — er deutete auf die Kalesche — ‚so würde ich nicht warten, sondern zu Fuß nach Pirmasens gehen, da Sie sagen, daß es kaum eine Meile entfernt ist!'

‚Welchen Burschen?' fragte ich.

‚Das Kind dort im Wagen.'

Ich bemerkte jetzt erst ein im Hintergrunde des Wagens geborgenes und in Decken und Tücher gehülltes Etwas, das, wenn es ein Kind war, sehr ruhig da zu schlafen schien.

‚Ich möchte Ihnen gern helfen,' sagte ich, ‚und vielleicht kann ich es. Meine Wohnung liegt nicht weiter als zwanzig Minuten von hier — dort drüben im Walde, das Haus des Forstmeisters Buchrodt. Ich will den Knaben dahin mitnehmen und ihn für die Nacht so unterbringen; Sie können dann voran nach der nächsten Station gehen und von dort Postpferde senden, um Ihre Kalesche zu holen, und den Postillon beauftragen, zuerst bei unserem Hause vorzufahren, Ihren Knaben abzuholen.'

Der Fremde schien sich eine Weile zu besinnen.

‚Wie Sie wollen,' fuhr ich deshalb fort; ‚vielleicht ziehen Sie vor, mich erst nach meinem Hause zu begleiten und sich selbst zu überzeugen, daß das Kind wohl untergebracht wird. Ich würde Sie selbst einladen, die Nacht bei uns zuzubringen, wenn nicht die späte Störung meinen sehr alten kränklichen Vater . . .'

‚O nein, nein,' fiel der Fremde ein, dem ich den wahren Grund, meines Vaters Abneigung gegen Alles, was Franzose war, lieber verschwieg, ‚nein, nein, ich vertraue Ihnen das Kind gern an, machen wir es so, es ist das Beste, und ich bin Ihnen sehr dankbar! — Aber,' fuhr er fort, ‚Sie machen sich eine große Last, mein Herr, mit Ihrem Edelmuth, Sie müssen das Kind tragen, es ist erst dritthalb Jahr alt.'

‚Nun,' versetzte ich lachend, ‚man muß die Folgen seines Edelmuths gelassen hinnehmen, sonst wäre kein Verdienst dabei; geben Sie ihn nur her, ich habe manches Reh auf den Schultern nach Hause getragen, und das ist schwerer.'

Der Franzose hatte den Kleinen aus dem Wagen gehoben und mir übergeben; er nahm vom Vordersitz auch noch ein Bündel, das er mir übergab.

‚Hier ist sein Nachtzeug,' sagte er dabei, ‚bitte, nehmen Sie es auch; der Kleine — er heißt Leopold — ist daran gewöhnt.' . . .

Ich schob das Bündel über den Lauf meiner Büchse und nahm den Knaben auf den Arm. Der Fremde aber nahm ein Pistol aus der Seitentasche seines Wagens, steckte es in die Brusttasche, reichte mir die Hand, sagte mir tausend Dank für meine Gefälligkeit und ging dann eilig in der Richtung nach der nächsten Station davon.

Ich machte mich mit meiner Last auf den Weg heimwärts . . . weckte, als ich zu Hause war, die Haushälterin und ließ sie für das Kind, einen hübschen und sehr wohlgekleideten Knaben, Sorge tragen — ich war zu ermüdet, um nicht für mich selbst vor allen Dingen die Ruhe zu suchen. Am anderen Morgen berichtete mir, als ich ziemlich spät mein Schlafzimmer verlassen, die Haushälterin, der Knabe liege noch in seinen Federn — noch sei die Kalesche nicht gekommen, ihn abzuholen. Das war seltsam — und räthselhaft wurde es, daß sie auch in der folgenden Stunde, daß sie im ganzen Laufe des Vormittags nicht erschien. Schon vor Mittag machte ich mich auf den Weg nach der Heerstraße — der Wagen war verschwunden . . . das gefallene Pferd lag mit abgezogenem Geschirr im Weggraben. Es blieb mir nichts übrig, als meinen Weg bis nach der nächsten Station fortzusetzen, um Erkundigungen einzuziehn; als ich am Nachmittage in Pirmasens ankam, hörte ich im Posthause, daß allerdings ein französischer Herr in der Nacht zu Fuß angekommen, daß er Pferde absenden lassen, seinen auf der Heerstraße stehenden Wagen zu holen, daß dieser zwischen zwei und drei Uhr angekommen, und daß der Fremde darin sofort weiter gefahren, in der Richtung nach der französischen Grenze zu . . . von einem Kinde war keine Rede gewesen!

Ich war natürlich in hohem Grade empört über den ruchlosen Menschen, der meine Güte so schmählich mißbraucht hatte, ich stellte alle möglichen Nachforschungen an, ich erkundigte mich in Zweibrücken so gut wie in Pirmasens nach dem Fremden, aber weder die Postmeister noch die Postillone wußten über ihn etwas zu sagen — er war ein noch ziemlich junger, sorgfältig gekleideter Mann mit vornehmen Manieren, ziemlich laut und herrisch in seinem Auftreten und nicht karg mit den Trinkgeldern gewesen — das war Alles, was ich erfuhr; seinen Namen hatte er in Zweibrücken angegeben, aber der Postmeister hatte ihn vergessen, er

wußte nur noch, daß es ein Doppelname gewesen, und er habe wie „Bataille“ geklungen; in Pirmasens hatte man ihn gar nicht darnach gefragt.

„Da blieb denn,“ fuhr Wilderich zu erzählen fort, „für mich weiter nichts zu thun übrig, als mich in mein Loos zu finden und den mir bescheerten Kleinen als mein Pflegekind anzunehmen, für das ich von dem Augenblicke an, wo es das Schicksal in meine Arme gelegt, verantwortlich war; und das war mir nach wenig Tagen keine Aufgabe mehr, sondern nur noch eine Freude. Der kleine Bursche war gar zu hübsch, zu artig, zu zuthunlich, und wenn ich ihn auf den Arm nahm und dachte, wie verlassen er sei und nur mich auf der weiten Gotteswelt als Vater, Mutter und Geschwister habe, so überkam mich eine Rührung und so ... nun, was brauch' ich weiter davon zu reden? Du weißt, wie lieb ich ihn habe ...“

„Gewiß, gewiß, wer sollte es nicht sehen,“ fiel Muhme Margareth ganz gerührt ein; „Ihr seid ein braver Mensch, Herr Wilderich — und der Leopold, wenn man auch seine Last mit dem Umrast hat ... aber habt Ihr denn gar nichts weiter von dem verfluchten Franzosen, der Euch den Streich spielte, gehört?“

„O doch, schon nach acht Tagen. Es kam ein Brief von ihm an, von Paris aus geschrieben.“

„Ach, er schrieb Euch? Und was stand in dem Briefe?“

„Redensarten — recht höfliche übrigens; ‚ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr,‘ so lautete es ungefähr, ‚wenn mein Mitleid mit dem armen Kinde, das ich Ihnen zurückließ, mich verführte, so grenzenlos Ihre Güte zu mißbrauchen. Das Kind ist nicht meines, es ist mir übergeben worden, aber es ist unendlich viel besser aufgehoben unter Ihrem friedlichen und stillen Dache, in der Pflege einer ruhigen Häuslichkeit, als bei mir, einem jungen Manne, der eine solche Häuslichkeit nicht besitzt und ein bewegtes Leben bald in der Hauptstadt, bald auf Reisen führt. Seien Sie sicher, daß man Ihnen die Last abnehmen wird, sobald es die Umstände erlauben, mit jeder Entschädigung, welche Sie bestimmen werden — und bis dahin erlauben Sie mir, mein Herr, mich zu nennen Ihren u. s. w. G. de B.‘“

„G. de B., was heißt das?“

„Ja, was heißt es? Ich weiß es nicht,“ versetzte Wilderich.

„Solch' ein frecher Franzose!“ sagte Muhme Margareth.

„Im Grunde hatte er Recht!“ bemerkte Wilderich gutmüthig, ... „ich denke, das Kind ist besser bei uns aufgehoben, als es bei ihm gewesen wäre — und das ist die Hauptsache doch!“

Muhme Margareth widersprach nicht. Sie blickte nachdenklich in's Feuer ... eine lange Pause hindurch.

„Ach Gott ... es ist wohl so!“ sagte sie dann, ihre Haube über den Kopf ziehend ... und setzte mit einem Eifer hinzu: „Wir sind Alle Sünder!“

„Weshalb?“ fragte Wilderich. „Wir thun, was wir können.“

„Aber wir versündigen uns oft in Gedanken ...“

„Die schaden Niemand!“

„Aber die Worte ...“

„Du meinst, weil Du zuweilen ...“

Muhme Margareth nickte heftig mit dem Kopfe und zog die Haube noch weiter in die Stirn ...

„Na,“ lachte Wilderich, „laß es gut sein, ich hab' Dir's weiter nicht übel genommen; und ...“

Er wurde unterbrochen durch den kleinen Leopold, der mit dem Rufe: „der Sepp, der Sepp!“ in die Küche gelaufen kam.

Wilderich sprang auf und ging dem Angekündigten hastig entgegen. Draußen sah er, daß der Forstläufer sehr eilig die Schlucht heraufkam, und im Vorübergehen an der Mühle dem Gevatter Wölfle, der eben mit seinem runden Gesichte ein Gucksensterchen in der weißgepuderten Bretterwand seines alten Bauwerks füllte, mit der Hand winkte.

„Die Leute ziehen sich zu Hauf, Förster Buchrodt,“ schrie der Sepp ihm dann entgegen, „bei Rohrbrunn ziehen sie zu Hauf ... der Tanz kann anfangen; der Erzherzog hat sie bei Würzburg gestellt und schwarzgelb ist Trumpf geblieben; der Philipp Witt läßt Euch sagen, Ihr sollt hier nach dem Rechten sehn, denn er selbst kann nicht dabei sein hier ...“

„Er kann nicht dabei sein? Und weshalb nicht?“ sagte Wilderich.

„Weil er anderswo sein muß. ... Die Hauptmasse der Franzosen wälzt sich nordwärts, auf Hammelburg und Brückenau zu; die hat der Witt sich auf's Korn genommen, in den Wäldern zwischen Hammelburg und Schlüchtern hat er dreitausend Bauern stehen und da will er selbst dabei sein.“ ...

„Zum Teufel, und wir hier ...“

„Wir hier haben auch keinen schlechten Stand ... ein gut Theil strömt über Lengfurt und Heidenfeld in den Spessart herein, der Straße da unten nach ... es wird immer lebendiger da ... also kommt und vergeßt Euer Pulver nicht ... Gevatter Wölfle,“ rief der Sepp dem herankommenden Müller entgegen, „geht und holt Eure Büchse. ... Die Jagd kann losgehn — vorwärts, vorwärts, schwarzgelb ist Trumpf, und die Carmagnolen soll heut bis auf den Letzten der Teufel holen!“

Der Sepp eilte fort, die Schlucht wieder hinab, und nach wenigen Minuten folgten ihm hastig Wilderich und der Müller, Beide im grünen Jagdkittel, mit ihren Büchsen, und die schweren Waidtaschen über der Achsel.

Margarethe betete ein Ave nach dem andern zur Spessartheiligen, der Mutter Gottes von Hessenthal(?), als sie auf der Schwelle des Forsthauses stehend ihrem Herrn nachblickte, wie er so eifrig davon und der Gefahr entgegeneilte. —

4.

Es war am Mittag dieses Tages; der gestrenge Lieutenant hatte eben die Eßglocke für das Gesinde läuten lassen, aber die zwei Knechte, die unter seinem Befehle standen, waren nicht gekommen; nur Frau Afra, die Beschließerin, und ein Paar erschrockene Mägde drängten sich jetzt um ihn — die Mägde wollten gehört haben, daß man es in südöstlicher Richtung brennen sehe, über Heidenfeld hinaus — einer der Knechte, der am Vormittag oben auf der nächsten hohen Bergkuppe war, sollte es gesehen haben.

„Und wo ist der Caspar, der Schlingel?“ rief der Schösser aus, „weßhalb kommen die Bursche nicht —“

„Sie sind davongelaufen, ihre Büchsen zu holen, die sie im Walde versteckt hatten ... die verwegenen Mannen,“ rief Frau Afra.

„Der Tod stand darauf!“ fiel eine der Mägde ein — „die Franzosen hatten den Tod darauf gesetzt, wenn Einer ein Feuergewehr habe ..., und doch hatte der Caspar wie der Jobst eine Büchse, Gott weiß woher ... damit sind sie fortgelaufen, es gehe los, sagten sie, der Förster Buchrodt führe sie an ...“

„Und man hört schon die Kanonenschläge ... der Botenfritz, der von Lindenfurth kam, hat sie selber gehört,“ rief eine andre aus ...

„Und ich sag' Euch, der Botenfritz ist ein Lügner!“ schrie im zornigsten Discant der gestrenge Schösser von der Höhe seines strack aufgerichteten Kopfes auf die erschrockene Gruppe hinab — „wenn da irgendwo eine Hütte brennt, so brennt eine Hütte — was soll's Und Kanonenschläge? Dummheit! Es müßt' denn sein, die Franzosen schössen Victoria von der Marienburg herab, daß man's bis hier hören könnte! Sonst nicht! Ich sag' Euch, die stehen heut' näher bei Wien als bei uns! Werden sich haben zurückwerfen lassen, daß man's in Geschenwald hören könnte, wie sie sich mit den Kaiserlichen herumschießen. ... Dummheit noch einmal ... könnt Gift darauf nehmen, Ihr Weibsbilder, geht zum Essen! — Aber wer kommt denn da? — Ich glaub' der Herr Förster ist's — macht sich seit einiger Zeit nicht just rar, der Herr Förster Buchrodt!“

In der That war es Wilderich, der rasch, erregt und mit geröthetem Gesicht durch das Thorhaus schritt.

„Ich möchte die fremde junge Dame sprechen!“ rief er schon von Weitem.

„Dacht's mir!“ antwortete der Schösser trocken. „Kann ich's nicht bestellen?“

„Nein, es ist nicht für Euch, sondern für sie, was ich ihr mitzutheilen habe.“

„Doch nicht, daß es in der Ferne brennt und daß man Kanonenschläge hört?“ sagte der Schösser ironisch ... „das wissen meine Mägde allbereits!“

„Es hängt ein wenig damit zusammen,“ erwiderte Wilderich, „ich bitte, zeigt mir den Weg, ich habe Eile.“ ...

„Die Demoiselle kommt just,“ rief Frau Afra aus, auf das Portal des Hauses deutend, aus dem die Demoiselle Benedicte in diesem Augenblick hervortrat.

Digitized by Google

Wilderich wandte sich rasch ihr zu; er reichte ihr ohne Weiteres wie einer alten Bekannten die Hand und sie abseits führend, so daß seine Worte von den Uebrigen nicht verstanden werden konnten, sagte er: „Demoiselle, ich komme mit einer Nachricht, die nicht gar erfreulicher Art für die Bewohner von Haus Geschenwald ist. Meine Leute da unten haben eine Art von Kriegsrath gehalten, ich komme eben daher; es ist beschlossen worden, eine Strecke weit unterhalb der Mündung meiner Thalschlucht auf der Heerstraße einen Verhau anzulegen, und da einen Hauptangriff zu machen; die Folge ist, daß sich das Franzosenvolk davor in Masse aufstauen wird, daß sie Seitenwege, den Verhau zu umgehen, suchen werden, daß sie also die Schlucht emporbringen werden und dann sich in dies Thal ergießen. Ich fürchte deshalb sehr, daß sie Geschenwald nicht unberührt lassen werden. Ich werde es von einem Theil meiner Leute besetzen lassen . . . aber Sie, mein Gott, welcher Schrecken, welche Gefahren für Sie . . . ich möchte Alles drum geben, Sie dem entziehen zu können, — wollen Sie ein andres Asyl aufsuchen — ich bin bereit, alles Andre bei Seite zu setzen, um Sie zu einem solchen zu führen.“ . . .

„Ich habe Ihnen gesagt,“ versetzte das junge Mädchen erschrocken über diese Mittheilung, „daß ich kein andres Asyl auf Erden habe, als dieses . . . und hätte ich eines, so . . . Sie begreifen . . .“

Benedicte wandte den Blick leicht erröthend zu Boden und vollendete nicht.

„Ich begreife, ich begreife,“ fiel Wilderich tief aufathmend ein — „gewiß, Sie würden nicht glauben, daß Sie sich von mir dürften dahin führen lassen . . . o mein Gott, ich begreife Alles, auch wie aufdringlich Ihnen meine Sorge um Sie vorkommen muß, wie unschicklich, wie unzart vielleicht — aber in Stunden der furchtbarsten Erregung, wie sie dieser Tag uns bringt, vergißt man die Rücksichten und das fieberhaft schlagende Herz sprengt die Fesseln der kühlen, von der Sitte gebotenen Zurückhaltung, die es in ruhigerer Zeit vielleicht lange ertragen hätte. Ihre Ruhe, Ihre Sicherheit ist mir nun einmal, seit ich Sie gesehen, der Angelpunkt meiner Gedanken gewesen; alles Andere ist für mich dahinter zurückgetreten; der Gedanke an Sie, an das, was Sie mir gesagt, an Ihr Loos, von dem Sie mit dem Tone einer Klage, die mein Herz bluten machte, gesprochen — der Gedanke daran verläßt mich nicht, er hat mich umgewandelt, er hat mich zu einem anderen, all' seinem früheren Wesen und Leben, allen seinen früheren Interessen entfremdeten Menschen gemacht! — Ihr Schicksal und . . . meines — nur über das Eine noch kann ich sinnen und denken und grübeln . . . Ihr Schicksal und meines, sie stehen vor mir so verschwistert, so ähnlich, so aufeinander hingewiesen, so vom Himmel zusammengeführt, um sich zu verketten . . . o mein Gott, was sage, was gestehe ich Ihnen da Alles! welche Thorheit, so mein innerstes Herz Ihnen zu enthüllen und Sie zu erzürnen, zu empören, mir vielleicht auf ewig zu entfremden — um des Himmels willen, Benedicte, vergeben Sie es mir — ich kann in dieser Stunde, wo die Erregung, die Leidenschaft, der Gedanke an den blutigen Kampf, der beginnen soll, in mir stürmen wie ein Meer mit seinen Wogen, ich kann nicht anders reden — ich will ja auch keine Antwort, keine, keine — nein, nicht jetzt — lassen Sie mir nur, ich flehe Sie darum an, die Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, was ich bereit bin für Sie zu thun — und wäre es für Sie zu sterben!“

Benedicte stand vor ihm wie ein wachsbleiches Bild bei diesen leidenschaftlich hervorgesprudelten Worten . . . sie öffnete ein paar Mal die Lippen, wie um ihn zu unterbrechen, aber wie hätten ihre leisen Worte dem stürmischen Redestrom des aufgeregten Mannes Einhalt thun können — sie vermochten nichts dawider, sie mußte ihn enden lassen und dann schien es, als ob sie selber den Muth verloren, noch eine Silbe zu sprechen. Sie hob nur beide Arme, wie um angstvoll etwas furchtbar Erschreckendes, das vor ihr plötzlich aus dem Boden aufgestiegen wäre, abzuwehren. . . .

Er ergriff diese beiden Hände, die sich vor ihm erhoben, und drückte sie stürmisch an seine Brust.

„So ist's recht,“ rief er heftig aus, „sagen Sie mir nichts, kein Wort, keine Silbe — ein Wort, das mich glücklicher machte, als je ein Mensch gewesen, können Sie mir nicht sagen, noch ist es unmöglich — und eines, das mich unselig machte, das mich in den Tod treiben würde — ich will, ich mag es nicht hören, es wäre zu entsetzlich, zu furchtbar, wenn ich es anhören müßte . . . jetzt . . . heute!“

„Und doch, doch — Sie müssen es anhören!“ rief Benedicte wie all' ihren Muth zusammenraffend mit halb von ihrer Bewegung erstickter Stimme — „unglücklicher Mensch — der so an sich, an seinem Leben, seinem Glück, seiner Ehre frevelt . . . wie ist es möglich . . . wie können Sie in der ersten Stunde sich fortwerfen an die Fremde, die Flüchtige, die Verbannte — an eine Verlorene —“

„Was ist es mir, ob Sie fremd, flüchtig, verbannt und verloren sind! Sie sind mir tausend Mal theurer, liebenswerther, kostbarer, höher darum —“

„Halten Sie ein, Sie wissen nicht, was Sie sagen — wenn ich nur fremd, flüchtig und verbannt wäre um der eigenen Schuld willen, weil ich verdiente ausgestoßen zu werden von den Meinen, weil ich eine Verbrecherin bin . . .“

„Sie . . . Sie . . . Sie eine Verbrecherin?! Und das sollte ich glauben?“ Wilderich zwang sich aufzulachen.

Sie faltete wie in tiefstem Schmerz ihre Hände zusammen, und ein Strom von Thränen schoß ihre Wangen nieder.

„Mein Gott, mein Gott, was ist Ihnen . . . was kann die arge Welt Ihnen zugefügt haben, welche Bosheit, welche teuflischen Schlingen können Sie umgarnt haben, daß Sie sich so anklagen, daß Ihr Schicksal Ihnen diese Thränen erpreßt, diese Perlen, von denen ich jede einzeln wie einen Himmelsthau trinken möchte — o mein Gott, die Welt ist böse, ist teuflisch . . . o sprechen Sie, jetzt, jetzt will ich, daß Sie sprechen, daß Sie dies Räthsel erklären — was verführt Sie, sich anzuklagen, sich eine Schuldige, eine Verbrecherin zu nennen?“

„Soll ich Ihnen noch mehr gestehen? Ist es nicht genug, Ihnen zu zeigen, wohin Sie sich verirrt haben? Nein, gehen Sie, gehen Sie, um nie wieder ein solches Elend über mich zu bringen, wie es Ihre Worte von eben thaten.“

„Ein Elend . . . ich, ich bringe ein Elend über Sie? Welch' ein Wort das ist . . . ein Elend!“

„Nun ja, ist es das nicht, gezwungen zu sein, so reden zu müssen, solche Geständnisse machen zu müssen, wie Sie sie mir abzwingen?“

„Und,“ fiel Wilderich erschüttert ein, „ist es für mich kein Elend, so mir räthselhafte unverständliche Selbstanklagen zur Antwort zu erhalten, wo mein ganzes Herz mit all' seiner Fülle sich Ihnen offen legt . . . während ich doch weiß, während ich doch jeden Augenblick diese Hand emporstrecken will zum Schwure, daß Sie nichts Unwürdiges, nichts Schlechtes, daß Sie nichts, nichts gethan haben können, um das Schicksal zu verdienen, welches Sie verfolgt . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Unter Blumen und Früchten!

Vor wenigen Tagen bin ich von einer größeren Gartenbau-Ausstellung heimgekehrt, einem jener Siegesfeste, auf denen man sich der Beute freut, die man der Natur abgerungen hat, dem reichen, mildthätigen Mutterherzen, das aber die besten seiner Gaben als Preis des Kampfes mit tausendfachen Schwierigkeiten setzt, die sie selbst in der Weisheit ihrer Liebe geordnet hat. Noch sehe ich im Geiste Alles, was die Pflanzenwelt aller Zonen Liebliches, Groteskes, Imposantes aufzuweisen hat, Alles fand ich dort in schöner, befriedigender Harmonie zu einem großartigen Naturbilde vereinigt.

Ein anderes Bild — von mehr industrieller Färbung — rollt sich vor uns auf, wenn wir eine Special-Ausstellung besuchen, bestimmt, den Fortschritt in der Cultur-Entwickelung einzelner Pflanzenarten darzulegen, eine Obst-Ausstellung in Deutschland, eine Fuchsien- oder Pelargonienschau in London oder ein Rosenfest in Frankreich. Wahrhaft bezaubernd ist der Anblick eines solchen

Projectirte Bauten und Anlagen der internationalen Gartenbau-Ausstellung in Hamburg. Nr. 2: Ausstellungsgebäude.

„Rosenhofes", zu welchem alle die verschiedenen Racen, wie sie sich durch die Cultur und in Folge einer natürlichen Wandelbarkeit aus einigen wenigen Grundelementen entwickelten, ihre hervorragendsten Vertreter abgeordnet haben.

Und doch — wie überwältigend auch der Zauber einer solchen Ausstellung auf uns wirken mag, steht er höher, als die Befriedigung, mit der die arme Nähterin hinter dem erblindenden Fenster des Mansardestübchens ihre Monatsrose pflegt? Ja, für den Armen hat die Blumenpflege sogar eine civilisatorische Bedeutung. Denken wir uns in einen Ausstellungsraum versetzt, in welchem mit bescheidener Anmuth geschmückte Pflanzenformen zusammengebracht sind, wie sie im Fenster der Wittwe gepflegt werden, die ihr Brod mit Thränen netzt, des Arbeiters, in dem die Noth des Lebens noch nicht alle zarten Saiten zerrissen hat, der Einsamen, die doch Etwas lieben will, — denken wir uns diese Freunde der Armen in einem geschmückten Raum zusammengestellt, — das feinlaubige, das blasenblätterige Basilikum, die Meerzwiebel, die Chinarose, die Myrte, den Gelbveigelstock, die Resede, die Gartennelke und, wenn's hoch kommt, die Rosen- und Citronen-Geranien und etwa einzelne bereits populär gewordene Fuchsien, so ist es weder die Hoheit und Herrlichkeit der Pflanzenwelt, noch ein glänzender Erfolg gärtnerischer Industrie, die uns zu herzlicher Antheilnahme nöthigen, sondern die einer solchen Ausstellung zu Grunde liegende Absicht, dem Schönen auch im Herzen des Armen eine Stätte zu bereiten und hier einen Gottesgedanken aufblühen zu lassen.

Und das hat man mit dem glücklichsten Erfolge in London versucht; dort ging dieser Gedanke von einem Geistlichen des armen Stadttheils aus, der sich um die Klein-Coram-Straße gruppirt und dessen Aristokratie von Obsthändlern gebildet wird. Als es sich darum handelte, den Armen den Segen eines geordneten Haushaltes, die Behaglichkeit eines sauberen, freundlich geschmückten Wohnzimmers empfinden zu lassen, da konnte man unmöglich den veredelnden Einfluß der Blumenpflege als einen der Wege zum Ziele verkennen. Und sie wurde von jenem Geistlichen und seinen Freunden nach Kräften gefördert, und schon nach einigen Jahren trug das treue Bemühen reiche Frucht. Es war wunderbar, wie bald sinnige Blumenliebe und damit der Sinn für Schönes und Geordnetes unter dieser armen Bevölkerung sich einbürgerte!

Endlich durfte man es sogar wagen, eine Ausstellung zu veranstalten. Zuerst wurden einhundertundvier Pflanzen angemeldet und davon vierundneunzig wirklich eingeliefert. Einen gar wundersamen Anblick, bemerkt der damalige Berichterstatter, bot diese erste Ausstellung. Die Tische waren mit grünem Papier überkleidet, jede Pflanze mit dem Namen ihres Ausstellers bezeichnet, Krause- und Balsam-Minze, Lavendel, Thymian, Myrte, Muscat-Hyacinthen, einzelne Thee- und Bengalrosen und wohl auch Fuchsien und Pelargonien und Aehnliches. Als Blumentöpfe dienten gesprungene Theetöpfe, Krüge mit abgebrochener Schneppe, Kaffeekannen ohne Henkel, Waschbecken und anderes, zum Theil unaussprechliches Geschirr, doch wurden die ärmlichen Scherben, soweit es anging, mit grünem Zeuge verhängt.

Man muß es der englischen Aristokratie nachrühmen, daß sie in ihrer Weise Liebeswerke auf das Bereitwilligste und reichlich unterstützt, und so hatte sich denn diese Ausstellung von „Zimmerpflanzen" vieler Besucher aus den Kreisen des high-life zu erfreuen, und blieb nach Bestreitung der ausgesetzten kleinen Preise und anderer Ausgaben noch ein hübsches Sümmchen übrig, mit dem das angefangene Werk ausgebaut werden konnte. Im nächsten Jahr betheiligten sich schon vierhundertfünfzig Aussteller aus den ärmsten Quartieren Londons mit achthundert Pflanzen, darunter viele, deren kerngesundes Aussehen die Hand der Liebe verrieth, die sie gepflegt hatte, und manche Schau- und Musterpflanze, trotz des Staubes der Wohnräume, der die zarten Spaltöffnungen der Blätter verstopft, trotz sonstiger Unbilden, welche in den engen Stuben der Armen das Leben der Pflanzen bedrohten.

Die letzte Ausstellung brachte schon sehr ansehnliche Summen ein. Die Aussteller aus den ärmsten Revieren der Weltstadt, denen freier Zutritt zu den stolzen Räumen des Russell Square gewährt worden, bewegten sich unbefangen und durchaus anständig zwischen der aristokratischen Gesellschaft. Sechs Uhr Abends stand der Eintritt gegen Erlegung eines Penny Jedermann frei. Die Vertheilung der Preise fand in Gegenwart von mindestens zweitausend Personen aller Stände statt. Aber kein Blumenbeet wurde zertreten, keine Blüthe geknickt, kein Reis von einem Strauch gebrochen. Das einzige Zeichen der Anwesenheit einer so großen Volksmenge war das leise Knirschen der mit Kies bestreuten Wege.

Ist der Gedanke nicht schön und edel, die Lieblinge der Armen in einen festlich geschmückten Raum zu versammeln und ihre Besitzer des veredelnden Einflusses theilhaftig werden zu lassen, welcher von der Zucht und Pflege der Blumen und von dem Verständniß ihres Lebens und ihrer Schönheit ausgeht? Es wird gewiß in den Herzen aller unserer Leser nur ein Wunsch sein, solche Ausstellungen auch in Deutschland in's Leben zu rufen. Vielleicht hilft diese Hinweisung dazu, — namentlich wenn die Glücklichen unsrer großen Ausstellungen den Armen dazu die Hand reichen.

Wenden wir uns nun zu dem Doppelbilde, welches uns zu einer solchen großen, und sogar internationalen Gartenbau-Ausstellung einladet, die vom 2. bis 12. September dieses Jahres in Hamburg abgehalten werden soll.

Im Jahre 1862 wurde durch eine Gartenzeitung der Gedanke angeregt, es möchten die Botaniker Deutschlands, sowie Fachmänner des Gartenbaues und Freunde der Pflanzencultur periodisch zu einem Congresse zusammentreten, um gemeinsam wissenschaftliche und praktische Fragen dieses Gebietes zu berathen, um dadurch einerseits unter dem Einflusse der Wissenschaft die Vervollkommnung der liebenswürdigsten aller Künste zu fördern und andererseits die Erfahrungen der Praxis für die Wissenschaft zu verwerthen. Mit jedem dieser Congresse sollte eine internationale Ausstellung von Erzeugnissen des Gartenbaues verbunden sein. Jeder Congreß sollte den Ort und die Zeit der nächsten Versammlung zu bestimmen haben. Mit dieser Idee erklärten sich mehrere wissenschaftliche Capacitäten und Vormänner rationeller Pflanzencultur einverstanden, und schon im Frühjahr 1863 wurde der erste Congreß, die erste Ausstellung in Mainz abgehalten. Hier entwickelte sich eines der glänzendsten Culturbilder, die Deutschland gesehen hat, ein künstlerisches, imposantes Ensemble aus all den unzähligen Fürsten und Edlen des Gewächsreiches und denjenigen pittoresken Pflanzengestalten, mit denen die Natur den Urwald auszuschmücken liebt.

Die zweite internationale Ausstellung entwickelte sich in Erfurt, der uralten Centralstätte des Gartenbaues, im September 1865 in wahrhaft großartigen Zügen und in den verschiedensten Richtungen und Zweigen der Kunst und der gärtnerischen Industrie, alle die Tausende widerstrebender Elemente aus allen Erdtheilen zu einem ausgedehnten, lieblichen Landschaftsbilde verwebend.

Aber weder in Erfurt noch in Mainz hat der Congreß selbst eine Frucht von Bedeutung gezeitigt, wenn man nicht die Erneuerung oder die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zwischen Praktikern und Männern der botanischen Wissenschaft, zu denen diese Versammlungen reiche Gelegenheit boten, als wichtig und folgenreich betrachten will.

Der dritte Congreß und mit ihm die dritte internationale Ausstellung wird, wie bereits gemeldet, in den Tagen vom zweiten bis zwölften September dieses Jahres in Hamburg stattfinden. Der Berichterstatter war von Anfang in der Lage, der Entwickelung dieses neuen Gliedes der Ausstellungskette folgen zu können. Hunderte von harmonisch in einander greifenden, zu einer mächtigen Gesammtwirkung vereinigten Kräften der Intelligenz und der Kunst bereiten ein Werk vor, das als ein Glanzpunkt im Culturleben des deutschen Volkes bezeichnet werden wird.

Schon das Programm läßt einigermaßen die Bedeutung dessen ermessen, was hier für die Förderung des Gartenbaues in allen seinen Zweigen an Kraft und Mitteln aufgewendet wird; es stellt für die Freunde der höchsten Aristokratie des Gewächsreiches, wie für den einfachen Markt- und Krautgärtner, den Obstbauer, die Handwerker, die Künstler, wie sie im Dienste des Gartenbaues stehen, weit über vierhundert verschiedene Aufgaben und setzt hierzu als Preise an Baarsummen und Medaillen viele Tausende von Thalern aus. Fürstenhäuser, Behörden, Städte, Vereine und Private wetteifern durch anderweitige Preise, welche zum Theil in werthvollen Kunstgegenständen bestehen, die Lebhaftigkeit der Concurrenz zu erhöhen, und in allen Staaten Europa's, wie in außereuropäischen Ländern, vereinigen sich Freunde und Beförderer des edlen Gartenbaues zu dem Zwecke, das Hamburger Comité durch Förderung der Interessen der Ausstellung in kleineren

Digitized by Google

kreisen nach Kräften zu unterstützen. Alle Verkehrsanstalten, Dampfschiff-Linien und Eisenbahnen, beeifern sich, dem Unternehmen durch Frachtermäßigung und andere Vergünstigungen Vorschub zu leisten. Zahlreiche Regierungen haben ihre Theilnahme an dem großartigen Werke durch Abordnung von Commissaren ausgesprochen. Aus allen Theilen der Erde, wo der Spaten des Bodens Herr geworden, treffen Anmeldungen von Pflanzen aller Art und von Erzeugnissen des Gewächsreiches ein, zum Theil von umfassenden und instructiven Sammlungen aller Art, ganze kleine Nadelholzwälder, aus den edelsten Vertretern dieser Familie gebildet, zehntausend Rosen in abgeschnittenen Blumen allein aus dem rosenberühmten Brie-Comte-Robert, ganze Rosenhaine, vollständige Obstplantagen, große Collectionen von Pfirsichen und anderen Luxus-Früchten aus den Paradiesen des Obstbaumes, unzählige Maschinen und Geräthe, monumentale Gartenzierden, wie Tempel, Statuen, Springbrunnen u. A. m.

Schon geht der Ausstellungspark mit seinen Bauten der Vollendung entgegen und bietet so viel landschaftlich Schönes und auf allen seinen Punkten so äußerst überraschende Perspectiven, daß wir dem Comité zur Wahl dieses Terrains Glück wünschen müssen, abgesehen von der reichen Abwechselung, die in der Anlage selbst, in ihren Hügeln, ihren Laubgruppen, in dem in der Tiefe des Einschnittes sich hinziehenden Flusse mit seinen Inseln &c. gegeben ist. Welche deutsche Ausstellung hat sich schon so mächtig wirkender Umgebungen zu erfreuen gehabt, wie die Hamburger? Betrachten wir das vor uns liegende Bild, das wir im Geiste an das in Nummer 26 gegebene rücken. Die uns hier in das Auge fallenden Bauten sind auf dem der Stadt zugekehrten Plateau des Ausstellungsparkes errichtet und erhalten ihren Abschluß einerseits in dem sogenannten Elbpavillon, einer bereits vorhanden gewesenen und mit großen Sälen ausgestatteten Restauration, welche aber in einer ihrer neuen Bestimmung entsprechenden Weise umgebaut wurde, andererseits durch eine auf der Elbhöhe gelegene Schweizerei. Der große vor der letzteren liegende freie Platz mit dem Musikpavillon in der Mitte möchte wegen der Aussicht auf Elbe und Hafen, wie auf das Ganze des Ausstellungsparkes dem fremden Besucher, dem es um ein Gesammtbild zu thun ist, der lohnendste Standort sein.

Zwischen diesen beiden baulichen Vorposten dehnt sich der in grandiosem Styl gehaltene Hauptbau aus, das Pflanzenhaus. Dasselbe besteht in einem Mittelbau von siebenzig Fuß Höhe und zwei Seitenflügeln, von welchen der südlich gelegene für Warmhaus-, der nördliche für Kalthauspflanzen bestimmt ist. Jeder der beiden Seitenflügel hat ein Mittelschiff von dreißig und zwei Seitenschiffe von je zehn Fuß Breite; die Länge jedes Flügels beträgt einhundertundvierzig Fuß. Der Mittelbau soll hauptsächlich zur Aufnahme des Comités und der Jury während der Preisvertheilung dienen. Um aber auch einer größeren Zahl sonstiger Festtheilnehmer den Zutritt zu dieser Feierlichkeit zu ermöglichen, sind im Inneren des Mittelbaues geräumige Galerien projectirt. In einer großen, dem Eingange gegenüber befindlichen Nische, auf einer auf Doppeltreppen erreichbaren Estrade, ist eine Kolossalstatue der Flora aufgestellt. Der gesammte innere Raum, zumal die Estrade, wird mit Schaupflanzen, Vasen, Statuen und Aehnlichem reich ausgestattet werden.

Der das große Pflanzenhaus und den Elbpavillon verbindende Zwischenbau dient zu Bureaux und Berathungszimmern, während vor jenem Hauptbau eine bedeckte Pergola zu dem von dem genialen Architekten Haller in Hamburg ausgeführten kolossalen Obstschauhause leitet.

So bilden die Baulichkeiten mit ihren Verbindungsgliedern, von der Schweizerei bis zum Elbpavillon, einen gewaltigen Complex von mehr als eintausend Fuß Länge.

Vor dem Hauptgebäude wird eine dreißig bis vierzig Fuß breite und, mit ihr durch eine Freitreppe verbunden, vierzehn Fuß tiefer eine zweite sechszig Fuß breite und zweihundertsechszig Fuß lange Terrasse zur Aufnahme von Pflanzen und anderen Ausstellungsgegenständen dienen. Insbesondere ist die zweite derselben bestimmt, die neueste Phase des modernen Gartengeschmackes in symmetrischen Teppichbeeten zur Anschauung zu bringen; sie erhält noch eine besondere Anziehungskraft durch eine große Fontaine.

Von hier aus führt eine breite Treppe nach dem lieblich grünenden Thale hinab. Die hohen Ufer, zwischen denen der Fluß sich hinzieht, sind in sanft contourirte Böschungen umgewandelt, welche zwischen der Schweizerei auf der einen und der Halle für Geräthe und Producte auf der anderen Seite durch eine zierliche Drahtseilbrücke von dreihundert Fuß Länge verbunden sind. Von dieser Brücke aus (vergleiche das Bild in Nummer 26), welche fünfunddreißig Fuß über dem Wasserspiegel liegt, hat man eine nicht minder reizende Aussicht über das gesammte malerische Landschaftsbild und die einzelnen Scenerien des Parkes, wie von der Schweizerei oder von dem schroffen Abhange vor dem Elbpavillon.

So ist denn in dem gastlichen Hamburg eine Reihe von festlichen Tagen vorbereitet, welche das Gottlob in unseren Tagen trotz kleinlicher Eifersucht und engherziger Sonderbündelei wachgewordene Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit stärken und gleichzeitig neue Knoten für internationale Beziehungen zu schürzen Gelegenheit bieten werden. Die verschiedenartigsten Interessen werden sich kreuzen und zu einer bunten Mosaik deutschen Cultur- und Volkslebens verschmelzen. Eben so gut werden Vertreter der Volkswirthschaft, Fachmänner des Luxus- und des industriellen Pflanzenbaues, Capacitäten der botanischen Wissenschaft und Freunde des landwirthschaftlichen Gartengeschmackes, wie Touristen, Gastrosophen und bloße „Reisende in Vergnügen“ bei diesem dritten Congreß und der mit ihm verbundenen internationalen Ausstellung ihren theuersten Neigungen Rechnung getragen finden. Und über das Alles erhält die Anziehungskraft dieses Festes gärtnerischer Industrie, welche dies Mal den Mittelpunkt der gewaltigen Anstrengungen bildet, von denen ich berichtet, eine neue Verstärkung in einer großen landwirthschaftlichen Ausstellung, welche gleichzeitig in dem nahen Altona abgehalten wird. Man darf somit erwarten, daß in den ersten Tagen des Septembers in allen Schichten des deutschen Volkes, in welchem ja die Kunst des Gartenbaues das Schooßkind der Reichen und die milchende Kuh Tausender von betriebsamen und intelligenten Männern geworden ist, der Ruf ertönen wird: Auf, nach Hamburg!

Aus der Postpraxis.

Ich hatte mein erstes juristisches Examen glücklich bestanden, die üblichen steifen Visiten bei meinen Vorgesetzten gemacht und begab mich nun zum ersten Male zu dem Untersuchungsrichter, bei dem ich meine praktische Laufbahn beginnen sollte.

„Ich freue mich,“ begann der Gerichtsrath nach der üblichen Vorstellung, „daß Sie heute schon kommen, denn ich bin gerade im Begriff, den Anfang mit einem Verhör zu machen, das sehr interessant zu werden verspricht. Sind Sie hier in N.. geboren, oder mit den hiesigen Verhältnissen einigermaßen bekannt?“

„So ziemlich,“ antwortete ich, „da ich das hiesige Gymnasium besucht habe, wenn mir auch freilich Vieles während meiner Studienzeit wieder fremd geworden ist.“

„Kennen Sie vielleicht einen Kaufmann Trauen? Er kann nicht viel älter als Sie sein; der Name ist hier selten.“

„Dem Anscheine nach, wenn es derjenige ist, welcher vor circa vier Jahren bei Brandt und Comp. im Geschäfte war.“

„Es ist derselbe,“ sagte mein College, „er ist auf Anregung der Postdirection angeklagt, fünfhundert Thaler unterschlagen zu haben. So-viel ich privatim erfahren habe, wurde er von Brandt, bei dem er noch als erster Commis beschäftigt ist, mit einem Geldbrief zur Post geschickt, aus dem er, wie er beschuldigt wird, die erwähnte Summe entwendet haben soll, und zwar wahrscheinlich durch Oeffnen des Couverts. Da der alte Brandt selbst keine Denunciation in dieser Angelegenheit machte, so hat die Postdirection eine solche eingereicht, um sich vom Verdacht zu reinigen, als hätte etwa einer ihrer Beamten sich der Unterschlagung schuldig gemacht.“

„Ist das denn so unbedingt unmöglich?“ fragte ich. „Als ich zufällig mit dem alten Brandt in den letzten großen Ferien in einer Gesellschaft zusammentraf, kam das Gespräch auch auf den mit unserer Wirthin, glaube ich, entfernt verwandten Trauen, und ich hörte damals den alten Herrn des Lobes über seinen

ersten Commis voll. Mich sollte es doch wundern, wenn Brandt, der sonst nicht mit seinem Lobe freigebig ist, der dafür bekannt ist, daß er seine Leute sehr vorsichtig wählt, sich so arg getäuscht haben sollte."

„Das ist es eben, weshalb auch ich noch nicht überzeugt bin, daß Trauen die Gelder unterschlagen hat; er besitzt, wie auch mir mitgetheilt werden, in der Geschäftswelt ein für sein Alter nicht gewöhnliches Vertrauen. Andrerseits läßt sich aber auch keine Spur finden, daß ein Anderer jenes Vergehen begangen. Doch Sie werden ja selbst sehen und hören, wir sprechen nach der Vernehmung des Angeschuldigten noch weiter darüber."

Während ich nun schnell mit den nöthigen Formalien des Protokolls bekannt gemacht wurde, brachte der Gefangenwärter den Inhaftaten herein.

Trauen war bleich, sein sonst stets heiteres und lebhaftes Gesicht zeigte vollständige Abspannung, nur ein Zug von Bitterkeit lagerte sich um seinen Mund. Mich schien er nicht mehr zu kennen, unsere Bekanntschaft war auch, wie bereits erwähnt, nur eine oberflächliche gewesen. Mir war es angenehm, ich konnte desto ungestörter beobachten.

„Sind Sie hier geboren?" fragte mein College.

„Ja!"

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Nur meine Mutter," war die Antwort, die Trauen mit Mühe hervorbrachte. Ich wußte weshalb, er unterhielt sie, er war ihre Stütze.

„Wie lange sind Sie schon in Ihrer jetzigen Stellung?"

„Seit sechs Jahren."

„Sie sind hier angeschuldigt, fünfhundert Thaler, die Sie nebst anderen Cassenanweisungen, zusammen dreitausend Thaler, in einem Geldbriefe an den Rittergutsbesitzer v. Dynker-Terawski abliefern sollten, zum Nachtheile Ihres Principals unterschlagen zu haben. Was können Sie mir von dieser Sache mittheilen?"

„Es war am 31. Juli Abends, als die laufenden Gelder an den Herrn v. Dynker, der auf seinem Gute eine Brennerei hat, für die von ihm an uns während jenes Monats gemachten Spirituslieferungen abgesendet werden sollten. Ich hatte am 30. Juli, also dem Tage zuvor, meinem Freunde Ruediger versprochen, zu seinem auf den zuerst gedachten Tag fallenden Geburtstage Abends zu ihm zu kommen; es wäre eine Anzahl junger Leute nebst Schwestern ebenfalls eingeladen, wie er sagte, damit nach dem Abendessen noch getanzt werden könne. Ich versprach auch auf sein weiteres Drängen, Alles daran zu setzen, nicht später als um acht Uhr Abends bei ihm einzutreffen. Zu spät fiel mir ein, daß wir am letzten Tage des Monats noch unseren Monatsabschluß in dem Brandt'schen Geschäft zu machen hätten, welcher unsere freie Zeit häufig erst um neun Uhr, auch wohl noch später, beginnen ließ. Was ich fürchtete, traf ein. Die Uhr hatte an dem gedachten Tage bereits sieben geschlagen und es war bei der Arbeit, die wir noch vor uns hatten, vorauszusehen, daß an eine Beendigung derselben vor achteinhalb Uhr nicht zu denken sei. Eine Bitte an meinen Principal, mir früher Urlaub zu geben, würde an jenem Tage vollständig nutzlos gewesen sein. Da sagte dieser: ‚Dieser Brief an Herrn v. Dynker muß noch nach der Post gebracht werden, ehe dieselbe schließt; einer von den Herren wird wohl so freundlich sein und ihn besorgen.' Weil ich aus langjähriger Erfahrung wußte, daß jener Brief an jenem Abende abgeschickt werden würde, hatte ich darauf meinen Plan gebaut, vor Schluß des Geschäfts aus dem Comptoir fortkommen zu können, und nur auf die von meinem Chef gesprochenen Worte gewartet, um aufzuspringen und mich zur Besorgung des Briefes anzubieten."

„Welche Stunde war es, als Brandt Ihnen den Brief gab?"

„Siebeneinviertel Uhr."

„Wie wissen Sie die Zeit so genau?"

„Mein Chef fragte mich um sieben Uhr, was es an der Zeit sei. Ich erwiderte: Gleich acht Uhr. Bei der Eile, mit der Herr Brandt nun die Cassenanweisungen einsiegelte, ließ er sich nicht Zeit, nachzusehen, ob meine Angabe richtig sei."

„Wunderte sich Ihr Principal nicht, daß Sie die Besorgung übernehmen wollten?"

„Ich glaube, denn er sagte, das könnten ja die jüngeren Leute besorgen. Da ich aber vorgab, noch privatim auf der Post zu thun zu haben, händigte er mir den Geldbrief ein und mahnte mich, so schnell wie möglich zurückzukommen."

„Warum gaben Sie aber eine falsche Zeit an?"

„Ich wollte vor Bestellung des Briefes, da der Weg zur Post mich an meiner Wohnung vorbeiführte, die Wohnung meines Freundes aber am entgegengesetzten Ende der Stadt lag, erst zu mir hinaufgehen, um mich umzuziehen, und mir so den doppelten Weg sparen."

Mein College schüttelte unwillkürlich den Kopf, auf seinem Gesicht war der Gedanke zu lesen: „Entweder bist du der unschuldigste Mensch von der Welt, oder der größte Schwindler, den ich je unter meinen Fingern gehabt habe." Er sah mich an, als wollte er sehen, was ich dazu dächte. Ich zuckte höchst diplomatisch mit den Schultern.

„Erzählen Sie weiter," wandte er sich wieder an Trauen.

„Unten in unserem Hause," fuhr dieser fort, „traf ich meine jüngeren Geschwister; um nicht Gefahr zu laufen, daß der Brief beschädigt werde, nahm ich ihn nach oben auf meine Stube und zog mich um."

„Wie lange Zeit gebrauchten Sie dazu?"

„Etwa eine halbe Stunde, dann eilte ich so schnell, wie ich konnte, zur Post und kam gerade zum betreffenden Bureau, in welchem Geldbriefe angenommen werden, als der Diener die Thür schließen wollte, so daß ich der Letzte war, der abgefertigt wurde. Von dort ging ich meinem Versprechen gemäß zu meinem Freunde."

„Weiter können Sie mir nichts mittheilen?"

„Nein!"

„Sie geben also nicht zu, daß Sie irgend einen Versuch gemacht haben, den Ihnen anvertrauten Brief zu öffnen?"

„Nein!"

„Sie wissen nicht, haben auch keine Vermuthung, auf welche Weise das fehlende Geld aus jenem Briefe verschwunden ist?"

„Ich habe auch nicht die geringste Muthmaßung darüber."

Der Gefangene wurde abgeführt.

„Nun, was halten Sie von der Geschichte?" fragte mich mein College, als wir das Gerichtsgebäude verließen. „Sie treten mit ungetrübtem Blicke an die Sache heran, und wenn Sie auch, wie alle jungen Juristen, vielleicht etwas zu optimistisch urtheilen werden, so treffen Sie doch wahrscheinlich eher das Richtige, als ich, der ich seit Jahren nur Schattenseiten der Menschen zu sehen Gelegenheit gehabt habe."

Ich protestirte gegen diese ganz unverdiente Schmeichelei und meinte: „Dadurch, Herr Rath, daß Sie sich an mein Urtheil wenden, zeigen Sie, wie ich glaube, daß Sie selbst noch gar nicht von der Schuld des Trauen überzeugt sind."

„Möglich!" murmelte er.

„Ich muß übrigens gestehen," fuhr ich fort, „daß mein Urtheil nicht so ganz objectiv ist, wie Sie vielleicht voraussetzen. Denn so wenig ich den Angeklagten auch persönlich näher kenne, habe ich, da ich einen Schulbekannten auf dem Brandt'schen Comptoir habe, der enge mit Trauen befreundet ist, so viel über diesen gehört, und zwar nur Günstiges gehört, daß ich etwas für ihn eingenommen bin."

„Wissen Sie vielleicht etwas über sein außergeschäftliches Leben?" fragte mein College.

„Daß er zum großen Theil seine Mutter und jüngeren Geschwister unterhält, dürften Sie wohl schon anderwärts gehört haben. In gesellschaftlicher Beziehung ist er allgemein beliebt, weil er flott tanzt; interessant unterhält und neben seinem guten Herzen eine große Portion Leichtsinn besitzt. Ich schließe dieses aus vielen Streichen, die von ihm erzählt werden."

„Das ist es eben," antwortete der Gerichtsrath, „Habgier oder sonst einen niedrigen Beweggrund zu seiner That traue ich ihm nicht zu, aber Leichtsinn, der verdammte Leichtsinn, er hat schon manchen Menschen fallen lassen."

Mein College versank in Nachdenken; wir gingen schweigend die noch übrige kurze Strecke neben einander, welche uns unser Weg zusammen führte.

„Nun, auf Wiedersehen morgen, vielleicht geben uns die Zeugen mehr Licht." Er grüßte. Das war der erste Tag meiner Gerichtspraxis.

Am nächsten Tage begann die Vernehmung der Zeugen, und zwar zuerst des Secretairs der Post, welcher den Brief vom jetzigen Inhaftaten an dem gedachten Abende des 31. Juli in

Empfang genommen und expedirt hatte. Nach einigen Fragen, die bereits zum Theil Trauen vorgelegt waren, in Betreff der Zeit, der Identität des Inhaftaten mit dem Ueberbringer des an v. Tynker abgesandten Briefes rc. fragte der Untersuchungsrichter, ob der Brief verletzt gewesen.

„Der Brief," antwortete der Postsecretair, „war ordnungsmäßig zugesiegelt, soviel ich damals gesehen habe, auch unverletzt und enthielt laut Angabe auf dem Couvert dreitausend Thaler in Cassenanweisungen. Als ich die Schwere wog, war dieselbe vier Loth. Ich bemerkte dem Herrn Trauen, der sehr erregt hereinkam, daß dieses Mal das letzte wäre, daß ich so spät Geldbriefe annähme, da das Haus Brandt das einzige Geschäft ist, dessen Commis stets erst mit Thoresschluß ankommen. Der Brief ist, wie der Poststempel zeigt, noch an demselben Tage mit dem Nachtzuge abgegangen."

„Hat Trauen schon früher Geldbriefe gebracht?"

„Vor mehreren Jahren wohl, seit er aber, wie ich gehört habe, erster Commis geworden, nicht mehr, wenigstens entsinne ich mich aus den letzten Jahren keines Falles."

„Ich fragte Sie vorhin, Herr Postsecretair," sagte mein College, „ob der Brief verletzt gewesen. Haben Sie sich denselben vielleicht noch näher angesehen, besonders, ob vielleicht in den Siegeln zweifacher Lack zu sehen war?"

„Ich entsinne mich nicht, danach gesehen zu haben."

„Erkennen Sie dieses Couvert wieder?" fragt der Gerichtsrath, indem er das von Tynker eingeschickte Couvert überreichte.

„Gewiß, es ist das Couvert des Geldbriefes, den Trauen damals überbrachte, die Siegel sind dieselben wie damals und zeigen auch jetzt, da der Rand des Briefes aufgeschnitten ist, keine Verletzung. Ich muß gestehen, ich bin gar nicht überzeugt, daß das Geld, welches fehlt, aus dem Briefe herausgenommen ist, sondern glaube vielmehr, daß Herr Brandt sich geirrt hat."

„Können Sie vielleicht jetzt, wenn Sie den Siegellack genauer betrachten, wahrnehmen, daß eine Uebersiegelung stattgefunden hat?"

„Ich vermag eine solche nicht zu entdecken."

Der Kaufmann Brandt wurde aufgerufen. Es war ein alter Herr, einfach gekleidet, dem man in seinem Aeußeren nicht den Millionär ansah. Sein Gesicht war edel, seine Stirn massiv geformt, Festigkeit, ja ein Anflug von Härte war in seinen Zügen in überraschender Weise mit Gutmüthigkeit und Nachsicht vereinigt. Man sah es ihm an, daß es ihm jetzt schwer wurde, gegen den, welchem er von allen seinen Leuten das meiste Vertrauen und väterliche Liebe geschenkt hatte, sein Zeugniß abzugeben. Er erzählte mit unwesentlichen Modificationen den Hergang auf dem Comptoir so, wie Trauen ihn berichtet hatte, und fuhr dann fort: „Vier Tage später, nachdem Trauen den an Herrn v. Tynker adressirten Geldbrief zur Beförderung auf die Post erhalten hatte, bekam ich von dem Letzteren die Nachricht, daß an der in jenem Briefe angegebenen Summe fünfhundert Thaler gefehlt hätten. Ich rief natürlich zuerst Trauen auf meine Stube, gab ihm Tynker's Brief zu lesen und fragte ihn, was er davon hielte. Kaum hatte er den Brief gelesen, da warf er ihn auf den Tisch und sagte: ‚Ich möchte lieber wissen, Herr Brandt, was Sie davon halten. Wo das Geld geblieben ist, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich den Geldbrief so, wie er mir übergeben worden ist, auch abgeliefert habe.' Ich erwiderte ihm, daß ich bereits noch einmal die Casse revidirt hätte, gab ihm die Anzahl der Cassenanweisungen an, welche ich hineingelegt hatte, und bat ihn seinen Leichtsinn einzugestehen. ‚Sie sind jung, lieber Trauen,' sagte ich, ‚Sie haben der Versuchung nicht widerstehen können, ich bitte, sagen Sie mir, daß Sie das Geld genommen haben, und ich schenke es Ihnen, da ich lieber den für mich kleinen Verlust erleiden will, als Sie für Ihr ganzes Leben unglücklich sehen. Ueberzeugen Sie sich selbst: Der Brief ist, wie Tynker schreibt, mit demselben Gewichte von der Post in Rigow an ihn abgegeben, mit dem er von Ihnen aufgegeben ist; auf der Post kann also nichts aus dem Briefe herausgenommen sein. Vorher aber hat kein Anderer den Brief in Händen gehabt, als Sie, Sie haben absichtlich, als ich Sie fragte, was es an der Zeit sei, mir dieselbe eine Stunde zu früh angegeben und trotzdem erst um acht Uhr den Brief auf die Post gebracht. Ich weiß es, der Postsecretair beschwerte sich vorgestern über unsere späten Ablieferungen. Sie müssen sich doch selbst sagen, daß die Verdachtsmomente, welche gegen Sie vorliegen, zahlreich und gewichtig sind.' Alle meine Bitten blieben erfolglos, seine Antwort war: ‚Seit sechs Jahren arbeite ich schon bei Ihnen, ohne daß mir etwas zur Last gelegt ist, und wenn Sie mich nach dieser Zeit noch nicht kennen gelernt haben, wenn Sie mir auch dann noch zutrauen können, daß ich etwas begehen könnte, wie das ist, dessen ich jetzt beschuldigt werde, dann muß ich, so sehr ich es auch bedaure, meine Stellung zu Ihnen aufgeben. Ich weiß wohl, daß alle Indicien gegen mich sprechen, ich weiß, daß kein Richter bei solchen Verdachtsgründen mich freisprechen wird und kann, aber ich kann nicht gestehen, was ich nicht gethan habe.' Damit drehte er sich um und ging fort. Gesprochen haben wir uns seitdem nicht mehr, obgleich Trauen noch die nächsten Tage bis zu seiner Festnahme, und zwar ebenso fleißig wie früher, in meinem Comptoir arbeitete. Alle Versuche von meiner Seite, ihn noch einmal allein zu sprechen, wußte er zu vereiteln."

„Haben Sie vielleicht in Erfahrung gebracht, daß Trauen Schulden hatte?" fragte mein College.

„Vielleicht solche, wie sie am Ende jeder junge Mann beim Cigarrenhändler und dergleichen Leuten hat, sonst glaube ich nicht, da er mit seinem Gelde umzugehen und zu sparen wußte."

„Sie haben auch früher nie etwas bemerkt, das den gegen Trauen vorliegenden Verdacht unterstützen könnte?"

„Niemals," antwortete Brandt, „ich habe ihn stets in der Erfüllung seiner Pflichten treu und gewissenhaft gefunden, und wenn ich ihm einmal eine kleine Strafpredigt hielt, so geschah es nur deshalb, weil er schon mehrere Male versucht hat, bevor die nach meiner Meinung nöthige Arbeit vollendet war, sich derselben zu entziehen, was weiß ich, zu welchem Zwecke."

„Dieses ist vor dem letzten Streiche am 31. Juli also auch schon geschehen?"

„Ja! Ich bin strenge, man sagt zu strenge darin, daß Alles, was an einem Tage einläuft, auch an demselben abgefertigt und nichts verschoben wird. Daher kommt es wohl, daß meine jungen Leute manchmal des Abends länger bei mir arbeiten müssen als die anderer Firmen. Ich habe es von jeher nicht anders gekannt, daß jene aber nicht damit zufrieden sind, läßt sich leicht denken, und nicht nur Trauen, sondern auch die übrigen Comptoiristen haben schon häufig alle möglichen Kriegslisten versucht, um früher aus meinem Geschäft zu verschwinden. Wenn es ihnen gelingt, so lasse ich es hingehen, vorausgesetzt, daß sie am anderen Morgen, bevor ich komme, mit der rückständigen Arbeit fertig sind; fasse ich sie aber, dann bekommen sie etwas zu hören, daß sie für einige Zeit alle Lust zu solchen Sprüngen verlieren."

„Und Sie halten Trauen's Benehmen am Abend des 31. Juli ebenfalls nur für eine solche Kriegslist, um in die Gesellschaft bei seinem Freunde zu kommen?"

„Ich hielt es dafür," sagte Brandt, „bis mir mein Geschäftsfreund Tynker das Fehlen der fünfhundert Thaler anzeigte."

„Nun die letzte, aber wichtigste Frage, Herr Brandt, die ich Ihnen deshalb, obgleich Sie sie eigentlich schon vorhin beantwortet haben, noch einmal vorlege: Wissen Sie mit aller Bestimmtheit, daß Sie dreitausend Thaler in den Brief eingepackt haben? Es hängt ja von Ihrer Antwort darauf das Wohl und Wehe eines Menschen ab, und darum bitte ich Sie, überlegen Sie noch einmal, ob Sie nicht die Möglichkeit eines Irrthums von Ihrer Seite zugeben können."

„Ich kann es nicht," antwortete der alte Kaufmann etwas zögernd, aber mit fester Stimme, „ich kann es deshalb nicht, weil wohl selten an einem Tage der Inhalt meiner Hauptcasse bestimmter sein konnte, als am 31. Juli. Ich hatte vor drei Uhr Nachmittags dieselbe vollständig geleert, um die Summe festzustellen. Eine Stunde darauf erhielt ich von einem Berliner Hause eine Anweisung auf die hiesige Bank über fünftausend Thaler, die ich von meinem jüngsten Commis holen ließ und beim Empfange in dessen Gegenwart genau nachzählte. Es waren neun Fünfhundert-Thalerscheine, ein neuer und drei alte Einhundert Thalerscheine und zwei Fünfzig-Thalerscheine, von denen der eine zusammengeklebt war. Ich habe selbst für diese Aeußerlichkeiten ein gutes Gedächtniß. Da ich voraussetzte, daß Herrn v. Tynker kleinere Summen lieber sein würden, als lauter Fünfhundert-Thalerscheine, so legte ich Abends vier davon in mein Geldspind zurück und packte alles übrige Geld in den betreffenden Brief."

„Und Sie wissen ganz genau, daß Sie fünf und nicht vier Fünfhundert-Thalerscheine hineingelegt haben?"

„Ganz genau." —

Die letzte Person, welche heute noch zu vernehmen war, war der erste Graveur der Stadt. Aufgefordert, seine Kenntniß von der Trauen'schen Angelegenheit, sowie sein Gutachten über die bei dem gedachten Geldbrief gebrauchten Siegel mitzutheilen, erzählte er Folgendes:

„Am 5. August kam der Kaufmann Brandt zu mir, übergab mir das mir soeben vorgelegte Couvert, welches an Herrn v. Tynker-Sorawski adressirt war, und sein Petschaft und bat mich, dieses mit den auf dem Couvert befindlichen Siegeln zu vergleichen. Bei der ersten Probe, die ich mit unbewaffnetem Auge machte, schienen mir beide genau zu stimmen, und ich hätte nicht weiter untersucht, wenn Herr Brandt mich nicht dringend ersucht hätte, noch einmal strenge zu vergleichen, ob sich kein Unterschied zwischen den Abdrücken und dem Petschaft finden ließe, es sei ihm sehr viel daran gelegen, es zu wissen. Ich nahm also eine zweite Untersuchung mit der Loupe vor und wollte auch jetzt schon ein weiteres Forschen aufgeben, als mir eine kleine Schramme, die durch das Reiben eines Sandkorns auf dem Petschaft, womit die Siegel auf dem Briefe abgedrückt waren, entstanden sein mochte und auf den Siegeln wiederzuerkennen war, und eine etwas dickere Zeichnung des ‚t' in dem Namen Brandt auffielen. Ich machte nun verschiedene Abdrücke mit dem Brandt'schen Petschaft, stellte sie unter die Loupe und ließ Herrn Brandt selbst sehen. Er machte dieselbe Wahrnehmung, wie ich sie eben mitgetheilt habe: auf allen Siegeln, welche mit seinem Petschaft abgedrückt waren, war jene Schramme nicht zu sehen und der Buchstabe ‚t' schlanker gezeichnet, als auf den Siegeln des Couverts. Daraus folgt nun, daß, wenn diese letzteren alle diese erwähnten Merkmale tragen, auf den mit dem Petschaft des Herrn Brandt gemachten Abdrücken aber dieselben durchaus nicht zu erkennen sind, derjenige, welcher den Brief geöffnet und das Geld herausgenommen hat, nicht das Petschaft des Herrn Brandt, sondern ein nachgemachtes benutzt haben muß."

„Erkennen Sie vielleicht," fragte mein College, „die Arbeit eines hiesigen Graveurs in den nachgemachten Siegeln?"

„Das wird sich aus den kleinen Differenzen, ohne daß das nachgemachte Petschaft vorgelegt wird, nicht feststellen lassen, nur dieses kann ich behaupten, daß die Arbeit darin so fein und geschmackvoll ist, daß wenige der hiesigen Graveure sie liefern würden."

„Ließ sich eine Mischung von Siegellack in den Abdrücken auf dem Couvert erkennen?"

„Ziemlich deutlich, selbst mit bloßem Auge; ein Grund mehr für die Annahme, daß der Geldbrief in seiner jetzigen Gestalt nicht von Herrn Brandt versiegelt ist."

Damit war die Zeugenvernehmung an jenem Tage geschlossen, es blieben für den nächsten Tag noch zwei Personen zu vernehmen, deren Aussagen von Wichtigkeit sein konnten, nämlich der Gutsbesitzer v. Tynker und der Postsecretär Krause von Rigow, welcher den betreffenden Geldbrief auf der dortigen Poststation abgeliefert hatte. Ueberall, wo auch nur ein schwacher Schimmer zu sehen war, welcher das Dunkel zu Gunsten des Angeschuldigten erhellen konnte, hatte der Gerichtsrath geforscht, aber immer wieder war er in undurchdringliche Finsterniß hineingerathen. Allen guten Antecedentien des Angeschuldigten, allen offenen Erklärungen, denen man an und für sich hätte Glauben beimessen müssen, stand einzig und allein die Thatsache entgegen, daß nur Trauen den Geldbrief bis zur Ablieferung auf die Post in Händen und Zeit gehabt hatte, ihn öffnen zu können, und diese einzige Thatsache schlug mit dürrer Logik Alles nieder, was ihr zu widerstehen wagte.

Als ich am nächsten Morgen wieder das Gerichtsgebäude betrat, fand ich dort den Gutsbesitzer v. Tynker bereits wartend, gleich darauf trat auch mein College ein.

„Wissen Sie, ob der Postsecretär Krause auch schon hier ist?" fragte der Gerichtsrath Herrn v. Tynker; „ich würde ihn dann zuerst vernehmen."

„Ich glaube, derselbe wird heute nicht kommen können," antwortete der Gefragte. „Wie ich heute in Rigow auf der Post erfuhr, liegt er seit zwei Tagen zu Hause krank; was ihm fehlt, weiß ich nicht."

„Schade, daß der Abschluß der Untersuchung dadurch verschoben wird," sagte der Gerichtsrath; „dann sind Sie so freundlich, Herr v. Tynker, und theilen mir mit, was Sie in der Trauen'schen Angelegenheit wissen."

„Ich stehe schon seit mehreren Jahren," begann dieser, „mit dem Hause Brandt und Comp. in Geschäftsverbindung, indem ich den auf meiner Brennerei gebrannten Spiritus an dasselbe liefere. Die Beträge dafür gehen dann, wenn nicht besondere Abredungen getroffen werden, am Ende des Monats ein, in welchem die Lieferung geschehen ist. Am 3. August Morgens erhielt ich für eine solche einen Geldschein über einen Geldbrief mit dreitausend Thalern, Absender Brandt, von der Post zu Rigow. Ich muß dabei bemerken, daß der Postbote nach meinem Gute nur einen Tag um den andern kommt, daß also wahrscheinlich der Brief bereits am 1. August dort lag, da er laut dem Geldscheine am 31. Juli von hier abgeschickt war, aber erst nach Abgang des Postboten an jenem Tage in Rigow angekommen ist. Ich schickte daher sofort meinen Sohn und meinen Knecht mit dem ausgefüllten Geldschein dorthin, um den Geldbrief in Empfang zu nehmen."

„Erkennen Sie dieses Couvert als das des von Brandt abgeschickten Geldbriefes wieder?"

„Ja; wie Sie sehen, Herr Gerichtsrath, habe ich nach meiner Gewohnheit die eine Seite des Couverts, die damals vollständig unverletzt war, aufgeschnitten. Ich überzählte sogleich die Summe und fand, daß fünfhundert Thaler fehlten, überzählte nochmals und zum dritten Male, und wieder fehlte dieselbe Summe. Ich hieß deshalb meinen Sohn gleich wieder auf das noch nicht ausgespannte Fuhrwerk steigen, benachrichtigte Brandt von dem, wie ich annahm, stattgefundenen Versehen und ersuchte ihn, umgehend zu antworten. Am 5. August erhielt ich durch den Postboten einen expressen Brief von Brandt, worin er mir schrieb, daß ein Versehen nicht stattgefunden habe, daß vielmehr die vorhin genannte Summe aus dem Briefe herausgenommen sein müsse, und er ersuche mich, wenn ich noch im Besitz der übersendeten Cassenanweisungen wäre, dieselben schleunigst nebst Couvert einzuschicken. Da dieses der Fall war, packte ich die Cassenanweisungen in das alte Couvert, fuhr nach Rigow und ließ in meinem Beisein noch einmal den Brief nebst Inhalt durch den zweiten Post-Secretair wiegen; er war, wie der Vermerk der hiesigen Post besagt, vier Loth schwer. Mit einer neuen Umhüllung versehen, schickte ich dann Alles an Brandt ab."

„Warum ließen Sie den Brief in Rigow wiegen?"

„Um alle Möglichkeit abzuschneiden, den Einwand machen zu können, daß die fünfhundert Thaler, während ich das Geld zählte, fortgekommen wären."

„Sie waren ja allein im Zimmer?"

„Ja wohl, doch bin ich Geschäftsmann, und Vorsicht ist in allen dergleichen Angelegenheiten mein oberster Grundsatz."

„Traf es sich zufällig, daß der zweite Post-Secretair, nicht Krause, die Schwere des Briefes prüfte?"

„Zufällig und nicht zufällig, wie man es nehmen will. Gründe der Vorsicht, nicht gerade Verdacht führten mich zu dem Entschlusse, durch das nochmalige Wiegen zunächst festzustellen, ob nicht durch eine falsche Angabe des Gewichts bei der Auslieferung des Geldbriefes jenes Vergehen verdeckt worden sei. Da kam es mir natürlich sehr gelegen, daß ich in der Expedition den zweiten Secretair vorfand, der, da er mir genauer bekannt ist, sich gern dieser Mühe unterzog und den Vorfall nicht weiter zu erzählen versprach."

„Es war dieser Ihr Schritt also nicht auf Grund von verdächtigen Momenten gegen Krause geschehen, vielleicht nicht einmal aus persönlichen Zweifeln gegen dessen Redlichkeit, wie sie häufig das Gefühl erregt, wenn sie der Verstand auch bekämpft?"

„Durchaus nicht."

„Damit wären wir also vorläufig fertig," meinte mein College, als Herr von Tynker entlassen war, „Krause muß vernommen werden, sobald er gesund geworden ist. Ich sehe aber nicht ein, was derselbe noch Neues mittheilen könnte. Ich will doch Trauen noch einmal vorführen lassen, vielleicht gesteht er jetzt, wenn ihm alle Zeugenaussagen vorgehalten werden." Es geschah. Mit aller juristischen Schärfe bewies ihm der Gerichtsrath, daß die Unterschlagung nur geschehen sein konnte, als er den Brief in Händen gehabt, mit dem rührenden Wohlwollen eines Vaters bat er ihn, offen seinen Fehler einzugestehen. Trauen hatte allen diesen Vorstellungen gegenüber nur die eine Bitte, ihn nicht weiter zu quälen, er wäre unschuldig. Ohne einen Erfolg erreicht zu haben, mußte mein College ihn wieder zur Haft zurückführen lassen. —

Drei Tage später, glaube ich, war es — wir saßen bei dem langweiligen Verhör eines jugendlichen Diebes — als der Staatsanwalt zu uns mit den Worten eintrat:

Digitized by Google

„Ich glaube, Herr College, wir haben dieses Mal einen tüchtigen Denkzettel empfangen. So eben erhielt ich nämlich einen Brief von dem Ortsvorstande in Rigow, worin mir geschrieben wird, daß der Post-Expedient Krause mit einer ziemlich bedeutenden Summe der dortigen Postcasse durchgegangen ist. Bei der Nachsuchung in seiner Wohnung hat man auch ein Petschaft mit dem Namen Brandt gefunden, welches vorläufig noch dort aufbewahrt wird. Verhält sich wirklich Alles so, woran eigentlich gar nicht zu zweifeln ist, dann ist Trauen doch unschuldig."

Und Trauen war unschuldig. Wahrscheinlich hatte Krause, da er sehr häufig Geldbriefe an Dynker von Brandt expedirt hatte, sich das Petschaft nach den Siegeln stechen lassen, oder auch selbst gemacht, und dann die Zeit vom 1. bis 3. August, in welcher der Geldbrief mit dreitausend Thalern an Dynker in Rigow lag, dazu benutzt, den Brief zu öffnen. Durch den darüber geschmolzenen Siegellack hatte dann der Brief, vielleicht zufällig, dieselbe Schwere erhalten, die er am Aufgabeorte hatte, und es war dadurch jeder Verdacht einer Unterschlagung durch die Post abgelenkt worden.

Was aus Krause geworden, habe ich nie erfahren können. Trauen wieder bei der Gesellschaft in seine unverdienter Weise verlorene Stellung einzuführen, übernahm der alte Brandt. Etwas anderes nahm Trauen nicht an, er wies alle seine glänzenden Anerbietungen, um ihn zur Rückkehr in seine alte Stellung zu bewegen, zurück, und steht jetzt hochgeachtet und angesehen in der Geschäftswelt meiner Vaterstadt als selbstständiger Kaufmann da.

H.

Die Seehunde des deutschen Meers.

Eine Badeerinnerung.

Der wochen-, ja monatelang auf das kleine ostfriesische Eiland Spiekeroog gebannte Curgast pflegt wohl oft und gern dem Treiben der Robben zuzuschauen, die sich dort häufig in den Fluthen der Nordsee herumtummeln. Besonders gut kann man hier zur Ebbezeit diese großen Flossensäugethiere beobachten, während deren sie, meist in Gruppen von sechs bis acht Stück, auf der dem Badestrande gegenüber befindlichen Sandbank sich einen Ruheplatz suchen. Die Entfernung zwischen Strand und Sandbank beträgt nur etwa fünf- bis sechshundert Schritt, und so kann man von ersterem aus die dort ruhenden Thiere recht deutlich erkennen.

Sehr amüsant ist es zuzusehen, wenn die großen Burschen an einer steil abfallenden Stelle der Platte (wie die durch Steine bewehrte Oberfläche einer Sandbank heißt) landen. Dunkel, fast schwarz, entsteigt das Thier der grünen Fluth, nachdem es sich vorher einigemale vorsichtig umgesehen; unbeholfen und schwerfällig den dicken Körper vorwärts schiebend, erklimmt es die steile Sandbank und legt sich dann oben behaglich nieder. Nun reckt und streckt es sich im Sonnenschein, häufig die Flossen seines „ersten Versuchs" von Hinterfüßen auseinander spreizend und den Kopf bald in die Höhe, bald niederwärts biegend; oder es rutscht wohl auch auf dem weichen, feuchten Sande herum. Ist nur erst Einer gelandet, so folgen seinem Beispiele bald andere, größere und kleinere, je nach dem Alter, bis eine ganze Heerde beisammen ist, meist sechs bis acht, zuweilen aber auch bis zwanzig Stück. Das Wasser auf dem triefend nassen Körper läuft allmählich ab, die Sonnenstrahlen trocknen das Fell, und so verwandelt sich die anfangs dunkle Farbe des Thieres bald in ein helleres Grau, bis es endlich, und besonders ist dies bei recht alten Robben der Fall, weiß, ja im Sonnenschein fast silberglänzend erscheint.

Als ich zum ersten Male eine solche Heerde dort erblickte, war ich anfangs im Zweifel, ob es nicht Kühe von der Insel seien, die auch vorzugsweise schwarz und weiß aussehen, bis mich der nähere Augenschein eines Besseren belehrte. Versucht man durch Geräusch oder drohende Bewegungen die Thiere hinwegzuscheuchen, so gelingt dies nicht so leicht — gar zu gern ruhen sie im warmen Sonnenschein auf dem weichen Sande der mühsam erklommenen Platte —; sobald jedoch ein Boot heranrudert oder ein Schuß fällt, fliehen sie, anfangs, so lange sie auf ebenem Boden sich fortbewegen, ziemlich langsam vorwärtsrutschend, wie ein Mensch auf Knieen und Ellenbogen zugleich, dann aber sehr behend am steilen Ufer der Sandbank hinabgleitend und rasch untertauchend in der schützenden Fluth.

Erst nach minutenlanger Dauer und meist in ziemlicher Entfernung erscheint dann das Thier wieder an der Oberfläche des Wassers, um Athem zu schöpfen, gewöhnlich jedoch nur, um alsbald von Neuem zu verschwinden.

Bei diesen Manövern kam nur selten eines der schlauen und vorsichtigen Thiere dem von Spaziergängern belebten Strande zu nahe; sie schienen es recht gut zu wissen, daß mancher von diesen eine Flinte trug und eifrig darauf bedacht war, ihnen den Garaus zu machen. Als eifriger Jagdliebhaber wünschte auch ich nichts sehnlicher, als eines der fremdartigen Seeungeheuer zu erlegen, um das Fell als Trophäe mit heimzubringen und dann meine Großthaten den staunenden Jagdfreunden im heimathlichen Gebirge haarklein zu berichten, die ja zumeist nur ein Stückchen Seehundsfell auf den Schulränzchen ihrer Kinder gesehen hatten. Allein fruchtlos war mein Bemühen; so oft ich auch bei beginnender Ebbe mit scharf geladenem Gewehr am Strande auf und nieder wandelte, nie ertappte ich einen Seehund hier, immer lagen sie auf der unerreichbaren Sandbank, oder schwammen in deren Nähe herum.

Glücklicher als ich war ein junger Herr v. K., welcher ganz unverhofft einen jungen, am Strande ruhenden Seehund überraschte und den eilig fliehenden durch einen wohlgezielten Schuß tödtete. Hierdurch angefeuert verdoppelte auch ich meine Bemühungen, und schließlich nicht ohne Erfolg.

In besonders dazu ausgerüsteten Schiffen segeln alljährlich viele Robbenjäger, oder richtiger Robbenschläger, in die öden Regionen des arktischen Eismeeres und machen dort, wo schaarenweis die Seehunde auf den Eisfeldern lagern, oft ungeheure Beute. So kehrte während meiner Anwesenheit auf Spiekeroog ein solcher Grönlandsfahrer nach viermonatlicher Reise zurück, beladen mit viertausendvierhundert Robben und überdem vier todten und zwei lebenden Eisbären. Viele Spiekerooger Insulaner hatten solche Expeditionen mitgemacht und betrieben auch in den heimathlichen Gewässern der Nordsee eifrig den hier allerdings weit weniger lohnenden Seehundsfang.

Einen vorzüglichen Ruf als geübter Seehundsjäger besaß namentlich Kleyhauer jun., der Capitän der Schaluppe „Bismarck". Da er während der Saison für gewöhnlich die Badegäste vom Dampfer „Roland" nach der Insel abholte, außerdem sein Schiff häufig zu Vergnügungstouren in die Nachbarschaft benutzt ward, hielt es schwer, ihn zu einem mehrtägigen Jagdzuge zu bewegen. Endlich siegte wiederholtes Zureden, mehr noch sein eigener Jagdeifer, und bald hatten wir auch in der Person eines jungen Forsteleven aus Oldenburg noch einen Reisegefährten gefunden.

Mein gefälliger Wirth, der Capitän Sanders, gleichfalls ein berühmter Seehundsjäger, gab sich viele Mühe, um uns das „Huxen" zu lehren, d. h. die Bewegungen der Seehunde nachzuahmen, um dieselben anzulocken und zu täuschen. So mußten wir denn im Sande vor dem Wirthshause zur Belustigung der anderen Badegäste auf Knieen und Ellenbogen kriechen und rutschen, dabei den Kopf recken und drehen, die Beine aus- und übereinander spreizen ꝛc. Ich entlief ihm aber bald aus der Schule, theils weil die ungewohnten Bewegungen sehr ermüdeten, namentlich aber, weil ich so wenig Geschick entwickelte, daß ich schier daran verzweifelte, daß mich je ein Seehund für seinesgleichen halten werde. Capitän Kleyhauer billigte dies; er meinte, wir könnten nöthigenfalls einen Jungen in einen Kartoffelsack stecken und diesen „huxen" lassen, doch wolle er schon selbst die Seehunde anlocken; dagegen drang er entschieden darauf, daß wir uns mit einer Schifferkleidung versahen, weil die Thiere weit mehr Scheu vor einem gewöhnlichen Rock, als vor der Jacke eines Schiffers hätten.

Wie schon oft, vereinigte auch der Abend vor unserer Abreise eine größere Gesellschaft in Sander's Hôtel zu Krabbensalat mit Wein, Spiel, Gesang und Tanz, da meldete der Fuhrmann, daß der Wagen unser harre, und diesmal versuchten die Damen vergebens, uns von der nach ihrer Ansicht so gefährlichen Fahrt auf der alten gebrechlichen Schaluppe zurückzuhalten. Mich reizte ganz besonders, wie eben jeden Jäger, die Gefahr, daher mußte man sich für diesmal begnügen, mit uns auf ein frohes Wiedersehen anzustoßen — und fort ging es durch Nacht

und Wind im hölzernen Wagen, auf holperigem Wege und dann über den sandigen Strand des Wattmeeres hin zum „Bismarck".

Das Schiff lag, da eben Ebbe war, fast ganz auf dem Trocknen; Kleyhauer und sein Matrose brachten unser Gepäck an Bord, erstaunt über dessen Menge, da sie nicht halb so viel brauchten, wenn sie nach Amerika führen. Alsdann zeigten sie uns das in der Kajüte zu unserem Empfange bereitete Gastbett: eine harte, schmale Bank, belegt mit einem Stück Segeltuch; als Kopfkissen diente ein zusammengerolltes Tau, als Zudecke unsere Kleider. Dicht über unseren Häuptern in den Schiffsbalken staken in traulichem Verein Messer, Gabeln, Kämme, Zangen, an den Planken links daneben hingen die geladenen Flinten, zur Rechten stand der scharfkantige Ofen — Alles so dicht gedrängt beisammen, daß man bei jeder stärkeren Bewegung Gefahr lief, sich erheblich

Auf der Seehundsjagd.

zu verletzen. Trotzdem schliefen wir bald fest, wenig verwöhnt durch die harten Seegrasmatratzen auf der Insel und gehörig ermüdet durch die lange Wagenfahrt in der scharfen Seeluft. Erst am lichten Morgen erwachten wir durch den heiseren, eigenthümlichen Gesang des Matrosen, den dieser beim Aufwinden des Ankers anstimmte.

Wir eilten auf's Deck, wurden aber hier von einem heftigen Wind und kalten Regen so übel willkommen geheißen, daß wir sehr bald wieder in die Kajüte flüchteten, während der Capitän sich mit dem größten Gleichmuth dem Unwetter und den von Zeit zu Zeit über Bord stürzenden Wellen aussetzte und lächelnd meinte: „Der uns naß gemacht hat, macht uns auch wieder trocken." Allein auch in der Kajüte war der Aufenthalt durchaus kein angenehmer. Hier herrschte ein unausstehlicher Theergeruch, der Wind hatte ziemlich freien Zutritt und blies namentlich fortwährend den Qualm aus dem Ofen in das kleine Behältniß. In Folge des Unwetters, der schlechten Kajütenluft und des starken Schaukelns des Schiffes begannen bereits die Vorboten der Seekrankheit sich bei uns einzustellen, da belebte der Ruf des Capitäns „Dort!" auf's Neue unseren schon sinkenden Muth.

Wir befanden uns östlich von der Insel Wangeroog und sahen in der bezeichneten Richtung, kaum eine halbe Seemeile entfernt, fünf Seehunde beisammen, die eben im Begriff waren, auf einer Sandbank zu landen. Noch war die Platte auf ihrer ganzen Oberfläche mit Wasser bedeckt, doch bereits hatten sich Hunderte von großen Möven auf ihr niedergelassen, unbeweglich des Augenblicks harrend, wo die zurückweichende Fluth ihnen gestattete, ihre Beute zu ergreifen — dagegen plätscherten die Seehunde lustig in der Brandung am Rande der Sandbank, auch sie erwarteten sehnlichst das Trockenwerden der Platte, nicht beutegierig, wie die Raubmöven, sondern um den vom Fischen und Schwimmen ermüdeten Körper zu pflegen und auszuruhen. Das Boot ward ausgesetzt, doch mußte uns Kleyhauer noch eine große Strecke auf seinem Rücken durch das zu seichte Wasser tragen. Bei unserer Ankunft erhoben sich in dichten Wolken die Möven, die Seeschwalben stauerten uns um den Kopf, verwundert über so ungewöhnlichen Besuch, die Robben flüchteten schon in's Meer.

Nachdem das Wasser sich vollends verlaufen hatte, lagerten wir uns, je zwanzig Schritte von einander entfernt, an der zum Landen für die Seehunde bequemsten Stelle am Rande der Sandbank. Anfangs war hier die Lage auf Knieen und Ellenbogen nicht so schlecht, je mehr sich aber das Wasser aus dem Sande versickerte, um so lockerer ward dieser und um so tiefer sanken wir ein, ohne einen festen Halt zu gewinnen. Ein feiner kalter Regen durchnäßte uns, trotz der wollenen Schifferkleidung, bis auf die Haut; dicht vor uns brandeten die Wellen der noch immer unruhigen See, und so durchschauerten uns auf's Neue Anwandelungen der Seekrankheit, namentlich schwankte Alles vor unseren Augen auf und nieder.

Dem Schiffer gegenüber ließen wir uns davon nichts merken, wir harrten geduldig aus, bis die Seehunde sich zeigten. Endlich erschien weit draußen im Meere ein Kopf, äugte einen Moment nach uns herüber und verschwand alsbald, ebenso ein zweiter, dritter. Bald darauf tauchten sie in größerer Nähe empor, doch vergebens hofften wir, daß sie ganz herankommen würden, sie

hielten sich nur längere Zeit in einer Entfernung von circa zweihundert Schritt, wobei wir sie sehr genau beobachten konnten, und gingen dann weg nach einer anderen inzwischen emporgekommenen Sandbank. Es waren zwei alte und drei jüngere Thiere; da der Wind etwas ungünstig war, mochten die Alten Unrath gewittert und die ganze Gesellschaft mit fortgenommen haben.

Bereits im Begriff, die Jagd aufzugeben, sahen wir aus der Ferne einen einzelnen Seehund straff auf unseren Platz lossteuern. Er tauchte unter und kam dann in einer Entfernung von nur etwa sechzig Schritt von uns wieder zum Vorschein, den Vorderkopf nach mir gerichtet. Trotz der strengen Regel, nur auf zehn Schritte Distanz und nur von der Seite oder von hinten her auf den Kopf zu schießen, hatte ich leise das Gewehr erhoben — Kleybauer hurte — und rasch tauchte das Thier abermals unter.

„Aufgepaßt, Doctor! Der kommt nah genug!“ rief jener mir zu, und mit angehaltenem Athem, das Gewehr schußfertig auf die Oberfläche des Wassers gerichtet, harrte ich, bis das Thier wieder emporkäme.

Da plötzlich erschien es nur fünf Schritte vor mir auf dem Wasserspiegel, die großen, dunklen Augen auf meinen Jagdgefährten, der weiter links lag, geheftet — uns beiden gleich schußgerecht, und auch dieser erhob sein Gewehr.

So kurze Zeit auch seit dem letzten Untertauchen des Thieres verstrichen, so war die Anspannung für meine bereits seekranken Nerven doch zu groß; vergebens suchte ich meine Ellenbogen fest auf den lockeren Sand zu stützen, dieser gab nach, mir zitterten die Arme und mit ihnen das Gewehr; vor meinen Augen dunkelte es, dann flammte es grün und gelb und feuerfarben, die Wogen schwankten auf und nieder und, wie in Nebel gehüllt, tanzte auf den purpurn und golden glitzernden Wellen der Seehundskopf mit den großen, strahlenden Augen — mich hatte das Seehundsfieber gepackt. Dennoch raffte ich noch einmal alle Kraft zusammen und gab Feuer. Ein freudiger Ruf Kleybauer's zeigte, daß ich getroffen; mit einer Behendigkeit, wie sie sonst die Schiffer nur auf ihren Brettern zeigen, eilte er zur Stelle und zog mit langem Haken das regungslos platt obenauf treibende Thier an's Ufer. Hier ward dasselbe kunstgerecht hingelegt, als ob es ruhe, um andere anzulocken, während wir einen Spaziergang nach dem auf der Platte zur Rettung Schiffbrüchiger angebrachten Baak machten. Es zeigten sich jedoch keine Seehunde wieder in der Nähe, und der unaufhörliche Regen, so wie allmählich wieder eintretende Fluth nöthigten uns bald zur Rückkehr auf den „Bismarck“.

Trockene Kleider, ein einfaches Mahl von Sandkartoffeln mit ostfriesischer Butter und hinterher ein vortrefflicher Kaffee restaurirten uns bald. Das stolze Bewußtsein, daß die Ehre des heutigen Tages gerettet sei, hob unsere Stimmung, und vergnügt segelten wir längs der grünumdeichten Küste von Butjadingerland hin, während der Capitän uns von seinen Fahrten nach Grönland erzählte. Gegen Abend gingen wir bei Eversand am Ausgange der Wesermündung vor Anker.

Während der Nacht leider wieder von einem tüchtigen Sturm geschüttelt, nahmen wir am folgenden Morgen unsern Cours nach „Hundehausen“, einer Platte, auf der, wie schon der Name sagt, die Seehunde in Haufen anzutreffen sein sollten. Richtig zählten wir auch acht Stück beisammen, darunter mehrere Junge. Unser Forsteleve ward zuerst hinüber getragen, weil er heute womöglich zuerst schießen sollte; ein junges Thier blieb auch, dreist genug, in geringer Entfernung von ihm ruhig auf der Oberfläche, unglücklicherweise schoß er jedoch mit dem Büchsenrohre seines Doppelzeuges und ich sah noch vom Rücken Kleybauer's aus die Kugel zwei Zoll hinter dem Kopfe des Thieres auf's Wasser aufschlagen. Da der Wind günstig war, so näherten sich auch, nachdem wir uns gelagert hatten, bald die verscheuchten Thiere wieder; die Wogen gingen aber so hoch, daß wir mehrmals fehlten, bis endlich ein junger, sehr hübsch weiß und schwarz gefleckter Seehund aus großer Nähe von meinem Oldenburger Jagdgefährten erlegt ward, worüber dieser sich „riesig gefreute“. Daß das Vorbeischießen sehr leicht ist, konnte ich mir später, nachdem die Thiere abgehäutet waren, sehr wohl erklären: der Schädel ist ringsum mit einer sehr dicken Fettschicht bekleidet, die den Kopf so groß erscheinen läßt, bietet aber von der einen oder andern Seite nur eine etwa handtellergroße Fläche dem Schützen als Zielscheibe. Trotzdem gelang es mir am dritten Tage, wo wir abermals in der Nähe von Wangeroog jagten, mit einem Dreyse'schen Zündnadelgewehr einen Seehund auf wenigstens neunzig Schritt Entfernung zu treffen — augenblicklich ließ er den Kopf sinken und trieb platt oben auf, während ein breiter Wasserstreifen blutig roth sich färbte. Als der eilig herangeruderte Kleybauer das Thier am Haken emporzog, zitterten nur noch die Zehen ein wenig von den letzten entfliehenden Lebensgeistern. Die Seehunde sind ungemein weich und verenden fast augenblicklich, wenn auch nur ein einziges Schrotkorn an der richtigen Stelle trifft.

Von der Platte aus, wo wir uns jetzt befanden, konnte man zur Ebbezeit Spiekeroog zu Fuße erreichen, während wir noch mehrere Stunden hätten warten müssen, bis die Fluth so hoch gestiegen, daß wir zu Schiffe heimkehren konnten. Wir entschieden uns für das Erstere und langten nach anderthalbstündigem Waten durch den Sand ohne allen Schutz vor den heute so brennenden Sonnenstrahlen glücklich auf der Insel an, herzlich froh, endlich einmal wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Der anfangs so anhaltende Regen, der scharfe Wind, der Qualm in der Kajüte und endlich die grellen Sonnenstrahlen hatten uns Gesicht und Hände so verwettert und gebräunt, daß wir aussahen, als ob wir wenigstens in Island gewesen wären; verwundert schauten uns die Herren, fahl mit Entsetzen die Damen an, und Alles lauschte gespannt der Erzählung unserer Reiseabenteuer. Frohlockend ward Kleybauer begrüßt, als er gegen Abend mit den drei zu beiden Seiten des Wagens herabhängenden Seehunden vorfuhr. Mit spitzem Finger betasteten die Damen scheu die glatten, dicken Thiere.

Am folgenden Morgen hatte Kleybauer die Robben abgehäutet und das Fett ausgebraten; wir verschmähten ein von ihm uns offerirtes Lendenbeefsteak, obwohl der frisch ausgelassene Thran so appetitlich duftete, wie frisches Schweineschmalz. Dagegen nahmen wir die Felle an uns zum bleibenden Andenken an die mühseligen Jagdabenteuer in der Nordsee und an den freundlichen Aufenthalt auf der seehundsplattenumsäumten Insel Spiekeroog.

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Es ist kein Zweifel!“ rief der Fürst aus. „Eichelbach hat Ihnen eigenhändig dieses Schriftstück, dieses Testament übergeben, Herr von Oliveira?“

„Vor Allem muß ich Euer Durchlaucht die Mittheilung machen, daß ich ein Deutscher bin,“ sagte der Portugiese ruhig. „Mein Name ist Berthold Ehrhardt — ich bin der zweite Sohn des ehemaligen fürstlichen Hüttenmeisters Ehrhardt in Neuenfeld —“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Minister im wilden Triumph auf. „Wußte ich doch, daß die ganze Geschichte auf einen Schwindel hinauslaufen würde. . . . Durchlaucht, da haben wir einen Demagogen vom reinsten Wasser wieder im Lande — er hat sich vor circa zwölf Jahren durch die Flucht der gesetzlichen Strafe entzogen!“

Der Fürst trat mit finster gerunzelten Brauen und einer sehr ungnädigen Bewegung zurück.

„Wie — Sie haben sich unter falschem Namen in meine Nähe einzuschleichen gewagt?“ rief er unwillig.

„Ich bin in der That Herr von Oliveira, Herr einer Besitzung, die diesen Namen führt und mir verleiht — in Brasilien gilt er für meine Persönlichkeit so gut, wie mein Familienname,“ entgegnete der Portugiese unerschüttert. „Wäre ich nach Deutschland zurückgekehrt lediglich im eigenen Interesse, dann würde Nichts in der Welt mich vermocht haben, den lieben, ehrlichen

deutschen Namen auch nur für eine Secunde abzulegen.... Aber ich hatte eine Mission zu erfüllen, welche die größte Vorsicht erheischte. . . . Ich mußte mit Euer Durchlaucht in unmittelbaren, längeren Verkehr treten, und wußte doch, daß die strenge Handhabung der Etikette am Hofe zu A. einem Bürgerlichen diesen Verkehr nie gestatten würde —"

„Und wie sehr diese chinesische Mauer um die Person unseres allerhöchsten Herrn am Platze ist, beweisen Sie in diesem Augenblick schlagend, mein sehr vortrefflicher Herr Ehrhardt!" fiel der Minister mit satanischem Hohn ein. „Es würde Ihnen in der That nie gelungen sein, Serenissimus mit diesem Schwindel" — er zeigte auf das Testament in der Hand des Fürsten — „zu mystificiren, wenn Sie Ihren ‚lieben, ehrlichen deutschen Namen' beibehalten hätten . . . Durchlaucht," wandte er sich achselzuckend an seinen fürstlichen Herrn, „wünscht irgend Einer Ihrer Getreuen, die Besitzungen und Einkünfte des fürstlichen Hauses zu vergrößern, so bin ich's — mein ganzes bisheriges Wirken mag für mich sprechen — aber ich müßte mich selbst mit Blindheit schlagen, ich beginge die schreiendste Unterlassungssünde, wenn ich nicht das erbärmliche Machwerk in Ihren Händen für ein Falsificat erklärte! . . . Mein Herr Ehrhardt, mein sehr verehrter Herr Demokrat, ich durchschaue Ihre und Ihrer löblichen Partei Absichten nur allzu gut! Mit diesem Testament suchen Sie der Schaar, die den Thron ihres Herrn in unwandelbarer Treue umsteht, der Aristokratie, einen Schlag in das Gesicht zu versetzen — aber hüten Sie sich — ich stehe da und gebe den Schlag zurück!"

Wohl flammte der verhängnißvolle Streifen auf der Stirn des Portugiesen wie ein Feuermaal auf, wohl zuckte es in der geballten Rechten, als wolle sie schmetternd niederfallen — aber Berthold Ehrhardt war nicht mehr jener heißblütige Student, den einst nur der tieferuste, heißgeliebte Bruder in die Schranken der Selbstbeherrschung zurückzuführen vermochte — er war in diesem Moment das erhabene Bild mächtiger Willenskraft und moralischer Stärke — die gehobene Rechte sank, und sein flammender Blick glitt ernst messend an der schmächtigen Gestalt des Ministers nieder.

„Seine Durchlaucht wird im Laufe meiner Mittheilungen erfahren, weshalb ich jedwede Satisfaction Ihrerseits verschmähe," sagte er gelassen.

„Unverschämter —" fuhr der Minister auf.

„Baron Fleury, ich bitte dringend um Mäßigung," rief der Fürst und streckte ihm gebietend die Hand entgegen. „Lassen Sie den Mann reden — ich will mich selbst überzeugen, ob wirklich die Umsturzpartei, der Haß —"

„Die sogenannte Umsturzpartei in Euer Durchlaucht Lande hat mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen" — warf der Portugiese ein — „wenn aber Euer Durchlaucht von Haß sprechen, so kann und darf ich ihn nicht leugnen, meinen tiefen, unauslöschlichen Haß gegen diesen Mann!" Er zeigte auf den Minister, der abermals verächtlich auflachte. „Ja, ja, lachen Sie!" fuhr der Portugiese fort. „Dieses Hohngelächter hat mich begleitet, als ich aus dem Vaterlande floh; es hat in meinen Ohren gegellt, wohin ich auch meinen flüchtigen Fuß setzen mochte — im lauten Geräusch der Städte und in der tiefen Stille der Einöden! . . . Wohl kam ich mit heißen Rachegedanken über das Meer zurück — die glühende Sonne des Südens, aber auch die Mittheilungen eines schwer hintergangenen Mannes hatten sie allmählich zum lodernden Brand angefacht. Das Blatt dort" — er zeigte nach dem Testament — „sollte auch Zeugniß ablegen gegen den Mann, der meinem armen Bruder sein Kleinod hohnlachend entrissen, der das Maß des Elends über zwei unschuldige Menschen ausgeschüttet hat, weil ihm nach des Urias Weib gelüstete — ich sage es noch einmal, ich bin zurückgekommen, einzig und allein, um zu rächen! . . . Diese Flamme ist erstickt in meiner Brust, — eine edle Stimme, ein unschuldiges Geschöpf hat mich zu überzeugen gewußt, daß sie unrein sei. . . . Wenn ich jetzt noch meine Mission consequent durchführe, das heißt mit anderen Worten, wenn ich Sie stürze von dem Gipfel Ihrer absolutistischen Herrlichkeit, so geschieht es einzig, um eine Geißel meines unglücklichen Vaterlandes zu vernichten!"

Der Fürst stand wie vom Donner gerührt vor dieser unglaublichen Kühnheit, der Minister aber machte eine tigerartig rasche Bewegung nach der Klingel, als stehe er in seinem Bureau, und draußen vor der Thür die Häscher.

Ein kaltes Lächeln glitt bei diesem Anblick um die Lippen des Portugiesen. Er zog abermals ein Papier, ein kleines, vergilbtes, zerknittertes Blättchen, hervor — es bebte auf und nieder — man sah, die Hand zitterte doch, die einen Beweis nach dem andern für eine schwere Schuld beibrachte.

„Euer Durchlaucht," wandte er sich mit bedeckter Stimme an den fürstlichen Herrn — „in der Nacht, da Prinz Heinrich im Sterben lag, ritt ein Mann nach A., um den Fürsten an das Lager des Verscheidenden behufs einer Versöhnung zu holen.... Greinsfeld lag zwar abseits, aber der Reiter verließ doch die Chaussee nach A. und ritt hinüber nach dem Schlosse, wo ein großer Maskenball abgehalten wurde. Bald darauf trat ein Domino an die Gräfin Völdern heran und drückte ihr diesen Zettel in die Hand — er entfiel später dem Busen der Gräfin, als sie am Bett des Prinzen niederstürzte — Herr von Eschebach hob ihn auf und nahm ihn in Verwahrung —"

In diesem Augenblick stürzte der Minister, bar aller Fassung, auf den Portugiesen zu und suchte ihm das Papier zu entreißen, allein an diese gigantische Kraft durfte er sich nicht heranwagen — ohne zu wanken, mit einer einzigen Bewegung schleuderte der gewaltige Mann den heimtückischen Angreifer weit von sich und überreichte dem Fürsten den Zettel.

„Prinz Heinrich liegt im Sterben" — las Serenissimus mit wankender Stimme — „will sich mit dem fürstlichen Haus versöhnen, eilen Sie — sonst Alles verloren — Fleury."

„Schuft!" stieß der Fürst hervor und schleuderte dem Minister den Zettel vor die Füße.

Aber noch gab sich der Mann mit der ehernen Stirn nicht verloren. Er war bereits wieder Herr über sich selbst — er hob das Papier auf und überlas es — freilich hatte diese Stimme voll Aufregung etwas Lallendes.

„Wollen Euer Durchlaucht wirklich einen treuen Diener Ihres Hauses auf eine solche elende Denunciation hin verurtheilen?" fragte er, mit der Oberfläche der linken Hand auf das Papier schlagend. „Ich habe den Zettel nicht geschrieben — er ist gefälscht — ich schwöre es — gefälscht —"

„Gefälscht, wie die gräflich Völdern'schen Familiendiamanten, die Ihre Frau Gemahlin trägt?" fragte der Portugiese ruhig.

Drüben im Nebenzimmer wurde ein Poltern laut — dann hörte man fern eine Thür schmetternd in's Schloß werfen.

Der schlimmste Zeuge gegen den Minister war sein Gesicht — es war entstellt bis zur Unkenntlichkeit; dennoch wehrte er sich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden.

„Ueberzeugen sich Euer Durchlaucht noch immer nicht, daß Sie es mit einem Ehrlosen zu thun haben?" stammelte er. „Gehören meine Privat- und Familienverhältnisse, die er mit einer solchen unglaublichen Frechheit zu beindeln sucht, vor dieses Forum?"

Der Fürst wandte sich ab — es mochte ihm unerträglich peinlich sein, in das fieberisch zuckende Antlitz seines langjährigen Günstlings und Beherrschers zu sehen, der, völlig verlassen von Geist, Witz und einer beispiellosen Zuversicht, auf so klägliche Weise nach einem letzten Halt griff.

„Bleiben Sie bei der Sache, Excellenz!" sagte der Portugiese unerschüttert. „Es fällt mir nicht ein, Ihre Privat- und Familienverhältnisse zu berühren; obwohl ich nicht leugnen kann und darf, daß ich auch auf diesem Gebiet nicht fremd bin."

„Ach, es hat Sie interessirt, die Tiefe meines Portemonnaie und die Länge meiner Wäschzettel kennen zu lernen?" Der Minister versuchte noch einmal, mit diesen Worten seinen gewohnten hohnvollen sarkastischen Ton anzuschlagen — er klang von den angstbleichen, bebenden Lippen nur um so widerlicher. Der Portugiese ignorirte den beißenden Einwurf vollständig.

„Sie haben in Herrn von Eschebach einen unversöhnlichen Feind gehabt," fuhr er gelassen fort. „Ihn hat das begangene Unrecht aus der Heimath fortgetrieben; er ist trotz seiner erworbenen Reichthümer ein armer, unglücklicher, einsamer Mann geblieben und hat auf fremder Erde sterben müssen. Auch an Herrn von Zweislingen haben sich Verrath und Treubruch schwer gerächt — er ist schmählich untergegangen. . . . Nur Sie, der das Signal zu jenem abscheulichen Betrug gegeben, der Sie, als getreuer Helfershelfer der Gräfin Völdern, die ersten Knoten des Netzes geschlungen haben, in das die zwei Bethörten gelockt worden sind — Sie haben sich mit beiden Füßen auf Ihr Verbrechen gestellt, um von da aus, Staffel für Staffel, nach Ehren,

Ansehen und uneingeschränkter, schändlich gemißbrauchter Macht emporzusteigen. . . . Noch einmal hoffte der Einsame in Südamerika, den seine glühende Liebe für die Tochter jenes ränkevollen Weibes bis in den Tod begleitet hat, auf Glück — es war da, wo Graf Sturm heimging. Herr von Eschebach wollte nach Deutschland zurückkehren — aber da stand bereits Seine Excellenz der allmächtige Minister wieder, streckte seine Hand aus und führte die schöne Wittwe heim."

„Aha — da kömmt des Pudels Kern!" rief der Minister mit hohlem, klanglosen Auflachen. „Mein Glücksstern hat den scheelen Neid, die im Finstern schleichende Bosheit gegen mich herausgefordert!"

„Excellenz, sagen Sie lieber, die Entrüstung darüber, daß das Böse so viele Jahre lang triumphiren durfte!" sagte der Portugiese mit starkem Nachdruck und sprühenden Augen. „Seit jenem Augenblick hat Herr von Eschebach Sie allerdings verfolgt, wie der Jäger das einmal aufgespürte Wild. Er hatte über Millionen zu gebieten — sie haben ihm tausend Wege erschlossen, Sie in Ihrem geheimsten Thun und Treiben zu belauschen — er hat Ihre intimsten Beziehungen in Paris und in den Bädern — den Spielhöllen — gekannt, und wenige Tage vor seinem Tode bin auch ich zur Kenntniß aller dieser Einzelnheiten gekommen. Doch das sind in der That Ihre Privatangelegenheiten, und sie gehören nicht hierher. . . . Dagegen ist es mit nichten Ihre Privatsache, wenn Sie das Besitzthum Ihrer Mündel veruntreuen, wenn Sie die ihr gehörigen Juwelen für achtzigtausend Thaler verkaufen und einen werthlosen, imitirten Schmuck dafür eintauschen. . . . Es ist ferner ebensowenig Ihre Privatsache allein, daß Sie hier auf unrechtmäßig erworbenem Boden stehen — Sie haben das weiße Schloß nie gekauft — es war der Preis für Ihren Verrath am Fürstenhause!" . . .

„Teufel!" schrie der Minister auf. „Sie plündern mich bis auf's nackte Leben!" Er fuhr mit beiden Händen nach dem Kopfe. „Ha, ha, ha! Und lebe ich denn wirklich noch? . . . Ist es wahr, daß der erste, beste Glücksritter daherkommen und mir vor Euer Durchlaucht Augen die nichtswürdigsten Verleumdungen ungestraft in das Gesicht schleudern darf?"

„Widerlegen Sie diese Verleumdungen, Baron Fleury!" sagte der Fürst mit scheinbar äußerer Ruhe.

„Euer Durchlaucht verlangen in der That von mir, daß ich mich herbeilasse, die Anklagen dieses Abenteurers zu entkräften?... Es fällt mir nicht ein — ich stoße sie verächtlich mit dem Fuße weg, wie einen Stein, den man mir in den Weg geworfen!" rief der Minister mit heiserer, aber ziemlich fester Stimme — seine Frechheit und Zuversicht wuchsen wieder; es hatte Etwas wie ein schmerzliches Bedauern in Serenissimus Ton mitgeklungen. „Durchlaucht, ich setze den Fall — ich sage nur — gesetzt, es träfe mich in Wirklichkeit hie und da ein Vorwurf — liegen nicht in der anderen Wagschale so viele Verdienste um das Fürstenhaus, daß ein längstverjährtes Unrecht darüber vergessen werden könnte? . . . Sollte es nicht schwer in das Gewicht fallen, daß ich den Glanz der Dynastie zu mehren verstanden habe wie keiner meiner Vorgänger? Daß ich wie ein Schild vor ihr stehe und den Steinhagel auffange, den die Schlechtgesinnten, die Demokratie nach den Traditionen Ihres edlen Hauses schleudert? Daß ich dem Zeitgeist nie gestatte, auch nur mit einem Finger an die geheiligten Rechte des Herrschers zu rühren? . . . Ich bin Euer Durchlaucht getreuster, uneigennützigster Rathgeber in den Beziehungen zu Ihrem Lande, wie in den intimen Angelegenheiten der fürstlichen Familie —"

„Sie sind es nicht mehr," unterbrach ihn der Fürst mit schwerer Betonung.

„Durchlaucht —"

Der Fürst wandte ihm den Rücken, trat in die Fensternische und trommelte mit den Fingern heftig auf den Scheiben.

„Bringen Sie mir Gegenbeweise, Baron Fleury!" rief er in das Zimmer zurück, ohne sich umzuwenden.

„Ich werde nicht verfehlen, Euer Durchlaucht," stammelte der Minister, buchstäblich zusammenbrechend. Er griff mit unsicher tappender Hand nach dem Thürschloß und taumelte hinaus in den Corridor.

30.

Am unteren Ende des Ganges erschien in diesem Augenblick Gisela. Die Besorgniß, daß der Fürst doch vielleicht einen anderen Rückweg einschlagen könne, hatte sie endlich die Treppe hinaufgetrieben — sie wollte ihn im Corridor erwarten; denn sie sagte sich mit Recht, daß sie nicht mehr in seine Nähe gelangen würde, wenn er wieder im Tanzsaale, inmitten seiner Gäste sei.

Der Minister brach bei Erblicken seiner Stieftochter in ein höhnisches Kichern aus — es war, als gäbe sie ihm die Besinnung zurück.

„Du kommst ja wie gerufen, Goldkind! . . . Gehe nur hinein, da hinein!" rief er und zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem eben verlassenen Salon zurück. — „Liebchen, Du hast mich gehaßt vom Grunde Deines Herzens, mit der ganzen Kraft Deiner störrischen Seele — ich weiß es, und jetzt, wo unsere Wege sich trennen für immer und ewig, kann ich mir die Genugthuung nicht versagen, Dich wissen zu lassen, daß die Antipathie gegenseitig gewesen ist. . . . Das erbärmliche, eigensinnige Geschöpf, das mir die Gräfin Völdern hinterlassen, war für mich ein Gegenstand des Abscheues — ich habe stets nur mit innerem Widerstreben den kleinen, kranken Körper berührt, den man ‚meine Tochter' nannte. . . . So — nun sind wir quitt! Und nun gehe da hinein und sprich: ‚Mein lieber Papa hat mich à tout prix in's Kloster stecken wollen, weil ihm nach meinem Erbe gelüstete!' Ich sage Dir, das wird einen Knalleffect geben, einen Knalleffect" — er schnippte wie wahnwitzig mit den Fingern in die Luft — „Im Uebrigen waren Deine geistreichen Argumente gegen das Klosterleben völlig überflüssig — wir hätten uns den Streit um des Kaisers Bart ersparen können, Gräfin Sturm — ein Anderer hat die fatale Angelegenheit ungleich gelungener zum Austrag gebracht! . . . Ha, ha, ha! Ich hatte mir die letzte gräflich Völdern'sche Physiognomie so allerliebst im Nonnenschleier gedacht! . . . Armensuppen brauchst Du nun auch nicht zu kochen. Du kannst getrost und ungenirt über die Wiesen laufen, wie Du Dir idyllischer Weise gewünscht, und behältst auch ein ganz respectables Stück Himmel über Dir — aber merke Dir wohl: nur den Greinsfelder Himmel, in Arnsberg schüttle Dir nur den Staub von den Füßen, wie Seine Excellenz der Minister binnen wenigen Augenblicken auch thun wird!"

Er stierte vor sich hin, als steige erst jetzt die ganze entsetzliche Zukunft mit ihrer niederschmetternden Wucht vor ihm auf, während Gisela sprachlos vor Schrecken und Abscheu zurückwich und sich an den nächsten Fenstersims anklammerte.

„Ja, ja, Alles fort, Alles fort!" stieß er heiser hervor. „Die gräflich Völdern'schen Dorfinsassen und ihre Abgaben, und die Wildbraten in den Wäldern und die Karpfen in den Teichen, Alles, Alles wieder hochfürstlich! . . . Bei Dir verfängt das freilich nicht — gelt, meine Kleine? Du bist zufrieden, wenn sie Dir Milch und Schwarzbrod lassen. . . . Aber sie, sie! Da liegt sie drunten, die schöne, erhabene, heilige Großmutter, und hält ein Crucifix, das sie ihr in die weißen Hände gedrückt haben — ha, ha, ha! Der schönen Helena, die schnurstracks nach dem Blocksberg gefahren ist, ein Crucifix! . . . Wenn sie aufwachen und das elende Papier sehen könnte! Sie würde es mit den Zähnen zerreißen und den Boden zerstampfen mit ihren Füßen — sie würde — wie ich — nur Eines haben für Alle, für Alle: ihren Fluch!" . . .

Er lief an dem jungen Mädchen vorüber, nach der Treppe zu und stieß ein gellendes Hohngelächter aus — es hallte schauerlich von den engen Wänden des Corridors wider und mußte wohl auch schreckhaft in den Salon mit den violetten Plüschvorhängen dringen. Die Thür wurde geöffnet und der Fürst sah heraus.

Der Minister war bereits im Treppenhause verschwunden; Gisela aber lehnte mit schlaff niedergesunkenen Händen, die Augen voll Entsetzen nach dem Fliehenden gerichtet, wie erstarrt an der Wand.

Der Fürst schritt geräuschlos auf sie zu und legte seine Hand leicht auf die Schulter der Zusammenfahrenden. Ein furchtbarer Ernst lag auf seinem schmalen Gesicht — es schien binnen einer halben Stunde um fünfzehn Jahre gealtert zu sein.

„Kommen Sie herein, Gräfin Sturm," sagte er freundlich, wenn auch jene zärtliche Güte, mit welcher er sie sonst anzureden pflegte, aus Ton und Antlitz verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Instinct oder Ueberlegung? Im Jahre 1844 kam ich als Revierförster nach Niederdorf, einem netten Flecken in Tirol mit schönen Forsten und Waldungen. Das Amtsgebäude, welches ich mit meinen Untergebenen bewohnte, war durch einen weiten Hofraum von einem parallel laufenden Nebengebäude getrennt, in welchem sich die Waschküche, Holzlage, der Backofen und der am versteckteften abseits liegende Eingang zum Wildkeller befanden. Ich hatte damals neben andern guten Jagdhunden eine Hündin, Namens „Diana“, welche durch ihre ausgezeichnete Dressur, seine Spürkraft und große Schönheit mir sehr lieb und theuer geworden.

Es war am 9. December desselben Jahres, als wir von einer ziemlich ergiebigen Jagd nach Hause zurückkehrten. Unter den Gästen war auch der Jägermeister irgend eines kleinen Fürsten anwesend (des Namens kann ich mich nicht mehr entsinnen), welcher während des ganzen Heimweges von nichts Anderem sprach, als von meiner Diana, und mir endlich die Summe von achtzig Thalern für dieselbe bot. Nicht wenig Mühe kostete es mich, ihm begreiflich zu machen, daß ich um keinen Preis mich von meinem Lieblinge trennen würde — dafür aber versprach ich demselben ein Junges von Diana's erstem Wurfe, welcher nach meiner Berechnung in vier bis sechs Wochen erfolgen sollte.

Zu Hause angelangt, war ich einige Zeit beschäftigt, das erlegte Wild im Keller aufzuhängen, und als ich nachher nach den Hunden sah, stellte es sich heraus, daß Diana fehlte. Darüber machte ich mir jedoch keine Scrupel, indem ich der vielbewährten Folgsamkeit und Klugheit des Thieres unbedingtes Vertrauen schenken durfte. Allein als bis zum Abende noch keine Spur von dem Hunde gefunden war, wußte ich wirklich nicht, was ich davon denken sollte, denn ich war ja fest überzeugt, daß Diana zu jeder Zeit viel besser als mancher Mensch wußte, was ihre Pflicht erfordere. Das Wohnhaus wurde wiederholt durchsucht, allein ohne Erfolg. Von meinen Leuten, welche ich einzeln und auf's Genaueste befragte, wann und wo sie den Hund zum letzten Male gesehen hätten, wußte, mit Ausnahme eines Einzigen, keiner etwas Bestimmtes anzugeben. Dieser Eine versicherte mir, daß er die Diana beim Thore des Forsthauses gesehen habe, als er mit den anderen Hunden, die er an der Leine führte, daselbst eintrat. Später wäre er sowie die Anderen bei der Abrechnung mit den Treibern, sowie mit der Versorgung der Jagdgeräthe und Abladen des Wildes vollauf beschäftigt gewesen. — Ich ging hierauf selbst nochmals in den Wald und suchte einige Stunden überall, wo wir heute gejagt hatten, allein erfolglos. Am nächsten Tage versprach ich Demjenigen, der mir die Diana zurückbrächte, eine Belohnung von zwanzig Gulden, der Oberjägermeister legte ebenfalls zwanzig Gulden dazu, so daß der Finderlohn sich auf vierzig Gulden belief. Dies bewirkte, daß das halbe Dorf sich auf die Sohlen machte, um den Hund zu finden.

Es wurde wieder Abend, ich konnte nicht schlafen, es wurde endlich wieder Tag, ich rannte suchend im Walde umher — vergebens. Daß ich's kurz mache, es vergingen vier lange Tage und Nächte, ohne daß irgend Jemand den Hund gesehen. Ganz verstimmt und niedergeschlagen über diesen Verlust, ging ich am Morgen des fünften Tages, seitdem Diana vermißt wurde, nur von zweien meiner Leute begleitet, wieder auf die Jagd. Wir hatten jedoch kaum begonnen zu jagen, als das Wetter sich änderte und heftiger Wind, verbunden mit Schneegestöber, uns veranlaßte, für heute nach Hause zurückzukehren, was mir damals um so lieber war, als ich ja ohnedies nur mit halber Seele theilnahm.

Zu Hause angekommen, trug ich den einzigen Hasen, den ich geschossen, in den Keller. Ich schloß die starke Thür auf, erschrocken prallte ich zurück — auf den obersten Stufen der Stiege lag — meine Diana — todt! Ganz abgezehrt lag sie da mit blutig zerarbeiteten Vorderläufen, deren Spuren das Eichenholz der Thür an sich trug. Das treue Thier war des Hungertodes gestorben unter der reichsten Auswahl aller Arten von Federwild, Hasen und Rehen! Pflichtgetreu wie immer war es lieber elendiglich zu Schanden gegangen, ehe es das Eigenthum seines Herrn anrührte. — Damals habe ich geweint wie ein Kind!

Rüge. — „Zeichenblättchen zur Selbstbeschäftigung für Kinder“ von H. E. Wagner, Lehrer, **nicht** von J. Hagelberg in Berlin! Vor Jahresfrist gab der Lehrer Wagner in Copitz, bei Pirna in Sachsen, drei Hefte Zeichenblättchen heraus, nachdem die Nützlichkeit derselben an mehreren hundert Kindern der Altersstufen vom dritten bis zum achten Jahre sorgfältig geprüft worden war. Die Blättchen fanden von Seiten der Eltern, der Lehrer und der pädagogischen Presse so freundliche Aufnahme, daß sich bald eine zweite um drei Hefte vermehrte Auflage nöthig machte. Jetzt erst konnte dem Herausgeber für seine glückliche Idee und seine viele Sorge und Arbeit der wohlverdiente Gewinn werden, und es ist wohl bekannt genug, wie sehr ein solcher Nebenverdienst einem deutschen Schullehrer, der für die Zukunft von sechs Kinderchen zu sorgen hat, zu gönnen ist.

Da schleudert ein Berliner Lithograph vier Hefte „Zeichenblätter“ auf den Markt, welche Format, Zeichnung und Farbe des Umschlags der Wagner'schen Blätter mit aller Kunstfertigkeit der Falschmünzerei wiedergeben, so daß die unanständige Absicht, die dem Wagner'schen Unternehmen gewordene Empfehlung für sich auszubeuten, klar am Tage liegt. Wie bei der Falschmünzerei ist auch hier der Gehalt weniger werth, als das Gepräge. Der Berliner Lithograph J. Hagelberg hat sich schon einen weit niedrigeren Zweck gesetzt, als der Lehrer Wagner. Während dieser in der dem Hefte gedruckt beiliegenden „Anweisung zum Gebrauch der Zeichenblättchen“ „das Selbstschaffen schon der kleinsten Kinder“ als etwas Heilsames für sie erkennt und nur darum seine in Schule und Haus erprobten Zeichenblättchen als ein herrliches Bildungsmittel empfiehlt — empfiehlt Herr Hagelberg seine Zeichenblättchen nur „als eine gewiß vielen Eltern willkommene Gabe, weil sie den Zweck haben: die Kleinen im Zimmer zeitweise geräuschlos zu beschäftigen!“ Also weiter hat's keinen Zweck, als — Ruhe im Haus! — Und darnach ist denn auch der Inhalt beschaffen. Bei Herrn Hagelberg unnützer und leicht zerreißlicher Bilderkram, dessen ausgeführteres Colorit die Augen unmündiger Eltern bestechen, von den Kindern aber nicht nachgemalt werden kann, während aus den Wagner'schen die Anordnung des sinnigen Pädagogen hervorschaut, der schrittweise das spielende Kind mit dauerhaften Vorlagen vom Einfachsten zum Schwereren fortführt.

Trotz alledem würde das treffliche Wagner'sche Unternehmen nun in der Gefahr stehen, durch das Hagelberg'sche doppelt zu Grunde gerichtet zu werden: materiell durch die übervortheilende Concurrenz des Berliners, und ideell dadurch, daß durch die Hagelberg'schen Blättchen die ganze Idee in Mißcredit kommen muß, — wenn nicht den Eltern, Erziehern und Lehrern in Deutschland, Frankreich und England (auch in diesen Sprachen ist die Wagner'sche „Anweisung“ gedruckt) durch die Presse zugerufen wird, daß die Hagelberg'sche Nachahmung ebenso unpädagogisch als unpraktisch und darum keinem Kinde in die Hand zu geben sei! Möge dem wahren Verdienst auch diesmal sein Lohn werden!

Ein deutscher Dichter und sein Sohn. Im Anfange des Frühlings 1866 erschien plötzlich und hastig ein stattlicher junger Mann in knapper Freiwilligenuniform im Hause des gelähmten Dichters Mosen, drang unaufhaltsam in das Zimmer und vor das Bett des Kranken, stürzte vor demselben auf die Kniee und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Lieber Vater, ich bitte Dich um Deinen Segen, denn ich gehe mit in den Krieg. Falle ich, so habe ich einfach meine Pflicht gethan, und die Alten sagten ja schon, der süßeste Tod sei: zu sterben für das Vaterland.“

Mosen erhob mit größter Anstrengung die gelähmte Hand, um sie auf das Haupt des vor ihm knieenden Sohnes zu legen, und sagte tiefbewegt: „Geh' mit Gott, mein Sohn! Er segne Dich und gebe Dir seinen Frieden.“ — Mit Thränen im Auge küßte der Sohn den schwerkranken Vater und stürzte hinaus.

Der Großherzog aber sagte dem Obersten des Regimentes, in dem der junge Mosen diente: „Halten Sie mir den jungen Mann sehr im Auge und sorgen Sie, daß er sich nicht unnöthig und muthwilliger Weise aussetze, ich weiß, daß er ein Hitzkopf ist.“ Der junge Mosen machte den Krieg mit, kam als decorirter Officier zurück, quittirte aber sofort den Militärdienst. „Ich habe das Meinige gethan,“ sagte er, „den Gamaschendienst mögen Andere thun.“

Die Thränen einer Mutter zu trocknen! — Ein Officier des nordamerikanischen Unionsheeres, Friedrich Emil Großmann aus Kamenz in Sachsen, ist, nach einem Berichte des Generalconsuls des Norddeutschen Bundes zu Newyork, Herrn Johannes Rösing, vor etwa einem Jahre von Salt Lake City als Capitän beim siebenten Regiment nach Omaha abmarschirt. Seitdem ist die Mutter desselben, die Wittwe Sabine Großmann in Kamenz, ohne Nachricht von dem Sohne. Vielleicht ist einer der geehrten Leser der Gartenlaube in Nordamerika so glücklich und so gut, Nachricht vom Capitän Großmann zu besitzen und sie der Mutter mitzutheilen.

Neue Auflage des Bock'schen Buches.

Dieses schon bei seinem ersten Erscheinen mit **allgemeinem Willkommen** begrüßte, jetzt bereits in **75,000 Exemplaren** verbreitete Werk:

Das

Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von **Dr. Carl Ernst Bock.**

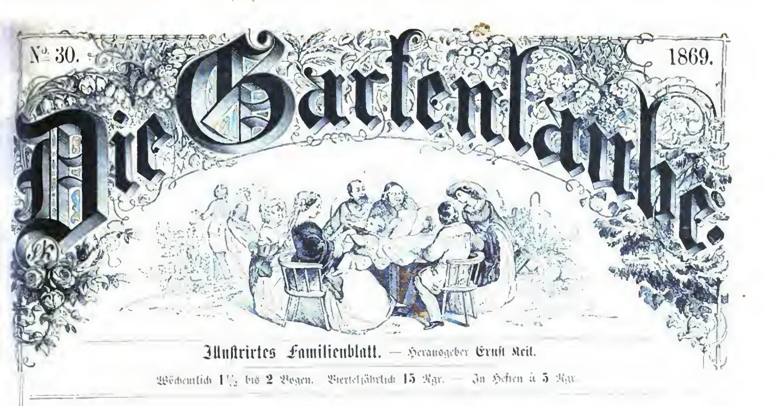
Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Mit gegen 90 feinen Abbildungen.

bedarf keiner Anpreisungen. Es hat in sieben Auflagen für sich selbst gesprochen und wird das in der **achten** durch seine zeitgemäßen wissenschaftlichen Verbesserungen und **Vermehrung der Abbildungen** noch mehr können. In 7 Heften ist das Werk vollständig. Der Subscriptionspreis jedes Heftes von ca. 6 Bogen ist nur 7½ Ngr., wofür auch der weniger Bemittelte im Stande ist, sich diesen **Helfer in der Noth** nach und nach anzuschaffen. Das erste Heft ist soeben erschienen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Doch, doch," fiel Benedicte ein, „ich habe dies Schicksal, wenn nicht verdient, doch mir selbst zugezogen; ich bin schuldig, ja, ich bin es; und wäre ich es auch nicht — würde ich daran denken dürfen, ein andres Leben, würde ich Sie hineinziehen dürfen in das Unglück einer solchen Lage, wie die meine?"

„Ob Sie das dürfen … mein Gott, was fragen Sie … da, wo ich ja will, nichts anderes will, wo es mir wie eine Seligkeit erscheint, mich Ihretwegen in jedes Unglück, in jeden verzweifelten Kampf, in jeden Abgrund zu stürzen!"

„O wie thöricht Sie reden! Ich soll zugeben, daß Sie sich in Kämpfe und Abgründe stürzen! Würden Sie denn dulden, daß ich so etwas thäte, daß ich so mich in's Verderben stürzte, wenn **Sie** der Unglückliche, Verbannte wären, wenn auf **Ihnen** der Verdacht eines Verbrechens ruhte, wenn Sie sich verbergen müßten, wie ich es muß? Würden Sie denn nur ein Herz haben, würden Sie zugeben, daß ein andres, ein harmloses und zu allen Ansprüchen auf Glück berechtigtes Wesen käme und sein Schicksal an das Ihre kettete, und sich mit Ihnen in einen Abgrund stürzte? Nie, niemals würden Sie es!"

Wilderich verstummte bei diesen Worten Benedictens; er sah betroffen und verwirrt zu Boden.

„Ich höre aus dem Allen nur heraus," sagte er dann, langsam sein verstörtes Gesicht wieder zu ihr erhebend, „wie edel und groß Sie denken; wie furchtbar groß also auch das Unrecht sein muß, welches man an Ihnen begangen hat, und wie erbärmlich ich sein müßte, wie gründlich verächtlich, wenn ich, weil irgend ein abscheulicher Verdacht auf Ihnen lastet, je von Ihnen ablassen könnte …"

„O genug, genug," unterbrach ihn Benedicte fast heftig, „Sie sind ein Mann, und über Alles muß Ihnen die Ehre stehen. Ich habe genug gesagt, um Sie fühlen zu lassen, daß es wider Ihre Ehre wäre, je wieder so zu mir zu sprechen!"

„Gerechter Himmel!" lachte Wilderich gezwungen auf — „wenn man Sie so reden hört, sollte man denken, Sie hätten einen Hochverrath oder einen Mord —"

„Einen Mord?" sagte sie flüchtig zu ihm aufsehend … „wenn es nun so etwas wäre, dessen man mich beschuldigen kann …"

„Unmöglich — unmöglich!" rief Wilderich.

„Das Einzige, was unmöglich," versetzte sie nach Athem ringend, „das ist, daß wir uns je wiedersehen! Gehen Sie mit Gott, Gott schütze und beschirme Sie!"

Dabei reichte sie ihm ihre Rechte, entzog sie ihm wieder, als er kaum die Fingerspitzen berührt, und wandte sich, um wankenden Schrittes davon zu eilen.

„Räthselhaftes Geschöpf!" murmelte Wilderich in tiefer Bestürzung ihr nachblickend. „Dich nicht wiedersehen? Lieber den Tag, die Sonne nie wieder sehen, als darauf verzichten, Dich wieder zu sehen und Klarheit zu erhalten über diese entsetzlichen Worte … diese Worte von Verbrechen … von Niewiedersehen … über diesen ganzen teuflischen Waffensegen, der Jemand, der in einen grimmen Kampf gehen will, in den blutigen Tod geweiht!"

Er stand noch eine Weile wie erstarrt, wie in sich verloren — dann rief er, heftig seine Büchse auf den Boden stoßend:

„Fort damit, fort, fort mit all diesen Gedanken! Ein Mann hält seine Hoffnungen, seine Entschlüsse fest bis zum Aeußersten — und nun auf und dem Kommenden entgegen!"

Er wandte sich, um fort zu eilen, als er plötzlich dem Herrn Schösser, der während des Gespräches unbemerkt an ihn heran getreten sein mußte, in sein grinsendes Gesicht blickte.

„Na," sagte der Ritterschaftliche ironisch, „haben ja einen sehr eifrigen Discurs mit der Demoiselle gehalten — der Herr Revierförster kennen wohl die Demoiselle schon länger?"

„Nein!" versetzte Wilderich, „ich sah sie früher nie."

„So, so! War mir sonst lieb gewesen, etwas über sie zu erfahren. — Die Frau Aebtissin von Oberzell sind in ihrem gnädigen Anschreiben an mich ein wenig kurz über dieselbe. Da sich die Schwesterschaft aus dem Kloster flüchtet von wegen der drohenden Kriegsgefahren, und die Demoiselle Benedicte, die bisher als Novize im Kloster aufgenommen gewesen, ohne Verwandte oder andre Zuflucht, dahin sie sich wenden könne, sei, so ergeht der ehrwürdigen Frau gottesinniges Ansinnen an mich, besagte junge Dame mit allen denselben als einer wohlrecommandirten Person schuldigen Rücksichten auf Haus Geisenwald aufzunehmen. Das ist Alles — nicht einmal den Namen der Demoiselle Benedicte thut sie mir vermelden — und wenn es eine wohlrecommandirte junge Person, weshalb geruht die Hochwürdige nicht, sie unter ihre eigene Obhut und Schutz mit sich nach Würzburg zu nehmen, wohin die meisten der frommen Jungfern sich begeben, wie ich von der Demoiselle höre — ?"

„Sie wird ihre Gründe dazu haben, mein Herr Schösser," versetzte Wilderich aufhorchend, — „wer ist diese hochwürdige Mutter Aebtissin?"

„Die Frau Apollonia Gronauer, eine Frankfurter Geschlechterin; dero Herr Bruder ist Reichshofrath in Wien und mein hochansehnlicher Gönner und Lehnsherr in Geschenwald."

„Alsdann," fiel Wilderich ein, „bin ich überzeugt, daß Eure Gestrengen Alles thun werden, was die ehrwürdige Mutter von Ihnen für die junge Dame erwartet . . . und unter dem, was sie erwartet, möchte auch gehören, daß die Demoiselle nicht mit neugierigen und lästigen Forschungen nach ihrer Herkunft und ihren Verhältnissen belästigt und geplagt werde . . . weshalb es auch wohl für uns Beide am angemessensten ist, dieser Unterhaltung über das junge Mädchen ein Ende zu machen. Uebrigens werden der Herr Schösser, wie ich besorge, demnächst eine lästigere Einquartierung bekommen, als ein junges Klosterfräulein ist, und ich ersuche Sie, Ihre Gedanken vor der Hand darauf zu wenden. Es ist möglich, daß ich mit einer kleinen Truppe zurückkehre, die Ihnen als Schutzwache für Ihr Haus von Nutzen werden dürfte."

„Eine Truppe — eine Schutzwache?" fiel der Schösser erschrocken ein.

„Ja, alter Herr, die Freude, einmal wieder Pulver zu riechen, dürfte Ihnen blühen, bevor die Zeit, seit Sie mit Ihrem wackern Contingent zum letzten Male in's Feld rückten, um vierundzwanzig Stunden länger ist —"

„Oho, glauben Sie denn wirklich mir altem erfahrenem Manne aufbinden zu können, daß die Franzosen geschlagen würden, und daß Ihr Förster und Holzknechte und was Ihr an Gesindel zusammengetrieben habt . . ."

Wilderich lachte kurz und trocken auf.

„Gestrenger Herr," sagte er, „ich habe nicht Zeit, darüber mit Euch zu streiten. Sorgt nur für Unterkunft und Lebensmittel in Eurem Castell hier, und verpflegt mir meine Leute, haltet die fremde Dame, die Eurer Obhut anbefohlen, wohl im Auge, und — das Uebrige wird Euch die Zeit lehren!"

Damit ging er davon. Die kurze Unterhaltung mit dem gestrengen Herrn hatte ihm genügt, um ihm Zuversicht und innere Ruhe zu geben, und die beste Bestätigung dessen, was ihm sein innerstes Seelenbedürfniß, an Benedicte zu glauben, zugerufen.

Wenn eine so vornehme, so hochstehende Dame, wie die ehrwürdige Aebtissin von Oberzell, das junge Mädchen so warm empfahl, wenn sie sie im Hause ihres eigenen Bruders unterbrachte — konnte dann ein Makel, eine Schuld, ein Verbrechen auf diesem selben jungen Mädchen haften?

Es war undenkbar, es war unmöglich!

5.

Der Schösser stapfte unterdessen unwirsch davon, er ging Frau Afra berichten, daß dieser heillose Mensch, der Förster Buchrodt, ihm angekündigt habe, Haus Geschenwald werde eine Einquartierung erhalten, als er plötzlich stehen blieb und wie schreckergriffen beide Hände von sich streckte.

„Alle Teufel!" sagte er.

Frau Afra, an der andern Seite des Hofes auf einem umgestülpten Eimer sitzend, um zu warten, bis es dem Gestrengen gefalle zum Essen zu kommen, stieß einen leisen Schrei aus . . . die Mägde um sie herum riefen auseinanderfahrend: „Da hören Sie's selber!"

Frau Afra hörte es selber und der gestrenge Herr hörte es auch. Er hörte Kanonenschüsse — unverkennbare Geschützesschläge . . . eins, zwei, drei — ein halbes Dutzend rasch aufeinander folgend — dann eine Pause — dann auf's Neue!

Alle Kriegserfahrung des Ritterschaftlichen half da nichts — es war Kanonendonner — in der Ferne mußte ein Gefecht stattfinden, und daß es stattfand, bewies, daß die Franzosen geschlagen seien, daß sie auf ihrer Rückzugslinie durch den Spessart angegriffen wurden.

Und so war es in der That. Die Führer des Aufstandes hatten ihre Leute so lange vom Angriff zurückgehalten, als es möglich war. Ein zu früher Ausbruch der Erhebung hätte die Feinde gewarnt. Sie hätten andere Wege eingeschlagen, wenn sie zu früh erfahren, wie gefährlich und verhängnißvoll ihnen die Waldpässe des Spessart werden sollten.

Denn die Schlacht bei Würzburg war geschlagen, ein zweiter entschiedener Sieg der Kaiserlichen. Die Sambre- und Maas-Armee war halb aufgelöst; in bunt und wild gemischten Massen fluthete sie in die Defiléen hinein, in denen sie keine Gefahr ahnte; hatte sie doch bei ihrem Vorrücken die Entwaffnung des Landes vorgenommen, hatte doch Jourdan's Proclamation Todesstrafe auf den Besitz von Waffen gesetzt.*

Und trotz dieser Drohungen stand das Land jetzt in Waffen, wenn diese Waffen auch freilich gar oft nur die Sense oder die Pike war, in die jede Heugabel, jede Stange sich rasch umwandelt, wenn der Haß eines durch Mißhandlung empörten Volkes losbricht, oder das Holzfällerbeil, das ein etwas längerer Stiel zur besten Hellebarde und so gefährlich wie die schneidigste Streitaxt macht. Und der Feind war ja geworfen — er mochte jetzt mit Todtschießen, Niederbrennen drohen — Jedermanns Hand, jede nervige Faust in den Bergen war wider ihn und jede krampfte sich um ein rächendes Eisen.

Die Schlacht bei Würzburg hatte am 3. September stattgefunden. Die Truppen der Republik, geführt von ihren besten Generalen, dem kühnen, glänzenden und so früh gefallenen Championnet, Bernadotte, Lefèbvre, Grenier, Ney, hatten sich tapfer geschlagen. Der mörderische Kampf hatte lange hin und her gewogt von sieben Uhr an, dem Augenblick, wo der dichte Nebel des Herbstmorgens gefallen, bis um drei Uhr Nachmittags, wo ein von Wartensleben ausgeführtes Cavallerie-Manöver den Ausschlag zu geben begonnen. Vierundzwanzig Schwadronen Harnischreiter hatte er vorgeführt; sie marschirten im verdoppelten Feuer der französischen Artillerie in größter Ruhe auf; vierzehn Schwadronen leichter Reiterei wurden auf ihren rechten Flügel en échelon gesetzt und im Verein mit acht frischen Grenadierbataillonen, die sich an ihren linken Flügel schlossen, führten sie den entscheidenden Schlag.

Jourdan befahl gegen vier Uhr den Rückzug. Die französische Armee vollzog diesen auf zwei Straßen. Ihr Gros bewegte sich nordwärts über Hammelburg, Brückenau, Schlüchtern, um die Lahn zu erreichen. Ein andrer Theil des geschlagenen Heeres warf sich westwärts und folgte der Straße nach Frankfurt durch den Spessart, um sich auf die letztere Stadt zurückzuziehen und dann mit dem Blokade-Corps von Mainz zu vereinigen, das etwa zwölftausend Mann stark unter Marceau's Befehlen stand.

Die Heerstraße von Würzburg nach Frankfurt lief damals in nordwestlicher Richtung über Heidenfeld, wo sie den Main überschritt, durch stille und wenig bevölkerte Waldthäler nach Aschaffenburg.

Eine zweite Straße folgte von Würzburg bis Gemünden und Lohr dem Lauf des Maines, um von Lohr stark westlich auf Aschaffenburg zuzulaufen. Es ist die Linie, welche jetzt, nur ein wenig mehr nördlich gelegt, die Eisenbahn verfolgt.

Der Erzherzog Karl detaschirte einige Corps zur Verfolgung der nordwärts abziehenden Feinde, die Hauptmasse seiner Truppen dirigirte er westwärts, dem untern Main zu, um die Besatzung von Mainz an sich zu ziehen und sich dann südwärts auf Moreau zu werfen. Die Infanterie sollte über Lengfurt und Heidenfeld und Rohrbrunn der Hauptstraße folgen, die Cavallerie über Bischofsheim und Miltenberg rücken, beide nachdem sie am 4. bei Würzburg gerastet.

Die Verfolgung während dieses Rasttages hatten aber die insurgirten Bauern übernommen. Einzelne Angriffe des empörten Landvolks hatten die republikanische Armee bereits auf der ganzen Rückzugslinie von Amberg her beunruhigt; schlimmer war es geworden am Abend und in der Nacht nach der Schlacht vom 3. September, auf dem Wege bis zum Mainübergange bei Heidenfeld; als die Franzosen im ersten Morgengrauen des 4. den Spessart betraten, fanden sie eine kleine Vendée. Hier wurde der Marsch ein fortwährendes Kämpfen. Die Bauern griffen an zahlreichen Stellen zugleich die wie eine lange Schlange viele Stunden weit sich hinziehenden Schaaren an. Von den Bergseiten herab, hinter Eichen- und Buchenstämmen her knatterte das Feuer in die Bataillone und löste die letzte Ordnung, die sie zusammengehalten, auf; gegen die verwirrten Massen gingen ganze Haufen Bauern mit geschwungenen Piken und Aexten vor; vor dem wuchtigen Angriff

* In seiner Proclamation vom 11. Messidor im vierten Jahre der französischen Republik hieß es: „Die Bewohner der Dörfer, Flecken, Städte, welche sich bewaffnet vereinigen würden, werden mit Gewalt zur Niederlegung ihrer Waffen gezwungen, sodann erschossen und ihre Häuser verbrannt werden. Jeder Bewohner, welcher im Lande gefunden wird und ohne Erlaubniß eines Generals oder Oberofficiers Waffen trägt, soll arretirt, verurtheilt und auf der Stelle erschossen werden."

mit dem Bajonnet, vor dem Rottenfeuer flohen sie zurück, die schützenden Waldhöhen hinan, um bald darauf dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen, bis die Kampflust zur wilden Wuth wurde, bis selbst die Kartätschladungen, womit der Feind sie begrüßte, ihre Schrecken für sie verloren und sie nur für wenige Augenblicke auseinander gesprengt in ihre verdeckten Stellungen trieb.

An einzelnen Stellen war die Lage des geschlagenen Heeres verzweiflungsvoll: während es sonst im Weiterziehen kämpfte und sich seiner Haut wehrte, und rechts und links mit zahlreichen Todten seinen Weg bezeichnete und nur immer chaotischer durcheinanderwogte, staute sich an diesen einzelnen Stellen die Fluth der Zurückziehenden vor einem Hindernisse auf, das, wie ein Deich in einem Strome die Gewässer, ihre Massen aufhielt und sie dichter und dichter zusammen und wirbelnd durcheinander drängen ließ. Wo die Heerstraße durch einen engeren Thalpaß zog, waren aus gefällten Baumstämmen hohe und furchtbare Verhaue aufgeschichtet, hinter denen her die Büchsen- und Flintenkugeln in die aufgelösten Bataillone schlugen; sie mußten erst genommen, erstürmt, durch Artillerie mit Vollkugeln zusammengeschossen werden, bevor es möglich war, vorwärts und aus diesen höllischen Defiléen herauszukommen.

Einer der schlimmsten Pässe lag hinter dem Dorfe Bischbrunn, zwei enge kleine Seitenthäler mündeten hier von beiden Seiten auf die Heerstraße, und diese Seitenthäler waren für die Kämpfenden wie gemacht, sich verdeckt in ihnen aufzustellen, aus ihnen hervorzubrechen und sich in sie hinein und an den Bergwänden aufwärts zu flüchten, wenn eine geschlossene Truppe im Sturmschritt gegen sie anrückte. Der Weißkopf, der Waldmeister, den wir von Wilderich nennen hörten, befehligte hier etwa zwei- bis dreihundert wohlbewaffnete Bauern. Sie waren eben auseinander gesprengt worden und sammelten sich wieder um eine jener Rieseneichen, die heute noch der Stolz des Spessarts sind; sie stand etwa in Mannshöhe über der Sohle des Seitenthals, und der Waldmeister saß unter ihr, damit beschäftigt, einen neuen Stein auf seine Büchse zu schrauben.

„Bin gleich fertig, Ihr Mannen," sagte er zu den schwer athmenden und keuchend herankommenden Leuten, „stellt einen Posten vorn auf die Bergegge, der uns wahrschaut, wenn ein neuer Trupp kommt . . . so lang wollen wir uns ein wenig Ruhe gönnen — Du, Natz, Du machst mir auch nicht mehr weis, daß Du kein Wilderer bist, hab's wohl gesehen, wie Du immer auf's Blatt trafst . . . wie viel Stück Wild hast mir aus dem Revier fortgeschossen, Du?

„Ach, Waldmeister," antwortete ein blasser, blonder, junger Bursche im Kittel, „denkt Ihr denn heut' noch daran? Ich mein', die Herren machen uns nun für das, was wir heut' ausrichten, all' zu Waldmeistern und geben's Wild frei."

Die Männer umher lachten.

„Wär' schon recht," rief ein kleiner Mann mit einer Hasenscharte, der sich eben müde in's Moos niedersetzte, und die alte Doppelflinte aufrecht zwischen den Beinen hielt, „wär' schon recht, Natz . . . aber daraus wird nichts, kannst mir's glauben. Das Wild, als da sind die Sauen, die Spießer, die Böck' und die Rehgaisen, das ist Eine Sorte, die den Bauer ruiniren . . . und die andre Sorten, das sind die Herren, die Schösser, die Schloßherren, die Cavaliere, denen's Wild gehört . . . hätte der Bauer nun Permiß, daß er sich die eine Sorte mit dem Blasrohr vom Leibe halten dürft', 's könnt' gar leichtlich sein, daß er's auch mit der andern versuchte . . . und drum — na, alleweil kannst Dir's schon selbst ausrechnen."

„Ich geb' aber nachher meine Flinte doch nicht wieder heraus!" rief der Natz trotzig; „will sehen, wer kommt, und sie mir abholt!"

„Na, na, na," fiel hier ein starker, untersetzter Mann mit einem runden, rothen, aber stark von Blatternarben zerfetzten Gesichte ein, aus dem kleine verschmitzte Augen hervorblinzelten, „Ihr seid ja ein verwegener Bursch, Natz. So zu reden, wo der Herr Waldmeister dabei ist! Solchen Leuten wie Euch hätt' man das Blasrohr gar nicht in die Hände geben sollen. Es ist ohnehin ein Jammer, daß man das Franzosenvolk damit so drangsaliren muß. Man meint, die Eingeweide müßt's Einem im Leibe herumdrehen, wenn man's ansieht! In meinem Ort' daheim stift' ich 'ne Seelmesse für die armen Seelen, für all' die armen Teufel, die heut' dran glauben müssen." . . .

„Was schwätzt der da — den jammert's?!" rief hier ein Dritter aus.

„Na, gewiß jammert's mich . . . und jeden friedliebenden, rechtschaffenen Christenmenschen muß es jammern," fuhr der Blatternarbige, mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wischend, fort, „daß er so hinter ihnen drein laufen muß und all' die Hundsmüh' und Sekatur mit ihnen hat! Wenn das so fortgeht, so weiß ich nicht, wie ich's noch lang dermachen soll . . . schon fünf Tage lang bin ich dabei, und 's graust mich . . ."

„Fünf Tage lang bist dabei?" fragte hier der Waldmeister. . . . „Ja, Du bist ja ein Fremder . . . woher kommst denn, und weshalb bist denn dabei?"

„Woher ich komme?" sagte der Mann, sich mit dem Rücken an den Stamm einer Buche lehnend und seinen dreieckigen Hut in den Nacken schiebend . . . „ich komm' von Teining, da bin ich daheim . . ."

„So weit her?"

„Just von da her, wo der Franzose Kehrt gemacht hat . . . ich bin halt hinter ihm drein marschirt . . . ganz still und zumeist bei der Nacht . . . hinter dem Nachtrab drein . . . hab' dabei manchen halbtodten Marodeur oder zum Krüppel geschossenen armen Lumpen angetroffen . . . im Straßengraben und in den Scheuern und Barmen am Wege . . ."

„Und hast ihnen wohl geholfen und sie getränkt und verbunden wie der barmherzige Samariter?" rief hier einer der Männer, die einen Kreis um den Fremden geschlossen hatten.

„Ja," sagte der Blatternarbige lakonisch; „ich hab' ihnen geholfen . . . wenn sie nicht schon genug hatten!"

„Aber wenn Du gar so ein mitleidiges Herz hast," fragte der Waldmeister, „weshalb kommst denn hierher zu uns?"

„Na," sagte der Mann aus Teining, den dreieckigen Hut wieder über die Stirn ziehend und mit den kleinen stechenden Augen zwinkernd, „ich muß noch ein wenig so mitmachen, ich habe meine Zahl nicht voll!"

„Deine Zahl? Was ist Deine Zahl?"

„Ich muß ihrer siebenzig haben . . . für jeden zehn . . . das habe ich gelobt bei der Mutter Gottes von Oetting . . . sieben Ochsen haben sie mir verbrannt — lebendig im Stadel — das arme unschuldige Vieh — und fett dabei, schwer fett — hab' eine Brauerei in Teining . . . der Gaishofstoffel nennen's mich da . . . und das Mensch, die Stallmagd, ist auch hin worden bei der Gelegenheit. Da hab' ich ein Gelübd' gethan zur Mutter Gottes von Altötting — für jeden Ochsen zehn . . . zehn, die dran glauben müssen!"

Die Bauern lachten auf.

„Bist ein Kerl, ein wüster," sagte der Waldmeister; „der richtige Franzosenjäger! . . . Na, komm' nur mit — und vorwärts, Ihr Leute, ich seh' den Jörg von der Bergegge herlaufen und winken — richtig, man hört's schon stoßen und rumpeln — das müssen Kanonen sein — haltet nur brav auf die Pferde, Leute, nur immer auf die Pferde." . . .

Die ganze Schaar eilte zu Hauf und unter dem Laubdach der Bäume der Bergegge, welche die Straße beherrschte, zu. Der „Franzosenjäger" ihnen nach; es wurde jetzt erst sichtbar, daß er hinkte, daß eins seiner Beine kürzer als das andere; aber seine Bewegungen waren trotz seiner Stärke auffallend behende — auch war er bald an der Spitze der Schaar, trotzdem daß er, wie er sagte, so viele Tage hindurch schon dem abziehenden Heere gefolgt war wie ein böser Wolf dem Leichengeruch.

Eine andere, für das rückziehende Heer verhängnißvolle Stelle lag weiter westwärts, da, wo der Verhau, von dem wir Wilderich reden hörten, angebracht worden — ein Verhau, zehnmal erstürmt und auseinander geschleudert, und dann jedesmal hurtig wieder hergestellt, sobald den Vertheidigern desselben die Muße dazu geblieben. Darüber war es Nachmittag geworden; eben hatte sich wieder ein hitziges Gefecht zwischen einer Infanterie-Colonne und den den Verhau vertheidigenden Bauern und Forstleuten entsponnen, als sich ihm eine Schwadron französischer Chasseurs näherte, die, wie von den Folgen der allgemeinen Auflösung unberührt, sich in straffer Ordnung zusammenhielt. In ihrer Mitte ritt ein General, über dessen dunkle, schweiß- und staubbedeckte Züge der Zorn der Niederlage und die Empörung über diese wilden Angriffe verachteten Landvolks einen erschreckenden Ausdruck von Grimm und Wildheit gelegt hatten. Er mochte

kaum vierzig Jahre zählen, aber sein Gesicht war stark durchfurcht, die schmalen, blitzenden Augen lagen tief eingesunken und das glatt und schlicht an seinen Schläfen anliegende lange schwarze Haar ließ dies ursprünglich edel geschnittene Gesicht noch schmaler, gelber und magerer erscheinen.

In seinem Gefolge ritten ein paar Offiziere und — überraschender Anblick in dieser wilden Kampfscene — zwei Frauen.

Mit der Truppe, welche ihn umgab, war er rasch herangetrabt. Die vordersten seiner Reiter sorgten dafür, daß das marschirende Kriegsvolk ihm Platz machte.

Aber wenn er bisher von den einzelnen Kampfscenen, durch die er gekommen, sich nicht aufhalten lassen, so war es hier ein Anderes. Die Straße war gründlich versperrt, und für die nächste Zeit schienen die Vertheidiger des Verhaues durchaus nicht geneigt, den Kugeln, die hageldicht in ihre aufgeschichteten Baumstämme schlugen, weichen zu wollen; zwischen den Ritzen und Zwischenräumen dieser Baumstämme durch, über den Rand der Barricade zischte Kugel auf Kugel zurück, die wohlgezielt jedesmal ihren Mann trafen. Dazu schmetterten die Hörner ihre Signale, wirbelten die Trommeln und schrieen und tobten die Offiziere, und über dem ganzen wüsten Schauspiel schwankten und wogten die Wolken von Pulverdampf.

Der General nahm den hohen Hut mit dem dreifarbigen Federbusche, der seine Würde bezeichnete, ab, wischte sich mit seinem Tuch die Stirn und sagte zu seiner Begleiterin gewendet, zu der großen blassen, mit entsetzten Blicken in das Getümmel schauenden Frau:

„Wir sind da in des Teufels Küche gerathen! Hier hilft kein frisches Vorwärts und kein unbekümmertes Weiterreiten trotz aller Rauferei zu unserer Rechten und Linken mehr! Verflucht, daß auch keine Artillerie zur Hand ist! Soll ich hier warten, bis man uns Platz geschafft hat? Habe ich Zeit zu warten? Verdammte Lage . . .“

„Sollte denn gar kein Weg in der Nähe sein, der rechts oder links abführte . . .“ fiel die Frau mit bleicher Lippe ein.

„Ich habe vorhin zur rechten Hand eine Schlucht bemerkt,“ sagte ein kleines und wie es schien vor Furcht zitterndes weibliches Wesen, das hinter der Dame ängstlich mit beiden Händen sich auf ihrem Pferde festhielt — es war gut, daß einer der Chasseurs dicht neben ihr das Pferd am Zügel führte, sie selbst würde schwerlich damit fertig geworden sein, das durch den Kampf und den Lärm aufgeregte Thier zu führen und zu halten.

„Wo ist diese Schlucht?“ fragte der General.

„Hinter uns, einige hundert Schritte zurück — ein Weg führt hinein!“ antwortete einer der Offiziere, den die Binde als seinen Adjutanten bezeichnete.

„Wohl denn, so retten wir uns in die Schlucht, bringen wir Sie da in Sicherheit!“ sagte der General zu der Dame gewendet und warf sein Pferd herum.

Das ganze Geschwader machte Kehrt, schaffte sich Bahn wie früher durch die nachdringenden Massen und schwenkte nach wenigen Minuten links in die Schlucht hinein, in welcher es zu der Mühle und Wilderich's Forsthaus hinanging.

„Wird denn dieser Weg nicht irgendwo hinführen, von wo aus man diese Barricade umgehen und so weiter kommen könnte?“ rief hier der General aus — „Dubois, geben Sie doch die Karte her!“

Der Adjutant zog eine Karte aus seiner Sattelholfter hervor und reichte sie dem Vorgesetzten.

Der General schlug sie auseinander und suchte im langsamen Weiterreiten sich darauf zu orientiren.

„Dies hier muß die Schlucht, in der wir uns befinden, sein — der Weg läuft auf einen Hof Goschen . . . Goschenwald . . . aus und schwenkt dann links . . . links zwischen Bergen durch . . . ah, vortrefflich, er schlängelt sich mit der Heerstraße parallel, um sie eine oder zwei Stunden weiter westlich wieder zu erreichen . . . eine dünne Linie — ein Fußpfad am Ende nur, aber enfin, es ist doch ein Weg — es muß da auch durchzukommen sein; eh bien, wagen wir's, vorwärts, vorwärts!“

Er reichte die Karte dem Adjutanten zurück. Dabei streifte sein Blick das Antlitz der Dame, deren Augen gespannt auf ihn gerichtet waren.

„Arme Marcelline,“ rief er dabei — „aber ich kann Sie dem nicht aussetzen . . . Sie können nicht mehr! Zum Teufel, wer hätte auch gedacht, daß wir in eine solche Cochonnerie gerathen würden! — Es wird Zeit, daß Sie Ruhe finden, meine Theure, daß Sie einige Stunden der Erholung bekommen.“

„Freilich, es ist schrecklich, dies Alles!“ versetzte die Frau mit einem von der Aufregung, worin sie sich befand, gedämpften und heiser gewordenen Organ — „es ist gar zu schrecklich —“

„Sie sollen in diesem Goschenwald, oder wie es heißt, die Nacht bleiben,“ fiel der General ein.

„Bleiben, zurückbleiben ohne Sie, Duvignot, in diesem Getümmel . . . was muthen Sie mir zu?!“

„Beruhigen Sie sich, Marcelline — wir werden ja sehen, wie dies Goschenwald aussieht; verspricht es Ihnen nur irgendwie eine Stelle, wo Sie die Nacht hindurch ruhig Ihr Haupt hinlegen können, so werden Sie da bleiben, ich lasse Ihnen den größten Theil meiner Escorte zum Schutze — mit dem andern eile ich durch die Berge weiter — ich darf nicht rasten, Jourdan zählt darauf, daß ich noch in dieser Nacht in Frankfurt ankomme — ich muß es wenigstens morgen vor Sonnenaufgang erreichen. Gesetzt auch, wir fänden die besten Wege, wie würden Sie einen solchen Ritt aushalten können?“

„O mein Gott, wär' ich doch nie mit Ihnen gegangen — wär' ich nie aus Würzburg gewichen . . .“

„Gewiß, gewiß,“ fiel der General Duvignot ein, „es wäre besser gewesen . . . aber wer zum Teufel konnte erwarten, auf solche Hindernisse hier zu stoßen? Als mir Jourdan den Befehl gab, mich eiligst nach Frankfurt zu begeben, um dort das Commando zu übernehmen — was schien da einfacher und selbstverständlicher, als daß Sie sich mir und meiner Escorte anschlössen, um aus dem Chaos in Würzburg heimzukommen nach Frankfurt, das man uns hoffentlich sobald nicht entreißen wird!“

„Wie war es möglich, daß man im Hauptquartiere so gar nichts von dem, was sich in diesen Bergen vorbereitete, ahnte?“

„Mein Gott, wie war es möglich! Wir sind in Feindesland! Unsere Spione waren Esel — oder haben uns betrogen! Auch haben wir verdammt wenig daran gedacht, daß wir geschlagen werden könnten, und uns wenig gekümmert um das, was hinter uns vorging — die Augen auf den Feind gerichtet, der vor uns stand!“

„Ihr habt Euren Feind verachtet!“

„Wir hatten ihn so oft geschlagen!“

„Nicht immer . . .“

„Ah bah, fast immer. Und wenn Bonaparte, dieser junge Teufel, ihn von Süden, Moreau, dieser alte Löwe, ihn von Westen, und wir, die wir uns alle für wahre Teufel hielten, und in Jourdan einen alten Löwen an der Spitze hatten, ihn von Norden packten — wie konnten wir etwas anderes erwarten, als ihm über den Leib zu marschiren bis nach Wien!“

(Fortsetzung folgt)

Erklärung des Zündnadelgewehrs.

Von Prof. W. Camphausen.

Bei meiner ersten Morgenpromenade durch die Umgebungen Flensburgs im denkwürdigen Aprilmond des Jahres 1864 sah ich vor der Thür eines Kruges am Norderthor eine höchst charakteristische Gruppe, der die beistehende Illustration ihr Entstehen verdankt.

Unter den dort ein- und auseilenden bestaubten und sonnegebräunten Kriegsleuten, von denen zahlreiche Trupps als Ersatzmannschaften hinaus unter die Donner vor Düppel zu ziehen bestimmt waren, war ein kleiner kurzbeiniger fünfunddreißiger Füsilier, die auf irgend einem Hühnerhof aufgelesene Pfauenfeder stolz an den Helm gesteckt, eben dabei, mit dem echten redseligen Pathos des „richtigen Berliner Jungen“ einigen Oesterreichern sein niefehlendes ferntreffendes unübertreffliches Zündnadelgewehr zu produciren; ein paar rasche Griffe, ein Klaps „un fertig, det

is det Janze, zehn Mal Feuer mit Zielen uf de Minute, pah!" Es war köstlich, zu beobachten, mit welch verschiedener Auffassung die umstehenden Kaiserlichen seinem Vortrage folgten; hier der auf seine Bärenkraft im einzig anständigen Bajonnetkampf vertrauende Gratzer Sergeant vom Regiment Belgien mit verächtlichem Gleichmuth; ihm secundirend der Oberjäger vom achtzehnten Bataillon: „Loß ihm nur gehn mit seinem Krikelkrakel; gegen unsern Stutzen kommt er halt doch nimmer auf!" Daneben wieder die braunen Söhne der Ungar-Pußta von Coronini-Infanterie, denen das Ding doch wohl schon etwas einleuchtender schien, &c.

Wenige Stunden darauf zeigte ich, auf Befragen, ob ich schon etwas für mein Skizzenbuch gefunden, unserm Kronprinzen zu dessen großem Ergötzen die mit einigen flüchtigen Strichen hingeworfene Gruppe, die denn nun auch wenigstens den Vorzug hat, daß sie nicht erfunden, vielmehr ohne alle Zuthaten der Wirklichkeit entnommen ist.

Damals ahnte freilich Keiner von uns, daß, wie der Feldzug gegen Dänemark nur das Vorspiel zu dem gewaltigen Drama des Jahres 1866 war, auch diese kleine Episode, die die erste Bekanntschaft Oesterreichs mit der preußischen Zündnadel so launig charakterisirte, so bedeutsam in Bezug auf den größeren Maßstab der nahenden Zukunft werden sollte. Ein wie viel überzeugenderes argumentum ad hominem für die furchtbare Waffe haben die ungläubigen, braven, aber schlechtberathenen Völker des sieg- und ehrenreichen Oesterreichs auf den blutgetränkten böhmischen Feldern an sich selbst erfahren müssen! *

Vortrag über das Zündnadelgewehr.
Nach der Natur aufgenommen von Prof. W. Camphausen.

* Wir müssen der obigen Mittheilung eine Bemerkung anfügen. Unsere Artikel und Bilder über den jüngsten und hoffentlich letzten „deutschen" Krieg sollen nichts weniger als eine Verherrlichung des Krieges an sich und der siegenden Macht sein. Allerdings haben wir Autoren und Künstlern das Recht ihrer Auffassung der Sache nicht verkümmert, und so mag hie und da ein „glorreich" oder „ruhmwürdig" für irgend eine That mit unterlaufen sein, aber sicherlich nicht gegen die Wahrheit. In dieser Beziehung hat die Gartenlaube sich ihre Objectivität bewahrt: es kann ihr nur darum zu thun sein, der gegenwärtigen Generation ein getreues Bild der nun einmal nicht wegzustreichenden, in unser innerstes Volks- und Staatsleben tief eingreifenden Ereignisse und dadurch dem zukünftigen Geschichtsschreiber eine verläßliche, redliche Quelle für dieselben zu überliefern.

Die Redaction.

Die romantische Zeit des deutschen Pionierthums.

Im Jahre des deutschen Kriegs, in welchem das Schicksal des Vaterlandes den Strom der Auswanderung so zum Anschwellen gebracht hatte, daß das nordamerikanische Einwanderungs-Bülletin mit Zahlen wie: „Zehntausend in einer Woche, Viertausend an einem Tage, Tausend mit einem Schiff, Hundertundfünfzigtausend zur Uebersiedelung angemeldet!“ triumphirte, theilten wir unseren Lesern die Lebensbilder einiger der hervorragendsten „Pioniere des Deutschthums im fernen Westen“ mit. Die geschilderten Männer waren von früheren Erschütterungen Deutschlands über den Ocean geschleudert worden; die zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre mit ihren Demagogen-, Burschenschafter- und Volksvertreter-Verfolgungen sammelten dort viele ihrer Opfer, und man sah sie, je ein Menschenalter später, theils durch Kampf und Glück erhoben, theils in Elend versunken und verkommen. Der deutsche Pioniergeist selbst hat aber gewaltige Fortschritte gemacht, im Bürgerkrieg bestand er die Feuertaufe, und jetzt steht er so heimathsfest auf dem neuen Boden, daß er schon seine eigene Geschichte der Erforschung und Aufbewahrung für werth hält.

Diese Aufgabe stellen sich soeben deutsche Pionier-Vereine. Der von Cincinnati in Ohio hat sogar eine besondre Monatsschrift begründet, welche den Titel „Der deutsche Pionier“ führt und so Treffliches leistet, daß wir unsere Leser mit dieser neuen deutschen Culturpflanze über'm Ocean näher bekannt machen müssen.

Vor Allem müssen wir freudig verkünden, daß die deutsche Lyrik drüben einen frischen, sie neubelebenden Boden gefunden hat. Davon zeugt ein „den deutschen Pionieren Cincinnati's“ geweihetes Lied von Kara Giorg, dessen Eingang lautet:

Die Ihr gekämpft, die Ihr gerungen
Mit offnem Kopf und rauher Hand,
Bis Ihr Euch eine Bahn erzwungen
Als Siedler in dem neuen Land!

Die Ihr den Hinterwald betratet,
Als kaum ein Pfad das Ziel gezeigt,
Um Milch und Brod den Farmer batet,
Das er für Euern Dank gereicht;

Ihr drücktet auf des Landes Sitte
Auch Euern Geistes eine Spur,
Und Jeder war aus Eurer Mitte
Ein Pionier auch der Cultur!

Den breitesten Raum der geschichtlichen Darstellungen nimmt die Vergangenheit Cincinnati's ein, das uns auch in einer lithographirten Abbildung in dem Zustande gezeigt wird, in welchem man es 1802 zur „Town“ (Stadt) erhob. Es ist ein fast rührender Anblick, diese bescheidene Kindheit einer Stadt, welche nach vierzig Jahren als „Königin des Westens“ den sechsten Rang von allen Städten der Union behauptete und jetzt als eine der größten, schönsten und wichtigsten der Erde anerkannt ist. Aus noch lange nicht hundert meist hölzernen Häusern, einer hölzernen Kirche und einem hölzernen Fort (Washington) bestand damals die ganze „Town“, und die lieblichen Laubwaldhügel blickten auf die weite leere Ebene herab, auf welcher nun „die grüne Stadt des Westens“ — wie sie republikanischer genannt wird — ihre riesenhafte Thätigkeit und ihre Pracht entfaltet.

Und daß gerade diese Stätte der Schauplatz so außerordentlichen Gedeihens ward, daran — ist nur die Liebe schuld! So wirft selbst über diese Speculations-Residenz der westlichen Contobücher die Romantik ihren Schleier von veilchenblauer Seide. Das ging so zu.

Der gesammte Landstrich zwischen den beiden Miami-Flüssen und dem Ohio-Strom, jetzt Hamilton-County mit der Hauptstadt Cincinnati, war bis 1788 das Besitzthum eines gewissen John Cleves Symmes, der schon nach damaliger Landessitte seines Zeichens nach einander Lehrer, Landvermesser, Soldat, Advocat, Politiker und Oberrichter in New-Jersey gewesen war. Derselbe theilte dieses Gebiet von der Größe des Königreichs Würtemberg sammt beiden ehemaligen Hohenzollern zum Verkaufe in Sectionen, gab den Acker für etwa anderthalb Gulden rheinisch ($25^{3}/_{4}$ Silbergroschen) und zog so die ersten Ansiedler nach dem „neuen Ankaufe“, wie man das Land anfangs nannte.

Drei Männer, Matthias Denman, ein Oberst Robert Patterson und ein Schulmeister aus der Wildniß Kentuckys, John Filson, wurden die Herren vom jetzigen Gebiete der Stadt Cincinnati und die Gründer derselben. Der Schulmeister erhielt den Auftrag für den Namen der neuen Stadt zu sorgen, während der Oberst mit Hülfe eines Landmessers Hudlow die Straßen und Plätze absteckte. Das war keine Kleinigkeit, denn den ganzen Raum bedeckten die schönsten Urwaldungen von Buchen, Sykomoren, Eichen und Ulmen. Man klärte also vor der Hand nur die nöthigen Straßen, legte diese somit im Wald aus und bezeichnete die zukünftigen Eckhäuser durch drei Kerben an den dortstehenden Bäumen. Die ersten Blockhütten standen am jetzigen Landungsplatz, und sie waren es, die zunächst der Schulmeister mit dem neuen Stadt-Namen beehrte. Weil der gegenüber mündende Fluß Licking, die Mündung auf lateinisch os, „gegenüber“ auf griechisch anti und die Stadt auf französisch ville heißt, so nannte er die neue Gründung Losantiville, und wirklich hielt sich dieser Name fast ein ganzes Jahr.

Nur die junge Stadt selbst wollte nicht gedeihen. Bei den ernsten Gefahren, welche durch die Indianer jeder neuen Ansiedelung drohten, wurde für sie ein Fort mit einer Besatzung zur Lebensfrage. Nun hatte aber Symmes es so zu wenden gewußt, daß die Truppenabtheilung, welche der General Harmar in Marietta zum Schutz der neuen Niederlassung abgesandt, an ihr vorbeifuhr, zu North Bend landete und alle neuen Ankömmlinge dorthin zog. Losantiville stand verödet. — Da geschah es, daß der Officier, welcher die dortigen Truppen befehligte, auf einem Streifzug in der Nachbarschaft von North Bend ein weibliches Wesen sah, dessen Augen für ihn die Kraft jener Feuersäule äußerten, welcher die Kinder Israel durch die Wüste folgen mußten. Die bezaubernde Erscheinung war aber eine verheirathete Frau und der Gatte derselben ein vorsichtiger Mann, welcher den bedrohten Frieden seines Hauses dadurch zu wahren suchte, daß er nach Losantiville übersiedelte. Von diesem Augenblick an stand in dem Officier die Ueberzeugung fest, daß „die Bend“ sich für einen militärischen Posten durchaus nicht eigene; trotz aller Bitten des Oberrichters Symmes brachen die Truppen ebenfalls nach Losantiville auf, dort wurde sofort das Fort Washington gebaut, welches gegen Ende December 1789 General Harmar selbst mit dreihundert Mann besetzte, und wenige Tage später kam auch der Gouverneur Arthur St. Clair an, um den neuen „Bezirk“ (County) zu organisiren. Ihm zu Ehren, weil er zu jenen Officieren der Befreiungskriege gehörte, welche, dem Römer Cincinnatus gleich, nach vollendetem Kampf für Freiheit und Vaterland an ihren Heerd zurückzukehren bereit waren und dazu sich zu der Gesellschaft des Cincinnatusordens verbunden hatten, erhielt die Stadt den Namen Cincinnati.

Wenn wir nun auch nicht wissen, was aus der Herzensflamme des verliebten Kriegers geworden, so steht doch das Eine fest, daß die glückliche Königin des Westens dieser Liebe ihr Leben verdankt.

Nicht weniger denkwürdig und für die haß- und neidschielenden Augen der Know-Nothings (derjenigen Eingeborenen, Natives, welche von den fremden Einwanderern nichts wissen wollen) nur allzuromantisch erscheint die Thatsache, daß der erste Mayor von Cincinnati ein Deutscher war. David Ziegler hieß der tapfere Heidelberger, welchen die Lust am Waffenhandwerk erst unter die Fahnen der russischen Katharina in die Krim, die erste Nachricht vom Ausbruch des Freiheitskampfes in Nordamerika aber über den Ocean getrieben. Bekanntlich eilte damals in das Lager des großen Washington auch einer der begabtesten Stabsofficiere des alten Fritz, sein ehemaliger Flügeladjutant Friedrich Wilhelm von Steuben, der durch sein „System der Kriegsdisciplin“ auch als Militärschriftsteller glänzt. Diesem schloß Ziegler sich am engsten an, er ward der vortrefflichste Exercirmeister nach der Steuben'schen Schule, hielt auf strenge Mannszucht und wurde deshalb viel als Recrutirungsofficier verwendet. Aber auch im Felde bewies er seine Tüchtigkeit. Ihm allein verdankte das große Muskingumland die Rettung vor den Verheerungszügen der Indianer, auf den Commandanten von Fort Harmar blickte die gesammte Bevölkerung als auf ihren zuverlässigsten Beschützer, und unter diesen Blicken waren auch die eines reizenden Fräuleins, Lucy Anna Sheffield, die allein den deutschen Helden besiegte. Mitten im Waffenlärm führte er seine Schöne zum Traualtar, aber kurz war die Hochzeitsfreude. Um dieselbe Zeit hatte St. Clair

Digitized by Google

im Kampf gegen die Indianer eine so schreckliche Niederlage erlitten, daß von seinen vierzehnhundert Mann und achtzig Officieren neunhundertfünfundfünfzig todt oder verwundet lagen und ganz Hamilton-County der Rache der Rothhäute offen stand. Da war wieder der deutsche David Ziegler der Retter; als Commandant des Forts Washington stellte abermals er allein Muth und Vertrauen in der Bürgerschaft Cincinnatis wieder her.

Desto unwürdiger betrugen sich die einheimischen Officiere. Der Natives-Neid, unter welchem vom ersten Befreiungskriege an bis zum letzten Bürgerkriege stets die durch ihre Kriegstüchtigkeit am meisten hervorragenden Deutschen auch am meisten zu leiden hatten, arbeitete mit geheimen und gemeinen Verleumdungen gegen Ziegler so lange, bis diesen das häßliche Treiben anekelte und er nicht bloß sein Commando von Fort Washington freiwillig niederlegte, sondern ganz aus der Armee austrat.

Gerade diese Mißhandlung ihres Lieblings bestimmte aber die dankbaren Männer von Cincinnati, sobald 1802 ihre Ansiedelung zur „Town" erhoben war, David Ziegler zu ihrem ersten Mayor oder Präsidenten zu wählen. So steht an der Spitze der Geschichte von Cincinnati — und wenn alle Natives sich darüber auf den Kopf stellen und in den Gräbern umdrehen — unverlöschbar ein Deutscher.

Als Bürger betrieb Ziegler eine Spezereihandlung: der alte Haudegen sollte Düten abwiegen und „Geld machen"! Das Eine gefiel ihm so wenig wie das Andere, und nach wenigen Jahren gab er Beides auf. Seine öffentliche Anzeige darüber kennzeichnet trefflich den Mann; sie lautete:

„David Ziegler zeigt hiermit an, daß er seinen Vorrath von Waaren verkaufen und seinen Laden an einen tüchtigen Kerl vermiethen will, der dann so viel Geld machen kann wie möglich. Der hauptsächlichste Grund, warum ich mein Geschäft aufgebe, liegt in der Seltenheit des Geldes und der Verschämtheit, welche die Leute gegen das Bezahlen ihrer Schulden hegen. Denen, die mich nicht heimsuchten, um Waaren auf Pump zu nehmen, sage ich meinen Dank; den Delinquenten in meinem Schuldbuch wird der Squire bald seine Complimente abstatten."

Später bekleidete Ziegler das städtische Amt eines Hafen-Collectors von Cincinnati und das Staatsamt eines General-Adjutanten der Miliz von Ohio, und als er in diesen Würden 1811, dreiundsechszig Jahre alt, starb, war sein Leichenbegängniß ein so großartiges, wie es der Mann verdiente, welcher zwölf Jahre lang auf manchem Schlachtfeld gekämpft und sein Blut für die Sache der Freiheit vergossen hatte.

Der originellsten deutschen Erscheinung, und einer schauerlich romantischen, begegnen wir in Ludwig Wetzel, dem „Indianerjäger". In jener Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen Ansiedlern und Rothhäuten konnte wohl ein Mensch zu dem Entschluß kommen, die Vertilgung von so viel Indianern, als ihm möglich, zu seinem furchtbaren Lebensberuf zu machen. So begann denn seine „Jagd auf Indianer", die ihn in kurzer Zeit zum Abgott der Ansiedler erhob und zum Teufel der Rothhäute. Fortwährend in Wald und Feld und Gefahr lebend, wurde er nicht bloß von seinem hie und da auch ihn hetzenden Jagdwild, sondern selbst von der Regierung als Feind behandelt, weil er in seinem Jagdeifer sich um keinen Friedensvertrag kümmerte, den diese mit den Indianern abgeschlossen hatte. Als General Harmar nach Fort Washington kam, war sein erster Erlaß eine Proclamation mit obligatem Steckbrief, welche eine ansehnliche Belohnung für die Einlieferung des Indianerjägers versprach. Kurz vorher aus Fort Harmar entsprungen, wurde er auf einer nahen Insel des Muskingum wieder erwischt und nun in ein finstres Loch an Ketten gelegt. Endlich gestattete ihm der General, auf sein dringendes Bitten, einen Spaziergang unter Bedeckung am Ufer des Flusses. Kaum im Freien, geberdete sich Wetzel wie ein wildes Füllen, das aus dem Stall gebrochen ist. Erst lief er einige Schritte weit, als wolle er entfliehen, kehrte jedoch schnell zur Wache zurück. Nachdem er dies mehrmals wiederholt und jedesmal eine größere Strecke zurückgelegt hatte, kehrte er nicht wieder, sondern verschwand im Dickicht des nahen Waldes, ehe die Mannschaft mit ihrem Staunen fertig war.

Wiederum eingefangen, saß er in Fort Washington, als eben die Kunde von der Erstürmung der Bastille in Paris bis in diese Urwälder drang. Sofort erkannten es die Ansiedler für ihre Pflicht, ein ähnliches Beispiel zu statuiren: von allen Seiten zogen sie heran, um zur Befreiung ihres Ludwig Wetzel Fort Washington zu stürmen. Der Schrecken wirkte; um Blutvergießen zu vermeiden, setzte man ihn gegen Bürgschaft in Freiheit.

Wetzel zog nun, um aus dem Bereich des ihm verhaßten Generals Harmar zu kommen, nach dem spanischen Gebiete und machte sich auch in Natchez durch den Schrecken, welchen er den Indianern einflößte, bald zum Liebling aller Ansiedler. Da fiel er scheußlicher Tücke zum Opfer. Er, der weder lesen noch schreiben konnte und auf das Geld keinen Werth legte, wurde der Falschmünzerei angeklagt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und in einen feuchten Kerker in New-Orleans geworfen. Erst nach fünfthalb Jahren gelang seine Befreiung mit Einverständniß des Königl. Gouverneurs und durch folgende List. Wetzel mußte plötzlich erkranken und sterben. Sein Körper wurde in einen Sarg gelegt und seinen Freunden zur Beerdigung übergeben, die ihn feierlich in einer offenen Gruft bestatteten. Am Abend sprang Wetzel aus dem Sarg in die Gruft und aus dieser in die Freiheit. Er lebte nun in Louisiana, bis dies von der Union in Besitz genommen wurde; dann zog nach Texas, wo er — von der langen schweren Haft denn doch gebrochen — bald darauf starb. An den Ufern des Brazos in der Wildniß des rauschenden Waldes ruht die Asche des kühnen deutschen Indianerjägers.

Ueberrascht hat mich „Der deutsche Pionier" durch die Ueberschrift: „Sagen-Geschichte einer deutschen Auswanderungs-Gesellschaft." Was schildert er darin? Die Auswanderungen der dreißiger Jahre, als „der Duden (ein in Missouri lebender Amerikaner) den Leuten die Köpfe verrückte" durch die Jagd-Romantik, mit welcher er den Westen Nordamerikas ausschmückte. Damals sah man viele Auswanderer in nagelneuem Jägercostüm und mit der Doppelbüchse auf der Schulter zu Schiffe steigen, als sollte die hohe Jagd drüben gleich an der Küste losgehen. Gleich darauf erließ der Hofgerichts-Advocat und Rechtsanwalt Paul Follenius zu Gießen seinen berühmten Aufruf zur Gründung einer neuen deutschen Heimath in Amerika, in Folge dessen schon 1834 die ersten Schiffe mit organisirten Auswanderungsgesellschaften von Bremen ausliefen. Wir kommen auf diesen interessanten Gegenstand wohl später einmal zurück. Jene ersten Schiffe wecken aber persönliche Erinnerungen in mir, die mit jenem Pionierleben drüben eng zusammenhängen.

Also „Sagen-Geschichte" ist bereits die Auswanderung der dreißiger Jahre! Und wahrlich, mir schwebt das Alles vor, wie eine Sage, die aber tief im Herzen sitzt. Zu jenen Auswanderern von 1834 gehörte auch ein starker Zug aus Coburg; selbst eine Anzahl Gymnasiasten hatten sich ihm angeschlossen. Unter letztern waren einige meiner liebsten Freunde. Es stand fest, daß ich nachkommen solle, sobald ich die Ueberfahrtskosten erschwungen hätte. Schon im nächsten Winter erhielt ich als Student in Jena die briefliche Nachricht, daß die Eltern meines Freundes K. aus C. auf dessen Bitten neben ihrer Farm für mich elf Acker Land gekauft und auf meinen Namen hätten eintragen lassen. Elf Acker Land und lauter Urwald! Das Gefühl dieses Besitzes war zu prächtig. Ich hatte just keinen Stecken Holz, um den Ofen meines Stübchens zu erwärmen, — aber drüben ragten meine Bäume zu Hunderten im Urwald empor! Ein toller Trost — und doch erwärmte er das glückliche Studentenblut. — Aus Ueberfahrtskosten und Auswanderung ward jedoch nichts, — ich „blieb im Lande und nährte mich redlich." Von den ausgewanderten Gymnasiasten lebt nur noch einer.

Daß ich meine elf Acker Urwald im Stiche ließ, bringt mich nun um die Ehre, Mitglied des deutschen Pioniervereins von Cincinnati zu werden, denn der betreffende Constitutionsparagraph läßt nur „eingewanderte Deutsche, welche fünfundzwanzig Jahre in Cincinnati oder Umgegend gewohnt", zu. Das aber konnte man mir nicht verwehren; zur Feier jener seligen Sagenzeit meiner Jugend und als ehemaliger Urwaldbesitzer das Jahresfest des Vereins am 26. Mai 1869 im Geiste recht freudig mit zu begehen.

Friedr. Hofmann.

Der erste Freiwillige.

Wer erinnert sich nicht noch der großen Festtage von 1863, an denen in Leipzig, dem Orte der Völkerschlacht, die Selbstherrlichkeit deutscher Nation, die Selbstherrlichkeit, welche uns von den Banden fremden Jochs befreit hat und uns die große entscheidende Stellung in der Reihe der Völker wiedergeben wird, gefeiert und dort auf der Anhöhe bei Stötteritz der Grundstein zum National-Denkmal (?) gelegt wurde? Es galt „dem Erwachen des deutschen Volkes in seinem nationalen Bewußtsein und Allen denen, welche dafür gekämpft, gelitten und geblutet haben", es galt „dem treuen Ausharren in der begonnenen Arbeit für die großen Endziele deutscher Nation", es galt „dem endlichen Siege des deutschen Volks im Ringen nach nationaler Macht und Größe, Einheit und Freiheit des heißgeliebten deutschen Vaterlandes."

In diesem Sinne erfolgte unter begeistertem Jubel die Grundsteinlegung, und in diesem Sinne that nach dem Bürgermeister Dr. *Koch*, dem greisen General v. *Pfuel* und einem österreichischen Officier ein bejahrter, schlichter Mann mit freundlich-ernstem Blick den weihenden Hammerschlag. Wer war der ältliche Herr, dem man dies Ehrenamt übertragen hatte, der überall, in allen Kreisen, wohin er sich nur wandte, der Gegenstand freudigster Begrüßungen, jubelnder Zurufe wurde? Von Munde zu Munde ging es, und Presse und Telegraph trugen es hinaus über Berg und Thal bis an das Meer und über das Meer: es war *der erste Freiwillige vom Jahre 1813!*

Nur fünf Jahre sind seitdem verflossen, und der gefeierte alte Herr ist nicht mehr und sollte nimmer das Denkmal schauen, zu dem er den Grundstein mitgelegt. Am Osterfest haben sie ihn selbst in die kühle Gruft gelegt. Am deutschen Volk ist es aber, seiner dankend und ehrend zu gedenken.

Am 16. April 1793 wurde dem Auditeur im Regiment des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, *Heidemann* in Potsdam ein Knabe geboren, der nach seinem königlichen Pathen die Vornamen Friedrich Wilhelm erhielt. Der Vater zog nach Königsberg in Preußen, um eine Professur zu bekleiden und später als Oberbürgermeister an die Spitze der städtischen Verwaltung zu treten. Der Sohn folgte ihm dahin und studirte dort vom April 1810 an Rechts- und Cameralwissenschaft. Von seinem Vater, dem deutschen Patrioten, in Begeisterung für alles Große und Edle und vor Allem für des Vaterlandes Ehre und Freiheit erzogen, sehnte Friedrich Wilhelm Heidemann in jugendlicher, feuriger Ungeduld den Tag herbei, wo es gelingen sollte, die schmähliche Gewaltherrschaft der Franzosen und ihres Kaisers endlich zu brechen. Noch schien die Möglichkeit dazu fern zu liegen, allmächtig gebot der Mann von Corsica, Deutschland war zerrissen, Preußen insbesondere gedemüthigt, und unabsehbare Heeresmassen wälzten sich nach Rußland, um die Weltherrschaft Bonaparte's zu vervollständigen. Da kam von fern her die kaum glaubliche Kunde von dem Brande Moskau's, von dem Rückzug der großen Armee, von den entsetzlichen Leiden derselben auf den Eisfeldern Rußlands.

Der Weg von Moskau nach der deutschen Grenze wurde zur gräßlichsten Leichenstraße und der General v. York schloß gegen die fliehenden, verhaßten Unterdrücker des Vaterlandes in der Poszerunschen Mühle bei Tauroggen mit General v. Diebitsch jene Convention ab, welche das Signal zum Volkskriege gegen Napoleon werden sollte.

Nach den geheimen Mittheilungen, welche er schon bei Beginn des französisch-russischen Krieges von Hardenberg aus dem Cabinet erhalten hatte, mußte er sich in Uebereinstimmung mit den Intentionen der preußischen Regierung glauben, und in dieser Ueberzeugung, wie aus hochherziger deutscher Gesinnung, ging er, im Verein mit Freiherrn v. Stein, der die Versammlung der National-Repräsentanten in Königsberg berief, auf der betretenen patriotischen Bahn weiter. Er hatte sich in König Friedrich Wilhelm geirrt. Der „loyale, gute und honette Mann", wie Napoleon ihn nennt, — der Monarch, der um Alles in der Welt nicht „genirt", nicht „turbirt" sein wollte, dem jede „Scene" peinlich war und der sich in freies, öffentliches Volksleben nimmer zu finden wußte, — er hatte auch jetzt noch nicht die Entschlossenheit, die geheimen Wünsche und Pläne seines Cabinets zur Ausführung zu bringen und für das Vaterland gegen die französische Despotie einzutreten.

In Rücksicht auf den Alliirten Napoleon erklärte er den General v. York wegen der abgeschlossenen Convention seines Commando's verlustig, sandte Natzmer ab, auf ihn zu fahnden, und forderte ihn zur Verantwortung vor einem Kriegsgericht auf. Mag es Schein, mag es Ernst gewesen sein, — erfolglos blieb es, der Rubikon war überschritten, der Würfel gefallen. Als General-Gouverneur von Ost- und Westpreußen, als Stellvertreter des Königs und in dessen Namen, wenn auch ganz auf eigene Faust, stellte sich York an die Spitze der auf Stein's Aufforderung nach Königsberg berufenen landständischen Versammlung als der „Repräsentanten der Nation" und bot allgemeine Volksbewaffnung auf. Gedrängt von dem dadurch erwachten Volksgeist und in Besorgniß für seine eigene Sicherheit ging der König am 22. Januar 1813 nach Breslau und ließ auf Andringen Scharnhorst's es geschehen, daß von dort und in seinem Namen eine von Hardenberg unterschriebene Proclamation die streitbare Mannschaft des Reichs zur Bildung von Abtheilungen freiwilliger Jäger zu Fuß und zu Pferde zum Kampf für das Vaterland aufrief. Er that es nur mit Widerstreben, und ohne den Feind zu nennen, gegen welchen das Volk in die Waffen gerufen wurde, ja, er beeilte sich, durch eine andere, vom 9. Februar datirte und von ihm selbst unterzeichnete Verordnung einen Dämpfer aufzusetzen. Wie der Regent Graf Golz in Berlin, blieb in Breslau der König mit Staatskanzler Hardenberg noch immer Bundesgenosse und Freund der Franzosen und ließ wegen des Yorkschen Abfalls die demüthigsten Entschuldigungen nach Paris übermitteln. Erst nachdem am 6. Februar die Russen in Warschau eingezogen waren und am 13. Februar Winzingerode die Sachsen bei Kalisch geschlagen hatte, kam Ende Februar auf Stein's Antrieb das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Preußen zu Stande, und erst nachdem am 5. März Fürst Repnin an der Spitze seiner Truppen unter dem Jubel des Volkes in Berlin eingezogen war, erging endlich Mitte März die förmliche Kriegserklärung an Frankreich.

So lange hatte sich aber die Regierung in Königsberg, die Regierung York's und Stein's, nicht geduldet. Lange schon unzufrieden mit der unentschlossenen, zögernden Politik des Königs, begeistert für die große Sache der Freiheit und des Vaterlandes, riefen sie und die versammelten Stände das Volk zu den Waffen, um König und Vaterland von dem französischen Joch zu befreien. Es wurde die Landwehr errichtet und auf Wunsch von York, obgleich der König damals noch das York'sche Corps von der Berechtigung zur Annahme von Freiwilligen ausschloß, erklärten sich die Stände bereit, außer der Landwehr noch ein National-Reiterregiment von Freiwilligen zu bilden. Gemäß diesem Beschluß der Stände vom 7. Februar erließ York am 8. Februar die öffentliche Aufforderung zum Eintritt und weckte die allgemeinste Begeisterung.

Alles dies vollzog sich in Königsberg, unter den Augen des Bürgermeisters Heidemann und seines jugendlichen und jugendlich begeisterten Sohnes. Sie lebten alle jene historisch bedeutsamen Momente mit, in welchen die langgehegten Hoffnungen der Patrioten zur Wirklichkeit, zu energischer That wurden. An der Seite York's, Dohna's, Schön's etc. widmete der Vater als Oberbürgermeister von Königsberg in edlem Eifer der Stiftung der Landwehr die rastlosesten Anstrengungen, die wichtigsten schriftlichen Arbeiten in dieser großen Sache gingen aus seiner Feder hervor, das Königsberger Landwehrbataillon, das als das erste durch das Grimmaische Thor in Leipzig eindringende Truppencorps sich unsterblichen Ruhm erwarb, war von ihm geschaffen, und im Sitzungssaal des Rathhauses zu Königsberg schaut noch jetzt von der Wand das Bild des Oberbürgermeisters Heidemann in der Uniform der Landwehr, mit dem Kreuz auf der Landwehrmütze, herab.

Und sein Sohn war es, der sofort nach der obenerwähnten öffentlichen Aufforderung an einem der Tage vom 9.—12. Februar als der *erste* deutsche Freiwillige in das ostpreußische National-Cavallerie-Regiment, das *erste* errichtete Regiment Freiwilliger, eintrat. Der Major von der Cavallerie, Graf Lehndorff, der auf York's Wunsch die Organisation dieses Corps übernommen und eine öffentliche Aufforderung, diesem Regiment beizutreten, erlassen hatte, veröffentlichte in der „Königsberger Hartung'schen Zeitung", Nr. 24 vom 25. Februar 1813: „Seit der Publication im vorigen Stück der Königsberger

Zeitung, das National-Cavallerie-Regiment betreffend, sind dem Regiment zu Königsberg an Freiwilligen beritten und völlig equipirt und armirt beigetreten: 1) Studiosus **Heidemann**, Sohn des Oberbürgermeisters; 2) Studiosus v. Knobloch; 3) Handlungsdiener Mecklenburg; 4) Referendarius Graf v. Kalnein; 5) Studiosus v. Buddenbrock," woran sich noch eine längere Liste von Freiwilligen schließt.

Mit Stolz und Wehmuth ließ der Oberbürgermeister seinen Sohn in das Feld ziehen, — ahnte er, daß es ein Abschied auf ewig war? Im Mai 1813 rückte das ostpreußische National-Cavallerie-Regiment aus Königsberg aus, mit ihm in Jugendmuth und vaterländischer Begeisterung Friedrich Wilhelm Heidemann. Als zwanzigjähriger Jüngling verließ er Vaterhaus und Vaterstadt, um sie nie wiederzusehen. Das durch sich selbst entstandene, den Fahnen des York'schen Corps folgende Regiment war vom König noch nicht bestätigt. In mühseligen Märschen, wie sie bei der heutigen Kriegführung kaum mehr möglich, erreichte es Breslau und wurde dem König während des Waffenstillstandes vorgestellt. Er musterte die Uniformen, ließ sich einen Tschako reichen und las darauf verwundert: „Mit Gott für's Vaterland!" „An den König gar nicht gedacht," bemerkte er ärgerlich in seiner kurzen Weise. Daß sofort der König zwischen Gott und Vaterland gesetzt wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

In der Schlacht an der Katzbach, als er ein feindliches Geschütz eroberte, erhielt Heidemann einen Schuß in das Bein und einen Hieb in den Kopf. Man schlug ihn zum eisernen Kreuz vor, aber er sollte mit einem Andern darum loosen, was er ebenso edelmüthig als stolz ablehnte. Nach einigen Wochen waren seine Wunden soweit wieder geheilt, daß er an der Leipziger Schlacht theilnehmen konnte. Bisher Zugführer, nun aber in Anerkennung seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit zum Officier ernannt, kämpfte Heidemann an der Spitze seiner Schaar den blutigen Tag von Möckern (16. October). Neben ihm fiel sein Rittmeister Kendell und rief ihm noch ein Lebewohl zu. Doch auch ihn selbst sollte schon nach wenigen Minuten das Loos ereilen. Ein Bajonnetstich traf seine rechte Hand, eine Kugel seine Brust; sie würde ihm den Arm mitgenommen haben, wenn er ihn nicht mit dem Säbel über dem Kopfe gehabt hätte. Rücklings auf sein Pferd sinkend und mit diesem stürzend, blieb er, der Schwerverwundete, bis zum Morgen liegen, wo er beim Räumen des Schlachtfeldes aufgefunden, für todt unter dem Pferde hervorgezogen und von dem Schlachtfelde getragen wurde. Fast leblos wurde er nach Halle gebracht, fand dort im Hause des Professors Niemeyer die liebevollste Pflege und erholte sich allmählich von den schweren Strapatzen und Wunden. Um den Genesenden zu zerstreuen, brachte man ihm Lectüre. Mit Interesse sah er die langentbehrten Zeitungen durch und stieß — wer könnte seinen Schrecken schildern? — auf die Anzeige vom Tode seines Vaters! —

Nothdürftig geheilt, begab er sich im November desselben Jahres nach Berlin und ward, da sich sein Regiment inzwischen aufgelöst hatte, als Adjutant in der Kurmärkischen Landwehr-Reserve-Cavallerie angestellt. In einem der ersten Monate vom Jahr 1814 verließ er Berlin, um ein Commando nach dem Rhein zu führen, aber auf dem Marsche erkrankte er von Neuem an den nur scheinbar geheilten Wunden und mußte in Weimar zurückbleiben. Als Siegesnachricht auf Siegesnachricht und endlich die Kunde von der Einnahme von Paris einlief, ließ der junge tapfere Invalid sich nirgend sehen. Der Friede wie seine Invalidität ließen ihn dem Soldatenstand Valet sagen. Hätte er seinen Wünschen folgen können, so würde er gern seine akademischen Studien wieder aufgenommen haben, doch das erlaubten ihm seine Verhältnisse nicht. So war es ein glücklicher Zufall, der ihn aus dieser traurigen Lage rettete. Der Weimarische Hof hatte dem jungen Officier in Rücksicht seiner Verdienste und seines Mißgeschicks warme Theilnahme erwiesen, für seine Pflege bei dem Leibarzt Geheimen Hofrath Huschke gesorgt und die Brustwunde durch den Geheimen Hofrath Stark in Jena operiren lassen.

Nach Weimar kam Friedrich Wilhelm der Dritte und sah den jungen Invaliden, indem die Großherzogin Louise ihm denselben vorstellte und empfahl. Der König, der sich ohnehin bei Nennung des Namens seines Potsdamer Pathenamtes erinnerte, sicherte ihm für sein tapferes Verhalten eine Civilanstellung zu. Bald nachher wurde denn auch Heidemann Hülfsarbeiter am Berliner Generalpostamt, dann Administrator, endlich Postmeister in Weißensee. Nachdem er vierzig Jahre diesem Berufe treu gelebt und sich überdies durch literarische Arbeiten hervorgethan hatte, zog er nach seiner Pensionirung wieder nach dem ihm lieb gewordenen Weimar und füllte seine Zeit mit verdienstlichen schriftstellerischen Studien aus. So floß dem treuherzigen biedern Alten, der von der Gattin liebevoll gepflegt, von Allen geschätzt und geehrt wurde, der Abend des Lebens friedlich dahin.

Zwei Freudentage erhebendster Art sollten ihm noch beschieden sein. Zunächst die Feier der Leipziger Schlacht, deren wir im Eingang dieses Artikels gedachten, und zu der nur auf dringende Bitten seiner Freunde der bescheidene, schlichte Jubilar sich einfand. Die Anerkennung und Liebe, die ihm dort von allen, allen Seiten so herzlich und warm zu Theil wurde, ward ihm zur edelsten, reinsten Freude und Genugthuung. Und als am 4. Februar 1866 in engem, trauten Kreise von Verwandten und Freunden sein goldenes Ehejubiläum festlich begangen wurde, gingen ihm wieder von nah und fern die rührendsten Beweise liebevoller Verehrung zu. Eine von alten preußischen Officieren ihm überreichte Dose trug sinnig das eiserne Kreuz, welches er in den todesmuthigen Kämpfen an der Katzbach und bei Möckern sich verdient, aber nicht erhalten hatte. Durch eine Staffette im Costüm der Zeit vor fünfzig Jahren überschickten ihm Königsberger Freunde in Anerkennung seiner Verdienste die Ernennung zum General-Postmeister und Telegraphen-Director des einigen Deutschlands, mit der Instruction: „Sie haben neue Posten und Bahnen zu schaffen, zu schnellerer Beförderung echter Liebe und goldener Treue, haben ein Telegraphennetz zu ziehen, auf dem ein Funke von Herz zu Herzen die Begeisterung und Selbstverleugnung Ihrer großen Zeit trägt. Bis zur Vollendung dieses Werks sind Sie an Ihren Posten gebunden und haben auf keine Stunde Urlaub zu rechnen."

Seine in Königsberg lebenden Kampfgenossen aus den Jahren 1813—15 schickten ihm aus der Heimath, „in welcher sich der Name Heidemann einen so herrlichen patriotischen Klang gegründet", die herzlichsten Glückwünsche zu dem Jubel- und Ehrentage, indem sie es aussprachen, wie sie „in ihm nicht nur den Lands- und Ehrenmann zu achten, sondern als **ersten freiwilligen Jäger** in unserm theuren Vaterlande gleichsam den Vorkämpfer für Preußens und Deutschlands Befreiung von einem schmachvollen Drucke und unseliger Knechtschaft zu schätzen haben." Wohl rann beim Gedanken an die Heimath und die Jugend- und Kriegscameraden manche Thräne über die Wange des gefeierten Alten, wohl hätte er beide so gern noch einmal gesehen! Erst in diesen Tagen fand sich unter seinen Papieren ein Blatt, auf welchem er sein Heimweh poetisch ausgeströmt hat; er schließt mit den rührenden Worten:

In der Schlachten Gewühl fehlt' es an keinem der Unsern,
Doch zu der Heimath Gefild kehrten nicht alle zurück.
Ihr, die zur Heimathflur, der lieblichen, wieder gelanget,
Bringt meinen Gruß dem Gefild, wo wir als Knaben gespielt.

Ein Wiedersehen seines Königsberg sollte ihm aber leider nicht beschieden sein. Die alten Wunden brachen wieder auf und nach langen, schmerzlichen Leiden entschlief er am Ostersonntage dieses Jahres, am 28. März.

Es war der 30. März, der Jahrestag der Einnahme von Paris, als sich ein langer ernster Zug auf dem Weimar'schen Friedhofe dahin bewegte; in der Mitte ein mit Blumen bedeckter Sarg und zwischen den Blumen ein Säbel und eine Patronentasche. Freundlich begrüßte goldener Sonnenschein die Waffen, wie er sie einst beim Austritt aus Königsberg und auf dem blutigen Leipziger Schlachtfeld begrüßt hatte. Auf dem Friedhof, auf welchem auch der deutsche, tapfere Karl August ruht, wurde Heidemann mit militärischen Ehren bestattet, und ihm zur Seite ein Plätzchen vorbehalten für die treue Genossin seines Lebens, für die würdige Greisin, die durch den Tod ihres Gatten in tiefste Trauer versetzt ist.

Auf Königsbergs Friedhof ruht der Vater, und das ihm zu Ehren errichtete Grabdenkmal trägt die ruhmvolle Inschrift: „Den Anstrengungen bei der Stiftung der Landwehr erliegend, starb er für König und Vaterland." Fern von ihm, in Weimar, ruht der Sohn, der heldenmüthige Jüngling von 1813. Einen Ehrenkranz auf sein Grab! Mag es dem deutschen Vaterland an todesmuthigen, opferbereiten Jünglingen wie Heidemann nimmer fehlen, mag er der deutschen Jugend allezeit ein Vorbild patriotischer Gesinnung und männlichen Muthes sein! **R. K.**

Im Opiumhause.

Die Uhr schlug halb elf Uhr Nachts — es war weit draußen im Osten Londons, auf einer entlegenen Polizeistation.

„Es wird Zeit," sagte der Constabler, den ich mir zur Begleitung auf meiner Entdeckungsreise in ein von dem Fremden nur selten betretenes und, wie ich hörte, nicht recht geheueres Quartier des modernen Städtewunders erbeten hatte. „Lassen Sie uns jetzt gehen, wir werden die Gesellschaft gerade in vollem Flore antreffen."

Wir brachen auf. Unser Weg führte durch eine Reihe enger, schmutziger, finsterer Gäßchen, wie sie gleich abschreckend und gaunerhaft nur in London gefunden werden, bis wir einen womöglich noch schwärzeren und unheimlicheren Hof erreichten, den sogenannten New-Court. Dieser New-Court bildet den Mittelpunkt einer wunderlichen Colonie, welche zum größten Theil aus Orientalen der verschiedensten Nationalitäten besteht, Lascaren, Bengalesen, Hindus, zumeist aber Chinesen, gemischt mit dem widerwärtigsten und gefährlichsten englischen und irischen Pöbel, der sich denken läßt oder den sich vielmehr Niemand gehörig denken kann, wer dergleichen Menschenhefe nicht in London selbst gesehen und kennen gelernt hat. Für dies gesammte Völkerconglomerat, dessen äußere Verschiedenheit indeß ein gemeinschaftlicher Zug ausgleicht, der Schmutz, ist New-Court das A und O seines Dichtens und Trachtens, der Inbegriff der höchsten Wonne, das jeden Abend sehnsüchtig erstrebte Paradies, mit Einem Worte, der Himmel auf Erden, denn hier hält Ya-hi, ein alter Chinese, welcher schon seit vielen Jahren in London lebt, ein Opiumhaus. Indier und Türken, Griechen und Chinesen, Matrosen und Vagabunden, Bettler und Diebe, Männer und Weiber, sie Alle verkehren in New-Court auf dem Fuße völliger Gleichheit und rauchen sich nach und nach in süße Träume und selbstvergessende Stupidität hinein.

Ohne Weiteres fanden wir Einlaß in den Diwan. Ya-hi selbst erschien mir von patriarchalischem Alter, obschon er seit langer Zeit nie mehr nüchtern wird, vom frühen Morgen bis zum späten Abend von der Dämmerung des Opiumrausches umfangen. Dieser Zustand fortwährenden Halbschlummers aber hindert ihn nicht an der Verrichtung seiner Geschäfte und Wirthspflichten; er singt, erzählt Geschichten und Anekdoten, trinkt, kocht und zankt, ganz wie es eben der Moment erfordert. Ein eigenthümlicher trockener brenzlicher Geruch erfüllte das Gemach, wenn die abscheuliche Spelunke einen solchen Namen verdient, ein Geruch, welcher mir die Augenlider krampf- und schmerzhaft zusammenzog, der mir die Schläfe klopfen machte, als sei ein schwerer Anfall von Migräne im Anzug, und einen unwiderstehlichen Hustenreiz erzeugte, als kitzele mich eine Feder in der Kehle. Er kommt vom Opiumdunst, mit welchem der Raum erfüllt ist. Opium sind die kleinen Rauchkränzel über unseren Köpfen, Opium ist die Luft, die wir einathmen, mit Opium getränkt sind die Kleiderfetzen, welche an einer durch das Zimmer gezogenen Leine hängen, durch und durch mit Opium gesättigt die zerrissenen Gardinen des ekelhaften Bettes. Das hohle Leichengesicht Ya-hi's; der wildfunkelnde Blick des jungen Lascaren, der uns die Thür geöffnet hat; die alberne schafartige Kinnbackenbewegung der auf dem Fußboden kauernden Chinesen; das zusammenhangslose Geschwätz des auf dem Bette hockenden Indiers; die heftigen Gesticulationen des Mulatten, welcher am Kamin mit einem gleich aufgeregten Malaiesen plaudert; das halbidiotische Geschnatter der hinter Ya-hi zusammengedrängten Neger — dies Alles sind Wirkungen einer und derselben Ursache.

Uns zu Ehren hatte der alte Chinese, der die Gesellschaft durch Gesichterschneiden und allerhand andere Possen unterhielt, eine dünne Kerze angezündet, allein es währte einige Zeit, ehe sich unsere Augen so weit an den beißenden Qualm gewöhnt hatten, um die Einzelheiten des tristen Schauplatzes, auf dem wir uns befanden, genauer unterscheiden zu können. Eine breite französische Bettstelle nahm wenigstens zwei Drittel des Raumes ein, und auf ihr lag ein halbes Dutzend dunkelgefärbter Männer der Quere nach ausgestreckt um ein japanisches Theebrett mit der Opiumlampe herum. Wohin wir uns auch wenden, überall sehen und berühren wir Opiumraucher. Die Stube ist eine einzige große Opiumpfeife, und ihre Atmosphäre allein versetzt schon in Betäubung. Aus allen Winkeln lauern schwarze Gesichter, das ganze Gemach gleicht einem Ameisenhaufen, und voller Staunen frug ich unsern indischen Geleiter, wer diese seltsamen Kunden Ya-hi's sind, wo sie wohnen, was sie treiben und vor Allem, wo sie die Mittel hernehmen, um dem kostbaren Luxus des Opiumrauchens fröhnen zu können.

Da springt ein Kerl, der meine Frage gehört, jählings von dem Bett auf und schnattert, mit einer Zungenfertigkeit, welche nach der todtenähnlichen Erstarrung, in der er noch vor wenigen Secunden gekauert hatte, wahrhaft wunderbar ist, eine Menge Details heraus über ihn selbst und seine Cameraden, seine Vergangenheit und seine Zukunft und über die Noth, von welcher er augenblicklich heimgesucht sei.

„Sie sehen, Sir," schreit er in gebrochenem Englisch, „viel, verdammt viel Opium das da, reicht zwei Minuten, blos zwei Minuten, nicht länger. Kostet vier Pence, verflucht theuer, aber verflucht gut. Können kein Opium kriegen zu Hause (im Asyle für asiatische Matrosen), so kommen wir zu Ya-hi, um einen kleinen Trunk zu thun, dann gehen wir wieder nach Hause und schlafen ihn aus, Sir. Sie verstehen, Sir, für vier Pence können wir nur zwei Minuten rauchen, doch das ist besser als drei, vier, fünf Gläser Rum; Sie trinken gern Rum, nicht wahr? Wir Bengalen ziehen das Opium vor, wissen Sie; versuchen Sie 's einmal, 's ist verteufelt gut."

Der Mensch war übrigens ziemlich gut gekleidet; er hatte ein reines Hemd an und trug eine massive schwere Uhrkette. Er war ein Matrose, allein seit fünf Monaten ohne Schiff. Eben hatte er wieder eine Stelle gefunden, um nächsten Montag in See zu gehen; er zeigte mir die auf vier Pfund lautende Anweisung des Rheders, der ihn geheuert, beklagte sich aber bitterlich, daß man ihm das Papier im Asyle nicht wechseln und auch seine Sachen nicht herausgeben wolle. Wie er seinem Zorne gegen die „verteufelte Hundegesellschaft" Luft machte und seine Opiumpfeife schwang, als sei sie ein Schlachtschwert, sah er ziemlich gefährlich aus, so daß der alte Ya-hi, der, mit dem Rücken auf die Diele gestreckt, die Augen halbgeschlossen und den Mund weit offen hat, ihm mit lallender Stimme Ruhe gebietet. Wir konnten das inarticulirte Geschrei nicht verstehen, mit dem der Bengale erwiderte; Mutter Abdallah indessen, welche mittlerweile aus einem anstoßenden Zimmer eingetreten ist, dient uns als freundliche Dolmetscherin.

Mutter Abdallah ist eine geborene Londonerin, hat aber durch langes Zusammenleben mit Orientalen deren Sprachen und Dialekte verstehen und radebrechen gelernt und überhaupt morgenländische Sitten und Gewohnheiten angenommen. Sie ist eine häßliche, runzelige Dame von etwa vierzig Jahren, die in der Nachbarstube ebenfalls Opium zubereitet und verkauft und jetzt gekommen ist, uns die Honneurs der Versammlung zu machen, was sie mit ziemlichem Geschick und Anstand thut. Sie gesteht uns, daß sie selbst auch Opium raucht, „nur so der Gesellschaft halber oder wenn sie ein Bekannter dazu auffordert", sagt sie, und behauptet, daß nichts in der Welt der Gesundheit zuträglicher sei, als das Opium.

„Sehen Sie sich, meine Herren," fuhr sie fort, „den Hof da an und denken Sie, wie im letzten Jahr das Fieber drin gehaust hat. Aber wer hatte es? Blos die, welche kein Opium rauchten; von den Rauchern hatte es auch nicht ein einziger, das wissen Sie ja, Herr Brown," — damit wandte sie sich an meinen ihr, wie es schien, wohlbekannten Begleiter von der Polizei — „sonst aber Jedermann. Betrachten Sie auch den alten Mann dort, der ist älter als achtzig Jahre und raucht sein Opium den ganzen Tag, und geht selten einmal zu Bett, wahrhaftig nicht, und erzählt die ganze Nacht hindurch seine Schnurren und Geschichten und ist wunderbar frisch und gesund. Nein, meine Herren, einen frischeren, schmuckeren alten Mann als Herrn Ya-hi giebt's im ganzen Viertel nicht, und wenn Sie nur sähen, wie früh er auf dem Zeuge ist und das Haus wäscht und fegt und scheuert und sich die Kleider ausbessert, damit er immer hübsch anständig erscheint, wenn seine Kunden kommen, — es würde Ihnen ordentlich wohl im Herzen thun. Und Alles macht er selbst; er kauft sich sein Bischen Fisch und Reis und kocht's so, wie seine Leute es gerne essen. Nicht wahr, Tschin-tschin?"

Digitized by Google

Tschin-tschin ist ein Chinese, dem ich schon manches Mal im Westende begegnet war. Er verkauft dort für irgend einen frommen Verein Tractätchen und Liederbücher und zählt zu den stereotypen Straßenfiguren. Ya-hi ist sein Herbergsvater, bei dem er für einen Schilling täglich Wohnung und Kost erhält. Uebrigens scheint er nicht sehr mittheilsamer Natur zu sein, denn ein grinsendes Lächeln ist Alles, womit er Mutter Abdallah's Aufruf beantwortet.

„Der alte Mann," erzählt uns diese redselige Dame weiter, „wohnt nun hier schon seine zwanzig Jahre und sieht heute noch genau so aus wie damals, als er hier einzog. Und was er heute thut, das hat er die ganze Zeit daher gethan und hat immer ein paar Landsleute zu Kostgängern gehabt. Er versteht das Opium herzustellen, ganz wie sie's haben wollen, und ich hab's erst von ihm gelernt, bilde mir aber nicht ein, es schon so gut zu verstehen, wie er. Aus ganz London kommen sie herbei, um bei Ya-hi Opium zu rauchen; manche sind Straßenkehrer, Andere sind in Theeläden angestellt, der macht den Höker, jener bettelt, Alle aber hungern sie lieber, als daß sie das Opium entbehren, und wissen, daß sie nirgends so gutes Opium erhalten, wie beim alten Ya-hi. Nicht, daß seine Qualität eine bessere wäre, nein, meine Herren, darin liegt's nicht, wohl aber in der Zubereitung, und die hält er geheim für sich. Der Becher da, mit dem Licht in der Mitte, enthält das Opium, das dicke Zeug, sehen Sie, gleicht fast dem Theriak. Sie nehmen's dann mit einer Nadel heraus, rollen's zu einer kleinen Kugel, so groß wie eine Perle, zusammen und rauchen es, bis nichts mehr davon übrig ist. Erzähle einmal den Herren, Jack, wie viel Du täglich rauchst. Sie nennen ihn, müssen Sie wissen, Tschau-tschi John Potter, weil er getauft ist; aber 's ist nicht ganz richtig mit ihm da oben im Kopf, und seine eigenen Landsleute verstehen ihn manchmal nicht."

Tschau-tschi ist zuthunlicher Art; er legt mir seine beiden Hände auf das Knie und biegt sein gräulich lachendes schwarzes Gesicht dicht an meine Nase, daß mir förmlich unheimlich zu Muthe wird. „Tschau-tschi raucht so viel wie er kriegt," versichert er feierlich, „manchmal Tag und Nacht hindurch, wenn das Christenvolk gut ist mit dem armen Tschau-tschi."

Nachdem Ya-hi uns mit einem stillen Nicken bewillkommnet hatte, richtete er auch nicht den Kopf wieder in die Höhe von seinem Lager. Auf dem Bett zusammengekrümmt, nur in Hemd und Hosen, die unbeschuhten Füße untergeschlagen, sah er wie ein seltsam aufgezäumter Vogel aus und kehrte sich nur dann und wann mit einer halben Wendung dem neben ihm stehenden Lichte zu, sobald er sich eine neue Pfeife anbrannte. Außer, wenn man uns Antwort gab auf diese oder jene Frage, war es allmählich todtenstill im Gemach geworden. Ab und zu versuchte zwar Tschau-tschi eine originelle Bemerkung, allein in der Regel hatte Niemand Acht darauf, — Alles war vom Opiumrausche bestrickt, und dieser pflegt nicht laut und lärmend, nicht streit- und zanksüchtig zu sein, sondern intensiv, betäubend und absorbirend zu wirken.

Seit dem hier geschilderten Abende bin ich nach und nach noch vier Male bei Ya-hi gewesen und immer habe ich seine Ruhe und Ordnung rühmen hören, immer aber ihn auch in dem gleichen somnambulen Zustande und sein Etablissement vom nämlichen Opiumqualm und Opiumdunst erfüllt gefunden. Seine eingesunkenen Augen, die hohlen Wangen, die pergamentartige, leichenhafte Haut, seine Todtenblässe lassen ihn wie eine häßliche, längst vergessene Mumie erscheinen, während seine Regungslosigkeit und die erhabene Gleichgültigkeit, mit der er weiter schmaucht, mag nun ihn sein, wer da will, an einen Automaten erinnern. Wie er seinen kleinen Haushalt versorgen, wie er sich gegen Betrug und Uebervortheilung schützen, wie er seine Einnahmen und Ausgaben regeln kann, welche Macht er über seine Kunden und deren Opiumverbrauch besitzt, — das sind Geheimnisse, die ich nicht zu ergründen vermochte. Und doch stimmen Frau Abdallah, unser Begleiter von der Polizei, der indische Matrose, der Lascare, welcher uns einließ, darin überein, daß Ya-hi ein vortrefflicher Haushalter, ein geriebener Kaufmann und, nach seinem Schlage, ein respectabler Wirth ist. Den ganzen Tag auf dem Rücken liegen und mit geschlossenen Augen Opium rauchen, nach Mitternacht aber und bis zum lichten Tage Anekdoten und phantastische Lieder vortragen, wie sie das krankhaft aufgeregte Gehirn gebiert, drauf auf den Markt gehen und Fische und Reis kaufen — wahrhaftig für einen Achtziger ist das kein kleines Stück Arbeit! Ya-hi scheint das Alles nicht anzufechten, denn er sieht noch genau so aus, wie da ich ihn zum ersten Male besuchte. Alle anderen Opiumraucher seines Locals dagegen sind junge Männer, wenn gleich das Laster, welchem sie fröhnen, ihren Gesichtern längst jede Spur von Jugendfrische genommen hat.

Aber sie sind glücklich, selig in den Stunden, die sie bei Ya-hi verleben. Die entzückendsten Visionen gaukeln ihnen vor den Augen, man erkennt das aus dem wonnigen Lächeln, welches von Zeit zu Zeit um ihre schlaffen Züge spielt. Die Träume, die süßen und feierlichen Weisen, die glanzvollen Feste, die wunderbaren Geschichten und Dramen, die beseligenden Liebesabenteuer, die stattlichen Versammlungen, die üppigen Gelage, wie sie mit den bläulichen Rauchwirbeln dieses elenden Loches aufsteigen, — wer wäre im Stande, das Alles in Worte zu fassen? Bände auf Bände würden dazu nicht hinreichen. Freilich, wer einmal in die Fesseln des Opiums gerathen, der ist für das Leben und seine Thätigkeit unrettbar verloren, er ist ein unheilbarer Kranker, welcher in ein frühes Grab taumelt, denn Ya-hi's Beispiel bildet nicht die Regel, sondern eine merkwürdige, seltene Ausnahme. Der Opiumraucher gleicht jenem Träumer in einer von Bulwer's schönsten Novellen; der Tag gilt ihm nichts, nur die Nacht, und er wähnt sich im Himmel, wenn er die paar Pence, und wären sie vielleicht erst auf der Straße erbettelt, besitzt, mit denen er im berauschenden Lethestrome versinken kann. Wenn berühmte englische Dichter und Denker, wie Coleridge und De Quincey, vergeblich gekämpft haben, sich von dem Opiumdämon zu befreien, der sie besessen hatte, — wie kann man alsdann sich noch verwundern, wenn Ya-hi und seine armen Chinesen, Malaien und Neger, deren Existenz sich ja blos zwischen einem sehr wirklichen Elend und einer geträumten Glückseligkeit theilt, den Bann nicht abzuschütteln vermögen, der sie gefeit hat? Leider hat nun ihr Beispiel auch die niederen Classen Englands und Schottlands angesteckt; unter Frauen wie Männern scheint hier der Opiumgenuß immer weiter um sich zu greifen. In den Droguerieläden Edinburgh's kann man jeden Nachmittag eine Reihe eigenthümlicher kleiner Päckchen bereit gelegt sehen; es sind dies Opiumportionen, die sich Arbeiter und Arbeiterin holen, wenn sie Abends nach vollbrachtem Tagewerke nach Hause gehen. So scheint das schreiende Unrecht, dessen sich England schuldig machte, als es mit den Waffen in der Hand China sein ostindisches Opium aufzwang, am eigenen Heerde seine gerechte, doch furchtbare Buße zu finden.

Die deutschen Bauernburgen in Siebenbürgen.

Ein deutsch-demokratisches Volksbild.

Wenn man aus der walachischen Tiefebene nordwärts aufsteigend die Kette der transsylvanischen Alpen bei Kronstadt durchwandert, so kommt man in das sogenannte Burzenland, einen Theil von demjenigen Gebietscomplex Siebenbürgens, den man den „Königsboden" oder das „Sachsenland" nennt. Diese Landschaft, theils aus Ebene, theils aus Gebirge bestehend und einen Flächenraum von etwa zweiunddreißig Geviertmeilen umfassend, bildet einen der schönsten Districte von Siebenbürgen und zeichnet sich zugleich vor vielen anderen Theilen dieses Landes durch die jahrhundertalte Cultur seiner Bewohner aus. Wie ein wohlgepflegter, reizender Garten öffnet sich das weite, ringsum von einem Gürtel prächtig geformter Gebirge und Berge umrahmte Thalbecken, dessen Anblick den Beschauer namentlich dann überrascht, wenn er aus den eintönigen, culturarmen Flächen der benachbarten „wilden Walachei" herübergestiegen ist. Vor Allem fallen ihm die dem Blicke ringsum begegnenden Ortschaften auf — nicht Städte — denn weit und breit im ganzen Gebiete giebt es nur die einzige zwischen Bergen versteckte Stadt Kronstadt — sondern Dörfer, und zwar Dörfer, welche von einem Völkchen deutschen Stammes, einem Theile der siebenbürgischen Sachsen,

Digitized by Google

bewohnt werden. Stattlich und fast durchaus bedeutenden Umfanges liegen sie da, diese Ortschaften, Stein und Ziegel sind ihre Merkmale, die sie vom magyarischen Holzbau und von der walachischen Lehmhütte unterscheiden, während zugleich eine streng beobachtete Regelmäßigkeit in der Anordnung der saubern Gassen und der schmucken Wohnhäuser sie vor jenen vortheilhaft kennzeichnet. Das bedeutsamste Wahrzeichen des sächsischen Dorfes aber bildet die Burg, die sich entweder als sogenanntes „Kirchencastell“ inmitten desselben befindet, oder als Burg im eigentlichsten Sinne, die Giebel und Gassen der Ortschaft hoch überragend, seitwärts von Berg und Fels herniederschaut.

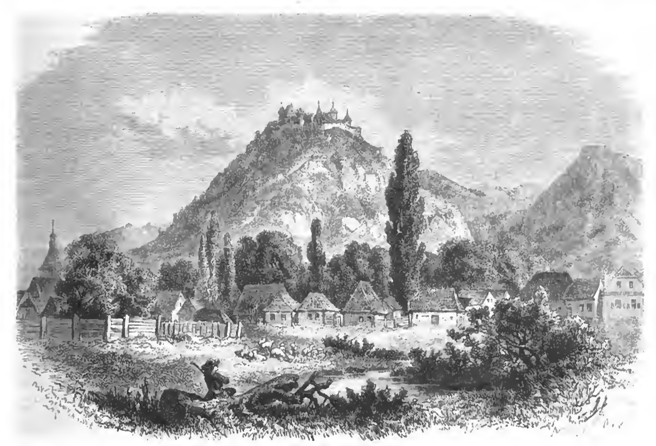
Diese Bauernschlösser, die im Burzenlande keinem einzigen und in den übrigen Bezirken des Sachsenlandes nur den wenigsten Dörfern gänzlich fehlen, bilden eine in ihrer Art einzige und auf ganz eigenthümliche Verhältnisse und Zustände zurückweisende Erscheinung, wie sie demjenigen, der sich für Volks- und Culturgeschichte interessirt, nicht so leicht sonstirgend begegnen dürfte und von der wir den Lesern der Gartenlaube im Nachfolgenden Einiges zur Anschauung vorführen wollen. Wir wollen zunächst bei den Castellen verweilen und dann in die Höhe zu den Burgen hinaufsteigen.

Honigberger Castell.
Nach der Natur aufgenommen.

Die Ersteren liegen, wie schon eben bemerkt, regelmäßig auf einem freien Raume in der Mitte des Dorfes und bilden sozusagen den festen Kern, um welchen die übrigen Bestandtheile desselben sich lagern. Sie bestehen der Hauptsache nach aus einem bald einfachen, bald doppelten Mauerringe, welcher in regelmäßigen Abständen von vorspringenden Thürmen flankirt wird. Im Innern des Ringes befindet sich die Kirche, deren meist sehr massiver und starker Thurm entweder ein mit dieser verbundenes Ganzes bildet, oder, von ihr getrennt, ebenfalls in den Gürtel der Vertheidigungsmauern miteinbezogen ist. Thürme und Mauern sind mit zahlreichen Schießscharten und Wurflöchern versehen, oft von Zinnen gekrönt, und das Ganze umfaßt ein mehr oder weniger breiter, ausgemauerter Graben. — Treten wir in das Innere des Burgringes ein, so zeigen sich uns zwar keine gothischen Erker und Bogenfenster, keine Eingänge zu geheimnißvollen Verließen und verödeten Prachtgemächern schauen uns an, um uns mit dem Zauberreiz alter Ritterromantik zu umspinnen; aber dafür überkommt uns eine gar eigene, wohlthuende Befriedigung. Was wir — etwa die Schweiz und das alte Ditmarsen ausgenommen — in den Culturländern des mittelalterlichen Europa vergebens suchen, das weht uns hier aus diesen Burgringen in einem wenig gekannten Winkel der Karpathen entgegen — der Geist eines freien, selbstständigen und, wenn wir wollen, heldenhaften Bauernthums. Aus diesen Mauern redet die alte, musterhafte, durch und durch demokratische Verfassung des siebenbürgischen deutschen Volksstammes, aus ihnen reden seine Schicksale, spricht seine Geschichte. Hier standen sie noch vor kaum zwei Jahrhunderten, die wackern sächsischen Bauersmänner, Weib und Kind vor dem Grimme wild andringender Horden beschirmend, oder ihr kostbarstes Gut, ihre bürgerliche Freiheit, gegen den Uebermuth eigener Landesherren vertheidigend, während draußen der Feind ihre Saaten verwüstete und ihre Höfe und Wohnhäuser vor ihren Augen in Asche sanken. … Diese Betrachtungen und Bilder sind es, die sich dem Beschauer beim Eintritt in die Castelle aufdrängen.

Wenn wir durch das dunkle, niedrige Thorgewölbe, an dessen Eingang wir zwischen dicken Mauerbögen über uns noch die verrosteten Eisenspitzen des Fallgitters erblicken, in's Innere der Feste gelangt sind, so stellt sich uns dasselbe als ein einfacher, ringförmig umlaufender Hofraum dar, dessen inneren Umkreis die Kirchenwände begrenzen, während die äußere Umrandung durch das hohe Umfassungsgemäuer gebildet wird. An dem letzteren bemerken wir eine Menge dicht aneinander gedrängter, bisweilen in mehreren Stockwerken übereinander hinlaufender Kammern, — Anbaue, welche voreinst in den Zeiten der Noth beim Hineinflüchten der Dorfbewohnerschaft den Familien zum Aufenthalte dienten, jetzt aber die harmlose Bestimmung haben, die Fruchtvorräthe der Bauern in ihrem feuersicheren Verschlusse aufzubewahren. Auch das Rathhaus der Gemeinde befindet sich fast jedesmal innerhalb des Schloßringes. Steigen wir in einen der Thürme hinauf, so gelangen wir aus demselben in die innere Umfassungsmauer, — ich sage in die Mauer, denn diese ist so

massiv, daß in ihrem Inneren ein ordentlicher Umlaufsgang Platz gefunden hat. In diesem Ganggewölbe, das kaum soviel Raum gewährt, daß je ein Mann vor einer der Schießscharten sein Gewehr laden und auslegen kann, und welches sein spärliches Dämmerlicht nur durch die letztere erhält, können wir von Thurm zu Thurm fortschreitend den ganzen Burgring umwandeln. Ein solches Kirchencastell war das zu Wolkendorf, von dem die Geschichte Folgendes erzählt: Als um das Jahr 1611 der Landesfürst Gabriel Bäthori der sächsischen Nation ihre Verfassung zu rauben gedachte, erhob sich der Burzenländer Gau gegen ihn in Waffen. Der Tyrann rückte, nachdem er bereits Hermannstadt durch List eingenommen, mit Heeresmacht in's Burzenland. Seinem Grimme zum ersten Opfer fiel der Ort Wolkendorf. Das Dorf ging in Flammen auf; aber drinnen im Castell stand die Einwohnerschaft und wehrte sich hartnäckig. Trotzdem wurde das Schloß erobert bis auf den festen Hauptthurm, in welchem sich die Vertheidiger zuletzt zusammendrängten. Der Fürst bot ihnen Gnade an; allein sie ergaben sich nicht. Da ließ Bäthori Holz- und Strohmassen an den Thurm anhäufen und anzünden — und gegen dreihundert Menschen — Männer, Weiber und Kinder starben im glühenden Thurm eines gräßlichen Heldentodes.



Burg Rosenau.
Nach der Natur aufgenommen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten befanden sich in den Vertheidigungsgängen mancher Burgen die rohen, plumpen Hakenbüchsen, welche den Bauern statt der mangelnden Geschütze dienten. Das achtundvierziger Jahr hat die schwerfälligen Kriegswerkzeuge aus den Castellen, wo sie noch vorhanden waren, heruntergeholt und sie zu kleinen Kanonen umgewandelt.

Dieses ist der Typus der Kirchencastelle, von denen wir eins der besterhaltenen und auch historisch interessant-sten dem Leser in der Abbildung vorführen. Ungleich bedeutender, sowohl an Umfang als in Bezug auf die Mannigfaltigkeit der Formen und der Gestaltung, sind die eigentlichen Burgen, deren es übrigens im Burzenlande nur zwei wirklich von Bauernhänden erbaute giebt, nämlich die **Marienburg** und die **Rosenauer Burg**.* Die erstere, ursprünglich von den Brüdern des deutschen Ritterordens angelegt und dann später von den Bewohnern des gleichnamigen Marktfleckens verändert und umgebaut, zeigt gegenwärtig nur noch geringe Ueberreste; die letztere, ebenfalls vom Zahn der Zeit bereits stark mitgenommen, bietet gleichwohl — abgesehen von dem prachtvollen Ueberblick, dessen man von ihr aus über die nahen, formenherrlichen Hochgebirge genießt — immer noch ein recht interessantes und malerisches Bild. Hart über der Marktgemeinde Rosenau, auf sechshundert Fuß hohem, steilem Felsberge gelegen, präsentirt sie sich schon aus der Ferne als ein stattliches Schloß und macht, namentlich von der Westseite gesehen, mit ihrem zerrissenen, thürmereichen, mit dem schroffen, zackigen Felsgestein scheinbar in Eins verwachsenen Gemäuer eine romantische Wirkung. Im Innern bemerkt man außer den Trümmern anderer Gebäude die Reste einer Capelle. Eine besondere Merkwürdigkeit bildet ein neunzig Klafter tiefer, außerordentlich schön in Fels gearbeiteter Brunnen, der noch im vorigen Jahrhundert das köstlichste Trinkwasser lieferte, gegenwärtig aber in Folge der vielen von den Besuchern nach und nach hinabgeworfenen Steine seine Labe zu spenden aufgehört hat. Die Burg hat noch bis heute ihren „Burghüter“ — gegenwärtig ein alter Bauer nebst Ehehälfte — zu dessen Obliegenheiten unter Anderem ein allabendlicher Paukenanschlag nebst dem Absingen eines geistlichen Liedes gehört, und es macht eine gar nicht üble Wirkung, wenn nach dem Verklingen der Abendglocke in der Gemeinde unten der dumpfe Schall aus der Höhe ertönt und die zitternden Stimmen des alten Paares weithin über den stillen Marktflecken hallen.

* Es dürfte vielleicht nur wenigen Lesern der Gartenlaube bekannt sein, daß der Orden der deutschen Ritter, bevor er sich im heutigen Preußen festsetzte, dreizehn Jahre lang (von 1211 bis 1225) in dem ihm vom ungarischen König Andreas dem Zweiten vergabten, damals noch wüsten Burzenlande verweilte. Die Ritter legten hier sechs, zum Theil in einigen Ueberresten noch vorhandene Burgen an, unter denen die Marienburg der Hauptsitz des Ordens war. Sie hatten in dem kurzen Zeitraum auch bereits einen bedeutenden Landstrich der Walachei erobert, wurden aber, da sie den eingegangenen Vertrag nicht hielten, von König Andreas zur Räumung des Landes gezwungen. Die heutigen sächsischen Bewohner des Burzenlandes sind die Nachkommen der deutschen Colonisten, welche die Ritter in's Ländchen zogen.

Die Marienburg ist, ebenfalls durch Kämpfe gegen jenen Báthori, ein Denkmal herrlicher Bauernsiege über Fürstenübermuth; zweimal wurde sein Kriegsvolk, und beide Male mit Spott und Hohn, vor den Mauern dieser Burg heimgeschickt.

Außer den beiden genannten giebt es in den übrigen Theilen des Sachsenlandes noch zahlreiche von Bauernhänden erbaute Burgen, unter denen wir nur die Kaisder, die Michelsberger und die auf röthlich-braunem Porphyrkegel außerordentlich malerisch gelegene Repser Burg hervorheben. Sie sind alle, nachdem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts das Land unter österreichische Oberhoheit überging, in der langen Friedenszeit des vorigen Jahrhunderts mehr oder weniger zerfallen und scheinen nur noch da zu sein, um die schönen Gelände an der Aluta und an den Kokeln mit dem Reiz ihrer Ruinen zu schmücken und das Andenken einer drangvollen, aber glorreichen Vergangenheit im Volke wach zu erhalten. Denn was ihnen ihren besondern Werth verleiht, das ist ihre volksgeschichtliche Bedeutung. Diese Burgen sind keine Wohnstätten stolzer Adelsherrschaft gewesen, erbaut zur Verherrlichung selbsteigner Macht und zur Unterdrückung und Niederhaltung untergebener Elemente, — nein, sie sind Schöpfungen goldener Volksfreiheit, echte, wirkliche Bauernburgen, hervorgegangen aus dem Geist eines freibürtigen, selbstbewußten Bauernstandes. Und darin liegt eben das Fesselnde, das Wohlthuende der ganzen Erscheinung. Zu einer Zeit, wo der Bewohner des platten Landes noch fast im ganzen übrigen Europa in den Banden des Frohndienstes und der Leibeigenschaft schmachtete, blühte hier am Fuße der Südostkarpathen bereits ein entwickeltes Bürger- und Bauernthum, das in Bezug auf Freiheit der Institutionen und bürgerliche Selbstherrlichkeit fast ohne Gleichen dastand und den freien schweizer Landgemeinden sich ebenbürtig an die Seite stellen durfte. Auf der Grundlage großer politischer Selbstständigkeit, die ihnen von ungarischen Königen zuerkannt worden war, hatte sich unter den im zwölften Jahrhundert aus den Gegenden des Niederrheins eingewanderten siebenbürger Sachsen schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die glücklichste demokratische Verfassung ausgebaut, welcher dieses Völkchen, rings umgeben von fremdartigen, zum Theil barbarischen Elementen, nicht nur seine bürgerliche Autonomie, sondern auch die Erhaltung seiner deutschen Nationalität, seiner deutschen Cultur und Gesittung zu verdanken gehabt hat. Vollkommene bürgerliche Gleichgestelltheit vom Oberhaupte der Nation an bis herunter zum letzten Bauersmanne war eines der Grundgesetze jener Verfassung; — es gab keinen Adel unter den Sachsen und es durfte keinen geben, ja dem benachbarten magyarischen Edelmann war es nicht einmal verstattet, ein Haus oder sonstiges Grundeigenthum in der sächsischen Stadt, im sächsischen Dorfe durch Kauf zu erwerben. Jeder Gau bildete in der Gliederung des Ganzen eine Republik für sich, jedes Dorf, obschon dem Gesammtverbande als untergeordnetes Glied eingefügt, ein lebendiges, freies Gemeinwesen, das in's Getriebe des nationalen Gesammtlebens thätig mit eingriff, aber in Bezug auf seine speciellen Angelegenheiten frei und selbstständig war.

Dieser Geist, der Geist eines freien, starken Bürger- und Bauernthums ist es, der uns aus den geschilderten altersgrauen Castellen und Burgen anspricht und sie bedeutsam macht. Denn sie waren nicht nur als Schutzwehren gegen äußere Feinde, gegen die häufigen Einfälle der Türken, Tataren und der walachischen Woywoden errichtet, sondern sie mußten, wie schon oben angedeutet, auch häufig genug als Bollwerke gegen von innen kommende Angriffe dienen, hinter welchen die braven Männer ihren Drängern Trotz boten und ihre Freiheit behaupteten. **B. Sylvanus.**

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Gisela folgte dem Fürsten mit schwankenden Schritten in den Salon.

„Sie wünschen mich unter vier Augen zu sprechen, nicht wahr, Gräfin?“ fragte er, indem er dem Portugiesen einen Wink gab, in das anstoßende Zimmer zu treten.

„Nein, nein!“ rief Gisela in ausbrechender Heftigkeit und streckte dem Hinausgehenden zurückhaltend die Hände nach. „Auch er soll hören, wie schuldig ich bin — er soll sehen, wie ich büße!“

Der Portugiese blieb an der Thür stehen, während das junge Mädchen schweigend die Hand auf das Herz preßte — sie rang sichtlich nach Athem und Fassung.

„Ich habe heute Abend verrathen, daß ich um das Verbrechen meiner Großmutter wußte,“ sagte sie mit erstickter Stimme und niedergeschlagenen Augen. „Ich habe es gewagt, mit dem Bewußtsein der Schuld in Euer Durchlaucht Gesicht zu sehen, und habe den Muth gefunden, mit Ihnen über harmlose Dinge zu plaudern, während ich doch nichts Anderes hätte sagen dürfen, als: ‚Sie sind grausam hintergangen worden!‘ ... Ich weiß, daß der Hehler so strafbar ist, wie der Dieb, aber, Durchlaucht,“ rief sie, den in Thränen schwimmenden Blick zu ihm aufschlagend, indem sie bittend die Hände über der Brust faltete, „lassen Sie wenigstens Eines für mich sprechen — ich bin immer ein verlassenes, liebearmes, verwaistes Geschöpf gewesen, das bei allem Reichthum nichts besessen hat, als das Bild, das Andenken der Großmutter!“

„Armes Kind, mit Ihnen gehe ich nicht in's Gericht,“ sagte der Fürst bewegt. „Aber wer hat es über's Herz bringen können, Ihre junge Seele durch die Mitwissenschaft zu belasten? Sie können doch unmöglich als Kind —“

„Ich weiß um das Geheimniß erst seit wenigen Stunden,“ unterbrach ihn Gisela. „Der Minister“ — es war ihr unmöglich, dem Verabscheuten noch einmal den Vaternamen zu geben — „hat mir kurz vor Beginn des Festes den Verfall mitgetheilt.... Warum er mich zur Mitwisserin machte, sah ich nicht ein — jetzt weiß ich den Grund — aber Euer Durchlaucht werden mir erlauben, darüber zu schweigen.... Ich glaubte, den Namen Völdern retten zu müssen, und wenn ich auch den Ausweg, den Baron Fleury mir vorschlug, entschieden zurückwies, so hielt ich doch wenigstens einen Theil seines Gedankens fest: ich wollte mich für meine Lebenszeit nach Greinsfeld zurückziehen, die Einkünfte der erschlichenen Güter jährlich an die Armen des Landes vertheilen und schließlich das fürstliche Haus zu meinem Erben ernennen.“

Bei den letzten Worten stand sie plötzlich von Purpur übergossen da — ihr Blick hatte zum ersten Mal, seit sie im Zimmer war, den des Portugiesen getroffen, der unverwandt auf ihr ruhte. Sie wurde sich in diesem Augenblick unter Schrecken und Beschämung wieder bewußt, daß der Gedanke, ihm anzugehören, vor kaum einer Stunde alle diese schönen Vorsätze aus ihrer Seele spurlos weggewischt hatte.

Dem Fürsten war ihr tiefes Erröthen entgangen. Er hatte während der Mittheilung der jungen Dame mit auf dem Rücken verschränkten Händen rastlos den Salon durchmessen.

„Baron Fleury wollte Sie zur Nonne machen, nicht wahr, Gräfin?“ fragte er stehenbleibend.

Gisela schwieg verlegen.

„Der grausame Egoist!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Er legte die schmale, fieberheiße Hand auf den tiefgesenkten Scheitel des jungen Mädchens.

„Nein, nein — Sie sollten nicht lebendig in Greinsfeld begraben werden,“ sagte er gütig. „Armes, armes Kind, Sie waren in schlimmen Händen! ... Nun weiß ich auch, weshalb Sie um jeden Preis krank sein sollten und mußten. Sie sind von lauter verrätherischen Seelen umgeben gewesen — man hat Sie geistig und körperlich zu morden gesucht. ... Nun sollen Sie aber wissen, was es heißt, jung und gesund zu sein — Sie sollen die Welt, die schöne Welt kennen lernen!“

Er ergriff ihre Hand und führte sie nach der Thür.

„Für heute kehren Sie nach Ihrem Greinsfeld zurück — denn hier ist Ihres Bleibens nicht —“

Gisela blieb zögernd an der Schwelle stehen.

„Durchlaucht,“ sagte sie rasch entschlossen, „ich bin nicht allein hierhergekommen, um ein Bekenntniß abzulegen —“

„Nun?"

„Das fürstliche Haus hat so schwere Verluste durch den Raub erlitten, es sind ihm so viele Einkünfte verloren gegangen, — ich bin die einzige Erbin der Gräfin Völdern; es ist meine heilige Pflicht, nach Kräften auszugleichen, was sie Schlimmes gethan hat — nehmen Sie Alles, was sie mir hinterlassen —"

„O meine liebe, kleine Gräfin," unterbrach sie der Fürst lächelnd, „glauben Sie im Ernst, ich könnte Sie brandschatzen und Sie, das arme, schuldlose Geschöpfchen, für das Vergehen Ihrer Großmutter büßen lassen? . . . Hören Sie, mein Herr?" wandte er sich schwer betonend und mit großer Genugthuung an den Portugiesen. „Sie haben mir mittels Ihrer Enthüllungen eine tiefe Wunde geschlagen — Sie haben die Axt an die Wurzeln des Adels gelegt — aber der liebliche Mädchenmund hier versöhnt wieder — er hat den Adel in meinen Augen gerettet!"

„Der Gedanke, den die Gräfin eben ausgesprochen, liegt allerdings nahe" — entgegnete der Angeredete ruhig — „auch Herr von Eschebach hat ihn gehabt. Er hat als Ersatz für die Revenuen, die durch den von ihm unterstützten Betrug dem Fürstenhause während vieler Jahre entzogen worden sind, Euer Durchlaucht ein Capital von viermalhunderttausend Thalern vermacht."

Der Fürst fuhr überrascht empor.

„Ah — war er in der That ein solcher Crösus?" Er durchmaß das Zimmer einige Mal mit raschen Schritten, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich kenne Ihre Lebensgeschichte nicht, mein Herr," sagte er, vor dem Portugiesen stehen bleibend. „Aber einige Ihrer Andeutungen, dem Baron Fleury gegenüber, ließen mich an einen erschütternden Verfall denken — Ihr Bruder ist ertrunken und Sie haben infolge dessen Deutschland verlassen?"

„Ja, Durchlaucht." — Wie schmerzlich grollend klangen diese Töne!

„Sie trafen Herrn von Eschebach zufällig auf Ihren Streifereien durch die Welt?"

„Nein. Er war mit meinen Eltern befreundet gewesen; er hat mich und meinen Bruder direct aufgefordert, nach Brasilien zu kommen — ich verließ Deutschland, um seinem Rufe zu folgen."

„Ah, dann sind Sie gewissermaßen sein Adoptivsohn, sein Erbe?"

„Er hat allerdings geglaubt, er müsse mir für ein wenig Liebe und Pflege, die er von mir empfangen, mit seinen Reichthümern dankbar sein. . . . Aber mir hat gegraut vor dem Mann und seinen Schätzen, als er mir auf seinem Todtenbette jene Geständnisse machte. Ich kann es ihm noch nicht verzeihen, daß er bis an seinen Tod schweigen konnte, daß er in seinem ehemaligen Vaterlande viel Schlimmes hat geschehen lassen, während es eines Wortes von ihm bedurfte, um den zu stürzen, der es verübte. Er war feig gewesen und hatte den Makel auf seinem Namen gefürchtet. . . . Ich habe das Erbtheil öffentlichen wohlthätigen Anstalten zugewiesen. . . . Das Glück hat meine Privatunternehmungen begünstigt — ich stehe auf eigenen Füßen!"

„Kehren Sie nach Brasilien zurück?" Der Fürst sagte das mit einem eigenthümlich lauernden Blick, indem er dem Portugiesen näher trat.

„Nein — ich wünsche, mich in meiner Heimath nützlich machen zu können. . . . Durchlaucht, ich gebe mich der beglückenden Hoffnung hin, daß mit dem Moment, wo jener Elende über die Schwelle dort auf Nimmerwiederkehr geschritten ist, ein neuer Lebensodem durch das Land gehen wird —"

Serenissimus' Gesicht verfinsterte sich auffallend. Er senkte den Kopf und sah unter den tief zusammengezogenen Brauen hervor mit einem scharf messenden Blick zu dem gewaltigen Mann auf.

„Ja, er ist ein Elender, eine durch und durch verdorbene Seele," sagte er langsam und jedes Wort markirend. „Aber das müssen Sie mir nicht vergessen, mein Herr — er war ein ausgezeichneter Staatsmann!"

„Wie, Durchlaucht, dieser Mann, der mit eisernem Griff jedwede, auch die harmloseste Bestrebung nach einem höheren Aufflug im Volke niedergehalten hat? . . . Der Mann, der während seiner langen Wirksamkeit nicht einen Finger rühren mochte, der Noth im Lande abzuhelfen? der im Gegentheil der Industrie, den Einzelnbestrebungen tüchtiger Köpfe stets einen Hemmschuh angelegt hat, wo er irgend konnte, aus Besorgniß, das Volk könne mit gefülltem Magen so übermüthig werden, auch einmal einen Blick in die politische Küche des Staatslenkers werfen zu wollen? . . . Der Mann, der die hierarchischen Gelüste zuletzt auch auf sein Regierungsprogramm geschrieben hat, weil seine Weltweisheit der gewaltigen Strömung gegenüber doch nicht mehr ausreichte? . . . Er, der nicht einen Funken Religion in der Brust trägt, er hat sie an seinen Herrscherstab geknebelt, — mächtig unterstützt von einer wühlenden, herrschsüchtigen Kaste, die den Vorzug der öffentlichen Rede besitzt, hat er die Hehre, die Milde, die ein Quell des Lichtes, des Trostes, der Erquickung für die Menschenseele sein soll, zur eisernen Jungfrau gemacht, die Jeden, der ihr naht, in ihren Armen unbarmherzig erstickt und erdrückt! . . . Gehen Euer Durchlaucht durch das Land —"

„Still, still!" unterbrach ihn der Fürst mit einer abwehrenden Handbewegung — sein Antlitz war kalt und starr geworden, als sei es plötzlich zu Eis gefroren. „Wir leben weder im Orient, noch in jener Märchenzeit, wo die Großveziere durch die Straßen wandelten, um das Urtheil ihres Volkes zu hören. . . . Es wird jetzt so viel durcheinander gewünscht, phantasirt und gefaselt, daß sich nur über dem Chaos zu halten vermag, wer unbeirrt, fest, unverrückbar auf seinem Standpunkt beharrt. . . . Ich kenne Ihre schwärmerischen Ansichten bereits — Ihr Etablissement da drüben trägt sie an der Stirn — ich zürne Ihnen darum nicht, aber sie können niemals die meinigen sein. . . . Sie hassen den Adel — aber ich werde ihn halten und stützen bis zum letzten Athemzug. . . . Ja, ich würde nicht anstehen, dem Princip die schwersten Opfer zu bringen. . . . Ich verhehle mir nicht, daß die heutigen Ereignisse, wenn sie ruchbar werden, viel böses Blut machen müssen — und um deswillen berühren sie mich doppelt schmerzlich. . . . Jenen Ehrlosen muß ich selbstverständlich fallen lassen . . . wenn man aber seiner Entlassung andere Motive unterlegen, mit einem Wort, wenn man die Sache in ihrer schlimmsten Beleuchtung jetzt noch unterdrücken könnte — ich wäre sehr gern bereit, das Ganze — die Persönlichkeit des Baron Fleury natürlich ausgeschlossen — als nicht geschehen zu betrachten. . . . Ich ließe Sie, beste Gräfin, am liebsten im Besitz der fraglichen Güter —"

„Durchlaucht!" rief das junge Mädchen, als traue es seinen Ohren nicht. „O," fügte sie mit schmerzlich sinkender Stimme hinzu, „das ist eine zu harte Strafe für meine Mitwissenschaft des Verbrechens! . . . Ich verwahre mich für alle Zeiten gegen die Zurücknahme!" protestirte sie feierlich.

„Nun, nun, mein Kind — nehmen Sie das nicht zu tragisch!" rief der Fürst verlegen. „Es war wirklich nicht so ernst gemeint. . . . Jetzt gehen Sie aber. In der Kürze werde ich nach Greinsfeld kommen und Rücksprache mit Ihnen nehmen — Sie sollen künftig unter dem Schutz der Fürstin an meinem Hofe leben."

Gisela schrak zusammen, und abermals ergossen sich die Blutwellen über ihr Gesicht. Aber sie hob die Wimpern und sah den Fürsten mit ihren braunen Augen fest an.

„Euer Durchlaucht überhäufen mich mit Güte," versetzte sie. „Ich erkenne diese Auszeichnung doppelt dankbar an, als die Familie Völdern sie wahrlich nicht verdient hat. . . . Allein ich darf die Ehre, am Hofe zu A. zu leben, nicht annehmen, weil mir bereits mein Lebensweg klar und bestimmt vorgezeichnet ist."

Der Fürst trat erstaunt zurück. „Und darf man nicht wissen?" fragte er.

Die junge Dame schüttelte unter einem abermaligen Erglühen heftig den Kopf — sie machte eine unwillkürliche, rasche Bewegung nach der Thür, als wolle sie das Weite suchen.

Serenissimus schwieg und reichte ihr zum Abschied die Hand.

„Aus den Augen verlieren werde ich Sie doch nicht, Gräfin Sturm," sagte er nach einer kleinen, verlegenen Pause. „Und wenn Sie je einen Wunsch haben, den zu erfüllen mir möglich ist, so vertrauen Sie mir ihn an, nicht wahr?"

Gisela verbeugte sich tief und trat über die Schwelle. Die Thür fiel hinter ihr in's Schloß — die ehemalige kleine Beherrscherin dieser Räume hatte den Salon mit den violetten Plüschverhängen und das verführerische, unselige Seezimmer zum letzten Mal gesehen.

Sie eilte wie gejagt durch den Corridor. Unten am Fuß der Treppe stand händeringend Frau von Herbeck.

„Um Gotteswillen, liebe Gräfin, wo stecken Sie?" rief sie in tief-

geärgertem Ton. „Es ist doch zu rücksichtslos von Ihnen, mich Nachts so mutterseelenallein in dem ungeheuerlichen Saal sitzen zu lassen!"

„Ich war bei Seiner Durchlaucht," entgegnete Gisela kurz, indem sie rasch an der kleinen, fetten Frau vorüberschritt und nach dem Saal zurückkehrte. Drin, an dem mächtigen Eichentisch, auf welchem die Lampe brannte, blieb sie stehen. Sie stützte die Hand auf die Tischplatte und stand plötzlich vor der grollenden Gouvernante als die Herrin, die einer Untergebenen eine Eröffnung zu machen hat.

„Ich bitte Sie, Frau von Herbeck, den Wagen zu bestellen und nach Greinsfeld zurückzufahren," sagte sie ruhig, aber in gebietendem Ton.

„Nun, und Sie?" fragte die Gouvernante, die nicht wußte, wie ihr geschah.

„Ich werde Sie nicht begleiten."

„Wie, Sie bleiben im weißen Schlosse zurück? Ohne mich?" Sie betonte tiefbeleidigt das letzte Wort in einer aufsteigenden Frage-Scala, die endlos schien.

„Ich bleibe nicht in Arnsberg. ... In Zeit von wenigen Stunden haben sich die Verhältnisse in diesem Hause und ihre Beziehungen zu mir so total verändert, daß meines Bleibens hier nicht mehr sein kann."

„Barmherziger Himmel, was ist denn geschehen?" rief die kleine, fette Frau zurücktaumelnd.

„Ich kann Ihnen das hier unmöglich auseinandersetzen, Frau von Herbeck — mir brennt der Boden unter den Füßen. ... Fahren Sie so bald wie möglich nach Greinsfeld. ... Die Erörterungen, die zwischen uns noch stattfinden müssen, werde ich auf schriftlichem Wege abmachen."

Frau von Herbeck fuhr mit beiden Händen nach ihrem spitzenumhüllten Kopf.

„Herr meines Lebens, bin ich denn wahnsinnig, oder höre ich verkehrt?" schrie sie auf.

„Sie hören ganz richtig — wir müssen uns trennen."

„Wie — Sie wollen mich fortschicken? — Sie? ... O, da sind denn doch noch ganz andere Leute da, die zu entscheiden und ein Wörtchen in der Sache zu reden haben, Leute, die es zu würdigen wissen, was ich geleistet. ... Gott sei Dank, so bin ich doch nicht in Ihre Hände gegeben und von Ihren Capricen abhängig — in dem Maße steht Ihnen noch lange, lange nicht die Macht zu, mich entlassen zu können. ... Ich halte es in der That unter meiner Würde, darüber auch nur noch ein Wort zu verlieren. ... Ich werde sofort, wie man sagt, vor die rechte Schmiede gehen und mir bei Seiner Excellenz Satisfaction für Ihr ungebührliches Benehmen ausbitten."

„Baron Fleury hat keine Gewalt mehr über mich — ich bin frei und kann gehen, wohin ich will," sagte Gisela fest und energisch. „Frau von Herbeck, Sie thun wohl, wenn Sie sich nicht auf Ihre Beziehungen zu Seiner Excellenz berufen. ... Ich will Sie nicht auf's Gewissen fragen, weshalb Sie mir so hartnäckig eine längsterloschene Krankheit octroyiren wollten — ich will nicht fragen, weshalb auch Sie Alles aufgeboten haben, mich von dem Verkehr mit der Welt abzuschneiden — Sie waren die intime Freundin eines gewissenlosen Arztes und mit ihm ein nur zu williges Werkzeug meines Stiefvaters!"

Die Gouvernante sank wie zerschmettert in einem Lehnstuhl zusammen.

„Das will ich Ihnen verzeihen," fuhr Gisela fort. „Niemals aber kann ich Entschuldigung dafür finden, daß Ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet gewesen ist, mich zu einer herzlosen Maschine zu erziehen! ... Sie haben mich um Jugendjahre, um gute Thaten, um die erhabensten Lebensfreuden betrogen, indem Sie mein Herz in den Eispanzer der Convenienz, des Geburtshochmuthes schnürten! ... Wie durften Sie es wagen, Gott und sein Wort stündlich im Munde zu führen, während Sie einem Ihnen anvertrauten Gottesgeschöpf die edlen Triebe in der Seele zertraten und es so lange hinderten, in Wirklichkeit nach den höchsten Geboten zu leben und zu wirken?" ...

Sie wandte sich ab und schritt nach der Thür zu. Noch einmal streifte ihr Blick grüßend rings über die dunklen Wände, die sie so sehr geliebt hatte, dann ging sie hinaus in den Corridor.

„Gräfin," schrie Frau von Herbeck auf, „wohin gehen Sie?"

Das junge Mädchen winkte Schweigen gebietend und abweisend nach der Gouvernante zurück und stieg die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Fünfzig Bühnenjahre. Eine Periode des Braunschweiger Theaters, an welche die alten und ältesten Theaterfreunde immer noch mit Entzücken zurückdenken, und die auch in der Geschichte des deutschen Schauspiels eine ehrenvolle Stelle einnimmt, ist die des „Nationaltheaters", welches im Jahre 1818 durch den Zusammentritt angesehener Kunstfreunde gegründet wurde und aus dem dann acht Jahre später das herzogliche Hoftheater hervorging. — Aehnlich wie einst in Mannheim unter Dalberg, in Hamburg unter Schröder und in Weimar unter Goethe, sammelte sich in Braunschweig unter August Klingemann's Direction eine Schaar junger, talentvoller Künstler, die in einem mustergültigen Zusammenwirken Vortreffliches leisteten. Wir nennen hier nur die Namen: Meck, Leo, Gaßmann, Marr, Günther, Bachmann, Kiel, — dann die Damen: Klingemann, Wilhelmine Fischer, Kiel u. a. m., Namen guten Klanges, die den nachwachsenden Kunstjüngern als Muster vorgeleuchtet haben. Der Ruf, welchen sich das Nationaltheater rasch erwarb, vor Allem aber die Persönlichkeit seines artistischen Leiters, dem, wie er sich als dramatischer Dichter einen Namen gemacht hat, auch das Verdienst gebührt, Goethe's Faust zuerst in Scene gesetzt zu haben, führte eine große Zahl von Schülern nach Braunschweig, deren sich der Director mit Wärme annahm, sobald er Talent und Eifer bei ihnen wahrnahm.

So kam im Sommer 1819 auch ein junger, schöner Mann zu Klingemann mit der Bitte, ihm ein erstes Debut in Braunschweig zu gestatten. Er war ein „Berliner Kind" und, obgleich eben erst zwanzig Jahr alt, hatte er schon den Feldzug nach Frankreich mitgemacht und bei Belle Alliance für Deutschlands Befreiung gefochten. Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Meister Ludwig Devrient mit, und letzterem besonders hatte er es zu danken, daß ihm der erste theatralische Versuch zugesagt wurde. Am 28. Juli gab man Schiller's „Wilhelm Tell". — Der Zettel für diese Aufführung liegt uns im Original vor, er enthält unter dem Personenverzeichniß eine von Klingemann verfaßte Mittheilung, welche so lautet:

„Herr Devrient, Neffe des berühmten Schauspielers gleichen Namens, wird hier seine theatralische Laufbahn eröffnen, und sich in der Rolle des Ulrich von Rudenz versuchen. Seine Neigung und sein sichtbares Talent für die Bühne werden ihm die gütige Nachsicht des geehrten Publicums zusichern."

Der mit diesen Worten bei den Braunschweigern eingeführte Debutant war der jetzige Königliche Hofschauspieler Karl Devrient, der drei Monate später als sein jüngerer Bruder Eduard die Bühne betrat und somit am 28. Juli dieses Jahres sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feiert. — Fünfzig Jahre! — ein langer Zeitabschnitt, in welchem auch auf dem Gebiete der Kunst große Wandelungen vorgegangen sind. — Vor uns steht jetzt der Altmeister Karl Devrient, eine Zierde des deutschen Theaters, ein Künstler, welcher den Empfehlungen seines großen Oheims und Klingemann's Ehre gemacht hat. Von denen, die ihn einst als jugendlichen Rudenz sahen, werden nur wenige übrig sein. Von dem zahlreichen Personale, das in der Aufführung des „Tell" am 28. Juli 1819 mitwirkte, sind nur noch zwei am Leben: Frau Kiel, eine hochbetagte Greisin, welche damals Tell's Gattin spielte, und deren Tochter, Frau Francisca Cornet, die als Fränzchen Kiel in der Rolle von Tell's Knaben auftrat; beide, Mutter und Tochter, sind nach einer ehrenvollen Künstlerlaufbahn wieder nach Braunschweig zurückgekehrt, während der Jubilar seit fast dreißig Jahren, und zwar jetzt im Fache älterer Charakterrollen, wie Lear, Philipp der Zweite, Nathan, Shylock, Falstaff rc., Mitglied des Königlichen Hoftheaters in Hannover ist.

Die Livingstons Abkommen eines mecklenburgischen Adelsgeschlechts. Jeder Gebildete kennt die berühmten englischen Afrika-Reisenden David und Charles Livingston. Dem Geschichtskundigen und Nationalökonomen sind die amerikanischen Staatsmänner Robert und Eduard Livingston nicht minder bekannt, die nachweislich aus dem alten schottischen Geschlecht dieses Namens stammen, von dem ein Zweig im siebenzehnten Jahrhundert auswanderte und sich am Hudson ansiedelte. Das gesammte Geschlecht der Livingston stammt nun aber aus obotritischem Adelsblut. Eginhard, der bekannte Geheimschreiber und Historiograph Karl's des Großen, Gemahl seiner Tochter Emma, erzählt nämlich in seiner „Vita Caroli magni" und nach Eginhard Albertus Krantz (1482 Rector der Universität Rostock) in: „Vandalia" (Frankfurt 1575), daß unter den Obotriten und Mecklenburgern, die der Kaiser nach England, Frankreich und Italien entsendete, auch ein vornehmer Kriegsoberster, des Namens Linstow, gewesen sei, der sich mit seiner Legion habe nach England begeben müssen. Dieser Kriegsoberste Kaiser Karl's, der obotritische Edle Linstow, nun ist der Stammherr des Geschlechts Livingston, das noch heute in England und Schottland zu den ältesten Adelsfamilien zählt und mit dem in Mecklenburg zur Stunde noch blühenden Adelsgeschlecht Linstow (das Stammgut Linstow liegt im ritterschaftlichen Amte Lübz in Mecklenburg-Schwerin) das gleiche Wappen führt.

Ein Livingston, der unter der Regierung Ferdinand des Dritten englischer Gesandter am Kaiserhofe in Wien war, kam expreß nach Mecklenburg, die Linstows aufzusuchen und als seine Blutsfreunde zu begrüßen, indem er bei dieser Gelegenheit ausdrücklich erklärte, und zwar nach einer vorliegenden handschriftlichen Nachricht aus jener Zeit, daß alle Livingstons, die englischen sowohl wie die schottischen, jenen obotritischen Edlen, Linstow, Kriegsobersten Kaiser Karl's des Großen, als ihren Ahnherrn erkennten und ihren Stammbaum diplomatisch nachweisbar auf diesen zurückzuführen vermöchten. Die schottischen Livingstons sollen ihrer Titel verlustig geworden sein wegen ihrer Anhänglichkeit an die Stuarts, doch existirte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Livingston als Earl von Newburgh, Lord von Kennmure.

E. Lo.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Ein Humboldtsfest aller Deutschen.

„Das deutsche Volk soll seinen Humboldt feiern, wie es seinen Schiller gefeiert hat!“ — so lautet die Mahnung von Volksmännern und Patrioten dies- und jenseits des Oceans.

Wenn zu einer solchen Feier nur Diejenigen berufen sein sollten, welche es dem Glück ihrer Erziehung und Bildung verdanken, daß sie den großen Naturforscher, Schriftsteller und Mann vollkommen zu würdigen vermögen, weil sie am Geist seiner Werke den ihren erheben konnten: so würde die Zahl der berechtigten Festbegeher freilich unter den Millionen des deutschen Volks eine beschämend kleine sei. Denn gehören nicht zu diesem deutschen Volke auch jene Millionen, welche hier in der Dorf-, dort in der städtischen Volksschule nicht weniger deutscher Länder so verwahrlost geblieben sind in derjenigen Kunde, welche jedem Menschen die nächste sein sollte, in der Naturkunde, daß ihnen während ihrer ganzen Schulzeit vielleicht niemals der Name „Humboldt“ zu Ohren gekommen? Und zählen nach Millionen nicht auch Diejenigen, welche später bei aller Lern- und Strebelust gezwungen waren, in der harten Arbeit und Sorge für den Leib den Geist so darben zu lassen, daß für sie „Humboldt“ noch heute nicht mehr ist, als eines Namens Klang? —

Aber gerade um dieser Millionen willen dürfen die anderen, alle an Humboldt's Geist Erstarkten und Erhobenen, nicht ruhen und rasten, durch Rede, Lehre und Schrift in allem Volke mit dem Namen Humboldt den Gedanken der Befreiung von Unwissenheit, Aberglauben und jener geistigen Beschränktheit zu verbinden, welche die stärkste Quelle ewiger Niedrigkeit und Armuth ist. Es gilt, den Kampf aufzunehmen und zu einem allgemeinen zu machen gegen alle jene Hunderttausende von Frömmlingen, Blind- und Starrgläubigen, von Herrschsüchtigen um jeden Preis, von Leuten der Regulative und Encykliken, welche Alle in den Naturwissenschaften ihre Todfeinde wittern und vor Humboldt, als vor dem Obersten derselben, wie vor ihrem leibhaftigen Teufel schaudern!

Das sei uns übergenug der dringendsten Veranlassung, diese Humboldt-Feier durchzusetzen, nur das verleiht ihr eine Bedeutung höchsten Ranges, einer neuen reformatorischen, einer wahrhaft erlösenden That!

Ja, tretet zur großen Humboldtfeier zusammen, deutsche Väter und Mütter, überall, aber mit dem festen Entschluß, für Eure Kinder Das zu erringen, was dem ganzen Volke Noth thut: den naturwissenschaftlichen Volksunterricht bis zur letzten Dorfschule hinab! Denn mit den Naturwissenschaften zieht ein frischerer, gesunderer Geist in die Schulen ein und dringt einst aus der Schule in das Leben der Familie, der Gemeinde und des Staats.

Feiert Humboldt, wie Ihr Schiller gefeiert habt, mit allem Stolz einer nationalen Ehre; aber laßt es nicht bei Festrede und Festmahl, auch nicht bei einem Humboldt-Monument und nicht bei einer Humboldt Stiftung bewenden: benutzt das der Erinnerung an den großen Mann geweihete Fest selbst, um die Hand zu erheben zu der That: Humboldt als Schüler nicht weniger zuzuführen, als das ganze deutsche Volk! Legt Hand an's Werk durch Aufstellung und Unterzeichnung von Petitionen und Adressen an Reichs- und Landtage, durch Gründung von Volksschul- und von Humboldt-Vereinen, durch Unterstützung der freisinnigen Schulpresse und durch strenge Auswahl künftiger Volksvertreter in dieser Richtung — und arbeite Jeder nach seinen Kräften im Haus der Schule vor, so muß Eltern- und Kindesliebe im Verein mit der Vaterlands- und Freiheitsliebe das Ziel erreichen und sein Segen sich erfüllen!

Schon in wenigen Jahren, bei beharrlichem und furchtlosem Streben, werden die Blicke von Alt und Jung sich erweitern nach den Höhen und in die Tiefen! Blume und Stein am Wege, der Sturm der Lüfte, die Sterne des Himmels, Alles, dem Auge jetzt noch gleichgültig oder fremd, oder etwas Getrenntes, gewinnt plötzlich Leben und tritt uns als durch gemeinsame Gesetze im Universum Verbundenes entgegen, wenn wir's an Humboldt's Hand aufsuchen und betrachten; ja wir erkennen, wenn es uns erst vergönnt war, bis zum Verständniß des reichsten Buchs der Gegenwart, der Schatzkammer der Gesammtwissenschaft der Natur, seines „Kosmos“, vorgedrungen zu sein, mit dem Gefühle beseligenden Glücks in den Naturwissenschaften eine feste, reine Grundlage sittlicher Bildung und den stärksten Hebel geistiger Befreiung des Volks! Denn dieses Volk wird vor Allem den allwaltenden Gesetzen der Natur lauschen, und es wird mit Entsetzen, aber auch mit männlichen Entschlüssen gewahren, was Alles in den Gesetzen der Natur, die Gott uns zum Muster gegeben für unsere Einrichtungen, so ganz anders steht, als in denen der Menschen! —

Diese Erkenntniß, durch Humboldt geweckt, erhebt ihn in des deutschen Volkes Geist zur Höhe eines Weltreformators, welcher, abermals durch unsere Nation, die Menschheit eine Stufe näher zu dem dereinstigen freien Menschenthum hinaufführt.

Und so mögen die Deutschen aller Welt neben dem zehnten November 1859 auch den vierzehnten September 1869 zum großen Nationalfesttag erheben, — der Gegenwart zur Mahnung und der Zukunft zum Heil!

Leipzig, im Juli 1869.

Die Redaction der „Gartenlaube“.

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

31.

Das tageshell erleuchtete Vestibule war leer. Die Dienerschaft war im Tanzsaal beschäftigt, aus welchem die rauschende Ballmusik herniederscholl. . . . Gisela schlüpfte ungesehen in's Freie. Die kleinen Kiesel zu ihren Füßen funkelten in dem Lichtstrom, der droben durch die Scheiben quoll und die Fensterkreuze in riesigen Formen über den Kiesplatz warf.

Rasch über den weiten hellen Platz eilend, bog die junge Dame in die nächste Allee ein — aber auch sofort fuhr sie mit einem lauten Aufschrei zurück — eine Gestalt trat hinter dem ersten Baum hervor.

„Ich bin es, Gräfin," sagte der Portugiese in tiefen, bebenden Lauten.

Gisela, die angstvoll nach dem Schlosse zu geflohen war, kehrte sofort zurück, während der Portugiese den Schatten der Allee verließ und heraus auf den Kiesplatz trat.

Das blendende Kerzenlicht der Kronleuchter floß hernieder über sein unbedecktes Haupt und ließ jeden Zug des schönen Gesichts scharf hervortreten — auf der Stirne lag der rothe Streifen, die Augen aber brannten in freudiger Ueberraschung und unverhohlener Gluth.

„Ich habe hier gewartet, um Sie in den Wagen steigen zu sehen," sagte er — es klang, als werde diese gedämpfte Stimme erstickt durch das stürmische Klopfen des Herzens.

„Das Pfarrhaus ist nicht weit — bis dahin brauche ich keinen Wagen, und einer Bittenden ziemt es auch, zu Fuße zu kommen," versetzte das junge Mädchen sanft, fast demüthig. „Ich habe gebrochen mit der Sphäre, in der ich geboren und erzogen bin — ich lasse Alles dort zurück," — sie deutete nach dem Schlosse — „was noch vor wenigen Tagen mit dem Namen der Gräfin Sturm identisch war: die gestohlene Erbschaft, den Geburtshochmuth und alle jene sogenannten Vorrechte, welche eine egoistische Kaste an sich gerissen hat. . . . O mein Herr, ich habe einen schaudernden Blick gethan in jene Sphäre, die sich durch Mauern und Wälle hochmüthig isolirt von der übrigen Menschheit! Ich bin bis dahin der kindischen Meinung gewesen, diese Mauern seien da, um das Reine vom Unreinen, die Tugend vom Verbrechen zu scheiden, und nun sehe ich, daß das Verbrechen draußen unter den Verachteten nicht heimischer sein kann, als hinter diesen Mauern — ich mußte mich noch vor wenigen Augenblicken überzeugen, daß man, statt den Adel doppelt dafür zu strafen, weil er nicht adelig ist, selbst wieder zum Betrug greift, um die Flecken der Ehrlosigkeit vor dem richtenden Auge der Welt zu verdecken. . . . Ich flüchte zu den Menschen, die wahrhaft Menschen sind — ich suche ein Asyl im Pfarrhause."

„Darf ich Sie hinüberführen?" fragte er mit verschleierter Stimme.

Sie streckte ihm ohne Zögern die Rechte entgegen.

„Ja — an Ihrer Hand will ich in das neue Leben eintreten," sagte sie mit einem strahlenden Lächeln.

Da stand er, genau wie am Abgrund der Steinbrüche. Er hob die Hand nicht, und der rothe Streifen, der erloschen war, flammte auf's Neue über die Stirne hin.

„Gräfin, ich erinnere Sie an einen dunklen Moment in Ihrer Kindheit, an jene Mißhandlung, infolge deren Sie krank und elend und um alles Glück der Kinderjahre betrogen wurden," sagte er dumpf. „War es nicht dort" — er zeigte nach einer Stelle des Kiesplatzes, welche von dem aus dem Vestibüle strömenden Lichtquell förmlich überschüttet wurde — „wo der Grausame, der Jähzornige, den armen, kleinen Kindeskörper unbarmherzig schüttelte und von sich stieß?"

Gisela's bleiche Wangen wurden noch weißer.

„Mein Herr, ich habe Ihnen gesagt, daß diese Erinnerung begraben sei mit —"

„Mit ihm, mit jenem Unglücklichen, der noch in derselben Nacht umgekommen ist, nicht wahr, Gräfin?" unterbrach er sie. „Er ist nicht ertrunken — sein Bruder rettete ihn, um unmittelbar darauf selbst in den Wellen unterzugehen!" — Jetzt hob er langsam seine Rechte. — „Das ist die Hand, die Sie gemißhandelt hat, Gräfin Sturm! Ich bin jener Berthold Ehrhardt, jener muthmaßliche Brandstifter, ‚der vermessene Demokrat, der Seiner Excellenz so schlimme Dinge gesagt hat' —"

Er hielt inne und stand vor ihr, athemlos, mit gesenkter Stirne, als erwarte er einen Richterspruch, der ihn zu Boden schmettern müsse.

„Mein Herr," sagte das junge Mädchen tieferschüttert — nie wohl hatte die süße Stimme so hold tröstend und seelenvoll geklungen — „Sie haben mir neulich selbst gesagt: ‚Wer weiß, vielleicht litt seine Seele tausend Schmerzen!' Und der Fürst machte Ihnen vorhin den Vorwurf, Sie haßten den Adel — Sie haben damals jedenfalls traurigen Grund genug gehabt, eine Vertreterin der verhaßten Kaste — wenn auch wohl in jenem Augenblick die unschuldigste — von sich zu stoßen."

„Darf ich Ihnen den Grund mittheilen?" fragte er aufathmend.

Sie neigte bejahend das Haupt, und Beide traten in die dunkle Allee zurück. Und er erzählte ihr mit schmerzlich vibrirender Stimme die Leidensgeschichte seines ertrunkenen Bruders und schilderte den namenlosen Jammer, mit welchem er an der Seite des schmählich Verrathenen durch das Schloß und diese Alleen geschritten. Er zeigte dem lautlos schweigenden Mädchen den hoch in die dunklen Lüfte hineinragenden Felsenvorsprung, auf welchem einst das edelste Herz seinen letzten furchtbaren Kampf durchgerungen . . . die Nacht war sternenklar geworden — die gewaltigen Umrisse der weißen, nackten Felsenbrust dämmerten durch das Dunkel, und hoch über ihr funkelten die Millionen Silberflitter, mit denen die Nacht ihre Schleppe bestreut. . . . Und er erzählte weiter, wie er flüchtig geworden, den heißen Racheldurst im Herzen — wie er aber auch in rastloser Thätigkeit Schätze um Schätze aufgespeichert habe, um seinem vergötterten Bruder ein würdiges Denkmal setzen zu können — ein Denkmal, bestehend im Ankauf des vernachlässigten Hüttenwerkes und in der Schöpfung der Neuenfelder Colonie, wie sie jetzt bestehe. . . . Und während er sprach, bald in leidenschaftlich aufbrausenden Tönen, bald mit dem halbverbissenen Ausdruck unsäglicher, jahrelang getragener und verschwiegener Leiden, schmetterten die Jubelaccorde aus dem Ballsaale herüber, und auf der seitwärts sich hinstreckenden, halbbeleuchteten Rasenfläche kreisten und jagten die Schatten der tanzenden Paare. . . . Drüben aber zwischen den dämmernden Bosquets sprangen die Fontainen, geisterhaft angestrahlt von dem Feenglanz der Säle — und wenn die gellenden Trompeten für einen Moment schwiegen, da flüsterten und murmelten sie in die Erzählung hinein, als wüßten sie noch, wie jener tiefernste Mann mit der vom Tod bezeichneten Stirne zum letzten Mal an ihnen vorübergeschritten.

Und als der tieferregte Mann endlich schwieg, da nahmen zwei weiche, kleine Hände seine herunterhängende Rechte und hielten sie mit schüchternem Drucke fest.

„Gräfin, Sie verabscheuen diese Hand nicht?"

„Nein — wie könnte ich?" stammelte sie mit halbgebrochener Stimme. „Trösten und beruhigen möchte ich Sie mit aller Ueberzeugungskraft, die einer menschlichen Stimme möglich ist —"

Er hielt ihre Hände fest und zog das Mädchen stürmisch hinaus auf den Rasenplatz — der Kerzenschein fiel hell auf ihr Gesicht und ließ die halbverhaltenen Thränen in den braunen Augen funkeln.

„Erinnern Sie sich der Worte, die Sie mir heute nachgerufen, als ich meinte, für immer von Ihnen zu gehen," stieß er in namenloser Aufregung hervor und preßte die schlanken, bebenden Hände an seine Brust.

Sie schwieg und strebte mit tiefgesenktem Kopf, ihre Hände frei zu machen — sie wollte offenbar das von flammender Röthe übergossene Antlitz hinter ihnen verbergen.

„‚Ich will mit Ihnen sterben, wenn es sein muß!'" — flüsterte er ihr in's Ohr. — „War es nicht so? . . . Gisela, dieser Ruf galt dem Portugiesen mit dem hochtönenden Namen — der aber ist versunken für immer in dem Augenblick, wo sich seine Mission erfüllt hat" — seine Stimme wurde klanglos, denn

das Mädchen hatte jetzt, heftig den Kopf schüttelnd, in der That die Hände losgerungen — „vor Ihnen steht der schlichte Deutsche mit dem einfachen Namen, den er nie wieder ablegen wird —"

„Und zu ihm sage ich" — unterbrach sie ihn mit fester Stimme und hob die Augen voll unsäglicher Liebe zu ihm empor — „nicht sterben will ich, Berthold Ehrhardt; aber leben, leben will ich — für Sie!" ...

Noch hielt der Mann an sich.

„Wissen Sie auch, was Sie da aussprechen, Gisela? ... Nein, Sie können es unmöglich in seinem ganzen Umfang begreifen, denn Sie sind zu unerfahren in Welt und Leben! Ich will es Ihnen sagen. ... Sie geben mir mit diesen wenigen Worten das Recht, Sie einst in Wirklichkeit als mein ausschließliches Eigenthum für Zeit und Ewigkeit in mein einsames Haus tragen zu dürfen. ... Und ich darf dabei eine meiner Schwächen nicht verhehlen — ich würde Sie unerbittlich festhalten in dieser Einsamkeit, aus Furcht, es könnte ein fremder Blick auf Sie fallen. ... Ich weiß es, ich würde ein grausamer Egoist sein, ich würde von Ihnen verlangen, nur für mich zu leben — ich würde nicht eines dieser goldenen Haare von fremder Hand berühren lassen — ich würde jeden Ihrer Pulsschläge mit eifersüchtigem Auge bewachen. ... Und für Alles, was Sie zu ertragen hätten, bliebe Ihnen kein anderer Ersatz, als das Bewußtsein, einem einzigen leidenschaftlichen Herzen das Paradies auf Erden zu erschließen, einem Manne —"

„Dem einzigen Manne, den ich liebe," fiel sie ihm mit glückseligem Lächeln in's Wort. „Hörten Sie nicht, wie ich dem Fürsten erklärte, daß mir mein Lebensweg bereits klar und bestimmt vorgezeichnet sei? Es ist der Weg, den ich einzig und allein an Ihrer starken Hand gehen will. ... Schließen Sie mich ein in die Einsamkeit — ich weiß nur ein Glück, das ich mir wünsche: Sie zu trösten und durch meine Liebe und Hingebung mit Ihrer traurigen Vergangenheit zu versöhnen. ... Nehmen Sie mich hin — ich bin Ihr Eigenthum!"

Und er hatte sie bereits hingenommen. Er hielt sie mit dem rechten Arm umschlungen und drückte mit der zitternden linken Hand ihr Köpfchen an seine breite, gewaltige Brust, in leidenschaftlicher Gluth, aber doch sanft und sacht, wie man ein zartes, zerbrechliches Vögelchen liebkost.

„Ich gehe mit Ihnen, wohin Sie wollen," flüsterte sie, während die heißen, zuckenden Lippen, die sie schon einmal auf der Hand gefühlt, die leuchtende Mädchenstirn berührten. „Ich gehe mit Ihnen auch dahin, wo Sie mit dem Tiger kämpfen —"

„Nein, nein!" stammelte er. „Wie möchte ich meine weiße Blume, meine zarte, schlanke Birke dem kühlen, deutschen Wald entreißen? ... Ach, Gisela, Du bist unwiderruflich mein!" rief er in ausbrechendem Jubel. — „Und nun sollen auch nicht einmal Deine kleinen Füße den Boden mehr berühren, denn ich Dich für immer entführe!"

Er hob sie plötzlich mit gewaltigen Armen empor, drückte sie fest an seine heftig athmende Brust und stürmte mit ihr durch die Alleen zum Schloßthor hinaus, dessen Flügel schmetternd hinter ihnen wieder zusammenfielen.

Bald darauf stand Gisela allein an der Thür des Pfarrhauses, während der Portugiese seitwärts verharrte und das Mädchen mit seinem Auge behütete, bis es Einlaß gefunden.

Es war bereits späte Nachtzeit; aber im Wohnzimmer der Pfarre brannte noch Licht. Gisela klopfte, und fast unmittelbar darauf wurde die Hausthür geöffnet. Die junge Dame winkte noch einmal mit der Hand in das Dunkel zurück, dann trat sie in die Hausflur und stand vor der Pfarrerin, die, eine Lampe in der Hand, wie versteinert in das Gesicht des späten Gastes blickte.

„Frau Pfarrerin," sagte die junge Gräfin sanft bittend, und ergriff die Hand der Frau, „Sie haben auf der Waldwiese von der Liebe gesprochen, die das Christenthum zu allererst predige — an diese Liebe wende ich mich und bitte Sie inständigst um ein Asyl in Ihrem Hause."

Die Pfarrerin setzte die Lampe rasch auf einen niedrigen Schrank, der in der Hausflur stand, nahm beide Hände des jungen Mädchens zwischen die ihrigen und sah ihr mit ihrem scharfen, klugen Blick tief in die Augen.

„Das soll Ihnen werden, liebe Gräfin," sagte sie fest und kräftig betheuernd. „Sie sollen in meinem Haus und in meinem Herzen einen Platz finden wie mein eigen Kind. ... Aber was muß geschehen sein, daß —"

„Es ist schweres Unrecht geschehen, Frau Pfarrerin," unterbrach sie Gisela. „Lang verschwiegene Sünden und Verbrechen sind an das Tageslicht gekommen ... ich weiß jetzt, daß ich während meines ganzen jungen Lebens mit beiden Füßen auf einem Abgrund voll Verderbniß und heimtückischer Anschläge gestanden habe. ... Ich will reine Luft athmen, ich will das Schlimme, das mir noch anhaftet aus meinem bisherigen Leben, hier abstreifen — Sie haben ein großes Herz voll warmer, mütterlicher Liebe und einen starken, furchtlosen Geist — ich weiß es und habe Sie lieb gehabt, seit ich Sie so muthig vor dem Minister stehen sah. ... Sie sollen mich belehren und leiten und vorbereiten zu einem hohen, heiligen Beruf. ... Muß ich Ihnen erst alle die schauerlichen Entdeckungen mittheilen, um deren willen ich das weiße Schloß verlassen habe, um es nie wieder zu betreten?"

„Ach was, liebe Gräfin, das brauche ich nicht zu wissen, müßte auch lügen, wenn ich sagen wollte, ich guckte gern hinter die Ränke und Schwänke der hohen Herren — man kömmt selten mit heiler Haut und Seele wieder davon. ... Mir genügt, daß Sie Schutz in meinem Hause suchen. ... Armes Kindchen, es muß schon hageldick gekommen sein, um solch' ein unschuldiges Gemüth aus seiner Harmlosigkeit aufzurütteln! ... Und nun kommen Sie" — sie schlang ihren Arm um Gisela's Schultern, während der Humor aus ihren klaren, blauen Augen sprühte — „freilich habe ich ein großes mütterliches Herz; stecken doch acht liebe Blondköpfe drin, und wo die hausen, da findet sich auch ein trauliches Plätzchen für Sie. ... Macht die Thür weit auf, ihr Mädchen!" rief sie mit strahlendem Gesicht nach der Wohnstube hinüber, wo die Thür ein wenig klaffte und hie und da ein neugierig herauslauschendes Näschen und ein blonder Scheitel sichtbar wurden. — „Es ist so Etwas wie das Christkindchen über Nacht in unser Haus gekommen ... ihr habt es immer schon von ferne gern gehabt, nun dürft ihr's euch auch in der Nähe besehen!"

Die Thür wurde weit zurückgeschlagen — an der Schwelle standen schüchtern und verschämt drei Mädchengestalten — aus den „kleinen wilden Panduren" waren schöne, kräftige Blondinen geworden.

„Das ist meine Aelteste," sagte die Pfarrerin nicht ohne mütterlichen Stolz und deutete auf die mittlere der drei Gestalten, ein hochgewachsenes Mädchen mit ernsten, nachdenklichen Zügen. „Dem Vater seine kleine Gelehrte, sein Famulus bei seinen astronomischen Studien — sie hat viel lernen müssen, weit mehr als diese zwei wilden Hummeln da, und hat auch einen hohen, heiligen Beruf vor sich — sie wird Vorsteherin und Pflegerin im Neuenfelder Erziehungshause — gelt, meine Alte?" Sie strich über das dicke, schlicht zurückgeschlagene Haar der Tochter, und diese ergriff die liebkosende mütterliche Hand und küßte sie.

„Und das sind unsere zwei Hauskobolde," fuhr die Pfarrerin fort, die beiden Mädchen vorstellend, die zu Seiten der älteren Schwester standen, wie die strotzenden Knospen um die voll aufblühende Rose. „Sie haben nichts als Schnurren und Schnaken im Kopf, finden des Lachens und Kicherns kein Ende, und wenn ich's litte, da spielten sie am liebsten noch mit der Puppe."

Die Mädchen lachten lustig auf, während aus den Augen der Pfarrerin die Mutterlust strahlte.

„Wollt Ihr meine Schwestern sein?" fragte Gisela und bot ihnen die Hand.

Ein schüchternes „Ja" kam von allen Lippen, aber der Händedruck wurde herzlich erwidert.

„Und nun hurtig, hurtig, macht das Eckstübchen zurecht!" gebot die Mutter.

Die Mädchen ergriffen einen Schlüsselbund und flogen zur Thür hinaus.

„Sie sind heute außer Rand und Band," lachte die Pfarrerin. „Da sehen Sie — morgen giebt es eine Ueberraschung; mein Mann feiert seinen zweiundfünfzigsten Geburtstag; deshalb sind wir, ganz gegen die strenge Hausordnung, auch noch nicht zu Bett."

Nahe an einem der Fenster stand ein weißgedeckter Tisch; er war mit Guirlanden besteckt; auf seiner Platte lag inmitten er-

schiedener gestickter und gehäkelter Kleinigkeiten ein sehr werthvolles astronomisches Werk.

„Das haben meine Mädchen mit Handarbeiten verdient,“ sagte die Pfarrerin, auf die Bücher zeigend. „Und die hat unser Wildfang, das Röschen, mit seinen kleinen widerspenstigen Fingern gestrickt,“ fügte sie laut auflachend hinzu und ließ ein Paar großer derber Strümpfe in der Luft baumeln. „Das hat manche heiße Stunde gekostet; aber nun ist sie glückselig, und selbst in ihr Gebet heute Abend schlichen sich die glücklich fertig gebrachten ‚himmellangen‘ Strümpfe ein.“

Sie öffnete geräuschlos eine Thür und ließ das Lampenlicht in den dunklen Raum fallen.

„Da liegt sie — mein Nesthäkchen,“ flüsterte sie — wie bebte und schmolz diese kräftige Stimme in weicher Zärtlichkeit! — „Was nur das kleine Ding morgen sagen wird, wenn sie ihre liebe Gräfin im Pfarrhause sieht!“ meinte sie leise in sich hineinlachend.

Das blonde Köpfchen des Kindes ruhte im süßen, tiefen Schlaf auf dem Kissen, und die langen Zöpfe fielen über den Bettrand hinab.

Eine himmlische Ruhe überkam das junge Mädchen in diesem Hause. . . . Eben noch mit Grausen in den plötzlich geöffneten Abgrund der Verworfenheit blickend, über den sie blinden Auges so lange hingewandelt war, erschien ihr diese Häuslichkeit wie ein Tempel, ruhend auf den Säulen wahrer Tugend und durchweht von echt gottseligem Frieden.

Und die stattliche, kräftige Frau, die da neben ihr stand, dieses Bild der Standhaftigkeit und unerschrockenen Gesinnungstreue, mit wie viel feinem Tact versuchte sie die sichtbare Aufregung der Geflüchteten zu dämpfen, sie abzuziehen von den Ereignissen, die sie fortgetrieben aus dem sogenannten Vaterhause, indem sie sie in die harmlosen Freuden ihrer Häuslichkeit ohne Weiteres einführte! . . . Es fiel ihr nicht ein, sich zu fragen: was werden die „hohen Herren“ dazu meinen, daß du Eine ihres Gleichen in ihrer Abtrünnigkeit bestärkst? Wird dir der Schutz, den du ihr gewährst, nicht theuer zu stehen kommen? Sie wollte im Augenblick nicht einmal wissen, zu welch' hohem und heiligem Beruf sie die junge Gräfin vorbereiten solle — das mußte sich ja Alles finden! Sie forschte nicht, sie fragte nicht, sie wollte nur Eins für's Erste: beruhigen und das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen.

Welches Gottvertrauen aber, welche moralische Stärke mußte der ganzen Familie innewohnen! . . . Binnen Kurzem sollte sie aus diesem Hause vertrieben werden — es war ein tiefschmerzliches Ereigniß, das sie betroffen, und doch hatte es das glückliche Zusammenleben nicht zu stören, die harmlosen Familienfreuden nicht zu verscheuchen vermocht.

Nach zwölf Jahren zum ersten Mal wieder stieg Gisela an der Hand der Pfarrerin die Treppe hinauf, welche die stolze Jutta von Zweiflingen an jenem verhängnißvollen Weihnachtsabend auf Nimmerwiederkehr hinabgeschritten war. . . . Das junge Mädchen hatte noch eine dunkle Erinnerung von jenem Vorfall; sie erkannte auch den großen Vorsaal wieder, der damals so naß gewesen war, und wo ihr die großen, harten Sandbrocken um die ängstlich ausweichenden, feinbeschuhten Füßchen gekollert waren.

Und da that sich das Eckstübchen mit seinen zwei Fenstern und dem lustig trommelnden Windöschen vor ihr auf! — Das Eckstübchen, das Frau von Herbeck einen unwürdigen Kerker für „die herrliche Jutta“ genannt, und in welchem die stolze Zweiflingen den ersten Träumen des Verrathes und der Treulosigkeit sich hingegeben hatte. . . .

Die prachtvollen Palissander-Möbel mit dem aprikosenfarbenen Seidendamastbezug standen freilich nicht mehr an den Wänden, und das Mädchenportrait im weißen Atlasgewande mit dem Granatblüthenstrauß im Haar hing jetzt im Ministerhôtel zu A. und beschloß neben dem Bild des letzten, schönen, unglücklichen Zweiflingen die lange, stolze Ahnenreihe der schönen Excellenz.

Dafür sahen nun die kräftigen Züge Luther's von der helltapezirten Wand des Stübchens nieder, und wenn auch nur wenige altmodische Möbel umherstanden, so waren sie doch sauber und einladend. Auf Tisch und Commode lagen Servietten und bunte Decken, und das Bett in der Ecke, so ein echtes, hochaufschwellendes thüringer Pfarrhaus-Bett, leuchtete in blendender Frische.

Gisela trat an eines der Eckfenster und öffnete es, während die Pfarrerin noch einmal hinausging. . . . Die wonnig-laue Nachtluft zog herein und flüsterte in dem Laub des Birnbaumes, der mit seinem längsten Ast an die Scheiben klopfte.

Mit dem Nachtwind flogen einzelne verlorene Trompetenstöße herüber — dort drüben tanzten sie noch und wußten nicht, daß unter ihren Füßen ein Pulverfaß lag, daß mit jeder Secunde der Funke näher heranflog, der jählings die ganze stolze und jubelnde Herrlichkeit zerstörend in die Lüfte schleudern würde.

Das junge Mädchen bog sich weit hinaus und sah nach der dunklen, bergaufsteigenden Masse, deren gewaltige, kühngeschwungene Contouren sich dämmernd vom strahlenden Nachthimmel abhoben — es war das Stück Bergwald, welches das altersgraue, grünumsponnene Waldhaus in sich einschloß.

Der majestätische Mann, an dessen Herzen sie geruht, hatte ihr beim Scheiden zugeflüstert, er werde sein Haus heute Nacht nicht mehr betreten — es sei zu eng für sein Glück. Er wolle auf der Wiese vor dem Waldhause auf- und abwandeln, und die Fontaine solle ihm verplaudern von dem Mädchen im blauen Gewande, mit dem blonden Haar, das vor noch ganz kurzer Zeit als unnahbare Gräfin Sturm neben ihr gestanden und die weißen Hände in ihren silbernen Sprühregen gehalten habe. . . . Er wolle dort geflissentlich noch einmal alle Schmerzen der Entsagung, die er durchlitten, an sich vorüberziehen lassen, um dann der Morgensonne doppelt entgegenzujubeln, die ihm die Stunde bringe, in welcher er sein Glück wieder in die Arme nehmen dürfe. . . .

Die Pfarrerin trat wieder ein und brachte ein Glas Wasser, das sie mit Himbeersaft gemischt hatte.

„Ach was — jetzt sehen wir nicht mehr nach dem weißen Schlosse hinüber!“ schalt sie und schloß ohne Weiteres das Fenster. „Jetzt muß das Kindchen schlafen, vorher aber diesen guten, frischen Himbeersaft trinken — der verscheucht alle bösen Träume, und morgen — morgen ist Alles wieder gut!“

Diese einfachen Worte, die nur eine Mutterstimme so süß beschwichtigend aussprechen kann, fielen wie erlösend auf das heiß klopfende Herz des jungen Mädchens. Sie warf sich ungestüm an die Brust der großen, starken Frau, schlang die Arme um ihren Hals und brach in einen Thränenstrom aus.

„Nun, nun, Herzchen,“ beruhigte die Pfarrerin. „Freilich, schaden kann's nicht — weinen Sie sich nur recht von Herzen aus, das wäscht alle schlimmen Eindrücke weg. . . . Aber dann sind Sie mir guten Muthes — das bitte ich mir aus! . . . Sie sind ja bei Pfarrers, und da darf Ihnen kein Härchen gekrümmt werden, und wenn zehn Excellenzen kommen und drohen sollten.“

Die gute, prächtige Frau! . . . Sie hatte einen klaren, durchdringenden Verstand und ein scharfes, kluges Auge; aber das erkannte sie doch nicht, daß die Thränen des tieferregten Mädchens — die ersten Wonnethränen der jungen Braut waren. . . .

(Schluß folgt.)

Aus der Wandermappe der Gartenlaube.

Nr. 2. Das Wetterhorn.

Unter den Alpenhäuptern des Berner Oberlandes ist mein Liebling das Wetterhorn. Mit ihm ist's nicht wie so oft mit andern Schönheiten, die nur auf einer Seite schön sind oder nur aus einer gewissen Entfernung einen Schimmer von Schönheit haben, näher besehen all' den guten Schein verlieren. Das Wetterhorn ist immer schön, wirklich schön, von welcher Seite wir uns ihm nahen mögen. Uebersteigen wir von Meiringen her die „große Scheidegg“ nach Grindelwald, so bietet es gleich im Rosenlaui durch die Wettertannen hindurch mit seinem großen Felsgestell und seiner kühnen Gletscherspitze ein Bild voll kecker Frische, das vielen Malern schon die prächtigsten Skizzen geliefert hat. Ersteigen wir weiterhin den Kamm der Scheidegg, dann starren zu unserer Linken die gewaltigen Felswände, mehrere tausend Fuß senkrecht aufsteigend. Oben über die schroffen Wände strecken sich zwei Gletscher-

Digitized by Google

Das Wetterhorn auf dem Wege von Interlaken nach Grindelwald.
Nach der Natur aufgenommen.

zungen aus verborgenem Kessel hervor, die von Zeit zu Zeit in wundervollen Staublawinen, die „Wetterlawine“ und die „Gutzlawine“ genannt, ins Thal niederdonnern, sich brechen auf den Felssätzen und in Staub gelöst weithin die grüne Trift bedecken. Glücklich der Wanderer, der von fern das schöne Schauspiel sich ansehn oder — ist er g'rad' unterwegs — bei Zeiten sich bergen kann hinter schützendem Felsblock. Nicht so ging's vor etwa acht Jahren zwei deutschen Touristen; sie wurden aus dem in tief herabhängenden Nebeln verborgenen Horn arg überrascht von der übeln Bescheerung. Der Eine der Beiden, dem Führer auf dem Fuße folgend, rettete sich mit diesem hinter ein Felsstück, der Andere, zu weit vorausgeeilt, wurde von der Lawine überrascht und für einige Tage lazarethfähig zugerichtet.

Unser Bild aber stellt das Wetterhorn dar auf dem nächsten Wege von Interlaken nach Grindelwald. Wir verlassen Interlaken, freuen uns im Vorbeigehen der wunderschönen Parkanlagen, welche hinter dem großen Hôtel von Jungfrauenblick sich fast ganz um den Kleinen Rugen herumziehen, und bedauern die Reisenden, welche so selten dieses frische, bunte Frühlingsgewand anlacht. Es ist wirklich merkwürdig, daß immer noch die Meinung vorherrscht, es werde hier erst im Juni Frühling und schön. Wohl sind die Gebirge selber, die Wengernalp, die Scheidegg &c. oft erst im Juni gangbar, oft aber auch schon im Mai. Für die Thäler aber ist auch hier entschieden der Monat Mai

„. . . der warme Kuß,
Den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut,
Künftig eine Mutter werde.“

Geht doch selbst die Alpfahrt mit dem Vieh meist schon im Mai vor sich; nur die höhern und rauhern Alpen werden Anfang oder Mitte Juni von den Heerden bezogen. — Also

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,“

so sing' ich dem alten Liebling und wandre vorbei an Rugen und der malerischen Ruine Uspunnen, Angesichts der Jungfrau, die mit ihrem ebenbürtigen Hofstaat, Mönch und Eiger, die Krone der Landschaft ist. Nach dreiviertel Stunden beim Dörfchen Wilderswyl Schwenkung links; ihre Majestäten ziehn sich zurück hinter die massigen Vorberge, die mehr und mehr uns einschließen; rechts die altberühmte Sulegg, links die „schynige Platte“, gerade vor uns der neue Emporkömmling, „der Männlichen“, der Ansprüche erhebt auf den Titel einer „Durchlaucht“ oder wenigstens „Excellenz“. Er excellirt auch wirklich mit seiner Aussicht, welche derjenigen der weltberühmten Wengernalp entschieden überlegen ist. Auch auf dem „Männlichen“, von Grindelwald in vier Stunden leicht ersteigbar, steht jetzt ein bescheidenes Gasthaus.

Doch ob dieser Höhen wollen wir den Vordergrund, die nächste Umgebung nicht verachten. Brausend wälzt sich und stürzt die Lütschine durch ihr rauhes Bett, das malerisch unregelmäßig von schwarzen Tannen umsäumt ist; sie plaudert mit ihnen bald tosend und freundlich, bald treibt sie Muthwillen in wilden Sprüngen und reißt in ungestümer Liebe wohl auch das Nächste mit sich hin, wenn im Frühjahr das Hochwasser aus den Bergen ihre Leidenschaft stachelt. Und siehe, auf einmal, während wir noch mit der Lütschine phantasiren, steht unversehens wieder ein neues Bild vor uns: zwischen dem Stock des Männlichen und dem ihm links gegenüberliegenden langgezogenen wilden Gebirgsgrat, der das Faulhorn uns verdeckt, zieht ein enges Thal sich aufwärts, das Lütschenthal, und im Hintergrund steht als Schluß des Gemäldes das Wetterhorn, groß und schön und freundlich, wie wenn es blos dazu geschaffen worden wäre, hier einer Gebirgslandschaft die Krone der Vollendung zu geben, wie die Jungfrau derjenigen von Interlaken sie giebt.

Bald überschreiten wir bei Zweilütschinen den Lauterbrunner Arm dieses Flusses und marschiren dem Lütschenthal zu.

Nun beginnt auch das Steigen. Es ist keine „schöne Gegend“, das Lütschenthal. Arm — das ist sein Charakter. Doch nicht gleichgültig für Besseres ist der Sinn seiner Bewohner; das beweist das neue Schulhaus, das aus Holz gebaut mit seinen grünen Fensterladen gar freundlich inmitten der armen Häuschen steht. Ueberschauen wir aber das Thal, lieber Wanderer, und uns gelüstet schwerlich darnach, hier zu weilen. Wohl ist noch mild die Luft und läßt mancherlei schmackhafte Frucht zur Reife gedeihen; wohl entbehrt das Thal nicht eines gewissen romantischen Zaubers; aber Leben und Eigenthum eines großen Theils seiner Bewohner sind in beständiger Gefahr; die Steinhaufen und Trümmermassen überall sind sprechende Zeugen davon. Der Geologe redet gelassen von der Verwitterung der Gebirge; weniger gelassen denkt daran der Lütschenthaler; ihm drohen beständige Erdrutsche, ihm droht ein gewaltiger Bergsturz. Des Oeftern schon, zumal in den zwei letzten Jahren, haben links hoch oben in der Steinwelt der Sägistelhörner Felsstücke sich gelöst und sind in Trümmern zu Thal gefahren, wie geschlendert von wüthender Hand, haben starre Bäume geknickt, als wären's dünne Stäblein, haben Scheunen zerschlagen, Häuser bedroht, und hinter ihnen her kam, von Regen und Schnee erweicht und gelöst, die scheußliche Erd- und Steinmasse, der große Heerhaufe, gegen den kein Widerstand möglich, fegte ohne Erbarmen weg, was im Wege war, spurlos, überdeckte schöne Matten mit Graus; aus dem wüsten Chaos strecken erstorbene Fruchtbäume ihre abgemagerten Arme gen Himmel, klagend und bittend, nicht mehr für sich, aber für's arme Thal: „Herr, laß es genug sein.“ Und immer noch drohet der Berg. Es grenzt an's Wunderbare, daß kein Menschenleben zu beklagen ist, wie wenn das entfesselte Wüthen der grausen Elemente auch gezügelt, geleitet, gelenkt worden wäre durch eine mächtige, den Menschen freundliche Hand.

Zur Beruhigung der Wanderer ist die alte Straße, die in halsbrechender Steigung mitten durch das gefährliche Revier sich zog, endlich aufgegeben, und die neue Straße, außer aller Gefahr, schlängelt sich, viermal die Lütschine überbrückend, in leichter Steigung bergan und bietet neben manchem malerischen Punkt einen Ueberblick über das ganze Feld der Zerstörung. Noch eine schöne Windung der Straße, und wir steigen nach Burglauenen auf, dem kleinen Dörfchen auf dem Schutt, der das alte „Schillingsdorf“ deckt. Hier aber ist der Ort, wo wir still stehen und das Auge an dem großen Naturbilde erquicken wollen, an welches unsere Illustration uns und alle die Glücklichen erinnern will, die sich dieses Anblicks erfreuten.

Im Vordergrund die Felsstücke, die zu Tausenden da liegen, sind Zeugen der alten Katastrophe. Der „Flechtenstein“ heißt ein solcher Block noch heute im Volksmunde, weil er im Sturz ein liebliches Mädchen erfaßte und unter seinem zermalmenden Gewicht begraben hat, so daß nur die Haarzöpfe, „Flechten“ in der Landessprache, drunter hervorschauten, den suchenden Eltern ein schreckliches Zeichen von ihres Kindes Loos. Links auf strebt das Burghorn, oder schlechtweg „die Burg“, die im Sturze das an ihrem Fuß liegende Dörfchen begraben (daher der Name „Burglauenen“); rechts der Höhenzug des Männlichen, und den Schlußstein bildet wieder, nun schon nahe in der Fülle seiner Pracht, das Wetterhorn und mit ihm, durch die schönsten Gletschermassen verbunden, des „Berglistocks“ felsige Kuppe.

Während der Stunde Wegs, die bis in's Dorf Grindelwald noch zurückzulegen ist, enthüllen sich immer mehr die Schönheiten dieses großartigen Bergthales, unstreitig eines der schönsten der ganzen Alpenwelt; der kühne Riese Schreckhorn zunächst erhebt sein stolzes Haupt, und um seinen Fuß gewunden tritt auch der „untere Grindelwaldgletscher“ mehr und mehr vor; dann des Eigers gewaltige Wand, neben ihm sind auf einige Augenblicke auch die Spitzen der Jungfrau und des Silberhorns sichtbar, und zwischen Eiger und Schreckhorn tritt zuletzt auch der glänzende Wall der Viescherhörner hervor.

Aber über Alles schön, je länger man's vor Augen hat, ist doch immer im Morgenlicht und im Abendglanz, wenn Gewitterwolken an ihm hängen und wenn leichtdurchsichtige Nebelstreifen daran hinziehen, oder wenn das feine Mondlicht es umzittert, das Wetterhorn. Den Grindelwaldnern ist es „das Horn par excellence“, und mit vollem Recht ist es das edle Ziel so vieler rüstiger Bergsteiger. Die Ersteigung desselben gewährt so viel Reiz, Abwechslung und Poesie, wie die vielleicht keines anderen Berges. Vom Fuß des oberen Gletschers aus wird erst auf der Nordseite des Berges im Zickzack angestiegen, dann bei der „Enge“ auf dessen Westseite eingelenkt, eine Zeitlang fast ebenen Wegs parallel mit dem oberen Gletscher spaziert, später um den in den Gletscher abfallenden Grat wieder links gekehrt, und so — von Grindelwald aus in fünf Stunden — erreichen wir den „Gleckstein“, circa siebentausend Fuß über dem Meer, das gewöhnliche Nachtquartier der Besteiger, für sich schon eines Besuches werth. Rings die Wetterhörner, der Berglistock, das

Digitized by Google

Lauteraarjoch. Die Schreckhörner und der Mettenberg bilden den großen Kranz, der uns einschließt, und unsere Herberge ist eine Höhle, gebildet durch zwei gewaltige Felsblöcke, die sich so aneinander lehnen, daß unter ihnen ein freier Raum bleibt. Die nächste Umgebung ist ein rauhes Trümmerfeld. Es ist eine großartige Einsamkeit hier oben mit ihrer erhabenen Stille. Außer einigen hirtenlosen Schafen, die im weiten Revier da spärliche Weide suchen, weilt nur die flüchtige Gemse hier, und selten läßt eine Flühelerche ihren kurzen Ruf hören.

Solche Orte bevölkert der Mensch gern mit seiner Phantasie. So ist denn auch der Gleckstein und seine Umgebung der Hauptwohnsitz der lieblichen Bergmännchen, der Zwerge, die als Ueberlieferung aus der guten alten Zeit in Grindelwald noch leben. Viel wird noch erzählt, was sie Gutes den Menschen gethan. Aber der letzteren Uebermuth hat sie verjagt. Einmal nämlich erhitzt ein junger Schlingel mit Feuer einen Stein, auf dem die Zwerge der Ruhe zu pflegen gewohnt waren; und da nun einer derselben arglos darauf sich niederließ und jämmerlich verbrannte, da erkannten sie, daß ihre Zeit vorbei sei, und verschwunden sind sie seither. Doch meine ich, sie können ihren alten Lieblingsort nicht ganz lassen, und wessen Sinn und Geist auch in der Natur dort oben etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem sind auch die Berggeisterchen nicht fremd. Ja, es ist erstaunlich, was dieser „Gleckstein" Alles weiß, wie viel dort die Zwerge uns erzählen könnten! Und die Spitze des Wetterhorns, die vom Gleckstein hinweg in fünf Stunden gewonnen wird, wie herrlich lohnt sie wieder das kühne Wagen, das edle Müh'n!

Doch für heute — bleiben wir im Thale, nähren uns redlich und erquicken uns ruhig an dem schönen Bilde, das uns unverblaßt in Auge und Herzen stehen bleibt in seiner milden Majestät!

G. Gr.

Haar-Messen und Zopfabschneider.

„Mit der — Mode kämpfen Götter selbst vergebens", — so ließe sich das bekannte Dichterwort variiren, um eine Wahrheit auszudrücken, die man geradezu als absolute bezeichnen könnte, wenn uns endlichen Menschen überhaupt eine solche vergönnt wäre. Was ist in den letzten drei, vier Jahren nicht Alles gesprochen und geschrieben, gepredigt, gewitzelt und gespottet worden, um die abscheulichen Anhänge zu beseitigen, welche jetzt bald als ungeheuere Knäuel und Klumpen, bald in Form von Zotteln und Roßschweifen die Köpfe unserer modischen Damen entstellen! Aesthetiker und Moralisten, Aerzte und Pädagogen sind mit schwerem und leichtem Geschütz dagegen zu Felde gezogen; man hat grauenhafte Geschichten erzählt von Zöpfen, die, um dem Begehr zu genügen, unsere Friseure den Leichen abschneiden; man hat das Ungeziefer der Gregarinen entdeckt und losgelassen; ein Oberhirt der Kirche hat erst unlängst erklärt, daß er seine Hand nicht segnend auf die Scheitel junger Damen legen werde, welche in dem geborgten Hauptüberschwange vor ihm erschienen — doch was hat dies Alles gefruchtet? Ist darum nur ein einziger Chignon, eine einzige falsche Locke à la repentir, cachefolie, tête-et-pointe, Alexandria und wie man die Unholde sonst noch hochtrabend getauft hat, weniger getragen worden? Im Gegentheil, der Haarhandel florirt mehr denn je, und seine feineren Waarensorten werden mit immer enormeren Preisen bezahlt. Einer der ersten Pariser Haarhändler findet Abnehmerinnen, die ihm seine berühmten hochblonden Chignons — blonde ardente nennt sie die Mode — mit Freuden für fünfzehnhundert Franken abkaufen, obschon Nachahmungen derselben in Seide in allen Posamentierläden um neunzig Centimes zu erhalten sind.

Bekanntlich ist Frankreich der Hauptstapelplatz des falschen Haares, nach England allein geht jährlich für nahe an siebenzigtausend Pfund Sterling, und die Ausfuhr nach Deutschland wird kaum eine geringere sein. In Frankreich aber ist es wiederum die Bretagne, welche dem Pariser Markt das größte Quantum an Menschenhaaren liefert. „Seit der römischen Invasion," schreibt Chateaubriand in seinen Memoiren, „haben die gallischen Weiber ihre Locken verkauft, um andere minder bevorzugte Scheitel damit zu schmücken, und noch heut zu Tage entäußern sich meine bretonischen Landsmänninnen dieser Zier, um an gewissen Markttagen buntseidene Tücher dafür einzutauschen."

Eine solche weit und breit berühmte Haarmesse findet alljährlich am vierten September unweit des durch den erwähnten Schriftsteller und Staatsmann dem Dunkel entrissenen Schlosses Combourg auf einer großen Wiese statt. Es ist dies ein Volksfest für die ganze Gegend, eine Art Zigeunerlager mit allen möglichen Habseligkeiten, Trödeleien und Ergötzlichkeiten, wie sie bei derlei Gelegenheiten wohl auch bei uns in Deutschland an der Tagesordnung sind. Umsonst aber — erzählt der Gewährsmann, dem wir die nachfolgenden Einzelheiten verdanken — umsonst sah ich mich nach den indischen Foulards um, gegen welche, nach Chateaubriand's Aufzeichnungen, die jungen Bretoninnen den Reichthum opfern sollten, den ihnen eine gütige Natur verliehen, ebenso vergeblich nach den Anstalten, das Opfer in's Werk zu richten. Endlich ganz draußen am Saume der Zelte und Buden bemerkte ich unter einer Gruppe alter, weitschattender Walnußbäume, gewissermaßen im Verborgenen, als handele es sich um heimlich abzuthuende Verrichtungen, einige mit Planen bedeckte Karren. Sie waren voller kleiner Pakete und Bündel, ihre Gabeldeichseln zur Erde gekehrt, und ihre mageren Gäule, an die Radspeichen gebunden, ließen sich das Gras umher wohl schmecken. Ich ging auf einen der Karren zu; sein Eigenthümer, ein untersetzter, kräftiger kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, halb Bauer, halb Roßtäuscher, wie es schien, saß auf der Deichsel mit einem Pack buntbedruckter Kattuntücher vor sich. Etwas vom Schelm lag in dem Zwinkern seiner frechen Augen, als er eines der Bündel aufschnürte und ein halb Dutzend grellfarbige Tücher eines nach dem andern langsam herauszog, um sie, unter höchst beredter Anpreisung jeder einzelnen Schönheit seiner Waaren, einer alten Bauerfrau zu zeigen, welche ein ungefähr zwölfjähriges baarfüßiges Mädchen an der Hand hatte. Die Haube oder Catiole war dem Kinde abgenommen, damit man das prachtvolle Haar besser sehen konnte, das in üppigen Wellen ihm bis auf die Brust herabfloß. Wie ich an die Leute herangekommen war, hörte der Mann mit einmal in seinen Demonstrationen auf; die Worte der Frau aber konnte ich noch vernehmen:

„Ein Tuch ist nicht genug für eine solche Menge Haar," sagte sie.

Das Mädchen selbst schien in der Sache keine Stimme zu haben; es begnügte sich, die vor ihm entfalteten glänzenden Schätze mit lüsternen Augen zu betrachten.

„Wahrhaftig in Gott," erwiderte nach einer Pause der Händler in sanftem, schmeichelndem Tone, „ich kann nicht mehr geben, sonst muß ich einbüßen bei dem Geschäft; ich habe schon mehr schwarzes Haar, als ich brauche. Heut zu Tage zieht nur blondes Haar, aber ich habe Euch nun einmal ein Tuch versprochen, und Ihr sollt's haben. Ich halte mein Gebot, und Ihr wißt mich zu finden, wenn Ihr's Euch überlegt habt."

Die Alte entgegnete nichts mehr, sondern half der Kleinen das Haar wieder aufbinden und unter der weiten Catiole verbergen. Darauf gingen Beide hinweg, kamen jedoch nach wenigen Augenblicken wieder, um die Bedingungen des Händlers zu acceptiren, welcher ohne weitere Umschweife zum Werke schritt. Er setzte sich auf einen dreibeinigen Stuhl und klemmte sein Opfer, dem das Haar lang herunter hing, fest zwischen seine Kniee. In seiner Hand befand sich eine riesige offene Scheere, welche er dem Kinde dicht auf den Kopf preßte.

„Monsieur," jammerte es, „Sie thun mir weh, und bitte, bitte, schneiden Sie mir nicht Alles ab, lassen Sie mir wenigstens eine einzige Locke, daß ich meinen Kamm feststecken kann."

Der Mann blieb indeß taub gegen derlei Anliegen; mit wenigen Schnitten seines grausamen Instrumentes war der Kopf des armen Mädchens fast ganz kahl geschoren. Dann rollte er die Haarsträhne zusammen, band sie mit einem Knoten zu und steckte sie in einen Sack, während die Beraubte sich einen Augenblick instinctiv nach dem Kopfe griff und hierauf die von dem Händler angerichtete Verwüstung schleunigst unter der Haube versteckte. Sobald dies geschehen, suchte sich das alte Weib das

bunteste aus dem ausgebreiteten halben Dutzend Tüchern aus und verschwand mit ihrer Enkelin im Marktgedränge.

Man hat behaupten wollen, die jungen Mädchen der Bretagne und Auvergne gäben blos in Fällen äußerster Noth und Bedrängniß ihr Kopfhaar preis, das ist aber vollkommen unwahr. In der Bretagne besteht dieser Handel schon seit dem Alterthum und ist so zu sagen der Bevölkerung in's Blut übergegangen. Die dort landesübliche Coiffüre der Mädchen und Frauen läßt das Fehlen der Flechten nicht bemerken, allein selbst wenn dem so wäre, so würde deshalb doch kein Mensch das unglückliche geschorene Lamm für geringer oder minder schön halten. In Montlucon hinwider verkaufen die Bräute ihr Haar, mit Zustimmung ihrer künftigen Gatten, um sich aus dem Erlös ein Ausstattungsstück beschaffen zu können, und selbst vermögliche Pächters- und Gutsbesitzersfrauen entäußern sich gelegentlich ihrer Haare, wenn sie sich anders nicht irgend ein erwünschtes Kleidungs- oder Putzstück erzeugen können.

Das Haar der Bretoninnen ist seiner Weichheit und Schönheit wegen ganz besonders geschätzt, deswegen entfalten die Händler ihre verführerischen Waaren dort nicht blos auf Märkten und bei sonstigen allgemeinen Festen; Jahr aus Jahr ein vielmehr ziehen Hausirer mit bunten Baumwoll- und Seidentüchern von Dorf zu Dorf und verlocken Hunderte von Bauernmädchen, die sie unterwegs treffen, gegen ein paar elende rothe oder gelbe Lappen, welche manchmal keinen Franken werth sind, ihr schönes blondes oder schwarzes Haar zu opfern. In den Städten wissen die Friseure den jungen Mädchen zu Gemüthe zu führen, daß sie das Pfund langer Nackenhaare mit zwanzig Franken bezahlen — das ist der Marktpreis durch die ganze nördliche Bretagne — allein da hier weibliche Arbeit sich schon besser verwerthet als auf dem Lande, so machen sie mit ihren Offerten kein erhebliches Geschäft und dies in der Regel blos mit Mädchen, denen aus Krankheitsursachen das Haar auszugehen beginnt und die, einmal zu dem Verluste verdammt, lieber ihre fünfzehn Franken noch dafür mitnehmen. Der durchschnittliche Werth eines Kopfs voller Haare ist zehn Franken, denn der reichste Haarwuchs mit Strähnen, welche bis über die Taille hinabreichen, wiegt selten das Pfund, das den ersehnten Napoleon einträgt. Vor Jahren, ehe das heutige Eisenbahnnetz existirte, konnte der Haarhausirer auch in den französischen Städten seine Herrlichkeiten, Tücher, Bänder, Mützen, Ohrringe und andern wohlfeilen Tand an den Mann oder vielmehr an das Weib bringen, heut zu Tage aber wissen die jungen Mädchen und deren Angehörige besser, welcher Reichthum ihnen in den Locken ihres Kopfes wächst, so daß der Händler mit baarem Gelde bei der Hand sein muß, wenn er eine erkleckliche Ernte halten will.

In der Auvergne treibt der Haarkäufer sein Geschäft noch öffentlicher. Auf jedem Jahrmarkte, bei jedem ländlichen Feste, namentlich auf den Märkten von Ambert, St. Anthème, Arlant, Olliargues und Riom, erscheint er mit seinem Cabriolet und schlägt seine Bude auf, von der eine stattliche tricolore Flagge weht, nicht wie in der Bretagne abseit des eigentlichen Marktgewühls, sondern mitten in der Reihe von Butter- und Eier-, von Gemüse- und Obstständen. In Issingeaux präsentirt er sich überaus malerisch; er steht auf einem niedrigen Gerüste vor seiner aus Segeltuch und ein paar Bretern erbauten Bude und ladet, die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgestreift, mit der Stentorstimme eines Meßrecommandeurs Mädchen und Frauen ein, heraufzukommen und ihr Haar sehen zu lassen. Um ihn herum ist ein buntes Gedränge von Männern und Weibern in Holzschuhen; die Frauen in kurzen Röcken und grellfarbigen Hauben oder breitrandigen Strohhüten, die Männer in apfelgrünen Tuchjacken und ungeheuren Filzhüten.

Eines nach dem anderen steigen nun die Mädchen auf die Bühne, setzen ihre Mützen ab, binden ihre Flechten auf und stellen ihren Reichthum vor Aller Augen zur Schau. Der Haarkäufer unterwirft denselben einer sehr genauen handgreiflichen Untersuchung und thut sein Gebot, und sobald man handelseinig geworden, schlüpft das Mädchen in die Bude hinein. In Zeit von fünf Minuten hat der Gehülfe des Händlers die Dirne rattenkahl geschnitten, und unter dem Jauchzen und Gelächter des umstehenden Publicums rennt sie davon. Diese Demonstration hindert indeß nicht im Mindesten, daß nicht nach und nach fast alle die versammelten Schönen ihrem Beispiel folgen. Ab und zu geschieht es jedoch, daß die anwesenden jungen Männer, welche den Haarkäufer nicht eben mit freundlichem Auge ansehen, über ihn herfallen, wenn er sich mit den eroberten Schätzen entfernen will. Zwar rettet ihn meistens die Schnelligkeit seines Pferdes vor der drohenden Plünderung, Schmutz, Steine, faule Eier und aller mögliche Unrath aber, dessen man habhaft werden kann, regnet auf das Dach seines Cabriolets nieder, bis er aus dem Bereiche der aufgeregten Jünglinge ist und nun ruhig einem anderen Dorfe zufährt, wo er morgen seine Rolle von Neuem und in der Regel mit dem gleichen Erfolge spielt.

Hat der Händler seine Tour in den Provinzen beendet, so schafft er seine Waare nach Paris oder einer anderen großen Stadt Frankreichs, wo er sie, je nach der Qualität, zum Preise von zwanzig bis hundert Franken das Pfund an die großen Coiffeurs und Haargeschäfte verkauft, die sie, nach gehöriger Zubereitung, zu Chignons, Locken, Flechten, Zöpfen und dergleichen verarbeiten. Bei dem neulichen Besuche eines dieser Etablissements fand ich die vier Wände des Verkaufslocals von der Diele bis zur Decke rundum mit Regalen versehen, auf denen Chignon über Chignon aufgestapelt waren, Chignons von allen Sorten und Farben, vom tiefsten Blauschwarz bis zum zartesten Blond. Immer je sechs waren zu einem Paket vereinigt, da ein halbes Dutzend die kleinste Quantität ist, welche das Haus, das sich mit dem Detailgeschäft nicht befaßt, abgiebt. Eine Anzahl von Gehülfen führten die Aufträge aus, welche von den Kunden entweder persönlich ertheilt wurden oder diesen Morgen mit der Post von den verschiedenen Reisenden der Firma eingelaufen waren. In dem anstoßenden Magazine lag das Rohmaterial in großen Haufen auf dem Fußboden, daneben saßen wohl einige dreißig junge Mädchen, welche die Chignons der Zukunft sortirten und abwogen; je nach der Beschaffenheit wurden mehr oder weniger Grammes auf den Chignon gerechnet. Der ganze Ort duftete nach Haar; in allen Kästen, in Cartonschachteln und Schubladen lag Haar, Haar hing von der Decke herab und Haar klebte an den Wänden, Haar war auf Tischen und Stühlen, ja selbst im Tintenfaße, und Haar wirbelte in der Luft umher, so daß man bei jeder Bewegung, die man machte, die Gegenwart desselben sehr empfindlich inne ward.

Die gewöhnlichste Sorte Haar, so erfuhr ich, geht in großen Säcken ein, von denen jeder ungefähr zweihundert Pfund schwer ist. Zunächst kommt es nun zur gründlichen Wäsche in siedendes Wasser, um alles Fett und andere Unreinigkeiten los zu werden, darnach bringt man es in ein Sodabad und läßt es sorgfältig trocknen. Hierauf werden die verschiedenen Flechten nach Länge und Nuancen oberflächlich sortirt, wonach die Operation beginnt, die mit dem technischen Ausdruck „éveinage" bezeichnet wird. Diese Procedur besteht darin, daß man aus jeder einzelnen Flechte die größeren Locken ausscheidet, die in der Farbenschattirung nicht ganz genau mit einander übereinstimmen. Weiter folgt die recarrage, das heißt die Egalisirung der oberen Enden jeder Flechte, und dann eine zweite und scrupulösere Sortirung. Nunmehr wird es zu Bündeln von je zehn bis zwölf Pfund arrangirt, um in dieser Form eine neue Reihe von Manipulationen zu durchlaufen.

Zuvörderst nehmen die Arbeiter Hände voll davon heraus und bepudern es durch und durch mit Mehl; darauf wird es auf eisernen Krämpeln energisch durchgekämmt, die sich zu immer größerer Feinheit abstufen, bis endlich mit einem nochmaligen Durchkämmen auf einer Hechel von höchster Zartheit die Vorbereitung des Haares vollendet ist. Jetzt erst beginnt die Herstellung der Chignons und falschen Locken, und zwar derart, daß man Haare von der gleichen Nuance und möglichst der nämlichen Länge in gewissen Proportionen zusammen mischt. Um einen großen Chignon herzustellen, braucht man oftmals das Product von nicht weniger als dreißig Frauenköpfen.

Der Chef des Etablissements versicherte mir übrigens — und zur Beruhigung meiner Leserinnen säume ich nicht dies mitzutheilen — daß alle Erzählungen von aus Leichenhaaren verfertigten Chignons in das Bereich der Fabel gehörten. „Das auf diesem Wege erlangte Haar wäre viel zu spröde, um in die geeignete Form gelockt oder geflochten werden zu können, und von Gregarinen, die in russischen Chignons vorkommen mögen, habe ich in Frankreich auch kein einziges beglaubigtes Beispiel gehört. Nicht eine Locke russischen Haares geht nach Frankreich — außer auf

den Köpfen moskowitischer Damen. Dagegen erhalten wir über Marseille eine ansehnliche Menge Haar aus Italien, hauptsächlich aus Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate — Sie wissen jedenfalls die Geschichte von der jungen Römerin, die ihr Haar verkaufte, um dem Papste einen Zuaven zu stellen — und ein mäßiges Quantum aus Oesterreich, Belgien und Spanien, das Gros unserer Zufuhr aber liefert uns immer Frankreich selbst, insbesondere die Bretagne, Auvergne, Artois und Normandie, auch, doch in geringerer Masse, Languedoc, Limousin, Poitou und Bourbonnais. Das bretagnische Haar schätzen wir als das werthvollste von allem wegen seiner unvergleichlichen Feinheit, sodann weil die Bauernmädchen es gerade während der wichtigsten Periode seines Wachsthums beständig mit einer Haube schützen, weil es niemals gekräuselt, sondern einfach aufgebunden wird und weil es kaum je mit dem Kamm Bekanntschaft macht. Noch über diesem bretonischen Haar aber, freilich kommt es in seiner ganzen Schönheit nur selten vor, steht das echte blonde deutsche Haar. Aus ihm machen wir die Chignons von jener Schattirung, die man „Engelsblond" nennt und mit den höchsten Preisen bezahlt."

Die langen Haare, welche sich die Pariser Damen tagtäglich auskämmen und die allmorgentlich auf die Kehrichthaufen in den Straßen geworfen werden, haken die Chiffonniers sorgsam aus dem Unrathchaos heraus und verkaufen sie an die Friseurs zur Anfertigung der têtes-et-pointes, d. h. jenes billigen Gelocks oder Büschels, zu dem man nicht Haare von gleicher Länge und Sorte braucht. Nichts, was in dies Haardepartement schlägt, scheint sonach verloren zu gehen; das Haar von schlechter Nuance wird gefärbt, meistens schwarz, und selbst die kleinen Scheerenabfälle finden zu Puppenperrücken und Puppenchignons ihre gute Verwendung.

Der obenangeführte Preis von fünfzehnhundert Franken für einen Chignon ist übrigens, wie man sich denken kann, nur ein Ausnahmepreis, welchen die ganz besondere Farbe des Haars, nämlich ein heller Goldschein, sodann seine ungewöhnliche Länge von nahezu drei und einem halben Fuß und seine Masse und Feinheit bedingte. Um diesen Wunderchignon zu erzeugen, mußte das Haar aus einem ungeheuern Vorrath von mehreren hundert Pfund Schwere mit der peinlichsten Sorgfalt ausgelesen werden. Im Allgemeinen kostet augenblicklich ein Chignon besserer Art und von nicht ungewöhnlicher Farbe etwa zweihundertundfünfzig Franken — also noch immer ein kleines Capital für eine widerliche Verhunzung des menschlichen Körpers! — während gewöhnlichere Qualitäten um zwölf bis siebenzig Franken zu haben sind.

Wir Alle wissen, daß das Tragen von falschem Haar schon lange vor unserer christlichen Zeitrechnung im Gebrauche war, mit dem Chignon als solchem, d. h. unter diesem Namen, aber wurde die Welt erst beglückt, als die Coiffeure selbst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Aufnahme kamen und bald in Paris allein zu dem stattlichen Heere von zwölfhundert Mann anwuchsen. Die Coiffeure sind auch die unseligen Erfinder der heutigen gräulichen Kopfauswüchse unserer Damen, sie und ihre salbenduftenden Herren Collegen in und außer Frankreich haben einzig und allein ein Interesse an dem Fortbestehen der unsinnigen und unappetitlichen Mode, von der zu emancipiren jede saubere deutsche Frau und jedes saubere deutsche Mädchen sich zur Ehrensache machen sollte. Die Gründung eines „Antichignon-Vereins" wäre wahrhaftig kein unwürdiges Thema für den nächsten deutschen Frauentag, und wir wollen es hiermit ihm nachdrücklichst an's Herz gelegt haben.

Der Freischütz.

Theatralische Rückerinnerungen.

Ich beschäftige mich eben mit dem Studium der Biographie Karl Maria's von Weber.* Der Verfasser und Herausgeber derselben, des Verewigten ältester Sohn, Max Maria von Weber, hat dem deutschen Volke in ihr nicht blos ein treues Conterfei seines großen Vaters, ein lebensvolles Bild des Menschen und Künstlers Weber, des nationalsten und volksthümlichsten aller deutschen Tondichter gezeichnet, sondern er entrollt uns in dieser Biographie daneben auch ein Stück Cultur- und Zeitgeschichte, die das Buch als eine doppelt beachtens- und dankenswerthe Gabe erscheinen läßt und ihm auch nach dieser Seite hin einen ebenso hohen als unvergänglichen Werth sichert. Ich habe darum auch sehr bewußt absichtlich gesagt: ich beschäftige mich mit dem Studium der Biographie Weber's, denn ein solches Buch darf man nicht einfach blos lesen, wie man etwa hundert andre Bücher liest, ein solches Buch muß man studiren. Ueber seinem Studium werden Erinnerungen mannigfacher Art in mir wach. Zwei davon, die den Freischütz betreffen, und deren eine meinen Kinder- und Jünglingsjahren, die andre meinem Gauklerleben angehört, will ich hier mittheilen.

Am 18. Juni 1821 war unter dem begeisterten Zujauchzen fast der gesammten Bevölkerung in Berlin der Freischütz zum ersten Mal in Scene gegangen, von dort aus dann seinen Siegesflug über die Theater Deutschlands nehmend. Daß kleinere und kleine Bühnen, besonders Wanderbühnen, sich seiner erst nach zwei, drei Jahren bemächtigen konnten, ist in Betracht der damaligen Vermittlungsverhältnisse sehr erklärlich. Somit war es sicher in gewissem Sinne ein Zeichen bedeutender Thatkraft und schön nationalen Strebens, wenn z. B. ein Wanderbühnen-Director, wie Brökelmann — mehr noch als ihm selbst ist eigentlich seiner ebenso liebenswürdigen als feingebildeten und künstlerisch hervorragenden Gattin, Julia Brökelmann, das Verdienst zu vindiciren! —, der doch immer nur verhältnißmäßig sehr mittlere Städte, wie Stralsund, Greifswald, Anklam ꝛc. besuchte, schon im Winter 1822 seinen Theaterorten den Freischütz brachte.

Die Melodien der Oper waren allerdings schon gleich nach ihrer Aufführung in Berlin und Hamburg im ganzen Norden Deutschlands bekannt geworden. Reisende, namentlich Handlungsreisende, mehr oder weniger gesangeskundig, Alle aber geschworene Freischützenthusiasten, trugen die originellen, und deshalb leicht behaltbaren Weisen des Trinklieds Caspar's, des Jungfernkranzes, des Jäger- und Spottchores, der Arie des Max: „Durch die Wälder, durch die Auen", bis tief in die Abgelegenheit der kleinsten Städtchen. Der Freischütz war ein Epoche machendes Ereigniß, das die Theilnahme aller Schichten der bürgerlichen Gesellschaft gleich gewaltig in Mitleidenschaft zog.

Auch in meiner Vaterstadt, einem saubern, behäbigen und wohlhabenden Landstädtchen Meklenburgs, spielten alle Claviere, die vorhanden waren, nur die Melodien des Freischütz, sangen begeisterungsvoll alle jungen Mädchen mit und ohne Stimme die schwärmerischen und sentimentalen: „Wie nahte mir der Schlummer" — und: „Und ob die Wolke sie verhülle" — die mehr keck, leichtblütig und heiter temperamentirten: „Kommt ein schlanker Bursch gegangen" — während die Herren Primaner des Gymnasii sich entschieden an des Kaspar famoses Trinklied hielten, unglücklich liebende Handlungsdiener aber das klagende Recitativ des Max auf der Flöte in die Nacht hinausbliesen, Handwerker und Mägde dagegen dem Jägerchore und dem Jungfernkranz den Vorzug gaben.

Auch hier also Freischützenthusiasmus im höchsten Grade, der nahezu fieberhaft und bedenklich wurde, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete: „Brökelmann ist mit seiner Gesellschaft in Anklam und giebt den Freischütz."

Den mercantilen und sonstigen Verkehr zwischen meinem Heimathstädtchen und der schifffahrttreibenden nachbarlichen preußischen Handelsstadt Anklam, dessen Handel damals weitaus bedeutender war als heute, vermittelten außer der Post, die wöchentlich einmal cursirte, auf irreguläre Weise die Kornwagen der um mein Städtchen liegenden Landgüter, die im Winter in Anklam ihrer Felder eingeheimsten goldnen Segen in gemünzten Segen des Vergbaues umsetzten; auf reguläre Weise jahraus, jahrein aber ein heimischer Frachtfuhrmann, der, je nach Bedürfniß, wöchentlich ein- auch zweimal mit seinem starken Viergespann den im Sommer theilweise mahlend sandigen, theilweise fettlehmigen, im Sonnenbrand dann starrend holperig trocknenden, im Herbst und Früh-

* Karl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber. 3 Bde. Leipzig. Ernst Keil.

ling dagegen überall fast grundlosen Landweg befuhr und zu jeder Reise, trotz kaum mehr als drei Meilen betragender Entfernung, hin und zurück seine ausgeschlagenen drei Tage brauchte. Dieser Frachtfuhrmann nun auch hatte die erwähnte aufregende Nachricht mitgebracht, leider aber vergessen, sich nach den Tagen der Aufführung zu erkunden.

Ein vorzugsweise freischützbegeisterter erbgesessener Patriciersohn erklärte sich aber sofort bereit, nach Anklam hinüberzureiten und genaueste Nachricht heimzubringen. Seine Rückkehr konnte erst spät in der Nacht erfolgen, da es so fest stand wie das Amen in der Kirche, daß, wurde an diesem Abende der Freischütz in Anklam wiederum aufgeführt, der begeisterte Bote auch durch die Schrecknisse eines Heimritts in rabenschwarzer Nacht auf entsetzlichem Wege und obendrein durch nicht ganz geheuren meilenlangen Forst sich nicht würde zurückhalten lassen, die Vorstellung zu genießen. Hunderte von Leuten aller Stände blieben über Nacht auf, den Gesandten zu erwarten. Mehr als fünfzig Männer und Frauen, jung und alt, harrten seiner in Gemeinschaft in einem Patricierhaus, das gastfrei den Freischützenthusiasten, an deren Spitze es selbst stand, seine Räume geöffnet hatte. Sogar der Kastengeist, der nirgends schroffer hervortritt als in kleinen Städten, besonders in alten mit ausgedehnter Autonomie, verkroch sich vor der allgemeinen Begeisterung, wenn er auch spottlächelnd aus seinem Winkel herausschielte und auf seine Zeit mit Ruhe wartete, von der er sicher wußte, daß sie wieder kommen mußte. Heute Nacht freilich war er machtlos. Die Gesellschaft, so bunt gemischt sie war, vereinte ein und dasselbe Gefühl, und das ließ sie für den Augenblick alle Standesunterschiede vergessen.

Gegen fünf Uhr Morgens endlich sprengte auf schweißtriefendem schäumenden Gaul, mit den unsaubern Bestandtheilen der Landstraße, Lehm und feuchtem Sand, vom Kopf bis zur Zehe, Mantel, Hut und Reitstiefel bedeckt, der Delegat vor die Pforte des Patricierhauses, schon gefolgt von allen den Aufgebliebenen, die in der Straße wohnten, in die er einritt, und die der Hufschlag seines Pferdes hinter ihm her gelockt hatte, wie die Pfeife des Rattenfängers von Hameln.

„Ich habe den Freischütz gehört und gesehen," meldete den stumm Lauschenden der Heimgekehrte. „Ihn Euch zu beschreiben — dazu fehlt mir nichts weiter als Alles! Seine Schönheit, sein wunderbarer Reiz sind eben unbeschreibbar. Für morgen Abend sind alle Plätze schon verkauft, aber für übermorgen und den Sonntag habe ich noch je dreißig Plätze glücklich erstritten. Hier sind die Billets."

Für beide Tage begann nun ein Rüsten von Kleidern, Rossen und Wagen, das die ganze Stadt in Aufruhr setzte. An guten Pferden fehlte es nicht, wohl aber an Chaisewagen. Man behalf sich indessen so gut es eben ging, nahm auch zu strohausgeflochtenen Leiterwagen seine Zuflucht, und an beiden Tagen Morgens früh um vier Uhr setzte sich die Karawane in Bewegung.

Und glücklich waren auch diese Freischützpilger heimgekehrt — entzückt, verzückt, in förmlichem Begeisterungstaumel ob des gehörten und geschauten Schönen und Wunderbaren; ihre Erzählungen und Berichte machten in den Anderen, die für diesmal, gezwungen von der bitteren Nothwendigkeit, noch hatten zurückbleiben müssen, die schon an und für sich so mächtige Begierde, auch selbst zu hören und zu schauen, noch reger, und eine neue Karawane sammelte sich und begann sich zu rüsten. Da, o herbes Geschick! brachte der Postillon statt der erhofften Billets die Trauerbotschaft: „Brökelmann verläßt schon morgen Anklam, um in Stralsund seine Winterstation zu machen." Wie ein kältender Regen fiel diese Nachricht auf die von Erwartung flammenden Gemüther. Obgleich ein einmal machtvoll angefachtes Gefühl des Enthusiasmus für gleichviel welche Sache in kleinen Städten mit seinem einfachen täglichen Kreislauf viel länger anhält, viel nachhaltiger in seinen Wirkungen ist, als in großen Städten, wo die Ereignisse sich häufen und Eins schnell das Andere verdrängt, so mußte doch auch hier die immense Sensation, die der Freischütz so allgemein hervorgerufen, naturgemäß nach und nach sich verringern, zumal da das Begeisterungsfeuer ohne Nahrung blieb, denn von all' den kleinen reisenden Schauspielertruppen, die im Laufe der kommenden Jahre das Städtchen heimsuchten, brachte keine den Freischütz. —

Mehr als fünfzehn Jahre waren nach dem eben Erzählten in's Land gegangen. In meinem guten Heimathstädtchen hatte sich wenig verändert während dieses Zeitraums, desto mehr freilich ich mich selbst. Ich war aus einem Jungen in angehenden Flegeljahren ein junger Mann geworden, der, außer den Schul- und Collegienbänken, auch schon manche Erfahrungen hinter sich hatte, die man nur im Strom der Welt immer und überall erwerben wird, besonders wenn man seine Wirbel und Schnellen nicht scheut. Die Irrpfade des Gauklerlebens hatte ich indessen noch nicht beschritten.

Es war im Frühling des Jahres 1838, — ich saß gerade gemächlich wieder einmal auf der heimischen Scholle — als die Seiltänzertruppe Jean Weitzmann's in mein Städtchen einzog. Der Vater der Weitzmanns, die noch heute in zwei selbstständig umherziehenden, aller Orten wohlbekannten Seiltänzerfamilien floriren, war, trügen mich meine Nachrichten nicht, bis an's Ende der zwanziger Jahre der Führer und das Haupt einer Kunstreiter- und Seiltänzertruppe, die in Oldenburg und Holstein ihr Wesen trieb. Bei ihm, Weitzmann dem Vater, hat auch Renz, dem die Gartenlaube ja früher einmal den Titel „König der Kunstreiter" beilegte, seine Lehrjahre durchgemacht. Ich selbst sah Renz noch bei der Truppe von Brilloff und Brandt auf dem Drahtseil mit jenem kühnen Schwung der Begeisterung arbeiten, die ihm im Sattel noch heute eigen ist.

Die Weitzmanns, von denen ich hier spreche, producirten am Tage auf dem Marktplatz meines Städtchens ihre Seiltänzerkünste und gaben Abends in einem Saal dramatische Vorstellungen. In ersteren Productionen leisteten sie Vorzügliches, machten ihre Sachen mit einer liebenswürdigen Grazie und Anmuth und obendrein mit einer Decenz, die um so achtungswerther erschien, je seltener sie sonst die Begleiterin derartiger Darstellungen zu sein pflegt. Der familienhafte Charakter der Truppe machte seine Wirkung auch auf ihre öffentlichen Schaustellungen geltend; die Weitzmanns waren und sind in ihrer Art das, was zu ihrer Zeit die weitberühmten Tänzerfamilien der Chiarinis und Casortis waren.

Bezüglich ihrer Kunst der Menschendarstellung leisteten sie in kleinen Kotzebue'schen und anderen Stücken mehr, als viele andere wohlorganisirte Schauspielertruppen, die sich nur ausschließlich mit Menschendarstellung befassen, sehr häufig zu leisten pflegen. Man sah es der Art und Weise ihrer ganzen Darstellungen an, daß die Kinder des Kunstreiterprincipals Weitzmann bis zu einem gewissen Grade auch eine Erziehung und Bildung genossen hatten, die nicht blos das Handwerk im Auge gehabt hatte.

Dies Alles nun, war es auch schon ein Erhebliches mehr, als der gewöhnliche Habitus sonstiger Vaguisten, wäre doch immerhin noch nichts so Besonderes gewesen, daß es mich berechtigte, ihrer hier zu erwähnen, aber wir Alle im Städtchen waren überrascht, auf's Höchste erstaunt, als es eines Tages lautete: „Die Weitzmanns geben den Freischütz." Alte Erinnerungen rief dieser Name bei Hunderten auf's Lebhafteste wiederum wach, die einstige Freischützbegeisterung schien wieder neu zum Leben erweckt, nur machten sich mannigfache Zweifel geltend, ob diese Leutchen im Stande sein würden, der Oper auch nur annähernd gerecht zu werden.

Der Tag der ersten Vorstellung kam. Der ziemlich große Saal, in welchem die Bühne aufgerichtet war, füllte sich im Umsehen bis zum Erdrücken, und erwartungsvoll harrten Alle dem Beginn. Unseres alten Stadtkunstpfeifers Capelle war zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die Capellen der Kunstpfeifer kleiner Landstädte in der Regel zu sein pflegen. Jean Weitzmann selbst, der handlich Geige strich und etwas zu dirigiren verstand, hatte die Oper mit der Capelle einstudirt, der alte Kunstpfeifer sammt seinen Gesellen und Lehrbuben gaben sich die möglichste Mühe, zahlreiche Proben waren gehalten worden — die Execution der Ouverture schon befriedigte die Musikverständigen und selbst die, welche damals die Oper in Anklam mit Brökelmann's trefflicher eigenen Capelle gehört und mit einer gelinden Voreingenommenheit gegen die hiesige Darstellung in den Saal gekommen waren.

Jean Weitzmann, mit einem sehr kräftigen und ausgiebigen, wenn selbstverständlich auch nur durchaus naturalistischen Baß begabt, sang den Kaspar, sein jüngerer Bruder Robert mit einer ansprechenden, weichen Tenorstimme den Max; den Kilian ein Herr Julius, der in seinem charakteristischen Costüm und mit seiner

Digitized by Google

kurzen, untersetzten, gedrungenen Figur (er war eigentlich seines Zeichens ein Athlet, der mit eisernen Kanonenkugeln und Centnergewichten Fangball spielte!) den auf seinen Sieg über den Jäger eitlen Bauernschützenkönig mit einer prächtigen Drastik zu verkörpern wußte. Franciska Weitzmann sang die Agathe, ihre jüngere Schwester Louise das Aennchen. Zum Brautjungfernchor hatten sich stimmbegabte Dilettantinnen genug gefunden, und den Jägerchor verstärkten sangeskundige junge Männer des Städtchens mit bestem Willen.

Wie oft ich auch schon vorher und später dann noch die Oper an großen Hofbühnen von Künstlern gehört, niemals doch bin ich weder vorher, noch nachher so innig befriedigt von dannen gegangen, als von der Freischützvorstellung der Seiltänzer Weitzmann. Auch das Costüm, welches die Seiltänzer für ihre Freischützdarstellung sich erdacht, paßte für den Wald und für den Charakter der Zeit weit besser, als das für die erste Aufführung in Berlin hergestellte, wo noch heute — es müßte denn in den letzten Jahren geändert sein, woran ich zweifle! — die Jagdgesellen im Freischütz im wilden, feuchten Forst in einem veritablen Tänzercostüm, in beknopftem und belitztem Wamms, grünen Tricots, befranzten Schnürstiefelchen und zierlichen Hütchen umherlaufen. —

Wiederum waren viele Jahre nach dem eben Geschilderten in's Zeitenmeer hinabgeflossen. Ich war längst unter die Gaukler und Vagabunden gegangen und hatte unterschiedlicher Herren Länder und mancherlei Leute Gesichter gesehen. Tief aus Ungarn heraufkommend, wo ich zuletzt bei dem verunglückten Sommertheaterunternehmen des ehemaligen Balletmeisters N. Clara Heinefetter's Mann in O. engagirt gewesen war und des Unternehmers totalen Schiffbruch nolens volens hatte theilen müssen, wanderte ich eines kalten Spätherbstabends müde, frierend, hungrig und durstig und ohne die geringste landesübliche Münze in der Tasche, in ein kleines Nest in der Kurmark ein, wo eine kleine Bande Menschendarsteller gerade hausen sollte. Erfahren hatte ich diese Nachricht in der, einige Meilen von dem Nest entfernt, an der Eisenstraße liegenden größeren Stadt F., bis wohin zur Schienenfahrt meine Baarschaft, erworben durch Gastspiele den weiten langen Weg herauf an allen Orten, wo nur eine reisende Truppe mir aufstieß, noch bis auf den Pfennig gereicht hatte.

Mein gesammtes Hab und Gut bestand in dem Anzug auf dem Leibe, etlicher Wäsche, einem Paar seidener schwarzer Tricots und dem Schminkzeug im Wanderranzen, dem Wanderstab in der Hand und dem Capital, das ich an Rollen im Kopfe hatte, auf das mir aber keine Wirthin auch nur ein Glas Bier verabreichte. Als ich einwanderte in das offene Städtchen, war's schon finster, und bei dem kältenden Regen, der fein aber dicht herabfiel, waren die Straßen menschenleer, so daß ich erst in ein Haus treten mußte, um das Theaterlocal zu erfragen. Auskunft zwar ward mir zu Theil, wenn auch unfreundlich genug gegeben. War ich doch in der preußischen Mark, wo die Leute im Allgemeinen schon nicht allzuhöflich gegen den Fremden sind, insbesondere aber nicht in kleinen Nestern gegen einen regennassen Menschen, der, die halbe Landstraße an seinen defecten Stiefeln tragend, Abends an die Thüren pocht und nach den Komödianten fragt.

Man hatte mir das Schützenhaus, das am Marktplatz liegen sollte, als Theaterlocal genannt. Ich fand es schließlich, fand auch den Director der Truppe und diese selbst. Es war Vorstellung angesetzt für den Abend, war auch bereits halb acht Uhr vorbei, aber noch keine erbarmungsreiche Publicumsseele hatte ein einziges Viergroschenstück gebracht, trotzdem der Director, von sämmtlichen Gliedern seiner Truppe, zwei Damen und zwei Herren, umgeben, erwartungsvoll bereits anderthalb Stunden an der Casse saß, wenn man einen mit Billets gefüllten Kasten, von Münze indeß so leer wie meine Tasche dazumal, Casse nennen will.

Hier war die eigene Noth so groß, wie sie nur sein konnte. Dennoch wurde der einwandernde College freundlich empfangen und willkommen geheißen, ihm auch, nachdem endlich zwei bedauernswerthe Jungen ihr Opfer in die Casse gelegt, und in das einstweilen noch stockdunkle Parterre gewiesen waren (Licht konnte erst geholt werden, wenn Geld da war!), ein Schnaps (der Leser verzeihe die Namenkündung eines so unästhetischen, plebejischen Getränks, aber — oportet ist ein Bretnagel!) credenzt und ein Butterbrod gastlich geboten, auch Obdach für die Nacht selbstverständlich zugesagt.

Schon seit sechs Wochen war die Truppe im Oertchen; das Geschäft war von Anfang an schlecht gewesen, seit vierzehn Tagen bereits ging es gar nicht mehr, und sie konnten nicht fort, die Armen, weil sie schuldenbelastet fest saßen, und doch ihre einzige fernere Rettung, das Handwerkszeug, nicht den Gläubigern im Stiche lassen mochten.

„Drei gute, volle Häuser nur!" seufzte der Director und gab den drängenden Jungen Billets mit der Vertröstung auf morgen, womit sie, verblüfft, sich beschwichtigen ließen. „Drei gute, volle Häuser nur, und wir wären 'rausgerissen, könnten wenigstens fort! Aber womit diese vollen Häuser machen? Nichts mehr will ziehen! Könnt' aus der Erde ich mir volle Häuser stampfen, mir wüchsen Thaler auf der flachen Hand! Gebt mir nicht einen Menschen, ewige Götter, nein! gebt mir jeden Abend hundert, und ich bin ein glücklicher Mann!"

„Lassen Sie uns" — ich betrachtete mich natürlich sogleich als der Ihre, — Noth eint schnell! — „den Freischütz geben; wenn Sie ihn haben, der Samiel hilft vielleicht auch uns!" sagte ich, mehr in einem Anflug jenes Galgenhumors, der, sobald man auf der Spitze des Pechs angekommen ist, mit Entsetzen Scherz treibt, als im Ernst.

„Den Freischütz?! Mensch! Der Gedanke entquoll keiner irdischen Brust! Ein Gott gab ihn Dir, und dem Himmel sei Dank und der heiligen Jungfrau! ich hab' ihn, und er wird uns 'rausreißen! Wie ist's nur möglich, daß mir, daß uns das nicht längst eingefallen!" Er schlug sich vor die Stirn und schloß einen Augenblick gedankenvoll die Augen. Dann breitete er seine Arme aus und sprach im Ton eines zärtlichen Vaters, der den reuigen Sohn an sein Herz zieht: „An meine Brust, theurer College! Sie sind unser Retter!"

Der Schauspieler der Wandertruppen, zumal das Bühnenkind, überträgt auch sein theatralisches Pathos, seine Rollenreminiscenzen, immer und überall mit in's gewöhnliche Leben, in die alltägliche Unterhaltung. Er kann einmal nicht anders, es klebt ihm an unwillkürlich, auch da, wo er's selbst mitunter gern vermeiden möchte. Und erklärlich und begreiflich ist das, wenn man einestheils den engen Gesichtskreis in's Auge faßt, den der Wanderkomödiant gewöhnlichen Schlages, und wiederum besonders das Theaterkind, nur den seinen nennt und auch nur nennen kann, anderntheils die Gewöhnung seines Handwerks, immer nur mit den Gedanken Anderer zu denken, in Betracht zieht, welche Gewöhnung ihn sehr schnell unfähig macht, überhaupt selbstständig zu denken, ihn sogar verlernen läßt, einen eignen, ihm individuell zugehörigen Sprachton zu haben. Daher das Pathos auch beim Fordern eines Butterbrodes. Er spricht immer „Rolle". Uebrigens — womit ich indessen weder einen unehrerbietigen Vergleich aufgestellt, noch etwas Unziemliches gegen die Hirtenwürde gesagt haben will! — es geht vielen Ehren-Pastoren auch nicht anders!

Aus dem Wust der Bücherkiste wurden die Partitur, die Stimmen und die Rollen des „Freischütz" allsogleich hervorgesucht und die Besetzung sofort noch bestimmt. Der Künstler, der den Max singen sollte, ein langer hagerer Mensch mit spärlich fahlblondem Haar, war ein wenig musikalisch, strich die Geige und übernahm die Einstudirung. Wie wir den Freischütz mit vier Männern und zwei Damen besetzten? O, mein theurer Leser! das Wort „unmöglich" steht auch, wie's nicht im Lexicon des großen Corsen stand, nicht in dem reisender dramatischer Künstlertruppen! Herr M. sang den Max, Herr B. den Kaspar und den Eremiten, ich den Kilian und den Ottokar, der Director den Kuno, dann spielte er den Samiel, donnerte, blitzte, besorgte die Irrlichter, das wilde Heer (das Hundegebell machten die Damen!), die feuerspeiende Wildsau, rasselte mit Ketten, knallte mit einer Peitsche ꝛc., und agirte dann wiederum den Erbförster Kuno. Den Bauernchor sangen Alle mit auf offner Scene, wobei Agathe und Aennchen einstweilen noch als Bäuerinnen mitwirkten. Den Brautkranz brachte Aennchen allein (Dilettantinnen waren wegen Mangels an weißen Kleidern nicht zu haben gewesen!) und sang die Soli des Brautliedes; Agathe auf der Scene, ein wenig abgewandt vom Publicum, und wir Männer hinter den Coulissen sangen den Chor mit. Den Jägerchor konnten wir Vier, da wir Alle zugleich auf der Scene waren, ja vortrefflich singen, die Damen halfen von hinter der Scene verstärken, und einige kunstsinnige Maurereleven paradirten zur Belebung des Tableaus als Begleiter des Fürsten und als Jäger stumm im Hintergrunde.

Das Orchester bestand aus vier Mann, die sich in Violine, Contrebaß, Clarinette und Tenorhorn theilten.

Die Vorstellung des Freischütz ging vor sich und der Saal war am ersten Abend — ziemlich besetzt, am zweiten Abend — voll bis auf den letzten Platz! und als wir, die Citrone auszupressen bis auf den letzten Tropfen, noch eine dritte Wiederholung wagten, wiederum noch so angefüllt, daß wir durch die Gesammteinnahme uns als „'rausgerissen“ betrachten durften. Denn, nachdem der Director und die Mitglieder ihre Hauswirthe, der erstere, als contrahirt habendes Haupt, auch den Localwirth und den Fuhrmann, der uns fortschaffen sollte und, gegen Vorausbezahlung, menschenfreundlichst auch wollte, bezahlt hatten, konnten wir Jeder, o Freischützsegen! noch einen baaren Einstrich von zwölf Silbergroschen machen! Ich weiß es noch, als wär's gestern geschehen, und niemals im Leben hat mir etwas so viel Freude gemacht, als diese wenigen — sage ich: Freischützgroschen!

Wie über alle Beschreibung elend und jammervoll diese Freischützvorstellung gewesen sein muß, kann der Leser selbst ermessen, ebenso aber auch, wie zauberhaft, wie packend, gewaltig und fesselnd die Macht seiner Melodien selbst bei elendester Ausführung überall noch auf die Gemüther ihre Wirkung auszuüben vermag.

Diese zwar schon alte Wahrheit wiederum auf's Neue zu erhärten, das ist der einzige Zweck dieser kleinen Skizze und darin möge sie selbst ihre Rechtfertigung finden. E. v. K.

Vor dem Ausbruch des Vulcans.

Viel Schweiß der Edlen ist an die Aufdeckung jenes Alterthums verwendet worden, welches man das classische nennt. Ein eigener Zweig am Baum der Wissenschaft bildete sich ausschließlich für die Erforschung des Schriftthums der Griechen und Römer, und doch konnte man blos Sonntagsgestalten der Poesie und Geschichtschreibung an's Licht ziehen, während der Mensch und die Gesellschaft des Alltags, das Werkeltagstreiben im Haus und Garten, auf Straße, Markt und auf der Reise nicht bis zum klaren Bild an uns herantrat. Das Epos der Gegenwart, der Roman, welcher das reinste Spiegelbild des Lebens und Treibens vom Innersten bis zum Aeußersten darstellt, war den Alten fremd. — Da nahm sich die Natur der Sache an. Gerade zur günstigsten Zeit, nahe am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus, wo der raffinirteste Sinnengenuß herrschte, wo Sclaverei und Gladiatorenthum für „Brod und Spiele“ in der Arena sorgten, während in den kühlen, blumendurchdufteten Räumen des gebildeten Hauses die Poesie der Griechen zur Lyra erklang, in dieser Zeit der schroffsten Gegensätze im öffentlichen und geheimen Leben deckte ein furchtbares Naturereigniß plötzlich zwei der blühendsten Städte des italienischen Großgriechenlandes, Herculanum und Pompeji, für siebenzehnhundert Jahre mit einem licht- und luftdichten Grabtuch von verbranntem Gestein und Asche zu.

Dornröschens Zauberschloß ist ein Kinderspiel der Phantasie neben der ungeheuren Wahrheit dieser Thatsache. Zwei volkreiche und lebenslustige Städte werden ohne irgendwelche Vorahnung, ohne jede Andeutung des Bevorstehenden im Verlauf weniger Stunden so vollständig den Augen der Welt entrückt, die Stätte selbst entschwindet so völlig aus dem Gedächtniß der nachkommenden Geschlechter, daß nach mehr als anderthalbtausend Jahren eine förmliche Entdeckung derselben nothwendig ist. — Für die damaligen Umwohner des Vesuv war ja dieser Berg noch nicht der feuerige Warner. Kein offener Krater zeigte die Werkstatt des Vulcan an, Gesträuch überwucherte die Thalmulde des Berghauptes, keine Geschichtsrolle berichtete irgendwann von einem Ausbruch des Vesuv, und nur seine Gestalt und die Lava der Wände zeugten für das, was er einst gewesen: der Vesuv galt für einen längst für immer erloschenen Vulcan.

Zwar ist die Unheimlichkeit seiner Nachbarschaft etwa sechszehn Jahre vor der entsetzlichen Katastrophe durch ein heftiges Erdbeben bemerklich gemacht worden, das in Herculanum und Pompeji viele Gebäude zerstörte; aber sechszehn Jahre sind eine lange Zeit und längst war von jener Verwüstung die letzte Spur verwischt. Dieses ganz Unvorbereitete der gräßlichen Erscheinung, das alles Leben zweier Städte wie mit einem Schlage erstarren machte, wird uns immer tief in die Seele greifen; es ist das Erschütternde, aber ihm verdanken wir auch das außerordentlich Belehrende eines Ganges in den wieder aufgegrabenen Straßen jener „mumisirten“ Städte, wie Goethe sie nennt. Wir sehen an hundert Beispielen, wie die Menschen bald mitten in der Arbeit, bald mitten im Vergnügen von dem Unglück überrascht worden sind. Dort die halbfertigen Säulen auf dem Forum; sie sollten nie fertig werden. Wo sind die Werkleute geblieben? Im Backofen liegt das fertige Brod; der Bäcker kam nicht wieder, es heraus zu langen; das geschah erst eintausendsechshundertsiebenzig Jahre später durch einen ganz anderen Mann. Wollen wir nicht in die Wohngemächer und Gesellschaftssäle der Vornehmen und in die Putzzimmer der Frauen blicken? Alles, was ein Roman aus jenen Tagen uns geschildert haben würde, das sehen wir mit eigenen Augen, und Formen und Farben sind so wohl und frisch erhalten, als wäre das Alles gestern erst angeschafft. „Diese Zimmer, Gänge und Galerieen,“ so erzählt Goethe von seinem Besuch in Pompeji, „auf's Heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer anderen Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutete der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.“

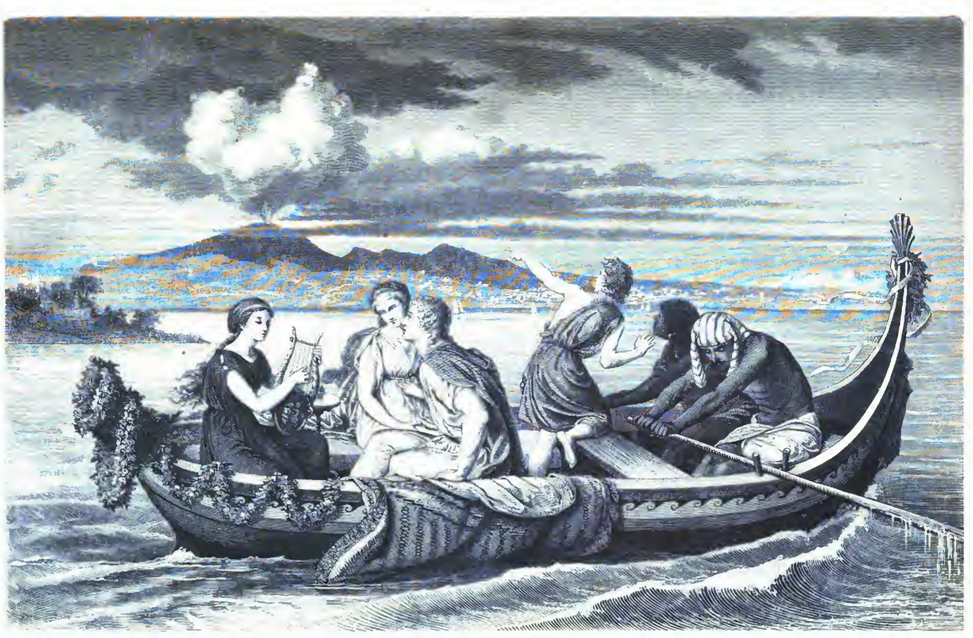
Unseren Lesern haben wir schon im Jahrgang 1856 der „Gartenlaube“ Gelegenheit gegeben, im Geiste durch die Straßen der aufgegrabenen Stadt zu lustwandeln, indem wir ihnen Overbeck's „Vogelansicht von Pompeji“ in einem großen Holzschnitte mittheilten; und noch 1861 ließen wir sie einen Blick auf die Ausgrabungsarbeiten selbst thun. Die Artikel zu beiden Bildern behandeln alles Wissensnothwendige über den Gegenstand in geschichtlicher und naturgeschichtlicher Beziehung so ausführlich, daß wir darauf zurückverweisen müssen, um uns ausschließlich unserem heutigen Bilde zuzuwenden.

Bekanntlich hat der englische Schriftsteller E. L. Bulwer seinen Besuch in der wieder erstehenden Stadt dazu benutzt, den Roman, den wir aus jener alten Zeit vermißt, noch nachträglich zu liefern in seiner berühmten Erzählung: „Die letzten Tage von Pompeji“; wir verdanken eine in manchen Stellen sinnreich verbesserte deutsche Bearbeitung dieses Romans unserem Friedrich Förster. Dieses Buch leitete den Künstler,* als er in diesem Bilde uns den schönsten, reinsten Lebensgenuß auf unheildrohendem Hintergrunde darstellte.

„Die letzten Tage von Pompeji“ führen uns das bunte, bewegungsreiche Leben einer üppigen Stadt vor, in welcher der kaiserknechtische Römer-Hochmuth über den Griechen-Unterthanen herrscht, der Grieche durch Vermögen und Geist dominirt und einheimische und fremde Priesterlist über Alle siegt, bis mit dem allgemeinen Verhängniß auch ihr „letzter Tag“ kommt.

Für diejenigen unserer Leser, welchen der Bulwer'sche Roman noch fremd ist, setzen wir die Fabel desselben in aller Kürze hieher. — Ein junger wohlhabender Grieche, Glaukus, hat sich in Pompeji niedergelassen und verführt mit jungen Römern, Schmarotzern, Spielern und Schöngeistern, das Leben der vornehmen Gesellschaft jener Tage, bis durch die Liebe zu der schönen und reichen Griechin Jone sein besseres Selbst sich aufrafft. Jone

* Roland Risse in Düsseldorf, ein Mann in dem glücklichen Alter von vierunddreißig Jahren, hat den Portraitmaler Karl Sohn und die Akademie-Directoren Schadow und Bendemann zu Lehrern gehabt und in München, Dresden, Berlin, Belgien, Holland und Paris alte und neue Kunst studirt. Gemalt hat er zuerst eine Reihe biblischer Bilder, auch ein größeres Frescobild im Auftrag des Kunstvereins für das Rheinland und Westphalen; mehrere deutsche Märchen, dann „Johanna Sebus ihre Mutter aus der Wassersnoth rettend“, eines der vielen Düsseldorfer Gemälde, welche in der letzten Zeit nach Amerika gekommen sind.



Aus den letzten Tagen von Pompeji.

Nach einem Oelgemälde R. Risse's von ihm selbst auf Holz übertragen.

und ihr Bruder Apaecides stehen unter dem Einfluß eines ägyptischen Isispriesters Arbaces, welcher den Bruder in den Isisdienst und in den Pfuhl der Unsittlichkeit verlockt, um die Schwester selbst um so leichter ganz für sich zu gewinnen. Dem eifersüchtigen schuldvollen Arbaces gegenüber steht die blinde Sängerin Nydia, eine griechische Sclavin, die sterblich in Glaukus verliebt ist und von diesem der Jone zum Geschenk gemacht, d. h. zur Gesellschafterin gegeben wird. Trotz ihrer Leidenschaft rettet sie die Jone aus der höchsten Gefahr, von Arbaces mit Gewalt verführt zu werden.

Am Tage nach diesem Schrecken ist es, wo wir die Liebenden und die Retterin das bekränzte Fahrzeug besteigen sehen. Damals lag die Stadt noch am Meere und der Sarnus, der jetzt als träger Bach dahin schleicht, trug als stattlicher Fluß Schiffe auf seinem Rücken. Auf dem Sarnus fuhr das Boot hinaus auf die See, und da finden wir die von einem freundlichen Geschick so eng Verbundenen in seliger Selbstvergessenheit, während sich über dem Vesuv am Himmel schon die schwarzen Rauchwolken zusammenballen, die am kommenden Tag Pompeji's Leichentuch werden sollten. Glaukus und Jone lauschen, Hand in Hand, dem Gesang der blinden Nydia, die ihre Liebespein still im Herzen trägt. Auch am andern Ende des Bootes ist Einer, der sich nichts um das Drohen des Himmels bekümmert: der ägyptische Sclave, welcher in sich versunken das Ruder führt. Nur der Knabe und der Neger richten ihr Augenmerk der Wolke zu, die sie anstaunen, fast freudig, wie eine Abwechselung am ewig klaren Himmel.

Wir wollen das Schicksal der Liebenden gar auserzählen. Apaecides schließt sich der damals im Stillen aufblühenden Secte der Nazarener, den Christen an und bedroht den Arbaces mit der Enthüllung seines Trugs und seiner Schande. Dafür ermordet ihn dieser und weiß zugleich den Glaukus als den Mörder hinzustellen, der nun zur Strafe in die Arena geschleppt wird, um im Kampf mit einem Löwen zu enden. Abermals ist die blinde Nydia die Retterin aus der äußersten Gefahr; sie führt Zeugen der Mordthat des Arbaces herbei, der nun vom blutgierigen Volk der Arena als Kämpfer mit dem Löwen verlangt wird. Ehe aber dieser Kampf beginnt, brechen die Wetter der Tiefe und der Wolken über alles Nachbarland des Vesuv aus, und in tödtlicher Hast flüchtet alles, was Leben hat und retten will, aus der wankenden Stadt dem Meere zu, selbst die Löwen und Tiger der Arena, in Todesfurcht nun friedlich und scheu. Auf dieser Flucht wird Arbaces von einer niederstürzenden Göttersäule erschlagen. In der Schilderung der Katastrophe hält Bulwer sich an Plinius den Jüngern. Auch die Phantasie der Dichter und der Maler hat die Scenen dieses Untergangs zu verewigen gesucht, aber einer solchen Wirklichkeit gegenüber erlahmen Pinsel und Griffel.

Am Morgen nach dem Tage dieses finsteren Gerichts steuerte ein Schiff von Italiens Küste ab den griechischen Gestaden zu. Glaukus, Jone und Nydia entflohen den römischen Erdbeben und Lastern, um ihr Glück in der schönen Heimath zu suchen. Todtmüde von den Aufregungen der jüngsten Vergangenheit ruhen die Liebenden im Schlummer; nur Nydia wacht bei der Qual ihrer eifersüchtigen, hoffnungslosen Liebe, und still macht sie ein Ende. Sie küßt den Geliebten auf die Stirn und gleitet sanft hinab in die Arme des heiligen Meeres. Glaukus und Jone schlossen sich in Athen der ersten Christengemeinde an und waren glücklich in ihrem Glauben und in ihrer Liebe.

So hat denn unser Bild uns mit Hülfe der Dichtung zu einem Stück Geschichte voll Lebenswahrheit geführt. Wer heute nach Pompeji kommt, findet einen reizenden Genuß darin, mit den Gestalten jener Erzählung die Straßen und Arenen, Plätze und Tempel, Höfe und Gärten zu bevölkern; Bilder und Geräthe rühren von der Menschen Hand her, die hier daheim waren, und so kann der Geist hier bewirken, was anderswo die Natur vollbringt: er läßt neues Leben blühen aus den Ruinen.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von **Levin Schücking**.

(Fortsetzung.)

„Und trotz all' Eurer Teufeleien und Eures Löwengebrülls seid Ihr nun doch geschlagen!" erwiderte Marcelline dem General Duvignet.

„Wir werden schon Revanche nehmen! Aber ich sehe da Häuser," unterbrach sich der General, auf die Mühle und das Forsthaus deutend. „Ob das Geschenwald ist? Lassen Sie sehen," wandte er sich zum Adjutanten.

Der Adjutant reichte ihm die Karte; während er darauf suchte, sprengten ein paar seiner Reiter sowohl nach der Mühle als dem Forsthause hinüber. Aber trotz des Gerassels, das ihre an die Thüren pochenden Säbelscheiden machten, öffnete sich keine dieser Thüren. Das Mühlenrad stand still, kein Rauch kräuselte sich über den Essen. Die Müllersleute sowohl wie Frau Margarethe im Forsthause mit ihrem kleinen Schützling mußten sich geflüchtet haben.

„Die Wohnungen scheinen verlassen," sagte Duvignot — „auch ist die Entfernung von der Heerstraße nicht groß genug, als daß dies Geschenwald sein könnte . . . nur weiter, weiter!"

Das Geschwader setzte sich trotz des steinigen und steiler werdenden schmalen Weges in Trab — die Spitze der Truppe hatte nach einer Viertelstunde die Höhe erreicht, auf der man in das enge Bergthal niederschaute, das von Haus Geschenwald beherrscht wurde. Bald nachher wurde auch dieses letztere sichtbar.

„Ah, das sieht ja vollständig gastlich und einladend aus, dieser alte Edelhof; die Essen rauchen . . . man ist eben beschäftigt, Ihnen eine Suppe zu kochen, Marcelline — ich bin glücklich, Sie in ein solches Quartier senden zu können."

„Aber, Duvignot, wie kann ich denn jetzt . . ."

„Sie müssen sich darein fügen, meine Theure — es geht nicht anders. Während ich mich links durchzuschlagen suche, um die freie Heerstraße wiederzugewinnen und ohne Aufenthalt an mein Ziel zu kommen, müssen Sie sich dort oben Ruhe gönnen. Unsere Truppen werden die Wege für Sie bald frei gemacht und gesäubert haben. Aber mich können Sie nicht weiter begleiten. Mein Gott, wenn Sie mir vor Erschöpfung ohnmächtig, wenn Sie mir krank würden, was dann? Dürfte ich mich Ihretwegen aufhalten? Und könnte ich Sie doch verlassen, verlassen unter freiem Himmel, in der Nacht, die herannaht? Seien Sie vernünftig, Marcelline — ich flehe Sie darum an!"

„Mein Gott, wenn es sein muß, so bin ich ja bereit," sagte die Dame resignirt; „welche Mannschaft werden Sie mir zu meinem Schutze lassen?"

„Die ganze Schwadron, wenn Sie wollen, ich werde nur ein Dutzend Chasseurs zu meiner Begleitung bei mir behalten. Dubois, zählen Sie so viel Mann, die bei uns bleiben, ab! Sie, Capitain Lesaillier," wendete er sich an einen andern Officier, „bleiben mit Ihrer Schwadron als Escorte der Dame."

Das Dutzend Reiter wurde vorcommandirt, und Duvignot nahm Abschied von seiner Begleiterin.

„Adieu," rief er, die Hand, welche sie ihm reichte, ergreifend und an seine Lippen ziehend. „Ich werde Ihnen in Frankfurt Quartier machen. Ich werde Sorge tragen, daß im Hause Ihres Mannes Alles zu Ihrem Empfange in Bereitschaft ist — Adieu, meine Theure — Lesaillier, Sie werden das Vertrauen, das ich in Sie setze, indem ich Madame Ihrem Schutze übergebe, rechtfertigen!"

„Seien Sie überzeugt davon, mein General," antwortete militärisch salutirend der Officier der Schwadron.

„Also noch einmal Adieu, Marcelline, ich lasse Sie in guter Hut!" rief der General aus, legte die Hand an den Hut und spornte sein Pferd an, um dem Wege zu folgen, der vor ihm in's Thal niederlief und dann sich links am Fuße der Höhe hielt.

Die Frauen mit ihrer Escorte schlugen den Weg ein, der, sich rechts abzweigend, auf halber Berghöhe geradezu auf Haus Geschenwald führte.

Die Dame, welche der General Marcelline genannt hatte, sank, nachdem er sich von ihr getrennt, wie gebrochen vor Müdigkeit in ihren Sattel zusammen. Die andere, ihre Zofe, musterte mit scheuem und mattem Blicke den alten Edelhof vor ihr.

„Werden wir da nun zu Rast und Ruhe kommen?“ rief sie aus.

„Wir wollen es hoffen,“ sagte ihre Herrin mit einem Seufzer . . . „und wenn wir es auch nicht hoffen dürfen, es ist doch besser so, daß wir den General haben vorausziehen lassen.“

„Besser? Den General, der unser bester Schutz war?“

„Ja, besser . . . was würde man in Frankfurt gesagt haben, wenn ich an der Seite Duvignot's da eingezogen wäre!“

Sie sagte dies in deutscher Sprache, um nur von der Zofe verstanden zu werden, während die bisherige Unterredung in französischer geführt war.

„Ah bah,“ entgegnete die Zofe ein wenig verdrießlich; sie war nicht in der Stimmung, sich viel Mühe zu geben, um ihre Gedanken zu verbergen . . . „was würde man gesagt haben! Ich denke, die Verwunderung wäre so groß nicht gewesen. Und zudem wären wir in der Morgenfrühe hingekommen, wo Niemand unsern schönen Triumpheinzug beobachtet hätte. Und endlich wird man in Frankfurt jetzt an Anderes zu denken haben, als an die Rückkehr der Frau Schöffin!“

„Das ist mein Trost freilich auch,“ antwortete die Frau Schöffin. „Wie sagte der General, daß dies Haus heiße? Goschenwald?“

„In der That, ich glaube so war es.“

„Goschenwald!“ wiederholte Frau Marcelline nachsinnend . . . „ich habe den Namen schon gehört. Ja, ja, es ist richtig . . . Goschenwald — das muß einem entfernten Verwandten meines Mannes . . . von seiner ersten Frau her . . . gehören . . . einem Reichshofrath in Wien . . . mein Mann muß sogar einmal dort gewesen sein, ich erinnere mich, daß er davon geredet hat . . . also dies ist es? Nun, es sieht verlassen und friedlich genug aus, um uns ein ruhiges Nachtquartier zu verheißen!“

Sie waren auf dem Hofe von Haus Goschenwald angekommen — die Truppe hielt, der commandirende Officier glitt rasch aus seinem Sattel, um Frau Marcelline Stallmeisterdienst beim Absteigen zu leisten, und bald nachher waren die beiden Frauen unter dem schützenden Dache untergebracht, wo sich der Schöffer und Frau Afra mit einiger widerwilligen Höflichkeit herbeiließen, die Wünsche der Fremden anzuhören und dabei ihr Entsetzen über solche unerwartete Einquartierung nicht gar zu laut an den Tag zu legen.

Der Trupp Chasseurs — es mochten ihrer etwa hundert bis hundertzwanzig sein — legte unterdeß auf die Stallungen Beschlag, um darin einen Theil der Pferde unterzubringen, und bereitete sich vor, mit dem Rest auf dem Hofe des Gebäudes zu campiren.

„Gieb Acht darauf, daß die Leute sich nicht zerstreuen und auf ihrer Hut bleiben,“ sagte der Capitain Lesaillier dabei zu seinem Wachtmeister — „unsere Cameraden da unten werden das Gesindel, das sie attakirt, hoffentlich bald auseinandergesprengt haben — aber just dann könnten wir zerstreute Trupps davon hier auf den Hals bekommen; laß deshalb nicht absatteln und stelle einen Posten in gehöriger Entfernung vom Hofe auf. Duvignot hätte etwas Besseres thun können, als seine Weibsleute in diesem heillosen Rückzug mitzuschleppen und just uns zur Sauvegarde seiner Liebschaften zu machen — Gott verdamme sie!“

„Wär' mir auch lieb, wir wären aus diesen vermaledeiten Defiléen heraus, Capitain,“ sagte der Wachtmeister; „ist einmal das Wunder passirt, daß uns diese Hunde von Weißröcken geschlagen haben, so kann auch das zweite Wunder passiren, daß sie einmal wissen, wie man einem geschlagenen Feind auf dem Nacken sitzt; und kommen die uns auch noch auf den Hals, so wird die Suppe gut!“

„Das würde sie freilich, alter Grognard,“ fiel der Capitain ein; „aber da ist nichts zu fürchten; sie werden nach ihren Anstrengungen einige Tage zum Ausschlafen nöthig haben; sorg' dafür, daß die Pferde eine gute Streu bekommen und daß nicht zu früh getränkt wird!“

6.

Etwa eine Stunde vor der Ankunft der Frau Marcelline und ihrer Schutzwache auf Goschenwald hatte Benedicte in wachsender Aufregung das Haus verlassen. Der Lärm des Kampfes, der deutlich in das Thal herüberklang, die Kanonenschläge nicht allein, sondern von Zeit zu Zeit auch das Rollen von Kleingewehrfeuer, dessen Schall die Windströmung gedämpft herübertrug, hatten sie nicht ruhen lassen. Und wie dieser Lärm sie entsetzte, so peinigte sie die Erinnerung an die Scene mit Wilderich, welche sie auf's Tiefste erschüttert hatte; jedes seiner wilden leidenschaftlichen Worte klang in ihrer Seele wider — sie hatten da einen vollständigen Aufruhr hervorgerufen, vermehrt und in's Unerträgliche gesteigert durch die Angst um ihn, die seitdem hinzugekommen — jeder Schuß, den sie aus der Ferne herüberhallen hörte, ging ihr in's Herz, es war ihr, als müsse die Kugel, die da geschleudert wurde, die sein, welche sein warmes männliches Herz treffe . . . in dieser Angst um ihn ging aller Stolz, alles Gefühl des Verletzenden, das seine rasche und verwegene Werbung um ihre Liebe sonst hätte erwecken können, verloren; sie dachte nur an Alles das, was sein Wesen Gewinnendes, sein Wort, seine Gluth, seine Kühnheit Bezwingendes für sie gehabt; sie dachte an das Schreckliche, das sein Tod für sie haben würde . . . und für sie ja nicht allein, auch für das Kind, von dem ihr der Schöffer gesprochen, das Kind, an das sie so viel denken müssen . . . mit der Spannung, die ein Geheimniß in uns erweckt . . . mit Unruhe und einer gewissen Beklemmung, und doch auch einer vollen inneren Zuversicht auf die Wahrheit dessen, was er zu ihr gesprochen — lag es in ihrem Herzen, oder lag es in seinem offenen Antlitz, seinem hellen Blicke, die Offenbarung, daß dieser Mann nicht täuschen könne?

Sie dachte an das Kind, als ob es etwas ihr Nahestehendes sei, etwas, für das ihr die Sorge bleibe, wenn sein Beschützer in diesem verwegenen Kampfe falle, dessen Widerhall an ihr Ohr schlug.

So hatte sie Haus Goschenwald verlassen. Eine Magd hatte ihr unten in der Halle des Hauses zugerufen, ob sie sie begleiten wolle, hinaus auf eine Höhe, von welcher man durch einen Bergeinschnitt weit hinab in das Thal blicken könne, durch welches die Straße ziehe und der Rückzug der Feinde gehe — zwei andre Mägde wären schon vorauf dahin; Benedicte hatte sich eifrig angeschlossen und durch eine Hinterthür, durch den Garten des Edelhofes, der an der hintern Seite sich an die Bergwand legte, dann über einen sandigen Fußweg war sie eine Viertelstunde weit der Magd gefolgt bis zu einem alten Steinkreuz, an dem mehrere Wege auseinanderliefen. Der eine führte als wenig begangener steiler Fußsteig rechts zu der Höhe hinan, auf der die verheißene Aussicht sich bieten sollte. Der andere lief mehr links in die nordöstliche Thalecke hinein, wo ein an dieser Stelle sichtbar werdender Einschnitt in die Bergwände, die das kleine Thal umgaben, einen Ausgang in die dahinter liegenden Waldthäler zu öffnen schien. In der That führte dieser Weg, wenn man seinen Windungen durch mehrere kleine Waldthäler folgte, auf die von uns erwähnte zweite, über Lohr auf Aschaffenburg laufende Spessartstraße.

Vom Steinkreuz ab westlich senkte er sich abwärts, um unter Goschenwald her durch den Grund des Thales zu laufen, in der Richtung nach Westen, in welcher wir den General Duvignot sich einen Ausweg aus dem Thale suchen sahen.

Benedicte nahm, als sie an dem alten Steinkreuz angekommen war, einen Trupp von bewaffneten Männern wahr, welcher aus dem erwähnten Bergeinschnitt von Nordosten her auf sie zugetrabt kam und dessen vorderster sie, als sie sich rasch entfernen wollte, anrief.

Der Reiter waren sechs — zwei ritten vorauf, die vier andern in einer Gruppe zusammen. Zwei von diesen letztern trugen leichte weiße Staubmäntel über hechtgrauen Uniformen und rothen Beinkleidern — die andern waren in weißen Röcken, nur die vorausprengenden trugen die dunkelblauen Uniformen ungarischer Husaren.

So wenig sich Benedicte darauf verstand, erkannte sie doch sofort, daß sie österreichische Officiere vor sich hatte, wie es schien, Stabsofficiere.

Sie blieb an dem Steinkreuz stehen und war bald von ihnen umgeben.

„Demoiselle,“ sagte einer der Männer in der hechtgrauen

Uniform mit einem sehr wohllautenden Organ und einer freundlichen Betonung, die mit dem langen, ernsten Gesichte des noch jungen Mannes im Contraste stand, „Sie werden die Güte haben uns einige Auskunft zu geben; zuerst, ist das dort Haus Gofschenwald?“

„Es heißt so!“ antwortete das junge Mädchen unter heftigem Herzklopfen und in einer Verwirrung, welche ihr unmöglich machte, sich zu besinnen, woher ihr das Gesicht mit der ungewöhnlich hohen Stirn, den gedehnten Zügen, der stark ausgebildeten Unterlippe und dem langen Kinn bekannt sei, wo sie es gesehen haben könne.

Der junge Mann nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Ich danke Ihnen. Ist der Hof besetzt?“

„Nein, er ist ohne Vertheidiger.“

„Ich meine, ob Franzosen da sind, oder ob sie dort waren?“

„Franzosen? Nein!“

„Wie weit sind wir hier von der Heerstraße, über welche der Rückzug der Franzosen sich bewegt?“

„Etwa dreiviertel Stunde.“

„Führt von dem Hofe Gofschenwald eine so breite Straße hinab nach dieser Heerstraße, daß eine geschlossene Colonne — Sie verstehen mich: ein Bataillon — ein Regiment darauf marschiren könnte? Würde man Artillerie dahin bringen können?“

„Es führt ein Weg, der befahren werden kann, von Haus Gofschenwald nach der Heerstraße; er führt von Gofschenwald links über eine Einsattelung, dann durch eine Schlucht an einer Mühle vorüber.“ . . .

„Und er kann befahren werden?“

„In der That, aber wohl nur mühsam; er ist sehr schlecht zu gehen, ich kann nicht darüber urtheilen, ob Geschütze . . .“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der junge Stabsofficier noch einmal, und dann sich zu dem andern Officier in der hechtgrauen Uniform wendend, fuhr er leiser redend fort:

„Wir wollen Strassoldo mit seiner Batterie bis auf weiteren Befehl stehen bleiben lassen, aber die zwei Bataillone Abpfaltern und eine Compagnie Kaiserjäger sollen vorgehen — die Kaiserjäger als Tête natürlich; ich will auf dem Hofe da vor uns die Meldungen erwarten; wenn sie an der Heerstraße angekommen sind und da in die Verfolgung eingreifen, soll es mir sofort gemeldet werden, wir wollen dann sehen, wie viel Mannschaft wir nachrücken lassen können.“ . . .

„So sprengen Sie zurück, Muga,“ wandte sich der zweite Hechtgraue, ein schon älterer Herr mit ergrauendem Haar, an einen der beiden andern Officiere, „Sie haben die Befehle gehört?“

„Zu Befehl, Excellenz,“ sagte dieser, die Hand am Schirm der Feldmütze; dann warf er sein Pferd herum, spornte es und sprengte auf dem Wege, den er gekommen, zurück.

„Sie, Bubna, bleiben hier zurück,“ wandte sich der junge Mann mit dem langen Gesichte jetzt an den Dritten seiner Begleitung, „um den Marsch zu dirigiren, wenn die Truppen kommen . . . da links hinein, nicht wahr?“ richtete er wieder seine Fragen an Benedicte.

„Die Truppen müssen diesem Fahrweg in's Thal hinein folgen; dann, wo drüben eine Allee von Eichen, die auf Haus Gofschenwald zuläuft, endet, wirft sich der Weg linkshin über die Einsattelung und steigt an der andern Seite wieder durch die Mühlenschlucht bis zu der Heerstraße hinab, auf der jetzt gekämpft wird.“

„Haben Sie es gehört, Bubna? Halten Sie eine der Ordonnanzen hier bei sich, damit Sie mir die Meldung machen lassen können, wenn die Leute da sind; lassen Sie sie ihren Marsch beeilen, wie es nur immer möglich ist; untersuchen Sie dann, ob sich Geschütze daher führen lassen, und sorgen Sie dafür, daß ich sofort Nachricht erhalte, falls es möglich ist, Artillerie fortzubringen.“

Der junge Mann nickte dem zurückbleibenden Officier einen Gruß zu und wandte sich dann wieder an Benedicte.

„Jetzt, Demoiselle,“ sagte er, „haben Sie die Güte, uns zu führen . . . wir wollen die Gastfreundschaft des Edelhofs da vor uns unterdeß in Anspruch nehmen . . . können wir auf diesem Fußpfade hingelangen . . . und,“ setzte er lächelnd hinzu, „werden sie da einen frischen Trunk Steinweins oder nur frischer Milch für ein paar müde, durstige Soldaten haben?“

„O gewiß, gewiß!“ rief Benedicte lebhaft aus, „ich bin sicher, daß Soldaten, welche diese Uniform tragen, mit Freuden da empfangen werden; folgen Sie nur, dieser Fußpfad führt in der geradesten Richtung dahin.“ . . .

„So kommen Sie, Sztarrai,“ rief der junge Mann seinem Cameraden zu.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein Beileidsschreiben. Vor einigen Wochen empfing ein österreichischer Schriftsteller von einem der Thüringischen Fürsten einen Orden und vierzehn Tage später das nachfolgende Condolenzschreiben, das wir mit Weglassung aller Namen unseren Lesern mittheilen. Es lautet:

„Wenn wir uns Ihnen heute in ernster Stunde nahen, verehrter Herr und Freund, so geschieht es nicht etwa allein, um Ihnen unser herzliches Mitgefühl und Beileid zu bezeigen, sondern auch zu versuchen, Ihnen in dem schweren und schmerzlichen Fall, der Sie betroffen, Trost einzusprechen.

Noch klammern wir uns allerdings an eine schwache Hoffnung: die Nachricht stand blos in einer Illustrirten Zeitung, und die Möglichkeit liegt vor, daß sie nur ein falsches Gerücht gewesen. Sie wissen ja selber am besten, daß sich im Glück Niemand um den Andern bekümmert, Unglücksfälle aber immer gleich und ausführlich gemeldet und verbreitet werden.

Sollte es aber doch wahr sein, sollten Sie wirklich, wie uns versichert wird, den

***orden ?ter Classe

erhalten haben, dann freilich ist Hülfe nicht mehr möglich, und nehmen Sie in dem Fall hier wenigstens den warmen Händedruck treuer, mitfühlender Freunde.

Wir waren so glücklich in W—, lebten so sorglos und vergnügt in den Tag hinein — Alle mit reinem Herzen und Knopfloch, und hofften auch, daß wir uns dereinst so wiederfinden sollten: — es hat nicht sein sollen! — Aber erinnern Sie sich, daß wir Sie gewarnt. Wir haben es Ihnen vorhergesagt: nach dem Toast war er unvermeidlich! — „Man sagt, er wollte sterben.“

Es ist freilich ein schlechter Trost, wenn ich nur den Arm breche und ein Freund nennt es noch ein Glück und erzählt mir einen Fall, wo ein Bekannter von ihm den Hals gebrochen hat — aber selbst ein schlechter Trost ist besser als gar keiner, und wir verweisen Sie deshalb auf B— R—, dem — schon vor längerer Zeit sogar — der Pfauvogel letzter Classe versetzt wurde, ohne daß er körperlich darunter gelitten hätte.

Je kleiner der Vogel aber, desto kleiner auch das Leid, und mit Ihrer gesunden Constitution ist es ja doch möglich, daß Sie es überstehen werden — nur hüten Sie sich vor Hofluft und zu leichter Kleidung — wie Frack und Glacéhandschuhe, denn solche Anfälle wiederholen sich manchmal und sind dann um so gefährlicher. Ja, wir kennen Beispiele, wo Menschen einen solchen Ausschlag über die ganze Brust und selbst an den Hals bekommen haben.

Aber das Unglück ist einmal geschehen; so tragen Sie es denn männlich (mit oder ohne Stern, wie Sie wollen — mit sieht aber hübscher aus) und seien Sie versichert, daß Ihnen aller Orten Freunde leben, die sich zwar nicht in eine solche Lage hineindenken können, aber doch recht gut begreifen und mit Ihnen fühlen, wie Ihnen jetzt etwa zu Muthe ist.

Damit zeichnen wir uns, verehrter Herr, als Ihre treuen und tief mit Ihnen empfindenden Freunde

hochachtungsvoll und unterthänigst
G. T. und D.“

Sollte vielleicht Gerstäcker der Verfasser des Briefes sein? Einige Wendungen lassen es fast vermuthen.

Bock's ganz vortreffliches Schulbuch „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers in Wort und Bild“ ist soeben in vierter Auflage erschienen. In nur wenigen Monaten sind dreißigtausend Exemplare dieses von der Kritik und allen Schulvorständen mit großer Anerkennung aufgenommenen schön illustrirten Buches verbreitet worden, und mit jedem Monat mehrt sich die Zahl der Schulen, welche das instructive Werk als Lehrmittel einführen. Augenblicklich ist dasselbe in nachfolgenden Schulen angenommen: Memmingen, Dresden, Meißen, Coburg, Döbeln, Zürich, Chemnitz, Grimma, Eichstätt, Annaberg, Sondershausen, Wunsiedel, Gleiwitz, Halle, Breslau, Köthen, Schwabach, Leipzig, Langensalza, Coblenz, Freiberg, Frankenberg, Frankfurt a. O., Berlin, Burgdorf, Gmünd, Glauchau, Görlitz, Harburg, Magdeburg, Nürnberg, Plauen, Regensburg, Stettin, Trier, Wien, Bunzlau, Löbau, Aarau, Kufstein.

Das Buch ist zugleich ein buchhändlerisches Unicum. Trotzdem dasselbe binnen weniger Monate in der enormen Auflage von 30,000 Exemplaren verbreitet wurde und der Verfasser im Interesse einer billigen Herstellung keinen Groschen Honorar annahm, so hat doch die Verlagshandlung nicht nur keinen Gewinn erzielt, sondern nach Abschluß noch 33 Thlr. 10 Ngr. Verlust gehabt. Der fabelhaft billige Schulpreis und die mancherlei Umarbeitungen, welche den Satz vertheuerten, ließen trotz des großen Absatzes einen bessern Erfolg nicht erreichen, ganz abgesehen davon, daß von vornherein weder vom Verfasser, noch vom Verleger damit eine Speculation beabsichtigt wurde.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 32. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Reichsgräfin Gisela.

Von E. Marlitt.

(Schluß.)

32.

Während die junge Reichsgräfin Sturm das weiße Schloß und den aristokratischen Boden für immer verließ, ging der Minister in seinem Arbeitscabinet auf und ab — es sah aus, als zermartere der Mann sein Gehirn nach einem einzigen klaren Gedanken. Das Haar, das sonst einen glatten Bogen über der Stirn beschrieb, fiel wirr durcheinander — die Hand fuhr dann und wann, ganz gegen die Gewohnheit des eine tadellose Außenseite streng festhaltenden Diplomaten, in grimmiger Hast durch die parfümirten, graugesprenkelten Strähne.

Endlich warf er sich erschöpft an den Schreibtisch und begann zu schreiben. Die schöne, junge Braut mit den großen Taubenaugen und den Feldblumen in den Händen lächelte fort und fort von der Wand hernieder auf den Mann, dem allmählich leichte Schweißperlen auf die wachsbleiche Stirne traten, während die Zähne wie im Fieber hörbar zusammenschlugen, und die Hand, die sonst einem eisernen Willen auch in eisern starren, festen Linien gehorchte, krause, unsichere Hieroglyphen auf das Papier warf.

Schon nach wenigen Zeilen schleuderte er die Feder weit von sich, nahm den Kopf zwischen die Hände und rannte abermals in unbeschreiblicher Aufregung hin und wider. . . . War es doch, als scheue er sich vor dem zierlichen Tisch dort neben dem Fenster, der einen kleinen Mahagonikasten auf seiner runden Platte trug. Das Tischchen stand immer auf derselben Stelle, seit Baron Fleury das weiße Schloß sein eigen nannte und nach seinem Geschmack eingerichtet hatte, und der Mahagonikasten war der unzertrennliche Reisebegleiter Seiner Excellenz und befand sich auch im Bureau des Ministerhôtels zu A. stets in seiner Nähe. Während aber jetzt sein Fuß dem unscheinbaren Möbel sichtlich auswich, glitten die scheuen Augen immer wieder hinüber, als zucke aus dem kleinen Kasten ein magnetisch bezaubernder Schlangenblick. . . .

Und mit jeder vorüberrollenden Viertelstunde, welche die Pendule mit feinem, silbernem Klange unerbittlich pünktlich anzeigte, verdoppelten sich die Schritte des Auf- und Abwandernden, bis er plötzlich, wie mittels eines gewaltsamen Ruckes, halb athemlos vor dem Tischchen stehen blieb und mit hastigen, unsicher tappenden Händen den Kasten aufschloß. . . . Er sah nicht hinein in das kleine, elegant ausgestattete Viereck — seine Augen irrten über den türkischen Fenstervorhang, wie wenn sie die orangegelben Arabesken zählen müßten, während seine Rechte einen Gegenstand ergriff und in die Brusttasche gleiten ließ.

Diese einzige Bewegung gab plötzlich der haltlos zusammengebrochenen Erscheinung des Mannes einen Anschein von Entschlossenheit zurück. . . . Er schritt nach der Thür. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um — durch die klaffende Thür und das schräggegenüberliegende, geöffnete Fenster fuhr der Nachtwind und jagte die Flamme aus der auf dem Schreibtisch stehenden Kugellampe — sie züngelte nahe am Vorhang hin.

Der Minister stieß ein heiseres, hämisches Lachen aus; er verfolgte einen Augenblick die Flammenzunge, wie sie sich reckte und streckte und, um wenige Linien zu kurz, vergeblich an dem Stoff zu lecken versuchte — unwillkürlich streckte er die Hand aus, als müsse er ihr zu Hülfe kommen — bah, wozu? Das Schloß war zu einer enorm hohen Summe versichert, und die drunten tanzten, waren längst entflohen, bis die Flammen an den Plafondbalken fraßen und die Kronleuchter hinunterschleuderten! . . .

Er schloß die Thür leise und glitt auf den Zehen durch mehrere anstoßende Zimmer. Vor dem Boudoir seiner Gemahlin blieb er stehen und drückte das Ohr an die Thürspalte — leise Klagelaute drangen heraus. . . . Jetzt kam die namenlose Verzweiflung, die er bisher noch niedergedrückt und verbissen, zum Ausbruch und packte und schüttelte den lauschenden Mann. — Die Frau, die da drin so schmerzlich weinte, war sein Abgott, das einzige Wesen, welches er je geliebt und das ihn, den alternden Mann, noch jetzt mit ungeminderter, glühender Leidenschaft erfüllte.

Bis zur Unkenntlichkeit entstellt in seiner Erscheinung, drückte er geräuschlos die Thür auf und blieb auf der Schwelle stehen.

Da lag die schöne Titania auf ein Ruhebett hingestreckt. Sie hatte das Gesicht tief in die Kissen eingewühlt; über Busen und Rücken wogte das entfesselte, wundervolle nachtschwarze Haar, und die weißen, bis an die Schultern entblößten Arme hingen wie leblos über die atlasgepolsterte Lehne des Ruhebettes hinab — nur die kleinen Füße hatten offenbar nichts von ihrer Energie eingebüßt; sie standen auf dem zu Boden geschleuderten brillantenen Fuchsienkranz und schienen ihn in Atome zertreten zu wollen.

„Jutta!“ rief der Minister.

Bei diesen markerschütternden Lauten fuhr sie empor wie von der Tarantel gestochen. Mit einer wilden Geberde schüttelte sie das niederfluthende Haar aus dem Gesicht und stand plötzlich auf ihren Füßen — das Bild einer entfesselten Furie.

„Was willst Du bei mir?“ schrie sie auf. „Ich kenne Dich nicht! Ich habe nichts mit Dir zu schaffen!“ Sie deutete nach der Richtung des Salons, wo sie den Fürsten wußte, und stieß ein grauenhaftes Gelächter aus. „Ja, ja, die Wände haben Ohren gehabt, mein Herr Diplomat par excellence, und ich genieße das Vorrecht, das große Staatsgeheimniß um einige Stunden

früher zu wissen, als das staunende Publicum! . . . Die Hölle kann ihre Qualen nicht raffinirter erfinnen, als ich sie dort drüben, hinter der Thür durchlitten habe!" Ihre Mundwinkel bogen sich in vernichtendem Hohn niederwärts. „Excellenz, es war mir sehr überraschend, zu hören, daß Sie das Fürstenhaus so reizend mystificirt haben! . . . Und da liegt die Herrlichkeit" — sie stieß mit dem Fuß verächtlich nach dem Fuchsienkranz — „mit der Sie ‚Ihren Abgott' zu schmücken beliebten! . . . Wie sie wohl alle jubeln und triumphiren werden, die boshaften Neider, bei der unschätzbaren Entdeckung, daß sich die Diamantensee in lächerlicher Unwissenheit mit Rheinkieseln und böhmischem Glas bestreut hat!"

Die kleinen Hände der halb wahnwitzigen Frau wühlten in den Haarmassen, die von den Schläfen niedersanken.

Der Minister ging wankenden Schrittes auf sie zu — sie floh und stieß mit den Händen nach ihm.

„Du wirst Dich nicht unterstehen, mich zu berühren!" drohte sie. „Du hast keine Rechte mehr an mich! . . . O, wer mir die verlorenen elf Jahre zurückgäbe! . . . Ich habe meine Jugend, meine Schönheit an einen Dieb, an einen Fälscher — an einen Bettler verschleudert!" —

„Jutta!"

In diesem Augenblick fand der Mann seine Haltung wieder. Es war noch einmal die überlegene Ruhe des allmächtigen Ministers, mit der er Schweigen gebietend der Frau die Rechte entgegenstreckte.

„Du bist wieder einmal sinnlos vor Leidenschaft," sagte er streng. „Ich habe Dich in solchen Momenten stets wie ein verzogenes, unartiges Kind behandelt, dem man Muße läßt, sich auszuschreien. Dazu bleibt mir jetzt keine Zeit." — Er verschränkte mit scheinbarer Gelassenheit die Arme über der Brust. „Wohl, Du hast Recht" — fuhr er fort — „ich habe gefälscht und betrogen — ich bin ein Bettler — es bleibt uns nicht einmal das Kopfkissen, um das Haupt darauf zu legen, wenn sie Alle kommen werden, die verbriefte Rechte an mich haben. . . . Nie hast Du einen Vorwurf, ein Bedenken von mir gehört; aber wenn Du diese Stunde lediglich dazu benutzest, mich zu schmähen, dann muß ich Dir auch sagen, für wen ich mich ruinirt habe. . . . Jutta, denke zurück und überzeuge Dich, daß Du mit jedem Jahr unserer Ehe mehr Deine Ansprüche bis in's Maßlose gesteigert hast — selbst die Fürstin konnte zuletzt mit Deinem glanzvollen Auftreten nicht mehr Schritt halten. . . . Ich habe ohne Widerrede stets herbeigeschafft, was Du begehrtest — ich habe Deine Hände buchstäblich im Golde wühlen lassen. Meine unselige blinde Liebe zu Dir hat mich zum gefügigen Werkzeug Deiner schrankenlosen Verschwendungssucht gemacht. . . . Es klingt geradezu kindisch und lächerlich, wenn Du die elf Jahre unserer Ehe als verloren beklagst — sie haben Dir Gelegenheit gegeben, das Leben mit seinen Genüssen bis auf die Neige auszukosten; und daß Du das gründlich verstanden, kann ich Dir mit meinem Soll und Haben erschöpfend beweisen."

Die Baronin hatte bis dahin mit abgewendetem Gesicht in einer fernen Fensternische gestanden — jetzt fuhr sie herum; die dämonisch schönen Augen funkelten in tiefster Gereiztheit und Rachsucht.

„Ach, Du kannst es ja ganz vortrefflich, das alte Lied, das auch die zuvorkommende Welt stets anstimmt, wenn ein Haus zusammenbricht: ‚Die Frau ist schuld!'" lachte sie auf. „Schade, mein Freund, daß ich so oft zugegen war, wenn Du in Baden-Baden, oder in Homburg, oder wie sie alle heißen mögen die verführerischen grünen Tische, Unglück zum Verzweifeln hattest! . . . Ich habe mich bei dergleichen Gelegenheiten stets mit Befriedigung überzeugt, daß auch Deine Hände vortrefflich im Golde zu wühlen verstanden — oder willst Du etwa leugnen, daß Du zu allen Zeiten ein notorischer Spieler gewesen bist?"

„Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, oder auch nur noch eine Sylbe zu meiner Vertheidigung zu verlieren. . . . Wer, wie ich, im Begriffe ist, einen dunklen Weg anzutreten —"

„Ja wohl, dunkel, dunkel!" unterbrach sie ihn und trat um einen Schritt näher an ihn heran. „Mit der Excellenz ist's freilich aus und vorbei," zischte sie. „Baron Fleury steigt herab von seiner Höhe und betritt den einzigen Weg, der ihm übrig bleibt, die Laufbahn des — Croupiers! —"

„Jutta!" stieß er hervor. Er ergriff die weißen Arme, welche die Wonne seiner Augen gewesen waren, und schüttelte sie ingrimmig.

Sie riß sich los und flüchtete nach einer Thür, aber ihre zurückgewendeten Augen hingen mit unverhohlenem Abscheu an den Händen, die sie zum ersten Mal schonungslos gepackt hatten.

„Du sollst mir nicht mehr nahe kommen — mir graut vor Dir!" rief sie hinüber. „Du fängst es schlau an — indem Du mir die Schuld aufbürdest, willst Du mich zwingen, in Gemeinschaft mit Dir ihre Folgen zu tragen! . . . Aber täusche Dich nicht! Ich werde Dir niemals in die Schande, die Dunkelheit und den Mangel folgen! . . . Ich habe Dir gegenüber keine Pflichten mehr — sie sind erloschen in dem Augenblick, wo Du als ehrlos entlarvt wurdest. . . . Wenn Etwas in diesen furchtbaren Stunden mich mit Genugthuung erfüllt, so ist es das Bewußtsein, daß ich Dir geistig niemals verwandt gewesen bin — ich habe Dich nie geliebt!" . . .

Das war der letzte Schlag für den von der Sonnenhöhe einer beneideten Lebensstellung, eines angemaßten Glückes in den tiefsten Abgrund hinabstürzenden Mann — es konnte keiner mehr kommen; aber auch keiner konnte sich in der Wirkung mit den letzten wenigen Worten messen, die der rothe Frauenmund so unbarmherzig hinwarf.

Der Minister taumelte nach der Thür zu, als wolle er das Zimmer verlassen, allein die Füße schienen ihm treulos zu werden — er lehnte sich mit bedecktem Gesicht an die Wand.

„Du hast mich, trotz aller Deiner Schwüre und Betheurungen, nie geliebt, Jutta?" fragte er nach einem minutenlangen tödtlichen Schweigen in das Zimmer zurück.

Die Frau schüttelte mit einer Art von wildem Triumph energisch den Kopf.

Er stieß ein bitteres Hohnlachen aus.

„O Weiberlogik! . . . Diese Frau setzt sich hoch auf den Richterstuhl strenger Tugend — sie stößt den Betrüger erbarmungslos von sich und gesteht dabei mit liebenswürdiger Naivetät ein, daß sie ihren Mann auf die empörendste Weise elf Jahre lang betrogen und — am Narrenseil herumgeführt hat! . . . Geh', geh'! Auch Du wirst noch Carriere machen — noch liegen einige gerettete Jahre der Jugend und Schönheit vor Dir; aber das Ende dieser Carriere — nun, ich will discreter sein, als Du, und diesen Wänden nicht erzählen, wie die Carriere der Frau Baronin Fleury, Excellenz, schließlich verlaufen wird!"

Er ging zur Thür hinaus; aber beim Schließen derselben warf er noch einen Blick in das eben verlassene Zimmer. Die Frau hatte sich wieder auf das Ruhebett geworfen — sie sah geknickt, innerlich zerbrochen aus; nie war sie hinreißender gewesen, als in diesem Augenblick. . . . Das glühende Gefühl für das schöne Weib überwog alle anderen Leidenschaften, die im Inneren dieses gefährlichen Mannes wühlten — er vergaß, daß in den wunderbaren Körperformen dort eine erbärmliche Seele wohnte, er vergaß, daß dieses begehrliche, unersättliche Herz nie für ihn geschlagen — er kehrte stürmisch in das Zimmer zurück.

„Jutta, gieb mir Deine Hand und sieh mich noch einmal an!" sagte er mit brechender Stimme.

Sie verschränkte die Arme fest unter dem Busen und drückte sie und das Gesicht tief in die Polster.

„Jutta, sieh auf — wir gehen für immer auseinander!" —

Die Gestalt regte sich nicht — kaum, daß man das Heben und Sinken der athmenden Brust sah.

Er biß in wildem Schmerz die Zähne zusammen und verließ das Zimmer. Wie vorher auch, glitt er geräuschlos durch den Corridor, dann stieg er die Treppe hinab. Stimmen, die zu ihm heraufdrangen, hemmten seine Schritte; er bog sich über das Treppengeländer und sah drunten auf einem Treppenabsatz drei Herren, die glücklichen Besitzer des Kammerherrenschlüssels, stehen. Sie hatten verstörte Gesichter und sprachen in gedämpftem Ton — trotzdem konnte der Minister jedes Wort verstehen.

„Also, meine Herren," sagte einer dieser würdigen Cavaliere, indem er den weißen, knappen Handschuh über die fette Hand zog und sorgsam zuknöpfte — „ich werde jetzt, dem Befehl unseres Allerhöchsten zufolge, in den Saal zurückkehren und mit möglichst unverfänglicher Miene die Honneurs machen — ein blutsaures Geschäft, wenn man einen ganzen Sack voll schlimmer Neuigkeiten bei sich hat! . . . An und für sich ist es eine Lächerlichkeit, daß der Fürst für heute noch um jeden Preis den Scandal vertuschen will — morgen läuft er doch von Mund zu Mund. — Herr

Gott, den Aufruhr in unserer guten Residenz will ich sehen — das giebt einen Eclat! . . . Meine Herren, was habe ich Ihnen immer gesagt? Habe ich Recht gehabt, oder nicht? Er war ein Halunke durch und durch, und so schmerzlich ich auch Serenissimus bedaure, es kann ihm doch ganz und gar nicht schaden, zu erkennen, welch' sauberem Patron der alte, angestammte Adel sich so lange hat unterordnen müssen."

Die Herren nickten bekräftigend und verschwanden nach verschiedenen Richtungen.

„O mein Herr von Bothe, Sie wären sammt Ihrem alten, angestammten Adel verhungert, wenn ich nicht war!" murmelte der Minister grimmig zwischen den Zähnen, während er weiter hinabstieg. „Bah, wir sind quitt — Sie waren das unverdrossenste, bereitwilligste Werkzeug, das mir je zu Gebote gestanden!"

Er durchschritt einen langen, einsamen Gang und trat hinaus in den Hofraum. Da lief die Stallbedienung eilig durcheinander; man zog Pferde aus den Ställen und rollte den Wagen des Fürsten aus der Remise.

„Du, ich glaub's nicht mit dem reitenden Boten," sagte einer der Männer zu einem anderen in dem Augenblick, wo der Minister ungesehen an ihnen vorüberschlüpfte. „Ich bin doch nicht blind und nicht taub, und so ein reitender Bote kann doch auch nicht durch die Luft fliegen."

„Blind und taub bist Du freilich nicht; aber geschlafen hast Du wie eine Ratze. Ich sage Dir, der Bote aus A. ist dagewesen — der gnädige Herr von Bothe hat mir's selbst vorhin gesagt — der Fürst soll gleich zur Fürstin kommen — es wär' 'was passirt."

Der Minister schritt mit rückwärts gekreuzten Händen durch die Alleen des Schloßgartens. . . . Das gellte und jubelte und schmetterte aus dem Saal hernieder, und die Kerzen flammten, die man noch angezündet hatte auf den Wink des Mannes, welcher jetzt als Bettler heimathlos drunten umherirrte.

Und nun rollte der fürstliche Wagen vor das Vestibüle. Mit möglichster Vermeidung alles Geräusches und Aufsehens erschien die schmächtige Gestalt des Fürsten, umgeben von den flüsternden Herren seines Gefolges, in der Halle.

Bei diesem Anblick ballte der tiefgefallene Mann in der dunklen Allee die Fäuste und schlug sie wild und wiederholt gegen die Brust.

Der Wagen rollte davon, und die Musik droben machte auch eine Pause — es wurde für einen Moment todtenstill im ganzen, weiten Garten. Noch einmal scholl das donnernde Gepolter der fürstlichen Equipage hinüber — sie fuhr über die Brücke — das war das Ende der „eclatanten Genugthuung", die Serenissimus seinem Günstling „den Schreiern" gegenüber geben wollte. . . .

Seltsam — hatte der gewandte, elegante Cavalier seine schwierige Mission doch nicht mit der gewohnten Meisterschaft durchgeführt, oder war die tanzende Menge da oben bereits zu aufgeklärt, um sich eine „Hoflüge" aufbinden zu lassen? . . . Wagen auf Wagen fuhr vor, und die geschmückten Gestalten schlüpften scheu und eilig hinein, als gelte es Flucht, schnelle Flucht. . . .

Die Klänge des Orchesters erbrausten abermals — sie hallten fast schauerlich von den Wänden des geleerten, mächtigen Saales wider, und die wenigen tanzenden Paare flogen an den Fenstern hin, wie die letzten verlorenen Seelen eines bachantischen Festes, die sich an der überschäumenden Lust nicht satt trinken können.

Der Minister schritt weiter und weiter — sein Fuß verirrte sich immer tiefer in die abgelegenen Boskets des Schloßgartens, die in künstlich erhaltener Wildniß die tiefste Ruhe athmeten — kaum, daß ein aufgescheuchter, schlaftrunkener Vogel durch die Zweige flatterte, oder der Nachtwind hoch oben durch die Ulmenkronen strich. . . . Jetzt wurde es lebendig in dieser Todeseinsamkeit — ächzende Seufzer entflohen den Lippen eines furchtbar aufgeregten Menschen; in wilder Hast wühlte er sich durch pfadloses Gebüsch, die gewaltsam niedergebogenen Zweige knackten und schlugen rauschend zurück in das Gesicht des nächtlichen Störers. . . .

Halbverloren taumelten noch einzelne Klänge der Ballmusik herüber, dann verstummten auch sie, und jetzt mit dem letzten zwölften Schlag, den das Neuenfelder Thurmglöckchen zitternd verhallen ließ, rollte und donnerte es noch einmal von ferne — das war der letzte Wagen, der von dannen fuhr.

Das Auge des Ministers richtete sich starr auf den feurigen Würfel des Schlosses, der noch einen kurzen Moment feenhaft durch das flüsternde Laub flimmerte. . . . Da sanken die Kronleuchter des Saales, und geschäftige Hände löschten Kerze um Kerze, die einem schauerlich gestörten Fest geleuchtet hatten. Die langen, strahlenden Linien der Corridore verschwanden spurlos in der Nacht — ein Licht um das andere versank — dort huschte noch eines hin und wider, es lief mit dem Feuerwächter, der seine Runde machte . . . da erlosch es — und mit ihm fiel ein Schuß in den abgelegenen Boskets des Arnsberger Schloßgartens. . . .

„Da wildert Einer," sagten die aufgeschreckten Schläfer in Neuenfeld, drehten sich um in ihren Betten und schliefen weiter den Schlaf des Gerechten. . . .

Es war im Monat September. Der erste herbe Hauch des Herbstes mischte sich in die Sommerlüfte und betupfte die Waldwipfel hie und da mit schwachröthlichen Tinten und einem leichten Goldduft. Tief im geschützten Herzen des Waldes aber hielt sich noch die volle, wonnige Sommerwärme versteckt; sie lag auf dem kräftig wuchernden Rasen, der den Kiesplatz vor dem Waldhause einfaßte, und bestreute ihn unermüdlich mit Blumenglocken. Und die Blätter der Aristolochia lagen so breit und glänzend und zuversichtlich auf dem grauen Mauerwerk, als könne nie eine Zeit kommen, wo sie sich schmerzlich zusammenkrümmen und als unscheinbare Mumien auf dem Athem der Winterstürme die traute Wohnstätte verlassen würden.

Sie waren übrigens heute nicht der einzige Schmuck des Waldhauses. Ueber der Terrasse, einen Thurm mit dem andern verbindend, schwebten Blumengewinde, und auch die gewaltige eichene Hauptthür, die in die Halle führte, umsäumte eine dicke Eichenlaubguirlande. Selbst auf den lockigen Köpfen der steinernen Edelknaben lagen Epheukränze, und lange, blätterreiche Brombeerranken wanden sich um die Jagdhörner, in denen das Hallali versteinert schlief. Diese seltsame Ausschmückung hatte „Pfarrers Röschen" durchgesetzt — „die armen Männer sollten doch auch ihre Freude haben."

Noch festlicher geschmückt aber erschien das traute Haus innen. Wohin der Blick fiel, in Guirlanden und Vasen, selbst auf den Steinfließen der Halle lachten und strahlten die bunten Häupter der Georginen, Astern und Spätrosen und aus der geöffneten Thür des südlichen Thurmzimmers wehten die Düfte der vornehmeren Heliotropen.

Wir haben das Thurmgemach zu verschiedenen Zeiten gesehen — jetzt hat es sich abermals eine Umwandlung gefallen lassen müssen — es ist das Wohnzimmer einer jungen Frau geworden. Weiße Mullvorhänge schweben vor den hohen Fenstern und nehmen dem Zimmer sofort den düsteren Charakter. Helle, bequeme Möbel, wohlgefüllte Blumentische stehen an den Wänden, und auf dem Fußboden liegt ein dicker, warmer Smyrnateppich. In einer der tiefen Fensternischen, vor dem gestickten Lehnstuhl, steht ein Nähtisch, und darüber hängt ein blanker Messingkäfig mit kleinen, buntgefiederten brasilianischen Vögeln. . . . An den Hauptwänden hängen sich zwei große Oelbilder gegenüber — ein schönes, junges Mädchen, das Feldblumen im Schooße und in den schlanken, weißen Händen hält, sieht mit den großen, glückseligen Taubenaugen hinüber in das Gesicht des jungen Mannes, dem der prächtige Vollbart blond vom Kinn niederwallt, und welcher in den über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen den Stempel des Unglücks, eines traurigen Schicksals trägt. Um beide Bilder legen sich Blumengewinde frisch und glänzend und hauchen einen schwachen Lebensodem über die jugendlichen Gestalten, die längst unter der Erde schlafen.

Was Alles wußte heute die geschwätzige Fontaine vor dem Waldhause zu erzählen! . . . Der Mann mit der majestätischen Rittergestalt, der dort hauste, hatte heute in der Abendstunde neben „dem schönen, blonden Mädchen im blauen, wallenden Gewande" gestanden — nicht in der fein ehrbaren Weise, wie sie der Brauch und das Herkommen vorschreiben — nein, sein starker Arm hatte fest und innig die zusammenschauernde, schlanke Gestalt umschlungen in dem Augenblick, wo die Abendsonne golden durch das Fenster der Neuenfelder Dorfkirche auf sein und des Mädchens Haupt gesunken war und der Pfarrer mit ergreifenden Worten den Bund ihrer Herzen eingesegnet hatte. . . . Dann waren sie

still und glückselig, nur zu Zweien durch den Wald gewandelt, und der Mann hatte sein junges Weib buchstäblich über den blumenbestreuten Kiesplatz in sein Haus getragen.

Berthold Ehrhardt hatte in einer fast fieberhaften Angst seine möglichst rasche Vereinigung mit Gisela betrieben. Der Pfarrerin gegenüber war ihm das Geständniß entschlüpft, daß ihm das schreckliche Schicksal seines Bruders, der Verrath, den ein Weib an ihm geübt, einen unauslöschlich schlimmen Eindruck gemacht habe — er würde nicht eher ruhig sein können, bis er sein unschuldiges Mädchen in das Waldhaus gerettet. . . . Nie durfte die Wittwe des Baron Fleury in seiner Gegenwart genannt werden. Sie selbst machte aber auch im Lande nicht mehr von sich reden — sie hatte sich mit der kleinen Pension, die ihr der Fürst gewährte, nach Paris zurückgezogen. . . . Auch Frau von Herbeck war aus der Gegend verschwunden. Sie bezog ein Jahrgeld von Gisela und lebte vergessen in einer kleinen Stadt „ihren Erinnerungen".

Am Hofe zu A. machte die Wahl der jungen Gräfin Sturm gewaltige Sensation. Der Fürst konnte einige Nächte nicht schlafen über den Gedanken, daß der Portugiese abermals die Axt an die Wurzeln des hochfürstlichen Princips lege, indem er vor Aller Augen beweise, daß eine geborene Reichsgräfin Sturm eine schlichte Frau Ehrhardt werden könne, ohne daß die Welt darüber aus den Fugen ging.

Das Resultat dieser schlaflosen Nächte war eine geheime Mission, die er in die Hände der Frau mit der feinen Zunge und den klugen, scharfen Augen vertrauensvoll niederlegte. Die Gräfin Schliersen machte eines Tages der Braut einen Besuch im Pfarrhause und ließ dem anwesenden Bräutigam mit ausgesuchter diplomatischer Feinheit merken, daß Serenissimus „den ersten Industriellen" seines Landes durch das Adelsdiplom auszuzeichnen gedenke. . . . Mit derselben ausgesuchten Feinheit vergoldete „der starrköpfige Portugiese" seine Antwort — der bittere Kern aber, der trotz alledem geschluckt werden mußte, ließ sich nicht anders übersetzen, als: Der also Beehrte gehöre nicht zu Denen, die den Adel so lange bekämpften, als sie ihn nicht selbst besäßen. Die Neuzeit habe derartige Renegaten genug aufzuweisen, die unter dem Motto: „Nur im Interesse meiner Kinder" sich selbst wieder zu Stützen und Bausteinen einer altersmorschen Institution machten, welche sie vorher bespöttelt und verlacht. Er finde an seinem Namen nichts auszusetzen und wünsche ihn nicht zu verändern.

Die Diplomatin kehrte unverrichteter Dinge nach A. zurück. Uebrigens erhielt die Braut sehr bald einen Beweis, daß sich die fürstliche Ungnade nicht auch auf sie erstrecke. Unter der Petition der Neuenfelder Gemeinde, welche um Belassung ihres Pfarrers im Amte bat, hatte auch der Name „Gisela, Gräfin Sturm" gestanden. Man behauptete allgemein, diese Unterschrift sei schwer in's Gewicht gefallen — die Neuenfelder behielten ihren Pfarrer. . . .

Eine leichte Dämmerung webt bereits um das Waldhaus. „Der Portugiese" hält sein junges Weib umschlungen und tritt mit ihr heraus auf die Terrasse. Noch fließt der Brautschleier von ihrem Haupt, und auf der weißen Stirn liegen die zartgebogenen Myrthenblätter. Mit zurückgeworfenem Kopf sieht sie unverwandt in das schöne Antlitz Dessen, der sie hier im tiefen, dämmernden Wald gleichsam einmauern will. . . . Wie leuchtet dieses Antlitz! . . . Der Mann, hinter welchem eine düstere Vergangenheit voller Kämpfe und Schmerzen liegt, steht am himmlischen Ziel. Sein höchstes Kleinod hält er in den Armen. Er steht auf einer Art Oase im Weltgetriebe. Draußen lauert das protestantische Papstthum und schlägt mit Ruthen auf die Geister, die sich aufwärts bäumen, und hier, in seiner selbstgeschaffenen Colonie darf die freie Anschauung von Gott und seinem Wort ungestört die Flügel entfalten. . . . Draußen herrscht und regiert fort und fort der unbegrenzte Egoismus, und eine Kaste sucht der anderen auf den Nacken zu steigen; hier aber waltet die Liebe, und man erhält den unwiderleglichen Beweis, daß sich das Musterbild der Menschheit, wie es die oft verlachte Humanität anstrebt, in der That verwirklichen läßt. Der Mann im Waldhause sieht glückliche, zufriedene Gesichter, wohin sein Blick sich wendet. Das lächerliche Jagen nach Aemtern und Orden dringt nicht herein — dafür kömmt das höchste Streben, das die Menschenseele erfüllen soll, das Streben nach innerer Entwicklung und Befreiung, um so besser zur Geltung.

„Gisela!" ruft es schnarrend und mißtönend neben der jungen Dame. Sie wendet sich überrascht um — der Papagei schwingt sich lustig auf seinem Ring, und in der Hausthür steht lachend der alte Sievert. . . . Das bräunliche Weib streckt ihm beide Hände entgegen; er hat dem Vogel mit unsäglicher Mühe den Namen der künftigen Hausfrau eingelernt und die letzten schauerlichen Worte des sterbenden Herrn von Eschebach aus dem Gedächtniß des Thieres verwischt. . . . Er nimmt sacht und behutsam die gebotenen feinen Finger zwischen seine großen, braunen Hände, und, was Gisela nie geglaubt, die alten, finsterdräuenden Augen können auch feucht schimmern.

Und jetzt tritt auch die Pfarrerin aus der Halle — sie hat einen Shawl um die Schultern geschlagen und will heim.

„Junges Frauchen, ich habe den Theetisch drin hergerichtet, denn von der Liebe allein lebt man nicht," meint sie schelmisch und deutet nach dem einen Fenster des südlichen Thurmzimmers, das nach der Terrasse mündet. . . . In der heimlichen Dämmerung da drin, fast auf derselben Stelle, wo einst die Theemaschine der alten, blinden Frau gestanden, lodert die kleine, blaue Flamme, die den Abend in der Wohnstube so behaglich und gemüthlich macht.

„Und nun, Gott sei mit Euch, Ihr lieben, lieben Leute!" sagt die Frau, und ihre sonore Stimme schmilzt in Weichheit.

„Der Portugiese" küßt ihr ehrfurchtsvoll die hartgearbeitete Hand, und Gisela legt die Arme um ihren Hals. Dann steigt sie die Treppe hinab und schreitet festen, kräftigen Fußes in den Wald hinein. . . .

Allmählich fließt ein silberglänzendes Licht über Waldwipfel, Haus und Wiese — der Mond steigt groß und voll herauf. Wieder sieht er auf der Terrasse eine hohe, majestätische Männergestalt stehen, an die sich ein junges Wesen hingebend schmiegt; aber diesmal werden die Schwüre, welche die flüsternden Lippen austauschen, nicht gebrochen werden!

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 30. Ein verhängnißvoller Jagdmorgen.

„Tod und Teufel über solch' ein Hundewetter!"

Mit diesem unwirschen Ausrufe, den riesiger Sturm und wildtreibendes, Weg und Steg verwehendes Schneegestöber dem Ankommenden erpreßte, trat der Förster eines an der sächsisch-böhmischen Grenze gelegenen Reviers in die einsam auf der Scheide des Gebirgskammes gelegene ärmliche Waldschänke ein, dabei den Schnee von Pikesche und Stiefeln abschüttelnd und losstampfend. Die kleine Spelunke, im Besitz böhmischer Wirthsleute, welche anerkannte Hehler von Wilddieben und Paschern waren, ward, da es bereits Abend war, durch ein trübbrennendes Licht spärlich erhellt, so daß man nur schwer die Gegenstände in dem schwarzgeräucherten, holzverkleideten Raume unterscheiden konnte. Darum hatte der eintretende Waidmann auch nicht zu erkennen vermocht, daß hinter dem holzumrüsteten mächtigen Kachelofen, der eine gewaltige Hitze ausströmte, ein Mann in der sogenannten Hölle lag und sich gütlich that, nun aber in einem ziemlich ironischen Tone: „Grüß' Gott, Herr Förster!" aus seinem glühenden Asyl hervorrief.

„Ah, treffen wir uns hier!" erwiderte der Grünrock in nicht eben schmeichelndem Tone dem Grüßenden und setzte hinzu: „Nehmt Euch nur in Acht, daß wir draußen nicht einmal so nahe zusammenkommen, denn dann möcht's wohl ein rothes Tüpfel auf die Jacke setzen."

„So?" entgegnete gedehnt und gleichmüthig der Angeredete. „Es fragt sich dabei nur noch, auf wessen Jacke? Auf Ihre grüne oder meine graue? Wissen S', Herr Förster," fuhr er boshaft freundlich fort, „wie wäre es denn, da Sie mich nun einmal für einen Wilderer nehmen, wenn wir gleich miteinander ehrlich aus-

Digitized by Google

machten: daß Derjenige, welcher den Andern mit dem Gewehr im Walde zuerst ansichtig wird, diesem ohne weitere Umstände das blutige Zeichen auflaschte? Mir ist's nämlich so ganz recht, und nur die eine Bedingung müßte dabei gelten: daß Keiner den Andern etwa blos jämmerlich zu Schanden schösse, sondern, wie's

Auerhahn auf der Balze.
Originalzeichnung von Guido Hammer.

richtigen Schützen geziemt, die Kugel fest auf's rechte Fleckchen setzte."

„Darüber brauchen wir nicht erst einen Contract aufzusetzen," entgegnete der gereizte Förster, „denn das versteht sich von selbst, daß ich wenigstens nicht erst einen Herold an Euch Lump absenden werde, kommt Ihr mir auf meinem Revier jemals vor's Gesicht, sondern, so wahr ich eine geladene Büchse führe, Feuer auf Euch gebe, daß Euch das Aufstehen nimmer wieder einfallen soll."

„Dann wäre ja die Sache rechtschaffen abgemacht; also darum auch weiter keinen Streit."

Mit diesen Worten streckte sich der Wilderer — denn ein solcher war der Mann hinter dem Ofen in der That — wieder auf sein hartes Lager hin, und bald hörte man, wie den Tiefathmenden fester Schlaf umfing. — Ruhig liegt so die markige, wilde Gestalt da, mit dem dunkeln, wirren Haar und Bart ein echter Typus böhmischer Race. Dazu prägt sich in ihr unverkennbar die ungebundene, vogelfreie Waldnatur aus und ihre Züge verrathen selbst jetzt bei geschlossenen Augen noch, die vorher, im Gespräch mit dem Gegner, gar unheimlich unter den Brauen hervorblitzten, kühnen Trotz und rücksichtslose Entschlossenheit.

Der Förster hingegen, dem jetzt der schlaulauernde Wirth, mit Beihülfe seines ihn um Kopfeslänge überragenden mannhaften Weibes, das nicht mindere Verschlagenheit und Tücke als ihr Gatte bekundet, das verlangte Abendbrod auf den Tisch gesetzt hat, ist offenbar eine von jenen unbeugsamen Naturen, die jedem Schicksal zu trotzen geneigt sind. Hager und von fast kleiner

Gestalt, spricht doch so scharf ausgeprägte zähe Willenskraft und Kühnheit, gepaart mit feuriger Leidenschaftlichkeit, aus ihm, daß man des Mannes eben vernommenen harten Worten wohl vollen Glauben beimessen darf. Hat er dergleichen übrigens doch auch schon früher besiegelt, weshalb man ihn, wenn auch gegen seinen ausdrücklichen Willen, schon von mehreren Revieren, auf denen er mit Wilddieben auf Leben und Tod zusammengekommen, hatte versetzen müssen, um ihn sicherer Rache zu entziehen. Wurde es doch allgemein als sicher angenommen, daß er außer den von ihm in offener Gegenwehr und officiell bekannt gewordenen Getödteten auch noch manchen im Walde erschossen Aufgefundenen auf seinem Kerbholz habe; denn da er nach jedem von ihm erlegten Mitmenschen eine Messingzwecke in den Kolben seiner Pürschbüchse einschlug, so konnte man nach der zur Sternform zusammengestellten Anzahl solcher Stifte allerdings deutlich ersehen, daß die behördlich festgestellte Ziffer der von ihm in's Jenseits Beförderten nicht die hinreichende war. Und gerade von solchen, die man im Revier als „von unbekannter Hand erschossen“ aufgefunden, erzählte er dann gewöhnlich mit Vorliebe den ganzen Verhalt der Sache mit den allerkleinsten Nebenumständen, nur die sonderbare Form dabei beobachtend, daß er sich stellte, als wenn er die abgespielte blutige Scene sich nur so in der Phantasie ausmale. Eine Ausnahme von letzterer Regel machte er nur bei folgender Geschichte: Wie er eines Tages sein Revier begangen und dabei am vielgewundenen Waldbache, der sich am Fuß schroffer Steinwände entlang und zwischen Gertrümmer rauschend seine Bahn bricht, plötzlich hinter einem mächtigen moos- und farrenüberwucherten Felsblock weiter nichts als eine Hand mit einer Angelruthe erblickt hatte.

„Ohne mich lange zu besinnen,“ so erzählte er selbst oft mit sichtlicher Freude, „nahm ich das Doppelzeug an den Kopf und, unten anhaltend, machte ich den Finger krumm, daß lustig der helle Knall das enge Thal durchschallte. Darauf ein Schrei — und schwupp, die Hand war verschwunden. Deren Inhaber hatte ich so für seine noch übrige Lebenszeit gekennzeichnet, und 's hat mir viel Spaß gemacht, als ich ein paar Wochen später den längst Vermutheten mit steifen Knochen den simpeln Botenmann machen sah, während er sonst nur stehlend im Busch herumlungerte.“

Schon aus diesem Beispiele ersieht man zur Genüge, wessen Geistes Kind unser Waldmann eigentlich ist, und es erscheint daher wohl begreiflich, wie sehr er den gegnerischen Haß auf sich laden mußte.

Bei alledem war er noch immer glücklich durch alle Fährniß gekommen, denn so oft auch schon nach ihm geschossen worden war, er schien — wie auch der allgemeine Köhlerglaube ging — gefeit, die für ihn bestimmten Kugeln fehlten bisher alle. Und so trat er denn auch heute, nachdem er seinen kargen Imbiß in der verrufenen Schenke, in welcher er furchtlos dann und wann verkehrte, um sich dabei über das dort ein- und ausgehende Gesindel Kenntniß zu verschaffen, bezahlt hatte, ohne Zagen seinen weiten und beschwerlichen Heimweg an, dabei einen seiner erbittertsten Feinde im Rücken wissend. Kühn und wohlgemuth schritt er seiner einsamen Waldklause zu und kam, trotz wilden Wetters, wenn auch mühsam und erst spät, doch wohlbehalten dort an. Ebenso ging auch noch der ganze übrige Winter ohne Unfall an dem vielgefährdeten Waidmann vorüber.

Brausend zogen die frühlingverheißenden Thaustürme wieder über die zerklüfteten Berge und dunkelen Wipfel seines Reviers dahin und schmolzen rasch den darin noch massenhaft aufgehäuften Schnee, daß überall rieselnde Wässer thaleinwärts dem felsengebetteten Bach zuströmten und diesen dadurch zur schäumenden, wilden Fluth anschwellten. Darauf folgten lenzeswonnige Tage mit zwar noch reifkalten Nächten, welche manches Restchen Schnee in tiefer Thalschlucht noch lange Zeit vor völliger Auflösung schützten. Das ist aber so die rechte Zeit und das geeignetste Wetter, wo im Herzen des mannhaften Auerhahns drängende Liebesgluth entbrennt. Da hört man den urigen Buhlen schon des Abends, nachdem er sich in den Wipfel einer alten Tanne oder Fichte „eingeschwungen“ und dort erst noch eine Weile lautlos verharrt hat, in eigenthümlichen, „würgenden“ Lauten andeutend seiner Sehnsucht Ausdruck geben, bis er am nächstfolgenden frühesten Morgen an selber Stelle unter tollen Geberden sein eigentliches, so wundersames Liebeslied anstimmt.

Im Revier unseres Jägermanns aber, wo aus dem Walde auch viele schroffe, kegelförmige Felsgebilde, gleichsam wie hohe Warthürme, emporstreben, hat der liebesbrünstige Galan die Gewohnheit, außer den hochragenden Bäumen auch solche steinerne Zinnen zu seinem Balzplatze zu erwählen, von wo aus er dann am frühesten Morgen mit hängenden, raschelnden Schwingen und radschlagendem „Spiel“ in seltsamem Tanze, wozu er sein eigener Spielmann ist, die Herzen seiner tief unter ihm harrenden Schönen, zu denen er später in begehrlicher Minnelust herniedersteigt, im Voraus zu gewinnen sucht. Natürlich waren unserem waidgerechten Förster solche Orte genau bekannt; denn jeden Abend oder Morgen zur Balzzeit schritt der Rastlose hinaus, seine Hähne zu „verhören“, um hohe und höchste Herrschaften, kamen solche zur Auerhahnbalze auf sein Revier, mit Sicherheit darauf „anspringen“ zu lassen. Trat dieser Fall jedoch nicht ein, dann gönnte der Wackere sich alljährlich zum Ausgang der Balze wohl auch das unvergleichlich hohe Vergnügen, selber so einen recht alten liebegirrenden Burschen zu schießen.

In dieser Absicht schritt der Rüstige denn nun auch heute schon nach ein Uhr Nachts zum Pförtchen seines tannenumschlossenen Heimwesens hinaus, um noch vor Tagesgrauen auf einem der von ihm erwählten weitesten Stände seines Reviers, dicht an der böhmischen Grenze, einzutreffen. Tiefe Finsterniß deckte seinen Pfad, der hier durch geschlossenen Hochwald und auf weiten Gehauen sich hinschlängelnd, dort zwischen Felsschluchten oder über loses Geröll und an tiefen Abgründen hinführte. Aber mit festem Fuße und sicherem Auge, das selbst bei so nächtigem Himmel noch immer den Schimmer seiner schmalen Bahn zu unterscheiden vermochte, wanderte der unermüdliche Forstmann unbekümmert seinem fernen Ziele zu. Endlich hat er es erreicht, aber noch immer liegt Nacht über den Wäldern, nur ein kaum merkbar lichter Schein am gebirgsgesäumten östlichen Horizont läßt ahnen, wo der kommende Morgen aufdämmern wird. Dabei herrscht tiefste Ruhe, wahre Grabesstille, durch die ganze weite Natur.

Doch horch! Ein kaum hörbar knappender Ton läßt sich plötzlich vernehmen — es ist der königliche Vogel, der sein Morgenständchen damit beginnt. Und wie diesem zur Begleitung geht ein sanftes Flüstern durch die Luft, und die dunkeln Wipfel alle rauschen nach — ein leiser frischhauchiger Wind hat sich erhoben, der den anbrechenden Morgen verkündet. Da pocht selbst des vielerprobten Jägers Herz heftiger als gewöhnlich, und mit verstärkter Aufmerksamkeit lauscht er den nun schnell aufeinander folgenden sonderbaren Lauten des fortbalzenden Hahnes, bis dieser den sogenannten Abschlag ertönen läßt, der dem regungslos Zuhörenden endlich das erlösende Signal ist, die ersten drei Sprünge vorwärts thun zu dürfen, mit denen er auf nur handbreitem Wildsteig seinem ersehnten Ziele entgegen strebt. Darnach bleibt er aber wieder wie angewurzelt stehen, kein Auge dabei verwendend, ja kaum Athem holend, ehe der Hahn nicht von Neuem sein frischbegonnenes Lied zum bestimmten Abschluß gebracht, nach welchem Moment der von brennender Liebeslust Berauschte auf Augenblicke weder sieht noch hört. Da also wieder drei Sprünge vorwärts, dann abermals Halt; und so fort und fort, bis der pfadsichere Jäger endlich so weit an den Balzenden heran ist, daß es nur der nochmaligen Verzückung des Beschlichenen bedarf, um in diesem Augenblick das todbringende Blei nach ihm entsenden zu können.

In dieser Lage nun steht jetzt der mit gewissenhafter Vorsicht „angesprungene“ Förster vor dem überragenden Felskegel, auf welchem der caressirende schwarze Gesell noch immer seinen wunderlichen Rundtanz hält. Mit vorgestrecktem Halse, aufgesträubten Kehlfedern, zitternd hängenden Flügeln und weitgeschlagenem Rade trippelt er himmelnden Blicks auf engbegrenztem Raume umher, dazu schnalzende, prallende und wetzende Töne ausstoßend, bis er wiederum den eigenthümlichen Schlußlaut daran fügt. Rasch ist da vom harrenden Schützen das sichere Rohr in Anschlag gebracht, den tödtlichen Schuß zu entsenden.

Dröhnend und echorollend, weithin schallend erfolgt dieser nun, und der mächtige Vogel, zum Tode getroffen, stürzt, das Gestein und Geäst mit seinem Gefieder streifend, rauschend zur Tiefe. Aber kaum daß noch das darüber freudestrahlende Auge des Erlegers die Wirkung des Treffers verfolgen kann, bricht dieser plötzlich selbst lautlos zusammen, und von entgegengesetzter Seite des Felsens herüber tönt ein kurzer, dann knatternd das Thal weithin durchhallender Knall einer Büchse, deren Kugel den

eben noch so lebenswarm pulsirenden Jäger auf den kalten Stein todt hinbettet, während drüben das duftblaue Wölkchen vom verziehenden Pulverdampf noch langsam dahinschwebt.

Wer war der Unselige, der diese meuchelnde That vollbracht? So fragt gewiß jeder Theilnehmende, dessen Herz sich vielleicht auch nicht eben im Leben für den Gefallenen zu erwärmen vermochte. Lösen wir — nach eigener Aussage des später ermittelten Verbrechers — dieses Räthsel.

In gleicher Absicht wie der Geopferte und zur selben Stunde hatte sich der eingangserwähnte böhmische Wilderer und geschworene Feind unseres Försters aufgemacht, dem von ihm ebenfalls längst gekannten Balzorte zu nahen. Ebenso war er dann, nur von der andern Seite, an den Hahn angesprungen, als plötzlich die Kugel des Försters dem Unberechtigten sein schon sicher geglaubtes Ziel entrückte. Bis dahin hatten die beiden feindlichen Schützen natürlich keine Ahnung von einander gehabt, aber der gefallene scharfe Büchsenknall verrieth nur allzusicher dem Rachsüchtigen sein Opfer. Und kaum seinen Feind erspähend und ihn erkennend, hatte der freie Sohn des Waldes auch schon das Gewehr nach jenem gerichtet, und mit kaltem Herzen und durchdringendem Auge fest und sicher zielend, als gälte es nur gewinnbringender Beute, so gab der wilde Bursche erbarmungslos Feuer auf seinen ebenso rohen und herzlosen Gegner — und so lösten zwei Ebenbürtige ihr frevelnd gegebenes Wort ein.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von **Levin Schücking**.

(Fortsetzung.)

Benedicte schritt vorauf, die beiden Officiere folgten ihr auf dem Fußstege, nur von einem der zwei Husaren begleitet, die ihnen vorher vorausgeritten waren, der andere war auf einen Wink des Bubna genannten Officiers bei diesem an dem Steinkreuz zurückgeblieben.

Während die beiden Männer, welche sie führte, dicht nebeneinander auf dem schmalen Pfade ritten, sprachen sie lebhaft, aber so miteinander, daß Benedicte ihre Worte nicht verstand.

Als sie vor dem offenstehenden eisernen Gitterthor angelangt waren, das von dieser Seite durch eine niedrige Mauer in den Garten von Goschenwald führte — man hatte nur noch zwischen einigen mit hohem altem Buchsbaum eingefaßten Beeten bis zum Hause zu gehen — wandte sich Benedicte zurück:

„Wenn die Herren hier absteigen wollen," sagte sie, „so kann ich Sie unmittelbar in's Haus führen. Die Pferde jedoch muß Ihr Begleiter hinab an dieser Mauer und an dem Gebäude entlang führen und an der Vorderseite durch die Thoreinfahrt in den Hof, er wird dort gleich die Stallung sehen . . ."

„Sehr wohl!" antwortete der junge General und stieg rasch aus dem Sattel, um dem herankommenden Husaren die Zügel zuzuwerfen.

Er blieb einen Augenblick stehen, um seinem älteren und weniger behenden Cameraden, den er Esztarai genannt hatte, Zeit zu lassen, auf den Boden zu gelangen; dann folgten die beiden Männer dem jungen Mädchen.

Benedicte führte sie durch eine Glasthür in's Haus, dann durch einen niedrigen Gang, der in ein hohes Stiegenhaus leitete — aber bevor sie noch dieses letztere erreicht, warf sie rechts eine Thür auf und bat die Herren einzutreten.

Ein großer, durch drei auf den vorderen Hof hinausgehende Fenster erleuchteter hallenartiger Raum umfing sie. Rings an den Wänden lief ein hohes Täfelwerk von dunklem Eichenholz umher, über dem mancherlei groteske Jagdbeute des Spessartwaldes an der Wand befestigt war, seltsam ausgewachsenes Gehörn und Geweih — in der Mitte der den Fenstern gegenüberliegenden Wand prangte auch eine Trophäe; aber sie bestand nur aus harmlosen Waidtaschen, Hifthörnern und alterthümlichen Pulverhörnern — die Waffen, die dazwischen die leer gewordenen Stellen gefüllt, waren fortgenommen worden — hatten sie sich vor dem französischen Machtgebot unsichtbar gemacht, oder dienten sie eben bei dem blutigen Handgemenge drüben im nächsten Thal, Rache an dem französischen Machtgebot zu nehmen?

Der gestrenge Herr Schösser hätte es müssen wissen, aber seine Knechte wußten es besser!

Der gestrenge Herr saß eben oben in diesem Saal — auf der Bank neben dem riesigen Kachelofen, mit dem Rücken sich an die kalten Platten desselben lehnend, die Arme über der Brust verschränkt und von der Höhe seines langen Oberkörpers herab auf zwei Gruppen von Leuten blickend, die sich in dem Saale an zwei verschiedenen Tischen, welche unter den Fenstern des Raumes hinliefen, befanden.

An dem oberen Tische saßen zwei weibliche Wesen, Frau Marcelline und ihre Zofe. Frau Marcelline hatte ihren Hut auf einen Stuhl neben sich geworfen und drüber ihr Fichu und ihre langen, bis zum Ellenbogen reichenden Handschuhe; das Sacktuch und ein silbernes Riechbüchschen lagen neben ihr auf dem Tisch, während ihre beringte Hand einen kleinen Spiegel hielt, in dem sie sich beschaute, um den in Verwirrung gerathenen Scheitel wieder zu glätten. Hinter ihr stand die Zofe und steckte ihr mit Haarnadeln den losgegangenen Chignon wieder fest, denn der Chignon gehörte zur Tracht der Damen des achtzehnten Jahrhunderts, wie er es heute thut. Von ihren Schläfen hingen lange Locken nieder, dunklen, fast blauschwarzen Haares, wie es ganz paßte zu dem schönen und zugleich pikanten Gesicht, den feingeschnittenen, ein wenig scharfen Zügen, den schmalgeschlitzten Augen, die unter schwarzen beweglichen Brauen durch die langen Wimpern der Lider feurige, zuweilen ein wenig stechende Blicke schossen. Ihr Mund war roth, voll, geschnitten wie nach dem Muster vom Bogen Amors, nur die Winkel waren stark genug nach unten gezogen, um diesem reizenden Munde einen gewissen Ausdruck von Hochmuth oder Härte oder Verachtung zu geben, der Frau Marcellinens Gesicht nicht anziehender machte. Ihr Teint war ein wenig abgebleicht, unfrisch, fatiguirt vielleicht nur vom Staub des Weges, von den Mühen der Reise und nicht von den Jahren — sie konnte kaum sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre zählen.

An dem zweiten Tisch weiter unten in dem Raum saß der Capitain Lesaillier mit seinem alten Grognard von Wachtmeister — sie hatten ihre Säbel in den alten Messingscheiden und die Czakos mit den grünen Federbüschen auf den Tisch geworfen, die rothen Revers ihrer grünen Uniformen aufgeknöpft und waren eifrig damit beschäftigt, den Erfrischungen zuzusprechen, welche die Beschließerin ihnen auftrug, wobei der Wachtmeister seinen Vorgesetzten durch einige Späße unterhielt, die er über die seltsame und, wie er es nannte, austrogothische Figur des am Ofen lehnenden Lieutenants außer Dienst und gestrengen Herrn Schössers machte.

„Welch' ein Biedermann!" hatte er eben lachend gerufen — „er sieht aus wie aus Pappendeckel geschnitten, um im Marionettentheater den grausamen Feldherrn Abinophel vorzustellen!"

„Und Das hält sich für einen Soldaten!" sagte der Capitain lächelnd.

„Sagen Sie mir, mein Capitain," fragte der Wachtmeister, „ist je eine ganze Armee solcher mörderischer Kerle in's Feld gerückt?"

„Eine Armee? Wie wäre die zu Stande gekommen! Diese kleinen deutschen Tyrannen brachten kaum einige Regimenter zusammen — der Eine von ihnen lieferte dies, der Andere das; der Eine gab für die Compagnie einige arme Hungerleider her, der Zweite den Hauptmann und der Dritte die Trommel, den Tambour und die Kochtöpfe. Eine freie Reichsstadt musterte ein halbes Dutzend Reiter, eine Aebtissin besorgte den Cornet und ein dritter Souverän lieferte das Sattelwerk und Riemenzeug — geh' und frag' die rothe Vogelscheuche dort, und er wird Dir sagen, daß ihm zu seiner Ausrüstung ein armes Gräflein den

rothen Rock und ein Nonnenkloster die schwarze Hose mit den Gamaschen geliefert hat."

„Das geht noch über den ci-devant König von Yvetot!" antwortete lachend der Wachtmeister — „aber wenn dem so ist, weshalb haben denn nicht diese armen Deutschen gegen solche Wirthschaft die Revolution gemacht? Was haben wir, die wir doch besser dran waren, die Mühe zu übernehmen brauchen?"

„Ja siehst Du, Lepelletier — das ist just so zugegangen wie bei einem Einsturz mit einem Haufen armer Teufel von Arbeitern, die unter Schutt, Trümmern und Gerümpel verschüttet liegen. Da machen sich die am ersten frei, die noch am wenigsten tief darunter liegen und noch einen Arm oder ein Bein regen können. Die anderen vermögen es nicht. Das Gerümpel und der Schutt, begreifst Du, ist die alte Ordnung der Dinge du bon vieux temps. Wenn wir zuerst uns daraus gerettet haben . . . aber was zum Teufel ist das, wer führt uns diese Oesterreicher hierher?"

Bei diesem Ausruf, bei dem Capitain Lesaillier betroffen in die Höhe fuhr, wandte der Wachtmeister seinen Kopf und ließ aus Ueberraschung das Glas feurigen Kalmuths, den Frau Afra in einer Bocksbeutelflasche aufgetischt, und welches er eben zum Munde führen wollte, beinahe fallen.

Eben waren Benedicte und die zwei österreichischen Stabsofficiere in den Raum eingetreten.

Ein Blick auf die Franzosen, ein zweiter Blick durch die Fenster der Halle, vor denen man den ganzen Schwarm der Chasseurs sich auf dem Hofe umtreiben sah, zeigte den Oesterreichern, daß sie in den Händen des Feindes waren — mitten unter eine französische Abtheilung geführt. . . .

„Gott steh uns bei!" rief zurückfahrend der ältere der Beiden aus — „wohin hat dies Geschöpf uns gebracht?!"

Seine Hand fuhr an den Säbelkorb und entblößte halb die Klinge.

„Ruhig, Sztarrai, bleiben wir ruhig" — mahnte der Jüngere flüsternd.

„Lassen Sie mich die Dirne erstechen — eine Deutsche, die..."

„Die Lügnerin wird ihren Lohn finden," fuhr, die Hand auf seinen Arm legend, der junge Mann fort — „denken wir daran, wie wir uns selbst aus dieser Schlinge ziehen!"

Während diese Worte in Hast von den beiden Officieren gewechselt wurden, hatte Benedicte ein paar rasche Schritte in den Raum hinein gemacht, hatte erblassend die Franzosen angestarrt, dann ihre Augen auf die Frauen am oberen Tisch geworfen und, plötzlich zusammenfahrend, einen leisen Schrei, wie des heftigsten Erschreckens ausgestoßen.

Sie stand da wie versteinert, beide Hände wie zur Abwehr eines ganz Entsetzlichen, das plötzlich vor ihr aufgetaucht, erhebend.

Frau Marcelline, die beim Anblick der österreichischen Uniformen ebenfalls aufgefahren war, ließ jetzt ihre Augen auf das Mädchen fallen und, zusammenzuckend, erschrocken, wie Jemand, der auf eine Schlange getreten, rief sie aus:

„Benedicte . . . Benedicte — Du bist's?!"

Benedicte regte sich nicht — sie starrte noch immer wie von Sinnen die Erscheinung vor ihr an — diese dunklen, jetzt so stechend flammenden Augen, dieser Kopf mit den langen Wimpern und den langen hängenden Locken vor ihr mußten für sie die Wirkung des Medusenkopfes haben.

Frau Marcelline trat, flog, das ganze Gesicht plötzlich von Flammenroth übergossen, auf sie zu.

„Unglückliche! Elende!" rief sie aus — „Du — Du — Du hier! Welch Verhängniß führt Dich, Dich mir in den Weg, in meine Hände, Abscheuliche!"

In Benedicte schien bei diesen Worten wie mit einem Male das Bewußtsein des Lebens zurückgekehrt — sie warf sich heftig zurück, sie wandte sich, sie wollte davon fliehen. . . .

Aber eine starke Hand legte sich im selben Augenblick auf ihre Schulter, umspannte ihren Oberarm und hielt sie fest wie eine eiserne Klammer.

Es war der Capitain Lesaillier, der während des vorigen Gesprächs hinter sie und zugleich vor die österreichischen Officiere getreten war.

„Halten Sie sie, binden Sie sie, wenn sie entfliehen will," schrie Frau Marcelline auf — „sie darf nicht entkommen, sie ist eine Verbrecherin, eine Mörderin!"

„Sie soll nicht entkommen, beruhigen Sie sich, Madame," versetzte der Capitain, indem er Benedicte nach dem oberen Theil des Raumes führte — „setzen Sie sich da, Mademoiselle, und warten Sie das Weitere ab," sagte er barsch zu Benedicte gewendet.

Benedicte ließ sich mehr todt als lebendig in den alten Armsessel fallen, der am obersten Fenster stand und zu dem der Capitain sie geführt hatte.

„Und nun," fuhr dieser sich zu den Oesterreichern wendend fort, „nun zu Ihnen, meine Herren! Wer sind Sie?"

„Sie sehen, wir sind österreichische Stabsofficiere . . . auf einer Recognoscirung begriffen," antwortete der ältere Officier.

„Stabsofficiere . . . auf einer Recognoscirung . . . ohne alle und jede Bedeckung? . . . Das ist seltsam!"

„Und doch ist es so — daß es unvorsichtig war, auf das Wort jenes jungen Geschöpfes hin, dieser Hof sei unbesetzt, so weit vorzugehen, sehen wir selbst — Sie brauchen es uns nicht vorzuhalten."

„Nun wohl, Sie sehen es selbst," rief der Capitain aus, „Sie sehen, daß Sie in meiner Gewalt sind" — er deutete auf den mit seiner Mannschaft erfüllten Hof — „also darf ich wohl um Ihre Degen bitten!"

„Wir sind allerdings in Ihrer Gewalt — so gewiß und sicher," versetzte hier der jüngere der beiden Oesterreicher, „daß es eine leere Förmlichkeit wäre, wenn wir unsere Degen ablegten — es kann uns nicht einfallen, dieselben gegen Sie und eine solche Uebermacht ziehen zu wollen."

„Sie sind meine Gefangenen und haben die Degen abzulegen, wenn Sie nicht wollen, daß ich Leute hereinrufe, die sie Ihnen abnehmen, meine Herren!" antwortete der Franzose gebieterisch.

„Gewiß, gewiß, Sie können das," entgegnete der Oesterreicher ruhig — „aber Sie werden unsere Uniformen hinreichend kennen, um zu sehen, daß wir Generalsrang haben — und Sie werden uns die Demüthigung ersparen, die Sie verlangen, da sie unnütz ist — als Franzose werden Sie zu großmüthig sein, einem in Ihre Hände gefallenen Feind Rücksichten zu verweigern, um die er Sie, mein Herr Capitain, bittet!"

Der junge Mann legte auf das Wort „bittet" einen besondern Ausdruck von vornehmem Selbstgefühl, und der Capitain antwortete mit einem ironischen Lächeln:

„Es demüthigt Sie, einem einfachen Capitain Ihre Degen übergeben zu sollen? — nun, ma foi, wenn dies Ihnen solchen Kummer macht, so sollen Sie sich nicht umsonst an meine Großmuth gewendet haben — aber ich bitte um Ihre Namen!"

„Generalmajor Karl Teschen!" sagte der junge Mann.

„Sie haben es sehr jung zum General gebracht!" bemerkte der Franzose.

„Ich habe Glück gehabt," antwortete der General Teschen bescheiden.

„Und Sie, mein Herr?" fuhr Lesaillier zu dem Andern gewendet fort.

„General Sztarrai!"

Der Franzose machte eine leichte Verbeugung und sagte: „Die Herren werden dort am Tische Platz nehmen." Dann sich zu Frau Marcelline wendend fuhr er fort: „Madame, ich bedauere unter diesen Umständen nicht ganz meiner Consigne folgen zu können. Sobald meine Truppe sich ein wenig erholt hat und es Ihnen möglich ist, die Reise fortzusetzen, müssen wir aufbrechen und auf demselben Wege, den der General Duvignot eingeschlagen hat, unsern Marsch fortsetzen — ich darf die Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen, ein paar Gefangene von dieser Bedeutung so lange hier zu halten — ich muß sie sobald wie möglich in Sicherheit bringen. Sie haben jedoch zu bestimmen, ob Sie die Nacht hindurch hier bleiben und sich ausruhen wollen — ich könnte Ihnen alsdann einen Theil von meinen Leuten zum Schutze lassen . . ."

„Nein, nein, nein," rief Frau Marcelline aufgeregt aus, „ich bin vollständig mit Ihnen einverstanden, auch mich drängt es, meine Gefangene hier" — sie warf dabei einen Blick verzehrenden Hasses auf die wie in sich zusammengebrochen dasitzende Benedicte, die diesen Blick freilich nicht wahrnahm, da sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hatte — „meine Gefangene hier in Sicherheit zu bringen!"

„Sie sind also bereit . . ."

„Bereit, in jedem Augenblick weiter zu reisen!“ rief Frau Marcelline heftig aus.

„So gehen Sie, Lepelletier,“ befahl der Capitain dem Wachtmeister, „und kündigen das den Leuten an; ich sehe, daß sie Lebensmittel gefunden haben — sie sollen sich sputen.“

Daß sie Lebensmittel gefunden, hatte auch längst der Schösser zu seinem Verdruß bemerkt . . . er beobachtete still grimmig, wie sie Frau Afra Brod, Speck, Würste, Wein und — all' seinen selbstgemachten Ziegenkäse herbeischleppen ließen!

„Ich gehe, mein Capitain,“ sagte der Wachtmeister.

„Und hören Sie — stellen Sie zwei Leute als Posten draußen vor die Thür dieses Saales.“

„Zu Befehl, Capitain,“ entgegnete der Wachtmeister und schritt davon.

Die österreichischen Officiere hatten sich unterdeß still an den Tisch Marcellinens gesetzt und Sztarrai sagte jetzt: „Ich hoffe, Sie erlauben uns, einige Erfrischungen zu bestellen, und gönnen uns die Zeit, sie zu genießen?“

„Ich lasse Ihnen gern die Zeit dazu,“ entgegnete der Capitain, „um so mehr, da ich Madame wenigstens noch eine Stunde vergönnen muß, sich auszuruhen. Der Herr dort oben,“ Capitain Lesaillier deutete, während er dies sagte, auf den gestrengen Schösser, „der Herr am Ofen dort scheint der Befehlshaber, Commandant oder Gouverneur dieses Platzes . . . haben Sie die Güte sich an ihn in Angelegenheiten der Verpflegung zu wenden — der Wein, den er in seinen Casematten führt, ist nicht übel, und da Sie seine Landsleute sind, wird er Sie sicherlich nicht schlechter bewirthen als uns!“

„Landsleute oder nicht Landsleute,“ sagte hier der Schösser sich erhebend mit einem äußerst verdrießlichen Gesicht, „es ist ziemlich Eins, an wen ich den Wein abgebe, wenn er nicht bezahlt wird!“

„Wir werden ihn bezahlen, mein Lieber!“ fiel der General, der sich Teschen genannt, ein.

„Afra, gehen Sie zu holen,“ rief der Schösser der Beschließerin zu, die durch eine Hinterthür eben wieder eintrat — „unterdeß,“ fuhr er, sich mit rollenden Augenbrauen zu Frau Marcelline wendend, fort, „möchte ich doch nun eine Aufklärung bitten, was diese junge Demoiselle verbrochen hat, die Sie so despectirlich behandeln und die von wohlansehnlichen Leuten meinem Schutze anempfohlen ist.“

„Und von wem,“ fuhr Frau Marcelline auf, „wäre sie das?“

„Von der hochehrwürdigen Mutter Aebtissin von Oberzell, der Frau Schwester meines Herrn und Patrons, des Reichshofraths Gronauer . . .“

„Von der Aebtissin von Gronauer!“ rief Frau Marcelline mit dem Ton der Verachtung; „nun, meinethalb, die Empfehlungen derselben und Ihr Schutz werden ihr wenig helfen; ich werde sie als Gefangene mit mir fortführen . . .“

„Das junge Mädchen,“ fiel hier der General Teschen ein, „hat sich in einer Weise gegen uns unwahrhaftig gezeigt und uns in eine so mißliche Lage gebracht, daß wir nicht veranlaßt sein können, ihre Vertheidigung zu übernehmen, Madame. Wenn Sie uns jedoch erklären wollten, wie es kommt, daß sie für den Dienst, den sie damit der französischen Sache geleistet, durch eine so üble Aufnahme von Ihrer Seite gelohnt wird . . .“

„Ich habe Ihnen keine Erklärungen zu geben, mein Herr!“ antwortete Frau Marcelline hochmüthig.

„Sicherlich nicht! Ich habe sie auch nicht gefordert, nur höflich darum bitten wollen, wie doch wohl Jedermann thun darf, wenn er Zeuge eines auffallenden Vorgangs ist,“ antwortete ruhig der gefangene Officier.

„Wenn dieser Vorgang ihn ganz und gar nichts angeht, mein Herr, so thut Jedermann wohl, sich nicht hineinzumischen,“ fuhr die aufgeregte Frau fort.

Der junge General biß sich auf die Lippen.

„Verzeihen Sie, Madame, es war das durchaus nicht meine Absicht. Mich in Ihre Händel mit diesem jungen Mädchen zu mischen, konnte mir um so weniger einfallen, als ich Gefangener bin und ich Sie so wohl gehütet unter französischem Schutze sehe. Daß eine deutsche Dame auf der Seite unserer Feinde ist, und daß sie über eine so stattliche Escorte aus denselben gebietet, darf, denk' ich, jedoch meine Verwunderung erregen.“

„Möglich, daß es das thut,“ versetzte Frau Marcelline scharf. „Wenn Sie aber nicht Oesterreicher, das heißt Leute wären, die stets um eine Idee, um eine Armee und um ein Lebensalter hinter ihren Gegnern zurück sind, so würden Sie wissen, daß sehr viele deutsche Frauen auf der Seite Ihrer Feinde stehen, auf der Seite Derer, die der Welt Licht, Freiheit von den alten Vorurtheilen und Wiedereinsetzung der Menschen in ihre ursprünglichen Rechte bringen!“

„Sie lassen mich fast bedauern, Madame,“ entgegnete der Officier ironisch, „daß der Sieg unserer Waffen in den letzten Tagen unsere Feinde so ärgerlich in dem edlen Werke stört, welches sie mit so viel Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit zum Besten des Lichts, der Freiheit und der Menschenrechte ausführen.“

„Der Sieg Ihrer Waffen? Ach, pochen Sie nicht darauf, mein Herr General . . . die Franzosen haben noch so ungefähr immer Sie besiegt und werden, wenn sie auch in diesem Augenblick sich zurückziehen müssen, sehr bald ihre Revanche nehmen. Dieser Erzherzog Karl mit seiner Reichsarmee und den aufgehetzten Bauern, die die Armee aus tückischen Hinterhalten überfallen, wird seinen Kriegsruhm sehr bald schwinden sehn und sehr, sehr klein werden — er wird sich in Wien sehr bald wieder die habsburgische Schlafmütze über die Ohren ziehen und zu Bette legen müssen — man kennt das ja, sobald ihm ein tüchtiger General oder ein ihm gewachsenes Heer entgegentritt, wird der arme junge Mensch krank und legt sich zu Bett.“

Der General Teschen wechselte die Farbe bei diesen mit dem Ton unsäglicher Verachtung ausgesprochenen Worten der schönen Frau. Der General Sztarrai wollte entrüstet aufspringen, aber jener legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn auf seinem Platz.

„Sie haben Recht, Madame,“ sagte er dabei, „der Erzherzog Karl hat leider keine eiserne Natur, wie sie Jemandem, der sich dem Kriegshandwerk widmet, zu wünschen ist. Er hat in den letzten Jahren sich einige Male krank melden lassen müssen, wenn . . .“

Er wurde plötzlich durch ein paar Carabinerschüsse unterbrochen, die rasch nach einander auf dem Hof abgefeuert wurden. Alle richteten auffahrend ihre Blicke durch die Fenster dahin — man nahm einen Zusammenlauf wahr — mehrere der Chasseurs stürzten mit ihren Carabinern nach der niedrigen Zinnenmauer, welche den Hof nordwärts, den Fenstern gegenüber, abschloß.

„Was giebt's, Lepelletier?“ rief der Capitain dem eintretenden Wachtmeister entgegen, „haben wir diese deutschen Chouans auf dem Halse?“

„Nein, mein Capitain, nur ein österreichischer Husar wurde am Fuße der Mauer da drüben entdeckt. Er führte zwei lose Sattelpferde mit Generalsschabracken . . .“

„Ah, die Pferde unserer Gefangenen!“

„Richtig, Capitain, und zwei tüchtige Gäule, bei'n Schnurrbart des ci-devant heiligen Georg, wir hätten sie gebrauchen können!“

„Nun?“

„Der Bursche, der offenbar Unrath gemerkt hatte, hielt sich in einem Buschwerk versteckt . . . er ist davon gesprengt, rechtsab in die Thalgründe hinein.“

„Und die Schüsse?“

„Haben ihm nicht wehe gethan, er ist zum ci-devant Teufel gegangen!“

„Sacré mille tonnerres!“ fluchte der Capitain, „vielleicht haben diese Leute hier eine Reserve, näher als wir glauben, und der Schurke holt sie jetzt heran . . . es ist das Beste, Lepelletier, Du läßt zum Aufsitzen blasen!“

„Das war auch mein Einfall, Capitain, just das! Ich kam den Befehl dazu zu holen.“

„So geh'!“

„Madame,“ wandte der Capitain sich an Frau Marcelline, „werden Sie sich im Stande fühlen, die Reise wieder anzutreten?“

„Schon jetzt?“

„Ich bedauere, daß ich Ihnen nicht längere Zeit zum Rasten geben kann . . . wenn Sie also nicht vorziehen, die Nacht hier zurückzubleiben . . .“

„Nein, nein, nein,“ rief Frau Marcelline aus, „ich bin ja bereit!“

„Und Ihre Gefangene da wollen Sie mitnehmen?“

„Ohne Zweifel!"

„Aber sie wird nicht zu Fuß neben Ihnen herlaufen können, die arme Demoiselle . . ."

„Sie verdient es in der That nicht besser, als so transportirt zu werden!" versetzte Frau Marcelline mit einem Zucken der Mundwinkel voll der tiefsten Verachtung.

„Ein Pferd habe ich nicht für sie," fuhr der Capitain fort, „ich habe ohnehin zwei Pferde für meine Gefangenen nöthig . . . und wenn es hier keine zu requiriren giebt. . . . Lepelletier," rief er diesem, der eben, während draußen ein Signal geblasen wurde, wieder eintrat, „Sie haben draußen in den Ställen keine Pferde vorgefunden?"

„Nein, mein Capitain, von Remonte nichts als einen großen Ziegenbock, der dem Herrn Commandanten dort zu seinen Evolutionen vor der Fronte zu dienen scheint."

„Gut denn, so mußt Du zwei Leute ihre Pferde für die Gefangenen abgeben lassen, und die Demoiselle da hinter Dir auf die Kruppe nehmen."

„Mit dem äußersten Vergnügen," versetzte der Wachtmeister mit einem gutmüthigen Kopfnicken, „Mademoiselle wird hoffentlich einverstanden sein, sich an die Mutter der Schwadron anzuschließen — fürchten Sie nichts, Mademoiselle, die vier Haimonskinder haben unbequemer gesessen . . ."

„Aber sie kann doch nicht so, wie sie dasitzt, auf's Pferd steigen . . . und dann mit fort durch die kalte Nacht . . . das könnte ja einen Stein erbarmen!" rief jetzt Frau Afra empört dazwischen.

„Geh' Sie lieber und hole ihr einen Mantel!" sagte der Schöffer, während Benedicte das mit Thränen überströmte Gesicht erhob und mit einem dankbaren Blick zu Afra aufsah.

Frau Afra eilte davon, selbst in Thränen und Schluchzen ausbrechend bei dem Jammerblick, der eine Secunde lang auf ihr geruht hatte.

„Wir müssen Alles anwenden, diesen Aufbruch zu verzögern!" flüsterte unterdeß Sztarrai seinem Schicksalsgenossen zu.

„Werden wir es können so lange, bis unsere Leute Zeit haben heranzukommen?" fragte der jüngere General im selben Tone.

„Wenn auch das nicht, so hindern wir durch irgend eine Verzögerung vielleicht doch diese Franzosen, einen so weiten Vorsprung vor unsern Leuten zu gewinnen, daß sie uns nicht wieder einholen können." . . .

„Was sollen wir beginnen? Ich sehe kein Mittel, sie hier aufzuhalten!"

„Verdammt — sie führen schon draußen die Pferde aus den Ställen!"

„Es läßt sich eben nichts machen!"

„Sie werden mir eingestehen, daß wir in eine verzweifelte Lage gerathen sind — man wird mich in Wien vor ein Kriegsgericht stellen, weil ich zugegeben habe . . ."

„Man wird nichts dergleichen thun," fiel ernst der jüngere Mann ein — „es fällt kein Schatten von Tadel oder Vorwurf auf Sie, Sie haben nur gethan, was Ihnen befohlen wurde."

„Ich hätte die kühne Verwegenheit, den Eifer zügeln müssen, der Sie so nahe an die Rückzugslinie des Feindes . . . aber was ist das?"

„Das sind die Unsern!" rief der General Teschen aus.

„Nicht doch, nicht doch — hören Sie nur!"

„Nein — Sie haben Recht, Sztarrai — dies Feuer wird nicht aus unseren Musketen abgegeben!"

Diese Ausrufe wurden den gefangenen Officieren durch ein plötzliches lebhaftes Kleingewehrfeuer entlockt, das von draußen her sich vernehmen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hamburger als König der Mainotten.

Von Ritter v. Zerboni di Sposetti.

Es ist gewiß eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß an den östlichen Gestaden des Mittelmeers, gerade an den in Barbarei versunkenen ehemaligen griechischen Culturstätten der alten Welt, jetzt der germanische Genius sich vorzugsweise thätig zeigt, das verkommene Leben wieder anzufachen und einen der rohesten und wildesten Stämme des heutigen Griechenlands in seine civilisatorischen Kreise hineinzuziehen.

Auf den Höhen des vom messenischen und lakonischen Golf umspülten Taygetosgebirges in Morea liegt der Distrikt Maina, dessen Bewohner in ganz Griechenland als Banditen, Räuber und Mörder verrufen und gefürchtet sind. Diese Mainotten sind ein Rest der echten altgriechischen Volksrace, und zwar ein Rest jenes merkwürdigen Spartanervolkes, das sich schon im Alterthum in seinem Sonderleben von den übrigen Hellenen abzweigte, bei allgemeinen, das ganze Land drohenden Gefahren aber stets in den Vordergrund trat, durch seine bewunderungswürdige Aufopferungsfähigkeit sich immer glänzend hervorthat und meist den entscheidenden Schlag führte, — ein Volk, das schon zu jener Zeit ein bis jetzt noch ungelöstes sociales Problem zu lösen versuchte und das bis nun seiner Aufgabe instinctmäßig treu geblieben ist. Weder die Herrschaft der Römer, noch die der Gothen, Slaven, Franken und Türken hatten es vermocht, den ursprünglichen Instincten dieser wilden Gebirgssöhne jene Energie zu benehmen, die dieses Volk seit seinem Auftauchen in der Geschichte vor mehr als dritthalb Jahrtausenden charakterisirte. In ihren Bergen und Schluchten verstanden sie es, ihre Unabhängigkeit zu wahren, und während das übrige Hellas den Einflüssen der es beständig überfluthenden fremden Elemente erlag und darin zu einem Mischvolke wurde, erhielten sie allein ihr althellenisches Blut rein von jeder fremden Zuthat und blieben ebenso bei ihrer althergebrachten Lebensweise, ihren ursprünglichen Sitten und Gebräuchen stehen, ohne von der Außenwelt irgend Etwas anzunehmen. Die alten Spartaner wiesen bekanntlich die in Hellas dazumal blühenden Künste und Wissenschaften mit beharrlicher Entschiedenheit von sich, sie fürchteten die damit verbundenen Gefahren der Verweichlichung. Das Hauptaugenmerk ihres Staates war auf die höchstmögliche Entfaltung physischer Kraft und des Heldenmuthes bei jedem Einzelnen gerichtet, und wir wissen, daß zur Erreichung dieses Zweckes die Gesetze der Sittlichkeit, der Menschlichkeit, ja die Gesetze der Natur eine gewisse Vergewaltigung erlitten. Das Eigenthum, die Familie, selbst die Kindes- und Elternliebe, sie hatten bei diesem sonderbaren Volke nur in Bezug auf den Staat einen Werth, und diese Beziehung war in Sparta von der allgemeingültigen sehr verschieden.

Bis auf unsere Zeiten sind sie in ihrer Eigenthümlichkeit verblieben und endlich in ihren unzugänglichen Bergen, in ihren von der übrigen Welt gleichsam abgeschlossenen Marken alles höheren Lebens und Verkehrs entbehrend, gänzlich verwildert und verroht. Nur bei allgemeinen, das gesammte Vaterland betreffenden Gefahren sind auch sie, den Traditionen ihrer Race getreu, immer zur Hand. In den Befreiungskämpfen gegen Franken und Türken standen sie alle wie ein Mann in den vordersten Reihen und schlugen immer die blutigsten und entscheidenden Schlachten. War dies aber einmal vorüber, dann schlossen sie sich wieder in ihre Berge ab, und selbst ihre — die jetzige königlich griechische Regierung vermag es nicht, sie in das organische Staatsleben hineinzuziehen.

Die Mainotten sind ein unbändig wildes, kriegerisches Volk, bei dem das Gesetz der Blutrache noch seine volle Geltung hat, und das unter sich, wie ehemals die schottischen Clans, in beständigen blutigen Fehden lebt. Die niederen Anhöhen der Maina sind alle mit viereckigen fünfzig Fuß hohen Thürmen gekrönt, die statt der Fenster Schießscharten haben, aus massivem Mauerwerk bestehen und deren erstes Stockwerk sich in so beträchtlicher Höhe von dem Erdboden befindet, daß es nur auf einer langen Leiter, die jedesmal herabgelassen und heraufgezogen wird, zugänglich ist. Hier hausen die Familien wie in den Zeiten des Faustrechtes, stets des feindlichen Ueberfalls gewärtig, beständig auf Abwehr bedacht. Oft geschieht es, daß, wenn die Männer auf irgend eine Unternehmung ausgezogen sind, diese Burgen von dem lauernden Feinde überfallen werden, wo dann die darin zurückgebliebenen Frauen den Angriff auszuhalten und zurückzuschlagen haben, was ihnen

auch, bis die Hülfe aus der Nachbarschaft anlangt, nicht selten gelingt. Bei Gelegenheit solcher Ueberfälle besteigt eine der Frauen die hohe Warte und ruft mit nur ihnen eigenthümlichen Lauten die ferne Hülfe auf. Es ist merkwürdig, daß dieser Hülferuf bei der wunderbaren Reinheit der Luft über eine halbe Meile weit vernommen wird, und jedesmal wird ihm auch sogleich Folge geleistet. Die Angreifenden suchen denn auch die Zeit, bis diese angelangt, bestens zu nützen und die Feste zu forciren, aber die Frauen sind auf derlei Kämpfe eingeübt und ihre Musketen verfehlen nur selten das Ziel. Die Energie, die sie bei solchen Kämpfen entwickeln, macht auch großentheils die Anschläge des Feindes zu Nichte.

Die Rivalität der verschiedenen untereinander sich befehdenden Stämme gestattet diesem Gebirgsvolke nicht, sich einem gemeinschaftlichen Oberhaupte unterzuordnen. Jeder Stamm folgt seinem Aeltesten, und die Genossen eines Stammes betrachten in der Regel jene eines anderen als Feinde, welche Sympathien und Antipathien meist von ihren Ahnen überkommene Erbschaften sind, und so ist denn von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Stämme keine Rede. Nur wenn die Regierung von Athen Steuern, Rekruten oder Frohnen zur Herstellung öffentlicher Communicationswege von ihnen verlangt, erst da stehen sie Alle wie ein Mann gegen die Verordnungen auf, und lange schon wagt sich kein Regierungsbote in ihre Berge. Bei solcher Lebensweise muß nothwendig unter ihnen die größte Armuth herrschen, das heißt sie sind über die primäre Einfachheit noch nicht hinaus, sie kennen die Bedürfnisse des Culturlebens nicht, es herrschen bei ihnen noch die ursprünglich homerischen, oder besser, spartanischen Zustände, Sitten und Gebräuche, und es scheint in dieser Beziehung ein aus jener Zeit auf uns unverfälscht gekommenes Cabinetsstück zu sein. Da das Land bei seiner Armuth und bei der Lebensweise seiner Bewohner lange nicht im Stande ist, dieselben zu ernähren, so finden zeitweise Auswanderungen statt, es verdingen sich in den Hafenorten Viele zu verschiedenen Arbeiten, Andere gehen wieder dem edlen Handwerk mit Muskete, Pistolen und Yatagan bewaffnet über die Landesmarken nach. In diesem kriegerischen Schmuck bestellen sie aber auch ihre Gärten und Felder, denn hier ist man nie vor einem feindlichen Ueberfalle sicher. —

Mitten unter diesem wilden Volke im mainottischen Gebirge hat unser deutscher Landsmann, der Bildhauer Siegel sich angesiedelt und besitzt dort seine berühmten Marmorbrüche. Es gelang ihm, einen weiten Gebirgsumkreis und eine der festen Familienburgen in seinen Besitz zu bringen und, während er sich in dieser letzteren nach Landessitte eingerichtet hat, im Gebirge an seinen Marmorbrüchen großartige Werkstätten einzurichten und in denselben Tausende von Eingeborenen zu beschäftigen.

Siegel war durch viele Jahre unter König Otto's Regierung Professor der Bildhauerei an der Akademie zu Athen gewesen, wo er eine namhafte Schule errichtete, die jetzt von seinen Schülern im Gange erhalten wird. Auf seinen Ausflügen durch Morea kam er auch zu den Mainotten; er wollte sich persönlich überzeugen, ob dieses Volk in Bezug auf seine Aehnlichkeit mit der classischen Antike den hierüber allgemein in Umlauf gesetzten Gerüchten auch in der That entspreche, was für ihn als Künstler und noch dazu als Bildhauer von großem Interesse sein mußte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in den Gebirgen der Maina sehr reichliche Lager der herrlichsten Marmorsorten, welche eine große Ausbeute versprachen. Der Hebung dieser Naturschätze stellten sich jedoch in den Eingeborenen selbst beinahe unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die jetzigen Griechen sind ohne Ausnahme Alle geschworene Feinde jeder Neuerung; selbst die Allen so unentbehrlichen Communicationswege können nur mit großem Zwang hergestellt werden, und deren Bau schreitet nur äußerst langsam vorwärts. Wie sollte nun ein Fremder, und noch dazu ein aus Athen, aus den Regierungskreisen kommender Fremder, bei diesem ohnehin so mißtrauischen Völkchen eine Neuerung — eine Unternehmung in's Leben rufen können? Hier konnte nichts weder mit Gewalt, noch mit Geld, noch mit irgend welchen künstlichen Mitteln erzielt werden, nur auf dem Wege eines gütlichen Einverständnisses war etwas durchzusetzen. Um sich unter den Mainotten niederlassen zu können, mußte man vor Allem erst selbst Mainotte werden. Jeder Andere hätte die verschiedenen Familienzwistigkeiten benützt, um sich mit Hülfe der einen Partei gegen die andere behaupten zu können. Siegel wies ein solches Auskunftsmittel als seiner unwürdig zurück. Nicht durch Intrigue, er wollte auf soliden Basen mit diesem Gebirgsvolke verkehren, er glaubte in dessen Eigenschaften Anhaltspunkte hiefür zu haben, von deren geschickter Benutzung dann freilich Alles abhing, und er täuschte sich nicht. Der griechische Volkscharakter im Allgemeinen hat einen gesunden festen Kern. Der Grieche ist sehr keusch, sehr mäßig und hängt mit exemplarischer Treue an Familien- und Verwandtschaftsbanden. Der Mainotte überdies hält viel auf seine rein hellenische Abstammung, und in der That, nirgends in ganz Griechenland, die Sphakioten auf Kreta vielleicht ausgenommen, hat sich der althellenische durch die Antike uns bekannte Typus in Gesichtszügen und in dem wunderbar schönen Ebenmaß der Körperformen, namentlich bei Frauen, welche von allen Reisenden als „antike Göttinnen in knechtischer Hülle" bezeichnet werden, — so vollständig und so rein erhalten, wie bei diesem Gebirgsvolke. Diese Harmonie der äußeren Formen muß sich ja nothwendig auch im inneren Wesen auf irgend eine Weise reflectiren. Ist es doch allgemein bekannt, daß selbst der griechische Bandit sich durch einen gewissen Adel von allen anderen seines Gleichen wesentlich unterscheidet. In ihrem gehobenen Selbstbewußtsein halten sich eben die Mainotten auch von besserem, edlerem Stoffe als die übrige Menschheit im Allgemeinen, und es ist dieser Stolz zum großen Theile neben ihrer Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, der sie in Absonderung von der Welt auf ihren Bergen hält. So erzählen sie zum Beispiel es gar gerne, daß aus ihrer Mitte die Bonaparte und die Mediceer ihren Ursprung nahmen. Beide Familien haben nämlich, wie dies seiner Zeit allgemein üblich war, nachdem sie nach Italien ausgewandert, ihre griechischen Familiennamen Kalomeros und Jatrakos in die Sprache ihres neuen Vaterlandes übersetzt.

Ein solcher Kern und in solcher Hülle mußte den Menschenfreund und namentlich den Künstler besonders interessiren; es mußte in ihm der Gedanke Platz greifen, daß eine geschickte Behandlung dieser Eigenschaften zur Entfaltung des der äußeren Form entsprechenden inneren Wesens führen müsse, auf diese Weise aber die Antike thatsächlich verlebendigt und verpersönlicht in die Wirklichkeit der Gegenwart, in das warme, thätige Leben wieder eingeführt werden könnte — was im Wege plastischer Kunst selbst bezüglich der äußeren Form noch nicht recht gelingen will. Es handelte sich darum, die thatsächlich lebendige Antike in's Leben einzuführen. Siegel hat sich dieser großen Aufgabe unterfangen, er hat sich die Landessprache vollkommen eigen gemacht, hat sich in die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Mainotten ganz hineingelebt, ist durch seinen persönlichen Verkehr mit den Familien ihnen auf verschiedenartige Weise nützlich geworden, ja, sie haben ihn mit der Zeit so lieb gewonnen, daß sie selbst bei ihren gegenseitigen Befehdungen sich sein Schiedsrichteramt gefallen lassen — ein Zutrauen, das in diesen Bergen ganz einzig und ohne Beispiel dasteht, und das sich Siegel nur durch sein kluges, humanes Eingehen auf die Verhältnisse der Familien erworben hat.

Auf diese Art gelang es ihm, den Thatendrang der kampflustigen Jugend in seine Werkstätte zu leiten, und die Verwerthung desselben stellte sich dieser Jugend sowohl wie deren Angehörigen so erfolgreich dar, daß man die Aufnahme dieser jungen Leute in diese Anstalten als eine Gunst zu betrachten und nachzusuchen begann. Aus diesen Brüchen, welche in reichlichen Lagern die schönsten und kostbarsten Marmorsorten liefern, versorgt Professor Siegel nicht nur ganz Griechenland, sondern auch alle bedeutenderen Orte in der Levante, von der ostafrikanischen Küste bis Constantinopel. Die gebrochenen Marmorblöcke werden an Ort und Stelle vorerst für ihre künftige Bestimmung nur roh zurecht gemacht, sodann an der für den weiteren Transport auf die Schiffe geeigneten Stelle in's Reine gemeißelt, polirt und in der Folge auf eigens hierzu eingerichteten Maschinen auf die Schiffe geladen und verführt. Diese in großartigem Maßstabe betriebenen Arbeiten nehmen Tausende von Menschenhänden beständig in Anspruch. Auf diese Weise aber fließt das baare Geld und mit diesem auch der Wohlstand der Bevölkerung zu und gestaltet sich die Rivalität der Stämme zu einer Rivalität in der Arbeit, in welcher Einer dem Anderen es zuvorzuthun sucht, während sich gleichzeitig für Alle ein gemeinschaftlicher Lebensmittelpunkt herausbildet.

Dieser wohlthätige Einfluß wird von Allen empfunden, so daß Siegel sich der Liebe und des Vertrauens, ja einer

Art Verehrung im ganzen Lande erfreut. Sein täglicher Verkehr mit allen Parteien bringt ihn unausgesetzt mit Freund und Feind zusammen, die Alle in ihm den Mittler, den Wohlthäter, den Rathgeber, mit einem Worte, jenen Genius erkennen, der ihrem Leben erst den wahren Gehalt und Werth zu geben verstand. Da Alle mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar an diesen Arbeiten betheiligt sind, so ist auch nicht Einer im ganzen Lande, der ihn nicht segnete, der nicht persönlich in Beziehung zu ihm stände. Die Arbeiten werden selbstverständlich durch Contracte auf längere Zeit geregelt. Die in den Ateliers beschäftigte Jugend ist an diese auf Jahre hin gebunden, und da hier der den Griechen angeborene Schönheitssinn unter Siegel's Leitung sich entwickelt, die jungen Leute unter ihren Händen Werke der Kunst entstehen sehen, sich für diese immer mehr interessiren, und von ihren Angehörigen, deren Wohlstand hierbei wächst, darin bestärkt und hierzu angehalten werden, so beginnt auch mit der geregelten, nützlichen, ruhig verfließenden Arbeit sich ein neuer Geist im Lande zu offenbaren, die Rohheit der Sitten sich zu mildern, und in der That haben die Raubzüge, die Alles vernichtenden Familienfehden merklich nachgelassen und überall wird bereits eine rege Betriebsamkeit, überall werden organisch sich regelnde Zustände wahrgenommen.

Siegel hat sich bei diesem Volke bereits so unentbehrlich gemacht, daß ihm die unbändigsten Häuptlinge ohne Widerrede Folge leisten, sein Wort ihnen als Gesetz gilt, und selten nur kommt er in die Lage, und das höchstens durch Arbeitsentziehung — dort die empfindlichste Strafe — seinem Worte Nachdruck geben zu müssen. Dem Könige Otto persönlich befreundet, hat Siegel mit seinen Mainotten für ihn noch die letzten Kämpfe gekämpft; seine Krieger würden ihm unbedingt in einem Kreuzzuge nach Athen gefolgt sein, wenn er dies von ihnen gefordert hätte, — auch schickt die Regierung, wenn sie bei diesem Volke etwas durchsetzen will, ihre Boten nicht direct an dasselbe, sondern an Siegel mit dem Ansuchen, das Volk hierfür geneigt zu machen, denn mit Gewalt kann sie bei demselben nichts ausrichten. Siegel, der seine Leute und die Verhältnisse ganz genau kennt, die in Athen nämlich, wie die seiner Mainotten, braucht nicht erst mit diesen letzteren darüber zu unterhandeln. Er fertigt die Regierungsboten aus eigener Machtvollkommenheit ab, indem er zusagt oder abweist oder irgend welche Modificationen verlangt, und was er entschieden, die Regierung von Athen sowohl wie das Volk von Maina ergeben sich anstandslos darein.

Ein solches Vertrauen setzen selbst die Regierungsmänner in Athen in ihn. Sie kennen ihn Alle persönlich und er verkehrt mit ihnen bei seinen zeitweisen Ausflügen in die Residenz. Er ist thatsächlich König von Maina, wiewohl ihn Niemand in dieses Amt förmlich eingesetzt, weder das Volk als solchen ausgerufen, noch die Regierung officiell anerkannt hat — er ist es durch die Macht seines Geistes und seiner Persönlichkeit geworden. Die Regierung von Athen wollte diese seine Stellung durch einen officiellen Titel gleichsam legalisiren und wäre es nur deshalb, um nicht mit einem Volke durch die Vermittlung eines Privatmannes erst verkehren zu müssen; aber Siegel schlug alle dergleichen Auszeichnungen mit dem sehr richtigen Tact aus, daß jeder amtliche Charakter ihm bei seinem Volke nur Nachtheil bringen, das Vertrauen zu ihm untergraben würde. Siegel ist aber nicht nur in der Maina, er ist im ganzen Königreich der Griechen und zwar von den meisten persönlich gekannt, und von Allen geachtet, geehrt und hochgehalten, selbst die Banditen, von denen Griechenland bekanntlich wimmelt, hegen eine Art ehrfurchtsvoller Scheu vor ihm, und nie ist ihm, so oft er ihnen auch auf seinen Streifereien begegnet, etwas Leides von ihnen widerfahren. Er hat aber auch eine eigene Art und Weise, die Leute zu behandeln, seine geistige Ueberlegenheit auch ohne allen äußern Apparat ihnen gegenüber geltend zu machen.

Siegel ist von Geburt ein Hamburger, ist hoch und schlank gewachsen und über die sechszig Jahre hinaus, aber rüstig, lebendig und energisch, wie man selbst unter jungen Leuten nur Wenige findet. Ich machte seine Bekanntschaft vor zwei Jahren in Constantinopel, wohin er auf mehreren Schiffen die Marmorsäulen und andere Sculpturarbeiten für den neuen großherrlichen Palast brachte. Diese Siegel'schen Marmorarbeiten hätten in den ersten europäischen Kunstwerkstätten nicht schöner gemacht werden können. „Sie sind," sagte er mir, „alle das Werk meiner mainottischen Schüler," und er betonte mit einer ihm so wohl stehenden Zufriedenheit, daß darunter sich auch nicht ein einziges Stück von einer andern Hand gearbeitet befinde. Wer Mörder und Banditen zu fleißigen Künstlern umzugestalten, wer statt des thierischen Rachedurstes in ihre Seele das ideale Schöne zu setzen vermochte, der kann gewiß mit wohlverdienter Genugthuung auf dies sein großes Werk herniederschauen, denn er hat hier als Großmarschall der Menschheit ihr wahre und unvergängliche Siege erfochten und er hat sie erfochten auf unblutigen Wegen, ohne daß ganze Hekatomben Menschenleben ihm zum Opfer gefallen wären, und auch ohne Armeen, deren Erhaltung der Menschheit so theuer zu stehen kommt. Er allein, ein einziger Mann, ohne Waffen, ohne Geleite — er hat ein ganzes Land erobert, er hat es freilich im Interesse seiner Kunst, also beziehungsweise in seinem eigenen Interesse erobert, aber das ist ja das große Verdienst, der große Vortheil unseres Culturlebens, daß dieses Interesse das Interesse einer ganzen Bevölkerung, ja gleichzeitig jenes der ganzen Menschheit ist. Deshalb findet Alles dabei seine Rechnung, und giebt es weder Revolutionen, Verrath noch blutige Conflicte in diesem Lande, wo statt aller dieser menschenfeindlichen Dämonen jetzt der Genius der Kunst den Scepter seiner milden Herrschaft schwingt. Siegel regiert ein sonst unbändiges Volk ohne allen Regierungsapparat, ohne Soldaten, ohne Polizei, ohne Steuern, ja ohne Verwaltungspersonal, und doch giebt es keinen Potentaten, dem man pünktlicher und williger gehorchte, als diesem anspruchslosen einzelnen Manne, der nicht einmal Muße hat nachzusehen, ob seine Anordnungen auch vollzogen werden. Aber er braucht dies gar nicht, er ist gewiß, daß dies ganz pünktlich geschieht.

Eine solche Herrschaft ist gewiß das Nonplusultra politischer Weisheit. Hier hat sie sich wie zufällig durch kluge Benutzung der Umstände zur Blüthe entfaltet, weil sich hier Alles auch praktisch zusammenfand. Keine der vielen kirchlichen Missionen, die viele Jahrhunderte lang das Land des Ostens bearbeiteten, kann sich ähnlicher Erfolge rühmen, und woher kommt dies? — Siegel ist nicht nur Künstler, nicht nur Kaufmann, sondern er ist, und dies vorzugsweise, ein Mensch. Er versteht es eben so gut mit den Menschen umzugehen, als er seine Kunst zu handhaben und zu verwerthen versteht. Er liebt die Menschen, er behandelt sie nicht als Handlanger, als Zahlen oder Werkzeuge, oder Mittel zur Erreichung von Zwecken, er liebt die Menschen um ihrer selbst willen, sie gelten ihm mehr als Orden, Aemter und Titel, mit einem Worte, ihm gilt das Wesen der Sache Alles und der äußere Schein gar nichts, und weil es ihm nur um das Wesen zu thun ist, hat sich ihm dieses auch erschlossen.

Wenn Siegel jetzt auch von dem Schauplatze seines Wirkens abberufen werden sollte, so hat er doch eine Macht gegründet, die nicht an seine Person gebunden ist und mit dieser lebt und fällt. Er hat in seinen Schülern sozusagen eine Dynastie gestiftet, in welcher sein Geist fortleben, fortwirken, die von ihm begonnene Organisation und Vermenschlichung vervollkommnen wird. —

Christliche Patriarchen und muhamedanische Studenten.

Der Papst in Rom behauptet den Stuhl des heiligen Petrus einzunehmen; den des heiligen Marcus nimmt der koptische Patriarch von Alexandria, der zu Kairo residirt, in Anspruch. Die Kopten, die christlichen Nachkommen der alten Aegypter, welche ihren Namen ihrer Zufluchtsstätte während der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern verdanken sollen, haben von den geistigen Eigenschaften des alten Pharaonenvolkes den Haß und die Verachtung gegen alle fremde Völker ererbt. Im paradiesischen Nilthale, durch die Wogen des Meeres und die Sandwellen der Sahara abgeschlossen und in sich befriedigt, sehen sie in den eingedrungenen Fremdlingen nur die Störer des heimischen Glücks. Sie gehören einer der ältesten Gestaltungen der christlichen Kirche

Arabische Universität in Kairo. Nach der Natur aufgenommen von W. Gentz.

an. Aber die Religion der Bruder- und Nächstenliebe hindert sie nicht, ihre Brüder in Christo noch mehr zu hassen, als die in Muhamed, denen sie stammverwandt sind.

Der Patriarch dieser Kopten ist das Oberhaupt aller ägyptischen, äthiopischen und abyssinischen Christen. Die Mönche des am rothen Meere in tiefster Wüsteneinsamkeit gelegenen Klosters des heiligen Antonius wählen ihn aus ihrer Mitte. Seine Einkünfte sind sehr bedeutend, besonders durch den Besitz von Häusern, deren Zahl sich in neuerer Zeit außerordentlich vermehrt hat. Verkauft in Kairo ein Kopte sein Haus, so ersteht es größtentheils der Patriarch für die Kirche; aus der frommen Gemeinde wagt Niemand den geistlichen Oberhirten zu überbieten. So mehren sich Häuser auf Häuser fort und fort im Besitz der Kirche. Auch sie hat einen guten Magen und hat sich auch noch niemals übernommen.

Der norddeutsche Consul, Herr Dr. Rerenz, hatte im Auftrage unserer Regierung für heimische Gelehrte von dem Patriarchen einige alte Manuscripte zu erbitten; ich begleitete ihn mit Vergnügen bei dieser Mission. Wir trafen Seine Heiligkeit in dem bescheidenen Garten seines Hauses. Die Gestalt des hohen Herrn hatte ein wahrhaft patriarchalisches Ansehen; die Physiognomie seines Kopfes glich der eines Rhamses oder Thutmosis; seine Corpulenz jedoch erinnerte weniger an die hehren Pharaonengestalten, als an die seiner christlichen Kirchenfürsten-Brüder. Seine Kleidung bestand aus einem hellblauen Kaftan vom feinsten Tuch, unter dem er auf bloßem Körper stets wollene Kleider tragen muß. Der volle und runde Turban mit dem darüber geworfenen schwarzen Cashmirshawl vervollständigten das Bild einer altbiblischen Erscheinung.

Der Patriarch schritt voran, uns in seinen Empfangssaal zu führen. Ich hatte vor einigen Wochen die üppigen Prachtgemächer des Vatican und die fürstlichen Empfangszimmer römischer Cardinäle gesehen und erwartete bei dem Primas der orientalischen Kirche einen gleichen Luxus zu finden, wie bei den in behaglicher Ueppigkeit lebenden Kirchenfürsten des Abendlandes. Meine Erwartung rücksichtlich des koptischen Patriarchen ward getäuscht. Die Einfachheit dieses Patriarchensitzes würde selbst den gestrengen Martin Luther zufrieden gestellt haben, den der Luxus Roma's, der Hauptstadt der Christenheit, so tief verletzte.

Die einzige majestätische Eigenschaft des Saales bestand in seiner Höhe. Die ursprünglich wohl weiß getünchte Wand hatte ihre Eigenschaft, zu blenden, längst verloren. In den großen Fenstern befanden sich bedenkliche Lücken durch zerbrochene Scheiben. Das Oeffnen der Fenster, um frische Luft zuzulassen, ward dadurch unnöthig. Alte in Holz geschnitzte Bänke, von gleicher Arbeit wie die zierlichen Muscharabien, d. h. Haremsfenster, standen an den Wänden, und spärlich bedeckten den einfachen steinernen Fußboden verschossene und arg beschädigte Teppiche. In einer Wandnische lagen große Folianten auf einander geworfen, über welche Spinnen emsig ihre Netze spannen. Das gelehrte Haupt des Patriarchen hatte gewiß nur selten nöthig, zu den literarischen Schätzen der Vergangenheit seine Zuflucht zu nehmen!

Es wurde uns Scherbet in hohen vergoldeten Deckel-Tassen gereicht, über die ein golddurchwirktes seidenes Tuch gebreitet war, später Kaffee und Schibuks. Wie vorauszusehen, war Seine Heiligkeit taub gegen das Gesuch des Consuls. Die angeblichen Manuscripte sollten nur in unserer Einbildung existiren. Die Schmeichelei, daß der Protestantismus seiner Kirche verwandt sei und gleichfalls den Papst nicht anerkenne, verfehlte auch die beabsichtigte Wirkung. — Da das Gerücht in Kairo ging, der Patriarch würde im nächsten Jahre nach Rom zum ökumenischen Concile gehen, so erlaubten wir uns hierüber eine Frage an ihn zu richten. Ein fast verächtliches Lächeln begleitete die Antwort: „Lassen wir," sagte der Patriarch, „den Papst in seinem Stolze sitzen. Er hat uns zwar aufgefordert, zu kommen; wie können wir aber einer Versammlung beiwohnen, in welcher sich derselbe anmaßen wird, als der gesammten Christenheit Oberhaupt den Vorsitz zu führen! Wir erkennen nur einen Herrn über uns, das ist der Gott, der im Himmel thront!"

Während des Besuchs fixirte ich das interessante Gesicht des Patriarchen und zeichnete es gleich nach beendigter Audienz in frischer Erinnerung, so daß ich ein treues Bild von ihm mit mir nehmen konnte. —

In der Nähe von Alt-Kairo steht am Rande der Wüste ein verlassenes Gotteshaus, eine Moschee, die älteste Aegyptens. Hunderte von Säulen, deren Capitäle alle verschieden sind, — es sind altägyptische, dorische, ionische, korinthische, römische, christlich-byzantinische, arabische darunter — tragen die offenen Hallen, welche das ganze Tempelgebäude in einem länglichen Viereck umschließen. In der Mitte des freien Raums, dessen Bedachung das tiefblaue Himmelsgewölbe, steht ein zerfallenes Kiosk, daneben wiegt eine einsame Palme im reinen Aether ihr leicht bewegliches Kronenhaupt, das allabendlich die scheidende Sonne vergoldet. Friedlich tragen die aus den mannigfaltigsten Religionsepochen hervorgegangenen Kunstgebilde die Vorhalle des Tempels, — ein schönes Bild idealen religiösen Friedens! Mit ihm harmonirt freilich die Wirklichkeit des Orients äußerst wenig. Bildet doch selbst die heilige Grabeskirche Jerusalems mit ihren vielen, den verschiedenen Confessionen angehörigen Capellen ein Bild ewigen Parteihaders, bei dem schließlich der bewaffnete Moslem das entscheidende Wort spricht und die gestörte Ordnung wieder herstellt. Die religiösen Parteien Aegyptens haben allmählich den offenen Fanatismus mit der Glaubensinnigkeit eingebüßt, und das ist eine heilsame Wirkung unserer Zeit!

Anders war es zur Zeit des Kalifen El Hákim, der im Jahre 996 zur Herrschaft gelangte; er erließ eine Verordnung, nach der sämmtliche Christen, Männer und Frauen, honigfarbene Kleider und schwarze Turbane tragen mußten; an den schwarzen Turbanen erkennt man noch heute die Kopten; außerdem aber mußten die Christen in jenes Kalifen Zeit ein fünf Pfund schweres hölzernes Kreuz, und die Juden ein Stück Holz von gleichem Gewicht um den Hals tragen. Ihre Hausthüren mußten durch Teufelsbilder gekennzeichnet sein. Trotz alledem weist auch der Koran auf die Toleranz hin. Denn als Muhamed einst, bei einem Leichenzug zum stillen Gebet stehen bleibend, aufmerksam gemacht wurde, daß sein Gebet einem Juden gälte, erwiderte er: „Ich bete für eine Menschenseele!"

Gegenwärtig bestehen in Aegypten die Religionsformen neben einander etwa so, wie Lessing es im „Nathan" geschildert hat. Für die Christen ist dort die Schilderung nicht gerade schmeichelhaft, aber sie paßt leider noch auf die ägyptischen Christen unserer Tage. Der Muhamedanismus hat als herrschende Religion nicht blos materiell das Uebergewicht über die anderen Religionsformen; auch in geistiger Hinsicht und in den imposanten Formen seines Cultus ist er ihnen überlegen. Diese Ansicht gewann ich zunächst bei einem Besuch, den wir dem Scheikh el Arussi Pascha, dem Rector der muhamedanischen Universität von Kairo, abstatteten. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, hatten wir ihm sagen lassen, wäre auch zu uns nach Preußen gelangt, und wir wünschten deshalb ihm unsere Huldigungen darbringen zu dürfen. Unsere Bitte um eine Audienz wurde genehmigt, und wir verfügten uns — es war in der Rhamadanzeit, wo die Nacht zum Tage gemacht wird — Abends eilf Uhr in die Gesellschaft der arabischen Gelehrten, Dichter und Theologen, welche in jener Fastenzeit sich um das Haupt der arabischen Gelehrsamkeit zu versammeln pflegen.

Der Hof, den wir passirten, war festlich geschmückt und in ein großes Zelt verwandelt, unter dessen roth, grün, blau und gelb gestreiftem Dache zu Ehren des Namens Gottes eine feierliche Andachtsübung oder religiöse Fantasia gehalten wurde. Dieselbe heißt zickr. Ein großer Kreis von Gläubigen hatte sich um den in der Mitte stehenden Vorsänger, den eine klangvolle Stimme und besonders feierliche Haltung auszeichneten, gesammelt. Die frommen Uebungen bestanden neben Absingen religiöser Liebeslieder in endlosem, nur durch kurze Pausen unterbrochenem Allahrufen, welches stundenlang fortdauerte und von der andächtigen Versammlung mit regelmäßigen Kopfbewegungen begleitet wurde. Bei unserer Ankunft mußten die Uebungen schon lange gewährt haben, denn die Stimmen waren erschöpft und klangen dumpf, wie Töne aus dem Grabe. Die Zeltbedachung und die fanatisch erregt aussehenden Gesichter der Gläubigen gewährten bei dem Helldunkel der Kerzenbeleuchtung einen höchst eigenartigen feierlichen Anblick. Der Divan, der zu der klösterlichen Zerfallenheit der Wohnung des koptischen Patriarchen stark contrastirte, war gleichfalls festlich geschmückt. Kostbare persische Teppiche bedeckten den Fußboden. Die nach dem Hofe geöffneten Fenster zeigten uns den Anblick der in ihrem monotonen Gesang unermüdlichen Beterschaar.

Der Pascha, ein feiner alter Herr, lud uns zu sich auf den

Divan und suchte uns eine möglichst vortheilhafte Vorstellung von der arabischen Literatur und Wissenschaft zu geben. Seine eigene arabische Bibliothek, erzählte er, enthalte ein Buch, in dem sechsunddreißig Wissenschaften vorgetragen seien. — Auch machte er interessante Mittheilungen über die Liebeslieder, welche von der Beterschaar des Hofes vorgetragen wurden. Interessant war es mir, daß jene Lieder merkwürdige Uebereinstimmungen mit dem Hohen Liede Salomonis zeigten.

Während unserer Unterhaltung langten mehrere in reiche seidene Kaftane gekleidete Araber zum Besuch an, die nach Entledigung der Schuhe sich dem gelehrten Pascha mit dem Ausdruck großer Ehrerbietung näherten und ihm die Hand küßten. Die Feinheit und Grazie in den Bewegungen dieser Gelehrten war — verglichen mit denen ihrer abendländischen Collegen — sehr auffallend. Der gelehrte Pascha mit seinen Freunden erweckte in der äußeren Erscheinung mir das Bild des Hafis und seiner Genossen. Nachdem wir den üblichen Schibuk zum Kaffee geraucht hatten, erbaten wir nach der herrschenden Sitte die Erlaubniß, uns zurückziehen zu dürfen; aber der liebenswürdige alte Herr behauptete, nach seiner Religion ein Recht zu haben, während des Rhamadan solche Bitte abschlagen zu dürfen. Er hatte für uns Scherbet bestellt, welcher gleich darauf von schwarzen Sclaven auf vergoldeten Präsentirbrettern in schön geschliffenen, eigenthümlich geformten Gläsern gebracht wurde.

Die Erlaubniß zum Besuch der Universität und der mit ihr verbundenen Moschee el-Azhar zu erlangen, wandten wir uns an Scherif Pascha, den Minister des Auswärtigen. In Abwesenheit des Ministers selbst gelang es nur mit Mühe, seinen Cabinetssecretair aufzufinden. Eine lange Irrfahrt führte uns durch eine Reihe von Arbeitszimmern, deren Fenster vor Schmutz undurchsichtig oder zerbrochen waren, deren Fußboden so mit Staub und Häcksel, den der Wind durch die zerbrochenen Scheiben getrieben haben mochte, bedeckt waren, daß man in einem Eselstall zu sein glaubte. Auf den Divans trafen wir viele Beamte, den Rauchwolken ihrer langen Schibuks nachspähend, manche schlafend, andere auch schreibend. Hierbei diente die linke Hand als Schreibpult und Unterlage für die langen schmalen Papierstreifen, deren sich die Araber allgemein bedienen; auf dem Divan zur Seite stand das Tintenfaß.

Das Zimmer des Cabinetssecretairs war im Gegensatz zu den anderen Räumen elegant, wie der feinste Pariser Salon mit seinen Möbeln, Teppichen und den schweren seidenen Ueberzügen des Divans und der Stühle. Die erbetene Erlaubniß konnte uns indeß hier nicht ausgestellt werden, sondern wir wurden mit unserem Gesuch an den Polizei-Pascha verwiesen. Die Erklärung, vom Scherif Pascha zu kommen, verschaffte uns hier trotz der Einspruch thuenden Kawassen schnell Zutritt und mit stolzem Kopfnicken wurde unsere Bitte gewährt. Aber erst nach einer halben Stunde war das betreffende Schriftstück ausgefertigt und dem Janitscharen übergeben, der uns führen und gegen die unbequeme Neugier sicher stellen mußte. Niemals habe ich mich eines energischeren Schutzes erfreut; denn zahlreich waren die Genickpüffe und Prügel, mit denen die Unart gerächt und der Anstand rehabilitirt wurde.

Am Eingang zur Moschee wurden für uns ein paar alte, von Motten zerfressene Zeugschuhe herbeigeholt, um durch sie den heiligen Boden gegen die directe Berührung von dem Fuße der Ungläubigen zu schützen. Sie mochten lange nicht gebraucht sein, denn Europäern wird selten die Erlaubniß ertheilt, in diese geweihten Räume einzutreten. Durch ein schönes Portal gelangt man in die auf den Hof führende Vorhalle, auf deren beiden Seiten eine Anzahl Barbiere in fleißiger Arbeit begriffen sind. Hier werden die Köpfe eingeseift und purificirt, mit besonderen Zangen werden den Stutzern die zu weit in die oberen Theile des Gesichts hineingewachsenen Haare ausgezogen.

Durch ein zweites Portal blickt man in den immensen Hof, der von den mannigfaltigsten Gruppen belebt ist. Eine Menge junger aufmerksamer Studenten hat sich um einen docirenden alten Professor geschaart; ein anderer Docent steht gegen eine Säule gelehnt und demonstrirt mit lebhafter Gesticulation einer anderen Gruppe von Zuhörern; während diese eifrig dem Vortrage folgen und Notizen auf ihren Papieren machen, haben hie und da andere sich auf ihre Matten geworfen und schlafen den Schlaf des Gerechten. Für die Hungrigen sind Haufen Brodes aufgestapelt, für die Dürstenden ist durch ein steinernes, wie ein Sarkophag aussehendes, vielleicht dreißig Fuß langes Behältniß gesorgt, an dem sich eine lange Reihe messingener Tüllen befindet. Aus diesen muß mit dem Munde das Wasser herausgesogen werden. Große und Kleine, Alte und Junge schaaren sich hier, um aus den Tüllen wie aus Brüsten Erquickung zu trinken — Alle in gebückter Stellung — ein recht wunderliches Bild.

In der Mitte dieses belebten Hofes genießt man den Anblick einer durchaus fremdartigen Welt. In das tiefe Blau des über uns sich wölbenden Himmels streben abwechselnd mit schlanken Palmen zierlich vergoldete hohe Minarets und bunte Kuppeln empor, deren reiche Arabeskengebilde noch mit farbigen Steinen verziert sind. Ein weites Portal in Hufeisenform eröffnet einen Blick in die belebte Straße, ein anderes in die reich geschmückte Moschee, in der ein Wald von Säulen den mächtigen Kuppelbau trägt. Ein drittes Portal zeigt uns das erfrischende Wasserbassin, in dem die Waschungen vor dem Gebet vorgenommen werden. Lange Reihen offenstehender kleiner, niedriger Zimmer, welche Mönchszellen gleichen, zeigen uns die arbeitenden Gelehrten. Die Knieenden, Betenden, Schlafenden, endlich die beim Lernen lärmenden Knaben geben ein Bild, wie man es bei der Pracht der Architectur nicht reicher, mannigfaltiger und interessanter zu denken vermag. In Nebenräumen finden wir Kinderschulen; in einer derselben hatte der Lehrer, wie es schien, auch seine Frau bei sich, die vollständig mit dem Kopfe in Weiß gehüllt war, so daß nicht einmal die Augen sichtbar wurden. Sie lag vor der offenen Thür der Schulstube und gab ihrem Kinde die Brust — den einzigen nicht verdeckten Theil ihres Körpers. Ein schwarzes Kätzchen saß auf ihren Beinen.

In alten geschnitzten Kisten werden die zum Studium nöthigen Bücher aufbewahrt, welche, wie die in der Universität gehaltenen Vorlesungen, alle Weisheit und Wissenschaft des Orients umfassen. Die Grundlage aber alles Studirens bildet der Koran, nach dessen Satzungen gleichmäßig das religiöse wie bürgerliche Leben geordnet ist. —

Zur Erinnerung an den Todestag Mehemed-Ali's war in der von ihm auf der Citadelle ganz aus Alabaster erbauten prächtigen Moschee eine nächtliche Feier veranstaltet. Die schöne Kuppel der Moschee und ihre schlanken Minarets waren erleuchtet und strahlten weithin durch die dunkle Nacht. Die labyrinthisch sich zur Citadelle hinaufwindenden Straßen waren belebt und beleuchtet von zahlreichen Fackelträgern, welche die zum Fest fahrenden Equipagen der Paschas geleiteten. Die schönen inneren Räume der Moschee strahlten in einer blendenden Illumination und gewährten einen zauberischen Anblick, der zugleich in hohem Maße die Wirkung des Feierlichen machte. Schaaren von Gläubigen lagerten in bunten Gruppen auf den prächtigen Teppichen, mit denen der Fußboden überdeckt war; die Teppiche zeigten die mannigfaltigsten Zeichnungen und die interessantesten Farbenzusammenstellungen. Kaffee- und Wasserverkäufer bewegten sich geschäftig durch die Massen, den erspähten Winken zu folgen. Vor einer großen capellenartigen Nische hatte sich ein dichter Halbkreis gebildet, in dem besonders fremdartige Costüme auffielen. Denn die bevorstehende Mekkapilgerfahrt hatte vom Süden und Westen, vom fernen Osten und Norden die Anhänger des Propheten in Kairo versammelt, unter denen als besonders eigenthümliche Erscheinungen die stolzen Gestalten der Kurden mit ihren hohen phrygischen Mützen hervortraten. Eine religiöse Uebung von Derwischen fesselte die Blicke der Andächtigen.

Die Derwische sind die Mönche des Muhamedanismus. Die meisten derselben unterscheiden sich jedoch von ihren christlichen Collegen dadurch, daß sie für die bürgerliche Gesellschaft nicht ganz verloren sind, da sie neben ihren religiösen Uebungen auch noch irgend ein Handwerk betreiben. Ein Kreistanz wurde hier von etwa zwanzig jungen, zum Theil mädchenhaft aussehenden Derwischen, welche hohe, weiße, zuckerhutartige Mützen trugen, unter Leitung ihrer Scheichs aufgeführt. Köpfe und Körper bewegten sich dabei in regelmäßigen Verbeugungen und endloses Allahrufen accompagnirte die schnelle Bewegung des Reigens. In der Mitte führten einzelne Derwische auf beiden Füßen mit horizontal ausgestreckten Armen einen Drehtanz mit einer Dauer aus, daß man glauben mußte, sie würden vor Schwindel auf den Boden stürzen. Die langen Kleider erhielten durch die Schnelligkeit der Bewegung eine trichterartige Gestalt, die mit der Unbeweglichkeit des Kopfes und den aus-

gestreckten Armen vollkommen den Eindruck eines Automaten machte. Etwa zehn Minuten mochte dieser Kreiseltanz dauern, dann verneigten sich die Tanzenden mit gekreuzten Armen vor ihrem Schach, gingen, ohne ein Zeichen von Ermüdung oder Schwindel zu geben, ruhig im Kreise herum, um, in den größeren Reigen eintretend, anderen ihre Stelle zu überlassen. Nur selten ruhten die Acteure von ihrer religiösen Kraftproduction, um dann ihr monotones Drehen und Allahrufen mit ungeschwächter Kraft zur Ehre Gottes von Neuem zu beginnen.

Die mit so feierlichem Ernste aufgeführten Tänze dieser wunderlichen Asketen, die bunten belebten Gruppen der Andächtigen, deren Trachten in Farbenreichthum mit dem der ausgebreiteten Teppiche wetteiferten, der hohe erhabene Kuppelbau im feinsten Alabaster mit der magisch wirkenden Beleuchtung — welch' ein wunderbares, märchenhaft wirkendes Bild des Ostens! In den Capellennischen zwitscherten und sangen unzählige dort nistende Vögel, die von dem hellen Kerzenschein aus der Ruhe der Nacht aufgescheucht waren; von draußen aber erklang durch das offene Portal zu Ehren des Kronprinzen eine rauschende Janitscharenmusik. Die wild aufwirbelnden, schmetternden Töne standen in vollstem Einklang mit den religiösen Tänzen der fanatischen Diener Allahs.

W. Gentz.

Blätter und Blüthen.

Norton der Erste, der Kaiser von den Vereinigten Staaten. Eine auffallende Erscheinung in den Straßen San Francisco's ist der Kaiser Norton der Erste, eine Persönlichkeit, welche in sonderbarer Uniform gravitätisch dahergeschritten kommt und von Jedermann mit vorzüglicher Hochachtung betrachtet wird.

Herr Norton ist von Herkunft ein englischer Jude und einer der sogenannten „Pioniere“ (erste Ansiedler) Californiens. Im Jahre 1852 war er einer der wohlhabendsten Kaufleute von San Francisco, verlor aber bald darauf sein ganzes Vermögen in einem der verheerenden Brände, welche in früheren Jahren diese Stadt wiederholt einäscherten. In Folge dieses Unglücks zerrütteten sich die Verstandeskräfte des sonst gebildeten Mannes und es stellte sich bei ihm die fixe Idee fest, daß er der Kaiser der Vereinigten Staaten sei, der hier in San Francisco seine Residenz aufgeschlagen hätte. Er erklärte dieses öffentlich und verlangte bestimmt, man solle ihn seiner hohen Würde entsprechend behandeln. Vor Allem bestand er darauf, daß Jedermann ihm tributpflichtig sei, sammelte Abgaben ein, aß und trank &c. wo und was er wollte, ohne je einen Cent dafür zu bezahlen.

Die San Franciscaner waren höchlichst erstaunt über den wunderbaren Gesellen, ohne jedoch ungehalten wegen seiner Forderungen zu werden; statt, wie in anderen Ländern und Städten geschehen wäre, Norton in ein Irrenhaus zu schicken, erkannte man in der in Geldangelegenheiten beispiellos liberalen Stadt San Francisco auf gutmüthige Weise seine kaiserlichen Ansprüche an, zahlte, was er verlangte, und behandelte ihn seiner hohen Würde entsprechend — und so geschieht es noch heute.

Norton behauptet mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, mit den meisten fürstlichen Familien Europas verwandt zu sein. Die Königin Victoria nennt er seine liebe Cousine, den Kaiser von Oesterreich seinen Vetter. Mit den Bourbonen ist er besonders nahe verwandt und haßt den Kaiser Napoleon den Dritten als einen Eindringling im tiefsten Grunde seiner Seele. Auch will er nichts davon wissen, daß er ein Jude sei. „Wie kann ich, Norton der Erste, der Kaiser von den Vereinigten Staaten,“ sagt er, „ein Jude sein, der ich mit der königlichen Familie der Bourbonen so nahe verwandt bin, die, wie doch Jedermann weiß, keine Juden sind?“

Der Kaiser Norton der Erste, der ein unverwüstlicher Spaziergänger ist, erscheint stets in Uniform, in blau-grünem Waffenrock, blauen Hosen, schweren Goldepaulettes und Generalshut mit Reiherfeder. Einen Schleppsäbel trägt er nur bei feierlichen Gelegenheiten, und zieht einen gewichtigen Knotenstock jenem gewöhnlich vor. Stets trägt er eine rothe Rose im Knopfloch. Sein Schuhzeug ist immer zerrissen und eines Kaisers durchaus unwerth. Der Grund dazu ist der, daß er stark an Hühneraugen leidet und sich die neuen Schuhe immer gleich zerschneidet, um bequemer darin gehen zu können.

Gelegentlich besucht er die Banquiers und Kaufmannsfirmen von San Francisco, um Abgaben einzutreiben. Er bittet oder bettelt keineswegs um Geld, sondern verlangt es auf sehr bestimmte Weise und droht mit Execution, falls man Miene macht ihn abzuweisen. Seine Forderungen beschränken sich in der Regel auf zwei und ein halb Dollars, doch treibt er mitunter bis zu zehn Dollars von einer Firma ein. Selten kommt es vor, daß Jemand ihm den Tribut verweigert. Für die so erlangten Summen stellt er Empfangsscheine aus, mit einem großen Siegel, auf welchem die Worte stehen: „Norton I., Emperor of the United States“. Für kleinere Summen als zwei und ein halb Dollars, die er von Bekannten und Fremden täglich eintreibt, stellte er keine Empfangsscheine aus. Das Geld, welches er einnimmt und wofür er absolut gar keinen Gebrauch hat, verschenkt er an Arme, da er als Kaiser seine hülfsbedürftigen Unterthanen nicht Noth leiden läßt.

Wünscht Seine Majestät zu speisen, so tritt er in das erste beste Restaurant oder er geht in einen Speisesaal von einem der großen Hôtels der Stadt, commandirt die Kellner mit lauter Stimme zu seiner Bedienung und bestellt sich nach der Karte eine gute Mahlzeit. In einem Restaurant nimmt er mitunter an einer Tafel Platz, an der eine Gesellschaft von Damen und Herren vom Lande speist, stellt sich denselben als Kaiser Norton der Erste vor und schnauzt die Kellner grimmig an, wenn sie nicht flink genug bei der Hand sind. Man kann sich das Erstaunen mancher Schönen vom Lande über die kaiserliche Bekanntschaft wohl vorstellen! Wenn er seine Mahlzeit beendigt hat und bei guter Laune ist, geht er zum Wirth und fragt ihn, ob er eine Quittung wünscht, der ihm höflich antworten wird: „never mind, Emperor!“ (ist nicht nöthig, Herr Kaiser.) In der Regel entfernt er sich aber, ohne ein Wort zu sagen, und es wird Niemandem einfallen, ihn aufzuhalten und um Geld zu fragen.

Auf ähnliche Weise holt er sich seinen Tribut von Cigarren aus irgend einem Cigarrenladen, versorgt sich in den Schnitt- und Ellenwaarengeschäften mit Leibwäsche, Taschentüchern, Strümpfen &c., besucht die Trinksalons, Theater und andere Vergnügungsorte in der Stadt und Umgegend, fährt in den Straßenwaggons &c, ohne je einen Cent dafür auszugeben. Sonntags besucht er die Kirchen in Gala, da er sehr religiös ist. Wird seine Uniform etwas schäbig, so läßt er in den Hauptzeitungen der Stadt anzeigen, daß er, der Kaiser Norton der Erste, eine neue Uniform haben will, die denn auch sofort durch Subscription angeschafft wird.

Früher pflegte Norton immer in Begleitung von zwei großen Hunden, mit Namen „Lazarus“ und „Bummer“, spazieren zu gehen, die er auch mit in die Restaurants nahm und dort mit den besten Bissen von der Speisetafel fütterte. Voriges Jahr starben sowohl Lazarus als Bummer, und er veranstaltete ihnen zu Ehren ein großartiges Leichenbegängniß, wobei Viele zu Fuß und in Kutschen folgten. Lazarus wurde später ausgestopft und ist jetzt in dem Speisehaus zu sehen, wo der Kaiser Norton der Erste sein freies zweites Frühstück einzunehmen pflegt.

San Francisco, im Juni 1869. Theodor Kirchhoff.

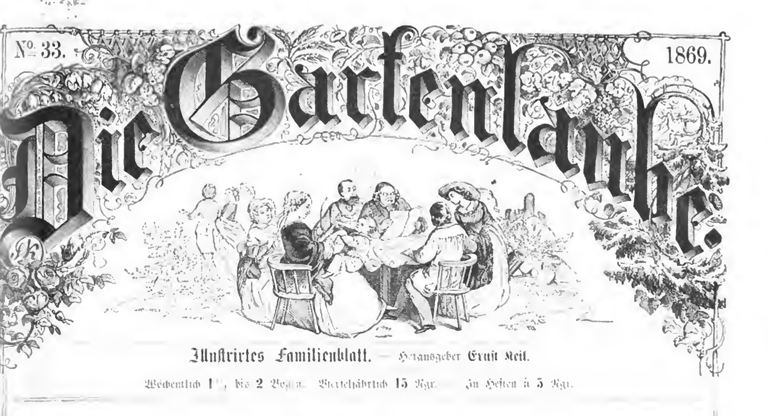
Ein Feind weniger. Es ist eine ziemlich allgemeine Annahme, daß das Leuchtgas, wenn es aus seinen unterirdischen Leitungen entschlüpft und sich im benachbarten Erdreich verbreitet, den etwa da stehenden Bäumen verderblich sei. Man hat in diesem Sinne hie und da schon Maßregeln ergriffen, um die vermeintliche Gefahr abzuwenden, namentlich durch Anlegung von Mauerwerk, welches das Gas von den Baumwurzeln abhalten soll. Es liegt allerdings nahe genug, einen solchen Verdacht auf den bösen Steinkohlengeist zu werfen, der ja alles Lebendigen Feind ist und dem Menschen selbst, sei es im plötzlichen Ueberfall oder in schleichender Tücke, an's Leben geht. Indeß scheint es nun doch erwiesen, daß das Gas wenigstens dem Pflanzenleben nicht schädlich und an dem Eingehen der Bäume unschuldig ist. Herr Dr. Poselger in Berlin hat diese Erfahrung durch Versuche gemacht, die man wohl gründlich nennen kann, und über den Gegenstand eine Denkschrift veröffentlicht. Es wurden im Jahre 1866 in einen länglichen mit Erde gefüllten Kasten acht junge Bäumchen gepflanzt, Linden, Kastanien, Buchen, Eichen und im Sommer des folgenden Jahres, wo sie in bester Vegetation standen, dem Versuche mit Gas unterworfen. Durch die Länge des Kastens zog sich ein Blechrohr, das, soweit es innerhalb lag, mit feinen Löchern durchbohrt war. Wurde nun die eine Mündung mit einem Kork verstopft und in die andere Gas eingeleitet, so mußte dieses nothwendig seinen Ausgang durch die Erdschicht suchen und mit den Wurzeln der Gewächse in directe Berührung kommen.

In dieser Art wurde durch vierzig Juli- und Augusttage experimentirt, täglich speiste der Gummischlauch den Kasten drei Stunden lang mit Gas und die Gewächse befanden sich somit in einem so abnormen Zustande, wie er sich in gleicher Stärke und Dauer durch gelegentliche Gasentweichungen gar nicht bilden kann. Bei alledem zeigten sich die Bäumchen durch das Experiment nicht im geringsten geschädigt oder belästigt, sie fuhren fort, sich frisch und kräftig zu entwickeln, nicht nur durch die ganze Prüfungszeit, sondern auch später und den Sommer 1868 hindurch. Hiernach zu urtheilen, wären die Ursachen des Baumtodes durch die Gasbeleuchtung um keine neue vermehrt worden; sie sind aber für Bäume auf städtischen Promenaden &c. ohnehin häufiger als in der freien Natur. Es kommen dabei in Betracht: schlechter Boden, sei er dies schon gewesen oder dadurch geworden, daß der Baum die Nahrungsstoffe in seinem Bereich mit der Zeit völlig erschöpft hat. In diesem Betracht sind Ummauerungen zur Abhaltung von Gas geradezu schädlich, denn sie hindern den Baum mit seinen Wurzeln nach Nahrung weiter auszugreifen. Mangel an Bewässerung in Zeiten der Hitze ist in nicht wenigen Fällen, besonders wo festgetretene Wege oder Pflasterung den Regen nicht eindringen lassen, ein anderer Grund, daß die Bäume kümmern und zeitig im Jahre das Laub verlieren. Endlich leiden sie da, wo viele Menschen passiren, nur zu häufig durch Verunreinigung, welche die Bäume rinden- und wurzelfaul macht und sie mit der Zeit ebenso zum Absterben bringt, wie dies mit einem in gleicher Weise heimgesuchten Rasen sehr bald geschieht.

Die Thränen der Mutter (Nr. 29 der Gartenlaube) sind zu unserer innigen Freude getrocknet worden; unsere Bitte ist durch die vollkommenste Beruhigung des geängsteten Mutterherzens erledigt.

Inhalt: Reichsgräfin Gisela. Von E. Marlitt. (Schluß.) — Wild-, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer. Nr. 30. Ein verhängnißvoller Jagdmorgen. Mit Abbildung. — Verlassen und Verloren. Historische Erzählung aus dem Spessart. Von Levin Schücking. (Fortsetzung.) — Ein Hamburger als König der Mainotten. Von Ritter v. Zerboni di Sposetti. — Christliche Patriarchen und muhamedanische Studenten. Mit Abbildung. — Blätter und Blüthen: Norton der Erste. — Ein Feind weniger. — Die Thränen der Mutter.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Alle Teufel!“ hatte unterdeß der Capitain Lesaillier, an eines der Fenster stürzend und es aufreißend, ausgerufen ... „Heda, Leute, wer kommt uns da auf den Leib? Was giebt's?“

Mehrere von der Mannschaft liefen heran.

„Es sind diese verdammten Bauern — dieses Gesindel — sie schießen in den Hof herein!“ schallte es ihm entgegen.

„Pest! Etienne und Ihr beiden Andern kommt herein und übernehmt die Bewachung unserer Gefangenen — Ihr steht mir mit Euren Köpfen für sie, merkt Euch das.“

Damit stürzte der Capitain und der Wachtmeister davon, um, während die drei Chasseurs eintraten, die Vertheidigung des Platzes zu leiten.

Die Angreifer hatten mit wohlgezielten Schüssen zwei in der Allee vor Goschenwald aufgestellte Posten von ihren Pferden heruntergeschossen. Dann waren sie auf das Thorgebäude zugestürmt, hatten aber beim Anblick der großen Zahl Reiter, welche sich auf dem Hofe befanden, Kehrt gemacht; sie hatten an dem Bergabhang über der Allee verdeckte Stellungen hinter den Baumstämmen genommen und schossen von daher in den Thoreingang hinein. Capitain Lesaillier eilte, einen Theil seiner Leute in den Thorvorbau zu senden; er stieg selbst mit ihnen in des Schössers Zimmer da oben, das die Allee beherrschte, hinauf; er ließ auf die versteckten Feinde aus den Reitercarabinern seiner Leute Feuer geben — aber er sah bald, daß es ein unnützes Pulververbrennen war. — Er kam nach kurzer Zeit in die Halle zurück.

„Diese vermaledeiten Banditen!“ rief er aus. „Wer mir nur sagen könnte, wie viel von ihnen in dem Gehölze stecken, von diesen heimtückischen Strauchdieben! Madame, haben Sie den Muth, trotz ihrer Kugeln den Ausmarsch zu wagen? Nein, Sie haben es nicht! Verfluchte Lage! Ich muß aufbrechen, ich muß ... Lepelletier — wo ist Lepelletier?“

Lepelletier war auf dem Hofe, wo er seine Reiter aufsitzen ließ.

„Lepelletier!“ schrie ihm der Capitain durch das offene Fenster n, „nehmen Sie fünfzig Mann als Tête, rücken Sie damit aus — in scharfem Trabe — das Gesindel wird Sie angreifen, es ird Sie auf Ihrem Vormarsch rechts und links hinter den Geüschen begleiten, Sie werden so seine ganze Aufmerksamkeit abrbiren ... später folge ich mit den Frauen und Gefangenen!“

„Während wir die Kugeln in den Leib bekommen — wie as Strohbündel die Flöhe des Fuchses — ich denke mit Verlaub, mein Capitain, wir thäten besser, uns hier im Hofe zu verschanzen und abzuwarten, ob die Canaille den Muth hat, uns hier offen anzugreifen!“

„Oder bis sie Verstärkung erhält, uns in dieser Bicoque abwürgen zu können!“

„Es ist mein Rath, mein Capitain ... nichts für ungut — Niemand hat Lust sich zum Kugelfang herzugeben ...“

Der Capitain stampfte mit dem Fuße.

„Und Etienne, Du?“ rief er den einen der drei Chasseurs an, die er vorher hereingerufen, und die sich an den untern Tisch gesetzt hatten.

„Wenn Sie meine Meinung wollen, mein Capitain, ich denke wie der Wachtmeister!“ sagte der Sergeant Etienne, leicht die Finger an den Tschako legend. „Entweder wir brechen Alle miteinander auf, oder bleiben miteinander — wenn diese Damen unsern Schutz nicht aufgeben wollen, so müssen sie auch unsere Gefahren theilen!“

Der Capitain sah nach der Uhr.

„Fast sieben Uhr,“ rief er aus ... „dann vorwärts, Lepelletier, zum Aufbruch! — Wir wollen abreiten — lassen Sie aufsitzen — wir wollen uns durchschlagen!“

„Mein Gott,“ rief hier Frau Marcelline, „fällt Ihnen denn gar nicht ein, Lesaillier, daß wir die Gefangenen dort haben?“

„Und die Gefangenen, was ist mit ihnen, Madame?“

„Wenn wir den Hof verlassen und es fällt ein Schuß auf uns, so senden Sie einen Parlamentair an das Bauernvolk draußen — lassen Sie ihnen bedeuten, sobald ein zweiter Schuß falle, würden Sie die Gefangenen niederschießen lassen!“

Capitain Lesaillier blickte die Dame ein wenig überrascht an.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er dann, ob der General ...“

„Für die Gutheißung des Generals bürge ich!“ versetzte Frau Marcelline stolz ... „haben Sie ein weißes Sacktuch, es an Ihren Säbel als Parlamentairflagge zu binden?“

„Mille diables, der Einfall ist gut, mein Capitain,“ sagte der Wachtmeister, „ich fürchte nur, die Bauern werden sich verdammt wenig daraus machen — es ist besoffenes Gesindel!“

„Aber wir können uns von besoffenem Gesindel nicht länger hier festhalten lassen wie Mäuse in der Falle!“ rief der Capitain — „also vorwärts — aber was ist da, welcher Lärm ist dies?“

Der Capitain wandte sich bei diesem Ausruf der hinteren Thür des Raumes zu, durch welche vorher so ahnungslos die

zwei österreichischen Officiere eingetreten waren — es wurde da ein plötzlicher lauter Lärm vernehmbar, Waffengeklirr und Aufstoßen von Gewehrkolben.

„Ah . . . im rechten Augenblick!" rief Sztarrai aus — „ich denk', es ist Muga oder Bubna . . ."

„Unsre Kaiserjäger!" sagte der ‚General Teschen' aufspringend.

7.

Die Thür war aufgeflogen, österreichische Officiere mit gezogenen Degen drängten herein, hinter ihnen grüne Kaiserjäger mit ihren Stutzen und grünen Federbüschchen an den aufgeklappten Filzhüten — man sah über ihren Köpfen fort und durch die geöffnete Thür den ganzen Gang draußen voll dieser Hüte und Federbüsche. . . . Die Officiere stürmten heran in der offenbarsten Aufregung.

„Königliche Hoheit!" rief ein großer, stark gebauter Mann, „da sind Sie — Gott sei gelobt . . ."

„Sagen Sie lieber: da sind wir!" antwortete lächelnd die Königliche Hoheit, der junge General — „Sie kommen just recht, man überlegte hier eben, ob es gegen die Bauern helfen werde, wenn man uns todtschieße — Bubna und Muga haben Sie wohl herbeigebracht?"

„In der That, Hoheit; wir hatten uns eben erst in Marsch gesetzt, wie Lieutenant Graf Bubna den Befehl überbracht, als der Husar von der Stabswache mit Eurer Hoheit Pferden herangesprengt kam, und . . ."

„Wo ist Kinsky?" fiel die Hoheit ein.

„Er muß mit der Tête seiner Bataillone in diesem Augenblick unten im Thal, diesem Edelhof gegenüber, angelangt sein; uns führte der Husar auf einem kürzeren Fußsteig zur Hinterseite dieses Hauses . . ."

Während rasch diese Worte gewechselt wurden, stand der Capitain Lesaillier wie vom Schlag getroffen da — der Wachtmeister und die anderen Chasseurs hatten sich, ihre Säbel in der Faust, in eine Gruppe zusammengedrängt.

„Sacré mille tonnerres, wir sind in einen saubern Leimtopf gefallen, Capitain!" rief der Wachtmeister aus.

Madame Marcelline war aufgesprungen, das blasse Entsetzen in allen Zügen.

„Hoheit? — Der Erzherzog!" stammelte sie.

„Der Reichsfeldmarschall Erzherzog von Oesterreich und Herzog von Teschen," sagte der junge Mann, indem er sich lächelnd vor ihr verbeugte, „wie Sie sehen, heute nicht im Bett, Madame, und deshalb so glücklich, sich Ihnen jetzt ohne Incognito vorstellen zu können. . . ."

Er wurde unterbrochen durch Carabinerschüsse und lautes Geschrei der Chasseurs draußen, die den vom Garten her eingedrungenen Feind jetzt bemerkt hatten und heranstürmten, ihren Officier herauszuhauen — die Kaiserjäger warfen sich ihnen entgegen, man hörte in der Vorhalle ein wüstes Getümmel beginnen.

„Mein Capitain," rief der Erzherzog dem Franzosen zu, „Sie haben gesehen, gehört, daß Sie von stärkeren Streitkräften auf allen Seiten umringt sind. Bringen Sie Ihre Leute zur Ruhe, lassen Sie kein unnützes Blut vergießen — lassen Sie Ihre Mannschaft sich ruhig im Hofe aufstellen und alsdann kehren Sie zurück, ich habe mit Ihnen zu reden!"

„Hoheit," entgegnete der Capitain, „eine französische Schwadron giebt sich nicht gefangen, und wenn auch zehn Erzherzoge oder Reichsfeldmarschälle es ihr gebieten — wir sind umzingelt, zum Teufel, was schadet's, wir werden uns Luft machen! Lassen Sie mich mit diesen meinen Leuten zu meiner Mannschaft auf den Hof hinaus — ich habe Ihnen vorhin aus Großmuth Ihren Degen gelassen und verlange jetzt von Ihrer Großmuth, daß Sie mich zu meiner Mannschaft hinauslassen . . ."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie sich hinausbegeben sollen . . ."

„Mit diesen meinen Leuten?"

„Mit Ihren Leuten da, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie draußen Waffenruhe herstellen — Bubna, gehen Sie mit und halten Sie unsere Leute zurück — und daß Sie wiederkommen, damit ich weiter mit Ihnen rede. Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich von Ihnen die Ergebung auf Gnade und Ungnade verlange. . . ."

Der Capitain stürmte mit seinen Leuten hinaus; der eine der Adjutanten des Erzherzogs folgte ihm, man hörte draußen ihre Stimmen fluchend und wetternd durch den Lärm schreien und das Getümmel legte sich.

Die Chasseurs kehrten, wie man durch die Fenster sah, zu ihren Pferden zurück, der Wachtmeister trieb die letzten und kampflustigsten vor sich her und hatte bald die ganze Schaar im Sattel. Der Capitain aber, der sich, sobald er Ruhe hergestellt, von allen zuerst auf sein Pferd geworfen hatte, sprengte dicht an das offene Fenster der Halle heran und schrie herein:

„Nun, meine Königliche Hoheit, bitte ich um das, was Sie mir sagen wollten! Ich werde hier draußen an der Spitze meiner Leute ein besseres Verständniß dafür haben, als da drinnen in Ihrer Gewalt — ne vous en déplaise!"

„Mein lieber Capitain," antwortete der Erzherzog lächelnd, „Sie verkennen meine Absichten. Sie hätten ruhig zurückkehren können. . . ."

„Ich habe mein Ehrenwort zurückzukehren nicht gegeben!"

„Nein, aber Sie geben das, so lange wir unterhandeln, Waffenruhe halten lassen zu wollen?"

„Ich gebe es!"

„Wohl denn, so hören Sie. Sie sind mit Ihrer Schwadron abcommandirt zur Beschützung dieser Dame hier?"

„Das bin ich!"

„Und wenn ich Sie zwänge, die Waffen zu strecken, so würde die Dame nicht allein weiter zu ziehen wagen, ich hätte mich selber der Aufgabe zu unterziehen, sie zu beschirmen . . ."

„Ich müßte sie Ihrem Schutz, Ihrer Ritterlichkeit anempfehlen, Hoheit!"

„Und sie scheint in dieser Beziehung ein wenig verwöhnt, mein Capitain?"

„Es wäre Mangel an Erziehung, wenn ich Eurer Königlichen Hoheit widerspräche."

„Wer ist die Dame?"

„Sie ist die Gattin des Schöffen und zeitigen Reichsschultheißen Vollrath zu Frankfurt am Main."

„Des Reichsschultheißen, eines dem Hause Oesterreich so verbundenen und, so viel ich weiß, auch treu ergebenen Mannes?" rief der Erzherzog aus. „Madame," wandte er sich an Frau Marcelline, „ich hätte nicht geglaubt, in Ihnen eine so erbitterte Feindin zu finden."

„Hoheit," stammelte Frau Marcelline, weiß wie ein Tuch und nur höchst mühsam so viel Athem gewinnend, um reden zu können, „ich kann nichts als meine Verzweiflung ausdrücken, daß ich so unbesonnen . . ."

„Daß Sie so unbesonnen sich in eine Lage brachten, wo Sie nun meinem Schutze übergeben sein sollen! Beruhigen Sie sich, Sie sollen der Ritterlichkeit eines Mannes, den Sie so hassen, wie mich, nichts zu verdanken haben."

„In der That, Capitain," wandte der Erzherzog Karl sich durch's Fenster an den französischen Officier zurück, „ich habe nicht die geringste Lust, mich länger der gefährlichen Nähe einer solchen Feindin, wie Madame uns ist, auszusetzen. Ich überlasse sie sehr gern Ihrem weiteren Schutz, und damit Sie diesen ausüben können, ziehen Sie ungehärmt mit Ihren Leuten davon. Wie Sie mir meinen Degen gelassen, lasse ich Ihnen die Waffen. Aber ziehen Sie sofort ab."

Der Capitain Lesaillier senkte vor dem Erzherzog die Spitze seines Säbels.

„Königliche Hoheit, das sind Bedingungen, die ich annehmen kann. Ich danke Ihnen dafür, Sie werden einen Verkünder Ihres Ruhms und Ihres Edelmuths mehr in der Welt haben." . . .

„Ich kämpfe nicht um den Ruhm, mein Capitain, sondern um die Freiheit des Reichs von hochmüthigen Feinden — das ist Alles, was uns je die Waffe in die Hand drücken wird gegen die, welche nichts hindert, unsere Freunde zu sein."

Der Erzherzog entließ den Capitain mit einer stolzen Verbeugung des Hauptes, und dann sagte er zu Frau Marcelline: „Und nun, Madame, brechen Sie auf."

Madame hatte ihre Farbe, ihren Muth wiedergefunden.

„Aber ich gehe nicht, ohne diese meine . . ." sie stockte, „meine Gefangene," rief sie dann, „ohne sie!"

„Was hat das Mädchen verbrochen?"

„Soll ich das hier Eurer Hoheit berichten, diese lange er-

schütternde Geschichte, während alle diese Zeugen umherstehen und während Sie mich zu raschem Aufbruch mahnen . . ."

„Nein, nein, Madame, Sie haben Recht, ich begehre Ihren Bericht nicht, ich verlange nicht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, gehen Sie mit Gott, nehmen Sie das junge Mädchen mit sich, ich habe keine Veranlassung, es gegen Sie in Schutz zu nehmen, es hat entweder sehr verrätherisch oder sehr unbesonnen und leichtsinnig gehandelt, als es mich hierher führte, gehen Sie! Lieutenant Muga, führen Sie die Dame fort und befehlen Sie dann den Bauern draußen, die Schwadron Chasseurs fortziehen zu lassen, ohne sie anzugreifen! Bringen Sie mir sodann den Anführer der Bauern her."

Der zweite Adjutant des Erzherzogs verbeugte sich vor der Dame; Frau Marcelline wandte sich zu Benedicte mit einem barschen, scharfen „Komm!" und Benedicte erhob sich gefaßt. „In Gottes Namen," sagte sie leise, „Sie werden mich zu Niemand anders bringen können als zu meinem Vater, und er mag über mich richten!"

Die drei Frauen entfernten sich, von dem Lieutenant geleitet, aus dem Raum.

Wenige Minuten nachher waren sie draußen auf den Rücken der Pferde gehoben; der Trupp der Chasseurs setzte sich in Bewegung und verschwand unter dem Thorbogen von Haus Goschenwald.

„Sie waren sehr großmüthig, Hoheit!" sagte jetzt der General Sztarrai.

„Ich denke, wir haben der Gefangenen genug, lieber Freund, und wo wären wir mit den Weibern geblieben? Es ist besser so; lassen Sie jetzt die Bataillone von Kinsky nach meinen ursprünglichen Befehlen vorgehen und ihren Marsch beschleunigen, der Abend kommt heran. Die Compagnie Kaiserjäger mag sich hier in diesem Hause und auf dem Hofe einrichten, ich will sie zu meiner Bedeckung bei mir behalten; auch die Stabswache soll hierherbeordert werden, ich werde die Nacht über hier mein Hauptquartier aufschlagen, veranlassen Sie das Nöthige, Sztarrai!"

Der General wandte sich den Adjutanten und Officieren, die vorhin in den Raum gedrungen, zu, um ihnen die Befehle des Erzherzogs zu übermitteln; mehrere von ihnen eilten davon und das sonst so stille Goschenwald wurde im Lauf des Abends und der Nacht von all' dem Getreibe, dem Hin- und Hereilen von Officieren, Ordonnanzen und Fourieren, dem Aufstellen von Posten, dem Ankommen und Abreiten von Adjutanten erfüllt, das ein Hauptquartier charakterisirt. Der alleingebietende gestrenge Herr Schösser mußte erleben, wie er zu einem Nichts schwand, um das sich Niemand auch nur so viel kümmerte, als wenn er, statt eines fossilen Reichstruppen-Lieutenants, ein an der Decke aufgehängter, ausgestopfter Seehund oder Haifisch gewesen. Frau Afra sah ihre Kammern erschlossen, ihre Schränke aufgerissen, ihre Vorräthe weggenommen, ihre Betten und Leintücher umhergeschleppt, ihr Küchengeräth durcheinander geworfen, als ob der jüngste Tag angebrochen und der liebe Gott, der sonst einem rechtschaffenen und ordentlichen Weibe beisteht, schon zum letzten Gericht davongegangen!

Der Erzherzog hatte sich in der Ecke hinter dem großen Tische niedergelassen und ließ ein Portefeuille, das einer der Officiere gebracht, öffnen — er begann eben, die Blätter und Papiere, die es enthielt, meist nur mit Bleistift beschriebene Zettel, vor sich auszubreiten, um darnach Befehle zu dictiren, als plötzlich ein verwildert aussehender Mann in grüner Jägertracht, das Gesicht geschwärzt vom Pulverrauch, die wirren blonden Haare zurückgestrichen, die Kleider bestäubt und alle Zeichen der Erregung in seinem Wesen, vor ihm auftauchte — der Adjutant Bubna hatte ihn hergebracht und folgte ihm, um ihn mit den Worten vorzustellen:

„Der Revierförster Wilderich Buchrodt, der Anführer der Bauern, den Königliche Hoheit zu sprechen verlangten."

„Ah — der brave Mann, der uns so sehr im richtigen Augenblick zu Hülfe kam!" sagte der Erzherzog, ihn fixirend. „Ohne Sie und Ihre Leute wär' es uns schlimmer ergangen, mein lieber Herr Revierförster — man war just im Begriff, uns als Gefangene abzuführen, als Ihre Kugeln in das Hofthor schlugen . . . ich wollte Ihnen das selbst sagen, wackrer Mann . . . ich bin Ihnen dankbar, und kann ich etwas für Sie thun, so sagen Sie es mir!"

„Königliche Hoheit, ich verdiene diesen Dank, der mich sonst so glücklich machen würde, nicht ganz."

„Sie konnten freilich nicht ahnen, daß ich den Versuch machen würde, von der Straße, die über Gemünden und Lohr führt, aus auf die Rückzugslinie des Feindes zu operiren . . . und daß ich dabei in eine solche Lage gerathen sei . . ."

„In der That nicht," entgegnete Wilderich. „Ich wollte Haus Goschenwald schon früher besetzen, aber meine Leute ließen sich aus dem Kampfe da unten nicht fortbringen. Erst als ich erfuhr, daß sich Franzosen in dieses Thal geworfen, folgten sie mir, um Haus Goschenwald zu sichern."

„Und der Zufall wollte, daß Sie Haus Goschenwald gerade in dem Augenblick zu Hülfe kamen, als sich der Reichsfeldmarschall darin in den Händen der Franzosen befand . . ."

„Der Zufall allerdings," fiel Wilderich ein; „denn meine Absicht war, Jemand anders aus den Händen der Franzosen zu erretten."

„Jemand anders? Und wer wäre das?"

„Ein junges Mädchen, von dem ich zu meiner Verzweiflung eben höre, daß Eure Hoheit sie den Händen der Feinde überlassen und von einer wider sie aufgebrachten zornigen Frau haben fortführen lassen — Ihr Adjutant erzählte mir Alles — und, Königliche Hoheit, das setzte mich in Verzweiflung, denn ich kenne dieses Mädchen; ich bin in tiefster Seele überzeugt, daß sie des Schutzes, den sie hier mit der besten Empfehlung einer hochstehenden Frau zu suchen kam, so würdig wie bedürftig ist . . ."

„Sie kennen das Mädchen?"

„Ich kenne sie — ich habe nur wenige Male mit ihr zu sprechen das Glück gehabt, aber hinreichend, um die Hand dafür in's Feuer strecken zu wollen, daß . . ."

„Ihr Herz," unterbrach ihn lächelnd der Erzherzog, „steht wenigstens schon im Feuer, in vollen Flammen, wie ich sehe — nun, ich will Ihnen glauben, obwohl . . ."

„Königliche Hoheit hegen den Verdacht wider sie, daß Sie geflissentlich von ihr getäuscht worden — aber das ist ja gar nicht möglich; hätte die Unglückliche geahnt, daß, während sie von diesem Hause entfernt war, Franzosen hier eingerückt seien und inmitten dieser Franzosen die Frau, welche ihre Todfeindin zu sein scheint, bei Gott, sie würde doch nicht so thöricht gewesen sein, hierher zurückzukehren, hierher Eure Königliche Hoheit zu geleiten!"

„Also Sie glauben, das junge Mädchen habe die Anwesenheit der Chasseurs nicht gewußt?"

„O gewiß, gewiß ist es so — ich selbst war vor wenig Stunden hier und gab der Demoiselle Benedicte die Versicherung, daß ich über Goschenwald wachen, für ihre Sicherheit einstehen wolle . . . und doch, o mein Gott, weshalb kam ich zu spät! Aber das Gefecht unten an der Verrammelung der Heerstraße war so scharf und hitzig, ich konnte meine Leute nicht aus dem Gefecht herausziehen, sie waren gar nicht fortzubringen — erst als wir uns vor den stärker nachdringenden Franzosen — das Gros der Division Lefebvre kam eben heran — zurückziehen mußten und wir erfuhren, daß sich eine Abtheilung in die Mühlenschlucht gezogen, erst da brachte ich meine Leute hierher, früh genug, um noch zu verhindern, daß Eure Königliche Hoheit nicht entführt wurde, aber nicht früh genug . . ."

„Was soll ich nun aber bei der Sache thun, mein lieber Mann?" fiel ihm der Erzherzog in's Wort — „was geschehen ist, ist geschehen — ich bedaure es um Ihretwegen, aber ich kann es nicht wieder gut machen — die Chasseurs sind fort, Ihre Demoiselle Benedicte mit ihnen — sie sind beritten und Ihre Bauern nicht . . ."

„Freilich, das ist eben meine Verzweiflung — sie haben einen Ausweg aus diesem Thal gesucht, der sie bald in's Freie führt — verfolge ich sie mit meinen Bauern, so kann ich höchstens ihnen noch einige Leute tödten — sie anhalten nicht! Aber wenn Eure Königliche Hoheit Cavaliere . . ."

„Mein lieber Mann," unterbrach ihn der Erzherzog lächelnd, „solch' ein Verliebter wäre im Stande, zur Rettung seiner Demoiselle die gesammte kaiserliche Armada in Marsch zu setzen — lassen Sie mir meine Cavalerie, wo ich sie gebrauche! . . ."

„Aber unterdeß . . ."

„Ich habe auch," fuhr der Erzherzog, ohne auf Wilderich's Unterbrechung zu achten, fort, „ich habe auch diesen Chasseurs

mit sammt ihren Weibern einmal den ungehinderten Rückzug verstattet und zugesagt — das ist nicht mehr zu ändern . . ."

„Aber," fiel Wilderich in größter Erhitzung wieder ein, „Euer Hoheit Adjutant sagte mir, daß jene Frau das arme Mädchen als eine Verbrecherin mißhandelte, und Gott weiß, welches Schicksal dasselbe nun bedroht, wenn Niemand auf der Welt da ist, sich ihrer anzunehmen." . . .

„Hm," versetzte der Erzherzog nachsinnend und für sich — „die Frau ist die Gattin des zeitigen Schultheißen in Frankfurt... man könnte am Ende bei diesem intercediren." . . .

„Solch ein zorniges, rachsüchtiges Weib ist zu Allem fähig!" rief Wilderich in seiner Verzweiflung aus.

Der Erzherzog warf einen Blick auf ihn — dann sagte er in heiterem Tone:

„Ich sehe schon, ich werde etwas thun müssen, um wegen dieser Demoiselle, dieser verfolgten Unschuld, bei einem Mann, dem ich Dank schuldig bin, nicht gar zu sehr als herzlos und alles Gefühles baar in Verachtung zu gerathen! Seien Sie ruhig, ich werde Ihre Dame unter meinen persönlichen Schutz stellen."...

Er nahm eines der vor ihm liegenden weißen Blätter und begann rasch zu schreiben. Die Worte lauteten:

„Mein lieber Schultheiß!

Ich verfolge den Feind unablässig und werde, so Gott will, am Abend des 7. Septembers vor den Thoren von Frankfurt sein — ich rechne dabei auf Ihren Einfluß und Ihre Autorität über Ihre Mitbürger, daß diese nicht zögern, mir trotz der französischen Streitkräfte, welche alsdann noch dort sein könnten, sofort und ohne Zögern die Thore zu öffnen, nöthigenfalls die Oeffnung derselben erzwingen. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, welche sich von dem gewaltthätigen Feind sollten einschüchtern lassen, daß die Herrschaft desselben zu Ende ist und meine siegreiche Armee sich sonst die Thore von Frankfurt mit jenen Maßregeln der Gewalt öffnen wird, die für die Bürgerschaft sehr verhängnißvoll werden können.

Ich vertraue, mein lieber Schultheiß, darin auf Ihre bewährte Anhänglichkeit und Hingebung für das Haus Oesterreich und das deutsche Vaterland!

Außer diesem wende ich mich an Sie mit einem persönlichen Begehren. Ihre Gemahlin hat unter Umständen, welche dieselbe Ihnen berichtet haben wird, unter französischer Escorte eine Demoiselle Benedicte mit sich fortgeführt, nachdem sie diese mit Beschuldigungen beladen, deren Bedeutung mir nicht bekannt geworden ist.

Ich habe Theil an dem Schicksal dieses Mädchens zu nehmen gewichtige Veranlassung bekommen, und würde es als eine besondere mir erwiesene Courtoisie und Rücksicht betrachten, wenn dieselbe mit Humanität behandelt und über sie nicht eher irgend ein Entschluß gefaßt würde, als bis ich nach wenigen Tagen persönlich meine Vermittlung in der Angelegenheit derselben eintreten lassen könnte. Ich vertraue darin auf Ihre Gesinnungen, mein lieber Schultheiß, und bin Ihr wohlgewogener

Reichsfeldmarschall Karl Erzherzog."

Der Erzherzog faltete und siegelte den Brief; während er die Adresse schrieb, sagte er:

„Ich hoffe, dies wird Sie beruhigen, lieber Mann. Die Frau, in deren Gewalt sich das Mädchen befindet, ist die Gattin des Schöffen und zeitigen Schultheißen Vollrath zu Frankfurt — ohne Theilnahme dieses Mannes wird ihr nichts geschehen und sie wird sicher sein von dem Augenblick an, wo dieser Brief in die Hände dieses Mannes gelangt. Sehen Sie also, daß Sie möglichst rasch und ungehindert nach Frankfurt und trotz der Franzosen hinein kommen und dem Herrn Vollrath diesen Brief übergeben. Haben Sie den Muth?"

„Den Muth, Hoheit?"

„Nun ja — die Reise wird nicht ohne Gefahr für Sie sein . . ."

„Ich weiß es. Wenn die Franzosen einen Brief Eurer Königlichen Hoheit bei mir fänden . . ."

„Würden sie Sie nicht viel besser als einen Spion behandeln."

„Man wird ihn nicht finden — das sei meine Sache!"

„Wohl denn — so gehen Sie mit Gott; warten Sie noch, um sich einen Passirschein geben zu lassen, damit Sie durch die Vorposten unserer Armee gelassen werden, wenn Sie zurückkehren wollen."

„Ich bitte darum!"

„Sztarrai, fertigen Sie ihn aus!" sagte der Erzherzog.

Dann wandte er sich wieder seinen Depeschen zu; Sztarrai füllte ein kleines Formular, das er aus einer der von dem Adjutanten vor ihn gelegten Mappen nahm, aus und reichte es Wilderich. Dieser steckte es nebst dem Briefe des Erzherzogs zu sich und sagte:

„Ich danke Euer Hoheit aus voller Seele."

„Schon gut, mein lieber Mann; suchen Sie mich wieder auf, um mir zu berichten, wie es Ihnen ergangen und wie der Dame und Ihre Angelegenheiten stehen."

Wilderich verbeugte sich und ging eilig davon.

8.

Als er draußen wieder bei seinen bewaffneten Bauern war, berichtete er ihnen des Erzherzogs Dank, und wie sehr ihr Angriff auf die Chasseurs diesem im richtigen Augenblick zu Hülfe gekommen. Jetzt waren sie unnütz hier oben. So setzte sich der Trupp wieder in Bewegung und zog neben der österreichischen Infanterie-Colonne, die der Erzherzog in die Flanke des rückziehenden Feindes vorgehen ließ und die jetzt in voller eilig vorwärts dringender Bewegung war, über die Bergeinsattelung in die Mühlenschlucht hinein und weiter hinab gegen die Heerstraße.

„Was meinet Ihr Mannen," rief, als sie am Forsthause und der Mühle angekommen waren, einer der Leute, „wenn wir hier Schicht machten?"

„Zum Teufel ja," sagte ein Anderer, der Forstläufer Sepp, „ich hab's satt hier neben diesen Oesterreichern sich herzuquetschen und den Gänsemarsch zu machen —"

„I freilich, die können ja das Geschäft jetzt da unten selber abmachen," rief ein hochstämmiger Bauer, der eine Flinte über dem Rücken und eine andre in der Hand trug, eine erbeutete französische Muskete — „ich hab' aus meinen zwei Blasrohren heute sieben todt und fünf angeschossen — macht just ein Dutzend und das ist genug; den Dreizehnten, bei meiner armen Seele, müßt' ich beichten!"

„Der Krippauer hat Recht!" sagte ein kleiner untersetzter Kerl, dem der eine Aermel seines Wamses zerrissen an der Seite herabbaumelte, „wir machen Feierabend und brechen in des Gevatter Wölfle's Mühle ein — die anderen, die nicht Raum mehr drin finden, können im Forsthaus Unterschlupf finden für die Nacht —"

„Wo ist der Wölfle . . . und wo ist der Commandant?" wurde jetzt von allen Seiten gerufen.

„Hier ist der Commandant!" antwortete die Stimme Wilderich's aus den hinteren Reihen. „Macht Halt vor der Mühle!"

Bald war der ganze Trupp vor der Mühle versammelt — Gevatter Wölfle ging als Quartiermacher hinein, während Wilderich die Verwundeten unter der Schaar vorrief — es waren ihrer vielleicht zwanzig, die Streifschüsse oder Schrammen erhalten und sich so gut wie's ging mit Tüchern und Lappen verbunden hatten — einzelne, die im Laufe des Tages schwerer verwundet worden, hatten sich gleich fortbegeben, um ihre Wohnungen im Gebirge aufzusuchen — ein paar auch lagen todt und noch unbestattet in den Büschen, man überließ ihren Verwandten, sie zu suchen und zu holen.

„Mit den Verwundeten," rief Wilderich, „geht der Chirurgus in meine Wohnung, in's Forsthaus drüben. Da ist mehr Raum für sie, und sie können sich da ordentlich verbinden lassen; wo die Anderen bleiben, da wird's nicht angehen so gut in dem Lärm und Tumult, den diese machen werden. — Chirurgus!"

„Hier!" rief ein wie ein Grobschmied aussehender Mann; er war in der That Schmied in einem der nächsten Dörfer, und weil er nebenbei Pferd und Rind curirte, in Ermangelung eines gelehrteren „Pflasterkastens" zum Chirurgus der Truppe bestellt.

„Geht hinüber und laßt meine Margareth Euch Leinen und was Ihr bedürft, geben — sorgt dafür, daß sie nicht zu viel trinken — und nun zieht ab!"

Der Trupp der Verwundeten setzte sich, von dem Curschmied geführt, in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schöne Geister und schöne Seelen.

2. Henriette Herz und Schleiermacher.

Es war der geniale Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der einst die schöne Henriette Herz bei der Hand nahm und sie der berühmten Schriftstellerin Frau von Staël mit den Worten vorstellte: „Betrachten Sie diese Frau, sie ist nie geliebt worden, wie sie es verdiente.“ Der Prinz ahnte nicht, daß nur kurze Zeit nachher sein Bruder, der schöne heldenhafte Prinz August, in einem Liebesverhältniß zu der Freundin der Frau von Staël stehen werde, der berühmten Schönheit Julie Recamier, von welcher man ja auch sagen konnte, daß sie nie so geliebt worden war, wie sie es verdiente, denn selbst der Prinz August liebte sie nicht ganz so, sonst würde er trotz ihrer Weigerung ihre Hand zu erringen gewußt haben!

Die Schönheit von Julie Recamier ist sehr oft geschildert worden, die von Henriette Herz sehr selten; so schön beide Frauen waren, ähnlich können sie sich nicht gesehen haben! Henriette Herz war jüdischer Abkunft und sah aus wie Königin Esther, während Julie Recamier eher einer Hebe glich. Ein Portrait, von dem berühmten Anton Graff gemalt, zeigt uns das regelmäßig schön, aber kräftig geschnittene Oval und eine ganz geradlinige Nase, große dunkle, leuchtende Augen und einen kleinen rothen über weißen Zähnen lächelnden Mund in dem Gesicht von Henriette Herz, das außerdem noch durch eine Fülle wallender schwarzer Locken verschönt wird. Ihre Gestalt war nach Aussage von Augenzeugen, die sie noch gekannt haben, wenn auch in hohem Alter, über die gewöhnliche weibliche Größe hinaus, dabei aber füllereich und zugleich schlank. Sie hielt sich im achtzigsten Jahre noch kerzengerade und liebte es, statt der Altenweibermützen einen stolzen Turban zu tragen, über den sie von Splitterrichtern oft verspottet worden ist.

In den Aufzeichnungen, die sie aus ihrer Jugend hinterlassen hat, spricht sie ein gewisses naives Erstaunen über ihre eigene Schönheit und die Wirkung derselben aus, ohne irgend eine Art von Eitelkeit oder Selbstüberhebung dabei an den Tag zu legen. Sie war schon als Kind so schön, daß die Juden in Berlin sie sehr oft bei Festlichkeiten von ihren Eltern sich erbaten. So hat sie auch mehrmals hohen Personen Gedichte überreichen müssen, namentlich auch als sechsjähriges Kind der Prinzessin Amélie, Schwester Friedrich's des Großen, deren schielende Augen bei großer Freundlichkeit einen widerlichen Eindruck auf das scharfbeobachtende Kindesauge machten. Die Prinzessinnen des königlichen Hauses liebten es damals sehr, jüdische Feste mitanzusehen, deshalb war Prinzeß Amélie bei einem Lauberhüttenfest erschienen und die Königin Ulrike von Schweden, ihre Schwester, bei einer jüdischen Hochzeit, wo ihr ebenfalls das schöne Judenkind Henriette vorgestellt wurde.

Die Eitelkeit des kleinen Mädchenherzens wurde durch solche Schaustellungen natürlich sehr geweckt, und die sonst braven Eltern kannten keine Vorsicht in diesem gefährlichen Punkt der Erziehung, sie gestatteten es sogar, daß die neunjährige Henriette in einem öffentlichen Concerte Clavier spielte, wo man sie mit Beifall überschüttete, nicht weil sie gut spielte, sondern weil sie schön aussah; auch kam es vor, daß die Kleine mit einem alten französischen Tanzmeister auf großen Bällen Tänze aufführte und so sehr die allgemeine Bewunderung erregte, daß die Zuschauer auf Tische und Stühle stiegen, um besser sehen zu können. Wie tief der Eindruck dieser schmeichelhaften Erlebnisse war, geht daraus hervor, daß die Greisin sich ihrer noch sehr wohl zu erinnern wußte und gern davon erzählte. Auch erregte das frühreife Kind in der Schule sowohl wie auf der Straße die Bewunderung der männlichen Jugend Berlins in einer Weise, die denn doch die arglosen Eltern zu größerer Vorsicht antrieb. Die kleine Henriette wurde nicht mehr in die Schule geschickt, sondern im Hause unterrichtet, theilweis von ihrem geistvollen Vater, dem Doctor de Lemos, einem Juden portugiesischer Abkunft, von dem die Tochter offenbar die eigenthümliche Schönheit geerbt hatte. Sie schilderte ihn oft und gern als eine der merkwürdigen Figuren von Berlin; er trug nämlich stets einen Sammetrock mit goldenen Tressen besetzt, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, einen dreieckigen Hut über seine Allongenperrücke und echte Spitzen an den Händen und der Brust. Die hohe edelgeformte Gestalt, die feierliche Haltung, die er seiner Würde als Arzt angemessen fand, und das schöne regelmäßige Gesicht mit dem milden Ausdruck machten sich in diesem altmodischen, aber malerischen Costüm ganz vortrefflich. Wenn der Diener mit der hellen Stocklaterne durch die damals noch sehr schlecht beleuchteten Straßen von Berlin vor ihm herging, blieben alle Leute auf seinem Wege stehen, sahen ihm erstaunt nach, aber lachten niemals. Noch schöner fand ihn die zärtliche Tochter im Hause,

Henriette Herz.
Nach der Natur aufgenommen von Anton Graff.

wo er einen rothseidenen Schlafrock und eine turbanartige rothe Mütze trug. Er besaß einen vollendet feinen Anstand, den der wahren Bildung, nie kam ein heftiges Wort über seine Lippen, sein Charakter wie sein ganzes Leben waren fleckenlos.

Er bildete Henrietten fast zu einer Gelehrten, namentlich was Sprachen anbelangt; sie lernte Lateinisch, Französisch, Englisch und Hebräisch, letzteres freilich wohl mehr aus Rücksicht auf den Religionsunterricht, der damals von den orthodoxen Juden in hebräischer Sprache ertheilt wurde. Mit der Mutter harmonirte Henriette viel weniger, es war eine heftige, launenhafte und kränkliche Frau, die Mann und Kinder zu quälen verstand; doch hat Henriette ihr bis in's späte Alter die größte Rücksicht und Liebe bewiesen.

Schon mit zwölf Jahren erhielt die kleine Henriette zwei Heirathsanträge; der erste ging von einem abenteuernden Juden aus, der wahrscheinlich die erblühende Schönheit des Kindes zu bösen Zwecken benutzen wollte. Nachdem er den Eltern von seinen Reichthümern vorgeprahlt hatte, namentlich von Mohren und wilden Thieren, die er in fernen Welttheilen besäße, verschwand er plötzlich und stahl dem Vater seiner kleinen Auserwählten eine goldene Schnupftabaksdose.

Wenige Monate später hielt ein sehr geachteter Arzt, der Hofrath Marcus Herz, um Henriette an; ohne sie lange zu fragen, gaben die Eltern, die noch viele Kinder zu versorgen hatten, ihre Einwilligung, und die Kleine war ebenfalls stolz und zufrieden, so früh schon Braut zu werden. Der Bräutigam wartete indessen noch beinahe drei Jahre, ehe er sie heimführte; Henriette erzählte immer, daß ihr Brautstand sehr langweilig gewesen wäre. Jeden Abend mußte sie am Spieltisch sitzen und zusehen, wie ihr Verlobter mit den Eltern Karten spielte. Er beachtete sie kaum und nannte sie nur „das Kind". Dadurch erschien er ihr viel älter als er war; sie zählte fünfzehn, er doppelt so viel Jahre, also dreißig, was für einen Mann doch keineswegs alt zu nennen ist; freilich erschien er auch sonst nicht in günstiger körperlicher Beschaffenheit neben ihr; er hatte eine hohe Schulter, auch war er klein und häßlich. Trotzdem ist sie ihm aber immer eine liebevolle und treue Gattin gewesen; wenn sie auch zuweilen die Klage nicht unterdrückte, daß ihrer Ehe die Romantik der Liebe gefehlt hat. Für ein Frauenherz ist diese Romantik der Sternenglanz an dem Himmel des Lebens, für die es nur einen Ersatz giebt: die Liebe eines Kindes. Die schöne Henriette Herz sollte aber auch diesen Ersatz nicht kennen lernen, ihre Ehe blieb kinderlos. Sie empfand darüber einen lebhaften Schmerz, indessen wurde er durch ihre reine und kräftige Seele bald überwunden und sie gewann die Einsicht, daß ihr noch manche Glücksmöglichkeit zu Gebote stand, namentlich aber, daß freundschaftlicher Umgang mit liebenswerthen Menschen und geistige Beschäftigung mit Literatur und Kunst reiche Fundgruben von Lebensgenuß für sie waren.

Das Haus des Hofrath Herz, dem er die Zierde einer jungen schönen Frau gegeben hatte, wurde bald der Sammelplatz der besten Gesellschaft Berlins. Nicht nur Künstler und Schriftsteller, wie Schadow, Reichhardt, Zelter, Moritz, Engel, Graf Christian Bernstorff, Gentz, v. Brinckmann, Dohm, Leuchsenring, die beiden Schlegel, die Humboldts, auch politische und theologische Namen bildeten ihren Kreis; der preußische Minister Graf Dohna-Schlobitten und Schleiermacher müssen hier besonders hervorgehoben werden, weil sie am meisten Einfluß auf Henriettens Leben ausgeübt haben.

Der Graf und Minister war der leidenschaftlichste Verehrer und der protestantische Theologe der treueste Freund der schönen Jüdin. Der Ehegatte derselben, Marcus Herz, verließ sich so sicher auf ihr starkes Pflichtgefühl und ihr reines Gemüth, daß er alle Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, ruhig lächelnd gewähren ließ. Der heitere Kreis talentvoller und vornehmer junger Männer, der sich übrigens auch im Verein mit eben solchen Frauen in seinem Hause zusammen fand, gereichte ihm selbst zu großem Vergnügen. Es wurde vorgelesen, philosophirt, gedichtet, gesungen und auch mitunter getanzt. Ja, in den Erinnerungsblättern von Henriette Herz findet sich auch die Erwähnung eines Abends, an welchem Alexander von Humbodt sie im Tanzen einer neuen Menuette unterrichtete! Sie hatte ihn dagegen im Hebräischen unterrichtet, und er datirte seine Briefe in dieser Sprache von seinem einsamen Gute Tegel, das er „Schloß Langeweile" nannte, weil er sich so lebhaft nach den geistreichen Kreisen des jüdischen Salons sehnte. Die beiden Humboldts waren übrigens damals kaum zwanzigjährige Jünglinge, ihre fast kindliche Zufriedenheit mit der höchst einfachen Geselligkeit der Berliner Schöngeister ist dadurch hinreichend erklärt.

Im Hause des Hofrath Herz ging es für damalige Zeit sehr elegant her, seine reiche Praxis gewährte ihm die Mittel dazu. Leider war er jedoch viel zu freigebig und vergaß, daß er ohne Vermögen das kostbare Leben in Berlin begonnen hatte. Als er unerwartet im besten Mannesalter starb, hinterließ er seine schöne Frau beinah mittellos; nur eine kleine Wittwenpension und einige kleine Capitalien besaß sie, um sich selbst, ihre alte Mutter und eine unverheirathete Schwester zu ernähren. So ward sie abermals im Schicksal der Recamier ähnlich, die auch den Wechsel von Reichthum und Armuth durchkosten mußte.

Um ihre geringe Einnahme zu vermehren, behielt sie den Pflegebefohlenen ihres verstorbenen Mannes, Ludwig Baruch, im Hause; derselbe wurde später als Ludwig Börne eine deutsche Celebrität. Damals war er noch ein verhülltes Geisteslicht und galt für einen egoistischen, eitlen, kleinen Faullenzer. Er hielt sich Studirens halber in Berlin auf, that aber nichts und blieb oft tagelang auf seinem Zimmer eingeschlossen. Zu Henriettens Schrecken enthüllte sich eines Tages sein seltsames Benehmen: er versuchte einen Selbstmord durch Arsenik und entdeckte ihr vorher seine Liebe. Sie war über zwanzig Jahre älter als er und bemühte sich, ihn zur Vernunft zurückzubringen, aber er war unzugänglich dafür, beharrte bei seiner Leidenschaft und machte einen zweiten Mordversuch auf sich selbst. Die kluge Frau verhinderte auch diesen wie den ersten und ließ heimlich seinen Vater kommen, der ihn gewaltsam mitnahm und in einer befreundeten Familie in Halle unterbrachte. Ludwig Börne erkannte bald, wie richtig und würdig Henriette sich gegen ihn benommen hatte, und blieb ihr zeitlebens mit achtungsvoller Freundschaft ergeben.

Als Wittwe erhielt sie auch noch einen andern Beweis, wie mächtig und dauernd die Empfindungen der Bewunderung waren, die sie einzuflößen vermochte. Der Graf Dohna-Schlobitten machte ihr einen ehrenvollen Heirathsantrag, nachdem er während der Lebenszeit ihres Mannes seine Liebe für sie stets in den Schranken des Zartgefühls und der Wohlanständigkeit gehalten hatte. Sie lehnte jedoch seine Hand ab, weil sie damals sich noch nicht entschließen konnte, Christin zu werden; ihre alte strenggläubige Mutter würde dadurch unzweifelhaft den Todesstoß empfangen haben. Aus gleichem Grunde verzichtete sie auch auf die Aussicht, Erzieherin bei der Prinzessin Charlotte, nachherigen Kaiserin von Rußland, zu werden, eine glänzende Stelle, die ihr Freund Delbrück für sie erwirken wollte.

Um die Einschränkungen, die sie sich als Wittwe auferlegen mußte, zu erleichtern, wetteiferten ihre zahlreichen Bekannten mit Einladungen. Namentlich war die Herzogin Dorothea von Curland, diese wahrhafte Beschützerin der Intelligenz, eifrig bemüht, sie in ihr Haus zu ziehen. Sie mußte d r jüngsten Tochter, der nachherigen berühmten schönen Herzogin von Sagan, Unterricht im Englischen geben und genoß dafür alle Annehmlichkeiten der feinsten und geistreichsten Geselligkeit, welche die hohe Dame in Berlin eingeführt hatte. Namentlich bestrebte sich dieselbe, den peinlich fühlbaren Unterschied der Stände zu verwischen in ihrem Salon, sie gab oft der Lehrerin ihrer Tochter einen vielbeneideten Ehrenplatz neben der allerdings eben so humanen wie interessanten Prinzessin Louise von Radziwil und lud Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Beamte mit bürgerlichen Namen zu der hoffähigen Gesellschaft.

Die abhängige und sorgenvolle Lage, in welche Henriette Herz als Wittwe versetzt wurde, gab auch ihrem langjährigen treuen Freunde Schleiermacher Veranlassung, ihr noch näher zu treten als bisher. Er half ihr bei einigen Uebersetzungen aus dem Englischen, die sie zur Vermehrung ihrer Einnahme unternommen hatte, und suchte sie auf jede Weise zu fördern. Sie lehrte ihn dagegen italienische und französische Conversation. Schleiermacher war schon im Jahr 1796 mit ihr und ihrem Mann innig befreundet; er wohnte damals an der Oranienburger Chaussee und war noch Prediger an der Charité. Das Herz'sche Ehepaar wohnte in der neuen Friedrichsstraße und sah des Abends mit Besorgniß den schwächlichen kleinen Mann den weiten Heimweg antreten. Um ihn einigermaßen vor den Gefahren desselben zu schützen,

Digitized by Google

schenkte ihm Henriette eine kleine Laterne, die er in's Knopfloch hing und dann wie ein Glühwürmchen durch die Finsterniß wandelte. Er war durch den Grafen Dohna-Schlobitten, bei dessen Eltern er Hauslehrer gewesen, in das Herz'sche Haus eingeführt worden und hatte sehr bald ein Seelenbündniß mit Henrietten geschlossen. Er zeigte ihr alle seine Schriften, bevor er sie drucken ließ, und schrieb ihr fast täglich Briefe, auch wenn sie an demselben Orte wohnten. Als sie nach ihres Mannes Tode eine kleine Sommerwohnung im Thiergarten bezog, blieb er oft den ganzen Tag draußen bei ihr, um mit ihr zu lesen, zu arbeiten oder spazieren zu gehen.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so seltenes, inniges Verhältniß Aufsehen erregte und falsch gedeutet wurde. Zuerst warnte Friedrich Schlegel, der damals in einem ähnlichen mit Dorothea Veit stand, den Freund und suchte ihm zu beweisen, daß er eine Liebesleidenschaft für Henriette Herz hege; dann schrieb ihm seine Schwester Nanni und machte ihm dringende Vorstellungen über seine Neigung zu derselben.

Schleiermacher erzählte selbst, daß er stundenlang gelacht habe über Schlegel's Behauptung, und seiner Schwester schrieb er eine lange Widerlegung ihrer Ansicht: „Die Herz ist von Charakter und Gemüth fest und still, so daß sie sich auf sich selbst verlassen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in anderer Rücksicht zu ihrer Existenz, ich kann ihre Einsichten, Ansichten und ihr Gemüth ergänzen, und so thut sie mir. Etwas Leidenschaftliches wird aber zwischen uns nie vorkommen, da sind wir wohl über die entscheidendsten Proben hinweg. Unser Verhältniß ist eine recht vertraute herzliche Freundschaft. . . . Hätte ich sie heirathen können, so wäre es gewiß eine Capitalehe geworden, vielleicht nur gar zu einträchtig. . . . Aber es ist zwischen uns von Mann und Frau gar nicht die Rede. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in der Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftliches Wesen. Und wenn ich blos dem Einfluß des Aeußeren Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön und ihre kolossale, königliche Figur so sehr das Gegentheil der meinigen ist, daß, wenn ich mir vorstelle, wir liebten und heiratheten uns, ich immer etwas Lächerliches und Abgeschmacktes dabei finden würde, worüber ich mich nicht leicht hinwegsetzen könnte." An einer anderen Stelle sagt Schleiermacher, er käme sich zuweilen vor wie ein kleiner Arbeitsbeutel am Arme der großen Herz. Diese selbst dachte ebenso unbefangen über ihr Verhältniß zu ihm und erzählt in ihren Erinnerungsblättern, daß man in Berlin eine Carricatur darauf gemacht habe; man bildete nämlich auf einem Spaziergang das ungleiche Paar ab, indem man der Herz statt Sonnenschirm Schleiermacher's Figürchen in die Hand gab. Beide haben herzlich darüber gelacht, wie sie versichert, hinzusetzend: „Wir haben uns gegenseitig oft darüber ausgesprochen, daß und warum wir kein anderes Gefühl für einander hegen konnten, als diese schöne innige Freundschaft." Uebrigens war Schleiermacher auch beinahe vier Jahre jünger als Henriette, ein Unterschied des Alters, der für ein Liebesverhältniß auch nicht günstig ist.

Der wirksamste Grund seiner Unempfindlichkeit für Henriettens Schönheit lag aber wohl darin, daß er gerade damals eine heftige Leidenschaft für Eleonore Grunow empfand, eine Frau, die in unglücklicher Ehe mit einem Amtsbruder Schleiermacher's lebte und ernstlich an eine Scheidung dachte, um letzteren zu heirathen. Die Herz, die sonst so tugendstrenge Frau, war die Vertraute der Liebenden und fand nach damaliger sentimental-unmoralischer Anschauungsweise kein Unrecht in ihren Plänen, so wie sie auch die Scheidung ihrer Freundin Dorothea Veit und ihre Verheirathung mit Friedrich Schlegel befördert hatte, ohne zu ahnen, daß sie ein Unrecht gut hieß, dessen Schuldlast die Tochter des Philosophen Mendelssohn reuevoll in den Schooß des Katholicismus getrieben hat.

Wie Schleiermacher als christlicher Prediger sich über seine Liebe zu einer verheiratheten Frau selbst absolviren konnte, bleibt ein ungelöstes Räthsel in dem Leben dieses merkwürdigen, sonst so klaren Geistes. Er war ganz außer sich, als Eleonore Grunow endlich, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, sich weigerte ihn zu heirathen. Er machte ihr aus ihrer Tugend ein Verbrechen und behauptete, er sowohl wie sie würden aus Kummer über das zerrissene Verhältniß sterben, was jedoch keineswegs eintraf. Eleonore, die jedenfalls eine bedeutende Frau war — sie hat einige der geistvollsten Briefe über die Lucinde geschrieben, durch deren Herausgabe Schleiermacher so viel Aufsehen und Tadel erregte —, verschwand im Dunkel eines streng zurückgezogenen Lebens, und der verzweifelte Geliebte fand — theilweis durch die Vermittelung seiner Freundin Henriette Herz — eine beglückende Heirath mit der jungen Wittwe des Predigers von Willich. Er starb am 12. Februar 1834, und ist durch die Feier seines hundertjährigen Geburtstages im vorigen Jahre wieder ein berühmter Gegenstand allgemeiner Besprechung geworden, wodurch wir überhoben sind, mehr Einzelheiten seines Lebens hier zu geben. Nur sei noch erwähnt, daß Henriette Herz durch ungetrübte Freundschaft bis zuletzt mit ihm verbunden war; sie ließ sich gleich nach dem Tode ihrer Mutter taufen, längst darauf vorbereitet durch den Umgang mit dem christlichen Lehrer und Freund. Eine Reise nach Rom, wo sie zwei Jahre verweilte und allgemein ausgezeichnet wurde, war ihre letzte große Lebensfreude. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte sie manche Sorgen und Schmerzen zu ertragen; namentlich klagte sie über die Einschränkungen, die sie sich ihrer geringen Mittel wegen auferlegen mußte. In Italien hatte sie bei einer alten, kränklichen, häßlichen Signora Dionigi jeden Abend eine ausgewählte Gesellschaft junger und alter Männer und vornehmer Frauen gefunden, die alte Dame hatte ihnen nichts zu bieten als „Verstand und eine Oellampe". Daß man in Deutschland sich damit nicht begnügen wollte, beklagte Henriette mit schmerzlicher Ironie; sie hatte in der That auch nicht viel mehr zu geben und die Gesellschaft, die so zahlreich bei dem guten Essen und Wein im Hause ihres Mannes erschienen war, verließ sie immer mehr. „Wäre ich jetzt so reich und so vornehm, wie ich früher schön war," seufzte sie oft, „so würde ich nicht so verlassen, sondern noch allgemein gefeiert sein."

Hauptsächlich schmerzte es sie aber, daß sie auch ihren Hang zum Wohlthun einschränken mußte; als sie kein Geld mehr geben konnte, gab sie wenigstens Unterricht an unbemittelte junge Mädchen und verschaffte ihnen dann gute Stellen als Erzieherinnen. Sie war dadurch so populär geworden, daß auch einmal ein armes Dienstmädchen in ihr Gärtchen kam und fragte: „Wohnt hier die Hofräthin Herz, die die Mädchens vermiethet?"

Mit dem zunehmenden Alter mußte sie jedoch diese erheiternde Wirksamkeit aufgeben, sie wurde kränklich, ihre Bekannten und Freunde starben vor ihr her und ihre Mittel nahmen rasch und rascher ab, da es in Berlin immer theurer wurde und ihre Krankheiten viel Kosten verursachten. Die Greisin sah sich oft in wirklicher Geldverlegenheit, suchte dieselbe jedoch möglichst geheim zu halten. Aber der einstige Jugendgenosse und treue Freund, Alexander v. Humboldt, erfuhr dennoch davon und wendete sich im Jahre 1845 an Friedrich Wilhelm dem Vierten von Preußen, von dem er wußte, daß er durch seinen Erzieher Delbrück zuweilen den Namen der edlen Frau gehört hatte. Der König ergriff den Gedanken, ihr in ihrer Noth beizustehen, mit lebhafter Freude und „erhöhte durch die zarte und schonende Form der Gabe noch die pecuniäre Bedeutung," wie J. Fürst, der treffliche Biograph von Henriette Herz, erzählt. In einem Handbillet an den Cabinetsrath Müller erklärte der König: „Da die Hofräthin Herz, eine Frau, deren Namen er schon in frühster Kindheit mit so viel Hochachtung habe aussprechen hören, selbst nichts erbeten habe und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, so fände er es angemessen, keine Cabinetsordre hinsichtlich der Bewilligung an sie selbst zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn v. Humboldt geben zu lassen." So erhielt denn die alte Frau ganz unerwartet ein bedeutendes Geldgeschenk gleich und fünfhundert Thaler jährliche Pension aus der Privatschatulle des Königs. Eine neue Lebensfreudigkeit kam über sie, als die lastende Sorge von ihr genommen war und die ehrenvolle Theilnahme des königlichen Gebers sich auch noch durch einen persönlichen Besuch in ihrer kleinen Sommerwohnung im Thiergarten bethätigte. Sie starb an Altersschwäche am 22. October 1847 im vierundachtzigsten Lebensjahre.

v. Hohenhausen.

Unser Aller Herrin und Gebieterin.

Was wir sind ohne diese Herrin? — Die Wasseruhr. — Das Nonplusultra derselben. — Die Zeitmesser der Barbaren: Kieselhelm, Furchenzähler, Lagerwachen und Rosenkranzbeten. — Sanduhr und Stundenglas. — Die erste Schlaguhr. — Nürnberger Eier. — Federtaschen- und Repetiruhren. — Der englische Chronometer.

Es war während meiner letzten Sommerfrische; ich hatte einen Ausflug in das höhere Gebirg gemacht und war den ganzen Morgen und über den Mittag hinüber derb marschirt. Eben wanderte ich durch einen prachtvollen, aber etwas düstern und melancholischen Tannenwald, ringsum war Alles still, nur ab und zu erklang der Lockruf einer Amsel, dem ein anderer antwortete; da fiel mir plötzlich ein, daß ich ja um sieben Uhr Abends wieder unten im Thale auf der Eisenbahnstation sein müßte, wenn ich noch heut' in mein zeitweiliges Asyl heimkehren wollte. Der Sonne nach mußte Fünf längst vorüber sein, und ich hatte noch einen weiten Weg bis zu meinem Ziele. Hastig griff ich nach der Uhr in meiner Westentasche, um genau zu sehen, wie ich meine Schritte fortab zu reguliren hatte, damit ich rechtzeitig an Ort und Stelle gelange — doch die treue Begleiterin auf meinem Lebenswege, die ordnende Freundin meiner freudvollen und leidvollen Stunden, sie versagte mir diesmal ihren Rath, sie war stehen geblieben. Meine Situation war nicht eben beneidenswerth, allein in einem großen Walde, auf dessen verschiedenen Pfaden ich mich möglicher Weise verirrt hatte, weit und breit kein Dorf, kein Haus, aus welchem der Schlag einer Glocke zu mir heraufdringen konnte, bei herannahender Dämmerung, mit dem Bewußtsein, daß die Meinigen mich heut' bestimmt zurückerwarteten in unserer Villeggiatur daheim und sich zweifelsohne mit den phantastischesten Vorstellungen über mein Ausbleiben ängstigen, an Stürze in Schluchten und Gewässer, an Räuberattaken und andere Unglücksfälle mehr denken würden. So wuchs meine Unruhe mit jedem Schritte und die Minuten wurden mir zu Stunden, nervös, aufgeregt, athemlos wie ich war.

Und aller Noth und Sorge wäre ich überhoben gewesen, hätte sich meine Uhr nicht unglücklicher Weise in den Kopf gesetzt, einmal zu rasten — denn noch vollauf rechtzeitig langte ich auf der Station an — um mir so recht durch die Praxis ad oculos zu demonstriren, was für hülflose Geschöpfe wir in unserer Dampf- und Telegraphenära abgeben würden, stünde uns nicht die kleine tickende Freundin in der Tasche rathend und beschwingend zur Seite. Ja, was sollten wir anfangen ohne die Uhr? Kann doch dieser Zeitmesser geradezu als die Triebfeder der Civilisation bezeichnet werden, ist er doch mit allen unseren Bedürfnissen so innig verwachsen, so vollständig der Regulator unserer gesammten Arbeiten und Geschäfte, daß wir gewissermaßen seine Sclaven geworden sind und ohne ihn einen Zustand socialen Lebens uns ebenso wenig denken können, wie wir uns vorzustellen vermögen, daß es fliegende Vögel ohne Fittige giebt, oder daß sonst etwas Unmögliches möglich und wirklich ist. —

Das erste Volk, welches den Tag in gewisse Abschnitte getheilt zu haben scheint, waren die Assyrer; sie erfanden die Wasseruhr in einer für jedwede genauere Zeitbestimmung viel zu weit rückliegenden Periode. Nur so viel steht fest, daß der Apparat bereits vor dem Sturze des ersten assyrischen Reiches vorhanden war, denn von den frühesten persischen Autoren erfahren wir, daß man in Niniveh unter der Regierung Phul's, oder, wie er mit allgemeiner bekanntem Namen auch heißt, Sardanapal's des Zweiten, des ersten Herrschers des zweiten assyrischen Reiches, die Wasseruhr kannte und benützte. Dieselbe war nichts weiter als ein ehernes Gefäß von cylindrischer Gestalt, welches mehrere Kannen Wasser aufnehmen konnte. Durch eine seiner Wände war ein sehr kleines Loch gebohrt, durch das die Flüssigkeit langsam hindurch träufeln konnte, und zwar derart, daß sich das Gefäß des Tags etwa fünf bis sechs Mal entleerte. Unter Phul besaß der königliche Palast zu Niniveh und jeder der Hauptbezirke der Stadt eine Wasseruhr von der geschilderten Form und Beschaffenheit. Sie wurden sammtlich zu gleicher Zeit, oder mindestens möglichst zu gleicher Zeit, gefüllt auf das Signal eines Wächters, der hoch auf einem Thurme postirt war, den Aufgang der Sonne zu verkünden, und standen den ganzen Tag unter der Obhut gewisser Beamten, welche die Obliegenheit hatten, sie von Neuem zu füllen, sobald sie leer wurden. Zu jedem dieser Zeitmarkirungsämter gehörte ein völliges Corps von Ausrufern, die bei jeder Neufüllung der Uhren durch die Straßen eilten und dies Factum zu Nutz und Frommen der Bewohnerschaft vermeldeten.

Auf solche Weise gelangte man zu einer annähernden Schätzung der fliehenden Zeit. Die Intervallen zwischen Füllung und Entleerung der Gefäße hießen „Wachen“ und umfaßten wahrscheinlich eine Dauer von zwei bis zwei und einer halben Stunde. Allein kaum läßt sich annehmen, daß die verschiedenen Wasseruhren auch nur einigermaßen miteinander Schritt hielten; die Schwierigkeit, mit der Hand Gefäße von genau derselben Größe herzustellen, sie mit Oeffnungen von völlig gleichem Durchmesser zu durchbohren und mit Wasser von ganz der nämlichen Dichtigkeit zu versorgen, — das Alles muß ein sehr unregelmäßiges und ungleichförmiges Arbeiten der Maschinerie hervorgebracht haben.

Mehrere Jahrhunderte hindurch blieb die Wasseruhr oder Klepsydra in diesem primitiven Zustande, und erst als in Alexandria der Sonnenweiser erfunden war, erfuhr sie eine verbessernde Wandelung. Um dieselbe Zeit versah sie ein Aegypter von Memphis mit Zifferblatt und Zeiger. Der letztere drehte sich um einen Zapfen und communicirte mit einer Schnur, an welcher ein Korkschwimmer befestigt war. Wie das Wasser abträufelte, so fiel dieser Schwimmer mit ihm, und die dadurch größer und größer werdende Spannung der Schnur bewirkte, daß sich der Zeiger mit leichtem Ruck drehte, etwa in der Art des Secundenzeigers an einer unvollkommen fabricirten Taschenuhr. In der Theorie war diese Verbesserung entschieden höchst verdienstlich, in der Praxis jedoch noch ziemlich mangelhaft, denn die alte Schwierigkeit, mit einander Schritt haltende Uhren zu erlangen, verdoppelte und verdreifachte sich nur, sobald man das System durch Zeiger, Schnur und Schwimmer complicirte. Um ein gleichzeitiges Arbeiten zu sichern, hätte Schnur und Draht der verschiedenen Uhren auf das Haar genau von derselben Länge und Stärke sein, hätten alle Zeiger die nämliche Größe haben und sich um Zapfen bewegen müssen, die sämmtlich an Höhe und Umfang sich durchaus gleich gewesen wären. Und hätte man auch dies Alles wirklich erzielt, dann blieb immer noch die Frage: wie es machen, daß Schwimmer und Schnur, Schnur und Zeiger in vollkommener Uebereinstimmung arbeiteten, da ja das kleinste Hinderniß, wie Rost oder Staub, die Beweglichkeit des Weisers hemmte und damit die Arbeit von Schwimmer und Schnur abschwächte?

Immer war die Erfindung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, schon insofern, als sie anderen Verbesserungen den Weg bahnte und zur Vervollkommnung der Klepsydra durch ein Getriebe von kleinen Zahnrädern führte, die bald in Gebrauch kamen. Diese Räder fußten auf den Principien unserer Wassermühlen und machten die Hinzufügung eines zweiten Zeigers möglich, mit dessen Hülfe die einzelnen „Wachen“ in kleinere Abschnitte getheilt werden konnten. Damit aber hatte man das Nonplusultra der Wasseruhr erreicht; es datirt aus dem Jahre zweihundertundfünfzig vor Christo, und Aegypten, welches der große Uhrenmarkt jener Zeit geworden war, versandte die neuen Instrumente zu fabelhaften Preisen nach den verschiedenen Ländern des Orients. Als im Jahre 62 vor Christo Pompejus als Sieger über Tigranes, Antiochus und Mithridates in Rom einzog, war eine der werthvollsten Trophäen, welche er unter den Schätzen des Königs von Pontus mitbrachte, eine Klepsydra, die nach der in Rom gebräuchlichen horologischen Methode Stunden und Minuten bezeichnete. Der Cylinder, welcher als Wasserbehälter diente, war von Gold, ebenso das Zifferblatt; die Zeiger waren mit kleinen Rubinen besetzt und jede der Zahlen, welche die vierundzwanzig Stunden angaben, aus einem Sapphir geschnitten. Die Uhr muß von ungeheurer Größe gewesen sein, denn der Cylinder brauchte täglich nur einmal gefüllt zu werden. Noch niemals hatten die Römer etwas Aehnliches gesehen, und als Pompejus das kostbare Beutestück im Hauptsaale des Capitols aufstellen ließ, mußte eine starke Wachmannschaft daneben postirt werden, um es vor der indiscreten Neugier des Publicums zu schützen.

Auf den Sturz des römischen Reiches folgte bekanntlich eine

Digitized by Google

Zeit gänzlicher Finsterniß, in welcher Wissenschaft und Kunst und Alles, was das Leben schmückt und verschönt, in Vergessenheit und Verfall sanken. Unsere germanischen Vorfahren, die in die kaiserliche Stadt als Sieger eindrangen, hatten ihre besonderen und sehr ursprünglichen Methoden, die Flucht der Zeit zu markiren; von Stunden und Minuten wußten sie nichts. Um Wasseruhren zu erfinden, waren sie lange nicht gebildet genug, und Sonnenuhren, selbst wenn sie solche besessen hätten, dürften ihnen in ihren Wäldern und Sümpfen, wo das Tagesgestirn nur selten einmal in hellem Glanze sichtbar wurde, von geringem Nutzen gewesen sein. Nichts destoweniger aber mußten sie wissen, wann sie ihre rohen Mahlzeiten zu bereiten, wann sie sich zum Cultus ihrer Götter zu versammeln und wann sie die Wachposten abzulösen hatten, die am Saume ihrer Ansiedelungen aufgestellt zu sein pflegten. Um dies zu bewerkstelligen, ersannen sie das folgende Verfahren. Mit Tagesanbruch, wenn der Häuptling des Lagers oder Dorfes sich von seinem Thierfell erhob, kam ein junger Sclave, setzte sich am Eingang der Hütte nieder und stellte zwei Helme vor sich hin, von welchen der eine mit Kieseln gefüllt, der andere leer war. Sein Geschäft bestand nun darin, daß er diese Kiesel einen nach dem andern, und nicht zu schnell, vom ersten Helm in den zweiten warf, worauf er von einem andern Sclaven abgelöst wurde, der die gleiche Operation wiederholte. So ging es mit Leeren und Füllen der beiden Helme fort bis Sonnenuntergang. Da die Helme in der Regel sehr groß, die Steine aber durchschnittlich sehr klein waren, so muß der Proceß des Ueberwerfens von einem Behälter in den andern wohl zwei gute Stunden, vielleicht noch mehr in Anspruch genommen haben; es ist daher wahrscheinlich, daß die alten Germanen, gleich den Assyrern, ihre Tage in sechs Theile oder Wachen theilten. War ein Helm entleert, so verkündete man dies Begebniß dem Lager dadurch, daß man, an der Thür vor der Häuptlingshütte, mit dem Schwerte an den Schild schlug. Der Schall tönte durch das ganze Lager, und sämmtliches Publicum wußte dadurch, daß die Stunde des Mittagsessens oder der Götterverehrung gekommen war.

Allein dies war nicht die einzige Art und Weise, auf welche unsere Ureltern die Zeit bezeichneten. Es gab vielmehr noch eine Menge anderer Mittel und Wege dazu, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten und Stämmen verschieden. Da wo die Beschäftigung des Landmanns vorwaltete, rechnete man nach der Zahl der Furchen, die er mit dem Pfluge ziehen, oder, war es zufällig Erntezeit, nach der Quantität der Halme, welche er mähen konnte. In jenen Städten, wo sich noch ein schwacher Ueberrest von römischer Cultur erhalten hatte, ward die Zeit durch Wächter verkündet. Sowie der Tag kam, brach ein Soldat zu Fuß — war der Ort umfänglich, wohl auch zu Roß — auf und hielt seinen Umgang um die Stadt. Hatte er denselben beendet, so war der erste Zeitabschnitt, die erste Wache, vorüber; der Soldat rückte in sein Quartier heim und stieß laut in die Trompete, während ein zweiter sich auf den Weg machte, die Stadt zu umwandern oder zu umreiten. Und diese Umzüge währten ununterbrochen fort Tag und Nacht, mit dem einzigen Unterschiede, daß nach Sonnenuntergang kein Trompetenstoß mehr erfolgte und daß dann nicht ein einzelner Soldat, sondern eine Rotte von zehn bis zwölf Mann den Umgang vollzog.

Als ein letztes Beispiel von barbarischer Zeitmessung wollen wir noch die in den Klöstern des Abendlandes, deren erstes bekanntlich vom heiligen Benedict im Jahre fünfhundertdreiundzwanzig unserer Aera gestiftet wurde, gebräuchliche Methode anführen. Die Mönche pflegten nämlich die Zeit nach der Anzahl von Gebeten zu berechnen, welche sie abplärren konnten, wodurch die sogenannten Rosenkränze in Aufnahme kamen. Jeder Mönch hatte so viele „Paters" und „Aves" herzusagen, wie sich Perlen an seiner Schnur befanden, und da, wenn wir nicht irren, die orthodoxe Perlenzahl dreiunddreißig zu sein pflegte, das heißt je eine für jedes Lebensjahr unseres Religionsstifters, so war das Abbeten des Rosenkranzes das Werk von guten anderthalb Stunden. Ganz wie bei den erwähnten Zeitwächtern löste nun ein Mönch den andern ab, und die Beendigung jeder einzelnen „Vigilie" wurde durch Anschlagen der Capellenglocke verkündigt, — eine Sitte, welche, beiläufig, in gewissen Klöstern noch heutigen Tages besteht.

Ein Jahrhundert nach dem Untergang des römischen Reiches war die Gewohnheit, Stunden und Minuten zu markiren, in Westeuropa völlig verschwunden, und ohne die Staaten des Ostens, in denen die Flamme der Wissenschaft noch matt glimmte, während der Occident ganz und gar im Dunkel lag, würde vielleicht alle Horologie außer Cours gekommen sein. Dem berühmten Kalifen von Bagdad, Harun-al-Raschid, gebührt das Verdienst, Europa die alte Wasseruhr wieder geschenkt zu haben. Ein Zeitgenosse Karl's des Großen, sandte er diesem im Jahre 807 eine prachtvolle Klepsydra zum Zeichen seiner Freundschaft, allein man scheint das merkwürdige Geschenk zunächst mehr bewundert und angestaunt als nachgeahmt zu haben, denn wir finden keine Erwähnung von im Frankenstaate fabricirten Wasseruhren bis auf Philipp, der im eilften Jahrhundert über das heutige Frankreich herrschte. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung ist möglicher Weise darin zu suchen, daß kurz vor dem Regierungsantritte Karl's des Großen die Sanduhr erfunden worden war und daß man diesen Apparat für bequemer und einfacher erachtete, als die Klepsydra.

Jener Mann, welcher die Jahrhunderte verloren gegangene Kunst der Glasbereitung wieder erfand, war auch der Verfertiger der ersten Sanduhr. Es war ein Mönch, Namens Luitprand, in einem Kloster zu Chartres, und so wie er das erste Sandglas herstellte, genau so sind die Sanduhren bis auf den heutigen Tag geblieben: zwei birnenförmige Gläser, die an den schmäleren Enden miteinander verbunden sind. So wie der Sand von dem einen in das andere Glas hinabgeronnen war, wurde die Vorrichtung umgekehrt und die Operation begann von Neuem. Kurze Zeit nach dem Empfange von Harun-al-Raschid's Wasseruhr ließ Kaiser Karl eine Monstersanduhr herstellen, auf welcher die Stundenabschnitte durch dünne rothe Linien bezeichnet waren. Dies gilt als das erste „Stundenglas". Es brauchte alle zwölf Stunden blos einmal umgedreht zu werden, und wenn wir annehmen dürften, daß es mit derselben Sorgfalt geblasen war, die man heutzutage auf die Verfertigung unserer kleinen Eiersanduhren wendet, so würde es an Genauigkeit unseren besten Ankeruhren nicht viel nachgestanden haben. Hört man doch noch jetzt mannigfach die Behauptung aussprechen, daß die Sanduhr der beste aller bisher erfundenen Zeitmesser ist.

England, welches heute in vorderster Reihe steht, wo es sich um technische Erfindungen und Verbesserungen handelt, bediente sich damals noch einer Reihe alter, primitiver und unbeholfener Methoden, die Zeit zu messen. König Alfred, der von 872 bis 900 regierte, hatte sicherlich von den fränkischen Stundengläsern gehört, möglicher Weise auch selbst ein solches besessen, da die Mönche und Pilger, die fortwährend zwischen Deutschland und England hin und her wanderten, wohl kein Jahrhundert hätten verstreichen lassen, ohne ein Modell der neuen Erfindung mit über den Canal hinüber zu tragen. Dennoch erdachte König Alfred eine eigenthümliche, höchst ursprüngliche Zeitmessungsmethode, er markirte die Zeit nämlich durch das Verbrennen einer in eine Laterne gestellten Kerze, deren Docht aus einer Binse bestand, wie dergleichen Lichter noch jetzt in England hie und da auf dem Lande im Gebrauch sind. Etwas Unzweckmäßigeres und zugleich Kostspieligeres als diese Art der Zeitmessung läßt sich aber gar nicht vorstellen. Ein solches Binsenlicht kann damals kaum unter zwei bis drei Groschen unseres heutigen Geldes herzustellen gewesen sein, und da man den Talg noch nicht zu raffiniren verstand, so müssen alle Mittel gefehlt haben, die Zeit zu bestimmen, in welcher eines dieser Lichter verbrannte. Das eine flackerte und schmolz vielleicht eine Stunde, während ein anderes sich in zehn Minuten verzehrte. Erst fast zwei Jahrhunderte später wurde das Sandglas in England allgemein eingeführt und Richard Löwenherz brachte, wenige Jahre vor seiner Thronbesteigung, die erste Wasseruhr aus Frankreich in sein Heimathland herüber.

In den nächsten beiden Jahrhunderten machte die Horologie sehr unmerkliche Fortschritte, bis unter König Karl dem Fünften von Frankreich, im Jahre 1374, die erste wirkliche Schlaguhr das Licht der Welt erblickte. Ihr Verfertiger war ein gewisser Henri de Vic, ein Araber von Geburt, welcher in Frankreich den christlichen Glauben angenommen hatte. Seine Uhr hatte riesige Dimensionen, sie wog mehr als fünfhundert Pfund! Froissart, der bekannte Chronist, giebt uns eine ausführliche Beschreibung der schweren Maschine, die im runden Thurm des königlichen Palastes (jetzt Palais de Justice) ihren Platz fand und mehrere Monate hindurch Tag für Tag Schaaren von Neugierigen her-

beizog. Der Künstler empfing zum Lohn eine lebenslängliche Pension von dreihundert Goldkronen jährlich und ward in den Adelsstand versetzt — der erste Künstler, welchem diese Ehre in Frankreich zu Theil wurde.

Von jetzt an verbreiteten sich große Schlaguhren für öffentliche Gebäude über ganz Europa, allein erst Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts sehen wir kleinere Zimmeruhren in Gebrauch kommen. Die erste, die man kennt, ging 1518 als Geschenk des Julius von Medici, des nachmaligen Papstes Clemens des Siebenten, an König Franz den Ersten von Frankreich aus Florenz nach Paris. In demselben sechzehnten Jahrhundert war es auch, daß Purbach, 1500, die Horologie zuerst bei astronomischen Berechnungen in Anwendung brachte. Sechzig Jahre später ließ der dänische Astronom Tycho de Brahe, der Lehrer unseres großen Kepler, auf seiner grandiosen Sternwarte zu Uranniesburg eine Schlaguhr errichten, die sowohl Minuten als Secunden zeigte.

Die Erfindung von Taschenuhren war der Herstellung von Zimmeruhren um ein paar Jahre vorausgegangen. Wie Jedermann weiß, gilt unser Nürnberger Landsmann Peter Hele als der Erfinder der Taschenuhr, des sogenannten Nürnberger Eies, dessen erstes im Jahre 1490 verfertigt worden sein soll. Es waren diese Nürnberger Eier gar schwerfällige, dicke, unführliche Apparate, nicht mit Unrecht ihrer Gestalt wegen mit den Kartoffeln verglichen, und es währte beinahe einhundertundfünfzig Jahre, ehe ein Schotte, Namens Graham, das cylindrische „Echappement" erfann und damit der Taschenuhr eine etwas acceptablere, obschon noch immer ziemlich unbequeme Form gab. Den größten, wir möchten fast sagen den letzten Fortschritt in der Kunst der Horologie verdanken wir Hugens von Zülichem, der freilich nur einen Gedanken ausführte, dessen Ruhm dem unsterblichen Galilei gebührt. Wir meinen die Benützung der Pendelbewegung. Hugens überreichte den Generalstaaten der Niederlande im Jahre 1657 die Beschreibung einer auf Galilei's Pendellehre gegründeten Uhr und schenkte, zugleich die Spiralfeder beifügend, hierdurch der Welt eine Erfindung, die unbedingt zu den vollkommensten zählt, die jemals gemacht worden sind; denn eine bewunderungswürdigere und zugleich einfachere Maschine als die Pendeluhr läßt sich kaum denken.

Die Federtaschenuhren endlich, so wie wir sie heutzutage tragen, sind von einem Engländer, Namens Hooke, 1658 erfunden worden, und achtzehn Jahre darauf fabricirte ein Holländer in Amsterdam die ersten Repetiruhren. Seitdem ist bis zu unserem gegenwärtigen Jahrhundert, dem wir den Chronometer und die Secundenuhr mit Hemmfeder schuldig geworden sind, kein nennenswerther Fortschritt in der Kunst der Horologie zu verzeichnen, ja, wir vermögen kaum abzusehen, daß sich überhaupt noch eine höhere Entwickelung derselben erwarten läßt, es müßte denn ein Peter Hele oder ein Hugens der Zukunft eine Uhr herausdüfteln, welche, durch Elektricität in Bewegung gesetzt, uns die Mühe des Aufziehens erspart.

Bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts hinein hatte Genf den Ruf, die vorzüglichsten Taschenuhren der Welt in den Handel zu bringen, gegenwärtig hat es jedoch, vom Wunsche einer billigen Production verführt, diesen Nimbus in etwas eingebüßt und ist von England und von Frankreich überflügelt worden. Das letztere liefert die kostbarsten und elegantesten Damenuhren, das erstere steht namentlich in der Herstellung von Chronometern unerreicht da. Ein englischer Chronometer ist in der That ein Ding fast absoluter Vollkommenheit, was nicht Wunder nimmt, wenn wir erfahren, daß sämmtliche Chronometer, insbesondere die amtlich benützten, vom Vorstande der Sternwarte zu Greenwich geprüft und mit dessen Namensunterschrift oder Handzeichen approbirt werden müssen. Alle Schiffschronometer haben auf der erwähnten Sternwarte eine Probezeit von sechs Monaten bis zu einem Jahre, in manchen Fällen sogar von zwei Jahren, zu bestehen, bevor sie das Licent über See zu gehen erlangen. Während dieser Probezeit unterliegen sie einer ganzen Folge von Experimenten, werden allen möglichen Witterungswechseln ausgesetzt und müssen sich in Feuer und in Wasser bewähren, so daß der Mann, der ein solches stichhaltig befundenes Instrument gemacht hat, gewiß mit vollem Rechte den Namen eines Künstlers beanspruchen darf. Wem also „Zeit" wahrhaft „Geld" ist, der kaufe sich in England einen Chronometer, vorausgesetzt, daß er die dazu nöthigen unterschiedlichen Pfunde Sterling durch Befolgung seines Grundsatzes sich bereits erworben hat, nicht erst mit Hülfe derselben erwerben will.

Die Genesene.

Sie war so gut! Der Himmel war's ihr schuldig,
Daß er sie leben und genesen ließ.
Sie litt so lang und litt es so geduldig,
Daß oft sie selbst zu klagen uns verwies.
„Bist du noch wach? So geh' doch schlafen, Nette!
Du hörtest mich noch immer, wenn ich rief:
Die Medicin!" sprach sie, „dann geh' zu Bette,"
Und stellte sich, als ob sie wieder schlief.

Das waren Nächte! Winternächte, lange,
Wenn drauß' der Sturmwind um die Dächer schnob
Und heulend umtrieb auf dem alten Gange
Und schier die Fenster aus den Angeln hob!
Im Ofen knisterte das Holz; ein Leben
Rang mit dem Tode; durch dies Schlafgemach,
So krank es war, sah man doch leise schweben
Den Engel, der die Lebensblüthen brach.

Ein Hüsteln und dann wieder tiefe Stille,
Ein Seufzer, und dann sprach sie was im Traum
Der Wohlgeruch der römischen Camille
Durchfloß des Zimmers matterhellten Raum.
Zuweilen flackerte das Licht, es dünkte
Ein Bild des Lebens uns, das auch so lag,
Und zu erlöschen drohte wie die Leuchte;
Doch drauß' indeß entdämmerte der Tag.

Es kam der Tag, und mit ihm neues Hoffen,
Es kam der Arzt, und neue Zuversicht,
Dann war's als liege wieder vor uns offen
Die weite Welt im schönen Sonnenlicht.
Es durften an ihr Bett die Kinder kommen,
Sie kamen von der Schule, wangenroth
Vom Winterweh'n; ach, wie der Guten, Frommen
Zum Gruß die kleinen Händchen Jedes bot!

Jetzt ist es Frühling, jubelnd in die Lüfte
Schwingt sich der Lerche Lied zum Himmelsblau;
Nimm hier des Gartens erste Blumendüfte,
Du auferstand'ne, junge, schöne Frau!
Erfrische Dich an ihrem Duft, erbeu'te
An ihren Farben Dich, daß Deine Brust,
Vergnügt in die Natur sich froh erweit're
Zum Vollgenuß der neuen Lebenslust.

Hermann Lingg.

Deutsche Kneipen.*

Nr. 1. In der Belltafel zu Breslau.

Wer einmal nach Breslau, der alten Hauptstadt von Preußisch-Schlesien, gekommen ist, der wird gewiß nicht unterlassen haben, hatte er nur einige Neigung für berühmte Denkmäler der deutschen Vorzeit, die vielen Sehenswürdigkeiten der uralten Stadt, welche einst neben Venedig und Nürnberg das europäische Handelsmonopol besaß, in Augenschein zu nehmen. Wir denken dabei an den ehrwürdigen Dom zu Sanct Johann, an die Kreuz- und Sandkirche, die Elisabeth- und Dominicanerkirche, sowie an das herrliche Rathhaus, eine der schönsten Zierden Breslaus, unter dem der weltberühmte „Schweidnitzer Keller“, der vom Volksmunde „der Schwein'sche“ genannt wird, sich befindet. All' diese Merkwürdigkeiten und noch viele andere wird der Fremde bewundert haben, aber selten wird er nach dem sogenannten „Schießwerdergarten“ gewandert sein, und war er wirklich dort, hat er gewiß Nichts von der Breslauer „Belltafel“ gehört oder gesehen, einer länger als dreihundert Jahre bestehenden Bürger-Gesellschaft, deren Verfassung und Zweck so eigenthümlich und absonderlich, daß eine nähere Beschreibung derselben, welcher diese Zeilen gewidmet sind, den Lesern der Gartenlaube nicht uninteressant sein dürfte.

Auch wir befanden uns mehrere Jahre in Breslau, ohne jene Gesellschaft näher zu kennen, deren endlichen Besuch wir der liebenswürdigen Einladung eines Freundes verdanken, der zufällig jene Gesellschaft kennen lernte. Hell und klar brannte in den letzten heißen Tagen des April die Nachmittagssonne auf die Schornsteine Breslaus hernieder, als die buntbewegte Menge wie die gläubigen Pilger zum fernen Gnadenbilde hinaus wanderten vor das Oderthor, welcher Stadttheil Breslaus deshalb so heißt, weil dort kein Thor zu finden, um die schattigen Alleen des großen dort belegenen Parkes aufzusuchen und sich nach des Tages Mühen an dem braunen Gerstensafte oder dem Trank der Levante zu erquicken und dort spazieren zu sitzen. Der „Schießwerdergarten“, oder wie er einfach genannt wird, „das Schießwerder“, ist ein unfern der alten Oder gelegener Park nebst Schießplatz, der früher der Schützen-Brüderschaft eigenthümlich gehörte, seit 1845 aber in den Besitz der Stadkommune gekommen, als welcher er nunmehr unter der Verwaltung einer aus der Stadtverordneten-Versammlung gewählten Schießwerder-Deputation steht. Von dem Menschenstrome fortgetrieben, kamen auch wir in den Schießwerdergarten und suchten, nachdem wir uns leiblich erquickt, die berühmte „Belltafel“ auf. Endlich fanden wir in dem nach der Roßgasse zu belegenen Theile des Parks ein Gebäude, welches aus zwei Abtheilungen besteht, der kürzeren von einunddreißig Fuß Länge und sechszehn Fuß Breite, in welcher die Spieler sich aufhalten, und der längeren von fünfundfünfzig Fuß Länge und acht Fuß Breite, in welcher die eigentliche Belltafel, von der die Gesellschaft ihren Namen führt, aufgestellt ist. Das mit Gas beleuchtete Gebäude ist aus massivem Mauerwerk erbaut, während der Raum, den die Tafel selbst einnimmt, mit schiebbaren Glasfenstern, nach Art der Treibhäuser, versehen ist.

So wie wir den vorderen Raum betreten und uns die Erlaubniß erbeten hatten, dem Spiel beizuwohnen, kam uns der Inspector der Gesellschaft, ein alter, ehrwürdiger Mann in weißem Halstuch und hoher, schwarzer Sammetmütze mit Schirm und Troddel, freundlich entgegen, reichte uns zum Gruß feierlich die Hand, während ein anderes Mitglied der Gesellschaft aus einem an der rechten Wand lehnenden Fasse den Ehrentrunk credenzte, der nach althergebrachter Sitte nur aus sogenanntem Faßbier (einem braunen Dünnbier ohne Schaum) bestand, da die Gesellschaft, hartnäckig an dem Brauch ihrer Altvordern hängend, jedem anderen neueren Getränk, vornehmlich aber dem Branntwein, den Eingang streng verwehrte. Wie einfach, leicht und unschädlich gleitet das wäßrige Naß hinab in die durstigen Kehlen und begeistert die ehrenfesten Belltafel-Brüder für Ehre und Vaterland, für Patriotismus, immer neue Steuern und besonders für ihr Spiel! Der vordere Raum des Gebäudes ist mit allerlei Emblemen und Gedenktafeln geschmückt, von denen besonders drei sich auszeichnen, die, an wichtige Ereignisse in der Gesellschaft erinnernd, folgende Inschriften tragen: „Sei uns willkommen! 1846.“ „Dreihundertjährige Jubelfeier der Belltafel-Gesellschaft 1565–1865.“ „Denkst Du daran, Du dreißigjähr'ger Schütze, Kaufmann Gottfried Bauser, 7. Juli 1853?“ An der schmalen Seite des ganzen Raumes links vom Eingange ist ein hölzerner thronartiger Sessel, der sogenannte „Kanzlerstuhl“, angebracht, zu welchem man eine Stufe hinaufsteigt, und es herrscht hier die Sitte, daß jeder Gast, welcher zufällig auf demselben sich niederläßt, eine „Buße“ nach eignem Belieben zur Gesellschaftscasse zu zahlen hat, wofür sein Name, Stand, Wohnort und Beitrag in einem besondern Buche verzeichnet wird. Gerade dem Eingange gegenüber hängt eine schwarze Tafel mit kleinen Fächern, in welche hölzerne Blättchen geschoben werden, auf denen die Namen der einzelnen Steine, mit welchen gespielt wird, geschrieben stehen, und jeder Spieler wird nach dem Namen seiner Steine während des Spieles genannt und aufgerufen. Rechts von jener Tafel ist eine Fallthür angebracht, die in einen unter dem Gebäude liegenden Keller führt, der zur Aufbewahrung und Kühlung des Bieres bestimmt ist.

Wenden wir uns nun zu dem Spiel, das der Gesellschaft den Namen gab, selbst. Der Apparat dazu besteht aus einer zwanzig Ellen langen und zwei Fuß breiten, in der Mitte muldenartig vertieften Tafel (Bahn), die oben und unten einen Schieber, die sogenannte „Krippe“, und eine mit Graphit geglättete Oberfläche hat. Wie uns versichert wurde, ist die eigentliche Tafel bereits dreihundertundvier Jahre alt. Auf dieser Tafel nun wird mit runden eisernen, auf beiden Seiten gestählten, sehr glatten Steinen, deren jedem auf seiner oberen Seite eine Figur, wie z. B. eine Rose, der König Salomo, ein Brettschneider, Adler, Napoleon der Erste, ein Herz, eine Fortuna, ein Schlüssel, Elephant, Schwan, eine Blume, eine Venus oder Victoria eingeprägt ist, wonach der Stein und der mit dem Stein Spielende während des Spieles genannt wird, eine Art Kriegsspiel ausgeführt, in der Art, daß zwei Parteien einander bekämpfen und der Letzte der geschlagenen Partei, nach Verhältniß auch Mehrere, ein „Schriftel“ oder eine „Bleischrift“, d. h. einen Strafstrich neben seinem Namen auf der Wandtafel angeschrieben bekommen. An der Spitze jeder der beiden an Spielerzahl einander gleichen Parteien steht ein Kanzler, jeder einzelne Spieler fällt dieser oder jener Partei durch das Loos des Würfels zu, welches die Kanzler werfen. Sind die Parteien an Zahl ungleich, so spielt der Kanzler für die vacante Stelle so lange, bis ein neuer Spieler eintritt. Jeder Spieler erhält zwei Steine, von denen die meisten Privateigenthum sind, während auch einige der Gesellschaft gehören. Der Kanzler der Partei A ruft nun einen Spieler, z. B. Rose auf, der aussetzen muß, während der Kanzler der Partei B einen, z. B. Venus nennt, welcher entweder diesen Stein durch seinen eigenen von der Tafel in die oben offene Krippe werfen, oder demselben wenigstens zuvorkommen muß. Kommt er vor, so hat die Partei A so lange zu spielen, bis ein Stein der ihrigen den vordern Feind entweder getroffen hat, oder auch ihm zuvorgekommen ist, während dann auf gleiche Weise die Partei B nachfolgt. Beide Parteien kämpfen gegeneinander so lange, bis die eine keine Steine mehr besitzt und also besiegt ist. Die besiegte Partei begiebt sich nun an die obere Krippe, die geschlossen wird, nachdem man die

* Unter diesem Titel wird die Gartenlaube eine Reihe Schilderungen der geschichtlich interessantesten Kneipen Deutschlands bringen. Sogenannte Restaurationen, moderne Wirthshauslocale sind selbstverständlich davon ausgeschlossen. Wir können übrigens wohl mit Recht annehmen, daß die große Mehrzahl der Leser der Gartenlaube zu denjenigen Geistern gehört, welche, auch wenn ihnen nicht selbst das Glück geblüht, in Künstler- und Studentenkreisen ihre Jugend zu verbringen, sich doch gern an deren Lebensfrische und dem kernigen Ausdruck derselben erfreuen. Viel von dieser Frische und diesem Kern vereinigt sich seltsamerweise in der Bezeichnung der Oertlichkeit, wo Beide am häufigsten sprudeln: dem berühmten Kraftwort „Kneipe“. Nur ein Philister kann dabei an eine Zange, und damit an Zwicken und Verkürzen denken! Nein! Die einfachste Erklärung und die harmloseste und die vollswitzigste über die Verwandtschaft zwischen den Begriffen Wirthshaus und Kneipe giebt uns das erste beste Wörterbuch, welches uns belehrt: eine Kneipe sei ein Werkzeug zum Einklemmen und Festhalten. Ja! Das ist die richtige Bezeichnung: wo man in den Kreis der Genossen eingeklemmt und von Stoff und Lust festgehalten wird, das ist der Begriff und der Beruf der Kneipe, und so ist Kneipe auch die rechte Benamsung dieses Berufs. Künstler und Gelehrte können aber unmöglich die Herberge ihrer fidelen Erinnerungen mit einem Worte bezeichnen, dessen die Schriftsprache sich nicht mit allem Anstand bedienen könnte. Und darum wagen wir getrost die obige Ueberschrift. D. Red.

untere öffnete, und spielt die Steine wieder herein. Der Spieler, dessen beide Steine beim Hereinzielen zurückstehen, oder einer zurück und der andere in der Krippe ist, ist Verlierer des Spieles und bekommt auf der Wandtafel neben seinem Namen ein „Schristel", das heißt einen Strafstrich. Während bei unserm Billard Kugeln vermittelst eines Stockes (Queue) auseinander geschleudert werden, muß man hier glatte Eisenstücke gegeneinander werfen, und es ist nicht zu leugnen, daß dies Spiel von ebenso großem Interesse ist, als es, wie wir selber erprobten, eine ganz außerordentliche Geschicklichkeit erfordert; namentlich weil der Bogen auf der concaven Fläche, welche der mit der bloßen Hand geschobene Stein zu machen hat, um zu seinem Ziele zu gelangen, sehr genau berechnet werden muß. In diesem Interesse, wie in jener Uebung mag es liegen, daß jenes Spiel, das den Nichtkennern oft als unbedeutend erscheint, trotz alledem eine mehr als dreihundertjährige Dauer zu erlangen vermochte, und von den jetzigen sechsundvierzig Mitgliedern der Gesellschaft, die sowohl dem mittleren als höheren Bürgerstande angehören, mit einem Eifer und einer Wichtigkeit verfolgt wird, als ob das Wohl Europas davon abhinge.

Leider ist uns der Ursprung dieses ganz eigenthümlichen Spieles, trotz aller Nachforschungen, nicht bekannt geworden, ebenso wenig der des Namens, welcher zwischen „Bell-, Belle- und Belke-Tafel" variirt. Als wir darum einen alten Herrn aus der Gesellschaft befragten, setzte uns dieser sehr scharfsinnig auseinander, daß 1815 in Frankreich Bell „schön" geheißen habe; also „Bell-Tafel" so viel als „schöne Tafel" bedeute. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß jenes Spiel wohl der Vorläufer und Stammvater des heutigen französischen „Billard" sein möge. Unsres Wissens ist nur noch in Schweidnitz dies uralte Spiel zu finden und wohl mit den Schießübungen von Schweidnitz nach Breslau übergesiedelt. Nach der allgemein verbreiteten Meinung soll das hiesige Spiel früher den Mönchen im Kapuzinerkloster zur Ergötzung gedient haben; daß es aber frühzeitig in Verbindung mit den Schützenbrüdern gestanden habe, beweist eine Stelle aus einer Schützenverordnung im Zwinger vom Jahre 1657, wo es unter Anderem im Paragraph 6 also heißt: „Sollen diejenigen Schützen, so zugeleget haben, nicht erst bei verbrachtem anderen Rennen mit dem Rohr und beim anderen Rennen mit dem Stahl (Armbrust) sich einfinden, wie oftmals geschehen ist, daß sie sich auf der Belke-Tafel oder anderer Kurzweil über die Zeit aufhalten und hernach, wenn die meisten Schüsse mit dem Rohr ganz, und mit dem Stahl die Hälfte verbracht, erst kommen und ihr Schießen angetreten haben, da es nun ferner geschiehet, sollen selbige nicht allein nicht zugelassen, sondern auch ihrer Zulage gänzlich verlustig sein!" Das Kapuzinerkloster wurde aber erst in den siebenziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts errichtet. Es ist demnach eher anzunehmen, daß die Mönche das Spiel von den Schützenbrüdern entlehnten, als daß dies umgekehrt geschah.

Wie dem nun auch sei, so bleibt das Alterthum des Spieles doch erwiesen, und so weit man davon Kenntniß hat, standen die „Belkenisten" oder „Belltafel-Brüder" stets mit der bürgerlichen Schützengilde in Verbindung. Gehört es doch bis auf den heutigen Tag zum guten Ton, daß die Schützenkönige, wenn sie ihre Würde antreten oder ablegen, auch die Belltafel in Augenschein nehmen, ebenso wie auch jeder neue Oberbürgermeister und Polizeipräsident Breslaus dort den Ehrentrunk entgegenzunehmen pflegt. Zu dem Neubau eines massiven Belltafelgebäudes, zu welchem man im Jahre 1826, den 6. Juni, den Grund legte, wurde das Geld aus der Schießwerdercasse gegeben, theilweise aber aus der Casse der Gesellschaft vorgeschossen.

Was die Aufnahme in die Belltafel-Gesellschaft betrifft, so enthalten darüber die zur Aufrechthaltung der Ordnung existirenden, gegenwärtig aus vierundsiebenzig Paragraphen bestehenden, theils allgemeine, theils Spielregeln betreffenden Statuten, welche mit der größten Strenge und Pünktlichkeit aufrecht erhalten werden, die Bestimmung, daß, weil das Belltafel-Spiel seit dem Jahre 1565 ein Bürgerspiel, nur ein hiesiger, unbescholtener Bürger das Recht habe, als Mitglied einzutreten, und ihm dann freistehe, Gäste einzuführen; jedoch müssen, wie es wörtlich heißt, diese dem Bürgerrange und guten Ruf nicht nachstehen, wofür das Mitglied haften muß. Jeder zur Mitgliedschaft sich meldende ehrsame Bürger muß drei Monate vorher mitgespielt haben und einer Ballotage sich unterwerfen und ist nur mit mindestens zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen aufgenommen; falls aber Jemand die gesetzliche Stimmenzahl nicht erlangt, so steht es ihm frei, jeder Zeit als Gast mitzuspielen. Außerdem bestimmt Paragraph 59: „Da doch gewiß jedes Mitglied das größte Vergnügen am Spiel findet, solches aber bei der alle Jahr mehr neu zutretenden Mitgliederzahl verhindert würde, auch die Räumlichkeiten des Belltafellocals es nicht gestatten, so haben wir die Zahl der Mitglieder auf sechsundsechzig festgesetzt; jeder neu sich Meldende kann nicht eher eintreten als bis ein Mitglied ausscheidet oder stirbt, unbehindert bleibt es aber jedem Mitgliede, einen Gast einzuführen!"

Die Einschreibegebühr für ein eintretendes Mitglied beträgt einen Thaler zwei und einen halben Silbergroschen, und derjenige, welcher sich seine Steine selber mitbringt, die aber den vorhandenen genau conform sein müssen, hat für jeden Stein außerdem zwei und einen halben Silbergroschen an die Casse zu zahlen. Wie streng die Theilnahme der Mitglieder controlirt wird, beweist, daß alltäglich die Namen der beim Spiel thätig gewesenen Personen in ein besonderes Buch eingetragen werden. Die obere Aufsicht und Leitung über Local und Mitglieder ist in den Händen eines Inspectors, der aus den Mitgliedern gewählt wird und das Stammbuch sowie alle übrigen Gesellschaftsschriften in Verwahrung hat, das Spiel gründlich verstehen muß und, sofern ihn nicht Krankheit entschuldigt, allwöchentlich fünf Male mitzuspielen verpflichtet ist. Außerdem führt derselbe auch das große Insiegel, welches zwei Büchsen und einen Bogen mit Pfeil zeigt, an welchem sich der Buchstabe W (Wratislavia, Breslau) befindet. Diesem Inspector zur Seite wirken ein Vorsteher und sechs Kanzler, welche in seiner Abwesenheit abwechselnd ihn vollständig vertreten.

In Bezug auf das Benehmen der Mitglieder verordnet Paragraph 9: „Jedes Mitglied verpflichtet sich, in der Gesellschaft stets Ruhe und Einigkeit zu erhalten." Paragraph 10: „Wer dagegen zänkisch im Spiel, gegen seines Kanzlers Anordnung öfters widerspenstig, gegen die umgebenden Mitglieder sich ‚ruhestörrisch' beträgt, ja vielleicht gar schimpft, wird von dem Inspector ernstlich gewarnt, von seinem unhöflichen Betragen abzulassen; ist dieses fruchtlos, geht sein Anrecht an die Gesellschaft und des Spieles so lange verlustig und kann nicht eher wieder von den Kanzlern verwürfelt werden, als bis er vor der Gesellschaft Abbitte gethan." Auch das Fluchen wird nach österer Wiederholung mit zwei und einem halben Silbergroschen Strafe belegt; ebenso ist auch das Wetten beim Spiel untersagt. Die in Faßbier bestehende Zeche wird im Ganzen berechnet, und außer dieser Zeche zahlt jedes anwesende Mitglied noch einen Beitrag von sechs bis neun Pfennigen.

Hinsichtlich des Spiels selbst schreibt Paragraph 25 der Statuten wörtlich vor: „Wenn eine Partei auf den von der anderen Partei ausgesetzten ersten Stein das Spiel verloren, so wird ihnen, sobald sie den ersten Stein hereingespielt, ein ‚Polst (Glockenzeichen) geläutet' und mit Abnehmung des Hutes mündliche Vermerkung gemacht. Dieses Läuten und Hutabnehmen soll keineswegs als Lohn gelten, sondern das Entgegengesetzte und die Vermerkung, sich künftig besser zu halten!"

Einen andern Beweis, wie wichtig den Belltafelmitgliedern ihr Spiel ist, liefert Paragraph 35, der ausdrücklich vorschreibt: „An jedem Tage werden beim letzten Spiele, sobald von draußen der erste Stein gespielet, drei kleine Polsten geläutet und nach dem Läuten mit den Worten ‚Feier-Abend des Herrn!' beendet, wo alsdann jeder Spieler nach den Worten ‚Feier-Abend!' die Kopfbedeckung abnehmen muß, bei zweieinhalben Silbergroschen Strafe!" — Dies ist eine kurze Schilderung unseres Besuches der „Breslauer Belltafel-Gesellschaft" wie des Spieles, welcher Schilderung wir noch schließlich einige Verse aus einer Ermahnung beifügen, die sich in dem Stammbuche nach dem Paragraph 18 der älteren Statuten findet:

„Ihr Herren, die Ihr hier an diesem Ort erscheinet,
Und diese schöne Lust zu üben mit vermeinet,
Nehmt dieses Sprüchlein hier als eine Vorschrift an.
Das Spiel erfordert sie, damit nicht Streit sein kann.
Von Spielern wird der Stein an jeden Ort getrieben,
Kein Nachschub darf hier sein, sonst wird es angeschrieben;
Den, der das Spiel verspielt, trifft alsdann auch die Reih',
Daß er der Erstere beim neuen Ansatz sei.
Ein Jeder hüte sich, daß er darin nicht fehlet,
Sonst wird ihm eine Schrift davon mehr angezählet.
Halt' diese Regeln werth und lebet stets in Fried',
Und wer die Zech' verspielt, sei auch damit vergnügt.

W.

Digitized by Google

In der Bolltafel zu Breslau.

Nach der Natur aufgenommen von Adolf Eltzner.

Blätter und Blüthen.

Ein Autograph Franz Schubert's. Ich habe die Reichen nie ihrer Geldschätze wegen beneidet; ich habe mich dem Spruche des Paters in Wallensteins Lager: „contenti estote, begnügt Euch mit Eurem Commißbrode," unschwer mit ruhiger Resignation gefügt. Nur in einem Falle läßt mich meine Philosophie ganz und gar im Stiche; da verwandelt sich die Milch meiner frommen Denkart in gährend Drachengift, — wenn ich einer Auction von Autographen beiwohne, die Schätze sehe, die da ausgeboten werden, und die triumphirend glücklichen Mienen derjenigen bemerken muß, denen die volle Börse das höchste Gebot erlaubt, um das Kleinod davonzutragen. Welch' ein wunderbares Interesse haben doch für mich, wie für so viele Tausende, die Handschriften berühmter Personen! Worin liegt es denn nur? Ach! in gar vielen Dingen, — zunächst in einer Menge Fragen. Wie hat er geschrieben? Deutlich — undeutlich? in großen oder kleinen Zügen? groben oder feinen? unordentlichen oder geregelten, schief- oder geradlinigen? Hat er geändert, zugesetzt, weggestrichen, hat er Fahnen gemacht? Wie bewegte sich seine Hand beim Schreiben — fuhr sie eilig, hastig, flüchtig über das Papier umher, stockend oder ruhig, besonnen, sicher 2c. 2c.? Ist das Autograph die erste unmittelbare Niederschrift, oder wurde es nach einem Concept copirt?

Alle diese Fragen sind schon interessant an sich, denn was wäre uninteressant an einem großen Manne?

Aber damit ist die Anziehungskraft für die Autographenliebhaber noch nicht erschöpft. Für Alle besonders nicht, die in demselben bezüglichen Fache schaffen. Da treten die Folgerungen hinzu, die Vermuthungen, die man aus jenen Aeußerlichkeiten, den Schriftzügen, auf das innere Walten des Geistes beim Schaffen zu ziehen angeregt wird.

Eine eilige, flüchtige Hand zum Beispiel wird, denken wir, natürlich den gediegenen Inhalt eines talentreichen oder genial schöpferischen Geistes vorausgesetzt, auf eine schnelle und leichte Productionskraft schließen lassen. Sichere, feste, gleichmäßig regelmäßige Schriftzüge scheinen ein ruhigeres, langsameres, besonnener überlegendes Schaffen anzuzeigen. Aenderungen ausgestrichener Stellen, Einschiebsel zwischen den Zeilen, oder gar vielfache Fahnen am Rande mögen als Kennzeichen gelten, daß sich dem Verfasser die Gedanken zuerst meist noch in unsicherem, zweifelhaftem Wesen, unzutreffendem Ausdruck und ungeglätteter Form vorstellen. Alle diese und mehrere dergleichen Verschiedenheiten zeigen die verschiedenen Handschriften bedeutender Geister, und wenn die daraus geschöpften Vermuthungen auf die Geistesweise und Arbeitsmethode derselben auch keine unwiderleglichen sind, so werden gänzliche Täuschungen dabei doch nur höchst selten vorkommen. Eine solche wäre zum Beispiel allerdings, wenn man aus den Mozart'schen reinlichen, fast ohne alle Aenderungen bestehenden ersten und einzigen Niederschriften seiner Werke auf die ebenso leichte und sichere Hervorbringung derselben schließen wollte; denn es ist hinlänglich bekannt und beglaubigt, daß er sie erst lange Zeit mit sich herumtrug, und erst, wenn sie sich im Kopf vollständig ausgestaltet hatten, nieder-, eigentlich nur abschrieb, wie unter Anderen die einzige Niederschrift der Partitur der Zauberflöte beweist, in welch' umfangreichem Werke äußerst wenige Aenderungen zu bemerken sind. Beethoven dagegen arbeitete in ganz entgegengesetzter Weise, machte viele Skizzen vorher, arbeitete sie aber hauptsächlich erst während des Niederschreibens aus, und veränderte dann die ursprünglichen Intentionen in so vielfacher Weise, daß es oft recht schwer, ja unmöglich wird, aus dem Gewirre der verschiedensten über-, unter-, neben- und zwischengeschriebenen, radirten und wiederum corrigirten Lesarten, und dazu noch an sich in kaum zu entziffernden Krakelfüßen, die eigentliche definitiv von ihm festgestellte Lesart herauszufinden.

Ein Unicum nun wohl in Hinsicht auf Schaffensweise und Niederschrift ist unter allen Tondichtern **Franz Schubert**, der genialsten Componisten einer in allen Gattungen der Tonkunst, und „**der begnadigtste Liedersänger aller Zeiten**", wie ihn Otto Gumprecht in seinen trefflichen musikalischen Charakterbildern nennt. Franz Schubert brütete nicht vorher, wie **Mozart**, im Kopfe, er entwarf auch nicht Skizzen und änderte vielmals, wie **Beethoven**, sondern er sah an jeder tondichterischen Aufgabe im Augenblick das Wahre, Rechte, seine unbeschreiblich rege Empfindung und allezeit willig ergiebige Phantasie stellten ihm die schönste ausgeprägteste Gestalt unmittelbar vor, und er brachte dieselbe schnell, aber in sicherer, reinlicher und regelmäßiger Handschrift auf das Papier.

So schrieb der **Achtzehnjährige** in einer kurzen Nachmittagsstunde gleich beim Entstehen im Genie, also frisch geschaffen seinen „**Erlkönig**", diese „Verklärung der Goethe'schen Ballade in Tönen" nieder, seinen am volksthümlichsten gewordenen, wenn nicht gar seinen gelungensten Gesang. Nur ein wiederholtes Durchlesen der Goethe'schen Worte, in immer sich steigernder Anregung, erzählt Joseph Spaun, der Freund, der bei der Entstehung desselben zugegen gewesen, hatte genügt, um das Gebilde derselben in Tönen vollendet vor seine Seele zu stellen, und in rastlosem Vollzuge folgte die nur noch mechanische Arbeit des Niederschreibens. Am Abend desselben Tages schon sang er die neue Composition seinen Freunden vor.

Wenn nun schon, wie jede Autographen-Auction zeigt, Briefe berühmter Männer, selbst die kurzesten wenige Zeilen enthaltenden, und keineswegs immer an Inhalt bedeutend, theuer bezahlt werden, so kann man sich denken, was ein Tonkünstler für das vollständige Manuscript des „**Erlkönigs**" bieten würde, der die Mittel dazu besäße. Gut und gern seine **hundert Thaler**. Aber auch dafür war es nicht, es war überhaupt nicht zu haben. Und jetzt — wird uns die genannte Handschrift durch den Verlagsbuchhändler **Wilhelm Müller** in Berlin für den Preis von **zwanzig Neugroschen** geboten! Allerdings ist es nicht die Urschrift Schubert's selbst, aber mit Hülfe einer noch jungen Kunst, der Photo-Lithographie, ein so treues Abbild derselben, daß man kaum an den Unterschied zwischen Urschrift und Copie denken kann.

Ein noch besonders erhöhtes Interesse gewinnt aber gerade dieses Autograph durch den Umstand, daß von dem „Erlkönig" zwei Niederschriften existiren. Schubert componirte ihn Ende 1815 oder spätestens 1816, während derselbe erst im Jahre 1821 im Stich erschien. Aus dieser Zwischenzeit, wenn nicht vielleicht unmittelbar vor dem Druck, wird wohl die zweite Originalhandschrift stammen (im Besitz der Fr. Dr. **Clara Schumann**, der Glücklichen!), welche den „Erlkönig" in der allbekannten Gestalt zeigt. Was diese gegen die erstere Verschiedenes bietet, hat der Vorredner zu der Photo-Lithographie, Franz Espagne, angegeben, worauf wir verweisen müssen. Interessanter ist (für uns wenigstens) die hier gebotene erste Niederschrift, als ursprünglichste Intention, und der Vergleich derselben mit der zweiten Bearbeitung Schubert's. Wahrlich, der Herr Verleger ist der Wohlthäter des größten Theils der musikalischen Menschheit geworden, denn seine Idee wird natürlich ergriffen und nachgeahmt werden, und so mögen, ach, wie Viele von nun an des Wonnegefühls theilhaftig werden können, das bis jetzt nur äußerst wenigen Wohlhabenden vergönnt ward, Autographen berühmter Tondichter selbsteigen zu besitzen und sich an ihrem Anblick fort und fort erfreuen zu können. L.

Der erste Staatsstreich Napoleon's des Ersten. In seiner ausgezeichneten Geschichte Napoleon's des Ersten erzählt Lanfrey aus der Jugendzeit des Kaisers einen wenig bekannten Vorgang, der, an und für sich unbedeutend, das Interesse in besonderem Grade in Anspruch nimmt, einmal wegen der Folgen, die er für die militärische Laufbahn Napoleon's hatte, dann, weil er mit seltener Schärfe im Jüngling die charakteristischen Züge des Mannes erscheinen läßt. Der Einsatz bei diesem Staatsstreich ist nicht wie am 18. Brumaire das Schicksal Frankreichs, sondern nur die Majors-Epaulette und noch dazu die Epaulette eines Majors in der Bürgerwehr.

Ein hervorstechender Zug im Charakter des jungen Napoleon war das tiefe Gefühl für das Land seiner Geburt, für Corsica, dessen letzte Kämpfe gegen die französische Herrschaft in seinem ersten Lebensjahre spielen. Trotz seiner späteren Erziehung in Frankreich auf französischen Militärbildungsanstalten, war Napoleon in seinem Inneren ein Corse geblieben: auf die hervorragenden Männer dieses Landes, namentlich auf den General Paoli, den letzten corsicanischen Staatsmann, blickte er mit Bewunderung, und um den Kampf Paoli's und Corsicas zu rechtfertigen, ließ er sein erstes politisches Manifest (im Jahre 1791), den „Brief an Matteo Butta Fuoco", erscheinen. Zu wiederholten Malen kehrte Napoleon, zumal als die Revolution die Ordnung in der französischen Armee gelockert hatte, auf längere Zeit nach der heimathlichen Insel zurück, nicht ohne, namentlich in Ajaccio, mehrfach eine hervorragende Rolle zu spielen.

Dort befand er sich auch gerade, als das Gesetz über die Bildung von Bürgerwehren in Corsica eine überaus lebhafte Bewegung hervorgerufen hatte. Der höchste Posten in der Bürgerwehr von Ajaccio, der eines Bataillonsführers, war damals das Ziel der Bestrebungen Napoleon's; gab diese Stellung doch sichere Bürgschaft für seine Popularität und damit ein Pfand für sein weiteres Avancement in einer Zeit, wo die Volksgunst die Quelle jeder Macht bildete. Allein diese Stellung wurde Napoleon von anderen reichen und einflußreichen Mitbewerbern streitig gemacht, die bessere Aussichten auf Erfolg zu besitzen schienen. Marius Peraldi und Pozzo di Borgo waren die Führer seiner Gegner, und auf ihrer Seite standen die angesehensten Männer der Stadt. Aber Napoleon verstand diesem Nachtheil durch seine Rührigkeit abzuhelfen. Er entwickelte, um sich neue Anhänger zu gewinnen und die schon gewonnenen festzuhalten, eine für seine Jahre außerordentliche Regsamkeit und Schärfe des Geistes; er kaufte die, die käuflich waren; die es nicht waren, suchte er in Furcht zu setzen; Geld, Versprechungen, Drohungen, Familieneinfluß, Alles bot er auf, um die Wähler zu gewinnen.

Bald war die Stadt in zwei sich kampfbereit gegenüberstehende Lager getheilt und die Zahl der Anhänger Napoleon's der seiner Gegner fast gleich. Die Bevölkerung allein gewonnen zu haben, genügte indessen nicht. Die Constituante in Paris hatte Commissare mit der Organisation der Nationalgarden beauftragt, und die in Ajaccio ausgebrochenen Spaltungen wiesen diesen Vertretern der Centralgewalt eine vermittelnde Stellung an und gaben ihnen den entscheidenden Einfluß auf den Ausgang der Wahlen; wer sie zu Gegnern hatte, war verloren. Ihre Ankunft wurde daher mit Ungeduld erwartet.

Endlich kommen sie an; aber der bedeutendste von ihnen, Murati, nimmt bei Marius Peraldi, Napoleon's Hauptgegner, sein Absteigequartier. Das hieß soviel als sich offen für die Bewerbung dieses aussprechen, ohne jedoch einen sträflichen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben. Napoleon empfand diesen unvorhergesehenen Schlag tief. Er schien finster, niedergeschlagen, unentschlossen. Den Dingen freien Lauf lassen, hieß den Gegnern den gewissen Sieg einräumen; Widerstand leisten war nicht weniger gefährlich. Er verbrachte einen großen Theil des Tages im Zwiegespräch mit seinen intimsten Vertrauten; unruhig und aufgeregt, wagt er nicht einen Entschluß zu fassen und versucht sich mit halben Worten verständlich zu machen, in der Hoffnung, man werde ihm die Verantwortlichkeit eines gewagten Entschlusses abnehmen. Aber als Niemand ihm entgegen kommt, entschließt er sich, selbst zu handeln.

Als gegen Abend die Peraldi bei Tisch sitzen, wird plötzlich an die Thür des Hauses geklopft. Ein Diener öffnet, und sofort dringen Bewaffnete auf die erschreckten Tischgenossen ein. Murati hatte die Flucht ergriffen; er wird eingeholt und mit Gewalt in das Haus Bonaparte's geführt, wo dieser voll Unruhe den Ausgang des kühnen Handstreichs abwartete. Er bemeistert seine Bewegung und empfängt mit ruhiger Miene und erkünstelter Freundlichkeit seinen Gefangenen.

Digitized by Google

„Ich wollte," sagte er ihm, „daß Sie frei, ganz frei sein sollten. Im Hause der Peraldi waren Sie es nicht." Verblüfft von diesem Gewaltstreich und Allem, was er im Fall einer Widersetzlichkeit anzudrohen schien, hielt es der Commissar nicht geeignet, Protest einzulegen, und noch weniger, dorthin zurückzukehren, woher er gekommen.

Am folgenden Tage fand die Wahl statt, und Napoleon Bonaparte wurde zum Führer des Bataillons gewählt. Als Pozzo di Borgo von der Tribüne herab gegen die dem Commissar zugefügte Gewalt und gegen die Einschüchterungen, welche die Giltigkeit der Wahl beeinträchtigt, Verwahrung einlegen wollte, zerrte man ihn an den Beinen herunter und trat ihn mit Füßen; er verdankte seine Rettung nur dem Dazwischentreten Napoleon's! Im schwindelerregenden Wirbel der Ereignisse zu Paris wurde der ganze Vorfall unterdrückt und Napoleon behielt sein Commando, das in dieser Weise erworben war und ihm den Weg zu seinem späteren Vorgehen erschloß.

Gewiß hat Lanfrey Recht, wenn er sagt: „Hätten die Fünfhundert am Vorabend des 18. Brumaire diesen Zug aus Bonaparte's Leben gekannt, sie würden wahrscheinlich nicht in St. Cloud zusammengetreten sein." Daß in Corsica indessen der Ruhm des kaiserlichen Landsmanns bald das richtige Urtheil über den erzählten Hergang blendete, zeigen die unserm Ohr fast satirisch klingenden Worte, mit denen der Ueberlieferer dieser Geschichte, ein richterlicher Beamter in Corsica, seine Erzählung schließt: „Das Gefühl für Ehre, Tugend und Freiheit war seinem (Napoleon's) Herzen tief eingeprägt." Am 18. Brumaire jedenfalls nicht weniger als am Vorabend der Wahl in Ajaccio! W.

Aus deutschen Erziehungsanstalten. Am Pfingstfest, dem Fest der Freude, brach der Tod in Baden-Baden eine blühende Rose. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Grafen, starb an der Auszehrung. Nur kurze Zeit vor dem Tode des Mädchens waren die Eltern nach der vornehmen Erziehungsanstalt am Rhein geeilt, um das kranke Kind abzuholen. Die tückische Krankheit hatte lange an ihrem Opfer gezehrt. Wie konnten die Eltern ihren Liebling so lange in fremden Händen lassen, statt ihn zu Hause zu pflegen? Die Vorsteherin hatte den Eltern die Krankheit verheimlicht, das Mädchen verhindert, über sein Leiden zu klagen, die darauf bezüglichen Briefe unterschlagen oder so lange zurückgewiesen, bis der Bericht des Zöglings den Wünschen der Vorsteherin entsprach.

Es war ein katholisches Institut, welches mit einem Nonnenkloster in Verbindung stand. Wollte man etwa den eigentlichen Zustand der Hinsiechenden zu höheren Zwecken mißbrauchen? Jene unnennbare Sehnsucht, welche bei den Schwindsüchtigen entsteht, wo der Seele Flügel wachsen, so daß sie nur von Reisen nach fernen Ländern träumt, wie der Vogel, der schlafend im Käfig die Flügel regt, als flöge er über's blaue Meer nach den Palmen seiner Heimath, jene unsägliche Sehnsucht, sollte sie dazu dienen, ein schwärmerisches Verlangen nach inniger Gemeinschaft mit dem „himmlischen Bräutigam", nach dem verklärten Leben der Entsagung, nach dem „ewigen Schleier" zu erwecken, und hatte man erst erschreckt durch die allzu raschen Fortschritte des Uebels, aus Furcht vor einem den materiellen Interessen der Anstalt schädlichen Todesfall sich der Schwerkranken zu entledigen gesucht und plötzlich die Eltern benachrichtigt? Diese Frage mag Jeder beantworten nach seinen Erfahrungen. Mir ist es zunächst um Eines zu thun: den Betrug zu constatiren, welcher der ganzen Sache zu Grunde lag. Dieser Betrug, diese gewissenlose Fälschung herrscht in vielen deutschen Erziehungsanstalten, besonders für Mädchen, und zwar in protestantischen Instituten, wie in katholischen.

Ob es in Frankreich und England geschieht, weiß ich nicht; in der französischen Schweiz würde ein solcher Despotismus nicht geduldet. In vielen Mädcheninstituten Deutschlands also gehen sämmtliche Briefe der Schülerinnen durch die Hände der Vorsteherin, werden von dieser selbst oder einer mit der Spionage betrauten Lehrerin gelesen; gefallen sie nicht, so müssen sie so lange umgeschrieben werden, bis man sie in Gnaden annimmt und für würdig hält, den Eltern von den Fortschritten des Kindes Zeugniß zu geben. Es giebt sogar Anstalten, wo die Briefe der Eltern und Geschwister geöffnet werden; in einem mir sehr bekannten, eines großen Rufes sich erfreuenden Institute gingen solche Briefe oft spurlos verloren und gelangten nie an ihr eigentliches Ziel.

Es scheint fast überflüssig, auf alle verderblichen Folgen dieses Systems hinzuweisen, und doch ist es nöthig, denn da sich so viele Eltern diesen Mißbrauch gefallen lassen, zeigen sie damit, daß sie sich gar keine Rechenschaft von dessen Wirkungen geben. Diese Folgen berühren aber sowohl die geistige als die sittliche Entwickelung der Zöglinge, mitunter haben sie auch nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit.

Ich frage Jedermann auf sein Gewissen, ob er einen Brief, einen Aufsatz ordentlich schreiben kann, wenn Jemand hinter ihm steht und ihm über die Achsel auf's Papier sieht? Es ist dies ein intellectueller Zwang, welcher die Schwingen der Phantasie lähmt, dem Verstande seine Freiheit und damit seine Ruhe und Klarheit raubt. Man kann nicht so schreiben, wie man schreiben würde. Das beweist, daß der Belauschte nicht frei ist in seinen geistigen Bewegungen.

In Erziehungsanstalten, besonders in solchen, deren Programm so schöne Phrasen enthält, wie „Anleitung zu selbstständigem Denken", „freie Entwickelung der geistigen Anlagen" &c., werden solche Versprechungen mit Füßen getreten, indem man gerade da, wo es sich nicht um Bearbeitung eines überlieferten Stoffes, um Beschreibung des Frühlings &c. handelt, sondern um frische unmittelbare Wiedergabe persönlicher Eindrücke, indem man gerade da, sag' ich, dem Hirn eine eiserne Schraube ansetzt.

Solche Briefe werden freilich keine Schreibfehler enthalten, sind vielleicht ganz correct stilisirt, allein ich für meinen Theil würde lieber ein paar Schreibfehler mit in Kauf nehmen, welche Frau Ottilie Wildermuth so hübsch „die blauen Kornblumen im Felde" genannt hat, ich möchte lieber einen incorrecten, alle möglichen Phantasiesprünge machenden, nicht mit der Logik des Verstandes, sondern mit der des Herzens geschriebenen Brief, von dem ich sagen könnte: le style c'est l'enfant, d. h. der Brief ist der getreue Abdruck des jeweiligen Geisteszustandes und Charakters meines Kindes, als einen steifen, am Sonntag zwischen der Predigt und dem Spaziergang abgefaßten controlirten und corrigirten Aufsatz des Zöglings dieser oder jener berühmten Erziehungsanstalt, welcher unter Anderm und ganz zufällig auch mein Kind ist. Dadurch wird alle Individualität verwischt, das Eigenleben verkümmert; an die Stelle des Menschen tritt eine Nummer, wie es buchstäblich in einigen dieser Anstalten zu geschehen pflegt, gerade als wären es Casernen oder Spitäler.

Noch weit schädlicher sind die moralischen Folgen. Man erzieht die Kinder zur Heuchelei, zur Lüge, man erstickt das kindliche Vertrauen. Das Kind darf und wird nie etwas sagen, was der Vorsteherin nur irgendwie unangenehm ist. Es leidet an Heimweh. Eine einzige Klage, ein einziges Wort der Sehnsucht würde das Kindesherz erleichtern, ihm Luft machen. Nein, es muß es unterdrücken aus Furcht, die Vorsteherin zu beleidigen, da diese es als ein Zeichen von Unzufriedenheit ansehen würde. Das Kind leidet Hunger. In wie vielen dieser Anstalten werden die Mädchen gerade im Alter, wo sie einer kräftigen Nahrung am besten bedürfen, mit abgesottenem Rindfleisch, Kartoffeln und Mehlspeisen gestopft, aber nicht genährt! Wird das Kind klagen? Beileibe nicht. Das wäre ein Majestätsverbrechen.

Das Mädchen schließt sich an eine Freundin an, es möchte sich den Eltern, einer Schwester, einer früheren Freundin gegenüber aussprechen über diesen köstlichen Schatz, möchte die Freundin preisen, kurz das gewiß unschuldige und heilige Gefühl dieser Liebe aussprechen. O nein, es hütet sich davor, wie vor dem Feuer. In einer mir bekannten Anstalt werden die Mädchen, sobald sie sich enger an einander anschließen, getrennt und zu denen gesellt, die sie am wenigsten leiden mögen. Dagegen werden die Mädchen sich bei der Vorsteherin oder der Lehrerin einzuschmeicheln suchen, werden deren Schwächen benützen, zum Beispiel die Eifersucht auf andere Lehrerinnen, über die man nun loszieht. So wird die Aufrichtigkeit unterdrückt und in schlimmen Fällen in Lüge, in fade Schmeichelei verwandelt; das innige Band, welches die Kinder mit den Eltern verknüpft, wird gelockert oder zerrissen. Und der Grund, der Vorwand dieses Systems? Eine Vorsteherin antwortete mir einst: „Wir würden die Hälfte unserer Zöglinge verlieren, wenn wir sie schreiben ließen, was sie wollen. Die meisten gehen nur mit Widerwillen von Haus weg in die Pensionen und fänden tausenderlei Lügen über die Anstalt, um nur wieder loszukommen." Gesetzt auch, es wäre so schlimm: gut, so soll die Hälfte wieder nach Hause gehen. Besser werden solche Kinder, welche schon die Neigung zur Lüge mitbringen, durch das gerügte System nicht. Gerade diese werden am meisten heucheln und, wie ich von einer Schülerin nach ihrem Austritt erfuhr, am schnellsten Mittel finden, sich für den Zwang zu entschädigen und heimlich zu schreiben.

Berechtigt ein materieller Verlust eine Vorsteherin, ihre heilige Aufgabe zu profaniren und mit dem auf Prospecten stereotyp gewordenen Versprechen, die Eltern des Kindes zu ersetzen, so frivole Komödie zu spielen? Wenn Eltern ihre Kinder einer Anstalt **anvertrauen**, so setzt dies **Vertrauen** zu dem Leiter der Anstalt, zu dem dort herrschenden Geiste voraus. Haben sie dies Vertrauen nicht bloß auf flüchtige Empfehlung von Bekannten oder auf Reclamen hin, sondern durch gewissenhafte Erkundigung und Erwägung des Spruches „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", gewonnen, so werden sie auch die Klagen der Kinder nicht auf's Gerathewohl für baare Münze halten, sondern erst die Beschwerden untersuchen, ehe sie ihnen Folge geben.*

Ein gewissenhafter Vater, eine Mutter, welche ihr Kind lieb hat, wird nie zugeben, daß man ihr Kind um das Beste betrügt, was es hat, um seine Einfalt, seine Aufrichtigkeit, seine Kindlichkeit, sein Vertrauen, vielleicht gar um seine Liebe. Dieser Raub geschieht aber nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn man den Vorstehern erlaubt, die Briefe der Kinder, das süße Geschwätz, die naive Plauderei, die volle Hingabe, das Sichergehenlassen des Gemüthes, den Ruf der Sehnsucht, die schüchtern leise Ahnung, die Logik des Herzens, die ungeschminkte Freundschaft, die jugendliche Schwärmerei für die ewigen Ideale des Lebens zu vernichten und dagegen ein einseitiges, uniformirtes, in der Geistercaserne drechsirtes Denken, kindisches Prahlen mit Vielwisserei, affectirte äußerliche Darstellung des äußerlich Erlebten zu erzeugen und so das von den Eltern erstrebte, oft theuer erkaufte, auf dem Prospectus und in jedem Weihnachtsbriefe heilig versprochene „Erziehungsresultat" gründlich zu vereiteln. **Das geschieht, wenn die Briefe der Zöglinge geöffnet, gelesen, corrigirt und so gefälscht werden.** Eugène Peschier

* Letzteres dürfte allerdings sehr zu empfehlen sein. Kinder von 12, 14 und 16 Jahren, die noch erzogen werden sollen, sind in ihren Urtheilen über Lehrer und Lehranstalten jedenfalls so unreif und noch so vielen Selbsttäuschungen unterworfen, daß man ihnen niemals unbedingt Glauben schenken darf, auch wenn man das Kind als noch so trefflich geartet kennt. D. Red.

Gefeiert und vergessen.

Aber Vater und Mutter sind lange todt,
Es kennt mich jetzt Keiner mehr.
Eichendorff.

Wie oft schildert man uns die zauberhaften Salons der gefeierten Sängerinnen des Tages, wo sie in rauschenden Seidenroben mit atlasbeschuhten Füßchen auf kostbaren Teppichen wandeln, so sorglos, so lächelnd, so launenhaft, als ob die Rosen immer blühen und man niemals jenes alte traurige Lied gesungen:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn."

Und dennoch kommt für alle diese schönen und beneideten Göttinnen eine Zeit, wo es „still und dunkel" wird, wo die Triller und Läufer ver-

stimmen, wo das Gold des einstigen glänzenden Namens erlischt und die Welt die große Sängerin vergißt, als ob sie nie gelebt.

Es war am Ostersonnabend, als ich die Treppe eines alterthümlichen Hauses in der Leipziger Straße in Berlin hinaufstieg, um nach der Wohnung der kaiserlich österreichischen Kammersängerin, Frau Therese Grünbaum, geborene Müller, zu fragen. Man wies mich höher hinauf bis in den dritten Stock. Ein freundliches Mädchen übernahm es, auf meine Anfrage, mich bei der Tochter des Componisten der „Sonntagskinder“ zu melden. In ein kleines, einfach ausgestattetes Zimmer geführt, wurde mir der Bescheid, die einst so berühmte Sängerin werde sogleich erscheinen. Die Märzsonne schien hell herein, am Fenster blühten Primeln, ein Veilchenstrauß stand auf dem Tisch. An den Wänden hingen verschiedene Portraits, Stiche und Lithographien, es war eine schlichte Walhalla, die Bilder gefeierter Componisten, Sängerinnen und Sänger längst vergangener Tage. Um den einen oder anderen Rahmen zog sich ein Immortellenkranz. Auf dem Fenstertritt stand ein geöffneter Nähtisch mit einer weiblichen Arbeit, Bücher lagen daneben, alles war so einfach bürgerlich wie bei einer guten, deutschen Hausfrau. Ueber dem Sopha ein größeres Aquarell, das lieblichste Frauenköpfchen, die anmuthigste Gestalt im weißen Kleide, die kürzlich verstorbene Enkelin Wenzel Müller's, der einstige Liebling der Berliner, die Nachtigall Caroline Grünbaum. Keine Spur in dem ganzen Zimmer von den vergangenen glanzvollen Tagen, keine prätensiöse Erinnerung an das reiche Leben einer gefeierten Sängerin. Ringsumher nur Verstorbene, wie eine heitere kleine Grabcapelle erschien mir der ganze Raum, wie eine friedliche Insel in dem rauschenden Strome des Berliner Lebens, der da unten vorüber wogte.

Plötzlich öffnete sich eine Seitenthür und rasch und lebhaft trat eine kleine Frau grüßend auf mich zu, eine zierliche Hand streckte sich mir entgegen, und ich schaute in ein liebes, altes Frauenantlitz, umrahmt von einem weißen schlichten Häubchen, ein Gesicht das an die Denner'schen oder Dow'schen Portraitköpfe erinnerte, fein ausgeführt, mit klaren und zugleich warmen Augen. Es war die Tochter Wenzel Müller's, die von Wien auf den Händen getragene, einst so entzückende Sängerin Therese.

Und wir fingen an miteinander zu plaudern, herzlich und lebendig, als ob wir uns Jahre lang gekannt. Sie sprach mit großer Frische und mit der sanftesten, angenehmsten Stimme. Wie aufmerksam hörte ich zu, und während sie so redete, rauschte es zuweilen empor wie ein Vorhang, und fremde glänzende Gestalten zogen vorüber. Die bekanntesten und berühmtesten Namen tauchten auf. Sie hatte alle ihre Träger gekannt, gesehen, gehört, die Tochter des Volkscomponisten, die unter Karl Maria von Weber's Leitung gesungen, und deren Hand die kleine Henriette Sontag geküßt! Einen wahren Schatz von Reliquien und Erinnerungen bewahrt Frau Therese, und wie Sonnenschein zieht es über ihr Gesicht, wenn sie von jenen Zeiten redet, die längst dahin sind. Alle ihre Gedanken bewegen sich um die Gestalt ihres Vaters, er ist der hellste Stern an dem Himmel ihres Daseins, sein Andenken, sein Ruhm ihr höchstes Heiligthum. Mit welcher tiefen, leuchtenden Zärtlichkeit redete sie von ihm, und immer wieder von ihm!

Seit Jahren schon hörte sie keine Musik mehr — „ich kann's nicht mehr vertragen,“ klagte sie, — aber sie liest, was man über Musik und Musikanten schreibt, mit lebhaftem Interesse und schüttelt oft lächelnd oder unwillig den Kopf über die wunderlichen Leute, die da die Dinge so ganz anders schildern, als sie wirklich waren. Ja, wer sie nur immer fragen könnte! — Ihr Gedächtniß ist noch so treu, sie erinnert sich der Begebenheiten wie der Menschen mit staunenswerther Klarheit. — Aber tief ist zugleich ihre Pietät für ihre Todten. „Es giebt so viele Dinge in dem Leben der berühmten Männer und Frauen, von denen die Welt nie und nimmer etwas zu erfahren braucht,“ rief sie lebhaft. Viele Schmerzen haben ihr Herz getroffen. Sie verlor ihre geliebte, so glücklich verheirathete Tochter und einen hochbegabten, musikalischen Enkel, und pflegt jetzt ihren kranken Gatten. Weit hinter ihr liegt die Welt des Scheins, wie ein Traum steht in ihrer Seele jene singende, klingende Glanzzeit ihres Lebens, und mit einem heitern Tone sagte sie: „Meine bescheidene Rolle auf Erden ist nun bald ausgespielt.“

Von ihren eigenen Triumphen redete sie nur als Antwort auf directe Fragen, aber während sie von dem Wirken und Schaffen des geliebten Vaters sprach, sah man doch den kleinen, reizenden Schmetterling Therese neckisch umhergaukeln, wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen, mit der süßesten Stimme der Welt, den Oberon in Wranitzki's Oper und die Lilla in Martin's „cosa rara“ sang. Schon im Alter von fünf Jahren zwitscherte sie wie ein Vogel in den Opern ihres Vaters und Kauer's die für sie geschriebenen Kinderrollen. Ganz Wien betete sie an, und doch erwähnte sie ihre Leistungen nur im Zusammenhang mit denen des Vaters. Selten wurde eine Sängerin so früh schon und während ihrer ganzen Wirksamkeit so gefeiert und bewundert, wie Therese Grünbaum.

Als sie mich zum Abschiede zu dem Bilde Wenzel Müller's führte, da sagte sie schalkhaft lächelnd: „Sehen Sie sich einmal das gute Gesicht dort an, den lieben Kopf mit dem weißen Haar, — nicht wahr, er sieht ganz anders aus, als man ihn in den Büchern beschrieben hat? Eine häßliche Perrücke haben sie ihm aufgesetzt, und als einen Mann, der Nichts auf sich hält, malten sie ihn! Und das Alles ist doch nicht da auf meinem Bilde!“

Nein, es war Nichts von alledem da, sie hatte Recht, die zärtliche Tochter. Kein verschobenes Jabot, keine geniale Unordnung der Toilette. Liebenswürdig und heiter, und doch wieder würdevoll, erschien er mir in seinem Ausdruck, und in dem ehrwürdigen Schmuck des weißen Haares, und ich war betrübt und beschämt und bat dem freundlichen Greisengesicht im Stillen ab, daß auch ich ihm, was die Tochter mir längst verziehen, in Gedanken eine häßliche Perrücke aufgesetzt. E. P.

Marlitt's Gold-Else ist so eben in fünfter Auflage erschienen. Wie wir hören, beabsichtigt die Verlagshandlung noch eine schön illustrirte Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen eines bekannten Meisters erscheinen zu lassen, doch dürfte dieses Buch, dessen Herstellung viel Zeit erfordert, kaum vor dem Herbst nächsten Jahres auf den literarischen Markt kommen.

Bock's Briefkasten.

An Herrn Landwirth Gr. in B. Ueber die homöopathische Behandlung kranker landwirthschaftlicher Nutzthiere haben Sie, Herr Gr., an mich einen so liebenswürdigen Brief geschrieben, daß Sie mir wohl erlauben, einige Stellen daraus zu veröffentlichen. Herr Gr. schreibt: „Vor einigen vierzig Jahren, als ich glaubte die Landwirthschaft erlernt zu haben, wozu natürlich das Quacksalbern der Schäfer, Kuhhirten und Schinder mit gehörte, hatte ich eine solche Passion für diese letztere Branche gefaßt, daß ich beschloß von der Landwirthschaft abzugehen und Thierarzt zu werden. Ich nahm deshalb bei einem Thierarzt Unterricht. Es dauerte jedoch nicht lange, da sagte mir dieser brave, aufrichtige Mann: ‚Lieber Gr., kehren Sie wieder zur Landwirthschaft zurück, Sie sind nicht Charlatan genug, um bei der Thierheilkunst Ihr Glück zu machen.‘ Das war ein Blitzstrahl in die finstere Nacht des Aberglaubens, der so zündete, daß er bei mir den Aberglauben der Quacksalberei total verbrannte. Ich ging zur Landwirthschaft zurück, beobachtete und forschte, wobei es mir sehr bald klar wurde, daß alle Curmethoden große Aehnlichkeit hatten mit den unendlich vielen Mitteln, welche gegen die Tollwuth der Hunde als wirklich heilend empfohlen sind. Fort also mit dem ganzen Plunder! Aber da stieß ich auf großen Widerspruch und auf Anfechtungen. Ich mochte wollen oder nicht, ich mußte mich zu irgend einer Curmethode bekennen; und das that ich denn auch und wendete mich zur Homöopathie. Und warum mußt' ich mich zu irgend einer Heilmethode bekennen? Um mich gegen Schaden zu schützen. Denn ich machte wiederholt die Bemerkung, daß, wenn ich den kranken Thieren nichts eingab, meine eigenen Leute den Patienten heimlich Gifte und schädliche Mittel eingaben, und daß diese, wenn dann ein Thier starb, auch noch behaupteten, das käme nur daher, weil es keine Medicin bekommen hätte. Dem trat ich aber bald dadurch entgegen, daß ich vorgab, ich gebrauche recht starke homöopathische Mittel, wovon dem kranken Thiere höchstens einmal täglich oder nur aller zwei oder drei Tage einige Tropfen gegeben werden dürften. Ich that dabei recht heimlich und wichtig, gab aber nur einige Tropfen reinen Wassers. Das half denn bei den meisten vorkommenden Krankheitsfällen, die Leute bekamen Vertrauen zu mir und ich schließlich einen solchen Ruf, daß aus Nah und Ferne Bauersleute zu mir kamen und für ihr krankes Vieh ein homöopathisches Mittel forderten, was ich ihnen denn in Gestalt reinen Wassers mit geeigneten Vorschriften und Verhaltungsregeln verabfolgte. Soweit in der Provinz Sachsen. Als ich später nach Westphalen übersiedelte, ging derselbe Schwindel hier auch gleich wieder an. Dem mußte ich aber aus politischen Gründen ein ‚Halt‘ entgegensetzen, und dazu benutzte ich folgenden Umstand. Meinem Herrn Pastor hatte ich öfter, auf sein Verlangen und seiner Haushälterin Wunsch, bei vorkommenden Krankheitsfällen seines Rindviehes, mit gutem Erfolge mein so sehr gepriesenes homöopathisches reines Wasser gegeben, und als bei Gelegenheit dieser gute Herr die Homöopathie für eine hochzuschätzende Gottesgabe pries und es mir zum Verdienst anrechnete, daß ich so leicht die geeigneten Mittel bei jeder Krankheit treffe, so erwiderte ich ihm: ‚Er sei als katholischer Geistlicher doch ein schlechter Christ, da er mir mehr zutraue, als dem lieben Gott,‘ und erklärte ihm dann, daß ich seinen kranken Thieren nichts als einige Tropfen reinen Wassers gegeben hätte und überhaupt nichts Anderes gebrauche, da mein Vertrauen auf Den größer wäre, der die Thiere krank gemacht, als auf die von den Menschen erdachten Mittel. Dadurch erreichte ich denn meinen Zweck vollständig, denn von diesem Augenblick an war es natürlich aus mit meiner Kunst und ich wurde nicht mehr um ein homöopathisches Mittel angesprochen.“ Nun, was sagen Sie hierzu, Herr Landwirth G. L. in P.?

Kleiner Briefkasten.

M. R. D. zu M. Besten Dank, verehrter Landsmann, für die Benachrichtigung. Also auch in Holland blüht der literarische Diebstahl! Sie verbinden uns sehr, wenn Sie sich bemühen wollen, uns eine Liste derjenigen holländischen Zeitschriften zu verschaffen, welche die Novellen der Gartenlaube ohne Weiteres als holländische Originalarbeiten bringen und so an Verfasser und Verleger des deutschen Werks zugleich zu Spitzbuben werden. Wir werden diese journalistischen Strauchritter Mann für Mann an den Pranger marschiren lassen und dafür sorgen, daß auch ein holländischer Pranger darunter sei.

Inhalt: Verlassen und Verloren. Historische Erzählung aus dem Spessart. Von Levin Schücking. (Fortsetzung.) — Schöne Geister und schöne Seelen. 2. Henriette Herz und Schleiermacher. Von v. Hohenhausen. Mit Portrait. — Unser Aller Herrin und Gebieterin. — Die Genesene. Gedicht von Hermann Lingg. — Deutsche Kneipen. Nr. 1. In der Welttafel zu Breslau. Mit Abbildung. — Blätter und Blüthen: Ein Autograph Franz Schubert's. — Der erste Staatsstreich Napoleon's des Ersten. — Aus deutschen Erziehungsanstalten. — Gefeiert und vergessen. — Marlitt's Gold-Else. — Bock's Briefkasten. — Kleiner Briefkasten.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Und nun Du, Krippauer, und Deine Knechte und der mit dem Aermel da, Ihr seid die Proviantmeister,“ sagte Wilderich. „Geht und holt einen der Proviantwagen, welche die Franzosen haben stehen lassen müssen, weil wir ihnen die Pferde todtgeschossen haben; es stehen ihrer genug die Heerstraße entlang.“

„Es stehen ihrer genug da, das weiß ich,“ entgegnete der Krippauer, „aber wie bring' ich einen herauf?“

„Hilf Dir selbst! Sieh, daß Du ein Paar herrenlose Pferde auffängst; oder nimm Dir Leute genug mit, daß Ihr den Wagen selber heraufziehen könnt —“

„Gut, ich geh' ja schon!“ antwortete der Krippauer, „aber ich muß mehr Hülfe haben als den zerrissenen Schulmeister hier und meine zwei Knechte —“

„Freiwillige vor!“ rief es.

Ein Dutzend waren bereit, dem Krippauer zu helfen, und der Haufen eilte davon, weiter die Schlucht hinab.

Als sie abzogen, ließ sich unten, von der Heerstraße her ein plötzliches lebhaftes Kleingewehrfeuer hören — die Spitze der österreichischen Colonne mußte eben unten eingetroffen sein und in den marschirenden Haufen der Feinde ihre Salven schleudern.

„Jetzt wird's da unten ein gutes Durcheinander geben!“ rief der Forstläufer Sepp, „wenn der Krippauer sich nur aus dem Gemeng herausholt, was wir brauchen! — wär' schlimm, wenn bei der Affaire nicht so viel Arbeitslohn herauskäm'.“

Unter diesen Ausrufungen hatte die Schaar — es mochten etwa noch hundertundfünfzig Köpfe sein — sich in die Mühle gedrängt und in alle Räume des kleinen Gebäudes ergossen … das heißt, so viel von ihnen hineingingen, denn ein großer Theil mußte draußen bleiben, weil der Platz drinnen nicht reichte. Gevatter Wölfle schleppte eilig mit den Seinen Stroh und Heubündel auf den freien Raum vor seiner Mühle, damit die Männer sich drauf lagern konnten; diese waren thätig, seinen Holzschuppen zu plündern und Reisig und Scheitholz herbeizuschleppen, um vor der Mühle ein großes Wachtfeuer anzuzünden; nach kurzer Zeit flammte es in heller Gluth in die Höhe und die Bauern lagerten sich in malerischen Gruppen umher.

In malerischen Gruppen — es konnte nichts in der That frappantere Bilder bieten, als dies kleine Bivouac bewaffneter Bauern, die von einer heißen und blutigen Tagesarbeit ausruhten, in wunderlich bunten Kleidungsstücken, mit staub- und rauchgeschwärzten Gesichtern, mit den verschiedensten und seltsamsten Waffen neben sich, müde, hungrig, durstig und doch in der tollsten Laune, in der ganzen Erregung eines triumphreichen Tages, wie sie einen ähnlichen in ihrem Leben nicht gesehen, inmitten eines großen geschichtlichen Ereignisses, wie sie nie inmitten eines ähnlichen selbstheilnehmend und werkthätig helfend gestanden.

Es war nach und nach dunkel geworden. Die Flammen fingen an greller und glühender die altergeschwärzte Mühle, die Bergwände und die Gruppen der Männer umher zu beleuchten und jenes eigenthümlich intensive Grün der Baumwipfel hervortreten zu lassen, das der Baum an den Stellen, wo er hell beleuchtet ist, dem rothgoldenen Glanz nächtlichen Lichtscheins entgegenhält.

Von drunten her tönten noch immer Flintenschüsse, aber sie wurden seltener und seltener; die Nacht schien auch dort unten Ruhe zu gebieten; die Oesterreicher sandten einen Haufen Fouragiere herauf, von denen die Bauern erfuhren, daß sie weiter unten in der Schlucht bivouakiren wollten … die Fouragiere sollten Heu und Stroh zum Lager herbeischaffen, einige von ihnen nach den ihnen nachkommenden Proviant- und Gepäckwagen ausschauen — sie mußten weiter ziehen, die Mühle und das Forsthaus hatten keine Hülfe für sie; nur Gevatter Wölfle's Holzschuppen spendete ihnen eine Beisteuer an getrocknetem Holz für ihre Beiwachtfeuer.

„Wo der Krippauer bleibt?“ rief der mit dem umgewendeten Rock, nachdem ein Theil der Oesterreicher aufwärts weiter und ein anderer mit Scheiten und Reisigbündeln beladen abwärts gezogen war; „ich fürchte, geräth der mit seinem erbeuteten Proviantwagen unter diese Cameraden drunten, so werden sie uns nicht viel drin lassen!“

„Weshalb nicht gar,“ antwortete der Krepsacher, „'s sind ehrliche Ober-Oesterreicher, gute Bursche, deutsches Blut, keine Welsche und Kroaten — solche, weißt Du, von denen dem Sepp seine Geschichte geht …“

„Dem Sepp seine Geschichte? Und wie lautet Deine Geschichte, Sepp? Her damit!“ sagte der Umgewendete.

„Kannst sie haben, Jochem, sie ist kurz genug,“ versetzte Sepp. „Es waren ihrer drei von diesen Völkern im Quartier bei einem Bauer; der hat ein silbernes Crucifixbild über dem Bett hangen. Sagt am anderen Morgen der Eine heimlich zum Andern: ‚Host Du g'sehen — Herrgott, silbernes, in der Kam-

mer?' — Sagt der Andere: ‚Hob i schon!' — Sagt der Dritte: ‚Host Du g'hobt!'"

Ein lautes Gelächter folgte, das in einen allgemeinen Hurrahruf überging, als jetzt der Krippauer mit seinen Leuten, die sich mit Stricken vor einen französischen Fourgonwagen gespannt hatten, auftauchte. Alle eilten ihm entgegen, um Hand anzulegen und den Wagen bis zu dem Wachtfeuer vor der Mühle heraufzubefördern.

„Teufel, der ist gut beladen," rief der Krepsacher.

„Ich mein's," sagte der Krippauer, der jetzt mit den Seinen verschnaufend nebenher ging und sich die Stirn wischte, „ob er schwer ist! ... Wir haben auch einen guten ausgesucht — könnt's uns danken!"

„Ist Gepäck drin?" fragte der Umgewendete.

„Es ist Alles drin," versetzte der Krippauer; „es muß solch ein Generalsküchenwagen sein, und es schaut aus drin wie in der Vorrathskammer des Abts von Neustadt; das Herz soll Euch aufgehen, Ihr Männer, wenn Ihr dreinschaut ... hat dies Franzosenpack was Ehrliches zusammengeraubt!"

Und das Herz ging den Männern auf, als sie den Fourgon öffneten und seinen Inhalt plünderten. Brod und Würste, Gebackenes, kaltes Geflügel, Pasteten, Kuchen, Flaschenkörbe mit Bocksbeuteln, genug wurde aus dem Innern herausgelangt, um die ganze Mannschaft satt und — trunken zu machen. Dazu silbernes Geräth und Teller und Trinkgeschirr — das letztere diente zuerst, überströmt von dem Inhalt des goldenen Main- und Steinweins, der aus den Bocksbeuteln floß.

„Hurrah, es lebe das heilige römische Reich!" rief der Knirps, der Krepsacher, aus, nachdem er ein Krystallglas halb geleert, „das ist Gewächs von der Harfe, denk' ich, hab's nie besser bekommen — so laß ich mir die Franzosenjagd gefallen!"

„Klagst jetzt nicht mehr, daß man den Kerlen nicht die Haut abziehen und sie nicht als Hasen schmoren kann?" lachte der mit dem zerrissenen Aermel, der Schulmeister.

„Nein — so kann's fortgehen — morgen und alle Tage," versetzte der Knirps, den Rest hinunterschluckend. „Ich denk', wir machen so weiter! Was haben wir auch die Soldaten, die Oesterreicher, nöthig? Wenn Jedermann von uns Bauern wäre wie ich, und drei Gulden sich's kosten ließe für Schießpulver — Jedermann von den Förstern und Bauern im ganzen römischen Reich, wir schlügen die Franzosen allein zum Land hinaus und nachher, dann gingen wir über den Rhein und in ihr Land hinein und machten's dort, wie sie bei uns. Steinwein wie diesen da haben sie freilich nicht — aber was sie haben, wird auch nicht schlecht sein, und es ließ sich probiren!"

„Armer Tropf!" sagte der Schulmeister, „meinst Du, die großen Herren ließen Dich ruhig Dein Pulver verknallen und auf Deine Faust nach Frankreich marschiren, damit, wenn Du heimkämst, Du nachher das große Maul führtest? Jetzt, weißt, haben sie uns losgelassen, weil sie uns brauchen können, wie die Hunde, wenn die Räuber auf den Hof kommen. Später werden sie Dich schon wieder an die Kette legen!"

„Ah bah, wenn wir Alle zusammen hielten — könnten wir nicht damit anfangen, daß wir die großen Herren erst einmal an die Kette legten?"

„Weshalb nicht gar," fuhr der Krippauer dazwischen, „wer sollt' sie dann füttern? Die Sorte frißt zu viel!"

„Nun, so sähen wir's den Franzosen ab, wie sie sich drüben ihre großen Herren vom Halse schaffen; die habens doch gekonnt!" antwortete der Krepsacher, sich das Maul mit einem Biß in ein kaltes Feldhuhn stopfend.

Wilderich trat in diesem Augenblick in den Kreis und unterbrach diese Reden, die bewiesen, daß der gestrenge Schöffer nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er behauptete, das Volk im Lande sei von den Republikanern mit Gedanken angesteckt, die in den Zeiten seiner siegreichen Ausmärsche wider den Reichsfeind noch nicht erfunden waren.

Wilderich war in seiner Wohnung drüben gewesen, für die Unterkunft der Verwundeten zu sorgen, nach Margarethe und dem Kinde zu sehen, die gegen Abend aus einem Fluchtversteck im Walde zurückgekommen waren, und seine Vorbereitungen für seine Reise zu treffen.

„Wo bleibt Ihr, Commandant?" riefen ihm die Bauern entgegen, „eßt und trinkt!"

„Ich habe in meinem Hause gegessen und getrunken," versetzte er und zog den Krippauer am Wamms zur Seite.

„Krippauer," sagte er dabei, „hört, ich muß Euch verlassen."

„Verlassen — Ihr — uns — jetzt? Zum Teufel, das wäre nicht recht, Commandant!"

„Und doch muß ich. Ich muß nach Frankfurt. Fragt mich nicht weshalb!"

„Das möcht' ich doch wissen ..."

„Wohl denn, weil der Erzherzog mir einen Brief dahin gegeben."

„Der Erzherzog? Nun, wenn das ist — aber wie wollt Ihr nach Frankfurt kommen — durch das Franzosengewühl auf allen Straßen, die dahin führen?"

„Ich denk', ich werd's möglich machen — ich muß eben! Unterdeß führt Ihr die Leute, wollt Ihr, Krippauer?"

„Ob ich will ... fragt lieber, ob ich kann? Sie werden nicht auf mich hören!"

„Sie sollen auf Euch hören, ich werd's schon machen."

„Da bin ich begierig, wie Ihr's machen wollt, daß die Respect vor dem Krippauer bekommen!"

„Hört nur — tretet neben mich an's Feuer."

Wilderich trat mit dem Krippauer in die Runde der Gelagerten und rief: „Ihr, Ihr Leute hier, seid ruhig ... hört mich an!"

„Still, der Commandant will reden, er wird uns sagen, ob wir sie an die Kette legen oder abthun sollen, wie die Franzosen," schrie der Krepsacher.

„Ich muß," hob Wilderich an, „ich muß Euch verlassen, brave Freunde! Ihr seid mir gefolgt, habt mir gehorcht und gute Manneszucht gehalten. Dafür dank' ich Euch. Jetzt muß ich Euch verlassen, weil ich von dem Erzherzog und Reichsfeldmarschall einen Brief bekommen habe, den ich nach Frankfurt bringen muß!"

„Ach, redet nicht so," fiel der Schulmeister ein. „Ihr dürft von der Compagnie nicht desertiren, Hauptmann!"

„Ich desertire auch nicht, ich nehme nur Urlaub; und unterdeß laß ich Euch einen Lieutenant, dazu hab' ich den Krippauer erwählt, denn der ist ein wackrer Mann, stark wie Zehn und ist in seiner Jugend auch eine Weile Soldat gewesen bei den Hohelohe'schen! Wollt Ihr ihm folgen wie mir?"

Die Bauern schwiegen theils verdutzt, theils mißvergnügt, bis Wilderich fortfuhr: „Na, meint Einer, er ist nicht der stärkste, so komm' er vor und schlage sich mit dem Krippauer ... wenn ihn Einer niederringt, so soll der mein Lieutenant werden! Hat aber Keiner jetzt den Muth dazu, so gehorcht ihm nachher auch! — Nun, hat Keiner Lust? Wie ist's mit dem Krepsacher? Schaust ja so tückisch drein! Kremp' doch Deine Hemdärmel auf!"

Die Anderen lachten und: „Es lebe der neue Obercommandant, es lebe der Krieg, es leben die Franzosen und ihre Küchenwagen!" schrie es bald durcheinander.

„Siehst's nun, Du Knirps von Krepsacher," raunte der Schulmeister diesem zu, „daß es gute Wege hat mit dem an die Kette legen? Eben wollten sie noch alle große Herren köpfen und jetzt lassen sie sich einen auf die Nase setzen, um den sie sich nicht den Teufel zu scheeren brauchten, und sie kuschen Alle zusammen und schreien gehorsam: Es lebe der Krippauer! Weshalb nicht: Es leben alle Esel?"

„Na, laß sie doch — wenn sie das schrieen, müßt'st Du ja eine Dankrede halten, Schulmeisterlein, krummbeiniges," sagte der Krepsacher verdrießlich.

Wilderich hatte sich unterdeß entfernen wollen, aber der Krippauer hielt ihn.

„Wär' besser," sagte er, „Ihr würft erst einen Blick in den Fourgon da und sähet, was Alles noch d'rin ist ... es sind Koffer, Papiere, kleine Kisten d'rin — muß ein vornehmer Officier gewesen sein, dem der Wagen gehört hat, und Ihr thätet gut, zu sehen, ob darunter nichts ist, was von Wichtigkeit und was an's Hauptquartier abgeliefert werden muß."

„Könnt Ihr nicht selber nachsehen — ich habe Eile, fortzukommen!"

Der Krippauer schüttelte den Kopf. „Es wird's halt nicht thun, Revierförster; was mich angeht, so ist der Teufel sicher, daß ich ihm meine Seele nicht verschreib' ... oder er müßt' mit drei Kreuzen vorlieb nehmen."

Wilderich ging zum Wagen, stieg behende hinein und ließ sich aus der Mühle, da es zu dunkel geworden, um noch genau sehen und lesen zu können, eine Laterne bringen, die er im Innern des Wagens auf den Boden desselben stellte.

„Schulmeister," rief er dann von seiner Höhe herunter, „ich nehme an, Ihr könnt lesen . . ."

„Nicht allzu gut!" antwortete lachend der Krepsacher statt des Schulmeisters, „mit dem Lesen stockt's ein wenig bei ihm und mit dem Schreiben hapert's, nur das Kopfrechnen, wie viel Würst' es ausmacht, wenn zu Martini von fünfzig Kindern jed's zwei bringt, das versteht er, gelt, Schulmeister?"

„Du hast ein Schandmaul, Krepsacher," fiel der Schulmeister ein, „ich lese gedruckte Bücher so gut wie der Herr Cooperator und auch Geschriebenes, zeigt nur her, Revierförster."

Der Schulmeister schwang sich in den Fourgon und begann in den Schriftbündeln und Mappen zu stöbern, die neben Koffern und anderen Effecten eines Officiers in dem Wagen lagen.

„Das ist ja Alles französisch!" sagte er nach einer Weile. „Hol's der Henker — für das Häuflein Würst und alle zwei Jahr zu Sanct-Michelstag einen neuen Rock von der Gemeinde, werd' ich am End' auch noch Spanisch reden sollen, das mag die Gemeinde sich anderswo bestellen!"

Der Schulmeister warf die Papiere bei Seite und machte sich mit einer verschlossenen Schatulle zu thun.

„Au citoyen Duvignot, Général de Brigade," las Wilderich unterdeß und fand den Namen wiederholt auf einem großen Theile der Blätter, die ihm unter die Hände kamen . . . der Wagen mußte der Gepäckwagen eines Brigadegenerals Duvignot sein. Wilderich rief dem Krippauer zu, er solle einem der österreichischen Officiere melden, daß man allerlei Rapporte und andere Dienstpapiere eines Generals erbeutet und es den Oesterreichern überlasse, ob sie sich darum kümmern wollten oder nicht, als ein heftiger Krach ihn sich wenden und auf den Schulmeister blicken ließ.

Dieser stand hinter ihm, die geöffnete Schatulle im Arm, er hatte mit seinem starken Taschenmesser den Deckel aufgesprengt. Obenauf in der Cassette lag ein Bündel Papiere in gelbem Umschlage und mit einem grünseidenen Bande umwunden; darunter lagen einige Geldrollen, ein Medaillon mit dem Miniaturportrait einer Frau, Ringe, ein paar goldene Taschenuhren, eine Tabatière, ein paar alte Notizbücher und einige Briefe; es schien die kleine Schatzkammer des Generals Duvignot zu sein.

„Halt, Schulmeister," rief Wilderich nach einer flüchtigen Durchmusterung. „Das ist etwas, was ich brauchen kann!"

„Glaub's, daß Ihr's brauchen könnt', Revierförster . . . aber wir andern können's auch brauchen . . . ich denk', wir theilen ehrlich."

„Wir sind keine Räuberbande, Schulmeister," sagte Wilderich, die Cassette unter den Arm nehmend . . . „ich brauch's, um es diesem General Duvignot wieder zustellen zu können."

„Dem General? Kennt Ihr ihn denn?"

„Nein — nicht mehr als jeden andern."

„Nun also?"

„Hör', ich muß in Frankfurt hinein — weiß der Himmel, wie ich's anfange, durchzukommen. Da soll mir dies Ding da dienen — ich werde sagen, ich woll's dem General wieder zustellen — es wird mir als Paß dienen. Darum nehm' ich's — behüt' Dich Gott, und die Uebrigen — ich muß fort!"

Er sprang behende vom Wagen herunter, schritt mit dem Kistchen davon in die Dunkelheit hinein, und war bald den Augen des ihm betroffen nachblickenden Schulmeisters verschwunden.

So lange die Vorräthe in dem Generalfourgon vorhielten, blieb es laut und lebendig im einsamen Bauern-Bivouac. Als sie aber erschöpft waren, machte sich auch die Erschöpfung bei den Männern geltend. Sie begannen an ihre Nachtruhe zu denken; die, welche aus der Mühle gekommen, um ihr Recht auf einen Beute-Antheil wahrzunehmen, zogen sich allgemach dahin zurück, andere suchten Dach und Fach unter dem Holzschuppen und der Rest lagerte sich um's Feuer.

„Sorgt dafür, daß das Feuer hübsch im Flackern bleibt, die Nacht ist kalt!" sagte der Krippauer; „Du Schulmeister und der Krepsacher, Ihr sollt's schüren!"

„Danke!" erwiderte der Schulmeister verdrießlich . . . „ich hab' Schlaf nöthig so gut wie die Andern!"

„Na, dank' doch dem Herrn Obercommandanten, daß er uns nicht anbefiehlt, der sämmtlichen Mannschaft für morgen die Schuh' zu putzen!" lachte der Krepsacher, „dafür sind wir ihnen just gut; Du, der Schulmeister, und der Krepsacher, dem der Hof vergantet ist, die sind die letzten in der Gemeinde!"

„Gott weiß es," versetzte der Schulmeister, „das kommt dabei heraus, daß man ein Studirter und Gelehrter ist, nachher kann man der Gemeind' die Schuhe putzen!"

Der Krepsacher stützte sein Kinn auf den Arm und blickte lange sinnend in das Feuer. Nach einer Pause und während die andern einschliefen, sagte er:

„Du, Schulmeister!"

„Was hast?" fragte dieser, aus dem Einnicken auffahrend.

„Was meinst, wenn wir ihnen das Feuer so groß schürten, daß der Wind die Funken auf des Müllers Schindeldach jüg? Der Wind bläst grad' aus der richtigen Ecke!"

„Bist von Sinnen?"

„Ich denk', der Krippauer hätte dann warm genug für die Nacht," antwortete der Krepsacher lachend. „Es sind mehr alte Hütten abgebrannt in diesen Tagen im Spessart! Eine mehr oder weniger, was schadet's? Geh', hol' Scheite und Reisig!"

„Bist ein Boshafter, Du!" sagte der Schulmeister, einen ängstlichen Blick von der Seite auf den Krepsacher werfend. — „Aber wer kommt denn dort?"

An der andern Seite der Schlucht, jenseits des Bachs rauschte es im Gestrüpp; Gerölle kollerte nieder; es mußte Jemand da durch die Sträuche brechen.

Die beiden allein noch wachenden Männer blickten gespannt in die Dunkelheit . . . nach einer Weile wurde eine wie hüpfend sich bewegende Gestalt sichtbar, die zum Bache niederkam, ihn leicht übersprang und über den Wiesenstreif diesseits zum Feuer herankam.

„Das ist Einer . . . der hinkt; man sollt' sagen, der mit dem Klauenfuß wär's," sagte der Krepsacher.

„Mag schon sein — denn los ist er im Spessart seit gestern und heute!"

Der mit dem Klauenfuß war aber der hinkende nächtliche Waldgänger doch nicht; es war ein starker untersetzter Mann mit einem dreieckigen Hut auf dem — man sah's, als er in den Bereich des Lichtscheins der Flammen kam — sehr vollen und pockennarbigen Gesichte, aus dem ein Paar kleine Augen verschmitzt hervorblitzten.

„Wer bist . . . woher kommst?" fragte ihn der Krepsacher, als er vor ihnen stand.

„Wie heißt, wohin willst, was ist die Parole?" antwortete der Fremde kaustisch. „Ich seh', Ihr haltet Mannszucht und laßt Niemand durch! Mir kann's recht sein, wenn Ihr mich anhaltet, ich will auch nicht weiter durch, und bleib schon bei Euch!"

Er legte sich ohne Weiteres zwischen die Beiden und warf seinen Hut neben sich auf den Boden.

„Wie das schnarcht und schläft!" sagte er auf die umherliegenden Gruppen blickend. „Ich kann's nicht; mich läßt's nicht ruhn! Ich hab's im Geblüt. Das Geblüt läßt mich nicht schlafen. Leg' ich den Kopf auf den Arm, so saust's, als ob mir das Mühlrad da durch die Schläf' ginge. Ist's Euch auch so, Euch, daß Ihr wacht?"

Der Schulmeister und der Krepsacher sahen schweigend den seltsamen Passagier an, endlich sagte der Schulmeister:

„Hast nicht mitgethan? Du bist ja ohne Gewehr?"

„Gewehr? Wozu soll ich's schleppen? Ich denk', Ihr Spessarter verknallt Pulver genug, meines kann ich sparen. Beim Haufen vom Weißkopf, dem Waldmeister, herwärts Bischbrunn bin ich gewesen. Da ist Pulver genug verknallt. Und nachher, weil ich nicht schlafen konnt', bin ich weiter gangen, abseits von der Straße, an den Bergseiten her und über die Leithen. Dacht' mir's schon, daß ich da ihrer etliche finden könnt', arme verwundete Teufel, halbtodte Marodeurs, die sich da in die Sträucher verkrochen; ich wollt' ihnen helfen . . ."

„Du wolltest ihnen helfen?" rief der Krepsacher aus . . . „helfen, den Franzosen? Bist kein guter Deutscher?" . . .

„Ein Oberpfälzer bin ich . . . was schiert mich Deutschland? Meine Ochsen haben's verbrannt, und die Stallmagd, das Urschel, ist auch hin. Ich geh' wegen meiner Sach', und nicht wegen Deutschland! Mir recht, wenn's Euch so viel' Schüss' Pulver werth ist!"

„Was willst denn hier bei uns?" fragte der Krepsacher.

„Was ich will? Ihre siebzig will ich . . . und noch einen dazu, damit ich nachher nicht denk', ich könnt' mich verzählt haben. Brauch' kein Gewehr dazu . . . das thut's auch!"

Der Mann hob an der Seite seinen grünen Kittel in die Höhe, und zog aus der Tasche seines ledernen Beinkleids den schwarzen Griff eines Messers hervor.

Der Krepsacher sah den neuen Cameraden verwundert an. Dem Schulmeister, schien es, war der Mann unheimlich geworden — er rückte mit scheuem Blick von dem Fremden weiter ab.

9.

Es war am folgenden Nachmittage, als ein französischer Chasseur auf einem hohen, starken, aber sehr abgetriebenen Pferde auf der von Hanau nach Frankfurt führenden Straße sich der letzteren Stadt näherte. Statt des Mantelsacks war hinter seinem Sattel mit einem Strick eine kleine Cassette von polirtem Holz festgebunden, unter der ein schaumiger Streif von Schweiß über die Flanken seines keuchenden Pferdes niederfloß. Er selbst sah bestäubt und in der von einem langen Feldzuge mitgenommenen Uniform marode genug aus, ohne dadurch in der Hast nachzulassen, womit er sich neben den die Straße bedeckenden und aufgelöst durcheinander marschirenden Truppen, Artilleriezügen, Munitions- und Proviant-Colonnen seinen Weg bahnte. Oft, wenn er die sich müde fortschleppenden Infanteristen in den Graben drängte, oder der Kopf seines Pferdes die Schulter eines Officiers streifte, oder sein Stiefel in die Seite eines alten Troupiers stieß, wurde er angefahren, wurden ihm Haltrufe zugedonnert, oder wurde eine Salve von Flüchen ihm nachgesandt. Er ließ sich dadurch nicht beirren und hastete weiter, so rasch es die steifgewordenen Knochen seines müden, gestachelten Gauls vermochten.

Und so kam er vorwärts — es war vier Uhr, als er zwischen zwei Bataillonen leichter Infanterie, welche kaum mehr die Hälfte ihrer Mannschaft hatten, mit Mühe sich durch das Allerheiligen-Thor der alten Reichsstadt durchdrängte.

Die Stadt war gefüllt von Truppentheilen der geschlagenen Sambre- und Maas-Armee; alle Häuser waren voll Einquartierung; auf den Straßen drängten sich die neu einmarschirten Heersäulen und Abtheilungen mit solchen durcheinander, die am Morgen Befehl bekommen, den flüchtigen Raum zu machen und weiter zu marschiren, und die nun fluchend und erbittert sich ihren Officieren widersetzten, schrieen und tobten; mit anderen, die sich bereiteten, auf freien Plätzen, auf der Zeil und dem Roßmarkte zu campiren, und die hier Stroh zusammenschleppten, Feuer anzündeten, requirirte Nahrungsmittel zusammenschleppten. Alle Straßen standen voll abgespannter Fuhrwerke und Geschütze — Officiere schrieen Befehle, Adjutanten sprengten mit eiligen Aufträgen daher, auf den Trottoirs lagen Reihen von Maroden, die nicht mehr die Kraft gehabt, sich aufrecht zu erhalten und sich ihr Quartier zu suchen. Dazwischen wurden Wagen mit Verwundeten in die improvisirten Spitäler gefahren, todte Pferde auf Schleifen weggeschafft — es war ein wildes und wüstes Durcheinander, dies Pandämonium, wie es nur eine geschlagene Armee darstellen kann.

Wilderich, den wir in der Chasseuruniform erkannt haben, sah betroffen und ein wenig ängstlich in dies Gewirre, vor dem der souveräne Bürger, der reichsunmittelbare Frankfurter, sich scheu und angstvoll in's Innerste seiner Häuser zurückgezogen hatte; dieser hatte noch zu gut im Gedächtniß, was der frühere Einmarsch der Franzosen auf sich gehabt hatte — im vorigen Juli, als Kleber mit drei Divisionen genaht war, seine Bomben in die Stadt geschleudert und, nachdem hundertundzweiundvierzig Häuser in Asche gelegt waren (am 16. Juli), seinen Einzug gehalten hatte — der riesige Kleber, dessen Kopf wie eine Standarte seine Bataillone überragte.

Wilderich wußte nicht wohin, wo für sich und sein Pferd ein Unterkommen finden. Endlich beschloß er, sich wenigstens des Letzteren auf jeden Fall zu entledigen — er ritt durch ein offenes Mauerthor, welches er wahrnahm, in einen Hof hinein, in dem ein paar Pulverwagen in Sicherheit gebracht waren und ein Artillerist als Schildwache auf- und abschritt.

„Habt Ihr nicht Raum für ein Pferd in dem Stall drüben?" fragte er den Mann mit dem geläufigen Französisch, das er sich in seiner Heimath angeeignet.

„Seht zu," versetzte dieser, „fragt nicht erst lange!"

Wilderich sprang aus dem Sattel und führte sein Pferd in die Stallung. Alle Plätze waren besetzt — auf einer hohen Streu vor den Pferden lag ein Dutzend schnarchender Artilleristen.

„Wohin wollt Ihr?" rief ihm eine deutsche Stimme zu — es war ein Mensch in einem Wamms und mit einer blauen Schürze, der aus der Ecke des Hofes heran kam.

„Ich will in einen Stall für mein Pferd und in irgend eine Kammer, ein Gelaß zum Verschnaufen für mich — da ist ein Kronthaler für Euch, wenn Ihr mir dazu verhelft!"

Der Mann besah das Geldstück und sagte dann im reinsten Sachsenhäuser Dialect:

„Nun, Ihr sprecht ja ein ehrliches Deutsch, von dem welschen Schweinsgesindel, den Hundsföttern, bekommt man sonst so was nicht zu besehen — wie kommt Ihr denn drunter?"

„Wie so Mancher!" versetzte Wilderich. „Wollt Ihr mir helfen?"

„Meine eigene Kammer kann ich Euch überlassen — im Giebel dort über dem Stalle; das Pferd bindet draußen an die Mauer an — ich will hernach sehen, wo ich's lasse!"

Wilderich folgte seinem Rath und ließ sich alsdann von ihm zurück in das Stallgebäude, über eine schmale Holztreppe auf den Boden und von da in eine durch einen Breterverschlag vom übrigen Raume abgeschiedene Kammer geleiten.

„Ihr seid der Hausknecht?" fragte er hier.

„Hausknecht im grauen Falken."

„Ein Wirthshaus also?"

„Fragt Ihr danach? Das Schild über der Thür ist doch groß genug! Ein gutes Wirthshaus für Mann und Gaul, wenn nicht just wie heute der Teufel los ist, und Alles drunter und drüber geht!"

„Gut denn, so darf ich hoffen, Ihr verschafft mir ein wenig zu essen und zu trinken hierher; ich verschmachte und verhungere beinahe!"

„Ihr — Einer von den Franzosen — nun freilich, unterwegs im Spessart drüben sollt Ihr wohl nicht viel Verdauliches zu schlucken bekommen haben — ich will sehen, was ich noch finde."

Der Hausknecht ging und Wilderich streckte sich in dem alten Stuhl vor dem schmutzigen Tisch unter dem einzigen kleinen Fenster aus. Er knöpfte seine Uniform auf und legte den Kopf auf die Stuhllehne zurück, um eine Weile die Augen zu schließen und sich dem vollen Gefühl seiner Ermüdung hinzugeben. Trotz der Aufregung und Spannung, in der er sich befand, würde ihn der Schlaf befangen haben, so sehr er dagegen kämpfte, wenn nicht der Hausknecht zurückgekommen wäre mit einem kleinen Korbe, worin er Bier, Brod und ein wenig kaltes Fleisch trug.

„Das ist Alles, was die Frau Wirthin hergeben will," sagte er mürrisch, „es giebt schmale Bissen heut in Frankfurt — auch müßt Ihr einen Gulden zahlen für den Bettel!"

„Es ist genug für mich!" antwortete Wilderich, indem er dem Knecht das Verlangte gab. — „Könnt Ihr mir beschreiben, wo der Schöffe Vollrath wohnt?"

„Der Schöff Vollrath — der Herr Schultheiß wollt Ihr sagen — der wohnt auf der Zeil, der Katharinenkirche gegenüber, dicht an der Eschenheimer Gasse."

„Ich danke Euch. Und noch Eins: habt Ihr von einem General Duvignot gehört? ... Ihr wißt wohl nicht, ob er unter den französischen Anführern in der Stadt ist?"

Der Mann maß ihn mit mißtrauischen Augen.

„Nun, mir kann's Eins sein!" sagte er dann.

„Was kann Euch Eins sein?"

„Wie Ihr in den grünen Rock da hineingekommen seid!"

„Wie ich da hineingekommen bin?" antwortete Wilderich. „Nun, Ihr mögt's wissen, was soll ich Euch ein Geheimniß daraus machen, daß ich das Zeug nicht alle Tage trage! Ich hatte in Frankfurt zu thun, und um nicht auf dem Wege aufgehalten zu werden, habe ich meinen Rock ausgezogen, den Rock eines Revierförsters im Spessart, und habe einem erschossenen Chasseur seine Uniform genommen und mir sein Pferd eingefangen — damit kam ich am besten weiter! Ein guter Deutscher wie Ihr wird mich nicht verrathen."

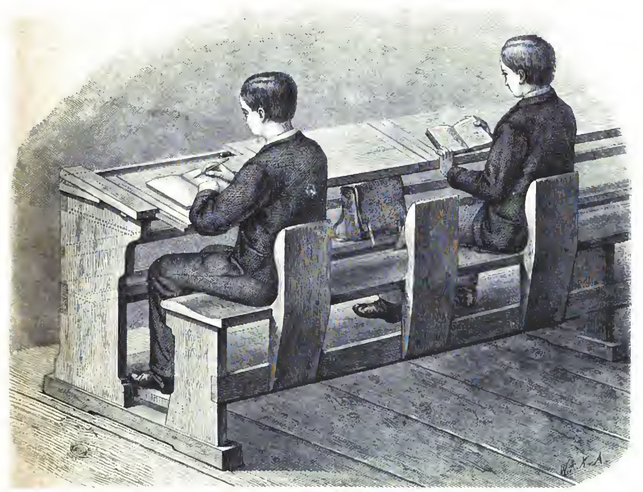
(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Schulbank.

Von Dr. C. H. Schildbach.

Soll ich mich rechtfertigen, daß ich mit einem scheinbar so untergeordneten Gegenstand vor die Leser unsers deutschen Weltblattes trete? Daß mir als orthopädischem Arzt diese Angelegenheit von Interesse ist, wird Jeder natürlich finden; daß dieses Interesse aber kein einseitig befangenes ist, sondern von allen Culturvölkern getheilt zu werden verdient, kann nur Derjenige in vollem Maße würdigen, welcher von den Beziehungen der Schulbank zur Gestaltung und den Lebensverrichtungen des jugendlichen Körpers nähere Einsicht gewonnen hat.

Und was ist die Ursache dieser doch wahrlich sehr beklagenswerthen Erscheinung? Hauptsächlich der unverhältnißmäßige Abstand des inneren Tafel- und vorderen Bankrandes (Distanz), zwischen welchen die Herren Pädagogen gar so gern Raum genug sehen, damit das Kind dort aufrecht stehen könne. Man beachte freundlichst die Folge dieser Einrichtung. Ich fand an Leipziger Subsellien eine Distanz von acht bis achtzehn Centimeter, das erstere, geringste Maß in einer ersten Knabenclasse, das letztere, enorm hohe in einer vierten Mädchenclasse. Das Sitzen aber



Kunze's neue Schulbank.

Das große Publicum, als welches wir hier die sämmtlichen Eltern schulpflichtiger Kinder aufrufen, entbehrt ohne Zweifel bis heute jeden Einblick in die Gefahren, welche durch die falschen, den Erfordernissen des kindlichen Körpers nicht entsprechenden Einrichtungen von Tisch und Bank der Schulen dem Leib und dadurch auch dem Geiste ihrer Kinder drohen, denn hätten sie diesen Einblick, so könnten unmöglich jährlich Hunderttausende und Millionen Kinder immer wieder zu den alten Schulbänken geführt werden, ohne daß nur einmal die Besorgniß ausgesprochen würde, ob an so mancher Beeinträchtigung der Gesundheit der Kinder nicht in irgend einer Weise die Schule schuld sei, in welcher sie so viele Zeit zubringen müssen.

Dieser Aller Theilnahme und Aufmerksamkeit wünsche ich auf die eine Thatsache hinzurichten, daß ich in unserem wegen seiner Schulen so hochgepriesenen Leipzig selbst über tausend Schulkinder untersucht und sehr wenige darunter gefunden habe, die nicht irgend eine seitliche Abweichung der Wirbelsäule zeigten!

auf solchen Bänken ohne Lehne wird den Kindern sehr unbequem. Mehrere Stunden nach einander sich straff aufrecht erhalten können sie nicht; zunächst sinken sie ein, so weit es der Rücken hergiebt; dann fängt auch diese Stellung unangenehm zu werden an und sie suchen eine Stütze. Die einzige, die sich ihnen darbietet, ist die Tafel; um diese zu erreichen, rutschen sie auf der Bank vor bis zur äußersten Kante, — die sich an solchen Bänken ganz glatt gescheuert zeigt, während die hintere Hälfte derselben gar keine Spuren der Abnutzung an sich trägt —, und stemmen die Arme auf den Tisch, welche nun dem Oberrumpf und dem Kopf eine neue Stütze gewähren und der Wirbelsäule einen Theil ihrer Last abnehmen. Mit der Nöthigung zu dieser Stellung wird die unbequeme Bank zu einer schädlichen; der Rücken biegt sich krumm, besonders in seiner untern Hälfte, der Oberkörper sinkt zwischen den Schultern so weit als möglich herab und Brust und Leib erleiden einen bedenklichen Druck. Wird bei dieser Stützung des Körpers zugleich geschrieben, so stellen sich die Schultern ungleich und auch der Körper wird einseitig gebogen und verdreht; dann

bleibt es nicht bei krummem Rücken und flacher Brust, sondern der Körper wird zugleich schief, woraus sich mit der Zeit wirkliche Entstellung entwickeln kann. Das ist kein Phantasiebild, sondern Ergebniß der Beobachtung fast aller Orthopäden!

Ich brauche wohl nicht mit ausführlichem Nachweis zu schildern, welche Nachtheile daraus entstehen, wenn das Kind seine ganze Schulzeit hindurch, also mindestens sechstausend Stunden, oft das Doppelte und mehr, auf ungeeigneten Bänken sitzt; wagt es doch Niemand mehr ernstlich zu bestreiten, daß schlechte Haltung, oft bis zum Schiefwuchs sich steigernd, flache Brust, mangelhaftes Athmen und in Folge dessen ungenügende Blutbildung in der Mehrzahl der Fälle von der Schulbank herzuleiten sind, und daß Kurzsichtigkeit und Verdauungsbeschwerden ebenfalls häufig auf dieselbe Ursache zurückgeführt werden müssen.

Natürlich hat es auch an Vorschlägen zur Abhülfe nicht gefehlt, von Schriftstellern der letzten fünf Jahre sind aufs Genaueste die gesammten Maßverhältnisse bestimmt worden, welche den Schulbänken je nach der Größe der Kinder zu geben seien, und mit seltner Einstimmigkeit wurden die Grundzüge neuer Constructionen von ärztlicher Seite gebilligt, und was hier auf die Beobachtung am Lebenden gegründet war, fand von Seiten des Anatomen H. Meyer in Zürich seine weitere wissenschaftliche Bestätigung durch das Experiment.

Wer aber etwa geglaubt hatte, daß damit diese Sache erledigt sei, erkannte bald, daß er im Irrthum gewesen; was den Aerzten gefiel, wollte darum noch lange nicht auch den Schullehrern gefallen, und nicht der Lorbeer des Sieges war es, was den Streiter für die Schul-Gesundheitspflege erwartete, des Sieges über Irrthum und Schlendrian, sondern neuer Kampf mit den nun hervortretenden Anforderungen der praktischen Pädagogik. Verlangten z. B. wir Aerzte, daß die Schultafel in ihren Verhältnissen der Größe des Schülers angepaßt werde, so hatte man dagegen das Bedenken, daß dann die Kinder nicht nach Aufführung und Leistungen umrangirt werden könnten. Die ärztliche Forderung, daß, um einen guten Sitz zu ermöglichen, die Tafel ziemlich tief stehen und geneigt sein müsse, begegnete dem Einwurf, daß dabei die Bücher leicht herunterrutschen würden und daß die Lehrer sich zu stark vorbeugen müßten, wenn sie die auf der Tafel liegende Arbeit des Schülers besichtigen wollten. Und gar auf das „pädagogisch“ und „sanitätlich“ unerläßliche Aufstehen der Kinder gedenken die Lehrer auf keinen Fall zu verzichten; es galt also auf Mittel zu sinnen, um die Forderungen der Aerzte den pädagogischen Rücksichten anzupassen.

Was ist Alles versucht worden, um diese Aufgabe zu erfüllen! Scharniere nach verschiedenen Systemen, um die untere Hälfte der Tafel hinaufzuklappen, mancherlei Verschiebungsvorrichtungen für die Tafelplane, Verschiebbarkeit der Sitze, Klappsitze — alle diese Auskunftsmittel sind praktisch versucht und noch viele andere ersonnen worden, aber dennoch ist es nicht gelungen, beiden Theilen gerecht zu werden. Ich selbst, der ich den hiesigen Stadtrath in dieser Angelegenheit zu berathen hatte, war nach längeren Versuchen und Verhandlungen nahe daran, auf die Lösung des Problems in der gesuchten Richtung zu verzichten und eine Verschmälerung der Bank als Auskunftsmittel vorzuschlagen, wobei zwar die Schüler ein Opfer an Bequemlichkeit des Sitzens hätten bringen müssen, jedoch die von uns geforderten Maß- und Abstandsverhältnisse von Tafel, Bank und Lehne unverändert geblieben und doch einige Zoll Raum vor der Bank zum Aufstehen gewonnen worden wäre.

Da kam Hülfe von einer Seite, wo Niemand sie gesucht hätte; einem Kaufmann war gelungen, was die zunächst betheiligten Lehrer und Aerzte vergebens versucht hatten. Herr Ernst Kunze in Chemnitz hatte, als es sich um Ausstattung eines neuen Schulhauses handelte, als Mitglied des betreffenden Stadtverordneten-Ausschusses auf Anschaffung zweckmäßiger Schultische an Stelle der gebräuchlichen angetragen und sich erboten, die dazu nöthigen Angaben zu machen. Auch ihm ist die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß diese Sache nicht so leicht sei, wie er sie sich gedacht hatte; aber er besaß zum Glück Erfindungsgeist, Mittel und zähe Geduld und Ausdauer in hinreichendem Maße, um ungefähr ein Dutzend Probebänke nach einander zu construiren und herstellen zu lassen; und so hat er endlich eine Bank zu Stande gebracht, welche von dem betheiligten Schuldirector sofort als das Ideal einer Schulbank bezeichnet und in seinem neuen Schulhause eingeführt worden ist und die diejenigen meiner Collegen, welche sie gesehen haben und von mir befragt werden konnten, ebenso wie mich selbst wahrhaft entzückt hat.

Das Wesentlichste an dieser Kunze'schen Schulbank ist die Theilung der Tafel in einzelne Platten von der Breite, wie sie zum Schreiben erforderlich ist, und die Verschiebbarkeit jeder Platte. Nachdem eine Schiebevorrichtung für die ganze Tafel, die ich versuchsweise hatte herstellen lassen, deshalb nicht gebilligt worden war, weil die nothwendige Gleichmäßigkeit und Gleichzeitigkeit bei der Handhabung der Verschiebung bei Schülern nicht vorausgesetzt werden könne, erwog ich selbst den Gedanken, jede einzelne Platzbreite beweglich zu machen, verwarf ihn aber bald wieder, weil mir die Vorrichtung zu complicirt, kostspielig und zu leicht zerstörbar erschien. Die Kunze'sche Schiebeplatte aber ist so einfach und dauerhaft zusammengesetzt, läßt sich, wenn Ausbesserungen vorzunehmen sind, so leicht herausnehmen und erfüllt gleichzeitig verschiedene Aufgaben in so vollkommener Weise, daß ihr gegenüber alle früheren Bedenken sofort verschwinden.

Zu einer so ausführlichen Beschreibung dieser Bank, wie sie der Tischler braucht, um dergleichen neu anzufertigen, ist hier nicht der Platz*; für geboten aber halte ich es, auf die Eigenthümlichkeiten hinzuweisen, welche die Vorzüge der neuen Bank vor allen bis jetzt gebräuchlichen oder vorgeschlagenen bedingen und sie eben zu dem Ideal machen, welches sie in meinen Augen ist.

Auf den ersten Blick zeigt die Tafel wenig Besonderes. Sie läßt einen kleinen Zwischenraum zwischen sich und der Bank, wie wir ihn überall finden, ist etwas geneigt, wie es ebenfalls schon jetzt die meisten Tafeln sind, und läßt an ihrem vordern Ende den ebenen Raum vermissen, in welchem gewöhnlich die Tintenfässer eingelassen sind. Sehen wir aber genauer hin, so fällt uns auf, daß jeder Platz durch eine schmale Leiste vom andern oder vom seitlichen Ende der Tafel getrennt ist, und bei weiterer Untersuchung entdecken wir am vordern Abschnitt der Tafelplatte ein stählernes Knöpfchen, welches sich seitlich verschieben läßt. Haben wir dies gethan, so können wir die Tafelplatte zwischen den Leisten um einige Zoll zurückschieben, bis sie den vorderen Rand der Bank um ungefähr Zollesbreite überragt. Hier läßt sie sich durch Zurückschieben des Knöpfchens wieder befestigen und kann nun zum Schreiben benutzt werden. Vor ihrem vorderen Abschnitte ist durch die Verschiebung ein etwas vertiefter Raum sichtbar geworden, welcher zur Aufnahme von Federn und Stiften bestimmt ist und am rechten Ende ein eingelassenes Tintenfaß zeigt. In allen Stunden, in welchen es nichts zu schreiben giebt, bleiben die Platten eingeschoben, Schreibmaterial und Tinte sind vor Staub und spielenden Schülerhänden geschützt und jeder aufgerufene Schüler kann sich ohne Hinderniß erheben. Beginnen aber Stunden, in welchen die Schüler zu schreiben haben, so müssen sie die Platten zurückschieben, denn sie können sonst nicht zur Tinte gelangen, und sind somit gezwungen — was nachlässigen Lehrern gegenüber von Wichtigkeit ist —, die Tafel in der Gestaltung zu benutzen, welche zum Schreiben die bequemste ist und zugleich beinahe von selbst eine gute Schreibhaltung sichert. Dabei hat diese Einrichtung noch den Nebenvortheil, daß sie eine Ueberfüllung der Bänke unmöglich macht, denn man kann sie eben nicht mit mehr Schülern besetzen, als Plätze vorhanden sind.

Was an der Bank am meisten in die Augen fällt, sind die Lehnen. Dieselben bestehen hier nicht aus Querleisten, sondern sind massiv, für jeden Schüler einzeln, auffallend schmal, aber, da sie zur Stütze der Lendengegend der Schüler bestimmt sind, nicht zu schmal, und im oberen Drittel nach vorn etwas gewölbt, darunter ausgeschweift. Zu ihrer Befestigung ist der hintere Rand der Bank und eine zwischen dieser und dem Fußboden quer laufende Verbindungsleiste benutzt. — Diese Lehne erfüllt alle Bedingungen, welche die Wissenschaft an solche zu stellen hat, übt auf den sich an sie Lehnenden nirgends einen lästigen Druck aus und gestattet jedem Schüler, der seinen Platz verlassen will, dies durch Uebersteigen der Bank ohne Störung eines Nachbars zu bewerkstelligen.

* Nächstens wird im Verlag von Ernst Keil ein Schriftchen erscheinen, welches neben ausführlicher Begründung der ärztlichen Anforderungen an eine Schulbank und der Schilderung des langen, mühevollen, aber sicher interessanten Wegs der Versuche bis zur Kunze'schen Schulbank, zugleich eine Anweisung zur Construction der letzteren nebst allen Maßangaben bringen soll.

Digitized by Google

Das Fußbrett, welches an der Kunze'schen Bank bloß die Breite einer Fußlänge hat und unter der Tafel befestigt ist, muß viel breiter sein und bis unter die Bank hinterreichen, denn der Schüler soll auf ihm auch gehen und stehen können, und wenn er sitzt, so ist nicht zu verlangen, daß er seine Füße immer auf derselben Stelle ruhen läßt; er hat vielmehr das Bedürfniß des Wechsels der Stellung und will seine Füße bald vor-, bald zurücksetzen. — Ganz entbehren läßt sich das Fußbrett schon deshalb nicht, weil ohne ein solches die Bänke in den niedern Classen für Auge und Hand des Lehrers zu niedrig sein würden, und weil in allen Classen die Füße der Schüler im Winter wärmer auf Fußbrettern ruhen, unter welchen sich erwärmte Zimmerluft befindet, als auf dem gewöhnlich nicht so warmen Fußboden. Aus letzterm Grunde stimme ich Herrn Kunze nicht bei, wenn er an den Bänken für die größern Schüler die Fußbretter für entbehrlich hält.

Viel Noth haben uns Bankverbesserern die Bücherbretter gemacht, weil sich unter unsern tiefer und weiter zurückstehenden Tafeln kein genügender Raum dazu fand. An der Kunze'schen Bank dagegen ist ganz vorn in dem Raume zwischen Bücher- und Fußbrett ein Brettchen angebracht, auf welches die Ranzen mit Benutzung einer darüber angebrachten Latte gelehnt werden können.

So ist denn für Alles gesorgt, was von Seiten der Wissenschaft wie der Praxis gefordert und vom Techniker geleistet werden kann. Nun gehört nur noch die rechte Einsicht und der gute Wille bei der Benutzung der Bank dazu, um der Kinderwelt ihre Vortheile zu sichern. Eine Bank, die ohne Zuthun des Menschen Alles allein besorgt, läßt sich einmal nicht erfinden. Zunächst muß die Bank der Größe der Kinder, die sie benutzen sollen, angemessen und deshalb in einer Anzahl verschiedener Nummern in jeder Schule vorhanden sein. Zu Anfang jedes Halbjahrs werden die Kinder gemessen und mit den ihrer Größe entsprechenden Bänken versehen. Diese Arbeit ist so schnell erledigt, daß auch stark belastete Lehrer im Hinblick auf das dabei so augenfällig in Frage kommende Wohl der Kinder sich gewiß nicht vor ihr scheuen werden; und wenn die Anschaffung solcher Bänke etwas mehr Geld kostet, als man bisher für solche Zwecke zu verwenden sich gewöhnt hat, auch einige Reservebänke vorhanden sein müssen, weil nicht immer die gleiche Anzahl Kinder in dieselbe Größen-Kategorie fällt, so sind das für die Gemeinden wahrscheinlich auch keine unübersteiglichen Hindernisse.

Die neue Bank ist, wie ich bei anderer Gelegenheit durch Wiedergabe der oben erwähnten, von Hermann Meyer construirten Zeichnung augenfällig nachweisen werde, kein Zwangsstuhl; die Kinder können daher auch auf ihr schlecht sitzen, wenn sie durchaus wollen; auf den bisherigen Bänken aber sind sie zu schädlicher Körperhaltung gezwungen. Auf der Kunze'schen Bank ist die normale Haltung zugleich die bequemste und am wenigsten ermüdende und wird darum bei einiger Nachhülfe von Seiten der Lehrer bald allgemein werden, während bisher alles Reden auch des sorgsamsten Lehrers über gesundes und schönes Sitzen der Kinder auf die Dauer Nichts fruchten konnte.

Sobald der Lehrer darauf hält, daß die Kinder auch beim Schreiben — welches natürlich ausnahmslos an der ausgezogenen Platte zu geschehen hat — Fühlung mit der Lehne behalten und ihre Ellbogen nicht auf die Tafel bringen, ist schon die Hauptsache gethan; wenn der Rücken unten eine Stütze hat, die Tafel nahe vor dem Körper ist und nur die halben Vorderarme auf derselben ruhen, so unterbleibt das Buckelmachen meist von selbst. Nur der Kopf des Schreibenden bedarf noch einiger Aufsicht, damit er nicht auf die Seite sinke. Auf diese seine Schiefstellung hat aber nicht die Bank, sondern — außer der Gewöhnung — die Lage des Schreibebuches besonderen Einfluß. Liegt dasselbe zu schräg, so ruht gewöhnlich der rechte Ellbogen des Schülers auf der Tafel und der Kopf hängt nach links; wenn es dagegen, was manche Lehrer zu erzwingen suchen, gerade vorgelegt wird, also mit seinen Rändern gleichlaufend den Kanten der Tafel, so nehmen die Kinder links Ellbogen und Schulter in die Höhe und neigen den Kopf nach rechts. Da der schreibende Arm nicht an der Brust, sondern an der Schulter angewachsen ist, so darf man sich nicht wundern, wenn das Papier fast vor allen Schreibenden etwas schräg liegt. Uebersteigt diese Schrägstellung nicht das Viertel eines rechten Winkels, so können die Schultern und die Augen ohne Anstrengung beiderseits gleich hoch gehalten werden.

Auch hier bedarf die Schule der Unterstützung des Hauses. Der Tisch, an welchem die Kinder ihre schriftlichen Arbeiten machen, soll gerade Kanten haben; als Stuhl, welcher um etwa zwei Zoll unter den Tisch geschoben sein muß, dient am besten ein hoher Claviersessel mit niedriger Lehne. Ist ein solcher nicht zu haben, dann ist bei allen noch nicht Erwachsenen der Sitz durch Kissen oder Bücher so weit zu erhöhen, daß der Tisch dem Schreibenden nur bis an die Taille reicht. Am sichersten findet man das Maß der Sitzhöhe dadurch, daß man den Sitzenden einen Ellbogen auf den Tisch erheben und den Vorderarm querüber legen läßt. Bei richtiger Tisch-, bezüglich Sitzhöhe berührt dann der auf dem Tisch liegende Vorderarm ohne vorherige Erhebung der Schulter zugleich die Vorderfläche des Körpers; ist der Tisch zu hoch, so zeigt sich ein Zwischenraum zwischen Vorderarm und Körper. — Wo schlechte, vorgeneigte Haltung vorhanden ist, möge man auch zu Hause der Schreibefläche eine geringe Neigung von ungefähr eins zu sechs geben, wie die Schulbänke sie haben; ein stellbares Pultchen ist dazu am geeignetsten.

Ich beanspruche nicht, daß man Alles, was ich hier gesagt, ohne Weiteres als unumstößliche Thatsache hinnehme; das aber glaube ich erwarten zu dürfen, daß die geschilderte Schulbank jetzt allseitig Beachtung und Prüfung finde. Besonders Schuldirectoren und die Schulbehörden des Staats und der Gemeinde sind, wie ich meine, verpflichtet, näher an die Sache heranzutreten; und sind sie dabei zu demselben günstigen Urtheil gelangt, wie ich, so mögen sie mit Freudigkeit und Thatkraft Hand an's Werk legen, damit wir endlich einmal wenigstens in dieser Beziehung unsere Schuldigkeit thun gegen unsere Kinder.

Die Kunst in den Hütten der Armuth.

Von Ferd. Hey'l.

Ein Sommerausflug führte uns auf dem Wege nach Süd-Baiern und Tirol durch München. Wir hatten die Sehenswürdigkeiten der bairischen Residenzstadt, welche uns größtentheils schon alte Bekannte waren, bereits seit einigen Tagen in unserem Touristen-Gedächtniß wieder aufgefrischt, als man uns von befreundeter Seite den Besuch der Ausstellung des „Vereins für Ausbildung der Gewerke" dringend anrieth, der denn auch noch desselben Tages unternommen wurde. Gar viel des Guten und Trefflichen fanden wir in diesen Räumen aufgestapelt, eine glänzende Beweisführung, daß man im Baierlande auch Anderes zu Wege zu bringen vermag, als Bierbrauen und Biertrinken. Die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände war uns ebenso überraschend, als die treffliche Ausführung derselben. Unter den der Kunst verwandten Gegenständen fielen uns vor Allem ein Pocal und eine gothische Weinkanne auf, beide in Apfelbaumholz geschnitzt und künstlerisch in Zeichnung und Ausführung, so daß wir sofort den Einfluß eines Münchener Künstlers, mindestens bei dem Entwurf, voraussetzten.

Die Zeichnung des Pocals zeigte ein auf schönen ornamentalen Verschlingungen ruhendes Faß, auf dessen mit einer Trauben- und Weinblättergnirlande umschlungenem Deckel ein trunkener Landsknecht ruhte. Auf dem Faß, unter einem Reliefwappen, fand sich der Spruch:

„In dem Wein ist Wahrheit! und —
Kommt der Wahrheit auf den Grund!"

Die Kanne, in Wahrheit ein Meisterwerk der Holzschnitzkunst und den Pocal womöglich in Zeichnung und Durchführung noch überbietend, bildete im Querschnitt ein reguläres Achteck; in den gothisch reich ornamentirten acht Feldern waren die acht Strophen des folgenden originellen Spruches vom Wein in schön ausgeführter Reliefschrift angebracht:

„Der Wein, des Weinstocks edle Gabe,
Soll, wie Erfahrung lehrt, vier Religionen haben:
Lutherisch soll er sein, rein, lauter aus dem Faß.
Calvinisch aufgeklärt in einem vollen Glas,
Katholisch zeig' er uns in Wundern seine Stärke,
An unserm Magen übend stets gute, warme Werke.
Auch soll er, wie ein Jude, nur ungetaufet sein:
So schließt: ein gut' Glas W.in vier Religionen ein."

Das achtseitige Prisma ruhte auf einem reich ornamentirten Sockel und war oben von einer rundum laufenden Weinrebe eingefaßt, welche in ihren Verschlingungen die Wappen der acht Kreise Baierns trug. Den Deckel der Kanne bildete ein Tournierhelm, welcher sich im Visir öffnete. Der Helm selbst war vom bairischen Löwen gekrönt, der in seiner Pranke das Landeswappen hielt und zwischen zwei heraldischen Flügeln trotzig hervorschaute. Den Henkel der Kanne stellte ein dem Styl des Ganzen entsprechender Rebstab dar.

Daß wir es hier mit keinem der gewöhnlichen Erzeugnisse allbekannter Holzschnitzwerkstätten zu thun hatten, leuchtete beim ersten Anblick ein. In früheren Jahren besuchten wir mit Interesse die Holzschnitzereien der Schweiz, die Etablissements der Gebrüder Wirth in Brienz, die ebenso bekannten Werkstätten der Herren Michel Ablanalp und Johann Flück in Brienz und das Lager des Herrn Wald bei Thun. Wir haben Gelegenheit gehabt, die in der Schweiz anerkannt tüchtigsten Schnitzer, die Gebrüder Burry in Ringgenberg und Zurfluh in Rosenlanibad, welche die besten Gemsengruppen liefern, so wie Johann Huggler in Brienz, der große Fertigkeit in der Figurensculptur besitzt, und Andreas Baumann, den besten Blumenschnitzler der Schweiz, in Ausübung ihrer Kunstfertigkeit in ihren eigenen Werkstätten zu bewundern, und nicht zu leugnen ist, die Genannten haben jener wenigstens für die schweizerischen Gebirgsgegenden so nützlichen Thätigkeit eine gewisse Kunststufe erobert, welche in jeder Beziehung ehrend genannt werden darf.

Die Kunstschnitzerei ist in den Bergen der Schweiz erst seit etwa fünfzig Jahren eingebürgert und von da erst nach Tirol und Südbaiern verpflanzt worden. Hier standen wir vor einem Erzeugniß bairischer Kunstthätigkeit und überrascht fanden wir weder den Namen des ausführenden Künstlers noch jenen des Zeichners den beiden Gegenständen beigegeben, wie dies doch bei den anderen Werken der Ausstellung größtentheils der Fall war; ein einfacher Zettel zu Füßen der beiden Kunstwerke besagte nur: „Erstlingswerke der gewerblichen Zeichenschule in Partenkirchen." Dies war eine Mittheilung, wohl geeignet, unserem Reiseplan eine kleine Aenderung einzuschieben. Erinnerlich war es uns, daß die Regierung des Cantons Bern durch Errichtung von Zeichenschulen der Industrie der Holzschnitzerei erst eine eigentliche künstlerische Richtung gegeben, und hier winkte uns vielleicht die Entdeckung einer ähnlichen Bestrebung auf deutschem Boden und zwar in einer Gegend, wo Kummer und Elend nur allzuhäufig die Hütte des armen Mannes heimsuchen. Unser Entschluß war bald gefaßt, ein paar Tage ist diese Entdeckungsreise schon werth.

Ein herrlicher Sommermorgen führte uns an den Ufern des Starnberger Sees vorüber nach Seeshaupt und durch ziemlich aussichtslose Strecken Flachlandes, die südbairischen Berge lockend im Hintergrund, nach Schlehdorf am Ufer des Kochelsees, und endlich am Walchensee hin, in die alte Grafschaft Werdenfels mit ihren Wetterstein- und Zugspitzgebirgen. Hier kommt ein Mißton über uns. Wie reich an Schönheiten ist das Land — und wie arm das Volk dieser Thäler und Berge! Daß hier früher der Wohlstand eines lebhaften Straßenverkehrs herrschte, dafür zeugen große Häuser mit mächtigen Thorfahrten und Lagerräumen; aber vom damaligen Leben, als noch der Haupthandelszug zwischen Deutschland und Italien durch Innsbruck, Mittenwalde und Partenkirchen führte, ist jetzt jede Spur verschwunden, in Partenkirchen hat sogar das Feuer zu deren Vertilgung geholfen, Viehzucht und Holzarbeiten sind der jetzige Nothbehelf dieser Gebirgler. In Mittenwalde, das prächtig am Fuße des Karwendelgebirges liegt, producirt man allerdings in kolossaler Masse Geigen, Guitarren und Cithern, und die Firmen Neuner u. Hornsteiner und Bader u. Comp. haben ihren Fabrikaten einen gewissen Ruf und vor allen Dingen tüchtigen Absatz verschafft. In den übrigen Orten und Hütten aber treibt der arme Gebirgsbewohner das einfachere und wenig einträgliche Geschäft des „Fasselmachens" und „Schindelschneidens", dem man in jeder Hütte begegnet. Seit aber ein Regierungs-Erlaß die Dachung mit Schindeln, der Feuergefährlichkeit wegen, verboten, schwand ein sonst ziemlich sicherer Erwerbszweig für den Arbeitsamen. Die Flößerei auf der Loisach und Isar hat ebenfalls bedeutend abgenommen und auch die früher so starke Ausfuhr von Gyps in Fässern hörte, der bedeutenden Frachten und Transportkosten halber, fast ganz auf.

Da war nun die Noth nahe und Hülfe dringend nöthig; seitens der Regierung wurde mancher Ausweg erwogen, aber es boten sich zur Abhülfe nur geringe Aussichten. Wenn auch im Ammerthal (Ammergau) die Holzschnitzerei lohnende Thätigkeit geschaffen, in Partenkirchen und Garmisch wollte es nicht gelingen sie einzubürgern. Der bairischen Regierung schwebten die günstigen Erfolge jener Kunstthätigkeit und industriellen Bemühungen in der Schweiz vor, welche den einsamen Gebirgsthälern jenes Landes mindestens die Summe von einer halben Million Franken im Laufe eines Jahres zuführt, und wiederholt wurden Versuche angestrebt, diese Industrie hierher zu verpflanzen. Sie scheiterte an dem Mangel einer energischen Leitung dieser Unternehmungen, vor Allem aber an dem Mangel eines Absatzes für die in Zeichnung und Entwurf meist verfehlten Producte. Sämmtliche Leistungen auf diesem Gebiete beschränkten sich mit wenigen Ausnahmen darauf, die alten vom Großvater ererbten Muster zu verarbeiten, und die natürliche Folge war, daß diese Arbeiten von den Erzeugnissen der französischen, schweizerischen und sächsischen Etablissements bei Weitem überholt wurden. Der Staat legte sich in's Mittel und leistete bedeutende Zuschüsse, mit welchen indeß auf die Länge der überhand nehmenden Armuth nicht gründlich abzuhelfen war.

Da führten der Zufall und die Zwecke einer Studienreise vom fernen Rheinstrome einen lebensfrischen, mit scharfem praktischen Blick begabten Musensohn Düsseldorfs in jene Berge, den die Fülle der in jener Gegend vorhandenen malerischen Motive auf längere Zeit dort gebannt hielt. Er erkannte bald, daß es zur Sicherung eines Erfolges der kunstindustriellen Bemühungen der baierischen Regierung zunächst darauf ankam, die bereits vorhandenen Schnitzer der Gegend durch künstlerische Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse den Schnitzern des Auslandes concurrenzfähig zu machen, und daß weitere Mittel geboten werden müßten, um durch Ausdehnung des Geschäftsbetriebes und durch faßliche Anregung und Lehre die Liebe zu jener Beschäftigung den Bewohnern dieser Bergthäler im Allgemeinen einzupflanzen, um dann durch einen geregelten kaufmännischen Betrieb die Erzeugnisse dieser fast neu zu schaffenden Industrie günstig zu verwerthen.

So gründete mit frischem Muth der Düsseldorfer Maler — Michael Sachs ist sein Name — im September 1866 zu Partenkirchen eine gewerbliche Sonntags-Zeichenschule und zwar aus eigenster Initiative und mit wenig Mitteln, welche er selbst und auf seine Gefahr hin flüssig machte. Zunächst ging sein Bestreben dahin, den bei den meisten Gebirgsbewohnern — vermuthlich durch die steten Eindrücke ihrer malerischen Natur — in hohem Grade vorhandenen Formensinn zu wecken und zu veredeln.

In einem gewöhnlichen Schulzimmer der Ortsschule zu Partenkirchen und mit einigen vierzig Schülern wurde das Werk rüstig begonnen. Was an Mitteln fehlte, ersetzte die Lust und Liebe zur Sache, und vom schulpflichtigen Knaben bis zum verheiratheten Handwerker zeigte sich zu des Künstlers Freude ein reger Eifer. Die ersten Vorlagen und Modelle entwarf und fertigte Sachs selbst. Aber nicht lange währte es und das Bestreben des Künstlers wurde gewürdigt. Das königliche Bezirksamt, der Magistrat des Städtchens und die Geistlichkeit, welche in dieser Thätigkeit ihrer Pfarrkinder eine Gewähr für deren sittliche Hebung sofort erkannte, griffen dem Unternehmen fördernd unter die Arme.

Der Ministerialrath Dr. Stautner in München, schon früher dem Künstler befreundet, wandte dem jungen Institute eine warme Fürsorge zu. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß der Verein für Ausbildung der Gewerke, die Sonn- und Feiertagsschulen in München, sowie viele Private in der Residenz, sich des Unternehmens in dankenswerthester Weise annahmen und werthvolle Geschenke an Vorlagen und Modellen der Partenkirchener Schule zufließen ließen.

Der König von Baiern und die Königin-Mutter, welche alljährlich die prachtvollen Umgebungen Partenkirchens zur Sommer-

frische aufsuchen, erfuhren von den Bemühungen des uneigennützigen Gründers jener Schule, unterrichteten sich persönlich von den in kurzer Zeit erreichten Resultaten und reiche Geldspenden waren die nächste Folge ihrer unverhohlen ausgesprochenen Anerkennung. Ein Erfolg zieht den andern nach sich. Die ursprünglich so anspruchslos begonnene Unternehmung hätte nach allen Seiten die Theilnahme wachgerufen. Die bairische Regierung erkannte sehr bald die Tragweite dieser Bestrebungen und ordnete — außer einem namhaften Beitrag an klingenden Mitteln — die Gründung von Zeichenschulen im Ammergau, in Mittenwalde und Garmisch an — letzterer Ort ist nur eine Viertelstunde von Partenkirchen entfernt. — Sämmtliche Schulen wurden unter die einheitliche Leitung des Gründers der Partenkirchener Schule gestellt, in welch' letzterer Sachs nach wie vor auch persönlich den Unterricht ertheilt.

Doch die Regierung ging in ihrem Interesse an dem jungen Institute noch weiter. Dem talentvollsten Schüler J. Bader, Sohn des die Holzschnitzerei bereits seit langen Jahren betreibenden Kunstdrechslers Bader in Garmisch, wurde ein Stipendium bewilligt, damit er sich auf der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg zum Schnitzlehrer für den ganzen Bezirk ausbilde. Mit diesen Erfolgen wuchs auch der Muth der Gemeindebehörde. In kurzer Zeit entstanden in Partenkirchen, Garmisch und Ammergau für die Verhältnisse der Ortschaften brillante Zeichensäle. Die Schülerzahl stieg in Partenkirchen auf fünfundsechzig, jüngere und ältere Leute, die Anstellung eines tüchtigen Hülfslehrers gestattete die Eintheilung der Schulbedürftigen in drei Curse, welche nach Alter und Fertigkeit geschieden wurden.

Zur Zeit wird wöchentlich sieben Stunden Zeichenunterricht ertheilt und zwar im Freihandzeichnen, Linearzeichnen und Zeichnen nach Modellen, eben so viel Stunden sind dem Unterricht in der Schnitzerei bestimmt. Die Schüler erhalten außerdem Anleitung zu selbstständigen Entwürfen von allen in das Fach der Kunstschnitzerei einschlagenden Ornamenten und Motiven. Die übrigen Stunden des Tages betreibt jeder Einzelne seine häuslichen Geschäfte. Zwischen dürftigem Ackerbau und Viehzucht theilt sich die Thätigkeit des Tages, die Zeichenstunden und der Unterricht in der Schnitzerei gelten als Erholung; Dank der anziehenden Art und Weise, wie der Unterricht zur Erholung gestaltet wird.

Wir hatten Gelegenheit, die Leistungen der Schüler zu prüfen, und gestehen gern, daß alle unsere Erwartungen übertroffen waren. Die erreichten Erfolge sind um so höher anzuschlagen, als der Lehrer genöthigt war — mit sehr wenig Ausnahmen — den Unterricht im Zeichnen mit lauter Neulingen zu beginnen, denen Bleistift und Papier in dieser Nutzanwendung bis dahin unbekannte Dinge waren. Die Regierung des Landes und der Vorstand des Vereins für Ausbildung der Gewerke in München erkannten die errungenen Resultate öffentlich an, und die unendliche Mühe zweier vollen Jahre, wie die pecuniären Opfer des Gründers erhielten dadurch den reichsten Lohn, daß die Einrichtungen sich bewährten, daß der Magistrat von Partenkirchen außer der Zeichenschule ein stattliches Local zum praktischen Unterricht im Schnitzen und Modelliren herrichtete, daß die Regierung eine jährliche bedeutende Subvention für diese Bestrebungen auswarf und die Schulen zu Distrietsschulen unter oberster Leitung des Staates erhob. Die Schnitzerschule zu Partenkirchen ist Centralschule für den ganzen Amtsbezirk Werdenfels und nimmt talentvolle junge Leute gratis als Schüler auf, um sie zu tüchtigen Holzschnitzern heranzubilden.

Zur Zeit leitet die Verwaltung des ganzen gewerblichen Unternehmens ein Verwaltungsrath unter Vorsitz des Bezirks-Amtmanns Fischer, welcher die ganze Angelegenheit von Beginn an mit größtem Eifer gefördert. Eine kaufmännische Commission besorgt den Vertrieb der angefertigten Schnitzwaaren und führt die mercantile Correspondenz. Für die Beschaffung tüchtiger und zweckentsprechender Modelle können jetzt ohne Gefahr bedeutende Kosten aufgewendet werden, und die segensreiche Unternehmung hat somit einer von allen Hülfsmitteln entblößten Gebirgsgegend einen Erwerbszweig geschaffen, welcher den natürlichen Anlagen der Bewohner und den vorhandenen Materialien des Landes vollkommen entspricht. Die drohende Verarmung jener Bergthäler scheint gehoben, der Absatz der gefertigten Schnitzwaaren, welche sich nunmehr schon kühn mit den entsprechenden Erzeugnissen der Schweiz messen können, ist in stetem Zunehmen, besonders nach Norddeutschland (vor Allem nach Berlin) haben sich die Absatzwege geöffnet. Der lebhafte Fremdenbesuch Südbaierns in den Sommermonaten unterstützt die Ausfuhr wesentlich, da der Fremde nunmehr auch hier findet, was die Schweiz als Erinnerungszeichen dem Touristen aller Orten zu bieten gewohnt ist. — In der Schweiz beschäftigt die Holzschnitzerei mehrere Tausend Menschen und ein Blick auf die mancherlei Gegenstände, welcher sich diese Industrie in neuerer Zeit bemächtigt hat, zeigt deutlich, daß dieselben Anklang und Absatz finden. Sehen wir ganz von den sogenannten Nippsachen und Spielereien ab, wir finden Holzschnitzwaaren, wie Cassetten, Holzkasten, Rahmen, Lesepulte, Verzierungen und Ornamente für Haushaltungsgegenstände, Salatlöffel, Uhrgehäuse, Spiegelrahmen, Lichtschirmträger, Necessaires, Consolen, Schreibzeuge, Näh- und Zündholzbüchsen bis zu den kleinsten Gegenständen, aller Orten in Benutzung, ein Beweis, daß diese Industrie sich festen Boden erobert hat.

Der König von Baiern lohnte die redliche Mühe und segensreiche Thätigkeit des Gründers jener Institute im Kreis Werdenfels durch einen entsprechenden Gehalt und die Verleihung des Professortitels.

Warum wir der Gartenlaube die Entstehungsgeschichte dieser gemeinnützigen Bestrebung mitgetheilt haben? Weil sich auch für anderwärts gar Vielerlei aus diesen Mittheilungen verwerthen läßt! Trägt doch ein Volksblatt in der Regel mehr zur Verbreitung nachahmungswerther Einrichtungen bei, als gelehrte Abhandlungen und bureaukratische Experimente es vermögen.

Auf dem Westerwalde, einem rauhen Gebirgsländchen am rechten Ufer des Rheines, versuchte die vormalige Regierung des Landes Nassau die Einführung der Holzschnitzerei. Sie fing aber, ähnlich der bairischen Regierung in früheren Jahren, diese Versuche bei dem Ende an; sie errichtete mit ziemlichen Kosten Schnitzerschulen, während die Zöglinge vom Zeichnen oder von dem Entwurf eines Modells auch nicht die leiseste Ahnung hatten. Erst die Grundlage und dann die Ausführung! Diese Lehre predigt die Central-Schnitzerschule zu Partenkirchen mit beredten Worten und mit beweisenden Thaten. Und diese Lehre ist auch in gleichem Sinn bei vielen ähnlichen Bestrebungen unserer Tage auf anderm Felde nicht genug zu beherzigen.

Ein Hinweis auf den Umstand, daß wir in Bezug auf Gegenstände der Holzschnitzerei nicht mehr im Auslande zu suchen brauchen, was jetzt auf bairischem, auf deutschem Boden hervorgebracht wird, dürfte vielleicht unseren Mittheilungen einen weiteren bescheidenen Werth verleihen; lenken sie doch die Blicke zugleich auf jene Hütten der bairischen Alpen, in welchen eine Stütze der Armuth und eine Pflegstätte der Kunst sich zu gleicher Zeit für die Bewohnerschaft aufgethan.

Aus meinen Erinnerungen.

Zwei Hochstapler in Berlin.

Von Franz Wallner.

In den Jahren 1855 und 1856 tauchten in Berlin verschiedene mysteriöse Persönlichkeiten auf, welche fremdem Eigenthum auf ganz originelle Weise gefährlich wurden. So zum Beispiel Constantin Simonides, von dessen traurigem Ende in Afrika im tiefsten Elend jüngst deutsche Zeitungen Kunde brachten. Er hatte durch seine großartigen Fälschungen die ganze gelehrte Welt in Athem erhalten, nachdem es ihm gelungen war das Palimpsest des Uranios und andere Schätze der Wissenschaft so täuschend echt hinzustellen, daß selbst die sachverständigen Vorstände des Britischen Museums in London, der Universität in Oxford und der Akademie der Wissenschaft in Berlin dadurch getäuscht wurden und sich für die Falsificate viele Tausende von Thalern herauslocken ließen. Die Professoren C. Tischendorf und W. Dindorf in Leipzig hatten das Verdienst, diesen unerhörten Betrug zu entlarven, wenn auch

Alexander von Humboldt schon früher als Zweifler auftrat. Gerade im Begriff nach England durchzubrennen, in dem bereits gepackten Koffer noch die vom Professor Lepsius in Berlin für Ueberlassung des Palimpsest erschwindelte Summe, wurde der geniale und hochgelehrte Verbrecher in Leipzig von dem bekannten Polizeichef Dr. Stieber verhaftet und nach Berlin transportirt. Man fand bei ihm eine Unzahl gefälschter alter Handschriften und Correspondenzen mit Männern der Wissenschaft nach allen Welttheilen, nach Griechenland, Aegypten, England ꝛc.. Ich weiß mich nicht mehr genau auf das Resultat dieses merkwürdigen Criminalprocesses zu erinnern, glaube aber nicht darin zu irren, daß ihm die Gerichte, trotz ähnlicher von ihm früher verübter Betrugsfälle, nichts anhaben konnten, da ihm nicht nachgewiesen werden konnte, daß seine energische Behauptung, er habe das Palimpsest des Uranios im guten Glauben an die Echtheit des Manuscriptes verkauft, auf Unwahrheit basire, trotzdem, daß bei ihm der vollständige Fälschungsapparat, die aus verrosteten Nägeln verfertigte Tinte, die Rohrfedern, deren er sich bedient, das präparirte Material zu den Manuscripten ꝛc. vorgefunden wurde, ebenso sein lithographirtes Portrait mit „Stern und Ordensband", zu welch letzterem er ebenso wenig berechtigt war, wie zu dem angemaßten Doctortitel. Sein Abenteuer in Berlin aber hatte zu viel Lärm in der Welt gemacht, er zog es vor zu verschwinden von dem bisherigen Schauplatz seiner Thaten, und ließ nur das Bedauern hinter sich, daß so eminente Fachgelehrsamkeit nicht zu besseren Zwecken verwendet worden sei. Unlängst, nach einer langen Reihe von Jahren, taucht der Name „Simonides" wieder in den Zeitungen auf, welche melden, daß der Abenteurer einer schlimmen Hautkrankheit im fernen Welttheil erlegen sei. —

Mit ungleich geringerem Aufwand von Geist und Wissen, aber mit weit größerer Frechheit spielte, fast um dieselbe Zeit, der sogenannte Prinz von Armenien seine kurze Rolle in Berlin. Am 11. October 1855 sandte dieser angebliche Prinz von Armenien dem damaligen Staatsanwalt Körner — auch diesen deckt bereits der Rasen — eine Denunciation gegen seine Hauswirthin zu, eine Frau Mahlmann, oder Mehlmeyer, nach welcher dieselbe einen an ihn gerichteten Brief, „eine wichtige Depesche seines Flügeladjutanten Amur Khan" aus London, heimlich eröffnet und gelesen habe. Diese Verletzung des Briefgeheimnisses brachte der hohe Würdenträger zur Kenntniß der Behörden und trug auf gesetzliche Bestrafung der Verbrecherin an.

Körner begab sich in die Wohnung der Beschuldigten und fand an dieser eine sehr einfache, verstandesbeschränkte arme Frau, welche durchaus nicht fassen konnte, daß sie sich eines Vergehens schuldig gemacht, als sie den für sie in unverständlicher Sprache adressirten, unlesbaren Brief eröffnet habe. Der Brief könne auch keine Wichtigkeit haben, meinte sie, denn der Prinz habe ihn in ihrer Stube hingeworfen und liegen lassen. Mit dieser Entschuldigung, deren Richtigkeit auf der Hand lag, übergab sie dem Staatsanwalt einen auf ordinärem Papier geschriebenen Wisch „die Depesche des Flügeladjutanten Amur Khan", welcher sich aber als grober Mahnbrief einer Parfümerie-Handlung „Hevender" in London entpuppte, in welchem der „Prinz" in derber Weise aufgefordert wird, zwei Töpfe Haarpomade zu bezahlen, welche er auf Borg entnommen. Die Böswilligkeit der Denunciation lag auf der Hand, aber der Grund derselben blieb selbst dem scharfen Verstande Körner's verschlossen. Nur Stieber, der damalige Criminal-Director, dem die Sache gemeldet wurde und für welchen der ganze Apparat der Verbrecherwelt ein offenes Buch ist, fand sogleich das Wahre heraus, indem er mit apodiktischer Gewißheit erklärte:

„Der Mann ist ein Schwindler und hat die Absicht einer königlichen Behörde ein officielles Schreiben herauszulocken, welches die Adresse: ‚An Se. Hoheit den Prinz von Armenien' an der Stirne trägt, um dies Actenstück später als Legitimation zu gebrauchen."

Zur Bestätigung dieser Ansicht lief eine zweite Denunciation gegen die Mahlmann ein, worin in pikirter Weise eine Beschwerde ausgesprochen wurde, daß man die Anzeige eines hochgestellten Mannes von Seiten der königlichen Staatsanwaltschaft nicht einmal einer Antwort werth gehalten habe.

Inzwischen hatte man Erkundigung über die Person des angeblichen Prinzen eingezogen und erfahren, daß derselbe in sehr ärmlichen Umständen und ganz ohne Legitimation sich in Berlin aufhalte.

Nun hielt es Dr. Stieber an der Zeit, gegen den Unbekannten vorzugehen. Auf eine artige mündliche Einladung des Polizei-Commissärs Rakenstein, sich im Directions-Bureau der Criminal-Polizei einzufinden, erschien am nächsten Tag ein behäbiger, wohlgenährter, aber nichts weniger als prinzlich aussehender Mann, trotz des Sternes, den er auf der Brust des schwarzen, ziemlich abgetragenen Fracks befestigt hatte.

„Ich bin der ‚Prinz von Armenien', melden Sie mich Ihrem Chef," herrschte er dem im Vorzimmer Stieber's arbeitenden Beamten zu.

Wie einen zum Besuch erwarteten Bekannten empfing Stieber den Abenteurer, ließ sich von ihm noch einmal die Geschichte der erbrochenen Depesche seines Adjutanten „Amur Khan" erzählen, die sichtlich in gewinnsüchtiger Absicht von seiner Hauswirthin geöffnet worden sei. Ferner theilte er, einmal zutraulich geworden, dem Chef der Criminal-Polizei mit, er sei durch einen eigenhändigen Brief der Königin von Georgien an Se. Majestät den König von Preußen empfohlen worden und hoffe wieder in den Besitz seiner Länder und zu dem viele Millionen betragenden Staatsschatze zu gelangen, welche der Kaiser von Rußland ihm gestohlen habe.

Hier entfernte sich Dr. Stieber, indem er sich die Erlaubniß ausbat, einen Augenblick „nur zur Ertheilung eines geschäftlichen Auftrages" sich in's Vorzimmer begeben zu dürfen.

Im weiteren Verlauf des Gespräches wußte der schlaue Polizist das Gespräch auf den Ordensstern des Prinzen zu lenken, und um die Bedeutung desselben zu fragen, obgleich er längst in demselben das Commandeurkreuz des portugiesischen Christusordens erkannt hatte. Es wäre der „armenische Hausorden", den jeder armenische Prinz schon in der Wiege erhält, lautete die unbefangene Antwort.

Nach einer Stunde des wechselreichsten Zwiegesprächs, gegen den Schluß desselben nur unterbrochen durch einen Beamten, der seinem Chef eine leise Meldung und ein Schriftstück brachte, wollte sich „der Prinz" entfernen, als ihn, schon zwischen Thür und Angel, Director Stieber bat, einem Beamten, der die Ehre haben würde, ihn zu begleiten, seine Legitimationspapiere mitzugeben.

Zuerst in hochfahrender Weise, dann bei der eisernen Festigkeit des Criminalisten, ahnend, daß er durchschaut sei, etwas kleinlauter, erklärte er, er habe gemeint, seine Stellung schütze ihn vor derlei Polizeinergeleien, man möge sich bei Sr. Majestät dem König nach ihm erkundigen.

„Das ist bereits während unseres Gespräches telegraphisch geschehen," antwortete Stieber mit leisem ironischen Lächeln, „und es thut mir leid, daß Se. Majestät nicht nur Nichts von dem Empfehlungsschreiben der Königin von Georgien weiß, sondern daß man im königlichen Cabinet so unwissend ist, die absolute Behauptung aufzustellen, eine solche existire gar nicht."

Sein Paß, erwiderte er, und seine Legitimationspapiere seien ihm ebenfalls vom russischen Kaiser gestohlen worden.

„Auch dies muß ich bestreiten," entgegnete mit dem Behagen einer mit einer Maus spielenden Katze der hartgesottene Criminalist, „die russische Gesandtschaft stellt in einer hier eben eingetroffenen telegraphischen Antwort alle Ihre Behauptungen nicht nur entschieden in Abrede, sondern behauptet auch, daß Sie von derselben namhafte ‚Almosen' empfangen hätten."

Das Resultat dieses Besuches war die Verhaftung des angeblichen Prinzen von Armenien und ein monatelanger heftiger Kampf zwischen den gewaltigen Mitteln der Polizei und der frechen Schlauheit eines Abenteurers. Trotzdem, daß dem Letzteren Zug für Zug der Boden seiner erlogenen Existenz unter den Füßen weggezogen wurde, brachte jeder Tag eine ungeahnte Erfindung, eine neue unglaubliche Behauptung. Große Summen mußten zur Erforschung dieses Lügengewebes hinausgeworfen werden, trotzdem man von der Zwecklosigkeit dieser Vergeudung im Voraus überzeugt war. Einem kecken Schachspieler gleich versuchte der „Prinz von Armenien" die Polizeigewalt „matt" zu machen, und seiner bodenlosen Unverschämtheit gelang dies seltene Kunststück am Ende wirklich.

Wir haben oben schon erwähnt, welche Märchen er über sein Verhältniß zum Kaiser von Rußland, zum König von Preußen, zur fabelhaften „Königin von Georgien", ferner über seinen armenischen Ordensstern der Polizei aufzutischen wagte; man fand

Digitized by Google

unter seinen Papieren einen Brief mit einem preußischen Thalerstück gesiegelt, der in französischer Sprache die Aufschrift trug: „Depesche des Fürsten Petrosbey an Se. Königl. Hoheit den Prinzen von Armenien", und einen abgelaufenen Paß auf einen Engländer „Amur Khan". Es wurde durch die betreffenden Gesandtschaften erwiesen, daß er unter letzterem Namen in London und Brüssel eine zahllose Menge Betrügereien verübt habe und in Belgien von der Zuchthauspolizei zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt worden sei. In Paris hatte er sich mit einem gefälschten holländischen Paß auf den Namen Johannes Joseph aufgehalten, war dort im Jahre 1850 wegen Schwindeleien durch Ministerialbefehl ausgewiesen und später wegen unbefugter Rückkehr nach Frankreich mit zwei Monat Gefängniß bestraft worden. Der Leipziger „Illustrirten Zeitung" bot er mit seltener Frechheit fünf Thaler an, damit sie ihn unter dem Namen „Prinz Silvanesian" verherrliche; in dem genealogischen Kalender machte er den mißlungenen Versuch, sich unter dem Namen „Adjutant Fürst Petrosbey" unter die Reihen hoher Häupter einzuschmuggeln; ja selbst Berlin hatte er vor einer Reihe von Jahren zum Schauplatz seiner Thaten erkoren, hatte damals zur Abwechslung unter dem Namen „Fürst Koricoz" betrügerische Schulden gemacht, war im Arrest gesessen und durch den Polizeipräsident v. Puttkammer verwiesen worden. Der Schneidermeister Kohn unter den Linden, welcher die Identität dieses Fürsten Koricoz mit dem jetzigen „Prinz von Armenien" auf das Allerbestimmteste behauptete, war damals von dem schlauen Gast auf die raffinirteste Weise um eine sehr namhafte Summe beschwindelt worden.

Sollte man nicht glauben, daß unter der Wucht dieser gravirenden Thatsachen auch das verstockteste Abenteurergemüth zusammenbrechen und zum Geständniß bewogen werden würde? Zumal als die Untersuchungshaft — ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahin gestellt sein lassen — im Arbeitshause stattfand, und Se. Hoheit der Prinz von Armenien zu den gesetzlichen niedrigen Dienstverrichtungen angehalten wurde, da der armenische Staatsschatz nur aus sechs Thalern bestand und nicht zum Unterhalt des hohen Herrn ausreichte. Seine Antworten lauteten dahin, „daß er nun alle und jede Auslassung verweigere, da er einsehe, daß alle preußischen Beamten von seinem Feinde, dem Kaiser von Rußland, bestochen seien, daß man ihm seinen Staatsschatz stehlen würde, wenn er den Versteck desselben nachwiese, und er es daher vorziehe, sich in sein Schweigen zu hüllen und, wie er schon so oft gethan, als Märtyrer seines guten Rechtes zu leiden."

Dabei blieb er nun unverbrüchlich stehen und setzte die Polizei dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Trotz der enormen Kosten, welcher in dieser verhältnißmäßig so unbedeutenden Sache aufgewendet worden waren, konnte man dem Abenteurer nichts nachweisen als Führung falscher Titel, Würden und Orden — Vergehen, die nur mit einer nicht allzu langen Gefängnißstrafe geahndet werden konnten. Die weitere Untersuchung würde dem Justizfonds ungeheure Ausgaben verursacht haben und zwar ohne Zweck. Man lehnte es daher „aus Zweckmäßigkeitsgründen" ab, den Fremdling vor Gericht zu stellen, nahm von weiterer gerichtlicher Verfolgung Abstand und ließ den „Prinzen ohne Land und Namen" über die Grenze frei, mit der ernstlichen Verwarnung, das preußische Land je wieder zu betreten. Die erlittene Haft wurde ihm als Strafe (??) angerechnet. Der Abenteurer hatte so recht eigentlich die Polizei mürbe gemacht, nicht sie ihn; unter einem Hinckeldey wollte dies etwas bedeuten.

Das war das nüchterne Ende einer geheimnißvollen Begebenheit, welche damals in Berlin ungeheures Aufsehen erregte und zahllose Pro und Contra hervorrief.

Wer war dieser Prinz von Armenien? Das ist ein Mysterium geblieben bis auf den heutigen Tag, das außer ihm selbst wohl Niemand zu lösen im Stande sein dürfte. Aller staatsanwaltliche, criminaldirectoriale und polizeiliche Scharfsinn scheiterte an diesem Räthsel. Seit der Unbekannte aus Preußen „gegangen wurde", ist er verschollen und auf der Weltbühne großer Städte nicht wieder aufgetaucht. Seine versteckten Anspielungen, nach welchen Preußen für die Beschimpfung seiner Person Genugthuung, „die selbst einen Krieg nicht ausschloß", werde geben müssen, sind ohne Erfolg geblieben, weder die „Königin von Georgien", noch „der Schah von Persien" haben sich ihres Schützlings angenommen, der trotz seiner auffallenden Persönlichkeit seit vierzehn Jahren von der Landkarte weggefegt erscheint, und nur im Neuen Pitaval oder in Bülow's Buch über geheimnißvolle und räthselhafte Menschen ein Denkmal finden wird. Keiner aber wird je die Frage beantworten können: „Wer war der Prinz von Armenien?"

Der Baumwürger.

Von **Gustav Wallis.**

Mit Unrecht beschuldigt man Menschen und Thiere allein eines ihnen angeblich angeborenen Vernichtungstriebs, der den Frieden des stillen Stein- und Pflanzenreichs durch ihren unaufhörlichen Kampf um die Existenz störe; auch dieser Naturfriede ist nur ein schöner Traum, seitdem wir in der sanften Pflanzenwelt Gewächse kennen gelernt, welche an Mordlust den wildesten Geschlechtern der Raubthiere nicht nachstehen und von den Naturkundigen selbst mit dem Namen „Würger" bezeichnet werden: das ist der Schling- oder Baumwürger in Brasilien. Nicht ohne Rührung, aber auch nicht ohne ein besonderes Gefühl, durchmischt mit stillempfundenem Mitleid und innerer Entrüstung, können wir neben seinen Opfern ihn ansehen, der in der Reihe der tropischen Pflanzenformen eine so grausame Rolle spielt.

Ein Baum lebt auf einem andern Baume; er bemächtigt sich räuberisch seiner Stütze, überwältigt und erdrückt sie, um sie zu Staub zu vernichten, während das Opfer bei selbst größerer Ueberlegenheit sich nicht vor dem tyrannischen Uebermuthe zu schützen vermag. Wiewohl dieser würgende Baum dem äußeren Ansehn nach ein Schmarotzer, so ist er es im wissenschaftlichen Sinne doch nicht, da man, streng genommen, unter solchen nur diejenigen Gewächse begreift, die aus den Säften der Individuen, auf denen sie vorkommen, ihre Nahrung ziehen, oder doch mit dem fremden Leben eine engere Verschmelzung eingehen, ähnlich wie beim Pfropfen durch Wildling und Edelreis bewirkt wird. Die europäische Flora rechnet als bekanntere Beispiele die Mistel und die Flachsseide hierher. Die Gestalt, unter welcher dies Naturwunder — ein lebendes Denkmal irdischer Größe und Vergänglichkeit — auftritt, ist nicht immer gleich. In den gewöhnlichsten Fällen steigen zwei Bäume wie ein enggeschlossenes Zwillingspaar in Brüderlichkeit neben einander auf. Einer derselben jedoch schlingt mörderisch seine Arme um den andern, ihn dem Tode zu überliefern und um hernach siegend über den Resten des Gefallenen seine Krone ausbreiten zu können. Oder es erscheint der Tyrann in Form eines Maschenwerkes schmiegsam wie flüssendes Blei um den Stamm des Andern ausgegossen. Diese Art Erdrosselung ist die wirksamste, am schnellsten den Untergang des Genossen herbeiführende. In beiden Fällen aber sind die Bildungen von gleich überraschender Wirkung, so wunderbarer wie räthselhafter Natur, daß selbst dem geübten Blicke es schwer fällt, zwischen dem richtigen Mein und Dein zu unterscheiden. Ja, es ereignet sich, daß der Feind, wie im Kampf ermüdet, von seinem Vorhaben abzustehen scheint, indem er in einem Bogen nach der Erde sich verästelt und dort einwurzelt, nur um mit größerer Kraft gerüstet seine Kriegsoperationen desto sicherer fortsetzen zu können.

Was nun die Entstehung und das Werden dieser Erscheinung betrifft, so verdankt sie ihr Dasein fast immer nur äußeren Zufällen, zu denen jedoch die Mittel und Wege von der fürsorglichen Natur schon vorgezeichnet liegen. Vögel, Fledermäuse und andere Thiere verzehren die genießbaren Früchte des Baumräubers, und so gelangt der Same leicht an den Ort seiner zukünftigen Bestimmung. Er wird entweder am Stamme abgestreift oder mit den Excrementen der Thiere abgelegt. Hier nun wurzelt, harmlos und bescheiden anfangs, ein junger Sprößling; ein Würmchen am Stamme, treibt er genügsam die ersten Blätter, und noch beachtet Niemand das kümmerliche Wesen, das sich an seine Pflegemutter anzuklammern sucht. Doch wehe! Der kleine Unhold lohnt die erwiesenen Dienste schlecht! Gleichwie beim ge-

Die Weinpalme im Kampf mit dem Baumwürger.
Nach der Natur aufgenommen.

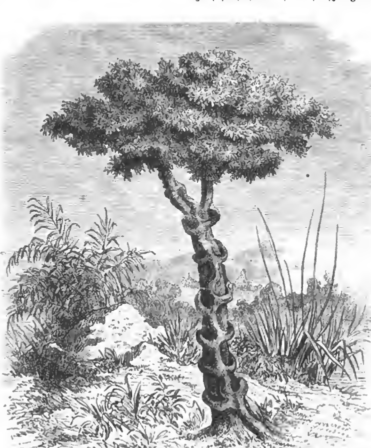
zähmten Tiger der Blutdurst nur schlummert, nicht unterdrückt ist, um früher oder später unausbleiblich an seinem Herrn sich zu versündigen, so sehen wir auch dem Baumwürger schon zeitig die mörderischen Triebe eingepflanzt. Denn kaum über das erste Kindesalter hinaus, legt er auch schon seine Arme um das Opfer, der erste Schritt seiner verbrecherischen Laufbahn ist geschehen; und damit hat er bereits sein Spiel gewonnen! Die Arme halten ihn fest und kein Sturm entführt ihn seiner Stätte mehr. Mit doppelter Kraft gehoben, dehnt er sich nun rasch in die Höhe, rascher als seine Pflegerin es einst vermochte. Von Zeit zu Zeit wachsen ihm, höher hinauf, neue Armpaare, deren Zweck um so unfehlbarer ist, als sie bei ihrem Zusammentreffen in einander zerfließen und solcherart einen einzigen festen Ring bilden. Ihre Verschmelzung geht so gründlich vor sich, daß sie keine Spuren der Einigung zurücklassen.

Mit der zunehmenden Ausdehnung und Stärke dieser Armwurzeln beginnen die Folgen der Zerstörung sichtbar zu werden; denn während das umschlossene Opfer an den freien Stellen sich noch auszudehnen vermag und sich über und unter den Schlingen Anschwellungen bilden, entstehen die grellsten Contraste im Hinblick auf die weniger entwickelten Theile. Die Zerstörung schreitet unaufhaltsam vor, fast sich überstürzend, durch verschiedene Umstände mehr oder weniger begünstigt. Der Kampf um das Leben ist jedoch so hartnäckig, daß der Unterdrückte dem Sieger oft erst weicht, nachdem die Kronen Beider gleiche Größe haben und vollkommen in einander verwachsen sind.

Der freien Lebensthätigkeiten nicht mehr befähigt, senkt der Besiegte endlich lebensmatt sein vorhin noch so freudig erhobenes Haupt. Er wird ein Spiel der Stürme und anderer zerstörenden Elemente. Ein Ast wird nach dem andern aus der Höhe in die Tiefe hinabgeschleudert, bis nur noch der kahle Rumpf als redendes Zeugniß der Schandthat zu verbluten übrig bleibt. Nun, wo der Verräther den Gipfel seines Triumphes erreicht zu haben sich rühmen könnte, hebt die Periode seines eigenen schmachvollen Unterganges an. Auf eigenen Füßen zu schwach, tragen ihn auch die Reste des Erdrosselten nicht mehr, da diese langsam zu vermodern beginnen, um nun an dem überlebenden Despoten das Werk der Vergeltung zu üben. Ein Gerippe nur noch, schwankt der durchlöcherte Bau, ein kümmerliches Dasein fristend, sich selbst zur Last und unter den übrigen Bäumen des Waldes seinem Schicksal preisgegeben. Noch einmal schüttelt der Sturm die zerbrechlichen Glieder, und mit krachendem Getöse stürzen sie zusammen, über den Trümmern des Vorangegangenen ihr eigenes Grab findend.

Nur wenn wir uns die Principien vergegenwärtigen, nach denen die Gebilde des üppigen tropischen Pflanzenlebens entstehen und vergehen, wo Eins mit dem Andern um sein Dasein ringt, wo räthselhafter Weise über modernden Trümmern ununterbrochen neue Formen treiben, und wo ein beständiges gegenseitiges Zerstören und Wiedergebären in der schaffenden Natur stattfindet: dann nur sind wir im Stande, das Schroffe in den Gegensätzen des besprochenen Phänomens weniger schroff zu finden und in gemildertem Lichte eine Erscheinung zu betrachten, welche ohne diese Milderung die Einbildung auch des stumpfesten Gemüthes wachrufen muß.

Ein gewiß interessantes Beispiel solcher Erdrosselung bieten uns die im Bilde vorgeführten nebeneinander stehenden Mauritia-Palmen, welche Ansicht den unteren Theilen des Itapicuru-Flusses im nordöstlichen Brasilien, nahe dem Aequator, entnommen ist. Spricht nicht aus dem Bilde des anscheinend unselbstständigen Wesens eine Ueberlegung, eine Kriegslist heraus, deren berechnende Absicht, von der der Baumgattung eigenen Dehnbarkeit und Schmiegsamkeit begünstigt, um so gewisser erreicht wird? Der Würger, nicht zufrieden, rechterseits seinen Zweck erreicht zu sehen, sandte schon frühzeitig eine Helfershand aus, um mit ihr später unter vereinten Kräften den Prachtbau auch der zweiten edlen Gestalt herabzustürzen, die in so würdiger wie prunkloser Majestät noch stolz ihr Haupt in die Lüfte trägt! Wenn schon unter allen Bäumen die Palmen am längsten dem Würger Widerstand zu leisten pflegen, so macht doch die in Rede stehende Mauritia — auch Weinpalme genannt — eine Ausnahme. Sie besitzt nur in ihrer Rinde außerordentliche Härte; das Innere dagegen ist weich und schwammig. Den schönen Namen „Weinpalme" hat dieser Baum darum erhalten, weil der äußere Breimantel der zierlich beschuppten Früchte zur Darstellung eines beliebten gegohrenen Getränkes Verwendung findet, das zwar keineswegs mit Wein verglichen werden kann, der Wissenschaft aber dennoch Veranlassung gab, eine Art dieser Gattung mit dem Namen „vinifera" zu belegen.



Der selbstmörderische Baumwürger.
Nach der Natur aufgenommen.

Auf den wunderbaren, aus dem Geschlecht der Feigenarten stammenden Schlingbaum zurückzukommen, so wurde derselbe von dem Brasilianer ganz bezeichnend mit dem Namen Cipó-matador wörtlich Schlingwürger bezeichnet. Er gehört aber nicht, wie man mehrfach angenommen hat, einer einzigen Species, sondern mindestens drei verschiedenen, wie ich schon beobachtet, an. Es ist dies um so weniger befremdend, als die Eigenschaft des Kletterns, die große Genügsamkeit auf dürftigem Boden, sowie die Dehnbarkeit, gewissermaßen das Modelungsvermögen im Anschluß an fremde Gegenstände, selbst an Steine, einen wesentlichen Charakter der ganzen Familie ausmachen. Aehnlichen Charakter, jedoch weniger gewaltsam im Anblick, finden wir in Brasilien auch noch bei einigen Gliedern der in den Tropen zu hohen Bäumen anwachsenden, der Malvenfamilie verwandten Bombacineen; ferner bei mehreren Clusia-Arten, die alle Eigenschaften eines wahren Schmarotzers zeigen, weil sie auf Kosten ihres Gastfreundes ein fettes glänzendes Blatt, große prachtvolle Blumen tragen, wie auch noch oft dem fremden Haushalte eine Menge seltsam geformter Früchte zu danken haben.

Nicht weniger auffällig macht sich der Cipó-matador, wenn er, zufällig einer Mauer entsprossen, gegen die ihm feindlichen

Elemente ankämpfend heranwächst. Alsdann bewahrt er zwergartigen gedrungenen Habitus, er quält sich zu einem Flachrundbie, die sonderbarsten Verzerrungen bildend, und während er durch alle Steinfugen seine Wurzeln treibt, bereitet er, anstatt sich mehr und mehr zu befestigen, sich selbst mit der Mauer zugleich unvermeidlichen Ruin, indem ein gelegentlicher Sturm den ganzen Bau über den Haufen wirft.

Wie aber, möchte der Leser fragen, wenn ein solches Gewächs anfeimt, ohne überhaupt eine Stütze in nächster Nähe zu haben? Dann bietet es das Bild der lächerlichsten Einfalt. Es entsteht dann allerdings ein Baum, der anfangs wie jeder andere in Selbstständigkeit gerade und ohne Mißbildung aufwächst. Lange aber unterdrückt er seine angeborenen Triebe nicht, denn aller Consequenz zuwider treibt er, wie unsere kleinere Abbildung zeigt, auch ohne Stütze Arme und Wurzeln aus dem Stamme, sucht endlich an sich selbst sein Würgsystem in Anwendung zu bringen und betrügt sich solcher Art früher oder später um seine eigene Existenz.

Die schlagenden Wetter bei Burgk.

Bericht von der Unglücksstätte.

„Dreihundert Menschen verunglückt in den Kohlenwerken des Plauen'schen Grundes!" — so lief am Morgen des zweiten August ein dumpfes Gerücht durch unser Dresden und warf einen grellen Mißklang in die eben begonnene Volkslust der bekannten „Vogelwiese". Es sträubte sich das Herz, die entsetzliche Botschaft zu glauben, bis noch vor Abend authentische Nachrichten die erste Kunde in ihrem ganzen Umfange bestätigten, die Kunde von einem Unglück, wie es in solcher Massenhaftigkeit die Chronik des Bergbaus noch nicht verzeichnet hat, und das in demselben kleinen Sachsenlande, wo der „schwarze Diamant" nur vor fünfundzwanzig Monaten erst seine Hekatomben gefordert, wo noch lange die Wunde nicht vernarbt ist, welche die Katastrophe von Lugau geschlagen hat!

Der „Plauen'sche Grund", bekanntlich das hinter dem unweit Dresden gelegenen Dorfe Plauen sich öffnende, von Nordosten nach Südwesten laufende Thal der Weißeritz, welches jetzt die von der sächsischen Hauptstadt über Tharand nach Freiberg und Chemnitz führende Eisenbahn durchschneidet, bildet in seinem mittleren Theile ein sanft gehügeltes stundenbreites Gelände, in welchem sich Haus an Haus reiht und die stattlichen Gebäude der verschiedenen Dörfer und Ortschaften sich gewissermaßen zu einer einzigen ansehnlichen Stadt vereinigen; dieser Plauen'sche Grund zählt zu den bedeutendsten Industriebezirken des gewerbthätigen Sachsens. Zu den umfänglichsten Steinkohlenschachten des ganzen Grundes gehören die etwa dreiviertel Stunde südwestwärts von Potschappel bei dem Dorfe Burgk gelegenen Werke des Freiherrn von Burgk, die von den vorletztes Jahr im Plauen'schen Grunde gewonnenen etwa sechs Millionen Scheffeln Steinkohle allein zwei Millionen und siebenmalhunderttausend Scheffel zu Tage förderten und jetzt mehr als achtzehnhundert Arbeiter beschäftigen. Diese Burgk'schen Gruben nun, und zwar die Schachte „Neue Hoffnung" und „Segen Gottes" sind der Schauplatz des entsetzlichen Trauerspiels geworden, welches sicherlich bis in die zweite und dritte Generation hinab den zweiten August des Jahres 1869 zum größten Unglückstag des sächsischen Bergmanns stempeln wird.

Der Morgen war wunderschön, das Thal lag im wonnigsten Sonnenlichte und die Rauchfahnen aus den vielen hohen Fabrikschloten glänzten wie vergoldete Wolken, als ich, von der „Gartenlaube" zur Unglücksstelle abgesandt, in Potschappel dem Bahnzuge entstieg. Ein alter Bergmannsinvalid harrte auf der Station der ankommenden Fremden und führte sie hinauf nach der Schreckensstätte, um so sich durch das Unglück seiner Cameraden ein paar Groschen zu verdienen.

Etwa eine Viertelstunde über Potschappel erblickt man am Fuße des Windbergs, dem beträchtlichsten Höhepunkte des Plauen'schen Grundes, das ansehnliche Dorf Burgk oder Großburgk, mit seinem Schlosse, dem Wohnsitz des Freiherrn gleichen Namens, mit seinen mannigfachen Verwaltungs- und Beamtengebäuden und den vielen schmucken Privathäusern. Rechts an der Straße steht das „Huthaus", der Versammlungsort der Bergleute, ehe sie anfahren. Kaum hatten wir die Blicke dem in allen Berichten von der Katastrophe genannten grauen Gebäude zugewandt, so sahen wir zwei Rüstwagen langsam die Straße herabfahren und neben und hinter ihnen Gruppen von Männern und Frauen einhergehen.

„Da bringen sie die Ersten," sprach unser greiser Führer und wischte sich eine Thräne aus dem verwetterten Gesicht. Dann zog er fromm seine Mütze ab und ließ den Zug vorüber.

Ja, es waren die Ersten, die ersten Särge nämlich, die mit den sterblichen Ueberresten von vier der Verunglückten dem nahen Friedhofe von Döhlen zugefahren wurden, zu dessen Kirchspiele Burgk mit seinen Kohlenwerken gehört.

„Die Frau dort," flüsterte mir der alte Bergmann zu, „hat mit einem Schlage den Mann, drei Söhne und drei Brüder verloren! Sie ist von Niederhäßlich am südlichen Fuße des Windbergs da."

Die Frau hatte keine Thränen, mit versteinertem Antlitz wie eine Medusa zog sie ihren Passionsweg, aber dieser stumme Schmerz, diese ergreifende, thränenlose Verzweiflung — sie waren erschütternder, als der laute, erleichternde Jammer der Andern, und die starren Züge der Unglücklichen haben sich meinem Gedächtniß unverlöschlich eingeprägt.

Immer häufiger wurden jetzt die Gruppen uns begegnender jammernder und klagender Frauen und Mädchen. Mit jedem Schritte vorwärts wurde unser Gang zur Stätte des Unglücks schwerer.

Wir bogen jetzt in einen steilen Bergpfad ein und stiegen am Abhange des Windbergs in die Höhe. Endlich stehen wir am Ziele; rechts vor uns ist der ‚Neue-Hoffnung-Schacht' und etwa tausend Schritte weiter liegen die Bauten des ‚Segen Gottes'; dazwischen der lange Stollen, der beide Schächte verbindet.

Es ist ein ausgedehntes Terrain, das wir nun betraten, von jenem unheimlich öden, ruß- und dampfgrauen Anblick, wie er allen dergleichen Kohlengruben und Bergwerken eigen zu sein pflegt. Eine Eisenbahn führt hier zur Linken nach der Station von Potschappel hinunter und zweigt sich in mehrere Nebenschienenwege nach den einzelnen Schächten ab, so daß jeder dieser letzteren seine Producte in directer Communication den großen Verkehrsplätzen draußen zusenden kann. Und auf diesen Bahnen rollen die Kohlenwagen hin und her, schnauben die Locomotiven, pfeifen die Schaffner, als habe es keinen zweiten August gegeben!

Auch die weite Hochfläche ist sehr belebt, aber von einem schmerzlichen Leben. Männer und Weiber sitzen in trübem Hinbrüten auf den Schlackenfeldern, gehen und kommen und nicken sich wehmüthig zu oder schütteln leidbewegt die Köpfe. Weiter vorn am Neuen Hoffnungsschacht aber hat sich dichtgedrängt ein buntes Menschengewühl zusammengeschaart. Gensd'armen und Militärposten sperren die Schachtgebäude und Kohlenschuppen gegen das andrängende Publicum ab, um nur die Angehörigen der Verwundeten zur Schauderstätte zuzulassen.

Auch mir wurde natürlich zunächst der Eintritt in die vom Cordon umzogenen Räume verweigert, bis ich, nach wohl stundenlangem Umherirren von einem Gebäude, einem Schuppen, einer Förderungsbrücke zur andern, mit Hülfe meines Geleiters einen der höheren Bergbeamten ausfindig gemacht und bei ihm mich gehörig legitimirt hatte. Mein Auftrag von Seiten der „Gartenlaube", ich darf es wohl sagen, verschaffte mir die besondere Berücksichtigung, daß mir ein Steiger zum Begleiter auf einem Gang durch die Werke mitgegeben wurde.

In solchem Geleite trat ich denn meine weitere Wanderung an. Ueber eine Art von Brücke, die zum Transport der Kohlenwagen dient, ging es zunächst dem Lagerschuppen zu. Hier werden die Kohlenvorräthe aufgespeichert, jetzt war er zum Todtenhause umgeschaffen. Welches Schreckbild wartete meiner, sobald ich mir durch die Reihe jammernder Weiber und Kinder Bahn gebrochen hatte, die, gleich einer Schirmwand, die Todten umgaben! Ich habe die Morgue auf dem großen Sanct Bernhard in der Schweiz, habe die Morgue in Paris gesehen, — doch was sind ihre Schrecken gegen die grausige Scene in diesem Kohlenschuppen!

Auf grünen Birkenbüschen, denselben Büschen, mit denen der Bergmann die „schlechten Wetter“ aus den Gruben zu wedeln pflegt, waren, Einer an den Andern, die entstellten Körper von dreizehn der Verunglückten gebettet: zum Theil verbrannt, mit blutigen Wunden an Kopf und Gliedern, hie und da schon verkohlt, braun oder vielmehr rauchgrau, in einer Farbe, welche vom Neger, vom Mulatten, vom Malaien, von allen diesen Menschenracen etwas an sich hatte und doch wieder von jeder natürlichen Färbung der Menschenhaut so ganz verschieden war, — so lagen die sterblichen Ueberreste der armen Bergleute da — ein Bild, dessen Graus sich nicht beschreiben, aber auch nie wieder vergessen läßt, das in aller seiner Furchtbarkeit vor mir steht, sowie ich nur die Augen schließe! Eine der Leichen, eine merkwürdig angeschwellte Gestalt, mit dickgedunsenem Gesichte und aufgerissenem Munde, schien man soeben erst hereingeschafft zu haben, sie lag außer der Reihe der Uebrigen und — noch überrieselt mich's kalt, wenn ich daran denke! — ich stolperte über die weitausgebreiteten Füße des Unglücklichen. Und neben diesem schauderhaft entstellten Leichnam, der kaum noch den Anblick eines Menschen darbot, kniete ein junges Weib und badete die verstümmelten, blutig zerrissenen Finger des Todten mit heißen Thränen.

„Mein Wilhelm, mein guter Wilhelm!“ schluchzte die Arme. „Ja, es ist mein Wilhelm. Ach, ich möchte mich gleich lebendig zu ihm in den Sarg legen . . . es ist ja zu entsetzlich! Und es war am Montag nach acht Wochen seine erste Schicht wieder; er hatte zwei Monate krank gelegen und fuhr zum ersten Mal wieder an . . . und da muß ihn das Wetter erschlagen!“

Aehnliche Scenen, wenn auch vielleicht minder laut und lebhaft, spielten sich in allen Ecken des Todtenschuppens ab; überall Weinen und Wimmern, überall ein Schmerz, der sich nicht in Worte fassen läßt! Die Leidtragenden waren meist junge Frauen oder alte Mütterchen, denn sämmtliche der hier auf Grün gebetteten Todten waren junge Männer von zwanzig bis dreißig Jahren gewesen, sogenannte Förderleute, denen es obliegt, die von den Häuern an den „Orten“, das heißt an den Stellen, wo eben abgebaut wird, losgehauenen Kohlen in die „Hunde“, eisenbeschlagene Holzwagen auf kleinen Rädern, zu füllen und auf den „Strecken“ bis dahin zu bringen, wo sie mittels Dampfkraft in die Höhe gezogen werden. Und da jammerte nun manche Mutter, welcher der verhängnißvolle zweite August alle ihre Söhne geraubt; da stand aufgelöst in Schmerz manches junge Weib mit dem Erstgeborenen auf dem Arme, der seinen Vater verloren hatte, noch ehe er den Namen desselben lallen konnte; da wischte sich manche hochbetagte Greisin die stillen Thränen aus den blöden Augen, über den kalten schwarzen Mann gebeugt, welcher die einzige Stütze ihres Alters gewesen war! Ach! so rufe ich wieder und wiederum aus, wo ist die Feder gewaltig genug, um solchen Ueberschwang von Leid und Weh zu schildern?

Die Stelle, von wo die Katastrophe ihren Ausgang nahm, glaubt man zu kennen, man weiß, daß der Segen-Gottesschacht Räume umschließt, in denen sich Schlagwetter bilden; warum nun aber diese letzteren plötzlich so ungeheuere Dimensionen annahmen, darüber läßt sich, wie schon erwähnt, bis jetzt Positives noch nicht behaupten. Möglich, daß die Explosion aus längst abgebauten und durch Mauerwerk von den noch im Gange befindlichen Orten sorgsam abgesperrten Stellen kam und nach Zersprengung der schirmenden Scheidewände sich nach dem Arbeitsschachte verbreitete. Gewiß scheint die als vortrefflich bekannte Leitung der Burgk'schen Kohlenwerke kein Vorwurf zu treffen, wenn sich auch, wie mir erzählt wurde, in den letzteren Jahren eine Praxis eingeschlichen haben mag, die vielleicht nicht durchaus zu billigen ist. Früher fuhren nämlich an jedem Morgen nach einem Feiertage, also auch jeden Montag, Obersteiger und Steiger mit ihren Davy'schen Sicherheitslampen zuerst in den Schacht ein und ließen keinen Arbeiter eher zu, als bis sie sich überzeugt hatten, daß keine schlagenden Wetter vorhanden waren, die sich leicht anzusammeln pflegen, wenn längere Zeit keine Bewegung im Schachte stattgefunden hat. Neuerdings aber pflegen die Förderleute den vor der Frühschicht abgehaltenen Verlesungs- und Andachtsversammlungen im Huthause nicht mehr anzuwohnen, sondern sich immer sofort in den Schacht zu begeben, um soviel „Hunde“ wie nur möglich mit Kohlen füllen zu können, da sie nach der Anzahl der beladenen Wagen bezahlt werden. Kohlen sind von den vorhergehenden Schichten immer noch genugsamer Vorrath losgebrochen übrig, so daß das Werk der Hundefüllung ohne Verzug beginnen kann. Auch am zweiten August sind die Förderleute zuerst in die Schachte gedrungen; ob sie nun mit ihren Blendlichtern die Gase entzündet haben, wer mag das entscheiden, nachdem Keiner, der über den Ursprung des Unglücks vielleicht einigen Aufschluß ertheilen könnte, mehr unter den Lebenden ist?

Auf dem Schienenwege, der beide Schachte verbindet, wanderte ich nun dem „Segen Gottes“ zu. Waren die Eindrücke, welche ich auf der „Neuen Hoffnung“ empfangen, ergreifender, erschütternder, herzbrechender Natur gewesen — sie traten weit zurück vor der Gewalt der mich hier auf „Segen Gottes“ empfangenden. Hier war die eigentliche Schauderstätte, der wahre Ort des Entsetzens, gegen dessen Bilder weit im Hintergrunde blieb Alles, was ich auf dem Neuen-Hoffnungsschacht beobachtet. Schmerz und Erschütterung wichen hier gewissermaßen dem nackten Grausen!

Der Segen-Gottesschacht erscheint stattlicher als der von „Neue Hoffnung“, sein Dampfschlot erhebt sich stolzer in die Lüfte und der Complex seiner Bauten ist umfänglicher und ansehnlicher. Höher gelegen als „Neue Hoffnung“, gewährt er, unweit der viel besuchten „Goldenen Höhe“, zugleich eine prachtvolle Aussicht auf die Elbhöhen und die Berge des Plauenschen Grundes. Der Menschenzusammenfluß war womöglich noch zahlreicher als auf dem andern Werke, aber unerbittlich wehrten die hier auch zahlreicher aufgestellten Soldatenwachen, Gensd'armen und Werkbeamten Alles ab, was nicht durch specielle Ermächtigung oder von Berufswegen zum Zulaß berechtigt war; selbst die Hinterbliebenen der Verunglückten suchte man, in anzuerkennender Menschlichkeit, thunlichst von der Schreckensstätte abzuhalten. Der Anblick, der ihnen bevorstand, wäre ja mehr gewesen, als die Meisten zu ertragen vermocht hätten!

In einem hohen Kuppelbau des Werkes hängen zuvörderst an riesigen eisernen Ketten, dann an halbarmdicken Tauen die Gestelle, auf welche die „Hunde“ gesetzt werden, um die losgehauenen Kohlen aus einer Tiefe von achthundert Ellen heraufzufördern, und zwar derart, daß immer ein Gestell hinunter, das andere heraufläuft. Eine mächtige Dampfmaschine setzt das Hebewerk in Bewegung und einer der Arbeiter unten giebt durch den Druck einer Feder, welche mittels einer Leitung mit einer in der Kuppel des Gebäudes angebrachten Glocke in Verbindung steht, das Zeichen, wenn unten der Kohlenwagen zum Heraufziehen bereit ist, damit die Dampfmaschine zum Förderungswerke angelassen werden kann. In der Bergmannssprache heißt die Vorrichtung und das Gebäude selbst, welches sie umschließt, die Kaue. Gleich neben dem Hebeapparat führt eine Mündung in den Schacht hinab, durch welche auf Leitern in denselben hinabgestiegen werden kann.

In dieser Kaue nun faßte ich Posto, sie war der Schauplatz des Grausens, eines Grausens, wie es die Phantasie keines Höllenbreughel's, die Nachtstückromantik keines Hoffmann schauerlicher und unheimlicher ersinnen könnte. Neben mir stand und saß auf den um die Wände laufenden Bänken eine ziemliche Anzahl von Personen, größtentheils Mitglieder von Behörden und höhere Bergbeamte aus Freiberg; am Thore drängte sich Kopf an Kopf das Publicum, durch die Bajonnete der Soldaten vom Einströmen zurückgehalten. Aber ringsum herrschte Grabesschweigen, höchstens, daß ab und zu Einer oder der Andere mit seinem Nachbar leise flüsterte. Alles blickte auf das Hebewerk, welches jetzt keine „Hunde“ förderte, sondern für ihre schmerzliche Bestimmung eigens dazu construirte kleine hölzerne Wagen, und lauschte auf das Signal von unten herauf, sobald ein eigenthümlich grausiger, hohlgurgelnder Ton verkündet hatte, daß das Gefährt in die Tiefe hinab gelangt war. Kling! ging's jetzt, das Zeichen, daß das Personal oben „Achtung“ zu geben hatte, weil ein Transport erfolgen sollte. Eins, zwei, drei — Alles hielt den Athem an und zählte weiter — vier, fünf, sechs Glockenschläge! Sie bedeuteten, daß eine Leiche heraufzuheben war, während blos drei Glockenschläge verkündeten, daß nur „Berge“, das heißt Kohlenabraum und Bruchschutt, ausgefördert werden sollten.

Alles trat nun näher an die Gitterschranke, welche den Hebeapparat von dem übrigen Raum absperrt, und blickte hinab, obgleich in dem nächtigen Dunkel des Schachtes sich nichts erkennen ließ; langsamer und immer langsamer rollte das Seil, endlich kamen die schweren Ketten zum Vorschein, die Männer, denen die gräßliche Arbeit obliegt, die heraufgewundenen Menschen-

überreste in Empfang zu nehmen und weiter zu fahren, stellten sich in Positur, und — da erscheint er, der schauerliche kleine Wagen, und drinnen liegt ein schwarzer, von der Verwesung zersetzter, schon halbzerbröckelter, pestilenzialische Dünste aushauchender Gegenstand, der noch vor wenigen Tagen ein athmender, vielleicht fröhlicher und glücklicher Mensch gewesen ist! Der Anblick ist so grausenhaft, so über jede Beschreibung entsetzlich, daß Einem förmlich das Blut in den Adern stockt und man seiner Nerven ziemlich sicher sein muß, um es zu wagen, sich dem Eindrucke länger auszusetzen.

Acht der Verunglückten oder vielmehr, was von ihnen noch übrig war, habe ich auf diese Weise an's Tageslicht schaffen sehen, doch nur ein einziger der emporgewundenen Körper hatte noch eine einigermaßen erkennbare Menschengestalt, alle andern waren nur Menschenbrocken; bei dem einen fehlte der Kopf gänzlich, bei einem andern war er bereits so in Fäulniß zerflossen, daß sich kein Theil desselben mehr unterscheiden ließ; bei einem dritten war der Kopf zu einer mumienhaften Winzigkeit zusammengeschrumpft, ohne daß ein Zug des Gesichtes wahrnehmbar blieb; dem vierten fehlten Arme und Beine, sammt und sonders aber sahen sie so tiefschwarz aus wie die dunkelste Pechkohle, welche die Armen jemals losgehauen hatten, und überall quoll schon die Jauche der Verwesung heraus.

Ich will die Leser der Gartenlaube nicht mit noch detaillirterer Ausmalung dieser Schauerbilder foltern, nur das muß ich noch hinzusetzen, daß, da bei der in der Tiefe herrschenden großen Hitze die Verwesung auf das Rapideste fortschreiten muß, von Stunde zu Stunde die Leichenaufförderung schwieriger wird und schließlich nur noch einzelne kleine Stücke der einstigen Menschenkörper oder widerliche Breimassen an die Oberfläche kommen werden. Von einem Recognosciren dieser Trümmer kann selbstverständlich nicht mehr die Rede sein, es ist darum sicher nur zu loben, daß die leitenden Behörden, wie ich schon bemerkte, auch die Angehörigen der Verunglückten soviel wie möglich von Ort und Stelle fern zu halten trachten. In den letzten Tagen hat man denn auch keinen dieser kleinen Leichenwagen zu Tage gebracht, den man nicht schon unten sorgfältig mit einem Tuche bedeckt hätte, um den entsetzlichen Anblick allen Augen zu entziehen.

So wie einer dieser traurigen Transporte aus dem Gestelle genommen war, fuhr man ihn auf den zur Förderung der Hunde dienenden Eisenschienen schleunigst dem nahen Kohlenschuppen zu. Hier ward er „ausgeschüttet“ und, so schnell wie es sich nur immer thun ließ, ohne alle sonst üblichen Proceduren, in einen der bereit gehaltenen Särge geworfen, von denen die Tischler der gesammten Nachbarschaft immer neuen Vorrath nach Segen-Gottes schaffen. Unmittelbar hinter dem Schuppen aber waren einige zwanzig Menschen beschäftigt, aus dem harten Gestein eine große Grube auszuhauen, und zwischen diesen Steinen, nicht in die weiche Erde, werden nun, nachdem, wie es anfangs geschah, die Bestattung auf dem Friedhofe von Döhlen längst nicht mehr möglich ist, die armen Häuer und Förderleute zum letzten Schlummer gebettet. Unaufhörlich folgen sich hier die Leichenzüge; sang- und klanglos tragen stämmige Männer schnellen Schritts den Sarg heran und schieben ihn dicht an den vorhergehenden zwischen die Steine, während die Hacken der Arbeiter rüstig fortpicken, das Leichenfeld zu erweitern, um für neue Schläfer Raum zu gewinnen. Als ich am Rande des schauerlichen Massengrabes stand und schmerzbewegt und von Grauen erfüllt die Reihe der Särge überschaute, so weit die Steinschicht sie nicht schon dem Blicke verbarg, waren ihrer neunundvierzig; die im Kalke bei einander standen. Drüben am andern Ufer schauten einige wenige Gruppen von Männern und Frauen in dumpfem Weh in die Grube hinab — es war, als wenn das Grausen auch ihnen jeden lauten Ausbruch des Kummers erstarren machte. Nur zwei junge Männer, augenscheinlich keine Bergleute, schrieen laut auf vor Schmerz und wühlten sich verzweiflungsvoll in den blonden Haaren.

„Denken zu müssen,“ stöhnte der Eine, „daß unter diesen gräßlichen, schwarzen, verkohlten, verstümmelten Leichen unser Vater ist — ach, Du Gott da oben, wie kannst Du uns das auferlegen!“

Ich frug einen der Umstehenden, wer die jungen Leute seien; es waren die Söhne eines Häuers vom Segen-Gottesschacht, dessen Leiche man nach einigen Anzeichen allerdings mit ziemlichem Grunde in einem der letzten Särge vermuthen konnte.*

Die Ausdünstung wurde von Minute zu Minute entsetzlicher, so entsetzlich, daß ich noch am Abende, in stundenweiter Entfernung den Geruch des Pesthauchs in meinen Kleidern hatte, trotzdem, daß durch Ausgießung verdünnter Carbolsäure sowohl unten im Schacht selbst, als oben bei den Leichen alles Mögliche für Desinfection — auf sanitätspolizeiliche Anordnung — geschah. Auch meines Bleibens am Orte des Grauens konnte nicht länger sein, ich warf noch einen Blick auf Grab und Kaue und schritt, unter einem heranziehenden Gewitter, bei den Stößen eines heftigen Wirbelwindes, welcher der Scenerie etwas noch Unheimlicheres verlieh und die Schwefeldünste aus den Coaksöfen weit über die Hochfläche jagte, daß mir schier der Athem verging, nach Burgk hinab. Unten auf einer Wiese am Fuße des Windbergs, da wo der Weg nach dem Dorfe einbiegt, saß eine ältliche Frau. Der Regen begann in großen Tropfen zu fallen, Blitz auf Blitz zuckte über den westlichen Himmel, und krachend dröhnte der Donner — sie achtete dessen nicht, sie achtete auch nicht auf die Bemühungen eines neben ihr stehenden Bergmanns, der sie aufzurütteln und mit fortzunehmen strebte. Den Kopf in die Hände vergraben, schluchzte sie krampfhaft, so daß sie von Zeit zu Zeit in die Höhe fuhr von der Erschütterung, die sie durchbebte. Leise näherte ich mich und sprach mit ihrem Begleiter: die Unglückliche hatte Mann und Sohn in der noch unzugänglichen Tiefe des Neuen-Hoffnungsschachtes liegen und ihren zweiten Sohn nur dadurch erhalten, daß ihn seit längerer Zeit — unheilbares Siechthum an's Krankenlager fesselte!

Das sind nur wenige einzelne Beispiele des namenlosen Elends, welches der unheilvolle zweite August über den kleinen Bezirk von kaum zwei Stunden heraufbeschworen hat.

Ehe freilich diese meine Zeilen, die ich beklommen von dem Geschauten und Erlebten an Ort und Stelle niederschrieb, im Druck dem Publicum vorliegen, hat die Presse längst bis in die entlegensten Winkel unseres Vaterlandes hinein und weit über dasselbe hinaus ausführliche Meldung gethan von dem vernichtenden Naturereigniß; ich konnte mich daher blos auf ein Gesammtbild desselben und seiner Wirkung und auf Schilderung einzelner Scenen und Erscheinungen beschränken, wie sie mir persönlich entgegengetreten sind.

* Wir werden unseren Lesern eine an Ort und Stelle aufgenommene Abbildung dieses Begräbnisses in Holzschnitt und dann auch noch in einem Nachtrag zu dem Berichte Manches mittheilen, was hier aus Raummangel zurückgelegt werden mußte oder noch nicht ermittelt war.

Tausend Wittwen und Waisen in einem Augenblick!

Fast um das Dreifache gräßlicher, als es vor dem Unglücksschacht zu Lugau war, ist über dem todtenreichen Schooße des Windbergs bei Potschappel das Jammern des Elends und der Schrei der Verzweiflung. Von den viertausend Bergleuten des Plauen'schen Grundes, jenes Natur- und Industrieparadieses in Dresdens Nähe, hat der alte Feind des Bergmanns, das böse Wetter, ihrer 274 mit einem Schlage vernichtet! Die Männer, die Väter, die Brüder, all' die rüstigen Ernährer alter Eltern und hülfloser Weiber und Kinder, am zweiten August früh vier Uhr aus vielen Ortschaften des Grundes zur Tagesschicht herbeigeeilt, lagen schon um fünf Uhr todt in ihren beiden großen Gräbern, den zwei Nachbarschächten, deren Namen lauten: „Neue Hoffnung“ und „Segen Gottes“! —

Hoffnung und Gottes Segen für tausend Wittwen und Waisen! Sind ehedem beide Gruben Beides gewesen vor der entsetzlichen Stunde, so wird für die Unglücklichen jetzt der älteste und tiefste Schacht der Hoffnung und des Segens, das liebevolle Menschenherz, sich öffnen und Trost und Hülfe durch dieselbe Hand der Wohlthätigkeit spenden, welche einst in Lugau so viele Thränen getrocknet hat. — Die Gartenlaube nimmt den alten Opferstock vor und bittet ihre Freunde und Leser um ihre Gaben!

Die Redaction der Gartenlaube.

Vor Erscheinen des obigen Aufrufs gingen an Beiträgen bereits ein: Dr. A. Fränkel 3 Thlr. — Redaction der Gartenlaube 100 Thlr. — Familie K. 5 Thlr. — Prof. Bock 10 Thlr. — A. Fischer 7 Thlr. — A. Wiede 10 Thlr. — W. Schwardt 1 Thlr. — Dr. Fr. Hfm. 3 Thlr. — Sammlung im Verein deutscher Locomotivenführer während der Zusammenkunft in Leipzig 14 Thlr. 15 Ngr. — R. H. 2 Thlr. — A. St. in Göttingen 1 Thlr. — S. in E. 2 Thlr. — C. S. 15 Ngr. — Sammlung gelegentlich eines Familienfestes in Schöneck i. S. 6 Thlr. 10 Ngr. — Ertrag einer Sammlung im Hôtel de France in Baden-Baden 100 fl. rhein. (57 Thlr. 4 Ngr. 3 Pf.) — Sammlung bei einem kleinen Festessen der Schützengesellschaft in Königssee 16 Thlr. — Ertrag eines vom Charakterkomiker Ad. Fleischmann aus Nürnberg im Schützenhause zu Leipzig gegebenen Concerts 21 Thlr. 18 Ngr. — L. A. K. in Forst 1 Thlr. — X. Y. 3 Thlr. (Summa: **264 Thlr. 2 Ngr. 3 Pf.**)

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Nein, ich werd' Euch nicht verrathen," antwortete der Sachsenhäuser. „Wenn Ihr aber ein Spion von den Oesterreichern seid und das die Ursache ist, weshalb Ihr in Frankfurt zu thun habt, so möcht' ich lieber, Ihr zögt ab aus meiner Kammer, es könnte auch mir an den Kragen gehen, falls sie Euch packten …"

„Beruhigt Euch," erwiderte Wilderich, „ich bin kein Spion …"

„Der Duvignot, nach dem Ihr fragt, versteht keinen Spaß; das ist ein grausamer Hund, ein Bluthund von einem Kerl, und just deshalb hierher gesandt, um noch ein wenig in der Stadt zu wüthen und Schrecken einzujagen, damit sie sich ein paar Tage länger halten können; denn fort müssen sie doch einmal, sobald nur die Oesterreicher kommen! Wir haben schon unsre Nachrichten und wissen, wie's steht … es braucht ja Einer auch nur die Augen aufzuthun und zu sehn, wie sie ausschaun. Aber just weil sie auf der Retirade sind, desto tückischer sind sie …"

„Und was ist denn dieser Duvignot?"

„Was sollt' er sein, als Einer von ihren Generalen, diesen Morgen hier angekommen, vom Jourdan hergeschickt, um sofort das Commando in Frankfurt zu übernehmen und den Belagerungszustand aufrecht zu erhalten, der richtige Holofernes dazu!"

„Duvignot ist der Commandant von Frankfurt?" rief Wilderich aus. „Nun, mag er's sein, oder vielmehr, desto besser! Gebt mir doch einmal das Kistchen dort her!"

Der Hausknecht rückte die Schatulle, die Wilderich mitgebracht, neben diesen. Der letztere, während er aß und trank, öffnete sie zugleich und begann jetzt noch einmal den Inhalt zu durchmustern. Der Hausknecht ließ ihn dabei allein.

Wilderich knüpfte zunächst das Band, welches das gelbe Convolut zusammenhielt, auf; er fand eine Menge von Briefen darin, welche von einer Frauenhand in französischer Sprache geschrieben waren; es bedurfte keiner langen Lectüre, um zu sehen, daß sie an den General Duvignot gerichtet waren, daß sie die Ausbrüche einer leidenschaftlichen Neigung enthielten und daß sie, aus einer Reihe von Jahren herrührend, ein sehr inniges und — schuldiges Verhältniß verriethen; die Schreiberin der Briefe sprach darin wiederholt von ihrem Gatten.

Unterzeichnet waren sie: Marcelline, oder auch bloß M. Eine Ortsangabe enthielten sie nicht.

Wilderich durchflog die ersten, dann die letzten.

In einem dieser letzten machte eine Stelle ihn betroffen. Sie lautete: „B. ist und bleibt spurlos verschwunden. Wenn ihre Flucht überhaupt noch den geringsten Zweifel an ihrer Schuld übrig lassen könnte, so würde dieses Verschollenbleiben ihn nehmen. Mein Mann ist jetzt ebenso überzeugt, wie ich es bin; er hat alle Nachforschungen nach ihr verboten, was mich jedoch nicht abhält, diese im Geheimen anstellen zu lassen."

B. — der Anfangsbuchstabe des Namens Benedicte — und diese B. war verschwunden — sollte eine Schuld auf sich geladen haben … das war seltsam … hätte Wilderich gewußt, daß die Dame, welche Benedicte aus Goschenwald entführt, Marcelline hieß, er würde wie elektrisirt aufgefahren sein. So blätterte er nur in Hast weiter, ohne mehr Andeutungen über die Sache finden zu können. Doch war eine andere Stelle da, welche, wenn die erste eine Beziehung auf ein Wesen hatte, das Wilderich in kurzer Zeit so theuer geworden, vortrefflich dazu paßte. Es hieß: „Du wirst das Commando in Würzburg erhalten, und ich, ich werde Dir dahin folgen. Es ist mir nicht möglich, hier unthätig und ruhig daheim zu sitzen, während Du allen Gefahren des Krieges entgegenziehst. Wenn Du auch nicht lange Zeit in Würzburg bleibst, wenn Du auch bald mit Deinen siegreich vorrückenden Cameraden weiterziehst — was thut es, ich werde Dir immer um so viel näher bleiben, und wenn Du verwundet würdest — Gott wende es ab — so könnte ich Dir nacheilen von dort, könnte Dich pflegen, mit mir zurück nach Würzburg nehmen. Ich habe eine Cousine, welche in dieser Stadt wohnt. Das giebt mir den Vorwand eines Besuches bei ihr. V. wird mir die Reise gestatten, er muß sie mir gestatten. Meine Cousine heißt Frau von Goller. Unterlaß nicht, im Hause derselben, sobald Du dort angekommen bist, einen Besuch zu machen; es ist besser, wenn ich Dich im Hause schon bekannt finde, als wenn ich Dich erst einführen muß!"

V…? hieß das Vollrath? Was sollt' es anders heißen … die Frau Vollrath's war ja in Goschenwald gewesen, von Würzburg herkommend … und „B." mußte also Benedicte bedeuten — es konnte kaum ein Zweifel sein — die Verfolgerin, die Feindin Benedictens war die Geliebte Duvignot's!

Jedenfalls, sah Wilderich, mußten diese Briefe einer verheiratheten Frau an ihn dem General von großer Wichtigkeit sein; er mußte das größte Gewicht darauf legen, daß sie nicht in fremde Hände kamen; Wilderich hatte damit ein höchst bedeutungsvolles Pfand in Händen, wenn ihn der Zufall in eine üble Lage brachte, in der er des Schutzes des Generals bedürfen konnte.

Er blätterte weiter, er suchte nach weiteren Erwähnungen des B., das ihn so betroffen gemacht hatte . . . da fiel sein Auge auf etwas, das ihn noch mehr betroffen machte — auf die Buchstaben G. de B. — ‚Es ist merkwürdig,' hieß es, ‚wie G. de B. so völlig verstummt ist, oder hast Du Nachrichten von ihm?'

G. de B. hatte sich ja auch der Mann unterschrieben, der ihm das Kind hinterlassen! Wie seltsam! War . . .

Aber Wilderich durfte die Zeit nicht mit Grübeln darüber verlieren.

Er sprang auf, steckte die Briefe zu sich, ordnete seinen Anzug — des Hausknechts auf dem Tische liegende Kleiderbürsten kamen ihm dabei sehr zu Statten — und ging das Haus des Schöffen Vollrath zu suchen.

Es war nicht schwer, es aufzufinden. Ein Knabe zeigte es ihm.

Vor dem Hause standen zwei Schildwachen; es mußte also ein hoher Befehlshaber in demselben einquartiert sein. Für Wilderich hatte dieser Anblick etwas Beunruhigendes. War er bis jetzt im Wirrwarr des Rückzugs und der Flucht unangenehmen Begegnungen mit Leuten, welche ihn nach seinem Truppentheile, seiner Bestimmung, seiner Ordre fragten, entgangen, so konnte es anders sein, wenn er in das Quartier eines Generals, unter dessen Ordonnanzen und Adjutanten gerieth. Sollte er umkehren und sich einen andern Anzug verschaffen? Er hatte keine Mittel dazu, er wußte nicht, wie dazu gelangen. Wenn er zurückging und sich an seinen Hausknecht wendete und in dessen Sonntagskleidern aus der Kammer herauskam, in welche er in der Chasseuruniform geschritten, so mußte er sofort die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich ziehen, die im Hofe und Stalle seines Wirthshauses lagen und herumlungerten. Dazu der Zeitverlust! Und hatte er nicht als Sicherheitspfand für den schlimmsten Fall seine Briefe?

So trat er mit der Miene ruhiger Unbefangenheit in das Haus ein. Der geräumige Flur war voll Menschen; Ordonnanzen standen da, Unterofficiere mit Rapporten, Bürger mit Reclamationen wegen ihrer Einquartierungen, Unterbeamte des Senats mit Aufträgen, Officiere, die Meldungen machen oder Befehle einholen wollten — auch Leute, welche mit gespannten Gesichtern zwischen zwei Wachen standen, unglückselige Arretirte, die vor den Commandanten geführt werden sollten, waren da — kurz Alles, was in solchen Tagen sich in einer besetzten Stadt um den Commandanten und zu ihm drängt.

Auf der im Hintergrunde des Flurs emporführenden Treppe stand mit untergeschlagenen Armen ein langer, verdrossen aussehender Gesell, in einem langen blauen Rocke mit rothen Epaulettes, Revers und Aufschlägen, dessen Schöße bis auf die Waden fielen, in hirschledernen Hosen und Kanonen, das Haupt bedeckt mit einem großen Sturmhut mit rothem Federbusch. So, an das Treppengeländer zurückgelehnt, zwischen den übereinander geschlagenen Beinen den geraden Pallasch in weißer Scheide haltend, blickte er mürrisch auf das Gedränge unter ihm nieder, gegen das er als eine Art Damm zu dienen schien, der die Erstürmung der Treppe durch all' die Harrenden hinderte.

Wilderich drängte sich bis an den Fuß der Treppe und sagte dem Mann, den die Uniform als Gensd'arm kenntlich machte:

„Kann man zum Schöff Vollrath hinaufgehn?"

„On ne passe pas!" lautete die barsche Antwort.

Ein wenig aus der Fassung gebracht, schaute Wilderich drein und wagte kaum, den bissigen Cerberus weiter anzureden, um ihm klar zu machen, daß er zum Hausherrn und nicht zum Commandanten wolle, als ein Diener in gelber Livrée an ihm vorüber kam, die Treppe hinaufzugehn. Er brachte diesem sein Anliegen vor.

„Folgen Sie mir nur," sagte der Diener, „diese Leute hier warten auf den Commandanten, der erst Punkt sechs Uhr wieder zu sprechen sein will; zum Herrn Schultheiß kann ich Sie führen."

Er schritt die Treppe hinauf und Wilderich, jetzt unangehalten, ihm nach.

10.

Während Wilderich die auf einen ziemlich dunklen Vorplatz führende gewundene Treppe hinaufstieg, saß der vom Obergeneral Jourdan von Würzburg aus als Commandant nach Frankfurt gesandte General Duvignot in einem bequem und wohnlich, wenn auch nach unseren Begriffen sehr einfach eingerichteten, auf den Hof hinausgehenden Zimmer in höchst lebhafter Unterhaltung mit einer Dame begriffen, welche wir kennen.

Duvignot war in der frühesten Morgenfrühe in Frankfurt angekommen; er hatte sein Quartier im Hause des Schöffen genommen. Am Morgen schon hatte er energisch, scharf und schonungslos die Zügel des Regiments ergriffen und vor Geschäften kaum die Zeit gefunden, um Mittags Frau Marcelline zu begrüßen, die unter dem Schutz des Capitains Lesaillier glücklich mit ihrem Gefolge eingezogen war. Vor einer halben Stunde hatte er eine durchgreifende Maßregel getroffen, um so viel Ruhe zu gewinnen, rasch eine Mahlzeit einzunehmen und dann ein Gespräch mit der Frau vom Hause halten zu können. Sie saß in einem an das Fenster gerückten Lehnstuhl, müde hingegossen, die Arme im Schooße, das Haupt vornüber gebeugt und auf den Boden niederblickend.

Der General stand aufrecht an dem Fenster, die linke Hand auf dem Knopf der Espagnolettestange, mit der rechten lebhaft gesticulirend.

Doch wurde das Gespräch nur leise flüsternd geführt.

„Ich versichere Dich, Marcelline," sagte er, „darüber kann keine Täuschung sein; wir sind vollständig geschlagen, daß an eine Behauptung Frankfurts gar nicht mehr zu denken ist; wir werden uns halten, so lange wir können, vielleicht noch vierzehn, vielleicht noch acht Tage, es hängt blos von der Energie ab, womit die österreichische Armee ihre Siege ausbeutet und auf uns drückt. Auch im besten Falle, wenn der Erzherzog sich jetzt durch den Odenwald links werfen und Moreau's Rheinarmee zum Rückzuge zwingen würde, auch dann könnten wir das rechte Rheinufer nicht halten und müßten zurück, zurück nach Frankreich. Glaub' mir's, Marcelline!"

„Ich glaube Dir's ja — aber bedarf's denn etwas andres als einer kurzen Waffenruhe für Euch, um bald siegreich zurückzukehren? und wenn ich mich nun in das Schicksal fügen will, zu warten — ich, die so lange, so lange Jahre diese unselige martervolle Lage des sich Fügens und Harrens habe aushalten müssen, ich muß es ja können!"

Frau Marcelline sprach dies mit einem tiefen Seufzer und schmerzbewegt ihre Finger zusammenpressend.

„Harren, auf unsere Wiederkehr? Weißt Du, ob, wenn wir wiederkehren, ich unter denen sein werde, die unsere Fahnen siegreich hierher zurücktragen? Ob ich nicht längst dann in weite Ferne, nach dem Oberrhein, nach Italien gesandt sein werde?"

„Das hängt ja doch von Dir ab . . ."

„Und wenn auch, ich sehe nun einmal voraus, daß wir gar nicht wiederkehren werden."

„Du zweifelst an dem Siege Deiner eigenen Waffen?"

„Nein, nicht deshalb. Ich sehe nur voraus, daß diesem Feldzuge der Friede folgen wird. Das ist unausbleiblich. Wir sind erschöpft; wir bedürfen des Friedens, das Directorium will den Frieden, und unsere Feinde? Trotz ihrer jetzigen Erfolge, bedürfen sie seiner weit mehr noch als wir. Verlassen von Preußen können sie es gar nicht auf einen weiteren Krieg im folgenden Jahre ankommen lassen. Dieser Winter bringt uns den Frieden, so gewiß ich diese Hand ausstrecke, und deshalb, Marcelline, fasse Muth, sei groß und stark und entschließe Dich!"

„Ich kann nicht!" lispelte sie leise. „Es ist unmöglich!"

„Unmöglich! Das Wort ist so leicht bei der Hand, wenn der Muth und der Wille fehlen!"

„Aber mein Gott, Du selbst kannst doch nicht so verblendet sein, nicht einzusehen, daß ich nicht den furchtbaren Schimpf, die Schande, die Verdammung aller Menschen auf mich laden, daß ich nicht meinen Mann in Verzweiflung stürzen und, auf nichts Anderes als die Stimme der Leidenschaft hörend, Dir blindlings nachfolgen kann, wohin Du mich führst!"

„Nicht? — Das könntest Du nicht?" antwortete Duvignot bitter. „Die Urtheile der Menschen, die Rücksicht auf Deinen Mann sind Dir wichtiger als mein Glück, mein Leben, mein ganzes Dasein, das ohne Dich vernichtet ist?"

„O mein Gott, Du weißt, wie ich Dich liebe . . ."

„Liebe — eine Liebe ohne Vertrauen . . . Du vertraust mir Dein Loos nicht an, Du kannst Dich nicht ‚blindlings' von mir führen lassen, Du . . ."

„Wie ungerecht Du bist, mir so bitter vorzuwerfen, daß ich nicht taub und blind für Alles bin! Wäre ich achtzehn Jahre,

so könnte ich es sein, jetzt kann ich es nicht mehr. Die Folgen einer solchen verbrecherischen That stehen nun einmal vor meinen Augen — und ich kann, ich kann nicht!"

„Freilich . . . Du handeltest sehr thöricht . . . die reiche Patrizierfrau, die sorglos, im Wohlleben, in allem Luxus, der sie umgiebt, von Huldigungen umringt, hier ihre glückliche Existenz weiter führen kann, wird nicht so wahnsinnig sein, ihr Loos an das wechselreiche unstäte Leben eines armen Glückssoldaten zu fesseln!"

„Das sind Worte, die der Zorn aus Dir spricht, Etienne, und ich brauche deshalb nicht darauf zu antworten — ich bin zu stolz dazu!"

„Zu stolz — da liegt's! Du bist zu stolz, Marcelline, um wahrhaft lieben zu können. Die Liebe ist demüthig! Was ficht sie der Menschen Urtheil an, und ob es sie hoch oder niedrig stellt? Sie hört nur auf die eine Stimme, die des Herzens — Marcelline, ich bitte, ich flehe Dich an, horche auf sie, ich will es, ich verlange es von Dir, ich kann es fordern, denn Du bist mein Weib, mein durch die heiligsten Bande an mich gekettetes Weib! Was hat die inhaltlose Form zu bedeuten, dieser Priestersegen, der Dich mit einem alten ungeliebten Manne verbunden hat — uns hat das Herz, hat die Natur mit heiligeren Banden verbunden, und das lebende Zeugniß dieses Bundes, wenn es nun vor Dich träte und zu Dir spräche: verlaß, verlaß meinen Vater nicht — dann . . ."

„Ich bitte, o ich bitte Dich, Etienne, rede nicht weiter!" sprach das gepeinigte Weib, ihre Hände vor das Gesicht schlagend.

„Weshalb soll ich nicht weiter reden," eiferte Duvignot, „weshalb, da Du mich feige verlassen willst, nicht Alles Dir in's Gedächtniß rufen, was uns für ewig zusammenkettet?"

„Will ich denn das Band zerreißen?" rief Marcelline aus geängstetem Herzen aus. „Wie soll ich Dir folgen? Wie ist es möglich? Wohin? Zu wem? Wen hast Du auf Erden, zu dem Du mich bringen könntest? Hast Du einen Kreis, in dem ich, stolz darauf, die Deine zu sein, geschützt, geachtet und geehrt meine Tage zubringen könnte, wenn Du nicht bei mir, wenn Du auf Monate, Jahre hinaus im Felde bist? . . . und wenn Du fällst, Du mit Deinem rücksichtslosen Drang, der Gefahr zu trotzen, Deiner Verwegenheit, Deinem Ehrgeiz, Deinem Ruhmdurst, allem dem Feuer, das einen Soldaten nicht zu Jahren kommen läßt — wohin dann mit mir verlassenem, entehrtem, schmachbedecktem Geschöpfe?"

„Du bist sehr klug und besonnen, Marcelline," antwortete Duvignot, eine verächtlich abwehrende Bewegung mit der Hand machend, „Ihr Frauen könnt das, mit Besonnenheit lieben! Wenn die Besonnenheit nur nicht so feige wäre; eine muthigere Klugheit würde Dir die Dinge in anderem Lichte zeigen; Dein Mann wird einmal sterben und dann wirst Du mein Weib werden — das ist einfach die Zukunft, die *meine* Klugheit mir zeigt! Höre, Marcelline, ich flehe Dich noch einmal an, folge mir, such' Dich nicht von mir loszureißen . . ."

„O mein Gott, wer spricht davon?"

„Du, Du thust es; was kann uns ein armseliger Briefverkehr sein, wenn Hunderte von Meilen vielleicht zwischen uns liegen, wenn die Hoffnung, uns wiederzusehen, verschwindet, wenn andre Menschen, andre Schicksale, wenn die Jahre treten zwischen Dich und mich . . ."

„Menschen, Schicksale, Jahre — sie werden mich nicht verändern, sie werden mich nicht von Dir trennen!"

„So fühlst Du jetzt! Doch wer übernimmt die Gewähr dafür? Und deshalb will ich, daß Du mir folgst. Du wirst es. Aber sieh, das ist die Forderung der Leidenschaft in mir: ich will Dich freiwillig, ungezwungen, aus eigenem Antriebe, nur der Liebe gehorchend mir folgen sehn. Ich sträube mich auf's Aeußerste, Dich zu zwingen."

„Und wie könntest Du mich zwingen?"

„Ich kann es!"

„Weil Du die Gewalt in der Stadt hast? Willst Du mich als ein Beutestück betrachten? Willst Du mich mit Gewalt entführen?"

„Nein, nicht das!"

„Dann wüßte ich nicht, wie Du's könntest!" sagte Marcelline stolz.

„Vielleicht kann ich's doch!" versetzte Duvignot, den Blick abwendend. „Aber ich sage Dir ja, meine ganze Seele sträubt sich dawider — und deshalb flehe ich Dich an: entschließe Dich — wag' es — vertraue mir — traue meiner Kraft, Dir die Zukunft so glücklich zu gestalten, daß Du es nie bereuen wirst! — Ich habe das Vorgefühl, ich möchte sagen, in meiner Brust die Bürgschaft eines großen und glänzenden Schicksals; die Geschichte ist im Rollen begriffen, wir gehen Alle einer Zukunft voll großer Ereignisse und Katastrophen entgegen, voll welterschütternder Wandlungen und gewaltiger Krisen im Leben der Völker; das ist die Zeit für starke Arme und muthige Seelen — darum Muth, Muth, Marcelline — und nur Muth; der Muth allein ist der Schlüssel zu allem Glück!"

„Glück — Glück, als ob es aus einem Verbrechen erblühen könnte, mit dem man den Himmel beleidigt und der ganzen Welt Trotz bietet — ist das möglich?"

„Wenn Du im Leben mit mir, in der Verbindung mit mir, in einer Zukunft an meiner Seite kein Glück mehr siehst, dann freilich . . ." fuhr Duvignot zornig auf.

„Du wirst ungerecht," versetzte sie lauter; „ich habe Alles gethan, Alles, Alles was ich thun konnte für Dein Glück! Dies kann ich nicht. Ich kann meine Pflicht vergessen, aber nicht so meine Ehre, nicht so meines armen alten Mannes Ehre mit Füßen treten."

„*Seine* Ehre!" sagte Duvignot verächtlich. „Lebe wohl denn — wirf sie in eine Wagschale und mein Glück in die andere; sieh, welche Dir schwerer wiegt. Ich werde Dich morgen darnach fragen, denn meine Zeit ist hin, ich muß gehen, Du weißt, wie man mich drängt . . ."

„Du wirst nie eine andere Antwort von mir erhalten, als diese," erwiderte Marcelline.

„Vielleicht doch . . . wir werden sehen!"

„Was sollen diese Anspielungen, diese Drohungen, als ob Du mich zwingen könntest, bedeuten? Sprich offen heraus, ich fordere es."

„Du wirst es erfahren — wenn Du unerbittlich bleibst."

„Etienne — Etienne — was hast Du vor, woran denkst Du — Du gestehst selbst, daß Du nicht vorhast, Gewalt zu gebrauchen?"

„Nein, nicht das. Ich werde Dich dadurch zwingen, daß ich Dir in der Ferne, in meiner Heimath etwas zeige, welches Dich unwiderstehlich dahin und mir nach ziehen wird."

„Und dies Etwas?"

„Kein Wort mehr darüber!"

„O, ich bitte Dich . . ."

„Nicht heute . . ." entgegnete Duvignot, sich abwendend, „meine Stunde ist abgelaufen — der Dienst verlangt mich! Adieu, Marcelline! Fasse Dich, fasse Muth, sei mein großes und starkes Weib, fühle, daß Du mein bist, und . . . reich mir die Hand!"

Sie reichte ihm langsam und wie gebrochen die Hand, ohne die Augen zu ihm zu erheben. Dann ließ sie den Kopf mit einem tiefschmerzlichen Seufzer an die Lehne des Armstuhls zurücksinken.

Duvignot war mit raschen, heftigen Schritten davon gegangen.

In dem Augenblicke, als er auf den Vorplatz draußen trat, betrat Wilderich Buchrodt, dem Bedienten folgend, die letzte Stufe der Treppe.

Duvignot blieb stehen und erwartete ihn.

„Was wollt Ihr, von wem kommt Ihr?" fragte er barsch den Ankommenden. „Wer zum Teufel hat Euch wider meinen Befehl heraufgelassen?"

Wilderich mußte seine ganze Kraft, sich zu beherrschen, zusammennehmen, um nicht das Erschrecken zu verrathen, das bei diesem Zusammentreffen und bei der zornigen Anrede des heftig erregten Mannes so natürlich war. Er konnte nicht daran zweifeln, daß es der gefürchtete Commandant sei, dem er in den Wurf gekommen. Er legte die Hand an den Schirm des Czakos und antwortete in meldendem Tone:

„Exempt von der dritten Halbbrigade der Chasseurs zu Pferde, zweite Schwadron . . ."

„Der Mann will nicht zu Ihnen, Herr General," fiel der Bediente sich entschuldigend ein, „sondern zum Herrn Schultheiß, deshalb habe ich ihn heraufgeführt." . . .

Duvignot sah von Einem auf den Anderen.

„So führt ihn zum Schultheißen!" antwortete er und wandte sich einer Flügelthür zu, die in sein Zimmer führte . . . Wilderich

schlug das Herz schon von der Angst befreit hoch auf — er folgte dem rasch gehenden Bedienten unmittelbar hinter dem General.

„Wo steht Eure Halbbrigade in diesem Augenblick?" fragte dieser, vor seiner Thür sich plötzlich um- und wieder zu Wilderich wendend.

„Sie ist in Hanau angekommen, Citoyen General!" versetzte Wilderich auf gut Glück, da er fühlte, daß er mit einer Antwort keinen Augenblick zögern dürfe.

„Wann?"

„Gestern Abend!"

„In Hanau?"

„Zu Befehl!"

„Wie heißt Euer Divisionsgeneral?"

„Ney."

„Und Euere Halbbrigade führt?"

„Major de la Rive!" antwortete in steigender Beklemmung Wilderich, die Namen mit dem Muth der Verzweiflung hervorstoßend.

„Was habt Ihr bei dem Schultheißen zu melden?"

Wilderich stockte jetzt.

„Ich habe ihm einen Brief von einem gefallenen Cameraden zu bringen, der mich bat, ihn sofort zu überbringen, da Gefahr im Verzuge sei!" sagte er endlich.

„Seid Ihr deshalb Eurer Abtheilung von Hanau hierher zuvorgeeilt?"

„Zu Befehl, Citoyen General!"

Der General trat auf die Schwelle der Thür, welche der Bediente ihm unterdeß diensteifrig aufgeworfen hatte ... Wilderich sah ihn schon mit unsäglicher Erleichterung im nächsten Augenblick verschwinden — aber der General sagte, halb den Kopf zurückwendend, mit einem kalt trocknen Tone:

„Folgt mir!"

Wilderich konnte nicht anders als gehorchen. Er trat in das große, nach vorn auf die Straße hinausgehende Zimmer, das Prunkgemach des Hauses, das jetzt dem Commandanten als Empfangszimmer diente — der General winkte ihm mit der Hand heran, dem Fenster näher zu treten, dann sagte er:

„Gebt mir den Brief Eures gefallenen Cameraden."

„Citoyen General ... Sie werden mich entschuldigen ... ich habe dem Sterbenden gelobt, ihn nur dem Schultheißen selbst ..."

„Ihr seid sehr gewissenhaft, mein lieber Exempt von den dritten Chasseurs zu Pferde! Ich achte das. Geht also hinauf, Euren Brief dem Schultheißen zu übergeben — da ich jedoch ein wenig neugierig geworden, was in dieser Depesche sein mag, die so eilig zu bestellen ist, so werde ich dabei sein. Hierher!"

Der General verließ das Zimmer wieder, schritt draußen über den Vorplatz der Treppe in das zweite Stockwerk zu und nachdem er mit Wilderich oben angekommen, klopfte er an eine Flügelthür, welche unmittelbar über der unten in seine eigenen Zimmer führenden lag.

Noch bevor er ein „Herein!" vernommen, öffnete er, winkte Wilderich, den er vorangehen lassen wollte, einzutreten und trat selbst ein.

Der Schultheiß Vollrath bewohnte den über des Generals Empfangszimmer liegenden Raum — ein weites Gemach, das an den Wänden ringsum bis zu drei Viertel der Höhe mit Bücherrepositorien besetzt war. Ueber ihnen standen vergilbte Gypsbüsten, an den Wänden aber hingen eine Reihe alter Familienbilder; ein Paar Lehnsessel, Stühle mit hohen rohrgeflochtenen Rückenlehnen und ein Paar Tische mit Büchern und Schriften und Actenstößen darauf waren die ganze bescheidene Einrichtung dieses Wohngemachs, das nur an der Wand zwischen den beiden Fenstern den strengen und fast düstern Eindruck, den es machte, verleugnete — hier hingen, wie es schien, allerlei Jugend- und Freundschaftserinnerungen des alten Herrn, zwei Pastellbilder von jungen Frauen, Silhouetten in runden Goldrähmchen, ein Bildwerk aus Haararbeit, das einen Tempel mit einer Thränenweide darstellte, und darunter eine alte, sehr vergilbte rothe Seidenschleife in einem noch älteren, noch vergilbteren Immortellenkranze.

Der Schultheiß Vollrath war ein Mann von über sechszig Jahren. Auf seinem Gesicht sprachen zwei hervorstechende Züge den ganzen Charakter des Mannes aus — die hohe und breite Stirn verrieth seine Intelligenz und Idealität und der weiche Mund eine unendliche Gutmüthigkeit, eine gefährliche Gutmüthigkeit, wenn man anders das schmale, so wenig ausgebildete Kinn als Zeichen jeglichen Mangels an Energie deuten durfte. Er hatte das dünne spärliche Haar hinter die Ohren zurückgestrichen — ein schwarzes Käppchen vertrat die Stelle der großen gepuderten Perrücke, die jetzt auf einem der Actenstöße vor ihm lag. So saß er an seinem Schreibtisch, die Stirn auf den Arm gestützt, wie in Sinnen verloren, mit der linken Hand wie in träumerischem Spiel die goldne Tabatière drehend, die vor ihm lag. Bei dem hastigen Eintreten der zwei Männer fuhr er wie aufgeschreckt empor.

„General Duvignot," sagte er, diesem entgegenschreitend, „Sie sind es ... und wen bringen Sie da?"

„Uebergebt jetzt Euren Brief, Chasseur!" befahl der General trocken mit zornig gerunzelten Brauen.

Wilderich sah, daß er gefangen war. Er hatte von dem Briefe gesprochen — er konnte ihn jetzt nicht mehr zurückhalten. Er konnte auch den Schultheißen, der mit einem wohlwollenden Blicke ihm seine Augen zuwandte, nicht warnen. Er konnte nichts thun, als seinen Brief hervorziehen und, indem er ihn dem Schultheißen übergab, sagen:

„Er ist zu eigenen Händen und ganz privater, nur den Herrn Schultheißen persönlich betreffender Natur."

Der Schultheiß nahm den Brief entgegen und betrachtete betroffen das Siegel; auch des Generals Blicke hefteten sich auf das Siegel. Der Schultheiß machte, ehe er das Schreiben aufriß, eine Bewegung mit der Hand, um den General einzuladen, Platz zu nehmen.

„Ich danke," versetzte dieser lakonisch und blieb, während der alte Herr das Siegel erbrach, stehen.

Wilderich hatte unterdeß Zeit, sich ganz das Gefährliche seiner Lage klar zu machen. Es war offenbar, daß der General Verdacht geschöpft, daß er die Maske, in welcher Wilderich stak, durchschaut ... was sollte daraus werden, wenn er den Brief des feindlichen Feldherrn zu lesen bekam? Die Schlinge war um Wilderich zugezogen — sein letztes Hülfsmittel mußten jene erbeuteten Briefe bilden — oder er war verloren. ...

(Fortsetzung folgt.)

Thier-Charaktere.

Von Karl und Adolph Müller.

8. Aus dem Leben des Rehes.

Wenn irgend ein Thier des heimischen Waldes den Blick des Vorüberwandelnden fesselt, so ist es das Reh. So viel Stolz im Ausdruck verbunden mit Lieblichkeit und Anmuth, so viel Feuer bei sprüchwörtlich gewordener Sanftmuth, so rege Wachsamkeit inmitten des vertrauten Wandels — wie sollten solche in einem Wesen von schöner Gestalt und feinem Gliederbau vereinigte Eigenschaften nicht Theilnahme erwecken? Um so belohnender ist die Aufgabe des Forschers, durch Belauschen der geheimen Züge des Wesens jener schmucken Thiere sich mit demjenigen Theile desselben bekannt zu machen, welcher höheres Interesse erweckt, als Gestalt und Farbe, nämlich mit der Seele in ihren vielfältigen Thätigkeitsäußerungen. Wir brauchen dazu, Gottlob, keinen Zoologischen Garten, sondern können Das nach Waidmannsart in der grünen Natur besorgen.

Die drückende Hitze der zweiten Hälfte des Juli herrscht. Still, wie ausgestorben, ist der Wald. Die Sänger schweigen, denn ihre Gesangszeit hat geendet und der Federwechsel begonnen. Im Schatten eines Stangenortes steht oder sitzt der Rehbock, aber ihn flieht die Ruhe. Der mächtigste aller Triebe beherrscht ihn. Erregt eilt das Blut durch seine Adern und zuweilen durchzuckt's ihn wie elektrischer Schlag. Mit einem Male springt er auf, lauscht in äußerster Spannung und vorgebeugter Haltung. Jetzt vernimmt er deutlich das „Blatten" (Rufen) einer vermeintlichen Rehgeis; aber die Erfahrung hat ihn vielleicht gewitzigt, oder es zieht ihn nicht so sehr zur alten Geis, als nach dem jüngern Reh. Er folgt nicht dem lockenden Ton. Da greift die List des verborgenen Schützen zu dem Mittel, den feineren Ton des Schmalrehs nachzuahmen, und nun stürmt der erhitzte Bock der

Kampf zwischen Fuchs und Reh. Originalzeichnung von C. F. Deiker.

Gegend zu, woher der bezaubernde Klang gekommen. Nur der junge unerfahrene Spießer folgt dieser Verlockung, um sich dem Rohr des verborgenen Jägers zum Ziel zu stellen; der alte Bock zeigt sich in unzähligen Fällen als sehr mißtrauischer Verliebter, der den verdächtigen Platz umkreist und sich den Wind vom Anstehenden holt, um ihn sofort mit „Schmälen" auszuschelten und „flüchtig" zu werden. Oder er wartet eine Viertel-, ja eine halbe Stunde, ehe er dem Orte langsam zuschreitet, den der „blattende" Schütze längst verlassen hat, und wo er mit zu Boden gesenkter Nase die erkaltete Fährte des Feindes prüft. In gewitterreichen Sommern hält der Bock, wie überhaupt das Reh, das Entladen des Gewehrs wohl auch einmal für eine Naturerscheinung und bleibt zum Erstaunen des Fehlschießenden stehen.

Noch ehe die eigentliche Brunstzeit beginnt, äußert der Bock seine Erregung schon durch Kämpfe mit Seinesgleichen, sowie durch häufiges Jagen („Treiben") der Geis, so daß die „Brunstplätze" oft wie eine kleine Reitbahn in Bogen von einigen Klaftern im Durchmesser zertreten sind und von dem ungestümen Gebahren des Bocks zeugen. Einige Monate nach der Brunstzeit, im November, wiederholt sich, jedoch seltner und in harmloser Weise, das Jagen der Rehe, wodurch man zu der Annahme verleitet wurde, die Brunstzeit falle in diesen Monat, zumal da man es für unwahrscheinlich oder gar unmöglich hielt, daß ein so verhältnißmäßig kleines Thier, wie das Reh, vierzig Wochen „beschlagen" gehe. Die Meinung der also Irrenden und Getäuschten wurde durch solche Untersuchungen der Geis zwischen dem Monat August und November bestärkt, welche das in dieser Zeit auffallend langsam sich entwickelnde, noch in gebundenem Leben verharrende Ei übersahen. Was der Professor Bischoff mit aller Sorgfalt und Sicherheit durch genaue Erforschung der Entwickelung dieses Eis nachwies, nämlich die wirkliche Begattung im August, überraschte wenigstens die besseren Beobachter nicht, denn auch schon die Wahrnehmung, daß bei dem meisten Wilde gerade die Feist- oder Fettzeit der Brunst vorangeht, diese letztere also eintritt, wenn das Thier in seiner körperlichen Vollkommenheit und Kraft steht, hätte von vornherein die alten Nimrode von ihrer verkehrten Ansicht, daß die wahre Brunst des Rehs in den Vorwinter falle, zurückbringen müssen, abgesehen davon, daß bei dem Bocke dessen beste Kräfte für die Neubildung des Gehörns im Spätherbst und den Winter hindurch verwendet werden.

Wir übergehen die Treibjagden zur Neigezeit des Jahres, wo der Bock das „Gehörn" abwirft und schon darum und des Schrotschusses halber von dem echten Waidmann mit einem gewissen Widerstreben erlegt wird. Wir lassen ihn im neuen Jahre erst wieder „frisch aufsetzen" und „ausrecken" und suchen ihn in der schönsten Jahreszeit auf dem Pürschgange auf.

Der Mai hatte das junge, helle Grün dem Walde entlockt, die Waldwege, Wiesen und Lichtungen hauchen den Vollduft ihrer Kräuter aus, unserm jetzt sich gar heimlich haltenden Reh ist im wahren Sinne des Worts der Tisch gedeckt, die Orte der „Aeßung" grenzen nahe an die Stellen, wo es in Ruhe und Verdauung „plätzt", wie der deutsche Waidmann treffend das Bloßscharren des Waldbodens zu Stand und Lager bezeichnet. Vorzugsweise ist's der Bock, der seinem mißtrauischen und vorsichtigen Wesen gemäß sich zurückhält und zu seiner Sicherheit doppelte Vorsichtsmaßregeln anwendet. Büsche und Stämmchen an Schneißen und wildverschlungenen Pfaden tragen die Spuren des „Fegens", wie man das Reinigen der mit Bast überzogenen frisch aufgesetzten „Stangen" nennt. Leise „pürscht" sich auf diesen Pfaden gegen Abend oder früh Morgens der Schütze heran, scharf nach rechts oder links blickend, mit gehobener Büchse, das dürre Reis unter sich, das seine Anwesenheit knackend verräth, sorgfältig vermeidend. Zehn Mal geht er vielleicht vergeblich nach einem „Capitalbock", endlich führt ihn Ausdauer und Unverdrossenheit doch zum Ziel. Auch der wenn noch so gut „äugende", „vernehmende" und „windende" Bock wird schließlich einmal überlistet, die Kugel sitzt ihm auf dem „Blatt", und das Gehörn ersten Ranges ziert die Wand der traulichen Stube.

Und fürwahr, das Gehörn des Bocks verdient einen genauern Blick sowohl wegen seiner Beliebtheit bei Waidmännern, als auch in Hinsicht seiner Entwicklungsstufen und seines eigenthümlichen Zusammenhangs mit den Geschlechtsorganen und dies um so mehr, als diese interessante Erscheinung bei unserem heimischen Wilde erst in neuerer Zeit gründlich erforscht worden ist. Bekanntlich heißt der das Gehörn tragende Knochenzapfen des Stirnbeins „Rosenstock", der ringförmige, perlig-krausige Wulst unmittelbar auf demselben unten an den beiden Stangen aber die „Rose". Die ersten Anfänge zur Gehörnbildung entstehen erst dann, wenn sich die zapfenförmigen Fortsätze des Stirnbeins gebildet haben. Dies geschieht beim vier Monate alten Kitzböckchen; unmittelbar darauf erfolgt die Bildung der immer höher werdenden Kolben und endlich im Winter das Ausrecken der drei bis vier Zoll hohen unzertheilten, mit schwacher „Rose" an der Wurzel versehenen „Spieße". Im December wirft er ab und hat nach Verlauf eines Vierteljahrs zum zweiten Mal bereits wieder aufgesetzt.

Das Abwerfen der Stangen ist bedingt durch das völlige Absterben und Außer-Verbindung-Treten derselben mit den Organen des Körpers. Unter den alten Stangen aber hat sich bereits das Leben eines neuen Gebildes geregt, indem die von Blutadern (Venen) umgebene äußere Kopfschlagader in ihren Verzweigungen sich zu erweitern beginnt, fortwährend sich zu verlängern strebt und der Blutandrang nach den Rosenstöcken, durch die alten Stangen gehemmt, nun das Heraustreten eines ringförmigen Gefäßwulstes um die abgestorbene Rose herum aus dem Hautrande des Rosenstocks bewirkt. Durch diesen Wulst und den weiteren Erguß von Blut in die zackigen Verbindungsflächen zwischen Rosenstock und Stangen werden die letzteren gehoben und gleichsam unterhöhlt und deren Abstoßen auch noch durch die vom vermehrten Blutzufluß erhöhte Hautthätigkeit wesentlich befördert. Aus diesem wulstigen Gefäßringe, der bis zur Reife des Gehörns mit den Kopfadern in Verbindung steht und Nahrung erhält, bildet sich später durch Ausschwitzung von Knochensubstanz die Rose, sowie denn durch baldiges Umwulsten der Flächen, worauf die Stangen saßen, in Gefäßanhäufungen zugleich auch die Grundlage zu einem neuen, durch Säftezuführung immer weiter wachsenden Gebilde, den Kolben, entsteht, aus deren knolliger Masse sich nach und nach gestaltend das Gehörn in den angegebenen Formen entfaltet. Die Stange erscheint beim zweiten Gehörn in der Regel ungefähr in der Mitte getheilt. Die nach vorn gebogene Sprosse ist als Nebensprosse zu betrachten, während der nach hinten in knieförmiger Biegung verlaufende Theil Fortsetzung der Stange selbst ist. Es kann jedoch diese Biegung auch im zweiten Jahre vorhanden sein ohne Nebensprosse. Der dritte Gehörnwechsel findet etwas zeitiger als der zweite statt, und der alte Bock wirft schon im November ab. Bei der zweiten Kniebildung der Stange geht die Biegung wieder der ursprünglichen Richtung gemäß nach vorn, während die neugebildete Nebensprosse nach hinten steht. Der Bock heißt dann „stark" oder ein „alter Bock", sollte auch irgend eines der Nebenenden fehlen, denn jene Biegung giebt ihm allein Anspruch auf diese Bezeichnung.

So oft das neugebildete Gehörn vollständig zu Knochen erhärtet, fängt der Bock sich des umhüllenden absterbenden Bastes — nichts weiter als eine Fortsetzung der Haut oder „Decke" des Thieres in etwas veränderter Gestalt — durch Reiben („Fegen") zu entledigen an, und im fünften oder sechsten Monate nach dem Abwerfen des alten Gehörns erscheint dann das Thier bewehrt mit der verjüngten Zierde seines Hauptes. Durch das Fegen an der Rinde und dem Baste junger saftiger Holzarten entsteht die verschiedene Farbe des Gehörns, welche nichts als eine Beizung durch den Bastsaft ist. Vornehmlich wählt der Bock in Laubholzwaldungen unter andern den Trauben- oder Hirschhollunder, den Faulbeerstrauch, sowie die Erle zum Fegen. Im Nadelholz fegt er gerne an der jungen Edeltanne und der Lärche, dadurch oft bedeutenden Schaden in den Waldheegen anrichtend, besonders wenn diese beiden Nadelholzarten wie gewöhnlich im Laubholz eingesprengt vorkommen.

Der Spießbock betreibt im Frühjahr das Fegen mit einem Eifer, daß er sich zuweilen bis zur völligen Unvorsichtigkeit hinreißen läßt und in komischer Stellung an Büschen und zarten Stämmchen seinen jugendlichen Uebermuth ausläßt. Kein Wunder, wenn das Gehörn des Bocks durch das Reiben an dem lohreichen Baste der Erle, Edeltanne und Lärche besonders dunkel erscheint: die Lohe gerbt die poröse Substanz des Gehörns eben schwarzbraun. Einen deutlichen Beweis für diese Behauptung geben die anfänglich hell erscheinenden Stangen und ihr allmähliches Dunklerwerden beim fortschreitenden Fegen, sowie das stets hellere Aussehen der mehr gebrauchten Gehörnspitzen („Enden") im Freileben und des ganzen Gehörns im Gefangenleben des Thieres, bei welch' letzterem die Farbe der Stangen sogar abgewaschen werden kann. —

Digitized by Google

Es kommt nicht selten vor, daß starke Böcke kein Gehörn ausrecken, sondern nur Knöpfe ansetzen, namentlich zeigte sich dies im vorigen Jahre hier bei Alsfeld und in manchen anderen Gegenden. Von Mißbildungen des Gehörns („widersinnigem Gehörn") giebt es im Freileben des Bocks, noch mehr aber in seinem Park- oder sonstigen Gefangenleben Beispiele der merkwürdigsten und mannigfaltigsten Art. Die Ursache ist meist in Verletzungen am Gehörn selbst zu suchen, welche sogar absichtlich von Solchen vorgenommen werden, welche einen besonderen Geschmack an Absonderlichkeiten haben. Sie werden aber auch hervorgerufen durch Verletzungen an den Geschlechtstheilen oder dem „Kurzwildpret", wie es die Waidmannssprache eigenthümlich und zugleich schicklich bezeichnet. In inniger Wechselwirkung erscheinen Kurzwildpret und Gehörn: das zeigt die sichtliche Einwirkung von künstlichen und zufälligen Verletzungen oder Verstümmelungen an Ersterem auf die Bildung des Letzteren. Eine Entmannung hat fast immer das förmliche Versiechen der Gehörn-Erzeugungskraft zur Folge; nur ausnahmsweise kommen Gehörn-Neubildungen bei Castraten vor, welche jedoch immer als nicht zur Reife kommende Mißbildungen erscheinen. Auffallend sind hingegen die von uns mehrfach wahrgenommenen starken Gehörne bei kränkelnden Rehböcken oder sogenannten „Kümmerern".

Die Zeit, der Monat Mai, ist da, wo die Rehgeis „setzt" (je nach dem Alter Mutter eines, zweier oder gar dreier Kitzchen oder Kälbchen wird). Welche rührende Sorge und treue Anhänglichkeit äußert sich da! Der Feinde sich bewußt, die das zarte Leben des Lieblings bedrohen, wagt sie es nur, sich auf Augenblicke von dem Lagerplatz zu entfernen. Mit zitternder Angst vernimmt sie die Stimme des Räubers aus dem Walde oder aus der Luft, und wenn gar ein verkrüppeltes Kälbchen „gesetzt" ist, deren eines ich vor mehreren Jahren durch Vermittlung des verewigten Roßmäßler in „Aus der Heimath" abbilden ließ, wie müht sich da die Mutter ab, sein Verlangen zu stillen! Ueberall sind wunde Stellen am Boden wahrzunehmen, wo die Geis das „Gesäuge" durch ihre Lage dem Kälbchen darzubieten suchte. Das Rufen des unbehülflichen und nicht zur Genüge gestillten Thierchens erfüllt den Waldraum und mehrt von Stunde zu Stunde die Gefahr. Der am meisten zu fürchtende Raubmörder vernimmt das „Fiepen", welches ihn lüstern macht und ihm den Stand der Rehfamilie verräth. Doch nicht hier, wo er leichteres Spiel hat, sondern einem gesunden Kälbchen, welches der Geis zur Aeßung folgt, gegenüber mag er jetzt auf der Waldbühne erscheinen.

Auf einer Waldwiese, die einerseits von einer jungen Buchenheege, andererseits von Buchenhochwald begrenzt wird, erwarten wir einen starken Rehbock mit „ausgerecktem Gehörn". Dort die dichtbelaubte junge Eiche in der heimlichen Waldwiese mag uns beim Ansitz decken.

Immer weiter dehnen sich die Schatten aus, immer voller und lebhafter wird der Vögel Abendgesang. Plötzlich hören wir den störenden Schrei des im Dickicht aufgeschreckten Eichelhehers, und im nächsten Augenblick sehen wir ihn schon uns zu Häupten streichen; er bemerkt uns als scharfsichtiger Späher, macht, abermals schreiend, eine Wendung und strebt dann weiter dem Hochwalde zu. In der Richtung von jener Stelle her, wo der wachsame Vogel aufgeschreckt wurde, vernehmen wir ein leises Rauschen, dann zeigt sich, vorsichtig schreitend, eine alte Rehgeis. Am Rande der Heege bleibt sie stehen, sichert eine Weile und tritt nun etwas vertrauter auf die Wiese. Ihr folgt unmittelbar auf der Fährte das liebliche, buntscheckige Kälbchen. Mit dem eintretenden Gefühle der Sicherheit zeigt sich alsbald unbefangener und sorgloser der Verkehr zwischen Beiden. Während das Kälbchen die unerschöpfliche Quelle der Nahrung am mütterlichen „Gesäuge" sucht, ergeht sich die Geis in allerlei Zärtlichkeiten gegen den kleinen Schützling oder „äßt sich", von Zeit zu Zeit nur eine wiederkehrende, auffälligere Wachsamkeit nach verschiedenen Richtungen hin verrathend. Urplötzlich wirft sie den Kopf in die Höhe, und gleich darauf hören wir dröhnende Sprünge und Rauschen, worauf der erwartete Bock in hohen Sätzen auf der Wiese erscheint. Erregt beugt er sich vor, sichert, und ehe ich mich entschließe, die Büchsflinte zu heben, stampft er auf, „schreckt" (schreit) und „wird flüchtig". Unmöglich kann er uns wahrgenommen haben, denn wir sitzen gedeckt und haben guten Wind. Aber siehe, nun wird auch das alte Reh unruhig. Wie es zittert! — Was raschelt von Neuem in den Hecken? Ein Fuchs! Dort schleicht er eben am Rande des Dickichts auf das Reh zu. Wie er mit den Augen blinzt und das untrügliche „Gehör" regt, wie er jetzt thut, als ob er die friedlichsten Gedanken habe! Er kratzt, beleckt sich, wirft sich nieder in das Gras und wälzt sich auf den Maulwurfshaufen umher. Dabei schielt er beständig nach dem alten und jungen Reh, und sicherlich entgeht ihm keine ihrer Bewegungen. Es scheint, als wolle sich das alte Reh beruhigen, denn schon senkt es wieder den Kopf, um sich zu äßen. Da springt der Fuchs mit rüstigen Sätzen nach dem Kälbchen, das in sich zusammenfährt und fiepend bei der Mutter Schutz sucht. Wie ein Pfeil fliegt diese zwischen das Kleine und den Mörder und schlägt diesen mittelst der Vorderläufe tapfer in die Flucht.

Wiederum sucht der Fuchs das alte Reh in Sorglosigkeit einzuwiegen. Zuweilen hat es den Anschein, als seien ihm alle Glieder am Leibe zerschlagen, so schlotternd, schleifend und trollend ist sein Gang. Er fängt an, sein auserseheness Opfer zu umgehen, aber die treue Beschützerin weiß immer den rechten Standpunkt zur Abwehr zu wahren. Der immer lüsterner Werdende wiederholt seinen Angriff und bietet alle Kraft, Erfahrung und List auf, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er läuft und springt in allerlei Wendungen, aber immer wieder muß er dem hartnäckigen Widerstand des alten Rehes weichen. Dieses entwickelt die ganze Schärfe seiner Sinne, die ganze Gewandtheit seines Körpers und bekundet einen so festen, aufopfernden Muth, daß man nichts mehr von der ursprünglichen sanften Natur an ihm wahrnimmt. Wahrlich, ein rührendes Bild der zärtlichsten Mutterliebe! Wir sind empört über die Fuchsnatur und folgen mit ängstlich pochendem Herzen der weiteren Entwickelung des Schauspiels. Das Spannende, welchen Ausgang der Kampf nehmen werde, und der Gedanke an Bereicherung unserer Erfahrungen halten mich vom Gebrauch der Waffe ab. — Sieh da, was regt sich dort im Gehege? Es schleicht ein Thier durch das hohe Gras im Rücken der beiden Rehe. Ein zweiter Fuchs! Der Gauner hat mit scharfen Sinnen die Gelegenheit ausgewittert und will sich jetzt mit gleichen Mordgedanken zu dem sonst Gemiedenen seiner Sippschaft schlagen. Doch schon hat das alte Reh den neuen Feind entdeckt, denn es wendet den Kopf nach ihm hin, und kaum hat er den ersten Sprung aus dem Versteck hervor nach dem Kälbchen gethan, so setzt die Mutter über dieses hinaus und schlägt auf den Anstürmenden wacker los. Der andere, schon etwas abgehetzte Fuchs sieht in seinem Gefährten einen Gehülfen seines Unternehmens (offenbar verstehen sich die beiden Räuber sogleich) und greift ermuthigt nochmals an. Aber wie vom Dämon besessen, springt das Reh stets zur rechten Zeit vor, der Raubgier stellt sich die immer regere Mutterliebe entgegen, wächst und wächst, bis das geängstete Thier von den erstaunlichen Anstrengungen nach und nach ermattet. Bei der eintretenden Schwäche der Geis wächst der Füchse Zuversicht und Dreistigkeit. Schon fürchten sie nicht mehr so sehr, wie anfänglich, die Schläge, und der Augenblick der Entscheidung naht.

Da donnert ein Schuß aus der gehobenen Büchsflinte, und wie vom Blitz erschlagen, sinkt der stärkere Fuchs nieder, während der schwächere der Dickung zueilt. Rasch wird der Schrotlauf auf ihn gerichtet und glücklich auch er noch erlegt. Wir eilen auf die Beute zu. Geis und Kälbchen sind im Geheege verschwunden. Wir überzeugen uns, daß die Kugel einen männlichen und die Schrote einen weiblichen Fuchs erlegt haben. Du hast es verdient, treue Mutter, von solchen Plagegeistern befreit zu werden, und nun kannst du mit deinem Kleinen vertraut zur Aeßung ziehen.

Diese tapfere That der Mutterliebe konnte nicht schöner verherrlicht werden, als es durch den Stift unseres Künstlers geschah.

Hundertfach zufriedener, als wenn wir den Bock erlegt hätten, machten wir uns über dessen Feigheit lustig, mit der er unbekümmert um die Drangsal des Sprößlings und der todesmuthigen Vertheidigerin desselben in einen anderen Distriet „flüchtig wurde".

Karl Müller.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Friedrich Hecker.*

1. Wie die geheimen Wiener Conferenzbeschlüsse an das Tageslicht gezogen wurden.

Die Masse des Volkes, und insbesondere die jüngere Generation hat schwerlich einen Begriff von dem Ringen und den Kämpfen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Männern gegen die systematische Unterdrückung aller bürgerlichen Freiheit in der düstern Zeit von 1832 bis 1848. Man sehe sich nur die mit jesuitischer Casuistik stylisirten despotischen Bundesbeschlüsse von 1832 bis 1846 an, welche das sogenannte „öffentliche Recht" bildeten, und vergleiche damit die Cäsarengesetzgebung von Rom und Byzanz.

Die Volksvertretung, wo sie überhaupt bestand, bereits zu einem elenden Gaukelspiel herabdecretirt, überwacht, bespionirt und vergewaltigt, sollte noch weiter bis zur Fratze erniedrigt werden; jede freie Aeußerung in Wort und Schrift mit endlosen Untersuchungen, Haft und Kerkerstrafen verfolgt; unschuldige Bänder, Hüte und Mützen Grund zu ruinosen Verfolgungen; Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Volksfeste verpönt; die Universitäten und andere Unterrichts-Einrichtungen zu Dressur-Anstalten „zerbrechlicher Werkzeuge" (Blittersdorf'scher Ausdruck für Staatsdiener) entwürdigt, gefälschte Geschichtschreibung decorirt und empfohlen, ein Spionirsystem der raffinirtesten Art bundestaglich officiell organisirt und mit „schwarzen Büchern" und Listen versehen, welche die Namen aller dem herrschenden Systeme Verdächtigen nicht blos des In-, sondern auch des Auslandes enthielten. Das Reisen war mit endlosen Formalitäten, Plackereien und polizeilichen Flegeleien verwürzt; Erholungsreisen und Besuche bei Freunden Gegenstand einer auf Schritt und Tritt nachschleichenden Ueberlauerung. Die Post war zur Dienerin der infamsten Inquisition geworden, das Briefgeheimniß existirte nicht, wohl aber eigene Cabinete mit einem Apparat von nachgemachten Siegeln, feinen Messern, Scheeren und ähnlichen Instrumenten zur Eröffnung der Briefe, Apparate zur Lösung und Wiederaufsetzung von Siegeln, Lösung von Oblaten und Leim. Diese niederträchtige Kunst war zu solcher Perfection gediehen und von höchst salonfähigen Personen prakticirt, daß das schärfste Auge nicht im Stande war, zu entdecken, daß der Brief eröffnet worden war, und doch lieferten uns die, ähnlich dem schwarzen Streusand, verkleinerten schwarzen Katzenhaare, vom Schreiber verabredetermaßen benützt, den Beweis. Sie waren beim Eröffnen der Briefe herausgefallen oder herausgeweht, entflogen. Gegenstand ganz besonderer Ueberwachung waren nicht blos die im Auslande lebenden politischen Flüchtlinge, sondern überhaupt alle freisinnigen oder nur im Verdachte der Freisinnigkeit stehende Männer und vor Allen die Abgeordneten ständischer Körperschaften. Ja es ging, wie wir uns mit eigenen Augen überzeugten, so weit, daß sogar die Consuln entfernter kleiner Staaten, zum Beispiel von Chili, Spionenberichte über Reden, Gesinnungen und Treiben der dort sich aufhaltenden Deutschen liefern mußten und richtig regelmäßig lieferten. Auf den Reisepässen waren geheime Zeichen angebracht, so daß jede deutsche Polizeibehörde wissen konnte, mit wem sie es zu thun habe. Das ging so weit, daß selbst auf Pässen in's Ausland, insbesondere Frankreich, solche Zeichen angebracht waren, damit auch sofort Louis Philippe's Polizei über das Individuum informirt sei. Ich selbst habe, als ich 1847 eine Reise durch Frankreich und nach Afrika unternahm, Erfahrung gemacht. Es fiel mir auf und ich war erstaunt über die Art und Weise, wie die französischen Polizeibehörden, deren Visas ich bedurfte, sofort, nachdem sie kaum den Paß überblickt, mir recht deutlich merken ließen, ich sei eine verdächtige Person. Ich untersuchte auf das Sorgfältigste meinen Paß und fand endlich in einem Winkelchen, kaum sichtbar, mit Bleistift die Buchstaben F. O. Ein Franzose, kein Verehrer Philippe's und seines Systems, erklärte mir das Zeichen als „fait opposition", d. h. der ist schwarz, auf den paßt auf!

Das Empörendste bei dem ganzen reactionären Treiben war dies, daß die Bundesbeschlüsse, Gesetze und Ordonnanzen in solcher Sprache und solchem Style abgefaßt waren, daß sie für die Philisterruhe sorgend aussahen und so glatt und vieldeutig ein fast harmloses Aussehen annahmen und nur gegen die „schlechten Kerle" gerichtet schienen, während sie, analysirt und mit Beispielen, in welchen sie zur Anwendung kamen, zusammengehalten, sich als ein mit jesuitischer Schlauheit abgefaßtes Gewebe von Maschen, Schlingen, Fußeisen und Fallthüren darstellten, um mißliebige Personen in willkürliche Verhaftungen, Untersuchungen und Strafen zu bringen, besonders aber die Aengstlichen und Vorsichtigen zu schrecken. Das System der Hierarchie mit Inquisition und Ketzergerichten war auf den weltlichen Staat übertragen und für ihn zurecht geschnitten.

All' diesem gewaltigen Rüstzeuge der Macht und ihren tausenden von Hülfsmitteln und Hülfsbütteln gegenüber stand ein verhältnißmäßig kleines Häuflein von Männern, entschlossen das heilige Feuer zu hüten und zu bewahren und einen ständigen Guerillakrieg gegen die verbündete feindliche Macht zu führen. Es thut nach einem Menschenalter und schweren Erlebnissen wonnig wohl, auf den Aufwand von Ausdauer, Muth, Scharfsinn, Schlauheit und List hinzublicken, der in diesem Kampfe gegen die Uebermacht aufgeboten wurde. War das gesammte Postwesen zum Polizeispion geworden, so hatten wir eine mit Etappen, Boten zu Fuß, Pferd und Wagen versehene Volkspost. Ja mit fürstlicher Extrapost reisten Briefe und Documente, und drinnen im Wagen saß die hochmüthig prunkende Macht. Die Schnüffler fühlten den verbotenen Verkehr, er umschwebte sie wie Banquo's Geist, aber fassen konnten sie ihn nicht, bei der Volkspost dienten keine Verräther. Hatten sie ihre Polizeibureaux, Gensd'armen und Posten, um Flüchtlinge aus Deutschland, Polen &c. zu hetzen, so hatte die Action ihr Personal und ihre sichern Etappen, und welche Wollust, wenn es gelang, die Polizei zur unwissentlichen Gehülfin zu narren! Wie die geheime Presse arbeitete, davon ein Beispiel an den 183-ler Beschlüssen. Jede Kirmeß oder sonstige Lustbarkeit wurde zur geheimen Volksversammlung der Gesinnungsgenossen. Der Kitzel, der mit allen Mitteln versehenen Uebermacht ein Paroli zu biegen, war so groß, daß alle persönliche Gefahr vergessen wurde und das Häuflein täglich anwuchs. Vergebens keuchte, hetzte, zappelte der Polizeistaat sich ab und häufte hinterher nur Dummheiten zu Bosheiten und machte damit Proselyten für die gerechte Sache; er wurde der Masse nicht blos unerträglich und verhaßt, sondern auch verächtlich. Sie lernten 1848, daß es stets Danaidenarbeit sein muß, wenn man den Volksgeist einfangen will. Sie haben Alles probirt, Nichts ist ihnen gelungen. Werden sie wohl klug gemacht sein? Ich glaube nicht.

Den leitenden Männern der Action war es längst klar, daß außer den veröffentlichten Beschlüssen, so reich ausgestattet auch dieser despotische Apparat war, noch geheime existirten, welche man darum zu publiciren nicht wagte, weil sie, das ganze schändliche System und sein Treiben enthüllend, ein wahrer Faustschlag in das Antlitz einer gebildeten Nation gewesen wären, daher die Ränke im Dunkeln arbeiten mußten.

Der unvergeßliche Carl von Rotteck scheint frühe positive Kenntniß von jenen geheim gehaltenen Beschlüssen gehabt zu haben, als er, wenn ich nicht irre, 1837 seine denkwürdige Motion „über die Gefahren des Vaterlandes" begründete, über welche die

* Friedrich Hecker, der alte gefeierte Volkstribun vom Sturmjahr Achtundvierzig und einer der Helden der geretteten Union Nordamerika's, spricht im Vorstehenden wieder einmal direct zum deutschen Volke. Wir finden in ihm völlig noch den alten Kämpfer und freuen uns, daß seine Worte in voller Wucht und Schärfe gerade dem Gegenstand gegenüber, welchen sie treffen, mit dem echten Manneszorn urehrlich und urkräftig heraustreten. Warum diese schon so lange angekündigte Mittheilung aus so lieber Hand uns so spät zukommt, darüber giebt uns Hecker in einem Briefe Aufschluß, aus welchem wir die folgende Stelle seinen vielen Freunden und Verehrern nicht vorenthalten dürfen: „Sie haben keine Idee davon, daß und wie schwer es mir in dieser Zeit wird zu schreiben. Nicht weil ich nicht Lust habe oder der Thermometer auf 102 Grad Fahrenheit steht, sondern weil die Ernte eingebracht werden muß, Arbeitshände rar, theuer und unverschämt sind, und ich daher trotz meiner achtundfünfzig Jahre im Felde mitarbeiten muß wie ein tüchtiger Tagelöhner. Um zweier meiner Söhne willen kann ich mein Land nicht verkaufen und mich zur Ruhe setzen, will auch, was ich geschaffen, nicht in fremden Händen sehen, und wenn man, wie ich, stets das Haus voll Besucher hat, und Strolch und Gentleman offene Tafel beansprucht, so muß man die Ohren steif halten, um nicht, wie so viele Flüchtlinge, ein alter Lump zu werden." Die Redaction.

zweite badische Kammer zur Tagesordnung überging, obwohl der alte Mann, mit aufgehobenen Händen und Thränen in den Augen, ausrief: „Im Namen des Vaterlandes beschwöre ich Sie, schlagen Sie meine Motion nicht todt!" Sie wurde todt gemacht.

Aus gewissen Andeutungen glaube ich annehmen zu dürfen, daß der auch von seinen Gegnern hochgeachtete Mann von einem Minister selbst Mittheilungen erhielt, einem Minister, zu dem er auf dem Standpunkte „Freund der Person, Feind der Sache" stand, der, ein Bureaukrat vom reinsten Wasser, Monarchist aus tiefinnerster Ueberzeugung, aber ein weitsehender ehrlicher Mann, von der Unmöglichkeit der Durchführung des Metternich'schen Systems gegenüber der modernen Civilisation und geistigen Entwickelung des deutschen Volkes überzeugt war und außerdem der ewigen Bevormundung, der obligaten Rüffel und imperativen Dictate, welchen die kleineren Staaten unterworfen waren, ebenso müde gewesen ist, als sie für seinen Stolz kränkend waren.

Man gestatte mir hier eine kleine, den edlen von Rotteck charakterisirende Begebenheit einzuflechten. Rotteck war von der Stadt Freiburg zum Abgeordneten gewählt; die Zeit der düstersten Reaction brach herein, Pfaffen, Staatskrippenfresser, Adel und die ganze Heulmeierbande brachten eine Petition zu Stande, in welcher auf Ausschließung Rotteck's aus der Volkskammer gedrungen wurde. Jeder, welcher nicht eine Sclavenseele im Leibe trug, war empört. Rotteck, schon seines Lehramts beraubt und vielfach anderweit verfolgt, sollte nun auch mit Eselstritten regalirt werden, er, der Alles dem Vaterlande, dem Volke, der Freiheit willig zum Opfer brachte. Auf einem Spaziergange konnte der Schreiber dieser Zeilen nicht umhin, die serene Ruhe, die klare Heiterkeit und aufmerksame Liebenswürdigkeit des alten Mannes gegen die Gesellschaft, besonders die Damen, zu bewundern, des Mannes, dem kurz zuvor jene infame Kränkung in den schändlichsten Ausdrücken zugefügt war, und Schreiber dieser Zeilen, dessen ganzes Inneres vor Wuth über jene Niedertracht kochte, drückte diese Verwunderung gegen Rotteck aus, der solch' unverdienten Schimpf und Schmach so gelassen und heiter trage. Da blieb der kleine Mann stehen, sah dem Schreiber, damals ein Mensch von einigen zwanzig Jahren, fest und freundlich in's Auge und sagte, ihm die Hände auf die Schultern legend: „Junger Freund, sowie ich Sie ansehe und beobachtet habe, werden Sie dereinst im öffentlichen Leben vortreten. Wenn Sie dort irgend etwas unternehmen und verfechten, so thun Sie es nur allein aus reiner voller Ueberzeugung ohne Rücksicht auf Volksgunst oder Ungunst, dann werden Sie auch in düstern Lebenslagen so heiter und gelassen bleiben können, wie der alte Rotteck."

Goldene, unvergeßliche, wahre und wahrhaftige Worte! Unablässig war man von Seiten der für bürgerliche Freiheit kämpfenden Männer bemüht, den Schleier zu lüften und in den Besitz jener geheimen Verschwörungsbeschlüsse der Talleyrand-Metternich'schen Legitimität zu gelangen. Es gelang endlich im Jahre 1843, zwei Jahre nachdem durch geheimen Bundesbeschluß vom 29. Juli 1841 deren Gültigkeit und verbindliche Kraft auf weitere sechs Jahre verlängert worden war. Sie wirken heute noch fort und sind der permanente Polarstern aller Reaction. An einem heiteren Frühlingstage fand sich verabredetermaßen auf dem Landgut des alten Adam von Itzstein zu Hallgarten am Rhein, dicht beim Metternich'schen Johannisberge, eine Versammlung gleichgesinnter Männer ein, aus verschiedenen Theilen Deutschlands, worunter viele ständische Abgeordnete; Männer aus Preußen, Sachsen, den Thüringischen Staaten, Hessen, Nassau, Würtemberg und Baden. Es war die in gewissen Zeiträumen wiederkehrende gleichzeitige Eröffnung der Ständeversammlungen Sachsens, Würtembergs und Badens bevorstehend.

Schon früher hatten solche Zusammenkünfte stattgefunden, um durch gemeinschaftliche Berathung und Beschlußfassung, durch gemeinschaftliche Maßregeln und Schritte Einheit und damit Kraft in den Widerstand gegen die Reaction und Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit zu bringen. Die meisten der damals in Hallgarten Versammelten sind eingegangen zur ewigen Freiheit. Thomas Moore's herrliches Gedicht „Oft, in the stilly night" will uns nicht aus dem Sinn, wenn wir auf die vergangene Zeit blicken.

Einige Namen der dort Versammelten mögen hier stehen: Robert Blum, von Watzdorf, v. Dieskau aus Sachsen, die Brüder Alfred und Ottmar Behr aus Köthen, die Gebrüder Leisler und Hergenhahn aus Wiesbaden, Römer und Andere aus Würtemberg, Gratz, Dupré und Andere aus Hessen, Itzstein, Welcker, Sander, Mathy, Bassermann, Farnow, Rindeschwender und Andere aus Baden. Es war eine zahlreiche Versammlung ernstgewillter Männer. Itzstein's wie immer freundlichem und liebenswürdigem Benehmen war ein gewisser feierlicher Ernst beigemischt. Nachdem er sich im Geheimen mit sechs bis acht der Anwesenden berathen, wurden sämmtliche Gäste nach dem größten Salon des Hauses, nach dem Billardzimmer geführt; man nahm Platz, und Itzstein, ein Manuscript hoch in der Hand haltend, erklärte: endlich in den Besitz des Documentes der Verschwörung gegen das deutsche Volk gelangt zu sein. Feierliche Stille folgte seiner energischen, ausdrucksvollen, kurzen Anrede. Der Ausdruck der Gesichter der Anwesenden, verbunden mit der feierlichen Stille, hatte etwas Großartiges, Imposantes. Drüben glitzerten im Sonnenschein die Fenster des Johannisberger Schlosses. Spannung, Erwartung, gewaltsam niedergehaltene Erregung, Hohn, Haß, Wuth, was eines Jeden Brust gerade erfüllte, malte sich auf den Gesichtern der schweigenden Versammlung. Die Vehme saß zu Gericht über die Verräther.

Itzstein händigte das Manuscript einem der Anwesenden, wenn ich mich recht erinnere, Robert Blum, zur Vorlesung ein. Langsam, feierlich, sonor und betont wurde das Actenstück verlesen, mit der größten Spannung hingen die Blicke der Anwesenden an den Lippen des Vorlesenden. Dann und wann wurde ein kurz ausgestoßener Ausruf des Einen oder des Anderen laut. „Pfui!" „infam!" „jetzt wird's klar!" — Wir hatten mit einem Mal den officiellen Schlüssel zum Gebahren der Minister in allen constitutionellen Lebensfragen, vom Urlaubsrecht der Staatsdiener, dem Steuerbewilligungsrecht der Stände, der Nichtbeeidigung des Militärs auf die Verfassung, der Preßknebelung und dem Censurunwesen, der Vernichtung der Lehrfreiheit, kurz, der ganze Volksknebelungs- und Verknechtungsapparat lag vor uns. Mir war es, als schritten die Schatten des ermordeten Pfarrers Weidig mit von Farrenschwanzhieben blutrünstigem Körper und zerschnittener Kehle und anderer todter Märtyrer, gleich den Eumeniden des Aeschylos, durch die Versammlung.

Daß die vollständige Enthüllung dieser Verschwörung gegen die Völker wie ein Sturm über das Land brausen und auch den Ungläubigsten und Blindesten, welche uns stets der Uebertreibung beschuldigten, die Augen öffnen müsse, daß der Einfluß der Veröffentlichung dieser geheimen Conferenzbeschlüsse auf die öffentliche Stimmung und Meinung ein unberechenbarer sein müsse, darüber war man sich allseitig klar.

Metternich sollte bald erfahren, daß ein System, welches auf Slovaken, Hannaken, Böhmaken, Grenzer und dergleichen Cultur berechnet war, nicht intelligenten Volksstämmen aufgezwängt werden könne. An der Echtheit des Documentes konnte kein Mensch zweifeln, welcher den parlamentarischen Kämpfen zwischen Regierungen und Ständen gefolgt war. Was vorher höchste Wahrscheinlichkeit war, lag als apodiktische Wahrheit vor uns. Aber um allen und jeden Zweifel gründlich zu heben, eröffnete Itzstein den Anwesenden, daß der Sohn eines deutschen Ministers diese Copie von der in dem Geheimarchiv seines Vaters niedergelegten officiellen Ausfertigung Wort für Wort und genau genommen und Itzstein und Blum eingehändigt habe.

An der Echtheit war sohin kein Zweifel, und in einer späteren geheimen Sitzung einer erwählten Commission der badischen Ständekammer, in welcher es ziemlich aufgeregt und stürmisch zuging, gab der badische Finanzminister von Bockh in seiner bekannten barschen und manchmal hochfahrenden Weise die Echtheit mit den Worten zu: „Sie sind nicht nur echt, sondern sie sind auch gut!", eine Aeußerung, die eben nicht wie Oel auf die Wogen wirkte. Manchen der Anwesenden berührte es nachmals fast komisch, daß Welcker in seinem Buche „Wichtige Urkunden für den Rechtszustand deutscher Nation" aus Gründen der äußeren und inneren Wahrscheinlichkeit mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt auf fast sechs Großoctavseiten die Echtheit zu beweisen suchte, als ob er nie in Hallgarten dabei gesessen und nicht gewußt hätte, daß sofort auf sicherem Wege eine Copie derselben an den Herausgeber der „Deutschen Schnellpost" in New-York, Herrn Eichthal, gesendet worden war. Natürlich that jenes Welcker nur, um die Spürnasen deutscher Polizei von der Fährte abzulenken.

Die Versammelten beschlossen sofort den Druck und die Ver-

breitung des merkwürdigen Actenstücks. Viel war daran gelegen, daß keine Regierung des In- und Auslandes erfahre, wie, wo und von wem die Veröffentlichung ausgegangen sei. Alle freuten sich darauf, den gesammten polizeistaatlichen Apparat in nervöse Bewegung zu setzen und vergeblich sich abzappeln zu lassen. Vater Winter, der Heidelberger Bürgermeister und Buchhändler, die derbe ehrliche gute alte Haut, wies den Versammelten sofort nach, daß eigene, von den gebräuchlichen abweichende Typen müßten gegossen und nach vollendetem Druck sofort zerstört werden. Denn benütze man Typen, wie sie in den Schriftgießereien üblich und geliefert werden, so könne man leicht aus dem Druck die Typen, die Schriftgießerei und Druckerei und Drucker ermitteln. Er bemerkte ferner, daß Satz und Druck von Männern aus unserer Mitte müßte bewerkstelligt werden, und schlug dazu den leider zu früh verstorbenen Philologen und Philosophen A. Deeg vor, welcher denn auch seines Auftrages sich meisterhaft entledigte.

Aus dem Papier, aus dessen Format, Wasserzeichen und dergleichen könne man auf die Siebe und den Apparat zur Papierfabrikation schließen und die Papiermühle ermitteln, daher das zum Druck nöthige Papier auf besonders für diesen Zweck construirten Sieben und Geräthen hergestellt werden müsse. Winter setzte mit vielem Humor auseinander, wie die Spürhunde sich mit Cirkel, Maßstab, Vergrößerungsgläsern &c. vergebens abmühen würden.

So wurden Papier, Typen, Druck an verschiedenen Orten in verschiedenen Ländern, in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und, als Viertem im Bunde, Nordamerika hergestellt, und die „Einbringung“ über die Grenze war für uns ein Leichtes; das hatte man seit Langem prakticirt. Und als jene drei Ständeversammlungen eröffnet wurden, da lagen, wie aus den Wolken geschneit, auf jedem Ministertische, auf jedem Sitze der Abgeordneten Exemplare der geheimen Wiener Conferenzbeschlüsse von 1834.

Die monarchische Polizei arbeitete im Schweiße ihres Angesichts, um hinter die Geschichte zu kommen — vergebens. Frustra — sed non gratis. (Zwar vergeblich — doch nicht umsonst.) Das Volk mußte deren lächerliche Arbeit bezahlen. Die Wirkung der Veröffentlichung jener geheimen Verschwörungsbeschlüsse war ungeheuer und nachhaltig, der Eindruck auf die Regierungsbänke niederschlagend. Von dort an wurde die Reaction bedenklicher, die Action schritt „im Zeug“ vorwärts.

Aus der Wandermappe der Gartenlaube.

Nr. 3. Das Eden eines Königs.

Sollte es den Hohen dieser Erde, die zumeist doch den Glanz und die ungeheuren Vorrechte ihrer eximirten Stellungen mit einer unendlichen Einsamkeit, mit einem schauerlichen Alleinstehen theuer genug bezahlen müssen, zu verdenken sein, wenn sie hin und wieder ihre hohen leeren Säle verlassen, wenn sie entfliehen dem Prunk der Ehrenbezeigungen, die für sie doch längst den ersten berauschenden Zauber der Macht verloren haben müssen, um in der Natur, im Flüstern des Waldes, im Rauschen der Wellen, in seliger Bergeinsamkeit verwandte Stimmen zu suchen, die sie im Leben nur schwer, oft gar nicht finden?

Auch der Jüngste aller jetzt regierenden deutschen Fürsten, König Ludwig der Zweite von Baiern, hat der ernsten und trüben Stunden wohl schon so manche hinter sich, die gerade ihn, eine durchaus ideal angelegte Natur, veranlassen mögen, in den herrlichen Gegenden seines oberbairischen Gebirges oft Trost und Entschädigung für so Manches zu suchen, was ihm seine Hauptstadt trotz all ihrer Schätze nicht bieten kann. Dieser so tief ausgesprochene Zug zur Natur im Charakter des jungen Herrschers, der ihn veranlaßt oft bis weit in den Winter hinein auf seinem einsamen Bergschloß Hohenschwangau zu verweilen und mit dem erwachenden Frühling wieder hinauszuziehen an die schönen Ufer des Starnberger Sees, um dort auf seinem Schlosse Berg die heißen Sommermonate zuzubringen, hat müßigen Zungen, unzufriedenen Hoflieferanten, denen der einfache Junggesellenhof des Königs zu wenig braucht, Anlaß genug zu viel überflüssigem Gerede gegeben.

Auch in München giebt es Leute die Menge, die es nicht ertragen können, daß der jetzt regierende Herrscher nicht im Soldatenspiel, nicht in kolossalen Bauten, oder in rauschenden Hoffesten seine Befriedigung findet, sondern glücklich ist, wenn er auf schäumendem Roß auf die höchsten Bergkuppen hinaufreitet, oder auf seinem Dampfer die blauen Wellen des Starnberger Sees durchkreuzt und mit verständnißinnigem Naturgenuß ein nach den ernstesten und höchsten Zielen strebendes Studium verbinden kann, und wenn er, den man menschenscheu nennt, lieber mit seinen Büchern verkehrt, als mit den seltsamen Exemplaren des Menschengeschlechts, die sich nothwendigerweise, wie die Mücken zum Licht, so an den strahlenden Glanz des Hofes drängen.

Hohenschwangau ist das Eden des jungen Königs, und eines, um welches er sich beneiden lassen kann. Die Eisenbahn führt uns in die nächste Nähe der Burg auf dem Augsburg-Lindauer Strange, und zwar sind für den Eilreisenden Kaufbeuren, Kempten und Immenstadt die nächsten Haltepunkte. Das Ziel von da ist stets das gewerbsame Städtchen Füssen mit seiner malerischen Lage, seiner schönen Burg mit der prächtigen Aussicht, dem Lechfall und dem seltsamen Wunder des Mangentritts, denn St. Magnus sprang hier über die Schlucht, so erzählt die Sage; den Fußtritt des Heiligen kann man heutzutage noch sehen. Wir gehen hier über die Lechbrücke und jenseits ein Stück den rasch fließenden grünen Strom abwärts, biegen dann rechts um die Ausläufer des Calvarienberges und um einen trotzigen Felskopf, den wir bald näher kennen lernen, denn auf demselben hoch über uns haben wir das Ziel unserer Wanderung vor uns. Unten aber winkt uns ein Haus, dessen Name allein schon verlockend und anmuthig klingt, das vielbelebte Wirthshaus „zur Alpenrose“, wo schon so mancher müde Wanderer gastliche Aufnahme und gute Herberge gefunden. Auch wir werden an dieser gastlichen Alpenrose nicht vorübergehen, sondern zuvor uns erfrischen, ehe wir einen der vielen Waldwege einschlagen, die auf allen Seiten den Berg hinanlaufen.

Der schattige Parkweg, welcher uns unter dem grünen Dom des herrlich sich wölbenden Laubdachs langsam bergan führt, ist die richtige Einleitung für das, was wir oben zu erwarten haben. Wem nicht hier schon unter den prächtigen Bäumen, durch die sich fort und fort neue entzückende Blicke auf wechselnde Aussichten bieten, das Herz aufgeht, wer hier nicht schon höher athmet, der, fürchte ich, wird auch oben nicht viel Genuß haben und wenig von dem Zauber empfinden, der gerade Hohenschwangau so mächtig umschwebt. Das ist jener Zauber, der uns so gern träumen läßt von den Zeiten, in denen hier zwar derselbe Wald rauschte, dort unten derselbe See in seiner Felsenkammer fluthete, aber andere Menschen durch diese Wälder schritten und dort oben in jenen Mauern wohnten; Menschen wie wir, aber mit anderen Zielen, Hoffnungen und Wünschen ausgestattet, in anderer Weise denkend und handelnd.

Die Veste, die wir jetzt Hohenschwangau nennen, führte einst den Namen Schwanstein; Hohenschwangau nannte man früher zwei Burgen, deren Ruinen heut zu Tage noch auf dem Berge Neudeck zu sehen sind. Daß hier Alles „schwänt“ (Schwanstein, Hohenschwangau, Schwansee), weiß uns die Sage auf liebliche Weise zu erklären. Die allbekannte Sage, die den Stoff zum Wagner'schen „Lohengrin“ gegeben, lebt hier noch im Volksmunde. Dieselbe lautet folgendermaßen: „In grauer Vorzeit war eine fürstliche Jungfrau von hohem Gemüth und reinen Sitten Herrin auf der Burg. Als das edle Fräulein eines Tages auf der Zinne stand und weit in's Land hineinschaute, kam ein schneeweißer Schwan auf dem See daher geschwommen, der zog einen goldenen Nachen, in dem ein schöner Jüngling schlief. Als derselbe erwachte und an das Land gestiegen war, grüßte er die Prinzessin mit so freundlichen Worten, daß das Fräulein Vertrauen gewann und ihn bat, ihr Ritter zu sein. Sie hatte nämlich einen bösen Oheim, der klagte die Verlassene vor dem Kaiser eines unehrbaren Wandels an und behauptete, ihr Besitz sei an ihn verfallen. Der Kaiser befahl, daß ein Gottesgericht zwischen

Beiden entscheiden solle. Da erschien der Schwanenritter auf dem Richtplatz, bot sich der bedrängten Fürstin zum Vertheidiger an und erschlug im Zweikampf den habgierigen Oheim. Zum Dank wählte ihn das Fräulein zu ihrem Herrn und Gemahl. Eines erbat sich aber der Ritter von der lieblichen Braut, just wie im Lohengrin:

‚Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art.'

Und nun geht es auch weiter wie im Lohengrin. Die junge Frau kann die unselige Neugierde nicht zähmen und der Ritter verläßt, als die verhängnißvolle Frage gethan worden, stumm das Schloß. Unten am See harrt schon der Schwan mit dem goldenen Nachen, und Schwan und Ritter sah man niemals wieder."

Von der Zeit, wo der echte Sagenheld auf den blauen Fluthen des Sees herangeschwommen, bis zu jener, wo ein junger hochpoetisch gesinnter König die alte Sage neu in Scene setzen ließ und der Sprosse eines unserer ältesten Fürstengeschlechter, das heutzutage noch in der alten Bischofsstadt an der Donau residirt, als moderner Lohengrin unter den Klängen der Regimentsmusik, auch vom Schwan gezogen, den blauen See durchzog — welch' ein Wechsel der Zeiten, welche gewaltigen Bilder von Blüthe und Tod, von Entstehen und Vergehen! Wem hier nicht das Wort des alten jüdischen Königs: „Es ist aber Alles, Alles eitel" in's Gedächtniß kommt, der muß sehr sorglos und sehr leichtsinnig durch's Leben gehen.

Hier saßen die Welfen, als die Macht des stolzen Geschlechts bereits gefestigt war. Im Jahre 1191 kam der ganze Lechrain, also auch dieser abgelegene Bergwinkel mit seinen vielen Burgen, durch Kauf an die Herzoge von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen, deren letzter Sprosse, der edle Conradin, hier von seiner Mutter Abschied nahm, um als eines der erlauchtesten Opfer des alten Sehnsuchtsdranges der Deutschen nach Italien, auf dem Schaffot Karl's von Anjou in Neapel sein junges Leben zu lassen. Unter den Hohenstaufen blühte aber auch auf Schwanstein Sang, Dichtkunst und edler Frauendienst, und Wiltibold von Schwangau heißt ihr Tannhäuser, dessen Minnelieder sich theilweise noch bis zu unseren Tagen erhalten haben.

Nach dem Tode des letzten Staufen fiel der Lechrain mit Schwangau nach testamentarischer Verfügung des edlen Conradin an seine beiden Ohme, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern. Das vierzehnte bis sechszehnte Jahrhundert brachte auch über Schwangau manchen Besitzwechsel, wir wissen aber, daß bis 1536 die Schwangauer auf der Burg saßen. Ueber die Zeit von 1536 bis 1567 breitet das als „Roman und Geschichte" bezeichnete große, den Namen „Hohenschwangau" tragende Werk Karl Gutzkow's sich aus; ob wir auch Martin Luther zu den berühmten Gästen der Burg zu zählen haben, läßt er unentschieden; dagegen soll ein Gemälde daselbst diesen Besuch des flüchtigen Mönchs darstellen.

Nach dem Aussterben der Schwangauer zogen weniger glänzende Tage für Hohenschwangau vorüber; bis endlich die Ausfälle der Tiroler im Jahre 1809 die ehemals so stolze Veste ganz zur Ruine machten. So weit war es mit dem glänzenden Fürstensitz gekommen, daß ein Bauer die Reste derselben um zweihundert Gulden auf den Abbruch kaufte. Um diesen zu verhindern, übernahm der Fürst von Oettingen-Wallerstein die Ruine um zweihundertundfünfzig Gulden, von ihm kaufte sie der bekannte Topograph Sommer und von diesem endlich im Jahre 1832 der damalige Kronprinz Maximilian von Baiern.

Nun blühte für Hohenschwangau ein neues frisches Leben herauf; es wurde gemauert und gezimmert, daß die stillen Waldthäler laut wurden, und mit überraschender Schnelligkeit erhob sich aus dem Schutt und Gräuel der Zerstörung das herrliche Schloß mit seinen zackigen Mauern, den schönen, kühnen Erkern und den schlanken Thürmen. Dann kamen von allen Seiten die frohen Künstler, und die Maler malten die Geschichte längst vergangener Tage an die Wände, die Bildhauer meißelten in Stein die Gestalten der großen Männer, die hier gewaltet, und beide vereinigten sich mit den mannigfachen Kunstgewerben, um dieses Eden zu vollenden. Auf dem von ihm geschaffenen herrlichen Fürstensitz verlebte König Max als Kronprinz, fern von allen Wirren einer Politik, die er nicht billigen konnte, im Schooße seiner Familie heitere, sonnige Tage; auf Hohenschwangau wuchs König Ludwig der Zweite, der jetzige Regent Baierns, heran, und dies seltene Beispiel eines wahrhaft reinen, den höchsten Idealen zugewandten Strebens, das uns Kindern einer nüchternen Zeit bei einem jungen Fürsten, dem alle Lebensgenüsse zu Gebote stehen, oft so unbegreiflich erscheinen will, wird uns schon verständlicher, wenn wir Hohenschwangau gesehen haben und bedenken, daß eine Jugend, die unter solcher Umgebung herangewachsen, nothwendiger Weise so mächtige Eindrücke mit in's reifere Alter hinüber nehmen mußte. Und wie die verwittwete Königin Marie hier als an dem Schauplatze ihres reinsten Glücks stets am liebsten weilt, ebenso zieht es den jetzigen König fort und fort wieder zu den Stätten hin, wo er nach reiner einfacher Menschenweise hatte Kind sein und Jüngling werden dürfen.

Es war die schönste Sommerzeit, als ich zuletzt die Burg besuchte. Hat man die beiden wappengeschmückten Thore hinter sich, so weht uns auf dem seltsam-heimlichen Burghof der köstliche Duft der Lindenblüthen entgegen. Auf Hohenschwangau durfte freilich der heilige Baum der Sage und Poesie nicht fehlen. Unter dem dichten Schatten seines grünen Laubdaches sprudelt ein frischer Quell, darüber thront ein frommes Madonnenbild. In der dunklen Laube stehen Bank und Tisch von Stein, einladend zum kühlen Morgentrunk im schattigen Grün, drüben wieder locken andere Bänke zur herrlichen Aussicht. Auf der Terrasse wirft der aus unzähligen Abbildungen bekannte herrliche Löwenbrunnen, getreu nach seinem berühmten Vorbild in der Alhambra modellirt, das klare Wasser an vierzig Fuß hoch empor, wetteifernd mit dem nicht minder schönen Schwanenbrunnen, dessen gußeiserner Schwan aus senkrecht emporgehobenem Schnabel fort und fort das kühle Element spendet.

Südliche Gewächse blühen und duften an der steinernen Treppe zum Haupteingang, in der Vorhalle grüßen uns die Worte:

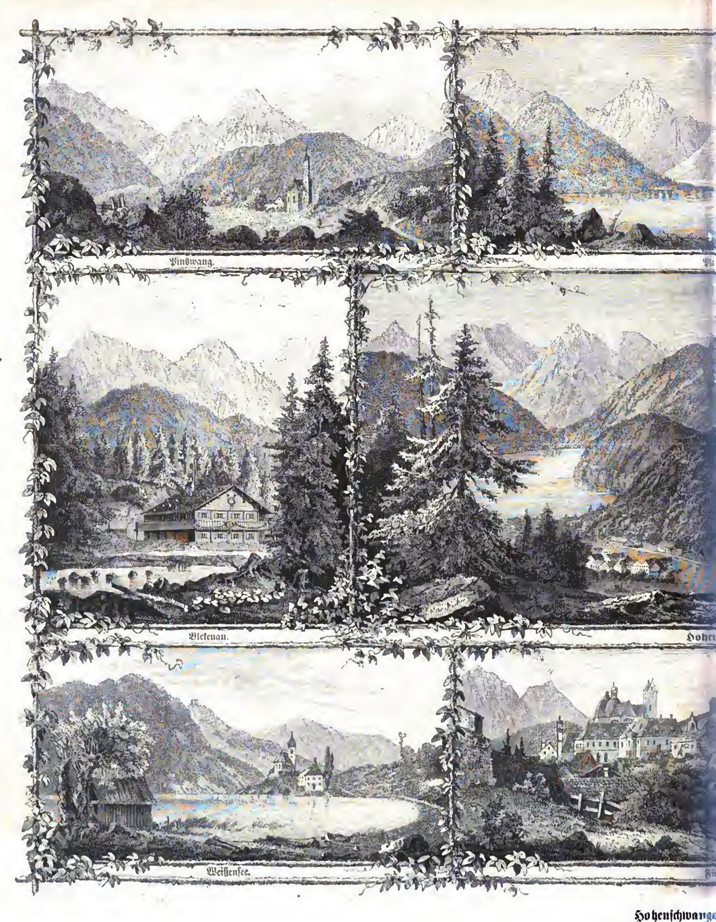
„Willkommen, Wandrer, holde Frau'n!
Die Sorge geht dahin!
Laßt Eure Seele sich vertrau'n
Der Dichtung heitrem Sinn."

Wir durchschreiten hierauf eine Halle, in welche durch die bemalten Fenster nur spärliches Licht fällt, bewundern die schönen Rüstungen und Waffen, freuen uns des naiven Verses über der Thür zum Weinkeller, der da beginnt:

„Ich grüß' dich, du edle Leibsalben,
Du arzneist mich allenthalben" ꝛc.

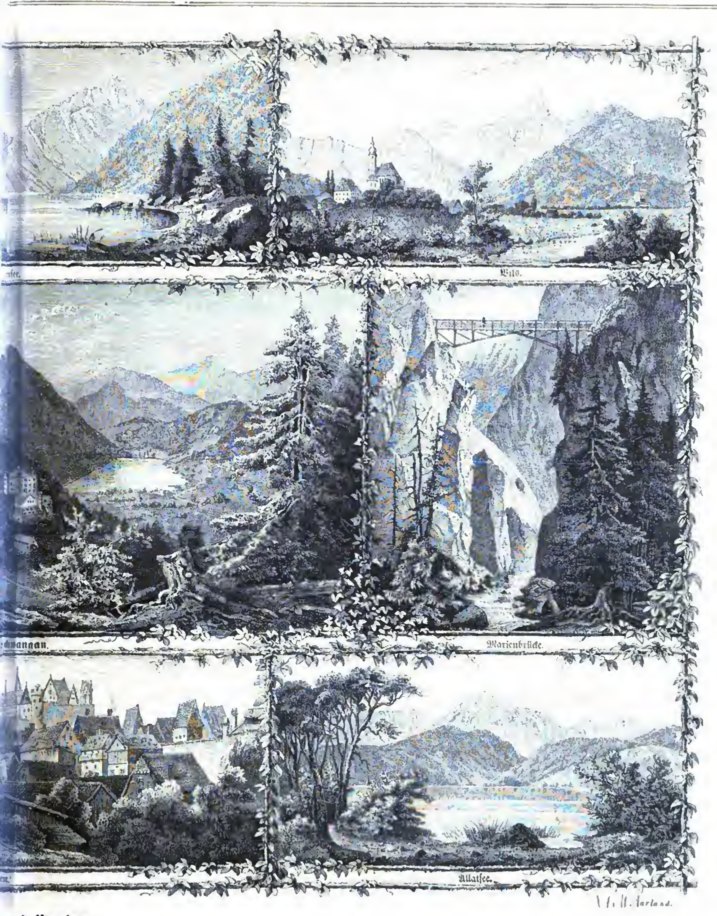
und bedauern nur, daß selbstverständlich der Gebrauch der Apotheke, in welcher diese „edle Leibsalben" verabreicht wird, den das Schloß besuchenden Fremden nicht frei steht. Im ersten Stock beginnt dann die lange Reihe der Gemächer, an deren Wänden die bekannten Meister Ruben, Reber, L. Quaglio, Lindenschmitt, A. Adam, Glink in eigenen und namentlich in den herrlichen Entwürfen Schwind's die glorreiche Vorzeit Hohenschwangau's in Sage und Geschichten mit freudigem Pinsel verherrlichten. Wollten wir auf alle die einzelnen Gemälde, die da im Schwanritter-, Schyren-, Orient-, Helden-, Hohenstaufen-, Welfen-Saal, im Bertha-, Damen-, Tasso- und Autheris-Zimmer prangen, näher eingehen, so gäbe das ein Buch. Leider wurden uns die besten Bilder im Tassozimmer, welche nach Schwind's Entwürfen die unsterbliche Liebesgeschichte Rinaldo's und Armidens verherrlichen, nicht gezeigt, weil sie zu schön, das ist zu verführerisch sein sollen; ebenso wenig konnten wir wegen Anwesenheit des Königs Einlaß in das berühmte Schlafgemach erhalten, von dem so viel gefabelt wird, das aber factisch an seiner Decke nicht nur den schönsten Sternenhimmel, sondern auch einen prachtvollen Mond enthalten soll, der durch einen sinnreichen Mechanismus alle seine Functionen, das Leuchten und das Auf- und Untergehen, gerade wie in der Natur, verrichtet.

Auch den berühmten Felsenbädern stattete ich meinen Besuch ab, von welchen das eine mit seiner wunderbaren Rosa-Beleuchtung und dem unvergleichlichen Blick durch das in die Wölbung des Felsens gebrochene Fenster auf die schwindelnd hoch sich aufbauende Burg mich geradezu in die Zeit der Feenmärchen zurückversetzte. Dem durch die rosige Dämmerung seltsam erregten Auge thut nachher die wundervolle Aussicht über See und Berg und grünen Wald doppelt wohl und wir verlassen jetzt, obwohl nur zögernden Schrittes, das schöne Schloß, um uns auch die Wunder anzusehen, die rundherum die Natur in verschwenderischer Fülle bietet.



Hohenschwange

Nach der Natur aufge



… und Umgebung.

…mmen von Max Kuhn.

Unsere Schritten lenken sich zuerst zur „Jugend", welchen poetischen Namen eine Waldblöße trägt, von der aus ganz Hohenschwangau mit einem Blick übersehen werden kann. Das ist die unvergleichlich schöne Aussicht, die der geschickte Griffel unseres wackern Künstlers auf das Papier gebannt hat. Die so äußerst glückliche Lage des Schlosses zeigt sich uns hier recht deutlich. Rechts vom Beschauer dehnt sich der Schwansee, links der Alpsee, im Hintergrunde thürmen sich die Berge, die schon größtentheils Tirol angehören. Neben dem Mittelbilde zeigt sich uns rechts die malerische Pöllatschlucht mit dem Pöllatfall und der kühn darüberhin geworfenen Marienbrücke, die hinauf zu den Gemsenständen des Tegelberges führt; links sehen wir eine reizende Idylle, das Landhaus und einen Lieblingsaufenthalt der verwittweten Königin in der Blekenau, auch Plökenau genannt. Ueber diesem Bilde zeigt sich der Kirchthurm von Pinzwang oder Binswang, dessen Kirche zum Schmuck dieser Thäler gehört, im Hintergrunde der hochragende Säuling, der König dieses Gebirges. Unter dem Landhaus der Königin ist Weißensee, das großartig gelegene Kirchdorf, hinter seiner gleichnamigen Wasserfläche abgebildet, daneben im Mittelbilde Füßen, dann folgt der einsame Allatsee, von welchem aus man in einem Stündchen nach dem tirolischen Städtchen Vils gelangt, das wir im obersten Bilde vor uns haben, während uns das obere Mittelbild noch den Plansee zeigt, der zu den reizendsten Seen des ganzen Gebirgs gehört.

Daß es noch außerdem, namentlich nach Tirol hinein, der schönsten Punkte in Menge giebt, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; alle diejenigen, welche die Partie über Reutte und den Plansee in's Graswangthal, oder in's Loisachthal nach Garmisch, oder endlich über den berühmten Fernpaß in's Innthal gemacht haben, werden die entzückende Schönheit dieser großartigen Natur nie vergessen. Weit davon entfernt den Strom genußsüchtigen oberflächlichen Reisepöbels in diese stillen Thäler hineinziehen zu wollen, möchten wir doch den Freund echter Naturgenüsse darauf aufmerksam machen, daß er diese nicht leicht irgendwo so findet wie hier, und wer mit dem Sinn für Naturschönheit den für Kunst und eingehendes Verständniß für Sage und Geschichte mitbringt, der wird sich keinen schönern und belohnendern Aufenthalt zur Sommerfrische aussuchen als Hohenschwangau.

C. A. Dempwolff.

Eine Prinzenehe.

Ende der Siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zählte Richmond Hill unter den Bewohnern seiner Landhäuser auch die junge und schöne Mrs. Maria Fitzherbert. Die Dame war mit fünfundzwanzig Jahren das zweite Mal Wittwe geworden; ihre erste Ehe mit Edward Weld Esquire von Helworth Castle hatte der Tod schon nach wenig Monaten gelöst. Mrs. Fitzherbert besaß eine Rente von zweitausend Pfund Sterling und bewegte sich in der Londoner guten Gesellschaft, doch in der eingezogenen Weise, wie es einer Wittwe geziemt. Der Prinz von Wales, der Sohn Georg's des Dritten, sah sie und empfing von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit solchen Eindruck, daß er sich bald in auffallender Weise um sie bemühte. Manche Zeitgenossen wollten einige Worte eines damals vielgesungenen Liedes darauf beziehen:

„Meine Kronen wären mir feil,
Würde die Schöne von Richmond Hill mir zu Theil!"

Mrs. Fitzherbert, eben so klug und ehrbar als schön, zeigte sich durchaus nicht geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit des Prinzen und setzte seiner Bewerbung große Sprödigkeit entgegen, bis er endlich auf ein seltsames Mittel verfiel, ihr Herz zu rühren.

Eines Tages erschienen bei Mrs. Fitzherbert der Wundarzt Keit, Lord Onslow, Lord Southampton und Mr. Edward Bowerie, welche Alle zur Umgebung und Gesellschaft des Prinzen von Wales gehörten; die Herren trugen die größte Bestürzung zur Schau und theilten der Dame mit, der Prinz schwebe in Folge eines Selbstmordversuchs in Lebensgefahr und nur ihre Gegenwart könne ihn retten. Mrs. Fitzherbert, welche eine Falle vermuthete, erklärte jedoch trotz aller Bitten und Vorstellungen, daß nichts sie vermögen werde, Carlton House, die Residenz des Prinzen, zu betreten. Schließlich machte die Verzweiflung der Abgesandten sie aber wankend, und sie glaubte an die Wahrheit des Vorfalls; doch um ihren Ruf zu schützen, ließ sie sich zu dem verlangten Besuch nur unter der Bedingung herbei, daß eine Herzogin sie begleite. Man forderte die Herzogin von Devonshire hierzu auf, welche sich auch nicht weigerte, und von ihrem Palast Devonshire-House aus begab Mrs. Fitzherbert sich zum Prinzen.

Sie fand ihn bleich, mit Blut bedeckt auf seinem Bette liegen. Dieser Anblick rührte und übermannte sie dermaßen, daß sie fast die Besinnung verlor. Der Prinz schwor, daß nur ihr Versprechen, sein Weib zu werden, und die Erlaubniß, ihr einen Ring als Zeichen des Verlöbnisses an den Finger zu stecken, ihn bewegen werde am Leben zu bleiben. Sie ließ es geschehen und die Herzogin gab dazu einen ihrer Ringe her. Nach Devonshire-House zurückgekehrt, wurde eine Schrift mit der Erzählung des Hergangs aufgesetzt und von den Augenzeugen unterzeichnet. Des anderen Tages bei ruhigerer Betrachtung fühlte Mrs. Fitzherbert Zweifel und Unruhe und sie sandte einen Protest an Lord Southampton, in dem sie erklärte, daß sie nur unter dem Druck der Ereignisse gehandelt habe. Gleich darauf verließ sie England und zog sich nach Aachen und dann nach Holland zurück. Der Generalstatthalter Prinz von Oranien und seine Familie erwiesen ihr große Höflichkeit und Freundlichkeit; da nun damals die Verbindung einer Prinzessin von Oranien mit dem Prinzen von Wales der Gegenstand von Verhandlungen zwischen der englischen und holländischen Regierung war, so wurde Mrs. Fitzherbert durch ihre Beziehungen zu der Prinzessin in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Doch hat sie jederzeit versichert, es sei damals ihr aufrichtiger Wunsch gewesen, ihr Verlöbniß zu lösen. Auch das nächste Jahr hindurch versuchte sie ihre Verbindung mit dem Prinzen hinauszuschieben. Bis nach Frankreich und in die Schweiz, wohin sie von Holland aus gegangen, folgten ihr Couriere mit Briefen und Anträgen des Prinzen. Die französische Regierung schöpfte aus der großen Anzahl derselben Verdacht und ließ zu drei verschiedenen Zeiten Boten anhalten und in's Gefängniß werfen. Einer dieser Briefe enthielt siebenunddreißig von der Hand des Prinzen geschriebene Seiten; unter Anderem gab er darin an, daß sein Vater mit der gewünschten Verbindung einverstanden sei.

Endlich gab Mrs. Fitzherbert nach und ihre Einwilligung, des Prinzen Gattin zu werden, unter gewissen Bedingungen, welche ihr Gewissen beruhigten, da nach dem Wortlaut des Gesetzes diese Ehe nicht anerkannt werden konnte. Sie kehrte nach England zurück, und unmittelbar darauf wurde sie mit dem Prinzen im Empfangszimmer ihres Hauses durch einen protestantischen Geistlichen getraut. Die Trauzeugen waren: der Oheim der Braut, Starry Errington, ihr Bruder Jack Smythe und der Geistliche, welcher sie eingesegnet hatte. Das Document, welches die Zeugen unterzeichneten, war durchaus von der Hand des Prinzen geschrieben und mit seiner und Mrs. Fitzherbert's Unterschrift versehen.

Der Charakter des Prinzen war nicht geeignet, eine Frau glücklich zu machen. The first gentleman of Europe nannte man ihn später — doch ausgenommen große persönliche Liebenswürdigkeit, besaß er keine Eigenschaft, die ihn jener Bezeichnung würdig gemacht hätte. Seine Ausschweifungen und seine Verschwendung brachten ihn fortwährend in Geldverlegenheit, und die ihm ausgeworfene Apanage erwies sich für seine Bedürfnisse als weitaus ungenügend. Der König weigerte sich seinem Sohne zu Hülfe zu kommen, und so ließ dieser endlich durch seine Freunde im Parlament die Erhöhung seines Einkommens beantragen; bei dieser Gelegenheit kam auch die Verbindung des Prinzen mit Mrs. Fitzherbert zur Sprache. Mancherlei der Wahrheit sehr nahe kommende Gerüchte waren in Umlauf und man richtete an Fox, den Freund und Vertrauten des Prinzen, die Frage, wie es sich damit verhalte? Da nun nach einem Gesetze die Ehe mit einer Katholikin — dieß war Mrs. Fitzherbert — von der Thronfolge ausschließt, widersprach Fox jedem solchen Gerüchte auf das Be-

stimmteste. Das Parlamentsglied Mr. Rolle fragte noch, ob Fox ermächtigt sei, diese Erklärung abzugeben, was dieser ebenso bestimmt bejahte. Mrs. Fitzherbert, empört über diese ihr angethane Schmach, wollte den Prinzen augenblicklich verlassen, und nur das eifrigste Zureden und die wiederholten Versicherungen desselben, Fox habe ohne seinen Auftrag gehandelt, vermochten sie davon abzuhalten. In ihrer Gegenwart forderte der Prinz Mr. Gray zu einer Berichtigung von Fox's Worten im Parlament auf; dieser lehnte ab, weil er nicht geneigt war Fox zu widersprechen, und so übernahm es Sheridan, doch leistete er keine Ehrenerklärung, sondern forderte seine Collegen nur auf, aus Rücksicht für die dabei betheiligte liebenswürdige und ehrenwerthe Dame die Sache nicht weiter zu verfolgen. Eine Entschädigung und Genugthuung wurde jedoch der Dame von Seiten der Londoner Gesellschaft zu Theil, indem den Tag, nachdem Fox seine anzügliche Rede gehalten, Mrs. Fitzherbert so viele Besuche der angesehensten und vornehmsten Personen erhielt, daß, wie sie sich selbst ausdrückte, der Thürklopfer ihres Hauses nicht eine Minute ruhig blieb und sie ihr Empfangzimmer keinen Augenblick verlassen konnte.

Die erste Trennung Mrs. Fitzherbert's von dem Prinzen erfolgte plötzlich und unerwartet; sie erhielt die erste Anzeige hievon durch ein Billet, welches ihr übergeben wurde, als sie eben mit dem Bruder des Prinzen von Wales, dem Herzog von Clarence, sich zu Tische setzen wollte. Von dieser Zeit an sah sie den Prinzen nicht mehr, welcher bald darauf sich mit der Prinzessin von Braunschweig vermählte. Nach der Meinung Mrs. Fitzherbert's waren die Schulden des Prinzen, welche das Parlament im Falle seiner standesgemäßen Vermählung zu tilgen versprochen hatte, sowie der Einfluß einer Geliebten, Lady Jersey, welche einen hohen Posten im Hofstaat einzunehmen wünschte, seine Hauptbeweggründe zu diesem Schritte.

Wie unglücklich diese Ehe ausfiel, ist bekannt. Der Prinz entfernte sich schon nach Jahresfrist von seiner Gemahlin, gegen die er eine außerordentliche Abneigung hegte, und suchte erst vorsichtig und dann mit der frühern Leidenschaft und Heftigkeit sich Mrs. Fitzherbert zu nähern und wieder mit ihr in Verbindung zu treten. Ihre Freunde, unter welche sie alle königlichen Prinzen zählen konnte, waren ihr treu geblieben, und auch von König und Königin hatte sie fortwährend Gunstbezeigungen erhalten; jetzt bemühten sich sogar Mitglieder der königlichen Familie, ihre Versöhnung mit dem Prinzen herbeizuführen. Möglich, daß man hiedurch hohen Ortes einer schlimmern Alternative vorzubeugen wünschte. Mrs. Fitzherbert, von allen Seiten gedrängt und in Zweifel, was eigentlich ihre Pflicht sei, unterbreitete diesen Gewissensfall dem Papste. Die Antwort war ein Breve aus Rom, worin sie angewiesen wurde sich wieder mit dem Prinzen zu vereinigen. Sie gehorchte; doch verlangte sie, daß diese Vereinigung öffentlich geschehe und nicht in der Stille, wie der Prinz wünschte, und an dem Tage, wo er wieder zum ersten Male ihr Haus betrat, lud sie eine große Gesellschaft zu einem feierlichen Frühstück, obgleich, wie sie Mr. Longdale sagte, sie kaum wußte, wie diese Prüfung zu überstehen.

Die folgenden acht Jahre waren, wie Mrs. Fitzherbert sagte, die glücklichsten ihrer Verbindung, obgleich das Paar sich oft in solcher Geldverlegenheit befand, daß, als einst eine Uebersiedlung von Brighton nach London beschlossen wurde, der Prinz und Mrs. Fitzherbert gemeinschaftlich nicht mehr fünf Pfund Sterling aufbrachten. Bei dieser Gelegenheit wollte ein alter Hausdiener ihnen mit Gewalt sechszig Pfund Sterling, welche er sich in ihren Diensten erspart hatte, aufdringen und ließ sich mit seinem Anerbieten kaum abweisen. Die zweite und dauernde Trennung Mrs. Fitzherbert's von dem Prinzen erwuchs aus der Liebschaft desselben mit Lady Hertford. Mrs. Fitzherbert war mit der Lady befreundet gewesen und sah sich genöthigt, ihre Verwendung in Anspruch zu nehmen, damit ihr nicht die Vormundschaft über ihre Adoptivtochter Mrs. Seymour entzogen werde. Die vielen Kränkungen und Demüthigungen, welchen sie sich damals ausgesetzt sah und die sie sich gefallen lassen mußte, aus Furcht, das Kind könne ihr sonst genommen werden, zerstörten fast ihre Gesundheit. Es kam vor, daß der Prinz, der die Vormittage fast immer in Mrs. Fitzherbert's Hause in Brighton zubrachte, nachdem er auf das Freundlichste von ihr geschieden, sie, wenn er ihrer Nachmittags im Pavillon ansichtig wurde, nicht zu kennen schien — nur um Lady Hertford keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

Ein Diner zu Ehren Ludwig's des Achtzehnten, von dem Prinzen veranstaltet, gab schließlich Veranlassung zu vollständiger Lösung der Verbindung. Bis dahin war, aus Rücksicht für Mrs. Fitzherbert, bei solchen Gelegenheiten keinerlei Etiquette in Bezug auf die Reihenfolge der Plätze bei Tische beobachtet worden; diesmal meldete man ihr, daß die Gäste nach ihrem Range sitzen sollten. „Wo wird denn mein Platz sein?" fragte sie den Prinzen, und er antwortete: „Sie wissen, Madame, daß Sie keinen Platz haben." „Ganz richtig," erwiderte Mrs. Fitzherbert, „keinen, als welchen Sie, Sir, für gut befunden, mir anzuweisen." Sie entfernte sich und ließ der königlichen Familie kund thun, daß von nun an ihre Verbindung mit dem Prinzen von Wales unwiderruflich ein Ende haben müsse. Da jede Vermittlung, welche der Herzog von York versuchte, ohne Erfolg blieb, gab die Königin Charlotte und die Prinzen endlich widerstrebend ihre Einwilligung, und von diesem Tage an öffnete Mrs. Fitzherbert nie mehr ihr Haus dem Prinzregenten.

Am Abend des Tages ihrer Trennung war Mrs. Fitzherbert gezwungen, einer Gesellschaft in Devonshire-House beizuwohnen, und die Herzogin forderte sie auf, den Herzog, welcher an der Gicht krank, auf seinem Zimmer zu besuchen. Als sie am Arme der Herzogin die Zimmer durchschritt, erblickte sie in einem den Prinzregenten tête-à-tête in eifrigem Gespräch mit Lady Hertford. Die Erinnerungen, welche bei diesem Anblick auf die arme Frau einstürmten (die Herzogin von Devonshire-House war Zeugin ihrer Verlobung mit dem Prinzen gewesen), brachten sie einer Ohnmacht nahe; sie überwand jedoch diese Anwandlung von Schwäche, trank ein Glas Wasser und schritt ruhig weiter.

Während der letzten Krankheit Georg's des Vierten schrieb Mrs. Fitzherbert an ihn und bot ihm ihre Dienste und ihre Pflege an; er soll sehr gerührt gewesen sein bei Empfang des Schreibens, aber er war nicht mehr im Stande es zu beantworten. Nach seinem Tode zeigte der Herzog von Wellington der Dame an, daß der König wiederholt befohlen hatte, ein gewisses Bild an einem Bande seiner Leiche um den Hals zu hängen und in die Gruft mitzugeben — und aus dem Umstand, daß Mrs. Fitzherbert's Bild nicht unter der Verlassenschaft zu finden, schließe er, daß es dieses gewesen. Der Bischof von Chichester bestätigte diese Erzählung, da er das Portrait auf der Brust des Königs im Sarge gesehen hatte. Es scheint also, als habe einige Zuneigung für Mrs. Fitzherbert bis zuletzt bei ihrem Gemahl bestanden; vielleicht hatte er auch Reue über sein gewissenloses Verfahren gegen sie gefühlt.

Nach Georg's des Vierten Tode begab sich Mrs. Fitzherbert in ihr Haus nach Brighton. König Wilhelm der Vierte, sein Nachfolger, als Herzog von Clarence ihr befreundet, ließ sie wiederholt auffordern, ihn zu besuchen, und sandte endlich die Anfrage, warum sie seiner Aufforderung nicht nachkomme. Sie erwiderte, die schwierige Stellung, in der sie sich befinde, ließe sie wünschen, Seine Majestät möchte ihr früher die Ehre erweisen, sie in ihrem Hause aufzusuchen, damit sie die Befehle und den Rath des Königs einholen könne. Wilhelm der Vierte kam auch bald, und Mrs. Fitzherbert legte ihm ihre Documente vor: den Trauschein; einen Brief des Prinzen von Wales an sie, in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt, und worin er sie wiederholt seine rechtmäßige Gattin nennt; und mehrere andere wichtige Papiere. Bei der Durchsicht derselben traten dem König die Thränen in die Augen und er fragte Mrs. Fitzherbert, was er thun könne, um sie für das erlittene Unrecht zu entschädigen und ihr seine Bewunderung und Anerkennung der Geduld und Langmuth, die sie zeither bewiesen, kund zu thun. Er war bereit sie zur Herzogin zu ernennen. Dankend weigerte sie sich dessen. „Ich habe bis nun immer den Namen Fitzherbert geführt und ich glaube in Ehren, ich will ihn auch jetzt nicht gegen einen anderen vertauschen." —

Lange vorher schon hätte sie das Herzogskrönlein erhalten können: Fox hatte es ihr angetragen, um sie, die seit dem Vorfall im Parlament nie mehr ein Wort mit ihm sprach, zu versöhnen, war aber damit abgewiesen worden. —

Wilhelm der Vierte forderte nun Mrs. Fitzherbert auf, Trauer für seinen Bruder anzulegen, und bestand darauf, daß sie ihre Dienerschaft in die königliche Livrée kleide. Auch bat er, sie möge den nächsten Sonntag mit ihm und seiner Familie speisen; als sie angefahren kam, eilte er die Treppen hinunter, sie zu

empfangen, hob sie aus dem Wagen und stellte sie der königlichen Familie als eine Angehörige vor. Er änderte auch sein Benehmen nie und bewies ihr bei jeder Gelegenheit die gleiche Aufmerksamkeit und Achtung. Die freundliche, entgegenkommende Aufnahme, welche Mrs. Fitzherbert von Seiten der Familie Louis Philippe's während ihres Aufenthalts zu Paris im Jahre 1833 zu Theil wurde, schrieb sie ebenfalls König Wilhelm dem Vierten zu.

Oft und eingehend besprach der gutmüthige König auch mit ihr die Angelegenheit, welche ihr am meisten am Herzen lag: ihre Rechtfertigung vor der Nachwelt, und gab seine Einwilligung zu Erhaltung und Aufbewahrung derjenigen Papiere, welche sie zur einstigen Herstellung ihrer Ehre am besten geeignet hielt. Mit seiner Beistimmung wurde zwischen Mrs. Fitzherbert und den Testamentsexecutoren Georg's des Vierten eine Vereinbarung geschlossen und in Folge dessen ihre Correspondenz mit dem verstorbenen König verbrannt, jedoch mit Ausnahme derjenigen Briefe, welche sie aufbewahren wollte. Der Herzog von Wellington und Lord Albemarle verbrannten die Papiere in Gegenwart Mrs. Fitzherbert's und nach reiflicher Ueberlegung verfiel den Flammen auch der Eingangs erwähnte siebenunddreißig Seiten lange Liebesbrief — dieses Muster und Beispiel der Unzuverlässigkeit von Liebesschwüren.

Mrs. Fitzherbert lebte bis zum Jahre 1837 meist in Brighton, wo sie auch starb. Ihre Adoptivtochter Mrs. Lionel Dawson Damer (Miß Seymour) ließ ihr ein Monument setzen, auf welchem die Figur der Verstorbenen, mit drei Trauringen an dem vierten Finger der linken Hand, angebracht ist, als Zeichen, daß sie dreimal vermählt gewesen.

Mrs. Fitzherbert's Papiere waren von ihr in dem Bankhause Coutts deponirt worden, und sie hatte in ihrem Testament verfügt, daß dieselben zu geeigneter Zeit veröffentlicht werden sollten. Im Jahre 1841 kam die Sache zwischen den beiden Testamentsexecutoren Lord Stourton und Lord Albemarle zur Sprache, aber der Herzog von Wellington, dessen Siegel auch auf dem Briefpaket befindlich waren, widersetzte sich der Lösung derselben, und seinen Gründen gaben die beiden Lords nach. Nach Lord Stourton's Tode blieb Lord Albemarle allein die Verfügung über diese Papiere; auch er starb, ohne daß sie veröffentlicht wurden, und nun bemühte sich Mr. Charles Longdale, Lord Stourton's Bruder, von den Erben Lord Albemarle's die Erlaubniß zur Veröffentlichung der bei Coutts hinterlegten Schriften zu erhalten. Es gelang ihm nicht, aber was er dann, gestützt auf die Aufzeichnungen und Erzählungen seines Bruders, die Erinnerungen von Zeitgenossen und das, was er aus dem eigenen Munde der Dame gehört, zusammenstellte und dem Publicum mittheilte, enthält alles Interessante daraus, und sollten die Siegel des Archivs einst gelöst werden, so wird der Inhalt des Pakets doch nichts Neues mehr bieten.

Blätter und Blüthen.

Von der Unglücksstätte im Planenschen Grunde. Heute (den 16. August), wo wir diese Notiz zur Druckerei schicken, sind zwei Wochen seit dem großen Unglückstage von Burgk verflossen: die Summe des Gräßlichen und Jammervollen, das in diese kurze Zeit für die Hinterbliebenen und die für die Bergung der Leichen thätigen Freunde der Umgekommenen sich zusammendrängt, wäre Leids genug für Tausende auf viele Jahre gewesen. Denn nicht einmal der einzige Trost, den man bisher auszusprechen gewagt, der Trost, daß all' die Verunglückten wenigstens ein rasches, bewußt- und schmerzloses Ende gehabt, ist Allen geblieben; eine Anzahl der armen Bergleute hat noch stundenlang alle Schrecknisse der Todesangst erfahren und elend ersticken müssen. Man weiß dies, so schrieb uns unser Berichterstatter schon am 10. August, erst seit heute durch untrügliche Anzeichen. Denken Sie, diesen Vormittag hat man die Leiche eines von drei Brüdern Bähr, die alle drei als Steiger verunglückt sind, gefunden; im Grubenkittel des todten Steigers stak sein Schichtenbuch, in welchem er die verschiedenen Arbeiter und die von diesen geförderte Arbeit zu verzeichnen hatte, und darin stand wörtlich wie folgt — ich habe das Buch selbst gesehen und für die Leser der „Gartenlaube“ das Nachstehende Buchstabe für Buchstabe copirt:

„Dies ist der letzte Ort, wo wir unsere Zuflucht genommen haben; ich habe meine Hoffnung aufgegeben, weil die Wetterführung auf Segen Gottes (Schacht) und Neue Hoffnungsschacht vernichtet (hat) sind. Der liebe Gott mag die Meinigen und meine lieben Freunde, die mit mir sterben müssen, sowie ihre Familien in Schutz nehmen.

Ernst Bähr I., Steiger.“

So stand es mit Bleistift geschrieben, in fester, klarer, deutlicher Hand und die oben eingeklammerten Worte waren sorgfältig ausgestrichen, — ein Beweis, in wie hohem Grade der Verunglückte noch seines Bewußtseins mächtig war. „Der letzte Ort,“ sagt er, wo sie Zuflucht genommen hatten, — wie also mußten die armen Leute, denen jeder Winkel des Schachtes bekannt und vertraut war, die genau wußten, an welchen Stellen böse Wetter einzufallen und wohin sie ihre Richtung zu nehmen pflegen, nach einem rettenden Plätzchen gesucht haben, ehe sie die letzte Hoffnung im Stiche ließ! Das Buch lag in der Revierstube des Segen Gottesschacht, und darum herum standen Beamte und Bergleute, sämmtlich Männer, denen die Gewohnheit der Gefahr und die ebenfalls fast schon zur Gewohnheit gewordenen Schreckensepisoden der letzten acht Tage die Nerven gehärtet haben — vor diesem Schichtenbuche und seinem letzten schmerzensschweren Blatte standen sie laut schluchzend!

„Das Buch da,“ sagte einer der anwesenden Steiger, ein verwitterter Mann mit grauem Haar, „ist entsetzlicher, als Alles, was wir jetzt Gräßliches erlebt haben! O Ihr meine armen, armen Freunde!“ und er legte bitterlich weinend den Kopf in seine Hände und ließ ihn matt auf den Tisch hinab sinken.

Aber das war des Leids noch nicht genug. Ich lehnte eben am Gitterwerk der Kaue, als eine Abtheilung Bergleute, die ihre vierstündige Leichenförderarbeit für heute überstanden hatten, dem Gestell entstiegen. Ihnen voran ging ein Steiger von kräftiger Gestalt, aber mit einem unsäglich gramvollen Gesicht. Er winkte die Umstehenden zu sich heran und trat dann mit uns in einen Winkel des Gebäudes.

„Ach, was wir jetzt Fürchterliches erfahren haben!“ begann er mit noch unsicherer Stimme. „Wir sind unten in ‚Neuer Hoffnung‘ auf einen dichten Klumpen von sechs Leichen gestoßen — Sie werden sie alsbald herauffördern sehen — und an den drei ‚Stempeln‘ (bergmännisch anstatt Säulen) des Zimmerwerkes stand Folgendes mit Kreide angeschrieben; ich habe mir es genau in mein Taschenbuch notirt,“ fuhr er fort, indem er dies aus der Brusttasche seiner schwarzen Blouse herauszog.

An der ersten Säule:

„Janetz starb,
Richter empfahl
die Seinen Gott.“

An der zweiten Säule:

„Lebewohl, liebe
Gemahlin, lebet wohl,
lieben Kinder, Gott
mag Euch helfen. Gottlob Heimann.“

An der dritten Säule:

„Lebt wohl, liebe Frau
und Kinder; ich habe mir
das nicht gedacht. Obermann.“

„Bald fünfundvierzig Jahre bin ich nun angefahren, aber so Fürchterliches habe ich nie erfahren! Und ich versichere Sie, wir alle elf Bergleute, die wir diese Inschriften entdeckt, wir haben laut geheult, wie die Kinder, und es hat lange gedauert, ehe wir wieder schaffen konnten.“

Endlich fand man auch noch den Bergmann Christian Schmidt, der sich mittelst einer Stecknadel ein kleines Papier an den Brusttheil seines Bergkittels gesteckt hatte, auf welchem mit fester Hand geschrieben war:

„Meine lieben Angehörigen! Indem ich vor Augen sehe, daß wir sterben müssen, erinnere ich mich noch an Euch. Lebt Alle wohl und ein frohes Wiedersehen. Das Andere muß ich Euch überlassen. Zwischen 9 bis 10 Uhr.“

Und auf der anderen Seite des Zettels stand:

„Liebe Frau! Versorge die Marie gut. In einem Buch in der Kammer liegt ein Thaler Geld. Lebt wohl, liebe Mutter und Geschwister. Auf Wiedersehen!“

Auf einer Schiefertafel stand geschrieben:

„Leb wohl, meine liebe Frau, lebt wohl, meine lieben Kinder, ich reich Euch meine Hände, lebt wohl, meine Eltern, verlaßt meine Frau nicht, lebt wohl, alle meine Bekannten, verlaßt meine Frau und Kinder nicht, lebt wohl. Lebt wohl, meine beiden Geschwister, seht wohl auf meine Frau und Kinder, lebt wohl, meine letzte Stunde leb wohl.

Karl Hanisch. 1 Uhr.“

Den Hut ab vor solchen Märtyrern der Arbeit!

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Planenschen Grundes

gingen ferner ein: Vom runden Tisch bei Dreher Brasserie in Havre durch Julius Prätorius 27 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Ngr. (100 Frcs.); zweite Sammlung der Deutschen in Havre durch Julius Prätorius 54 Thlr. 5 Ngr. (200 Frcs.); von einer kleinen Gesellschaft zu Bensheim durch A. Hölzinger 9 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf.; der Kegel-Club zu Klein-O. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.; gesammelt beim fünften Niedererzgeb. Gauturnfest in Oberlungwitz 16 Thlr.; T. N. in D. 2 Thlr.; gesammelt auf dem Neheimer Jägerfest am 9. August durch das Königspaar 44 Thlr. 3 Ngr.; W. L. in Pest 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (5 Fl. österr. Währ.); Josef Heller in Pest 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (5 Fl. österr. Währ.); Frau H. 5 Thlr.; Prof. R. 5 Thlr.; Frau A. 2 Thlr.; Fr. Gerstäcker, empfangene Entschädigung wegen Nachdrucks 10 Thlr.; Frau K. 10 Thlr.; Gretchen 3 Thlr.; Ertrag einer Collecte bei der Versammlung des deutsch-vaterländischen Vereins des großh. badischen Amtsbezirks Radolfzell in Singen am Hohentwiel 28 Thlr. 17 Ngr. (50 fl. rhn.) (Summa sämmtlicher Eingänge: 486 Thlr. 26 Ngr. 5 Pf.)

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 36. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von **Levin Schücking**.

(Fortsetzung.)

Der Schultheiß las den Brief. Seine Miene nahm dabei einen Ausdruck tiefen Ernstes an — er las still bis zu Ende, dann sagte er aufschauend:

„Und hat der Schreiber dieses Briefes denselben Ihnen übergeben, um ihn mir zu bringen? Sie sind französischer Soldat — wie ist das, wie hängt das zusammen?“

„Ein Camerad hat ihn mir übergeben,“ erwiderte Wilderich, „der …“

„Lassen Sie mich, bitte, den Brief sehen,“ unterbrach Duvignot, indem er ohne weiteres dem alten Herrn den Brief aus der Hand nahm und zu überfliegen begann.

„Es ist seltsam,“ fuhr der Schultheiß fort, „der Brief muß dann aufgefangen und in Hände gekommen sein, für die er nicht bestimmt war — wie kann ein französischer Soldat ihn mir bringen …“

„Beruhigen Sie sich, mein Herr Schultheiß,“ fuhr hier Duvignot scharf dazwischen, „der Mann ist kein französischer Soldat — er ist ein österreichischer Spion, und dieser Brief beweist mir, daß Sie mit unseren Feinden in heimlicher Verbindung stehen! Man rechnet auf Ihre Beihülfe, Ihren Verrath, um dem Feinde Frankfurt in die Hände zu spielen. Und wer Ihnen dies schreibt, ist der Erzherzog Reichsfeldmarschall selbst!“

„Mein Herr General,“ fuhr der Schultheiß erschrocken auf, „ich muß Sie bitten …“

„Es thut mir leid,“ fiel ihm der General in's Wort, „Sie sind ein Mann, den ich als sein Gast schon zu achten habe; ich bin Ihnen Dankbarkeit schuldig für das Wohlwollen, das Sie mir schon vor Jahren, als ich unter Custine's Truppen Ihre Stadt betrat und Ihr unfreiwilliger Gast wurde, mit so vieler Urbanität zeigten … aber meine Pflicht geht über meine persönlichen Gefühle … ich muß Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen, Herr Schultheiß …“

Der Schultheiß war todtenbleich geworden.

„Wenn Sie mich achten,“ sagte er, „so werden Sie mir auch glauben — ich bin kein Verräther — dies Schreiben ist an mich gerichtet ohne mein Wissen und Wollen — dieser Mann dort kann kein Spion sein, denn …“

„Kein Spion? Wir werden das sehen!“ rief Duvignot, sich zu Wilderich wendend, aus. „Wer seid Ihr? Ihr werdet nicht länger behaupten, daß Ihr französischer Soldat seid! Ihr seid ein Deutscher — das habe ich an Eurer Sprache erkannt! Nun wohl, wir haben auch Deutsche unter unseren Fahnen. Aber die Chasseur-Abtheilung, zu der Ihr gehören wollt, steht nicht in Hanau; ich traf sie gestern auf dem Marsch nach der Wetterau — sie gehört nicht zu Ney's Division, ich kenne keinen de la Rive. … Wie war gestern Eure Parole? Seht Ihr, Ihr wißt das nicht! Ihr hättet Euch vorher besser über Eure Rolle unterrichten sollen, bevor Ihr wagtet, sie zu übernehmen. Sie sehen, Schultheiß, daß ich Recht habe — dieser Mann ist kein französischer Soldat, er ist ein österreichischer Spion. Ich denke, dieses Schreiben hier, dies Schreiben in seinen Händen ist Beweis genug …“

„Beim lebendigen Gott,“ rief Wilderich hier stolz und entrüstet aus, „Ihre Beschuldigung ist falsch und ungerecht, Herr General — ich bin kein Spion, und dieser Herr hier, den ich in einen so unseligen Verdacht bringe, ist völlig unschuldig … ich bin kein Franzose, ich gestehe das offen ein, ich bin der Revierförster Wilderich Buchrodt vom Rohrbrunner Revier im Spessart — ein Mann, den noch Niemand einer schlechten Handlung wie die, den Spion zu machen, fähig gehalten hat.“

„Förster aus dem Spessart, in der That?“ fiel Duvignot ein, „… einer von den Leuten, mit denen wir eine so schwere Rechnung auszugleichen haben! Doch enden wir,“ fuhr er, wie eine innerliche Erregung niederdrückend und stoßweise fort, „Herr Schultheiß, ich muß thun, was der Dienst mir gebietet. Ich bin gezwungen, Ihnen anzukündigen, daß Sie diese Zimmer nicht zu verlassen haben, bis weiter über Sie verfügt wird. Den Mann dort wird man zur Constablerwache führen. Der Brief bleibt in meiner Hand!“ —

Der General wandte sich rasch und ging — so rasch, als wolle er sich der peinigenden Scene, der Pflicht, die er gegen seinen Gastfreund zu erfüllen hatte, so bald wie möglich entziehen. Wilderich hätte ihm nachrufen mögen: ‚Halt — warten Sie — ich habe einen Preis, um den Sie abstehen werden von diesem entsetzlichen Verfahren wider zwei Unschuldige‘ — aber eben so rasch fuhr ihm der Gedanke durch's Hirn, daß der französische Gewalthaber alsdann ihm einfach seine Briefe werde nehmen wollen, wie er den Brief des Erzherzogs genommen, ohne dafür das geringste Zugeständniß zu machen — und dann, wie konnte Wilderich von diesen Briefen in Gegenwart des Schultheißen reden, sie zeigen … wer war die Frau, die sie an den General geschrieben, war es nicht das eigene Weib des Schultheißen? sollte er dem alten gebrochenen Manne die Schmach anthun, — und

wenn er es that, wenn er diese verbrecherische Liebe dem Manne des treulosen Weibes verrieth, war ihm dann nicht gerade deshalb die schonungsloseste Rache des Generals gewiß?

Diese Gedanken durchzuckten ihn — er hatte sie noch nicht ausgedacht, als der General längst verschwunden war.

„Mein Gott," sagte der Schultheiß, sich an der nächsten Stuhllehne aufrecht erhaltend, mit kreidebleichen Lippen, ... „unseliger Mensch, welches Schicksal bringen Sie über mich . . . wie um's Himmelswillen . . ."

„Mehren Sie meine Verzweiflung nicht noch," rief Wilderich im furchtbarsten Schmerze aus, „ich gäbe jeden Tropfen meines Blutes dafür, könnte ich wieder gut machen, was ich verbrochen an Ihnen — dies Entsetzliche — aber Sie sind ja unschuldig, was kann Ihnen geschehen, deshalb, weil ein von Gott und seinem Verstande verlassener Mensch Ihnen einen Brief bringt?"

„Was mir geschehen kann — das fragen Sie — nachdem Sie selbst es gehört, das Wort: Kriegsgericht — und wissen Sie nicht, daß in einer Stadt, wo der Belagerungszustand erklärt ist, in Tagen, wie diese sind, bei einer Armee, die auf der Flucht ist, und die sich um ihr Dasein schlägt, das Wort gleichbedeutend ist mit: Tod?!"

Wilderich schlug verzweifelt die Hände vor's Gesicht.

„Sprechen Sie, was wollen Sie, was treibt Sie, so zu handeln, was hat den Erzherzog getrieben, mir einen solchen Brief zu schreiben, einen Brief, der mir Verrath zumuthet an dem Machthaber, der augenblicklich hier die Gewalt hat?"

„Ich . . . ich allein," rief Wilderich aus. „Ich drängte ihn zu dem Briefe. Ich liebe Benedicte — ich wollte ihr Beschützer sein, ich wollte sie retten — nun bring' ich Ihnen den Tod durch meine Leidenschaft . . ."

„Sie lieben meine Tochter?!" rief der Schultheiß mit einem unbeschreiblichen Ton von Erstaunen und Entrüstung zugleich aus.

„Sie ist Ihre Tochter? *Ihre* Tochter?!"

„Sie sagen, Sie lieben sie, und wissen nicht, wer sie ist?"

„Nein . . . und dennoch liebe ich sie, innig und tief und ehrlich, wie ein deutscher Mann je geliebt hat — ich wußte sie bedroht, dem gehässigsten Verdacht, den Peinigungen durch ein ihr feindseliges Weib ausgesetzt — ich zitterte für ihre Freiheit, ihr Leben, ich wagte Alles, um ihr Hülfe zu bringen . . ."

„Sie sehen, welche Hülfe Sie gebracht haben," fiel der Schultheiß bitter ein, während ein Paar Thränen über seine bleichen alten Wangen zu rollen begannen.

„Sie sind ein unvernünftiger hirnloser Mensch, der das Verderben über mich gebracht hat," fuhr er dann fort — „aber ich sehe, Sie fühlen es, wie ruchlos Sie handelten. Sie sind nicht schlecht — Sie verdienen jedenfalls den Tod nicht, der Sie erwartet, sicherer, unabwendbarer als mich — retten Sie sich — Sie müssen Ihr Heil in der Flucht suchen — fliehen Sie, bevor man kommt, Sie in den Kerker zu führen . . ."

„Fliehen? Wohin —"

„Das Haus unten ist voll Soldaten — aber vielleicht giebt es einen Weg über die Speicher, auf die Dächer der nächsten Häuser — was weiß ich — kommen Sie — kommen Sie —"

„Wenn Sie mich fliehen lassen, verdoppeln Sie den Schein Ihrer Schuld, Ihre Lage wird zehnfach ärger — ich bleibe!"

„Nein, nein," rief der Schultheiß, „was sollen zwei Menschen sterben, wenn dies bittre Loos Einem wenigstens abgenommen werden kann . . . ich bin ein alter Mann, ich bin zur Flucht zu alt, zu ungeschickt — Sie werden es können — vor Ihnen liegt noch ein langes Leben — folgen Sie mir —"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich hier, damit ich die Menschen, die Sie richten wollen, überzeugen kann . . ."

„Sie werden sie nicht überzeugen können. Man wird uns Beide zum Tode führen, ohne auf Sie zu hören —"

„Und doch —"

„Kommen Sie, ich will's, ich will's," rief der alte Mann hastig aus und schritt auf die Thür des Nebenzimmers zu.

Wilderich folgte ihm. Es war das Schlafgemach des Schultheißen, das sie betraten. Dieser öffnete im Hintergrunde eine zweite Thür, die in einen ganz schmalen, dunklen Gang leitete, an dessen Ende sich wieder eine Thür zeigte.

Der Schultheiß pochte an dieselbe und rief flüsternd:

„Mach' auf, mach' augenblicklich auf, Benedicte!"

Wilderich erbebte bei diesem Namen. Sie — sie war's, die er sehen sollte . . . sehen sollte, um nur einen Blick mit ihr zu wechseln, ein Wort, und dann weiter zu fliehen, um nie wieder vielleicht nur ihren Namen nennen zu hören . . . nein, das war nicht möglich . . . wie ein Blitz durchfuhr es ihn — hier lag vielleicht die Rettung . . . bei ihr . . . die Rettung für den Vater Benedictens, wie für ihn — sein Entschluß stand fest!

Die kleine Thür bewegte sich, ein Riegel wurde im Innern fortgeschoben, sie öffnete sich, Benedicte stand auf der Schwelle.

Aus dem kleinen Zimmer, aus welchem sie getreten, fiel das Licht der Dämmerung, die draußen begonnen, auf die Gestalt ihres Vaters und Wilderich's.

„O mein Gott," flüsterte sie, erschrocken, daß ihre Worte kaum vernehmlich waren — „Sie, Sie hier?"

„Du kennst ihn also — es ist so, wie er sagt, er kommt um Deinetwillen — Alles, Alles dies ist um Deinetwillen — Du entsetzliches, mir zum Unglück geborenes Geschöpf!" rief der Schultheiß aus.

Benedictens Augen öffneten sich weit — sie starrte den Vater an — aber sein Ausruf, seine Empörung konnte sie nicht zerschmettern, weil sie ihn nicht begriff, nicht verstand.

„Starr mich nur an," fuhr der Schultheiß im heftigsten Zorn auflodernd fort, „Du, Du warst es, Schlange, die mein Leben vergiften wollte . . ."

„O nicht das, nicht noch einmal, nicht immer wieder das — Vater, Vater, ich flehe Dich an, sei barmherzig!" rief Benedicte, wie bittend die Hände erhebend.

„Du warst es, die mir das Kind stahl, verdarb, tödtete . . ."

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, der Himmel ist mein Zeuge!" rief Benedicte mit einer Heftigkeit dawider, wie sie sie vielleicht nie noch so maßlos gezeigt hatte.

„Es ist nicht wahr — nicht wahr, daß Du, nur Du jetzt auch an *meinem* Tode schuld wirst, daß dieser unselige Mensch hier nur um Deinetwillen sich mit einem Briefe an mich drängt, der mich verdirbt, der mich vor diesen erbarmungslosen Franzosen zum Verräther stempelt . . ."

„O mein Gott — was, was ist denn geschehen . . . welche neue Sünde habe ich begangen?" fiel Benedicte außer sich ein.

„Ich sag's Dir ja — ich sag Dir's — dieser Mensch hier dringt zu mir und giebt mir in Duvignot's Gegenwart einen Brief, einen Brief, der mein Todesurtheil ist, und das um Deinet-, nur um Deinetwillen . . ."

Benedicte wußte nicht länger sich aufrecht zu erhalten, sie wankte zurück, sie ließ sich rückwärts auf das Lager fallen, das an der Wand ihres Zimmers stand, sie schlug die Hände vor's Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

„Sie sind ein böser, schonungsloser, grausamer Mann!" sagte Wilderich jetzt mit unterdrücktem Zorne. „Wüthen Sie wider mich, und nicht gegen sie, die keine Schuld hat. . . . Ihre wilden Vorwürfe machen die Sache nicht besser. Gehen Sie! Ich will nicht fliehen. Ich verlange, daß Sie mich mit Ihrer Tochter allein lassen. Ich verlange eine Unterredung mit ihr . . . ich will, ich verlange es . . . ich flehe Sie an darum — wenn man kommt, mich gefangen zu nehmen, so stellen Sie sich vor mich — nur eine Viertelstunde lang schützen Sie mich, bis ich mit ihr geredet habe . . ."

„Sie sind ein Thor, wenn Sie nicht fliehen. . . . Dort hinter jener Thür" — der Schultheiß deutete mit zitternder Hand auf einen Ausgang im Hintergrunde von Benedictens Zimmer — „führt eine Treppe hinauf . . . sehen Sie, wie Sie da weiter kommen!"

„Ich sag es Ihnen, ich will nicht — gehen Sie, lassen Sie uns allein — nur eine kurze Zeit schützen Sie mich hier vor dem Verhaftetwerden, das ist Alles, was ich will!"

Er drängte den Schultheiß zurück, er schloß die Thür des Zimmers, er ergriff eine der Hände Benedictens, und sich neben sie setzend, sagte er hastig: „Benedicte, hören Sie auf mich, die Augenblicke sind kostbar. Sie müssen sich ermannen, Sie müssen mir in kurzen Worten sagen, um was es sich handelt bei den Vorwürfen, die man Ihnen macht, dann kann ich handeln danach, dann, glaub' ich, kann ich den Frieden in dies Haus zurückbringen und uns Alle retten! Aber ich muß Alles, Alles wissen und Sie müssen reden augenblicklich . . . es hängen Menschenleben davon ab . . ."

„O mein Gott, wie kann ich Ihnen das sagen . . . jetzt . . . jetzt das Alles sagen . . ."

„Sie müssen es, Sie werden es, Benedicte, in wenigen kurzen Worten müssen Sie es; ermannen Sie sich, schöpfen Sie Hoffnung, raffen Sie Ihre Kraft zusammen —"

„Hoffnung — Hoffnung," rief Benedicte, ihm ihre Rechte entziehend, aus, und die Hände verzweiflungsvoll ringend, „meine einzige Hoffnung ist der Tod — die einzige letzte Erlösung ..."

„Und doch müssen Sie reden — reden auf der Stelle, Sie sind es sich, Ihrem Vater, sind es mir schuldig," drängte Wilderich fast zornig werdend.

„Ihnen, der solches Unglück in das Haus gebracht ..."

„Um Gotteswillen ... machen nicht auch Sie mir diesen Vorwurf! Um Sie verdien' ich ihn nicht, von Ihnen will ich ihn nicht hören, was ich verschuldet, denk' ich gut zu machen, nur muß ich wissen, wie ich es kann! Die Augenblicke sind so kostbar, so entsetzlich kostbar; um des Himmels willen, bei Allem, was Ihnen theuer ist, fleh' ich Sie an ... sagen Sie mir zuerst: ist Ihre Mutter die Geliebte Duvignot's?"

„Sie ist es!"

„Ihre Stiefmutter ..."

„Ja."

„Und was ist es mit dem Kinde, das Sie entfernt haben sollen, Sie?"

„Es ist das Kind, der Sohn meiner Stiefmutter, der ihr geraubt wurde."

„Weshalb kamen Sie in diesen Verdacht?"

„Weil ich, so lange ich meines Vaters einzige Tochter war, mich auch als seine Erbin betrachten durfte, die Erbin seines Reichthums. Er heirathete wieder und meine Stiefmutter schenkte ihm einen Sohn. Von dem Augenblicke an war ich arm, meines Vaters ganzes Vermögen bestand in Lehngut, es gehörte dem Sohne ..."

„Weiter, weiter!"

„Ich wurde schlecht behandelt von meiner Stiefmutter, man wollte mir mit Gewalt einen Menschen zum Manne aufdringen, den ich haßte; ich entfloh dem väterlichen Hause; in derselben Nacht verschwand der Sohn meiner Stiefmutter, geraubt, entführt; man gab mir Schuld ihn entführt, als den Erben, der mir mein Vermögen genommen, um des elenden Reichthums wegen beseitigt zu haben; ich mußte mich verbergen vor aller Welt Augen; ich floh zu einer Verwandten meiner verstorbenen Mutter, der Aebtissin von Oberzell, dort lebte ich im Kloster, bis die Nonnen fliehen mußten, bis es galt ein anderes Asyl für mich zu finden. Die Aebtissin sandte mich nach Goschenwald, mein böses Schicksal sandte meine Stiefmutter dahin — alles Uebrige wissen Sie —"

„Weshalb sagte Ihr Vater, daß Sie sein Leben hätten vergiften wollen ..."

„Muß ich auch das Ihnen sagen, auch das bekennen, die Stunde, worin ich schlecht, verächtlich, abscheulich war ..."

„Sie waren nie schlecht, nie verächtlich, Benedicte, das sagt mir mein innerstes Gefühl, jede Regung meines Herzens, und ich muß Alles wissen, Alles ..."

„Wohl denn: Es war im Jahre 1792, als Duvignot, damals Commandant einer Halb-Brigade, mit dem Heere Custine's nach Frankfurt kam, und das Unglück wollte, daß er sein Quartier in unserem Hause erhielt. Mein Vater war seit einem Jahre erst wieder vermählt. Meine Stiefmutter war sein Weib geworden, weil er sie eben gewählt hatte, weil sie ohne Vermögen war, weil ihre Verwandten den Gedanken, die Hand eines solchen Mannes auszuschlagen, gar nicht hätten in ihr aufkommen lassen; ihre Neigung wurde nicht befragt. Der junge schöne französische Officier verliebte sich in sie; seine Leidenschaft erweckte die ihre, sein Werben machte sie bald zu seinem völligen Eigenthum. Nach einigen Monaten mußte Duvignot Frankfurt verlassen. Meine Stiefmutter gab einem Sohne das Leben. Ein Jahr später kehrte Duvignot zurück; er war verwundet worden, er suchte Heilung, wie er angab, in Wiesbaden; von dort kam er oft zum Besuche zu uns — endlich, als der Winter kam, siedelte er nach Frankfurt über und war täglicher Gast in unserem Hause; er wollte noch immer nicht ganz geheilt sein, und unter diesem Vorwande mußte es ihm gelungen sein, seinen Urlaub so lange ausgedehnt zu erhalten.

Mein Vater war blind gegen das, was vorging, gegen dies schmähliche Verhältniß — ich sah es, ich durchschaute es. Auch haßte mich meine Stiefmutter, der es nicht entging, daß meine Augen schärfer waren als die aller Anderen; und Duvignot theilte natürlich ihre Gefühle gegen mich ... bis diese plötzlich sich geändert zeigten. Er führte einen jungen und gewandten Menschen, einen Pariser, der, wie er sagte, der Sohn reicher Eltern, eines verstorbenen Parlamentsraths, war und Güter in der Bretagne besaß, in unser Haus ein — er nannte ihn seinen Vetter von Seiten seiner Mutter, einer Dame aus dem bretagnischen Adel — und dieser Mensch warb um meine Hand, Duvignot redete für ihn, meine Stiefmutter befürwortete seine Werbung, mein Vater ward dafür gewonnen — ich wurde gedrängt, gepeinigt, gescholten — in meiner Noth, unfähig mich länger wider eine Zumuthung zu vertheidigen, die mich empörte — denn ich verabscheute diesen Franzosen, der mir den Eindruck eines schlauen und geriebenen Intriganten, eines falschen und unreinen Menschen machte — in meiner Noth flüchtete ich mich zu meinem Vater, ich sagte ihm Alles, ich sagte ihm, wie seine Gattin ihn entehre, wie diese Verbindung, zu der man mich zwingen wolle, nur den Zweck habe, mich, die lästige scharfblickende Zeugin des strafbaren Verhältnisses, zu entfernen ... mein Vater war auf's Tiefste betroffen ... er gelobte mir eine strenge Untersuchung, seinen vollen Schutz, sein unerbittliches Dazwischentreten. Er sprach meine Stiefmutter — und war von ihrer Unschuld so überzeugt, wie davon, daß ich nichts weiter als eine böse, falsche Schlange sei! Ich war zum Aeußersten gebracht; ich sah keine Rettung und kein Heil mehr außer in der Flucht; ich entschloß mich dazu, ich verließ an einem späten Abend das väterliche Haus, ich flüchtete mich in's Kloster und dort fand ich Schutz. ...

Es war mein Unglück! Dieser eigenmächtige Schritt, der mich befreien sollte, sollte fürchterlich bestraft werden ... denn in derselben Nacht verschwand das Kind, der Sohn und Erbe meines Vaters, und wer, wer anders hatte das Kind geraubt, entführt, als ich!"

„Furchtbares Zusammentreffen!" rief Wilderich aus. „Aber wie war es möglich zu glauben, Sie, Benedicte, Sie ..."

„Meine Stiefmutter haßte mich; was hätte sie nicht von mir geglaubt!"

„Aber Ihr Vater ..."

„Mein Vater ist schwach ... er liebt sein Weib, wie ein alter Mann ein junges Weib liebt —"

„Das ist entsetzlich. ... Doch nun, da ich Alles weiß, lassen Sie mich reden — ich habe ein Pfand der Rettung für uns Alle — ich habe die Briefe Ihrer Stiefmutter an Duvignot!"

„Die Briefe meiner Stiefmutter ... die haben Sie?"

„So sagt' ich!"

„Ihre Briefe an Duvignot? Aber wie ist es möglich ..."

„Wie sie in meine Hände kamen, ist gleichgültig; genug, daß ich sie habe, hier wohlverwahrt auf meiner Brust. Ich will zu Ihrer Mutter gehen — ich will ihr sagen: Du wirst des Schöffen und wirst meine Freiheit von Duvignot verlangen, Du wirst mir schwören, Deinen Verdacht, Deine böse Tücke wider Benedicte aufzugeben, Du wirst meine Werbung um sie unterstützen — alsdann erhältst Du Deine Briefe zurück, die in meinen Händen sind; wo nicht, so wird der, in dessen Händen sie sind, sie Deinem Manne zeigen, er wird sie der Welt zeigen, die Welt wird sehen, daß Du ein schlechtes Weib bist, die Welt wird erfahren, daß Duvignot Deinen Gatten ermorden läßt, um — Dich zur Wittwe zu machen! ..."

Benedicte sah ihn mit großen Augen an.

„Ich werde Ihnen die Briefe geben," fuhr Wilderich eifrig fort, „Sie sollen sie in Händen haben und aufbewahren, damit man sie mir nicht entreißen kann ..."

„Eitle Hoffnung!" unterbrach ihn Benedicte.

„Wie, Sie glauben nicht ..."

„Sie kennen die Leidenschaft dieser Menschen nicht! nicht ihre Gewaltthätigkeit! Meine Mutter ist Duvignot bis nach Würzburg gefolgt — sie ist hierher mit ihm zurückgekehrt — hat sie so dem Aergerniß getrotzt, was wird sie am Ende noch fürchten ..."

„Aber sie kann nicht wollen ..."

„Mag sein, mag sein; aber jedenfalls wird sie Ihnen nicht eher glauben, als bis sie die Briefe sieht ... und wenn man sie ihr zeigt, so wird sie wissen, sie Jedem, der sie hat, mit Gewalt entreißen zu lassen. Vergessen Sie, daß sie durch Duvignot hier allmächtig ist? Und wird sie sich nicht rächen wollen dafür,

daß Sie diese Briefe gesehen, gelesen, besessen? Wird Duvignot nicht . . . aber," unterbrach sie sich auffahrend, „hören Sie — mein Gott, man kommt — man wird Sie fortschleppen — in den Kerker, in den Tod . . . und meinen armen, armen Vater mit Ihnen . . ."

„Benedicte, fassen Sie sich — wir stehen in Gottes Hand — Gott wird uns nicht verlassen . . ."

„Hat er nicht mich längst verlassen — mich, die ich nun zu allem Entsetzlichen auch das noch zu tragen habe, daß ich schuld an diesem unsäglichen Unglück geworden?"

„Da nehmen Sie die Briefe, bei Ihnen sind Sie sicherer, bewahren Sie sie mir, bis ich sie Ihnen abfordern lasse." . . .

Er reichte ihr das Packet, das sie ängstlich unter das Kopfkissen ihres Bettes verbarg.

„Glauben Sie mir," fuhr er fort, „diese Briefe werden uns nützen — und wenn nicht, so werden wir ja auch ohne sie unsre Unschuld beweisen können."

„Gerade weil Sie unschuldig sind, wird man Sie nicht hören wollen."

„Gerade deshalb? Aber das wäre ja teuflisch!"

„Die Menschen sind oft Teufel! Duvignot wird es durchschauen, daß mein Vater und Sie unschuldig an dem sind, wessen er Sie beschuldigt. Wenn er dies dennoch thut, so ist es ein Beweis, daß er Sie verderben will."

„Er kann doch kein Interesse daran haben, mich zu verderben . . ."

„Wenn er meinen Vater vernichten will, so müssen Sie mit fallen . . ."

„Hören Sie, Benedicte, ich verzweifle dennoch nicht; ich kann nicht mit Ihnen glauben, daß dieser Mann so schlecht sei! Wir werden doch vor Richter gestellt werden. Vor diesen werde ich reden. Ich werde ihnen schildern, wie nur meine Leidenschaft für Sie mich verführt hat, hierher zu eilen . . . wie ich vom Erzherzog nichts anderes gewollt, als eine Verwendung für Sie, wie die Angst um Sie allein mich hierher getrieben — ich werde das mit aller Beredsamkeit, deren ich fähig bin, aussprechen — und wenn Sie, Sie, Benedicte, dann, falls man Sie fragt, meine Worte nicht Lügen strafen, wenn Sie großmüthig genug wären, zu bestätigen, daß es so sei, daß Sie mich früher Freund genannt, daß Sie mir das Recht gegeben, für Sie zu handeln ... Benedicte, zürnen Sie mir nicht, daß ich so spreche, daß ich so viel von Ihnen verlange . . . aber Sie würden es ja nicht für mich blos, auch für Ihren Vater thun, und das . . ."

Benedicte legte sanft ihre Hand in die seine.

„Weshalb sollte ich es nicht?" sagte sie kaum hörbar. „Habe ich Ihnen auch das Recht, für mich zu handeln, bis jetzt nicht gegeben, so würde ich es ja gern thun!" . . .

„O, Sie würden es gern?" . . .

„Ja, mein Freund, der einzige, den ich gefunden habe! . . . Das ist es eben, was mich weniger Ihnen vorwerfen läßt, daß Sie ja zum unsäglichen Unheil in dies Haus gedrungen — es ist mir ja, als trüge ich selber daran die Schuld, als hätten meine Gedanken, mein Verlangen Sie hierher gezogen, als hätten diese sehnsüchtigen Gedanken eine unwiderstehliche Gewalt über Sie üben müssen — denn meine Gedanken sind bei Ihnen gewesen, seit ich Sie zum ersten Male sah." . . .

Wilderich warf sich tieferschüttert ihr zu Füßen, er nahm ihre beiden Hände und preßte sie schluchzend an seine Lippen.

„O Dank — o Dank für dies Wort! — ein solches unermeßliches Glück geben Sie mir — und dennoch sollte Alles, Alles mit uns aus, sollte unser Leben dem Tode verfallen, sollten unsere Minuten gezählt sein? O es ist, es ist nicht möglich — jede Fiber, jeder Blutstropfen in mir sträubt sich dawider, kocht dawider auf — o Benedicte, lassen Sie uns hoffen, lassen Sie eine kurze Spanne Zeit hindurch uns glücklich sein!"

Er barg sein Haupt an ihren Knieen und schluchzte wie ein Kind. Sie legte ihre beiden Hände auf sein dunkles Haupthaar und lispelte etwas, das er nicht verstand. War es ein Wort der Liebe — ein Bekenntniß des Herzens? Jedenfalls war es ein Gebet.

Das Geräusch von schweren Männerschritten und Waffenrasseln, das Beide vorher vernommen hatten, war wieder erstorben. Jetzt wurde es auf's Neue hörbar — erst dumpf, dann heller — die Schritte nahten durch den kleinen Corridor, durch den der Schultheiß Wilderich zu Benedicte geführt.

„O fliehen Sie, fliehen Sie!" rief Benedicte aufspringend aus. . . .

„Fliehen?" sagte Wilderich, „nein ... ich kann es nicht ... zwar, ich möchte leben jetzt . . . leben! . . . aber ich darf nicht, ich kann nicht ... ich muß das Schicksal Ihres Vaters theilen ... ich bin sein einziger Vertheidiger, seine einzige Rettung, wenn es eine für ihn giebt! Ich darf ihm nicht fehlen in der Stunde, die über sein Loos entscheidet! — Aber," fuhr er, sich plötzlich vor die Stirn schlagend, fort, „wie ist's möglich, daß ich das vergaß! Sagen Sie mir, wer in den Briefen Ihrer Stiefmutter kann G. de B. sein?" . . .

„G. de B.? Wohl Grand de Bateillère, der Mann, den man mir aufdringen wollte."

„Ah!" rief Wilderich aus, „dann . . ."

Zum Weitersprechen war es zu spät, wie es zu spät gewesen wäre zur Flucht — der Capitain Lesaillier trat über die Schwelle. Hinter ihm standen ein Paar Ordonnanzen des Generals.

„Im Namen der Republik — Sie sind mein Arrestant," sagte der Capitain zu Wilderich, „folgen Sie mir!"

Benedicte flog an Wilderich's Brust — sie umklammerte ihn mit krampfhafter Gewalt, und dann riß sie sich stürmisch mit dem Aufschrei: „Und o mein Vater — wo ist mein Vater?!" von ihm los und wollte hinausstürzen.

Lesaillier hielt sie zurück.

„Ersparen Sie sich das, Mademoiselle," sagte er theilnahmevoll und bewegt, „Ihr Vater ist fort, er ist vorhin bereits abgeführt!"

„Und ich, ich trage die Schuld, daß man ihn in den Tod schleppt, o ewiger Gott, ich allein!" rief sie mit einem Ausbruch furchtbarer Verzweiflung aus — und dann sank sie bewußtlos auf den Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dilettanten-Verein und sein Dirigent.

Von Prof. J. C. Lobe.

Wohl fünfundzwanzig Jahre mögen verflossen sein, daß der geistreiche französische Componist und Schriftsteller **Hector Berlioz** seine große musikalische Rundreise durch Deutschland unternahm, über welche er nachher so pikante Briefe veröffentlichte. Manches fand er zu tadeln, Manches zu loben. In hohem Grad erfreut aber sprach er sich aus über die große Anzahl blühender Chorgesangvereine, welche er in Deutschland vorfand. In der That, es dürfte nicht schwer fallen, jetzt nur an **gemischten** Gesangchören einige Hundert in unserm Vaterlande nachzuweisen, einige Hundert aus freier Vereinigung singender Dilettanten hervorgegangene Institute, welche ihre Liebe zur Musik durch eine **künstlerische Selbstthätigkeit** bekunden, die zugleich dem Gedeihen der Kunst frommt.

Unter diesem reichen Kranze ragt durch seine mehr als locale Bedeutung der jetzt in ganz Deutschland bekannte **Riedel'sche** Verein zu Leipzig unbedingt als der weitaus gediegenste und ausgebildetste vor allen übrigen im großen Vaterlande mächtig hervor. Er bietet in seinem Entstehen, in seiner stufenweisen Herauf- und Ausbildung, in seinen eigenthümlichen Einrichtungen, in seinen gediegenen Leistungen, seinen ausführenden Mitgliedern und endlich und vorzüglich in seinem Dirigenten so viel des Merkwürdigen und Ausgezeichneten, daß eine Schilderung desselben auch für die Leser der „Gartenlaube" von Interesse und Nutzen sein dürfte. — Seine Tendenz kennzeichnete vor Kurzem ein Leipziger Localblatt treffend, wie folgt: „Der Riedel'sche Verein ist von jeher bestrebt gewesen, die Werke der alten Tonmeister, d. h. das Ewigbleibende aus der Vergangenheit, der Gegenwart wieder theilhaftig zu machen. Er hat den unvergänglichen Tongebilden alter Zeit Leben für die Jetztzeit neu gegeben, hat das, was für wenige Forscher blos zugänglich war, uns Allen neu erschlossen."

Digitized by Google

In der That, man braucht nur die Namen der Componisten zu nennen, deren Hauptwerke sowohl a capella als in Verbindung mit dem Gewandhaus Orchester und theilweiser Heranziehung auswärtiger Solosänger seit einem Decennium an uns vorüber geführt worden sind, um diesen Ausspruch vollkommen gerechtfertigt zu finden. Außer Bach und Händel sind in den reichhaltigen Programmen u. A. vertreten die früher nur den Namen nach bekannten Italiener Palestrina, Lotti, Allegri, Nanini, Clari, Caldara, Astorga, Vittorin, Marcello, Pergolese, Gabrieli, Durante und Leo; nicht weniger die gänzlich unbekannten Componisten Deutschlands aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, Euard und Stobeus, Prätorius und Leo Haßler, Melchior Frank und Heinrich Schütz. Von allen diesen Schätzen alter Kirchenmusik, die sich seit mehr als vier Jahrhunderten angesammelt haben, hätten wir in Leipzig ohne jenen Verein, aller Wahrscheinlichkeit nach, und wie die Verhältnisse nun einmal lagen, keine Note zu hören bekommen. Das war nur möglich durch einen Verein, als dessen hervorragendste Eigenthümlichkeit es betrachtet werden muß, daß er mit Unerschrockenheit, mit Liebe und Sorgsamkeit sich derjenigen Werke annimmt, welche seitens der Sänger ihrer schwierigen Ausführung wegen, seitens des Publicums wegen schweren Verständnisses oder wegen noch nicht feststehender Anerkennung durch die Kenner und die Kritik, als undankbare Aufgaben bezeichnet zu werden pflegen.

Karl Rledel.

Fragen wir zunächst: Wer sind die Sänger, die zum Beispiel Bach's „Hohe Messe", dessen Actus Tragicus, seine „Trauerode", Beethoven's „Missa solemnis", Liszt's „Graner Messe", welche Bach's Motetten, ohne Begleitung, welche a capella die Werke der alten Deutschen und Italiener, die dreichörigen Gesänge eines Gabrieli, das doppelchörige „Stabat mater" von Palestrina, das berühmte „Miserere" von Allegri — Aufgaben der strengsten und allerschwierigsten Art für den gemischten Chorgesang — fast durchgängig in trefflicher, innerlich warmer, künstlerisch würdiger Weise zur Darstellung bringen? so darf man sich wohl verwundern, wenn man hört: es sind meistens Dilettanten, wohl über zweihundert Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Knaben, die den verschiedensten Berufskreisen angehören, — vornehme Stände, bürgerliche Familien, Mittelstand, selbst ärmere Classen sind vertreten. Hier herrscht keine gesellschaftliche Exclusivität, vielmehr die wahre Demokratie auf dem Gebiete der Kunst! Oft schon hat man das schnelle Emporblühen des Riedel'schen Vereins, seinen Fleiß, sein energisches Vorwärtsstreben guten Statuten zugeschrieben, indessen, so wenig man auch im Allgemeinen Gesangvereine ohne feierliche Namengebung und Statutenentwerfung, ohne General-Versammlungen und Discussionen sich vorstellen kann, der Riedel'sche Verein hat zur Zeit nicht einen Paragraphen Statute, er hat keine Besprechungen, keine Haupt- oder General-Versammlungen, ebenso wenig einen Vorstand, ein Comité oder ein Directorium, — er hat blos einen Dirigenten, welcher dies Alles in Allem ist.

Jedermann begreift, daß es nicht so leicht gewesen sein muß, einen aus so verschiedenen Bildungskreisen zusammengesetzten Verein zu errichten, zu vergrößern, zusammenzuhalten, ihn dahin zu bringen, ein den Neigungen des gewöhnlichen Dilettantismus so sehr widersprechendes Princip mit Eifer zu verfolgen.

Faßt man alle diese Umstände zusammen, so wird Niemand bestreiten, daß wir hier der That nach den Dilettantismus in der edelsten und achtungswerthesten Erscheinung vor uns haben. Wahrlich, wenn einer, so darf dieser Verein mit Stolz auf sein reines und uneigennütziges Streben blicken, das weit über all' jenem Thun steht, welches die Musik nur als Luxus-Artikel betrachtet und lediglich zu leichtem Vergnügen betreibt.

Wie aber, muß man fragen, hat sich eine anfänglich so bedeutungslose Gesellschaft von Musikdilettanten in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu so hervorragenden, wirklich künstlerischen Productionen emporschwingen können? Gewiß nicht ohne eine an der Spitze stehende, ungewöhnlich begabte, leitende, lehrende, organisirende Kraft. Eine solche besitzt der Verein in seinem Dirigenten Karl Riedel. Aber sonderbar! Wie die in musikalischer Hinsicht geringen Elemente, aus denen sich der Verein zusammenthat, anfänglich nichts weniger als die hohen Leistungen ahnen ließen, zu denen sie später sich erhoben, so schien auch der junge Gründer des Vereins — eben der jetzige Dirigent — seinen Antecedentien zufolge auf den ersten oberflächlichen Blick in der Musik kaum eine besondere Wirksamkeit gewinnen zu können. Sein Lebensgang lag in der Jugend so weit ab von seiner spätern Bestimmung, daß weder er selbst, noch irgend Jemand hätte vermuthen können, er werde sich auf dem Felde der Kunst einen Namen erwerben.

Riedel war von Haus aus Seidenfärber. Die Färberei hatte er, ein geborner Rheinpreuße, in Crefeld erlernt, von wo er nach längerer Beschäftigung in der Schweiz sich Lyon zuwenden wollte, als das verhängnißvolle Jahr 1848 ihn zurücktrieb. Die Geschäftslosigkeit, welche in Folge der in Frankreich ausgebrochenen Revolution entstanden, war für ihn Veranlassung, einen anderen, ihm mehr zusagenden Beruf zu wählen, als den nun fünf Jahre lang betriebenen. Er entschied sich für die Musik, von der er zwar Gründliches noch nicht wußte, zu welcher er sich aber sehr hingezogen fühlte. Diese Neigung war besonders durch die Lieder

von Franz Schubert geweckt worden, die ein mit hübscher Tenorstimme begabter Mitarbeiter ihn kennen gelehrt hatte. Ein nur halbjähriger Unterricht bei einem tüchtigen Musiker, dem bekannten jetzt in Schmalkalden lebenden Componisten Karl Wilhelm, brachte ihn so weit, daß er 1849 in's Leipziger Conservatorium eintreten konnte, dessen Cursus er durchmachte, um darnach neben seiner bereits errungenen Stellung als Musiklehrer die Leipziger Universität zu frequentiren. Während er mit Energie und eisernem Fleiße seiner neuen Thätigkeit sich hingab, fühlte er sich immer wie von einem dunkeln Punkte durch die damals noch sporadischen Nachrichten angezogen, welche er über die Compositionen Palestrina's und der alten Italiener vernahm. Es wuchs in ihm der Drang, durch eigene Wahrnehmung sich Kenntniß zu verschaffen von der als wunderbar gepriesenen Wirkung dieser Schöpfungen, und schon 1853 faßte er den Entschluß, einen Männergesangverein zu diesem Zwecke zu gründen. Die Ausführung gelang indessen nicht.

Riedel machte sich die gewonnene Erfahrung gleich zu Nutze. Mit einem im Mai 1854 zusammengetretenen einfachen gemischten Quartett, welches sich unter seine Leitung stellte, übte er gute, in die Ohren fallende Gesänge von Hauptmann, Mendelssohn, Schumann ein und vermied es, eine andere bestimmte Tendenz auszusprechen, als die, guten musikalischen Genuß zu verschaffen. Dabei wurde der Grundsatz aufgestellt, sich ganz anspruchslos zu geberden und alles Ostensible fern zu halten. Von nun an entwickelte sich schnell Riedel's Lehr-, Directions- und Organisations-Talent. Am Ende des ersten Vereinsjahres war die Gesellschaft bereits von vier auf sechsunddreißig Mitglieder angewachsen und mit drei sorgfältig einstudirten Programmen vor Privatkreisen hervorgetreten. Mit der wachsenden Mitgliederzahl und dem gewonnenen Erfolge stellte sich Riedel wiederum das höhere, ideale, nicht vergessene Ziel vor Augen. Seinem Blick blieb nicht verborgen, daß in Leipzigs Musikleben, so reich es schon lange nach allen Seiten der weltlichen Musik sich entfaltet hatte, die Pflege der religiösen Tonkunst, besonders der alten Kirchenmusik vernachlässigt war. Diese Lücke mit seinem Verein auszufüllen, entsprach ja ganz und gar seinen geheimen Neigungen und wurde ihm immer mehr bestimmtes Ziel. Doch manches Hinderniß stellte sich der Verwirklichung seines Planes noch entgegen.

Das nächste und schwerste bereiteten ihm die Mitglieder selbst. So lange diese nur weltliche Quartette ausführten, wozu ihre musikalische Bildung und ihr gegenwärtiger Geschmack hinreichten, deren Studium ihnen zudem verhältnißmäßig leicht wurde, fanden sie Vergnügen und Befriedigung an ihrer Thätigkeit und waren leicht dabei festzuhalten. Wie aber dieselben geneigt und willig machen, dies angenehme, Allen verständliche Gebiet der modernen Gesangmusik zu verlassen und dafür das ernste, schwere, „gelehrte" der kirchlichen Tonkunst zu betreten, das Allen so ferne lag, dem der sinnlich heitere Reiz abging, für das sie noch keine Bildung und wenig Verständniß hatten? Welche Mittel standen Riedel zu Gebote, um einen solchen totalen Umschwung zu bewirken? Die Mitglieder wurden ja nicht besoldet, sie konnten durch kein Gebot gezwungen werden, sie waren lauter selbstständige Personen, denen der Dirigent nicht das Geringste zu befehlen hatte, denen nur durch Wünsche beizukommen war. Riedel's Befürchtungen waren in der That nicht unbegründet. Als er versuchsweise die Stimmen zu Palestrina's Motette „die Improperien" vorlegte (welche jeden Charfreitag in der Sixtinischen Capelle zu Rom gesungen wird, und die durch ihre einfache, rührende Schönheit Palestrina's Ruhm gegründet), mußte er die Uebung abbrechen, weil die Damen ob dieses ihnen ganz sonderbar und ungewohnt vorkommenden Musikstyls in lautes Lachen ausbrachen und vor Heiterkeit nicht weiter singen konnten. Diese Motette ist jetzt ein Lieblingsstück des Riedel'schen Vereins.

Riedel ließ sich durch diese Erfahrung nicht abschrecken. Denn es ist eine falsche Annahme, wenn man der Menge im Allgemeinen Unempfänglichkeit und Theilnahmlosigkeit für höhere künstlerische Interessen vorwirft. Es komme nur der rechte Mann, der sie dafür zu erwärmen, zu entzünden und die Flamme dann zu unterhalten versteht, so schmilzt das spröde Material und läßt sich in die gewünschte edlere Form bringen. Ein solcher Mann ist Riedel.

Nachdem auch der zweite Versuch mißglückt war, fing er die Sache auf andere Weise an. In den gewöhnlichen Uebungen setzte er nach wie vor die Quartette von Hauptmann, Gade &c. auf die Tagesordnung und wußte seine Mitglieder in der besten Laune zu erhalten. Sonntags Nachmittags aber versammelte er einige wenige Mitglieder um sich, auf deren ernsten musikalischen Sinn und persönliche Anhänglichkeit er vertrauen konnte. In Wahrheit folgten sie ohne irgend welches Schwanken Riedel's musikalischer Leitung in eine ihnen ganz neue Welt, und halfen ihm die „große Revolution" vollbringen, durch welche der Riedel'sche Verein zu wirklich musikalischer Bedeutung gelangte.

Nachdem dieser Nebenverein Bestand gewonnen hatte, wurden auch zu ihm ganz vereinzelt und mit großer Vorsicht andere Mitglieder hinzugezogen und für „das neue Streben nach dem Alten" gewonnen. Ein vollständiges Concertprogramm wurde vorbereitet. Als Riedel sich so den Rücken gedeckt hatte, offenbarte er in einer Uebung des größeren Vereins, daß er mit mehreren Mitgliedern eine Aufführung alter Kirchenmusik veranstalten werde, daß er sämmtliche Mitglieder zur Betheiligung einlade, und die Uebungen zeitweise nur für diese Absicht bestimme. Dieser bereits halb zur Thatsache gewordene Versuch fand nun ganz andere Theilnahme und viel mehr Beifall, als die früheren Sondirungen. Wer auch etwa innerlich der „trockenen" alten Musik glaubte abhold sein zu müssen, mochte doch nicht bei einer Unternehmung zurückstehen, welche jedenfalls Interesse zu erregen geeignet war.

Das Concert fand an einem Novembermorgen 1855 in der Centralhalle vor einem gewählten Publicum statt, gelang vollkommen, rief große Sensation hervor, fand allgemeinen Beifall und war für die Pflege der alten Kirchenmusik in Leipzig von durchschlagendstem Erfolge. Jetzt hatte Riedel seine Sänger im richtigen Fahrwasser, und seitdem vertraute die Masse derselben seiner Leitung unbedingt, wenn es auch noch manchmal galt nach unbekannten Zonen zu steuern. Dennoch verfuhr er vorsichtig. Die weltliche Musik setzte er nicht so leicht bei Seite und wählte von alter Musik anfänglich nur solche Sachen, welche ein Anknüpfen an das Empfindungsleben des jetzigen Publicums gestatteten. Auf dem Programm gab und giebt er biographische und musikalische Notizen über die Componisten und deren Werke, wo nöthig, über Letztere Erläuterungen, statt des lateinischen Textes der älteren Compositionen ließ er deutsche Worte singen, welche Uebersetzungen er selbst unterlegte (eine Arbeit, deren Mühe Kenner zu schätzen wissen werden); vorzüglich dadurch gewannen Sänger und Hörer, deren kleinster Theil nur Latein verstand, ein warmes Interesse für die alten Tonstücke. Obwohl selbst die besten deutschen Uebersetzungen dem Sänger nicht die Schönheit und Bequemlichkeit der lateinischen Sprache ersetzen können, so ist doch die lebendig wirkende Muttersprache bei Weitem mehr geeignet, die Sänger in ein neues Werk sich einleben zu lassen und den Hörern das schnelle unmittelbare, nicht erst durch Vergleichung mit der beigedruckten Uebersetzung gesuchte Verständniß zu erleichtern, als die schönste fremde Sprache.

Ein Hauptmittel ferner, freilich ein mit großen Opfern für ihn verbundenes, schuf Riedel sich dadurch, daß er die musikalischen Kräfte seiner Mitglieder steigerte und so durch die Erkenntniß der großen Fortschritte, welche sie in der Ausführung ihrer schweren Aufgabe machten, ihren Eifer weckte, erhöhte und festete. Er gründete Vorbereitungscourse und besondere wöchentliche Privat-Uebungen für die Damen, zog Knaben aus Bürgerfamilien herbei, um für diejenigen alten Compositionen, welche für tiefe Stimmlagen geschrieben sind, die richtige Klangfarbe in Sopran und Alt zu gewinnen, gab vielen der Knaben unentgeltlichen Unterricht und ließ sie nach absolvirtem Vorbereitungscursus in den Verein treten. Manchen dieser Knaben erblickte man nach seiner Mutation als eifrigen und geschickten Sänger im Tenor oder Baß des Riedel'schen Vereins. Als Beweis, wie unablässig er sann, seine Mitglieder weiter zu bilden und sie für das Edle in der Musik immer mehr zu erwärmen und zu begeistern, mögen auch die Kammermusik-Unterhaltungen dienen, welche er seit einer Reihe von Jahren an Sonntagnachmittagen eingeführt hat. Hier werden gute Werke der weltlichen Musik, Streichquartette, Claviertrios, kleine Chöre, Lieder von ausgezeichneten Musikern, Virtuosen und Gesangssolisten blos für die activen Mitglieder und deren nächste Angehörige aufgeführt. Riedel's Absicht dabei ist: die Vereinsmitglieder mit den besten musikalischen Erzeugnissen der Instrumental-Kammermusik sowie des großen deutschen Liederschatzes aus alter und neuer Zeit bekannt zu machen, ihr Interesse und ihren Geschmack auch nach Seite der weltlichen Musik hin zu erweitern und zu veredeln, sie dadurch vor der Einseitigkeit zu bewahren, welche eine zu aus-

schließliche Beschäftigung mit Kirchenmusik herbeiführen könnte, dann auch, ihnen für die mannigfachen Anstrengungen in den Proben eine angenehme und zugleich würdige Erholung als genießendes Publicum zu gewähren.

Während Riedel im Laufe der Jahre noch oft mannigfache Bedenken seiner Mitglieder zu beschwichtigen hatte, gelang es ihm doch, die Uebungen fortwährend auf nahe Ziele hinzulenken, eine Aufführung nach der anderen vorzubereiten, diese dem größeren Publicum zugänglich zu machen und seine Mitglieder an die frische Luft der Oeffentlichkeit zu gewöhnen. Die Programme des Riedel'schen Vereins weisen es aus, daß nichts Bedeutungsloses mehr unternommen wurde. Jedes Programm wurde genau überlegt und zusammengestellt, musikalisch sorgfältig vorbereitet und gut ausgeführt. Nach jeder beendeten Aufführung begannen sofort die Vorbereitungen zur nächsten, und dem Umstande, daß der Riedel'sche Verein seine Kräfte niemals vergeudet hat, daß er sie niemals hat erschlaffen lassen, daß jede seiner Aufführungen — man darf es wohl sagen — von hohem, oft höchstem Interesse war, daß bei aller Strenge und Einheit im Ganzen es an Abwechselung nicht mangelte, daß sowohl dem Alten wie dem Neuen Rechnung getragen wurde, diesem Umstande, dieser Intensität seines Wirkens hat es der Riedel'sche Verein zuzuschreiben, daß sein Alter scheinbar ein weit größeres ist, als in Wirklichkeit.

Es soll hier nicht die Geschichte des Riedel'schen Vereins geschrieben werden, obschon dieselbe Jedem von Interesse sein würde, dem es Freude gewährt, die energisch und intelligent betriebene Durchführung einer glücklichen Idee aus den kleinsten Anfängen bis zu bedeutungsvoller Entwickelung zu verfolgen. Es kann deshalb auch nicht näher dargelegt werden, wie Riedel seine ideellen Bestrebungen immer mehr praktisch verwirklichte, wie er sich ein Dilettanten-Orchester schuf, andere Orchester heranzog, als ersteres nicht mehr ausreichte, endlich mit dem berühmten Gewandhaus-Orchester sich verband, Solokräfte von nah und fern — viele mit berühmten Namen — aber nie zur Ostentation, sondern stets so verwandte, wie es allein der musikalische Zweck erforderte, wie er die mannigfachsten, immer neu emportauchenden Hindernisse — und oft unglaubliche — überwand; wie es ihm durch geschickte Organisation gelang, auch die äußeren Verhältnisse des Vereins immer fester zu begründen, und andererseits aus den ab- und zuströmenden Sängerschaaren eine immer größere Anzahl heranzubilden, welche ihren Dirigenten auch innerlich unterstützte, seine Gedanken zu ihrem Eigenthum machte und Gehülfen seines Strebens wurden, des Strebens, sowohl die bedeutendsten größten und interessantesten monumentalen Werke der religiösen Tonkunst dem Volke zu vermitteln, als auch „Mitgliedern verschiedener Stände, besonders aber dem Mittelstande den veredelnden Einfluß ernster künstlerischer Selbstthätigkeit zu erschließen".

Damit die Aufführungen des Riedel'schen Vereins nicht nur betreffs der musikalischen Seite, sondern auch ihren äußeren Einrichtungen nach nicht als Luxus-Concerte erscheinen und wirken möchten, verlegte Riedel diese fast sämmtlich in die Kirche, wo bekanntlich jene äußeren Reizmittel selbst berühmter Concerte, z. B. Toiletten-Entfaltungen der Solistinnen wie der Zuhörenden, gänzlich wegfallen; die Kirche gestattet ferner im Gegensatz zu den weniger Raum bietenden Sälen die Zulassung von vielen tausend Hörern. Die von Riedel eingeführte Einrichtung, daß jedes seiner activen Mitglieder eine reichliche Anzahl Billets zum Vertheilen an Verwandte und Bekannte ausgiebt, sichert zugleich den thatsächlichen Einfluß der von ihm vertretenen Musik auf die große Menge und sogar auf diejenigen, denen die theueren Saal-Concerte von selbst sich verschließen. Diese Zulassung großer Massen zu Chor-Concerten ist zugleich auf die richtige Erkenntniß berechnet, daß es leichter ist, an der Hand eines Allen verständlichen Textes selbst schwer aufzufassende Chorwerke einem ausgedehnten Kreise verschiedenster Zusammensetzung populär zu machen, als ernstere Instrumentalwerke symphonischen und polyphonen Charakters. Die oben auseinandergesetzte Beschaffenheit der von Riedel ausgegebenen Programme trägt noch wesentlich dazu bei, sowohl das Publicum von vornherein für die aufzuführenden Werke zu interessiren, als das Verständniß derselben zu erleichtern.

Jedermann, der sich jemals mit Zustandebringen symphonischer Concerte beschäftigt hat, weiß, daß deren Herstellung ungemeine Kosten verursacht, daß aber Chor-Concerte, welche ja längere Vorbereitungen und mehr Proben erfordern, noch weit größere Summen in Anspruch nehmen. Nicht ohne Interesse ist es zu erfahren, in welcher Weise das Budget des Riedel'schen Vereins sich herstellt. Zuvor aber sei es gestattet, noch einmal auf den zu Anfang dieses Artikels erwähnten Schriftsteller Hector Berlioz zurückzukommen und eines seiner Aufsätze im „Journal des Débats" zu gedenken, in welchem er unter Anderem folgende Fragen und Bemerkungen aufstellt: „Giebt es irgendwo in der Welt eine einzige der Musik oder der dramatischen Kunst geweihte Anstalt, die nicht zugleich eine Billet-Bude ist? die blos auf die Schönheit der Werke und die gewissenhafte treue Ausführung derselben sieht? deren Verwalter oder Director von vornherein auf die Einnahme verzichtet? Die Alten hatten in Hinsicht auf die großen Werke des menschlichen Geistes ganz andere würdige und erhabene Ideen, für sie war die Kunst kein Handelsgegenstand, keine feile Waare, deren Werth je nach dem Zudrang des Volkes zum Kaufen stieg oder fiel." — Der Riedel'sche Verein, dessen Existenz dem Herrn Berlioz wohl hätte bekannt sein dürfen, der Verein, welcher den Muth hatte — denn dazu gehört heutzutage — leider! — noch Muth, — zum ersten Male des Franzosen großes Requiem vollständig und öffentlich in Deutschland aufzuführen, ist eine glänzende Beantwortung seiner Frage. Kein Directorium ist vorhanden, welches für die Kosten einsteht; die Geldbeiträge der Sänger und einer verhältnißmäßig geringen Anzahl inactiver Mitglieder Beiträge, deren Höhe nicht entfernt mit dem Einkommen etwa der großen Berliner Gesang-Institute zu vergleichen ist, bilden die regelmäßige Einnahme, reichen aber bei weitem nicht zur Deckung der Ausgaben hin; die Theilnahme des außerdem zahlenden Publicums ist nicht der Rede werth.

Während bei anderen musikalischen Instituten der Dirigent nur den rein musikalischen Theil zu besorgen, die Wahl der Tonstücke, die Proben, die Aufführungen zu leiten hat und dafür eine seine Existenz sichernde Besoldung erhält, während ihm die Ausführungsmittel, Orchester, Sänger gestellt und bezahlt werden und dafür seinen Anordnungen gehorchen müssen, fehlen Riedel alle diese Bedingungen. Er erhält kein Honorar, keine Geldentschädigung, er hat nicht nur die musikalische Direction, nicht nur die gesammte technische Verwaltung, sondern auch das ganze pecuniäre Risico übernommen und behandelt in der That die Deckung des jährlichen Deficits als seine Privatangelegenheit. Und dies nur deshalb, damit der aus seiner Idee hervorgegangene Verein in seinem Streben sich rein erhalte, damit dessen Aufführungen kein Gegenstand der Speculation, damit die aufzuführenden Werke nicht als „Handelsgegenstand" vom Beifall der Menge abhängig gemacht, sondern nur aus rein künstlerischen Gründen gewählt werden können. Und hierbei handelt es sich nicht um die Deckung von Kleinigkeiten, sondern höchst bedeutender Summen!

Die Thätigkeit, welche die gesammte Leitung und Verwaltung des Riedel'schen Vereins erfordert, ist der Natur der Sache nach eine weit umfassendere als die anderer Concert-Institute, welche nur mit den üblichen Werken sich beschäftigen. Welche Mühe, welche Arbeit allein ist aufzuwenden, ehe nur ein kleiner jener alten Chorsätze in Besitz gebracht, richtig herausgefunden, mit deutscher Uebersetzung, mit den rechten Vortragszeichen versehen, in Chorstimmen hergestellt worden ist und so dem Sänger zum Beginn des Studiums vorgelegt werden kann! Man denke sich diese Vorbereitungsarbeit auf ein ganzes Programm ausgedehnt, auf ein umfangreiches Werk! Und dies ist nur ein kleiner Theil der nothwendigen Thätigkeit!

Aus allem bisher Mitgetheilten geht hervor, mit welcher gewaltigen Energie, mit welcher Opferfreudigkeit, Consequenz und Beharrlichkeit, mit welchem Aufwande enormer geistiger und körperlicher Kraft Riedel gewirkt haben muß, um einer geliebten Idee Lebensfähigkeit zu geben und zu erhalten. Ein solches Streben, der Chormusik die verbreitetste und idealste Wirkung abzugewinnen, würde auch dann, wenn Riedel dadurch seinen Lebensunterhalt sich erwürbe, etwas höchst Achtungswerthes nicht blos, sondern Erhebendes und Bewunderung Abnöthigendes haben. Um wie viel höhere Anerkennung zollen wir ihm aber, wenn wir erfahren, daß Riedel diesem Streben nur seine freien Stunden widmen kann, daß es nur eine Nebenbeschäftigung neben seinem Erwerbsberuf als Musiklehrer ist, der wir dies Alles verdanken! Möge dieses Verdienst seine Krone aus der Hand des Volks nicht entbehren, fürstlicherseits hat der kunstfreundliche Herzog von Altenburg Riedel zum Professor ernannt.

Zwei Mönche einer protestantischen Hochschule.

2. Ein Jesuitenzögling und Jünger vom heiligen Barnabas.

Der k. k. Arsenal-Inspector Reinhold in Wien war ein tapferer Mann von fröhlichem und gutem Herzen. Im Heere der Kaiserin Maria Theresia hatte er als Subalternofficier den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht, war am Arm schwer verwundet und dann als kriegsuntüchtig, aber wohlverdient, mit einem Inspectorposten am Wiener Arsenale belohnt worden. Wenn der Vater Uniform und einen Degen trägt und selbsterlebte Kriegsgeschichten erzählen kann, so fährt den Knaben der Familie von selbst der Soldat in alle Glieder, ja sogar die Mädchen nehmen etwas Militärisch-Frisches in ihrem Wesen an. Wie war es möglich, daß von den sieben Kindern Reinhold's gerade der älteste Sohn allem Kriegerischen abhold werden und sich mit entschieden ausgesprochener Neigung dem geistlichen Stande zuwenden konnte?

Der Arsenal-Inspector Reinhold huldigte, nach der im ganzen Süden Deutschlands herrschenden Sitte, war seine Amtspflicht erfüllt, den Freuden der Geselligkeit außer dem Hause, die ohnedies in der fröhlichen „Kaiserstadt" von je verlockender waren als irgendwo. Er liebte seine Familie, sein gutes Herz hing an seinen Kindern und er that für die Ausbildung derselben, was er vermochte, indem er das nöthige Geld dazu hergab, aber das Uebrige der Mutter und den Lehrern überließ. Der Mutter Trost und Stolz war natürlich der älteste Sohn, sein Verständniß harmonirte zuerst mit dem ihren, er mußte als Aeltester den Vater im Hause ersetzen, ihm schüttete sie ihr Herz aus, ihre Wünsche wurden die seinen — und wenn es der Mutter höchster Stolz und seligste Zukunft war, ihren Karl Leonhard einst als geweihten Priester am Hochaltar zu schauen, sollte der sanfte, fromme Sohn einen höheren Wunsch kennen? — Der junge Reinhold war im Geiste längst Priester, ehe er in seinem vierzehnten Jahre — im Spätherbst 1772 — aus der obersten Classe des Gymnasiums als Novitius in das Probhaus des Jesuitencollegiums zu St. Anna in Wien überging.

Daß dieser Uebergang den Eltern und dem Knaben möglichst leicht gemacht wurde, dies eröffnet uns den ersten Blick auf das klügste Gewebe, welches je ein Netz zum Geisterfang vollendet hat. Auch unter den Lehrern des Gymnasiums waren Jesuiten, offenbar mit der besondern Verpflichtung, aus der Schülerzahl die tüchtigsten Köpfe für ihren Orden zu gewinnen. Des jungen Reinhold Lernbegierde, Fassungskraft und hingebende Frömmigkeit versprachen genug, um ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

Der Sohn war aus dem Elternhause geschieden. Hatte die Mutter bei ihrer einsamen Lampe, wenn sie ihre Kleinen zur Ruhe gebracht, und wenn ihr Geist den liebsten Sohn in seiner Zelle heimsuchte, wohl eine Ahnung, daß es eine Gewalt und eine Hinterlist in der Welt gäbe, welche sich an das Unglaubliche wagte, das Bild, das Andenken der Mutter aus dem Herzen dieses Sohns zu reißen? — Und doch war dies möglich, ja es war vollkommen gelungen, und zwar binnen kürzerer als Jahresfrist!

Am zwölften September 1773 wurde in Wien die Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst Clemens den Vierzehnten verkündet, in Folge deren auch die Zöglinge von St. Anna ihren Familien zurückgegeben werden mußten. — Am folgenden Tage schrieb der junge Reinhold aus dem Probhaus seinem Vater einen Brief, in welchem er uns so unbefangen in diese Anstalt einführt, als müßte Jedermann in ihr das Heiligthum sehen, als welches sie vor seinen Augen stand. Wir bewundern die Darstellungsgabe des fünfzehnjährigen Jünglings, auch wo wir auf Aeußerungen stoßen, an deren Wahrheit wir zweifeln möchten, wenn nicht die Wahrhaftigkeit des Mannes, welchem wir die Veröffentlichung dieses Briefs verdanken und den wir später noch zu nennen haben, jeden Zweifel zurückwiese. Da der Inhalt dieses Briefs zugleich den Hauptgegenstand unsres Artikels ausmacht, so muß ich alles Wesentliche wörtlich aus demselben mittheilen. Er beginnt:

„Gnade und Friede unseres Herrn sei mit Ihnen, bester Herr Vater!

„Nun ist denn also das Strafgericht, das dem Unglauben und der Sittenlosigkeit unserer heutigen Welt und leider auch der Lauigkeit unserer Novizen so lange her angedroht wurde, endlich über uns ausgebrochen! Unsere heilige Mutter, die Gesellschaft Jesu, ist nicht mehr! — — Aber der Herr ist gerecht, und wir werden nicht ungewarnt gezüchtigt. Die Weissagung an die gesammte Christenheit: ‚Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden zerstreut werden', und die Drohung an unsere Novizen: ‚Weil ihr weder kalt noch warm seid, will ich euch aus meinem Munde ausspeien', waren doch so deutlich. Unser Pater Rector hat sie uns wohl hundertmal wiederholt, und wer hat sich daran gekehrt? Ich kann und will meinen Nächsten nicht richten; aber von mir selbst muß ich's zu meiner wohlverdienten Schande sagen, daß mein ungeistliches Betragen allein sträflich genug war, um der Langmuth Gottes ein Ende zu machen." —

So spricht ein junger Mensch von fünfzehn Jahren! Welch' Ungeheueres hat wohl der Arme verbrechen können, um der Langmuth Gottes ein Ende zu machen, er, der, durch die Mauern der frommen Anstalt von der sündigen Welt abgesperrt, keinen anderen Umgang hatte, als den mit seinen eben so streng bewachten Genossen und den Lehrern und Oberen des Hauses?

Offenbar war der stets bestunterrichtete Orden über den bevorstehenden Act seiner Aufhebung längst nicht mehr in Zweifel. Um so nothwendiger war es gewesen, in den Novizen ein Vergefühl des drohenden Unheils zu erzeugen. Wie man dies anfing, darüber haben wir soeben eine Andeutung erhalten: die Hinweisung auf die abscheuliche Sündhaftigkeit der Welt. Wir werden von Reinhold aber noch näher unterrichtet. Schon einige Monate vorher wurde den Novizen im Refectorium eine „Encyklika" des Pater Generals vorgelesen, „welche durch alle Welttheile herumgeschickt wurde und Alle zum gemeinschaftlichen Gebete und zu außerordentlichen Bußwerken aufforderte, um ein großes Uebel, welches dem Orden und der Christenwelt bevorstände, abzuwenden."

Nun galt's, in den Novizen die Ueberzeugung zu befestigen, daß sie selbst zur Rettung des Ordens wesentlich beitragen könnten. Es war Regel, daß der Pater Provincial bei seiner gewöhnlichen Visitation ihnen einen vollkommenen Ablaß ankündigte. Diesen Ablaß, ihr heiliges Besitzthum, sollten nun die Novizen sammt dem noch besonders erworbenen „hohen Verdienst ihrer heimlichen Gewissensrechenschaft" — für die Zwecke des Pater Generals aufopfern. Den „Ketzern" unter unsern Lesern wird es schwer werden, sich in diesem Sünden-Conto zurechtzufinden. Die Zöglinge besaßen also die Vergebungszusicherung für ihre begangenen Sünden und noch einen Vorrath von „Verdienst" als eine Art Credit von Vergebung für zukünftige Sünden. Diesen gesammten Gewissensschatz sollten sie aufgeben und mit ihren gesammten Sünden behaftet bleiben — Alles zur Rettung ihres Ordens aus dem nur durch die größten Opfer zu versöhnenden Zorn Gottes. Um dies den jungen Leuten noch eindringlicher zu machen und ihnen zu einer Gewissenserleichterung zu verhelfen, ließ der Pater Rector ein wunderthätiges Madonnenbild auf der Treppe des zweiten Stockwerks des Probhauses auf das Prächtigste ausschmücken und die Novizen vor demselben durch drei Tage und Nächte Betstunden halten. Während dieser ganzen Zeit nahmen die Novizen ihre Speisen auf dem Fußboden sitzend und die Patres knieend ein. Dazu setzten alle Büßer Strohkränze oder Eselskronen auf, wie solche überhaupt von den Jesuiten bei der Tafel statt der Barets auf dem Haupte zur Bußübung getragen wurden. Endlich erhielt jeder Novize außer den öffentlichen allgemeinen Dorsaldisciplinen, d. h. den Geißelstreichen, welche er sich auf den Rücken zwischen den Schultern selbst zu versetzen hatte, noch die besondere Erlaubniß auf alle Tage für eine „spanische Disciplin", bei welcher die Geißelstreiche ein paar Spannen tiefer anzubringen waren.

Nach solchen Vorbereitungen konnte man die jungen Seelen für genügend befähigt halten, die Aufhebung des Ordens zu erfahren ohne Schaden für ihre fernere Hingebung an denselben. Bei der Erzählung dieser Thatsachen erfahren wir zugleich, daß es nicht blos in einigen verwahrlosten Alpendörfern oft gerügte und ebenso oft bestrittene Unsitte ist, Gebete wie Spielmarken zu mißbrauchen und die Verpflichtung zum Ableisten derselben als Gewinn und Verlust beim Karten und Kegeln zu verwerthen, sondern daß hier in der Jesuitenschule dieser Unfug mit aller Salbung practicirt wurde. Reinhold erzählt:

„Wir brachten den letzten Donnerstag, wie gewöhnlich,

Digitized by Google

außerhalb der Stadt in unserem Garten zu und waren Alle unter einander recht fröhlich im Herrn. Ich gewann auf dem Billarde zwölf Ave Marias, die Strottmann, und auf dem Bosselplatze (d. h. auf der Kegelbahn) wiederum fünf andere, welche Poller für mich beten mußte."

Welcher Mutter, die die reinste Andacht mitfühlt, wenn sie ihr Kind beten lehrt, schaudert es nicht in tiefster Seele vor solcher Entwürdigung der schönen frommen Erhebung zu Gott im Gebet! Herausgespielte und herausgekegelte Gebete unter priesterlicher Leitung! Welche „Fröhlichkeit im Herrn"! —

Als diese jungen Gebetspieler von ihrem christlichen Vergnügen um sieben Uhr Abends nach Hause gingen, überraschte es sie nicht wenig, gleich beim Eintritt an der Pforte ihren Pater Rector und alle Patres und Fratres mit ihren Flügelröcken angethan in zwei Reihen aufgestellt zu finden. Die Regel des Stillschweigens, die mit dem ersten Tritte in die Stadt auch an Recreationstagen den Novizen auferlegt ist, verbot ihnen, nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu fragen. Es gehörte zur gründlichen Zerknirschung der jungen Seelen, den Leidensbecher tropfenweise zu leeren. Stillschweigend, obwohl der peinigendsten Neugierde voll, gingen sie in das „Museum", wie der Saal genannt wurde, in welchem die Novizen sich den Tag über aufhielten. Hier erschien der „charissimus Manuductor" (wörtlich: der theuerste Handleiter), derjenige Novitius, welchem die untergeordnete Aufsicht über alle seine Mitbrüder anvertraut war und der ihnen jede von dem Pater Rector auferlegte Verrichtung in ganz besonderer Weise zu verkündigen hatte. Er klingelte nämlich erst einmal, worauf alle Novizen von ihren Stühlen aufstanden, dann klingelte er noch einmal, und da mußten Alle auf die Kniee fallen und den Befehl erwarten, den er nach dem dritten Klingeln gab, und welche hochwichtige Dinge waren es, die eine solche demuthsvolle Vorbereitung bedurften? Sie wurden entweder zum Lesen, oder zum Tafeldecken, oder zum Auskehren der Gänge rc. aufgefordert! — Wir finden hier dasselbe Herabwürdigen des Menschengefühls, unter welchem unser Benedictiner von Banz gelitten! — An jenem Abend sagte der „Manuductor" Lesung der Lebensgeschichten der Heiligen des Ordens an. „Ich meinerseits," gesteht in seinem Briefe Reinhold, „konnte vor Unruhe und Neugierde keine Zeile Sinnes auffassen."

Und als Reinhold vor dem Schlafengehn an der Schatzkammer vorbeiging, fand er sie mit einem großen kaiserlichen Siegel besiegelt, — und „nun ahndete ihm nichts Gutes mehr." — Trotzdem verlief den Zöglingen noch der ganze andre Tag ohne Erlösung aus der Ungewißheit, und erst als sie am Abend aus dem Dormitorium (Schlafsaal) von der „spanischen Disciplin" zurückkamen, wurde von einem Domherrn der Metropolitankirche auch ihnen die päpstliche Bulle verlesen und ihre Entlassung aus dem Probhause angekündigt.

Alle brachen in lautes Wehklagen aus, und in diesen sattsam aufgelockerten Boden streute nun der Pater Rector den Samen seines Trostes und seiner Ermahnung. Er beschwor die Jammernden, auch der todten heiligen Mutter treu zu bleiben, mit Hinweisung auf deren mögliche Auferstehung, und warnte sie vor der Verführung aus dem Orden. Es hatten nämlich mehrere Prälaten, Aebte und Pröpste anderer Klöster in das Noviciat geschickt und denjenigen Novizen, welche geistlich bleiben wollten, ohne Weiteres ihre Ordenskleider angeboten. — „Wieder eine Schlinge des arglistigen, sich in einen Engel des Lichts so oft verstellenden Teufels, der ja wohl weiß, wie der Pater Rector sagte, daß die Gesellschaft Jesu keinen, der einmal das Kleid eines andern Ordens getragen hat, vermöge ihrer Grundverfassung unter die Ihrigen aufnehmen könne!"

So fest steht der junge Jesuit! Aber vollständig zeigt er sich erst in dem Folgenden, in welchem wir das Kind, den Sohn, den Menschen am furchtbaren Abgrund sehen. Er schreibt:

„Mir fiel nun wohl ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte. Allein da mich das Gesetz der Liebe noch immer an meine heilige Regel hielt, so wagte ich es nicht, mit Wissen und Willen an Sie (einen Vater, an welchen ja der Brief gerichtet ist) und an das elterliche Haus zu denken. — — Ein so eifriger Christ, wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande giebt, als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen andern Vater mehr haben könne, als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden, keine andern Verwandten als seine Brüder in Christo, und kein anderes Vaterland als den Himmel. — — — Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geistlehrer einstimmig behaupten, eine der stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unsrer Vollkommenheit gestern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast eben so beschwerlichen Kampf, als gleich im Anfang meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er (NB. der Teufel!!) mir Papa und Mama, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, selbst unser Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geistes. Sie können sich die Gewissensangst vorstellen, die ich auszustehen hatte, bis endlich heut neun Uhr Morgens der Manuductor ankündigte: der Pater Rector erlaube uns allen, an unsre Angehörige zu schreiben und sie auf unsere Zurückkunft vorzubereiten. Zu größerer Beruhigung meines Gewissens begehrte ich für meine Person vom Manuductor insbesondre Erlaubniß, nicht nur beim Schreiben, sondern auch sonst den Tag über an meine nächsten Blutsfreunde denken zu dürfen. Ich erhielt sie auch, die Zeiten der Meditation, der geistlichen Lesung und des Angelus Domini („der Engel des Herrn" — Früh-, Mittag- und Abendgebet) ausgenommen. Den leidigen Versucher noch mehr zu quälen und mir noch obendrein das Verdienst des Gehorsams zu machen, ging ich vor dem Schreiben zu unserm Pater Rector selbst auf die Stube und ersuchte ihn, mir das Nachhauseschreiben in Kraft des heiligen Gehorsams zu befehlen."

Diese Stelle des Briefs habe ich vollständig mittheilen müssen, denn noch nirgends ist das innerste Geheimniß der furchtbaren Gewalt des Jesuitismus über die Seinen offener, ehrlicher dargelegt, als von diesem Jüngling mit der vom blindesten Glauben völlig befangenen Seele. Vater, Mutter, Vaterland, Menschheit — Alles geht im Orden und im „heiligen Gehorsam" auf! — Zu naiv, um zu verletzen, aber immerhin andeutend genug, was bei gehöriger Ausbildung aus ihm hätte werden können, trat auch der geistliche Hochmuth des Fünfzehnjährigen gegen die Familie auf.

„Zu Hause," schreibt er, „werde ich nach aller Möglichkeit indessen (d. h. bis zu der gehofften nahen Wiedererstehung des Ordens) die Lebensart fortsetzen, die ich hier nun, Gottlob! so ziemlich erlernt habe. Ich bitte Sie daher, mir das Zimmer mit dem besondren Eingang in den Vorsaal, wo jetzt unser altes Hausgeräth steht, einzuräumen und zwar dasselbe durch unsern Johann zurechte machen zu lassen. Von nun an soll weder Hausmagd noch Stubenmädchen, noch auch eine meiner Schwestern selbst hineinkommen. Meine liebe Mama aber lasse ich erinnern, daß der heilige Aloysius seiner fürstlichen Mutter niemals in's Angesicht sah. — — — Ich werde in der Welt leben, ohne der Welt zu leben. — Ich weiß, wie bereitwillig Sie mir zu meinen guten Absichten Ihre Hände bieten werden. Sie werden auf diese Weise auch Vater von der Seele werden, wie Sie es bisher nur von dem Leibe waren Ihres gehorsamsten Sohnes und Dieners in Christo."

So schrieb der Sohn an den Vater, so behandelte er die Schwestern, so die einst angebetete Mutter! Soweit hatte es der Jesuitismus bereits mit dem fünfzehnjährigen Karl Leonhard Reinhold gebracht!

Wer Reinhold's Namen und Bedeutung in der Wissenschaft nicht kennt, der kann wohl hier ausrufen: „Dieser junge Mensch ist für Wahrheit, Recht und Licht für immer verloren!" Unsere Ueberschrift verräth jedoch schon das Gegentheil, und für diesen Kreis unserer Leser setzen wir gleich die volle Wahrheit her: zehn Jahre später entflieht dieser Jesuitenzögling als freisinniger philosophischer Schriftsteller aus Wien nach Leipzig, im folgenden Frühling (1784) begiebt er sich, weil sein Aufenthaltsort von Leipziger Jesuiten nach Wien verrathen ist, nach Weimar, zwei Jahre darauf ist er Wieland's Schwiegersohn, wird dann Professor in Jena, später in Kiel, und hinterläßt nach einem langen, glücklichen Familienleben den Ruf eines der edelsten Menschen, der tiefsten Denker und eines Schriftstellers, der am Himmel unserer philosophischen Literatur für alle Zeit als einer der hellsten Sterne glänzt.

Wie ward solch' ein Wunder möglich? — Auch diese Frage beantwortet sich einfach: die Freiheit hat's gethan!

Als nach Jahresfrist die vom schlauen Pater Rector von Sanct Anna in Aussicht gestellte Wiederbelebung der todten „heiligsten Mutter“ nicht in Erfüllung ging, trat Reinhold, welcher dem gewählten Berufe treu bleiben wollte, in das Barnabitencollegium, das neben der demselben anvertrauten Michaeliskirche in Wien wohl noch heute seinen Sitz hat. Dieser Orden war 1536 in Mailand gestiftet, nach der ihm dort eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas genannt und wurde durch den redlich verfolgten Zweck, „zur Verbesserung der Sitten und der Kenntnisse des katholischen Clerus beizutragen“, für Reinhold zur geistlichen und geistigen Heilanstalt. Später, als völlig freier Mann und in einer Schrift „zur Ehrenrettung der lutherischen Reformation“ hat Reinhold den Orden als einen „unmönchischen“ gerühmt, in dessen Schooß er für seine Geistesbildung nur Aufmunterung und Belohnung gefunden habe. So kluge und treue Hände mußten dem armen Verirrten zu Hülfe kommen, um ihn aus der Verstrickung zu erlösen, in welche die Jesuiten jede Thätigkeit seines Seelenlebens gelegt hatten. Und nachdem in ihm der Mensch wieder zu Ehren gebracht und der Muth des Denkens geweckt war, trieb das angeborene Talent ihn so rasch vorwärts, daß er, der Zweiundzwanzigjährige, zu Michaelis 1780 zum Novitienmeister und Lehrer der Philosophie an diesem Collegium ernannt werden konnte.

Dennoch war er noch bergetief von seiner späteren wissenschaftlichen Höhe entfernt. Wäre in diesem Jahre, wo Maria Theresia das Zeitliche segnete, ein Metternich'sches oder Bach'sches System zur Regierung gekommen, so würde Reinhold schwerlich bis zum Abwerfen der letzten geistlichen Fessel vorgeschritten sein. Da ging die Sonne der ewig erhebenden „josephinischen Zeit“ über Oesterreich auf: „Aufhebung der Censur“ erscholl es aus des Kaisers Hofburg, und nun war der Augenblick da, wo die begabten Köpfe des Volks sich emporreckten, die verwandten Geister sich suchten und zu freudigem Wirken sich aufrafften. Eine Schaar Gesinnungsgenossen, zum Theil ehemalige Mitdulder von Sanct Anna, trat jetzt mit Reinhold zu einem Bund zusammen, der, die Form der Freimaurerei annehmend, sich „Loge zur wahren Eintracht“ nannte und in der „Wiener Realzeitung“, in einem eigenen „Freimaurerjournal“ und in besonderen Schriften einen kühnen Kampf gegen Aberglauben und Schwärmerei und vor Allem gegen das Mönchswesen begann. Zu diesem Bund gehörten der Sprachgelehrte und Dichter Denis (Sined), Johann Baptista von Alxinger, Franz Joseph von Ratschky, Verfasser des seiner Zeit berühmten heroisch-epischen Gedichts „Melchior Striegel“, Blumauer, Gottfried von Leon, Herausgeber des „Wiener Musenalmanach“, Lorenz Leopold Haschka und vor Allen Ignaz von Born, „ein Wohlthäter der Menschheit in vieler Hinsicht“, denn er glänzt nicht blos als einer der größten Mineralogen und geologischen Forscher aller Zeiten und Völker, sondern der ehemalige Jesuit hat durch seine „Neueste Naturgeschichte des Mönchthums“ als „Ignaz Loyola Kuttenpeitscher“ über den verhaßten Orden ohne Zweifel die schärfste Geißel geschwungen, die derselbe je zu empfinden hatte, und die er um so bitterer empfand, als diese Schrift damals in viele Sprachen übersetzt wurde, so daß ihre Geißelhiebe über halb Europa reichten.

Reinhold's Thätigkeit in diesem Kreise war die der wissenschaftlichen Kritik. Unter Blumauer's Redaction (seit 1781) lieferte die Wiener Realzeitung eine vollständige Uebersicht der neuesten österreichischen Literatur in Anzeigen oder Beurtheilungen. Fertigte man unter der Ueberschrift „Maculatur“ oder gar „Erzmaculatur“ schlechte Producte kurz genug ab, so zeichneten sich dagegen die ausführlichen Recensionen um so mehr durch Gediegenheit des Urtheils und weise Mäßigung aus; die über Theologie und Kirchenwesen sind durch drei Jahrgänge sämmtlich aus Reinhold's Feder geflossen.

Nichts lag näher, als daß dem jungen, redlich strebenden Manne das Mißverhältniß zwischen den Standpunkten und Berufspflichten seines inneren und seines äußeren Menschen immer auffallender und lästiger werden mußte. Er hatte die angeborenen Menschenrechte durch geistliche Gelübde in einem Alter aufgegeben, wo er ihren Werth noch nicht zu erkennen vermocht; jetzt erkannte er es als seine Pflicht, diesem falschen Zustande ein Ende zu machen. Seine Eltern lebten nicht mehr, seine Geschwister bedurften seiner Hülfe nicht, seine Freunde mußten ihm beistimmen. So benutzte er denn 1783 die Herbstferien des Barnabitencollegiums zu einer Erholungsreise, die er bis nach Leipzig ausdehnte und von der er nicht wiederkehrte.

Hier stehen wir am Schluß unseres Artikels. Der Leser weiß bereits, daß auch aus diesem Mönch ein Professor der Philosophie und sogar an zwei protestantischen Hochschulen geworden ist. Ein Eingehen auf die literarische Thätigkeit dieses großen Philosophen liegt nicht in der Aufgabe der Gartenlaube. Ist es doch kaum möglich, dem nicht zu den philosophischen Fachleuten gehörigen Publicum der Gegenwart die Bedeutung dieser Wissenschaft zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts vollkommen klar zu machen. Daß die Erscheinung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ ein Ereigniß für die Bewegung der Geister und die Entwickelung des Geistes war, so groß wie irgend eine der großen Entdeckungen und Erfindungen, begreift jetzt Niemand mehr. Die ganze Zeit war von dem Streben in die Tiefe und zu den Ideen durchdrungen und die studirende Jugend ist dieser Zeit lebendigster Ausdruck. Als Reinhold im Herbst 1793 die Berufung nach Kiel angenommen, richtete der größte Theil der akademischen Bürger Jena's, fast tausend Studenten, ein Schreiben an ihn, in welchem er in wahrhaft ergreifenden Worten beschworen wurde, seinen Entschluß aufzugeben; die Studenten erboten sich, selbst seinen Gehalt zu erhöhen, um sich den geliebtesten Lehrer der Philosophie zu erhalten. So hoch stand der Mann und so hoch damals seine Wissenschaft! —

Wohl mochte es Einzelne geben, welche, wie der Weltgeschichts-Chronolog Kohlrausch so schön andeutet, vielleicht eine Gefahr darin sahen, daß die Betrachtung und das Wort zu sehr auf Kosten des Lebens und der That gepflegt wurde; als aber die Zeit der Noth über das deutsche Vaterland kam, haben die Gelehrten und die Studenten jener Tage gezeigt, daß die Ideen auch Kraft zum Handeln geben. —

Karl Leonhard Reinhold ist am 10. April 1823 in Kiel, fünfundsechszig Jahre alt, gestorben. In jeder Beziehung glücklicher als sein Leidens- und Strebensgenosse Johann Baptist Schad, der Märtyrer von Banz, der das Bild seines Lebens selbst mit schmerzendem Griffel zeichnen mußte, hat Reinhold in einem ebenbürtigen Sohne nicht nur später einen Nachfolger auf seinem Lehrstuhle der Philosophie in Jena, sondern auch einen Biographen gefunden, der des Vaters „Leben und literarisches Wirken“ auf das Würdigste darzustellen vermochte: Ernst Reinhold, dem ich als meinem Lehrer Dank und Verehrung schulde. Auch er gehört nun schon seit vierzehn Jahren zu den vielen großen Todten des kleinen Jena.

Friedrich Hofmann.

Die schlagenden Wetter von Burgk.

Zweiter Bericht von der Unglücksstätte.

Schon sind Wochen vergangen seit dem erschütternden Drama des zweiten August. Mehrmals und tagelang bin ich seitdem wieder an Ort und Stelle gewesen und kehre soeben von einer neuen Wanderung nach dem Segengottesschachte zum Fuße des Windbergs zurück. Indem ich nun hier, so recht in bergmännischer Umgebung, in einer vorzugsweise von höheren und niederen Grubenbeamten zur Erholungsstätte erkorenen freundlichen Schenke, mich hinsetze, den Lesern der „Gartenlaube“ Rechenschaft zu erstatten von den jüngsten Eindrücken, die ich am Unglücksplatze empfangen, muß ich vorausschicken, daß ich das Bild des letztern in seinen großen und allgemeinen Zügen nur sehr wenig, wenn überhaupt verändert fand, wie dies der Natur der Sache nach auch keine wesentliche Wandelung erfahren haben konnte. Mit denselben bangbeklommenen Herzen, mit der nämlichen ängstlich unheimlichen Erwartung trat ich meinen Gang nach der Hochfläche an, wie vor acht und wie vor vierzehn Tagen, und so ziemlich die gleichen schmerz- und schreckensvollen Wahrnehmungen und Erlebnisse harrten meiner dort.

Da stand mir zur Rechten wiederum das Huthaus, einsam

Digitized by Google

und verlassen wie damals; ich nahm mir heute Zeit, einen Blick durch die Fenster des ansehnlichen Gebäudes zu werfen, ach, und er erfüllte mich mit einer unsäglichen Wehmuth, als ich drin in dem einzigen großen Saale, aus welchem derselbe besteht, eine neben der andern die Bänkereihen sah, von denen die frommen Bergleute an jenem unvergeßlichen Montagsmorgen ihr letztes gemeinsames Gebet zum Himmel gesandt hatten! Dicke Liederbücher, von fleißigem Gebrauche abgegriffen und unscheinbar geworden, lagen auf den Bänken umher: aus ihnen hatten die Unglücklichen ihren Chor gesungen! Weiter oben, schon jenseits des Dorfes Burgk, etwa hundert Schritte links von dem Wege, der nach dem Windberg einbiegt, liegt an einem Wiesenhange zwischen Obstbäumen ein hübsches modernes Haus; auch dahin wandten sich meine Augen mit schmerzlichem Interesse. Es muthet ganz idyllisch an, das schmucke Haus in seiner lauschigen grünen Umgebung, jetzt ist's in eine Stätte tiefster Trauer verkehrt; denn hier hat einer der beiden Obersteiger gewohnt, die mit der von ihnen zur Schicht geführten Arbeiterschaar in den empörten Wettern ihren Tod fanden. Noch liegt seine Leiche unter den wenigen, welche man aus den Bruchtrümmern des Neuen-Hoffnungsschachtes bis jetzt nicht hat zu Tage fördern können, während die seines Collegen schon vor Wochen in die geweihte Erde des Döhlener Friedhofs gebettet werden konnte. Wie man behauptet — ich erzähle nach, was ich vielfach aus dem Munde von Bergleuten vernahm, ohne meinerseits für die Wahrheit des Gehörten einstehen zu können — soll es jener noch ungefundene Obersteiger gewesen sein, der von einem Befahren des Segengottesschachtes unter den derzeitigen Temperatur- und Wettercirculationsverhältnissen abgerathen hat, allein aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, seine Ansicht nicht geltend zu machen wagte.

Auch oben bei den Schächten sah es, auf den ersten Blick, völlig aus wie damals. Rechts, als die höchsten von allen, ragten die Baulichkeiten des nach Potschappel gehörenden Windbergschachtes empor; links schimmerten aus dem Grunde und von den Elbhöhen die freundlichen Dörfer, Ansiedelungen, Villen herüber; vor mir brodelten die Coaksöfen mit ihrem dicken, brenzlichen, die Athmungswerkzeuge reizenden Qualme; daneben zog die Kohlenbahn nach der „Goldnen Höhe“ empor, und an ihr erhob sich der Neue-Hoffnungsschacht. Noch immer lag er wie aufgegeben und ausgestorben, denn auch heute entstieg seinem Schlote nicht das leiseste Rauchwölkchen; dafür arbeitete, weiter nordwärts, die Maschine auf Segen-Gottes um so emsiger, und mit jedem Schritte, der mich diesem meinem abermaligen Ziele näher führte, schlugen die einzelnen Cadenzen ihres Schnaubens und Stöhnens, ihres Pustens und Aechzens mir immer lauter und unheimlicher an's Ohr. Nach wie vor verrichtete sie ihr grausiges Werk: unermüdlich, in den letzten Tagen schier rastlos, wand sie die Todten aus der nächtigen Tiefe herauf an's Licht. Dazu heulte der Wind über das weite Plateau und trieb mir den schwarzen Staub in die Augen — wenn irgend einer, trägt ja der Windberg seinen Namen mit vollstem Rechte — mit Einem Worte, das Alles erschien genau so wie damals, als ich es zuletzt geschaut und wahrgenommen hatte.

Und doch war es nicht ganz das gleiche Bild, was sich heute mir darbot. Wo sich neulich Menschengewühl und Menschenlärm über das Gehenna des zweiten August verbreitete; wo mir unaufhörlich Gruppen von Theilnehmenden und — Neugierigen begegneten; wo der Pfad den Windberg heran und längs den Strängen der Eisenbahn zwischen den beiden Schächten einem Wallfahrtswege glich; wo ich die Ellbogen brauchen mußte, um zum eigentlichen Schreckensorte, zur Kaue des Segengottesschachtes vorzudringen: — da war's heute still, recht still geworden; Ereigniß und Schauplatz besaßen ja nicht mehr den Reiz der Neuheit und was zu sehen war, das hatte man gesehen; nur sehr einzeln erschien da und dort noch ein verspäteter Nachzügler aus der Nachbarschaft und aus Dresden, oder ein wissensdürstiger Berichterstatter, welcher, gleich mir, sich von den jüngsten Vorgängen auf den Schächten zu unterrichten trachtete. Aber auch der Schmerzensscenen, der Scenen jenes beispiellosen Jammers, wie sie bei meinen früheren Besuchen der Unglücksstätte mir das Herz mit einem unnennbaren Weh erfüllt hatten, traten mir jetzt nur wenige vor die Augen. Hatte der Schmerz sich schon ausgeweint? War das Leid schon gestillt, das neulich so laut zum Himmel schrie und in seiner übermächtigen Qual die unglücklichen Wittwen und Waisen, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern schier der Verzweiflung überantwortete? Ach, nein, sicher nicht; aber es hatte sich still in die Häuser zurückgezogen, wo die Pflichten des täglichen Lebens riefen, die ja auch mitten im tiefsten Kummer ihre Rechte fordern und nun um so dringender forderten, als so viele Hunderte von armen Kindern ihres Erhalters und Beschützers beraubt und jetzt doppelt auf die ihnen gebliebene Pflege und Sorgfalt angewiesen waren. Ueberdies umschloß bereits die Mehrzahl der erstickten, verbrannten, erschlagenen Bergleute das große Massengrab oben hinter dem Segengottesschachte, der Passionsgang hinauf nach den Gruben hatte also für die meisten der Hinterbliebenen seinen nächsten Zweck, in den heraufgeförderten Leichnamen die sterblichen Ueberreste ihrer Lieben zu erkennen, mittlerweile verloren. Ab und zu wohl stieß ich auf ein Häuflein von Frauen und Kindern, welche, das Gesicht mit den Händen bedeckt, in Thränen gebadet, schluchzend oder still vor sich hin wimmernd, vom Segen-Gottesschacht in's Thal hinabstiegen; sie waren oben gewesen am Thor der Kaue, und in der qualvollsten Spannung hatten sie Stunde um Stunde gelauscht, ob das schauerliche Hebewerk und der grausige kleine Wagen endlich brächten, was sie fürchteten und doch — hofften; immer und immer aber hatten sie noch vergeblich gehofft und vergeblich gefürchtet. Wie oft schon mochten die Unglücklichen diesen ihren fürchterlichen Weg gewandelt sein! Und wer vermißt sich, die Empfindungen zu schildern, mit denen sie tagtäglich ihn von Neuem antraten, mit welchen sie tagtäglich wieder hinabzogen in ihre verödete Heimath? Nur dieses einen Momentes braucht es, uns den Ueberschwang von Seelenweh zu vergegenwärtigen, welches die Schreckensstunde über den engen Kreis weniger Bergmannsdörfer ausgegossen hat. Was vermag menschliche Mildthätigkeit, und wenn sie Millionen spendete gegen solchen Jammer! Das möge man beherzigen, wenn man, *wie mir dies leider gar oft begegnet ist, und von Lippen, von denen es doppelt und dreifach Wunder nehmen muß*, die lieblose Aeußerung zum Angehör bekommt: „Was wollen Sie? die Hinterbliebenen werden noch Gott danken für die Katastrophe; wie die von Lugau werden sie durch das Resultat der Sammlungen schließlich besser daran sein als je zuvor!“

Ich trat abermals in die Kaue — seit gestern, den 16. August, waren die den Cordon bildenden Soldaten wieder abgerückt, nur die Gensd'armerie versah noch den Wachdienst — drin aber ging das Seil herauf und hinunter, klangen die ominösen sechs Glockenschläge, erschienen die kleinen Wagen mit ihrer in essiggetränkte Tücher gehüllten unheimlichen Last zu Tage, wie damals. Ganz wie damals rollte der Wagen hastig in den nahen Schuppen, wie damals waren die „Wäscherinnen“ bei der Hand, welche seit Wochen Tag und Nacht nicht gerastet haben von ihrer unbeschreiblich gräßlichen Arbeit, wie damals ward hurtig die desinficirende Säure über den entseelten Körper gespritzt, wie damals ging es mit dem schnell gefüllten Sarge hinaus in die große Steingruft, wo jetzt, mit Ausnahme der achtunddreißig früher auf den benachbarten Friedhöfen beerdigten, die sterblichen Hüllen sämmtlicher bis jetzt aufgefundener Verunglückter, zusammen zweihundertdreiundzwanzig, beigesetzt worden sind, eine Reihe Särge dicht an der anderen.

Auch dieses Bild wich doch in manchen Stücken von dem während meiner früheren Besuche auf den Schächten gesehenen ab. Seit länger als einer Woche schon waren die im Segen-Gottesschachte selbst um das Leben gekommenen Bergleute wohl sämmtlich heraufgefördert, die Körper, welche die Dampfmaschine jetzt emporhob, gehörten den Opfern des Neuen-Hoffnungsschachtes an. Es waren meist nicht so grausig anzusehende Menschentrümmer wie jene, weniger verbrannt, verkohlt, zerrissen, zerschlagen, die Leiber hielten vielmehr noch zusammen, sie waren in ihrer Grubenkleidung und noch versehen mit ihren Blenden und Arbeitsgeräthen, ihren kleinen Habseligkeiten und Gebrauchsgegenständen, aber von der Verwesung, welche, trotz der so gerühmten Carbolsäure, bis in weiten Umkreis ihren Pesthauch entsandte und dem Auge Schauderstücke vorführte, mit deren Darstellung ich die Leser der Gartenlaube nicht wiederum peinigen will, oft genug schon zu völliger Unkenntlichkeit zersetzt und zerflossen. Einige der Köpfe, die ich sah, wie sie aus den noch wohl erhaltenen Kleidern hervorquollen, mit ihren zerfressenen Lippen und Nasen und über und über mit gelben Jauchenflecken bedeckt, gewährten einen Anblick, welcher mich noch heute mit Grausen erfüllt und sich nie wieder aus meiner Erinnerung verwischen wird.

Häufig mußte denn auch hier jenes schauerliche „Unkenntlich“ auf die Särge gekreidet werden, das ich schon so manchmal hatte

anmalen sehen, wenn nicht zufällig eines jener oben erwähnten kleinen Besitzthümer, die Uhr, die Geldtasche, die Schnupftabaksdose und dergleichen, oder ein durch den Verwesungsproceß nicht alterirtes besonderes Merkmal auswies, wer der entstellte Leichnam gewesen war, ehe ihn das schlimme Wetter traf. Und mit welcher laut- und athemlosen Spannung wurde allemal nach diesen Kennzeichen gesucht! Wie drängten sich die Menschen in dem entsetzlichen Leichenschuppen zusammen, wenn man die eingebrachten Todten von ihrer Hülle befreite!

„Die Geldtasche da,“ rief einer der beim Leichentransporte beschäftigten Arbeiter aus, „wer kennt sie?“

Alles schwieg — denn Niemand kannte sie.

„Es sind sechszehn Neugroschen darin! Wer weiß wohl, wem sie gehört haben?“ fuhr der Mann fort — doch abermals keine Antwort.

„Unkenntlich!“ lautete jetzt das Commando, und durchdringender, herzzerreißender erhob sich das Schluchzen der umstehenden Frauen, wenn der so bezeichnete Sarg rasch zur angrenzenden Gruft getragen wurde. Barg er doch vielleicht das, was vom Liebsten, das sie hienieden besaßen, noch übrig war — ein ununterscheidbares Stück im unabsehbaren Meere des allgemeinen Jammers!

Eine andere Leiche rollte in den Schuppen ein — das entstellte Gesicht war von Niemandem zu recognosciren; da, als man sie umwandte in ihrem Vehikel, entfiel dem Grubenkittel ein Zollstab, sie war mithin der Leib eines Zimmerlings, und — ach, man kannte das kleine Werkzeug nur zu wohl! — ein allgemeiner Schmerzensschrei entrang sich der Versammlung, in welchem das stillere Weinen der näheren Angehörigen des Todten fast erstickte, und es war einer jener Unglücklichen, von denen auch die Gartenlaube bereits erzählte, jener Zimmerling Janetz, welcher mit mehreren seiner Gefährten unten im Schacht an den Thürpfosten des Zimmerwerks in wenigen Kreideworten ein ergreifendes Denkmal ihrer Leiden und der treuen Liebe hinterlassen, mit der die armen Erstickten noch im letzten Augenblicke an Weib und Kind, an Freunde und Cameraden gedacht haben. In der That die Entdeckung dieser Inschriften und das am selben Tage, nur wenige Stunden früher erfolgte Auffinden des Schichtenbuches, in das der Untersteiger Ernst Währ I. von seinen vergeblichen Rettungsversuchen Kenntniß gegeben, zählen zu den traurigsten Episoden des großen Trauerspiels.

„Wenn wir doch Das niemals erfahren hätten!“ wehklagte einer der Obersteiger. Könnte hier blos die augenblickliche Rücksicht des Mitleids mit den Hinterlassenen der Getödteten und unserer eigenen persönlichen Gefühle in Frage kommen, so möchten wir einstimmen in diesen Wunsch, allein sowohl im Interesse einer wissenschaftlichen Erörterung der Katastrophe, an der es bis jetzt noch gänzlich fehlt, als namentlich einer künftigen thunlichst möglichen Sicherstellung der deutschen Kohlenbergleute, insbesondere der auf den Burgk'schen Werken, dürf'n wir die Entdeckung dieser erschütternden Documente nicht hinwegwünschen. Es sollten ja ohnedem nicht die einzigen bleiben, und die nachmaligen Auffindungen derselben Art legten, wie es unsere Leser bereits aus der vorigen Nummer der Gartenlaube wissen, noch entsetzlicheres und rührenderes Zeugniß ab von den letzten Leidensmomenten und der frommen Fassung mehrerer der im Neuen-Hoffnungsschachte Verunglückten, wo, wie wir wohl annehmen dürfen, fast alle den Erstickungstod gestorben sind; sie thaten dar, daß noch neun Stunden nach der Explosion eine Anzahl der zur Frühschacht angefahrenen Bergleute am Leben war, die sich, denn sie lagen nicht etwa unter Trümmern verschüttet, hätten retten können, wenn die „*ganz bruchfreie Wetterstrecke und der Weg zur Tagesstrecke des Hoffnungsschachtes*“ — so drückt sich der officielle bezirksärztliche Bericht aus — nicht „so concentrirte irrespirable Gase enthalten hätte,“ daß man dieselben nicht betreten konnte. Dieser Umstand wiegt jedenfalls schwer bei der Beurtheilung des Ereignisses und der größern oder geringern Verschuldung, welche Bergherrn und Grubenleitung treffen!

Welchen Eindruck die letzten Lebenszeugnisse der armen Bergleute in der Umgebung der Schächte hervorbringen, wie sie den Schmerz der Leidtragenden in's Unendliche verschärfen, auf's Neue zur Verzweiflung anfachen, wie sie unsere nimmerruhende Phantasie beschäftigen mußten, die ja das Grausige in das noch Grausigere zu malen liebt, kann sich wohl Jeder denken. Halten die Unglücklichen, so hieß es, die Katastrophe noch um fünf, ja um acht und neun Stunden überlebt, wer mochte dann bürgen, daß es nicht zwei und drei und mehr Tage geworden waren, und daß alle diese Bejammernswerthen nicht einem langsamen Hungertode hatten elendiglich erliegen müssen? Aber man fand die sichere Bürgschaft dafür, daß ihnen dies Schicksal ihrer schwerer geprüften Lugauer Cameraden erspart geblieben ist: bei allen diesen Abschiednehmenden war das Frühstück noch so unversehrt in den Taschen, wie es ihnen die Frau, die Mutter, die Schwester zur Morgenschicht mit auf die Fahrt gegeben hatte!

Das große Grab* draußen hatte inzwischen auch eine einigermaßen andere Physiognomie gewonnen; es sah weniger roh, weniger steinbruchartig aus, als neulich, seine Ränder waren geglättet, auf dem östlichen breitete ein aus Laubgewinden errichtetes Kreuz seine Arme wie segnend aus über den improvisirten Friedhof und die Zweihundertunddreiundzwanzig, die in ihm schlafen, und von den Särgen schimmert nur noch da und dort eine unbedeckte Querwand zwischen den Steinschichten hervor. Ein eigenthümliches Geschick hat es gefügt, daß unter jenen Zweihundertunddreiundzwanzig auch der Mann mitschlummert, der so manchem seiner bergmännischen Genossen die letzte Ruhestätte bereitet hat: der Döhlener Todtengräber. Er wurde unter den Erstickten im Hoffnungsschacht gefunden, er mit seinem Sohne, und hatte sich gleichsam seine Grabschrift selbst geschrieben. „Hier liegt Vater und Sohn!“ stand von seiner Hand an einem Schachtstempel angeschrieben.

„Der erste Act des herzergreifenden Trauerspiels ist zu Ende,“ schloß der bezirksärztliche Bericht von der Katastrophe. Wenn auch in anderem Sinne, sagt dasselbe auch der Berichterstatter der „Gartenlaube“; vor der Hand hat er von der Unglücksstätte Neugesehenes und Neuerlebtes nicht zu berichten. Es ist daher vielleicht der geeignetste Moment, einige Details nachzutragen, die in seinen letzten Mittheilungen keinen Raum finden konnten, und einen kurzen Rückblick auf das Begebniß zu werfen, so weit es in seinen Ursachen und Wirkungen bis jetzt ermittelt worden ist, denn auch jetzt muß ein Endurtheil über die Katastrophe noch ausgesetzt bleiben, bis von *völlig unparteiischen* Fachmännern ausführliche Berichte darüber vorliegen. Vorläufig kann die nicht sachlich competente Presse nur soviel constatiren, daß „im Staate Dänemark“ doch Eines oder das Andere „faul“ gewesen ist, vielleicht mehr, als man anfangs geglaubt hat. Und sie hat die Pflicht, dies zu constatiren, denn die Sicherheit von Tausenden von Arbeitern, die an sich in noch weit höherem Grade als Soldaten und Seeleute tagtäglichen Lebensgefahren ausgesetzt sind, hängt von durchgreifenden Reformen im Betriebe des sächsischen und speciell des Burgker Kohlenbergbaues ab. Das Unglück von Burgk ist in seiner Ursache in keine Parallele zu bringen mit dem von Lugau — unleugbar aber ist den entzügelten Naturgewalten, denen Menschenwille und Menschenkraft machtlos gegenüber stehen, nicht allein die Schuld der beispiellosen Katastrophe vom zweiten August beizumessen.

Schon in meinem ersten Bericht habe ich auf eine gewisse laxe Praxis hingedeutet, die jedenfalls nicht ohne Einfluß auf das Unglück geblieben ist; fachliche Darstellungen, denen ich die Verantwortung ihrer Anschuldigungen überlassen muß, sprechen jetzt noch von ganz anderen Mißständen und Mangelhaftigkeiten auf den Burgker Werken, die zum Theil die unerhörte Tragödie in Scene gesetzt haben: von einer ungenügenden Wettercirculation, ohne welche bei dem Tiefbau der Steinkohlenschächte von einer Sicherheit der Arbeiter auch nicht im Entferntesten die Rede sein könne, und ganz besonders von dem Fehlen jener künstlichen Ventilatoren, mittels deren man gegenwärtig nicht blos in Belgien und England, im Saarbecken und in Westfalen, sondern auch in *anderen Gruben des Plauenschen Grundes* die beständige Lufterneuerung in den tiefen Kohlenschächten im Gange

* Zu unserer Illustration von der Grabstätte hinter dem Segengottesschacht und zu dem im vorigen Artikel hierüber Mitgetheilten müssen wir hier noch die Erklärung fügen, daß die große Gruft wohl gegen fünfzehn Fuß tief aus steinigem Boden ausgebauen werden mußte und daß am Rande derselben sich nach beseitigtem Steingerölle Vertiefungen bildeten, welche man dazu benutzte, um die ersten (etwa sechzehn) Särge zur Hälfte da hinein zu schieben, während man die andere Hälfte später mit Stein- und Sandgeröll überdeckte. Unser Bild zeigt mehrere solcher halbvergrabener Särge.

Die Bestattung der Verunglückten beim Segengottesschacht von Burgk.
An Ort und Stelle aufgenommen von Huth in Leipzig.

Digitized by Google

erhält. Mehr noch, es scheint erwiesen zu sein, daß der Hoffnungsschacht, der einzige Ausweg für die abziehenden Wetter, nicht blos Tags vorher, sondern sogar am Tage des Unglücks selbst wegen einer Schachtreparatur zugebühnt und somit für Wetterzug und Menschen unzugänglich gewesen ist!

Unter allen Umständen ist daher, zur Ehre des sächsischen Bergbaues, eine strenge, von jedweder Privatrücksicht freie und unabhängige Untersuchung der möglichen Ursachen des beispiellosen Massenunglücks geboten, welches zweihundertundneunundsiebenzig waderen Bergleuten — merkwürdiger Weise ist selbst heute die Zahl derselben nicht über allen Zweifel festgestellt! — das Leben kostete und *nur durch einen Zufall* nicht noch viel zahlreichere Opfer forderte. Dieser glückliche Zufall war das weit und breit bekannte und besuchte Volksfest der „Dresdener Vogelwiese“, eine beträchtliche Anzahl der Arbeitsmannschaft der beiden Schachte hatte sich bis zum frühen Morgen unter den Buden und Zelten am linken Elbufer umhergetummelt und so die Frühschicht verschlafen. Ohne diesen besonderen Umstand hätten die bösen Wetter anstatt der zweihundertundneunundsiebenzig vielleicht vierhundert und mehr Opfern in der „mit Nacht und mit Grauen bedeckten“ Tiefe den Tod gebracht!

Von allen den am letzten zweiten August zur Frühschicht angefahrenen Steigern und Häuern, Zimmerlingen, Förderleuten und „Hundejungen“ haben sich, wie die Zeitungen bereits erzählt, im Ganzen nur *fünf Personen* retten können: zwei der erwähnten Hundejungen und drei Zimmerlinge, d. h. Bergleute, welche das Holzwerk in den Schachten herzustellen und in Ordnung zu halten haben. Von den ersteren, den beiden Jungen, ist wenigstens über einige kleine Einzelheiten unmittelbar nach der Explosion Licht verbreitet worden. Sie sind unter den letzten der Anfahrenden gewesen; als sie von der „Tagesstrecke“ her in den Schacht kommen, schlägt ihnen alsbald der Schwaden entgegen. Natürlich machen sie sofort Kehrt, um wieder „zu athmen im rosigen Licht“; auf ihrem Eillaufe aber, dicht an der Eingangsthür, treffen sie den Steiger Schenk, der, mit Anstrengung aller seiner Kräfte, schon so weit zurückgedrungen ist, doch jetzt erschöpft, einen Zipfel seines Grubenkittels vor dem Munde, um sich gegen die bösen Gase zu schützen, am Boden kauert. Mit matter Stimme fleht er die beiden Jungen an, ihn mitzunehmen, da er selbst nicht mehr fortkönne, allein die Jungen waren zu schwach, den Mann hinwegzuschleppen, mochten auch wohl denken, daß jede Secunde Verzug ihre eigene Rettung gefährden könnte, und rannten weiter. Wer möchte sie darum der Unbarmherzigkeit zeihen? Als man im Laufe des Nachmittags unter unsäglichen Schwierigkeiten von der Ostseite her in den Bau des Hoffnungsschachtes eindrang, fand man den Steiger umgesunken an der Ausgangsthür liegen. Sein „Geleuchte“ stand schon außerhalb des Eingangs, ein Beweis, daß er selbst sich fast schon in Sicherheit befand, aber an der Schwelle der Rettung erschöpft umgefallen und erstickt war.

Dieselben beiden Jungen haben auch von einer That berichtet, die man in ihrer einfachen Großartigkeit ohne weiteres als heroisch bezeichnen muß. Auf ihrem Wege in's Freie trafen sie den Fördermann Wenl, welcher ebenfalls nicht mehr weit zur Rettung hatte. Da fällt ihm ein, daß sein Arbeitscumpan noch drinnen im Schachte ist.

„Ich will meinen Cameraden holen,“ sagt der edle Mann, geht in die Wetter zurück und findet darin seinen Tod wie alle Anderen.

In den ersten Tagen nach dem Unglück war die Arbeit natürlich mit offenbarer Lebensgefahr verknüpft — allein auch da hat sich keiner der Bergleute dieser Pflicht entzogen. Von einem ganz besonderen Muthe zeugt die inzwischen wohl von allen Blättern, freilich nicht ganz gleichlautend, berichtete That des jungen *Camillo Paul*, eines Sohnes des Burgk'schen Rechnungsführers. Noch vor elf Uhr Morgens drang, wie mir erzählt wurde, der kaum zwanzigjährige junge Mann, vom Rettungseifer getrieben, in den Schacht ein; etwa sechszig Ellen vom Eingang aber stürzte er, von den bösen Gasen betäubt, wie todt zusammen. Lautlos lag er da; einem Cameraden, einem gewissen Günther, gelang es aber, ihn bis nahe an das Mundloch des Schachtes zu schleppen. Hier verließen den Retter indeß die Kräfte und er mußte, wollte er selbst nicht in den Wettern umkommen, eiligst das Weite suchen. Achtundzwanzig Stunden lang blieb nun der unglückliche junge Mann verlassen im Schachte liegen — in welcher Todesangst, kann man ermessen! — bis zwei der Beamten, welche zufällig nahe der Mündung des letzteren standen, ein mattes, wehklagendes Wimmern vernehmen; ein Bergmann wagte es darauf die Ursache dieser Schmerzenslaute zu erforschen, und so brachte man den blos vierundzwanzig Fuß von der Mündung aufgefundenen kühnen Jüngling wieder zu Tage. Er hat nachher längere Zeit mit dem Tode gerungen, wie mir sein eigener Vater erzählte, ist aber jetzt bereits der völligen Genesung nahe. Man hat dem waderen jungen Mann nicht geglaubt, als er versicherte, aus der Schachttiefe noch Hülferufe gehört zu haben: jetzt, wo man *weiß*, daß die Armen noch bis ein Uhr drunten am Leben waren, wird seine Aussage wohl an Wahrscheinlichkeit gewonnen haben.

Von dem fürchterlichen Knalle, welchen die Explosion verursacht habe, ist viel gesprochen und geschrieben worden, ja man versicherte mir bei meiner ersten Ankunft auf dem Bahnhofe zu Potschappel, man habe die Detonation bis hier unten, mithin drei Viertel Stunden von den Schächten entfernt, in erschreckender Deutlichkeit vernommen. Alle diese Angaben beruhen indeß auf Täuschung; einer der obersten Beamten der Burgk'schen Kohlenwerke erklärte mir vielmehr, daß man in Burgk selbst, ja daß er in seiner den Schächten noch weit näheren Wohnung nicht das leiseste Geräusch gehört habe. Blos die aus dem Segen-Gottesschachte aufquellende dicke Rauchsäule habe etwa ein Viertel nach fünf Uhr Morgens Kunde gegeben von dem Unglück ohne Gleichen. Welche entsetzliche Gewalt aber die Explosion gehabt, beweisen nicht nur die in beiden Schachthäusern vom Luftdruck zersprengten Fenster, sondern hauptsächlich das auseinander getriebene Mauerwerk unten in den Schächten und die zu förmlichen Schutthaufen zerschellten „Hunde“. Wer jemals Gelegenheit gehabt, diese aus den dicksten Bohlen zusammengefügten, mit schweren Eisenbändern beschlagenen, auf festen Rädern ruhenden Kohlenförderungswagen zu sehen, der wird danach die furchtbare Kraft der Explosion ungefähr bemessen und begreifen können, daß die dem Entstehungspunkte der Schlagwetter zunächst befindlichen Bergleute nur als unkenntliche Menschentrümmer aus der Tiefe heraufgewunden worden sind.

Die Verunglückten vertheilen sich auf fünfundzwanzig Gemeinden, die sämmtlich einen Umkreis von *wenigen* Stunden einnehmen. Die volkreichste davon bildet das stattliche Dorf Deuben, wo die meisten Bergleute des Plauenschen Grundes Quartier genommen haben. Hier allein hat die Katastrophe neununddreißig Frauen zu Wittwen und hundertundsechsundzwanzig Kinder zu Waisen gemacht, zehn davon aus *einer* Familie! In Eckersdorf sind zwei Häuser ihrer sämmtlichen Bewohner beraubt und die Gemeinde selbst ihres Vorstandes und ihrer Vertreter. Zusammen beträgt die Zahl der Hinterbliebenen, d. h. der Hinterbliebenen, denen die Versorger entrissen sind, *achthundertfünfundsiebenzig*, zweihundertundeinundzwanzig Wittwen, sechshundertundfünfzig Kinder und vier arbeitsunfähige Mütter, die von ihren Söhnen ernährt wurden und nun gleichfalls dem öffentlichen Mitleide anheim gegeben sind. Die Menge der Leidtragenden im Allgemeinen, der Väter, denen ihre Söhne, der Geschwister, welchen die Brüder, der Bräute, denen die Geliebten genommen sind, sie Alle, welche zwar nicht ihre materiellen Versorger und Erhalter, aber ihr theuerstes Besitzthum auf dieser Erde verloren haben, verloren mit Einem Schlage — wer zählt sie zusammen? *Weit, weit über tausend Trauernde auf einem Gebiete von wenig über eine Quadratmeile!* Wer denkt ihn aus in seiner ganzen unerschöpflichen Fülle, diesen Jammer, wie ihn ein einziger Moment über eines der anmuthigsten und rührigsten Gelände des anmuthreichen und rührigen Sachsenlandes heraufbeschworen hat?

Die nackte Noth des Lebens kann und wird die öffentliche Mildthätigkeit lindern, das thun die reichen Spenden dar, mit denen man bereits diesseit und jenseit des Maines der unglücklichen Wittwen und Waisen im Plauenschen Grunde gedenkt, wenn es auch immer schlimm bleibt, daß diese lediglich auf den guten Willen guter Menschen angewiesen sind, daß *kein Gesetz die Grundbesitzer zu ihrer Erhaltung zwingt*. Wäre dies der Fall, alsdann würde sicher geschehen, was menschliche Einsicht zur Verhütung ähnlicher Katastrophen wie die vom zweiten August anzuordnen und einzurichten vermag.

Möge die hoffentlich zu erwartende gründliche Untersuchung herausstellen, daß Besitzer und Leiter der Burgker Kohlenwerke

Digitized by Google

wenigstens nicht allzuweit hinter den Leistungen zurückgeblieben sind, welche sie im Interesse ihrer Arbeiter, jener Tag um Tag, dem Tod beherzt und ergeben in's Auge schauenden Bergleute, zu erfüllen haben, und möge das Unglück dazu beitragen, diesem so achtungswerthen Theile unseres Arbeiterstandes genügendere Bürgschaften für ihre Sicherheit schaffen, als ihnen bisher geboten worden sind, damit sich der „schwarze Diamant“ nicht verwandle in den „schwarzen Fluch“!

H. Z.

Blätter und Blüthen.

Aus Abraham Lincoln's Leben. Während des letzten amerikanischen Krieges lag der Oberst eines New Hampshire-Regiments in einem kleinen virginischen Städtchen am sogenannten Lazarethfieber schwer krank darnieder. Kaum hatte seine Frau Nachricht davon erhalten, so machte sie sich auf den Weg, den geliebten Mann zu pflegen, und gelangte nach unsäglichen Schwierigkeiten auch glücklich bis zu ihm. Ihre Gegenwart und sorgsame Pflege brachten den Kranken in kurzer Zeit so weit, daß er nach Washington transportirt werden konnte.

Auf dem Potomacstrome stieß jedoch das Dampfschiff, auf welchem der kranke Officier, Oberst Scott, und seine Frau Passage genommen hatten, mit einem größern Fahrzeuge zusammen und sank. Die Mannschaft und fast alle Soldaten am Bord wurden gerettet, im Getümmel der Katastrophe kamen aber Scott und seine Gattin auseinander und die Letztere fand ihren Tod in den Wellen. Der unglückliche Mann ließ alle möglichen Anstrengungen machen, die Leiche des theueren Weibes zu finden, allein vergeblich. Der graue, tosende Strom weigerte sich, die Todte herauszugeben, und der vor Schmerz fast wahnsinnige junge Officier sah sich genöthigt, ohne die geliebte Todte seine Reise nach Washington fortzusetzen. Erst acht Tage später empfing er die Kunde, daß der Leichnam seiner Frau an das Ufer gespült worden sei und von den Umwohnern für ihn bewahrt werde.

Es war damals gerade ein sehr kritischer Moment des großen Kampfes und das Kriegsministerium hatte den nordstaatlichen Truppen jedweden Verkehr mit den Südstaaten auf das Strengste untersagt. Umsonst bat also der Oberst den Kriegsminister um Urlaub nach Virginien.

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ entgegnete ihm Stanton; „Niemand darf in Privatangelegenheiten jetzt den Strom hinab. Unsere gegenwärtige Lage gebietet die allerstrengsten Maßnahmen, und lediglich persönliche Interessen dürfen der großen Nationalsache in keiner Weise hindernd in den Weg treten, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ihr Unglück geht mir zu Herzen, allein es ist einmal eine schwere, gefährliche, kritische Zeit. Lassen Sie mithin die Todten ihre Todten begraben!“

Alle weiteren Vorstellungen des Obersten blieben fruchtlos; der Kriegsminister schnitt sie mit seinem unerbittlichen „Unmöglich“ ab.

Da entschloß sich Scott, seine Sache direct dem Präsidenten vorzutragen; zwar hatte er auch für diesen Schritt nur schwache Hoffnung, er wollte aber doch nichts unversucht lassen, was ihm möglicher Weise zu einer Erlaubniß seiner traurigen Reise verhelfen könnte. Unverzüglich fuhr er denn nach dem weißen Hause. Es war spät am Samstagabend, und Lincoln bereits nach seinem kleinen Landsitze Soldier's Rest (Kriegers Ruhe) abgereist, wo er meist den Sonntag zuzubringen pflegte.

Ohne sich zu besinnen, brach Scott nach der nur wenige Stunden von der Stadt liegenden Villa auf. Der Präsident war damals mit Arbeit und Sorge überbürdet, und es geschah wohl, daß er unter einer solchen Last und von allen erdenklichen Anliegen von Tausenden von Menschen gequält, seine natürliche gute Laune verlor und sich, ganz wider sein eigentliches Temperament, vom Aerger zu momentaner Grämlichkeit und Härte hinreißen ließ.

In einer solchen Stimmung fand ihn unglücklicher Weise unser Oberst. Lincoln sah den Eintretenden mit finsteren, forschenden Augen an und unterbrach den Redenden barsch, als dieser kaum seine Bitte vorzutragen begonnen hatte.

„Geht mich nichts an,“ sagte er heftig. „Fragen Sie den Kriegsminister.“

„Ich bin schon bei ihm gewesen, Herr Präsident,“ erwiderte Scott kleinlaut; „er will nichts für mich thun.“

„Sie sind bei ihm gewesen, haben Ihren Bescheid erhalten und wagen dennoch bis zu mir zu dringen! Soll ich denn keinen Augenblick Ruhe haben? Will man mich auch hier, in meiner kleinen Privatwohnung, Zoll für Zoll zu Tode quälen? Stanton hat ganz recht daran gethan, wenn er Ihnen eine abschlägliche Antwort gab. Ihr Verlangen ist unvernünftig, Oberst!“

„Aber, Mr. Lincoln, ich dachte, Sie würden mit mir fühlen.“

„Mit Ihnen fühlen! Gott im Himmel! Ich habe mit fünfmalhunderttausend Menschen zu fühlen, die zehnmal unglücklicher sind als Sie. Es ist eben Krieg, wissen Sie das nicht? Noth und Kummer ist jetzt unser Aller Loos; tragen Sie Ihren Antheil davon, wie es einem Mann und Soldaten geziemt. Mit einem Worte — lassen Sie Ihre Frau, wo sie ist. Wollte der Himmel, ich wäre auch schon in Ruhe wie sie!“

Damit lehnte sich der Präsident, müde und abgehetzt, in seinen Stuhl zurück, schloß die Augen und winkte mit der Hand, daß sich Scott entfernen sollte.

Der Oberst verbrachte eine schlaflose Nacht und dachte wieder und immer wieder, der Präsident sei ebenso hart, wie er häßlich war. Erst gegen Morgen schlummerte er ein, und als er erwachte, war es schon ziemlich spät. Noch hatte er sich nicht völlig angekleidet, da klopfte es laut an seine Thür. Er öffnete, und wer malt sein Erstaunen, als er den Präsidenten vor sich stehen sieht!

Mit Thränen im Auge, blaß und aufgeregt, kam der gute Mann zu ihm und ergriff seine Hand.

„Ich habe Sie gestern Abend grausam behandelt, Oberst,“ hob Lincoln an, „ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich war aber ganz und gar außer mir, zu Tode gehetzt von allen den Ansprüchen, die jetzt an mich gestellt werden. Geht mir gewöhnlich so Sonnabend Abends, da werde ich wild wie eine böse Katze. Ich muß Ihnen wirklich als der Gorilla erschienen sein, den die Rebellen aus mir machen. Wie Sie fort waren, da hat mir die Sache leid genug gethan! Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen, und so bin ich jetzt gleich selbst in die Stadt gefahren und will sehen, ob ich mein Unrecht wieder gut machen kann. Zum Glück habe ich Ihr Hôtel bald aufgefunden.“

„Wie gut Sie sind, Herr Präsident!“ sprach der Oberst in tiefer Bewegung.

„Nein, ich bin's nicht; ich war vielmehr gestern Abend sehr schlecht. Und nie im Leben hätte ich's mir selbst verzeihen können, wenn ich Ihnen das nicht gesagt. Ach, es war edel von Ihrer Frau, Oberst, daß sie hinabgekommen ist und Sie gepflegt hat! Und Sie müssen ein guter Mann sein, daß ein solches Weib so viel für Sie riskiren konnte! Die Weiber sind die wahren Schutzengel der Nation — 's ist wahrhaft heroisch, was sie in diesem Kriege vollbracht haben! Aber jetzt kommen Sie. Mein Wagen wartet unten; wir wollen nach dem Kriegsministerium fahren und mit Stanton sprechen.“

Mit den wärmsten Worten machte der Präsident den Anwalt für den Obersten und erwirkte nicht blos dessen Urlaub, sondern erlangte, daß ein expresses Dampfschiff den Potomac hinabgesandt wurde, um die Leiche des treuen Weibes in Empfang zu nehmen und feierlich nach Washington zu führen.

„Die Menschlichkeit,“ sagte Lincoln, während sein Gesicht von herzlichem Mitgefühl strahlte, „die Menschlichkeit muß höher stehen, als die Rücksichten der Politik und selbst als das Kriegsgesetz — wenn es sich um Fälle handelt, wie dieser da.“

Und zum Erstaunen des Obersten ließ er es damit noch nicht bewenden; er bestand vielmehr darauf, selbst mit nach den Docks zu fahren, um zu sehen, ob seine Befehle auch pünktlich vollzogen würden. Eine nervöse Angst schien ihn zu erfüllen, man könne dem Werke der Pietät vielleicht doch noch Hindernisse in den Weg stellen. Und nicht eher ging er von dannen, als bis das Schiff zum Auslaufen bereit war und bis er sich mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß dessen Officiere seinem „Freunde, dem Obersten Scott“ alle Aufmerksamkeit und Rücksicht angedeihen ließen. Dann schüttelte er dem Abreisenden herzlich die Hand.

„Gott sei mit Ihnen, mein lieber junger Mann,“ sprach er abschiednehmend, — „ich hoffe, Sie werden nun weiter keine Schwierigkeit haben in dieser traurigen Angelegenheit … und, Oberst, vergessen Sie den gestrigen Abend nicht!“ —

Weit fern von Washington auf einem stillen Dorfkirchhofe in New-Hampshire wird ein gewisses Grab sorgfältig gehütet und gepflegt von treuer Liebe. In jedem April aber erzählen die Veilchen, welche den grünen Hügel umduften, nicht allein von den Tugenden der Schläferin, die unter dem Rasen ruht — sondern mahnen auch an den großen, unvergeßlichen Präsidenten, dessen edlem Leben die Kugel eines Meuchelmörders ein so jähes Ende bereiten sollte.

Der Doppelgänger. Vom Aberglauben wähnen wir uns Alle frei. Geisterbeschwörer und Wunderdoctoren sind uns widerwärtig, ihr Hokuspokus lächerlich. Keiner von uns riskirt es in einer „gebildeten“ Gesellschaft unserer Tage, den Ahnungen, Vorbedeutungen, Geistererscheinungen etc. das Wort zu reden, es müßte denn aus Lust am Widerspruch geschehen, oder aus Neigung, durch Vertheidigung paradoxer Ansichten die Gewandtheit seiner Zunge zu zeigen, oder auch in der Absicht, die Gesellschaft zu foppen und ihre Tactfestigkeit auf die Probe zu stellen. Von Allem also, was nach Aber- und Wunderglauben schmeckt, wollen wir absolut Nichts mehr wissen. Darüber vergessen wir freilich nicht selten, daß den meisten Spuk- und Wundergeschichten irgend eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt, die allerdings ungenau beobachtet und durch eine zügellose Phantasie in's Ungeheuerliche verzerrt und vergrößert worden ist.

Ich erlaube mir, einen an sich zwar unbedeutenden, weil in den Zeitraum weniger Secunden zusammengedrängten, aber wohl verbürgten und durch die Auffindung seiner Ursache belehrenden Vorgang dieser Art mitzutheilen. — Es handelt sich um das weltberühmte „zweite Gesicht“ oder das „Doppeltsehen“, auch wohl „Doppelgängerei“ genannt.

Als Einsender dieser Zeilen im Winter des Jahres 1857 in Jena studirte, lernte er einen fleißigen jungen Theologen C. H. aus R. in Thüringen kennen, der, mit bedeutendem Sprachtalent begabt, unter der Leitung der berühmten Forscher Baum und Schleicher mit seltener Ausdauer und großem Erfolge linguistischen Studien oblag.* — An einem kalten und sehr nebligen Decemberabend von einem Besuch bei guten Freunden zurückgekehrt, trat H. um acht Uhr in sein angenehm durch-

* Der Redaction habe ich Namen und Geburtsort desselben zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt. Wenn C. H., wie ich hoffe, noch lebt und nicht Dolmetscher einer europäischen Gesandtschaft im Orient geworden ist, so wird er wohl als würdiger Pfarrer in irgend einem thüringischen Dorfe hausen. Ich grüße ihn freundlich!

wärmtes Zimmer, zündete die Lampe an, machte sich's im Hauskleide bequem und rückte, nachdem er die Pfeife in Brand gesetzt, in der Absicht, in die Winternacht hinein zu studiren, seinen bücherbeladenen Arbeitstisch an den warmen Ofen.

Einige Male hatte er rauchend und von der Zerstreuung der Abendstunden sich sammelnd das Zimmer durchmessen; schon war der abgerissene Faden des Studiums wieder angeknüpft, und, in eine Makame des Hariri vertieft, zogen die Gedanken des Nordländers aus dem heimischen Winternebel über Land und Meer hinaus nach dem sonnigen Arabien, da unterbrach sein Sinnen ein äußerst trivialer Gedanke: der Gedanke an das während der Tageszeit offen stehende und auch jetzt noch nicht geschlossene Schlafkammerfenster.

H. trat in die Kammer, schloß das Fenster und kehrte schleunigst in die warme Stube zurück. Da blieb er, den Griff der Kammerthür noch in der Hand, wie angewurzelt stehen: Er sah sich selbst, — sein leibhaftiges zweites Ich sich gegenüber stehen. Da war sein rothcarrirter Schlafrock, da die in der linken Hand gehaltene Pfeife, die offene Weste, der selbst im Winter entblößt getragene schlanke Hals, das hervortretende Kinn mit dem noch dünnen Bärtchen, die schmalen Wangen, doch, wie es ihm scheinen wollte, bleicher als die seinigen. Augen und Stirn seines unheimlichen Gegenübers wurden von ihm nicht gesehen, da er, im Augenblicke des Eintretens in seinen Stoff auf's Neue vertieft, den Blick etwas gesenkt gehalten hatte.

Drei, vier Secunden stand der Spuk, dann zerrann er in Luft, aus der er entstanden zu sein schien. Mechanisch schloß H. die Kammerthür. Dem sonst außerordentlich jugendkräftigen und durchaus nicht zu nervösen Zuständen hinneigenden jungen Manne bebten die Kniee. Still setzte er sich auf dem Sopha nieder, und wenn er auch nicht, wie weiland Chamisso, der Dichter, dem Gespenste Platz machte und „zu weinen in die Nacht hinausschlich", so war's doch für dieses Mal mit dem Arbeiten vorbei. Die ausgegangene Pfeife in der Hand, saß er, wie er mir am andern Morgen gestand, anfänglich in einem Zustande dumpfen Hinbrütens, dann aber grübelnd bis tief in die Nacht hinein in seiner Sophaecke. Ein noch nie gekanntes Gefühl der Furcht war über ihn gekommen. Er fürchtete sich, sein nächtliches Lager aufzusuchen, er fürchtete sich aber auch, das Zimmer zu verlassen, um etwa unter fröhlichen Commilitonen Vergessenheit im edlen Gerstensaft zu suchen. Konnte das Spukgebilde nicht wiederum dastehen, wenn er um Mitternacht heimkehrte?

Selbstverständlich suchte der erschütterte Geist meines Freundes seine Sammlung in dem beharrlichsten Nachspüren nach irgend einer Erklärung der Erscheinung, die er nicht wegleugnen, nicht zur optischen Täuschung stempeln konnte. Nach stundenlangem Grübeln glaubte er endlich die Ursache des sonderbaren Phänomens gefunden zu haben. Er theilte sie mir am folgenden Tage mit und ich erlaube mir, den Erklärungsversuch meines Freundes H., dem ich meinen Beifall nicht versagen kann, den Lesern der Gartenlaube zur freundlichen Beurtheilung vorzulegen.

Als H. in das Zimmer zurückkehrte, drang aus der von außen mit Nebelluft gefüllten Kammer ein durch den Rand der geöffneten Thür scharf begrenzter feuchtkalter Luftstrom in senkrechter Lage in die warme und trockene Stubenatmosphäre. Auf diese von Wassertheilchen erfüllte Luftschicht fielen die Strahlen der am Ofen stehenden Lampe. Zwischen beiden — nämlich der Lampe und der feuchtkalten Luftschicht — stand einige Secunden lang, während er die Kammerthür schloß, Freund H., den Rücken der Lampe, das Gesicht dem eindringenden Nebel zugewendet. Die Erscheinung, die ihn schreckte, scheint nun nichts Anderes als sein eigenes Spiegelbild auf der senkrechten, durch das etwas schräg von hinten einfallende Lampenlicht erhellten Nebelwand gewesen zu sein.

Sollte wohl nicht manche „wirklich passirte" Schauergeschichte vom „zweiten Gesicht" ähnlichen, sehr natürlichen Vorkommnissen ihren Ursprung verdanken?

Zusatz der Redaction. Ob sich durch die Eigenschaft der Netzhaut unseres Auges, daß das Bild eines wenigstens eine bestimmte Zeit lang betrachteten Gegenstandes sich ihr einprägt und daß sie den Eindruck desselben lange genug festhält, um ihn, namentlich wenn der Blick rasch von dem hell beleuchteten Gegenstande auf eine im Dunkel stehende Wand fällt, dort auf Secundenlänge wieder erscheinen zu lassen, — nicht auch bisweilen dieses sogenannte „zweite Gesicht" erzeugen könne, darüber würde von einem Fachmann eine Auskunft willkommen sein. Erinnert wurden wir an diese „Trugbilder" durch ein gleichbetiteltes Werkchen von Dr. A. Besell (Stuttgart, bei Rieger), welches eine Anleitung, Erscheinungen, auf optischer Täuschung beruhend, nach Belieben hervorzurufen und eine wissenschaftliche Erklärung derselben giebt.

Rollwenzelei. Jeder Reisende, der Baireuth und seine Umgebung, insbesondere die Eremitage zu besuchen Gelegenheit hatte, wird nicht unterlassen haben, auf dem Wege zur letzteren auch das als Jean Paul's in Nr. 1 der Gartenlaube von 1863 in Bild und Wort verherrlichter Lieblingsaufenthalt weltbekannt gewordene Rollwenzelhaus, namentlich aber das Arbeitszimmer desselben, welches in seinem ursprünglichen Zustande erhalten ist, sowie seinen Arbeitstisch, etliche Sessel, ein Sopha, einen Spiegel, ein eigenhändiges Manuscript des Dichters, seine Büste, sein Original-Bildniß und ein werthvolles, vom historischen Verein gestiftetes Album in Augenschein zu nehmen.

Dieses Zimmer soll nun, da es Privateigenthum ist und dem derzeitigen Besitzer weder für dessen Zustandhaltung noch für das zeitraubende Vorzeigen irgend welche Entschädigung geleistet wird, seinem Zwecke entfremdet und zu anderweitigem Gebrauche eingerichtet werden. Sollte sich in dem so hochgebildeten Baireuth — ähnlich wie in Leipzig ein Schillerverein zusammengetreten ist, welcher nicht nur Schiller's Geburtstag jährlich als öffentliches Fest begeht, sondern vor Allem das Wohnhäuschen Schiller's in Gohlis käuflich erwarb, baulich erhält und als ein kleines Museum von Schillerandenken sehenswerth gemacht hat — nicht ein Jean-Paul-Verein aufthun können, um seine Sorge den Jean-Paul-Erinnerungen in und um Baireuth zu widmen? Ihm würden dann sicherlich Verehrer des Dichters allerwärts gern sich anschließen, um durch Beiträge die Zwecke desselben zu unterstützen, und die Stadt, deren Eigenthum und Obhut einst König Ludwig die Erzbildsäule dieser größten Berühmtheit derselben übergab, würde schwerlich einem solchen Verein mit ihrer Theilnahme und Unterstützung fern bleiben.

Die Redaction der Gartenlaube glaubt im Sinne Vieler zu reden, wenn sie dies als eine Bitte an die dazu berufenen und durch ihre Bildung verpflichteten Kreise Baireuths ausspricht.

Protest gegen literarischen Diebstahl. Es ist ein Vorrecht der Diebe, daß sie sich nicht zu schämen brauchen, und wer einzig auf den Baarabwurf der Neugierde speculirt, läßt sich darin nicht durch Gebote des Rechts und der Ehre stören. — Trotz der ausdrücklichen Erklärung der Dichterin der „Reichsgräfin Gisela", veröffentlicht in Nr. 7 der Gartenlaube mit den deutlichen Worten:

> „Nach den traurigen Erfahrungen, welche die Verfasserin mit den Dramatisirungen ihrer früheren Erzählungen gemacht hat, müssen wir im Auftrage derselben von vornherein gegen jede Dramatisirung der gegenwärtigen Novelle ‚Reichsgräfin Gisela' Protest einlegen.
>
> Die Redaction."

hat die Dramatisirungsspeculation dieses Mal in Berlin sogar noch ein Uebriges geleistet: schon vierzehn Tage vor Ausgabe der beiden letzten Schlußnummern der Erzählung war die dramatisirte Gisela einstudirt und das Theaterstück fix und fertig in den Händen der Darsteller, ja man hatte sogar die Stirn, das neue Stück folgendermaßen anzuzeigen:

> „Sonntag. Zum ersten Male: Reichsgräfin Gisela. Schauspiel in 4 Acten, nach dem gleichnamigen Roman bearbeitet von E. Marlitt" —

stellte somit die Dichterin selbst als die Bearbeiterin des dramatisirten Werkes hin!

Was soll man zu diesem Treiben sagen, das in seiner wahrhaft verhöhnenden Ungenirtheit so weit geht, eine völlig unberufene und unberechtigte Arbeit auf die Bühne zu bringen, während die Dichterin den Ausgang der künstlerisch so vollendet abgeschlossenen Schöpfung noch nicht einmal niedergeschrieben hatte? Ist das nicht der höchste Grad von Rücksichtslosigkeit, die niedrigste Nichtachtung gegen ein Kunstwerk, das man des Bestehlens doch so werth hält?

Was aber gegen solches literarisches Diebsgelichter thun? Verklagen? In Deutschland schützt den Autor gegen solche Brandschatzung seines geistigen Eigenthums kein Gesetz! Das Stück hat bereits ein Dutzend volle Häuser gemacht, der Plagiarius hat den klingenden Erfolg im Beutel, die Dichterin das Nachsehen für eine etwaige eigene Dramatisirung ihres Werkes! Aus der öffentlichen Brandmarkung seines verbrecherischen Treibens macht sich derartiges Raubgeschmeiß sehr wenig, wenn nur der Fang ein lohnender und erfolgreicher war. Es trägt's kaum noch aus, es öffentlich zu beklagen, daß Rechts- und Ehrgefühl in solchen Kreisen so tief darniederliegen.

Kleiner Briefkasten.

Frau **E. T. in P–g.** Das bereits früher empfohlene Pensionat für junge Damen der Frau Dr. Beta in Berlin, deren Adresse Sie verloren haben, ist noch Königgrätzerstraße 18. Auf Meldung erhalten Sie genaue Auskunft.

A. H. in Saarbrücken. Ihren Wünschen wird am besten entsprochen sein durch Becker's Weltgeschichte, 8., bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe. Herausgegeben von Adolf Schmidt. 18 Bde. Leipzig, Duncker und Humblot.

A. H. in Cbg. Schreiben Sie uns sofort das Nähere, wir glauben Ihnen den Verkauf verbürgen zu können.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes

gingen ferner ein: Collecte unter den Arbeitern der Seidenzwirnerei J. Dünkeler in Wezikon (Schweiz) 3 Thlr.; A. Cramer in Zeßnitz 1 Thlr.; L. G. in Couvet (Schweiz) 3 Thlr.; Sammlung beim 9. Stiftungsfest des Turnvereins in Lich (Oberhessen) 6 Thl. 8 Ngr. 5 Pf. (11 Fl. rhein.); L. G. in Leipzig 5 Thlr.; Albert A. in Brooklyn 10 Thlr.; W. in Wittenberg 3 Thlr.; M. R. in Leipzig 5 Thlr.; Mm. in Torgau 2 Thlr.; Fr. Sch. in Bamberg 5 Thlr.; Geschäftspersonal der A. Wiede'schen Buchdruckerei 7 Thlr. 26 Ngr. 5 Pf.; G. in Neustadt (Rheinpfalz) 2 Thlr.; aus Neu Sanitz 3 Thlr.; H. B. in Grabow 1 Thlr.; Hochzeits Sammlung am 15. August in Marienkirchen 1 Thlr. 15 Ngr.; von den Knaben der Selecta in Weißensee 3 Thlr.; aus Burgau (Baiern) 1 Thlr.; N. N. in Oldenburg 1 Thlr.; Eduard K. 1 Thlr.; E. Grauert in Neu Ruppin 2 Thlr.; aus Schildberg 15 Ngr.; Pueschel in Olberndorf 1 Thlr. 15 Ngr.; W. S. in Marburg 2 Thlr.; Sammlung von der Expedition der Gubener Zeitung 40 Thlr. (Summa sämmtlicher Eingänge: **627 Thlr. 16 Ngr. 5 Pf.**)

Die Redaction.

Inhalt: Verlassen und Verloren. Historische Erzählung aus dem Spessart. Von Levin Schücking. (Fortsetzung.) — Ein Dilettanten-Verein und sein Dirigent. Von Prof. J. C. Lobe. Mit Portrait. — Zwei Mönche einer protestantischen Hochschule. 2. Ein Jesuitenzögling und Jünger vom heiligen Barnabas. Von Friedrich Hofmann. — Die schlagenden Wetter von Burgk. Zweiter Bericht von der Unglücksstätte. Mit Abbildung. — Blätter und Blüthen: Aus Abraham Lincoln's Leben. — Der Doppelgänger. — Rollwenzelei. — Protest gegen literarischen Diebstahl. — Kleiner Briefkasten. — Quittung über neue Eingänge für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Zum Humboldtfest in der alten und neuen Welt.*

Von Emil Rittershaus.

Zehn Jahr zurück, da jauchzten wir im Herbst bei einem hohen Fest
Vereint die Deutschen dort und hier, in Nord und Süd, in Ost und West.
In einem Geist, so weit gepocht des deutschen Herzens frischer Schlag!
Wo deutscher Laut erklingen mocht', war Alles Eins am Schillertag.
„Hoch Schiller!“ Dieser eine Ruf bei Alt und Jung, bei Groß und Klein!
Der uns den „Tell“ und „Posa“ schuf, die „Räuber“ und den „Wallenstein“,
Er lebte auf in jeder Brust, im Bürgerhaus, am Fürstenthron!
Wir fühlten uns, o Himmelslust, als Kinder einer Nation!
Das war nicht nur des Dichters Kunst, so hehr sie aller Kränze werth;
Das war nicht, weil der Musen Gunst den Sänger singen hat gelehrt:
Das Eine war's, daß der Poet ein Priester an des Lichts Altar,
Daß er des freien Geists Prophet und seines Volks Johannes war!
O, darum sang sein lautes Lob im freien Land der freie Mann,
Und zornig seine Faust erhob der Sclave, der in Zwing und Bann!
Der Farmer tief im Waldesgrund im rohen, holzgefügten Haus,
Er suchte in der Abendstund' das abgegriffne Buch heraus
Und warf in's Feuer dürres Holz und las und las beim Flammenschein
Und fühlte einmal noch mit Stolz ein Sproß von deutschem Stamm zu sein.
Er strich vergnügt den strupp'gen Bart — wie war ihm Herz und Sinn entflammt! —
Durch Schiller neu geeinigt ward, was aus dem deutschen Mark entstammt.

Und wieder jetzt ein Jubelfest und wieder einem Deutschen gilt's!
In Nord und Süd, in Ost und West sein Lob, von allen Lippen quillt's!
Wo üppig Farrn und Palme sprießt, wo flüchtig die Gazelle springt,
Wo schon das Eis in Nadeln schießt, der Name Humboldt jauchzend klingt!
Im Sand der Marken, wo die Gruft des großen Todten Leib umfängt,
Am Rhein, wo in der Sommerluft am Rebenstock die Traube hängt,
Und drüben in der neuen Welt — o seht der Frohen bunte Reih'n!
Der eine Name Humboldt fällt in jede Brust wie Sonnenschein!

Wohl ist von deutschem Stamm der Mann und wir sind stolz auf seinen Ruhm,
Doch, was sein Geist erforscht, ersann, das ist der Menschheit Eigenthum,
Und wie der Name Schiller hat geeinigt, was von deutschem Schlag,
So schreib' auf der Geschichte Blatt mit Flammen ein der heut'ge Tag:
„Vereint durch eines Geistes Kraft war Nord und Süd und Ost und West!
Es war ein Tag der Brüderschaft der Völker, dieses Humboldtfest!“

Ein edler Mann die Worte schrieb: „Die meines Stammes und verwandt,
Hab' mehr sie als mich selber lieb, und mehr als sie mein Vaterland,
Und lieber als mein Vaterland soll mir die ganze Menschheit sein!“
O, grabt es heut mit fester Hand, Ihr All', in Eure Seelen ein!
Ob ihm auch deutsches Land gebar, der große Mann, des Wissens Held,
Errungen hat er sich, fürwahr, das Bürgerrecht der ganzen Welt!
Er war in jedem Reich zu Haus, im Bergesschacht, im Sonnenraum,
Er zog durch Sturm und Fluthgebraus und nicht um einen leeren Traum!
Mit klarem Aug' hat er geschaut, gehoben manches Schleiers Flor
Und eine Welt uns aufgebaut, wie nie ein Forscher noch zuvor! — —
Doch sieh', die Neunmalweisen nah'n, das frost'ge Lächeln im Gesicht,
„Auch Verirrung und Thorenwahn, doch von den Narren spricht man nicht!“
Die Weisen, die, im Kleinen groß, doch nie erspäh'n der Dinge Kern,
Sie lassen ihre Weisheit los: „Für Humboldt! Für den alten Herrn!
Den Forscher lobt die Wissenschaft, doch wißt, wenn's Euch auch unbequem,
Schon hat ihn andrer Geister Kraft doch überholt in dem und dem!“
Sie rechnen's an den Fingern her die kalten Klugen tiefgelehrt,
Und Jeder denkt bei sich, er wär' wohl eines Humboldt's Ehren werth! —
Wir kennen's schon, daß leer und dreist die Kleinheit solche Trümpfe spielt!
Was wüßte sie von Humboldt's Geist, der eine Welt im Spiegel hielt!
Und dieser Geist, derselbe nur, er zeugte des Gedankens Keim,
Der aus dem Schädel Schiller's fuhr in Lied und Bild, in Wort und Reim
Hinein in Nacht und Nebeldunst! Es war Erguß von gleicher Kraft!
Des Einen Werkzeug hieß die Kunst; des And'ren Schwert die Wissenschaft.
Der Forscher zog durch manch' Gefild', von Land zu Land, von Stamm zu Stamm
Und wob zu einem Riesenbild die tausend Bilder wundersam,

* Obiges Festgedicht ist vom Dichter zufolge einer Aufforderung des Humboldt-Festcomite in New-York verfaßt und kommt somit gleichzeitig in New-York in einer englischen Uebersetzung von Freiligrath's Tochter Käthchen Kroeker und in der Gartenlaube im deutschen Original vor das Publicum. Wenn wir das Humboldtfest nicht durch Artikel und Illustration besonders auszeichnen, so genügt zur Erklärung wohl die Notiz, daß von der Gartenlaube das Leben und Wirken Alexanders von Humboldt seit 1853 zehn Mal behandelt und seine persönliche Erscheinung sieben Mal durch Illustrationen dargestellt worden ist.
D. Redaction

Und schrieb, die Mappe auf dem Knie, was er in weiter Welt gesehn;
Der Dichter ließ die Phantasie für sich hinaus auf Reisen gehn.
Der Dichter schritt zum Volke hin, sein Herzblut durch die Lieder rauscht;
Der Forscher hat mit weisem Sinn den Herzschlag der Natur belauscht.
Die alten Zeiten — wunderbar, wie sie des Dichters Ruf erweckt!
Was war, bevor die Menschheit war, der Forscher hat es aufgedeckt.
Wenn jener auf dem Flügelpferd sich aufwärts hob zum Sonnenland,
Der Forscher tief im Grund der Erd' vor Schutt und Moder
sinnend stand.
Zur Höhe der, zur Tiefe der! — Aus Jovis Hand die Blitze reißt
Der Dichter, hell sie muthig her! Im Lichte der Erkenntniß weist
Der Andre uns, was falsch und leer, was Trug, ob's hoch und
heilig heißt —
Und beide würdig gleicher Ehr' und beide Kind von einem Geist!

Um dieses Geistes willen heut' ein Humboldtfest und drum allein!
O, mög' das frohe Glockgeläut' des Geistes Osterläuten sein!
Dem Pred'ger dieses Geistes flocht den Kranz die Welt am Schillertag,
Und als sein „Marschall Vorwärts" focht ein Humboldt kühn, mit
wucht'gem Schlag!

Drum heut' ein Fest für Humboldt's Geist! — Beim Bild des Großen
könnt' ihr's seh'n,
Da steht's: „Es ärgert sie zumeist, am meisten, wenn wir vorwärts
geh'n!"
Ja, vorwärts denn! Die Schranken fort, die Menschen trennen dort
und hier!
Die Brüderschaft sei Losungswort, die Freiheit sei das Siegs-
panier!
Im freien Geist die Völker eins! Wir rufen's in die Welt
hinaus:
Nur in dem Glanz des Sonnenscheins gedeiht des Glückes Blumen-
strauß!
Du alte Welt, die Ketten brich und sei den Freien zugesellt!
Du alte Welt, erneue dich und werde eine neue Welt!
Du neue Welt, wir rufen's zu dir aus der meerumwogten Stadt:
O, werde frei im Geiste du, daß deine Freiheit Dauer hat!
Dann wird des Friedens Palme weh'n in Nord und Süd, in Ost
und West! —
O, laß, Geschick, uns bald erfleh'n den Segen aus dem
Humboldtfest!

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von **Levin Schücking**.

(Fortsetzung.)

11.

Wenn Wilderich und Benedicte eine so lange Zeit behalten, um sich über ihre Lage auszusprechen, so hatte dies seinen Grund in einem Zögern Duvignet's, zum Aeußersten zu schreiten, in den Gedanken, von denen der General erfaßt und bewegt wurde, nachdem er vorhin das Zimmer des Schultheißen verlassen hatte.

Er hatte ein Document in der Hand, auf das hin er den unglücklichen Mann vor ein Kriegsgericht stellen und nach vierundzwanzig Stunden erschießen lassen konnte.

Die Proclamationen Jourdan's, die eine solche Strafe auf Verbindungen mit der feindlichen Armee setzten, berechtigten ihn vollständig, ja verpflichteten ihn dazu.

Auch ohne dies wäre er berechtigt dazu gewesen, als oberster commandirender Officier in einer Stadt in Feindesland, in welcher der Belagerungszustand verkündet war. Sein Oberfeldherr hatte ihm, dem energischen und zudem in Frankfurt durch seinen früheren Aufenthalt so wohl bekannten Mann, die Hut der Stadt übergeben, in der Voraussetzung, daß er schonungslos und unerbittlich die Maßregeln durchsetzen würde, welche nothwendig seien, um diesen Punkt möglichst lange dem rückziehenden Heere zu erhalten. Der General konnte nach der Schärfe des Rechts verfahren. — Er konnte Marcelline zur Wittwe machen! Er konnte den Streit zwischen ihr und ihm mit einem Streiche zerhauen, mit einem Worte enden.

Dieser Gedanke bestürmte ihn, während er die Treppe aus dem Stockwerk des Schultheißen niederstieg — aber er bestürmte ihn auch zu sehr, um sofort seinen Willen und Entschluß bestimmt und entschieden feststehen zu lassen.

Duvignet war ein Sohn der Revolution, die der Freiheit Hekatomben von Menschenleben gebracht, die zu ihrer Vertheidigung den Boden, auf dem sie stand, nicht wie eine angegriffene Feste des Niederlandes unter Wasser und Meereswellen, sondern unter Blut gesetzt hatte. Er war Soldat und hatte den Tod in allen Gestalten gesehen; er kehrte von einem leichenbedeckten Schlachtfelde heim; der Tod war ein ihm vertrautes Ding, ein ihm gewöhnliches Ereigniß, eine alltägliche Lösung . . . er war nicht der Mann, der viel Wesens aus einem Menschenleben machte.

Und dennoch war er erschüttert; er fühlte seine Energie sich brechen bei dem Gedanken an diesen Tod, in den er einen Mann senden wollte, der zwischen ihm und seiner Leidenschaft stand! Er fühlte, daß es etwas Fürchterliches sei um eine solche That, daß jenseits derselben für ihn etwas Dunkles, zu Fürchtendes, Grauenhaftes liegen könne — die Reue, die Selbstverachtung.

Als er auf dem Vorplatze vor seinem Zimmer unten angekommen, trat er an die Treppe, welche nach unten in den Hausflur hinabführte. Er winkte dem Gensd'arm, der da unten Wache hielt, und als der Mann vor ihm stand, sagte er:

„Ist der Capitain Lesaillier da?"

„Er ist eben gekommen und unten im Zimmer der Adjutanten."

„Sagt ihm, er soll einige Leute nehmen und oben die Treppe damit besetzen . . . der Schultheiß und ein Mensch, der bei ihm ist, werden arretirt werden müssen . . . aber er soll da oben auf weitere Befehle von mir warten."

„Zu Befehl, Citoyen General!" versetzte der Gensd'arm und eilte dem Capitain Lesaillier seinen Auftrag auszurichten. Duvignet aber wandte sich und trat raschen Schrittes zurück in das Gemach Marcellinens, das er vorher verlassen hatte. Er fand sie in derselben Stellung in ihrem Sessel am Fenster, wie er sie verlassen — nur daß sie ihr Tuch an die Augen gedrückt hatte.

„Marcelline," sagte er, auf sie zuschreitend und mit bewegter Stimme . . . „das ändert Alles . . . da lies!"

Er reichte ihr den Brief des Erzherzogs; sie nahm ihn mit lässiger Hand, ohne aufzublicken.

„Was soll ich damit?"

„Lies!"

„Nun," fuhr sie apathisch fort, nachdem sie das Blatt überflogen . . . „was soll es? Es ist nichts, was mich just überrascht — ich sagte Dir, daß ich dem Erzherzog begegnet. Der Brief ist an Vollrath . . . gieb ihn ihm . . . ich denke viel an seine Benedicte jetzt!"

„Vollrath erhielt den Brief — er nahm ihn in meiner Gegenwart entgegen und das genügt, um ihn des Verraths zu überweisen . . . ich werde Vollrath darauf hin vor's Kriegsgericht stellen und erschießen lassen."

Marcelline fuhr erschrocken zusammen.

„Ah . . . Du . . . Du sagst . . . nein, ich kann nicht recht gehört haben . . . Du sagst . . .?"

„Ich könne ihn erschießen lassen, so sagt' ich, und so wird es geschehen . . ."

„Um Gotteswillen, das ist, das kann nicht möglich sein . . ."

„Laß mich ausreden . . . meine Pflicht gebietet mir, die Befehle, die ich erhielt, ausführen zu lassen, und zu diesen Befehlen gehört, unnachsichtlich jede Verbindung mit unseren Feinden zu ahnden . . . wir können, wir dürfen nicht anders handeln, von stärkeren Gegnern umgeben, in Feindesland uns unserer Haut wehrend, in einem Kriege, wo von Schonung keine Rede ist und die Bauerncanaille sogar sich wie eine blutdürstige Bestie auf uns gestürzt hat . . ."

„Du sprichst dies Alles nicht, um mich wirklich glauben zu machen, daß Du ein solcher Unmensch, ein so verabscheuenswürdiger Schurke sein würdest . . .“

„Ruhig, ruhig, Marcelline — zornige Worte bringen uns nicht weiter — höre mich an. Ich werde das Leben Deines Gatten schonen, ich werde diesen Brief dann zerreißen, wenn Du es willst . . . dagegen wird Dein Gatte einwilligen, Dir all das Deine herauszugeben, Dich friedlich ziehen und mir folgen zu lassen! Geh' zu ihm und stelle ihm die Bedingung . . .“

„Um Gott, ich soll zu ihm gehn, ich soll ihm in's Gesicht mein Verbrechen bekennen . . . ich soll seine Einwilligung in einen schmachvollen Handel verlangen . . .“

„Wenn Du mich liebtest, wie Du so oft geschworen, würde ich diese hochtönenden Worte nicht zu hören brauchen,“ rief Duvignot, zornig mit dem Fuße stampfend, aus — „nimm die Dinge einfach, wie sie liegen! Blicke der Nothwendigkeit mit mehr Ruhe und Vernunft in's Gesicht, laß die Worte und handle . . . Du stehst vor einem Entweder=Oder . . . und kein Gott rettet Dich vor einer Entscheidung!“

„Daß kein Gott den rettet, der einmal in Deinen Händen, scheint in der That! Etienne, Du bist entsetzlich, es graut mich vor Dir!“

Er zuckte mit düsterem Stirnrunzeln die Achsel.

„Entscheide Dich und geh'!“ sagte er, sich an's Fenster stellend und seine Stirn an eine der Scheiben beugend.

„Aber glaubst Du denn, glaubst Du in der That,“ rief Marcelline, „daß Vollrath in einen solchen schmachvollen Vertrag einwilligt? Daß er mich gehen heißt, wenn ich ihm als Preis dafür jenen Brief dort biete?“

„Ich denke doch!“ stieß Duvignot zornig hervor.

„O, Du irrst . . . Du irrst gewaltig — der alte Mann wird nie in etwas einwilligen, was wider seine Ehre ist, nie . . . und er liebt mich . . . wahrhaft . . . mehr vielleicht als Du, der im Stande ist, mich so zu quälen . . . weißt Du, was seine Antwort sein wird?“

„Was wird sie sein?“ fragte Duvignot mit kaltem Hohn. „Er kann Dich nicht mit in's Grab nehmen, dieser Mann, der Dich mit so heißer Liebe liebt, wie Du sagst!“

„Nein, aber er kann über's Grab hinaus mich vor Unglück, vor dem Untergang behüten wollen. Er wird sagen: ich darf mir das Leben nicht erkaufen wollen mit dem sicheren Unglück Deines Lebens — willigte ich ein, so wärst Du ein verlorenes Geschöpf, Du würdest grenzenlos unglücklich werden an der Seite eines Mannes, der solche Mittel gebraucht, um Dich zu besitzen . . . Deine Zukunft, das ganze Elend Deiner Zukunft steht vor mir und — ich will Dir nicht das Thor öffnen zu dieser Zukunft . . . lieber geh' ich in den Tod, der mich nicht entehrt, wie es das Leben nach solch einem Handel thun würde!“

„Welchen Heroismus Du ihm zutraust, welche rührende Liebe zu Dir!“ erwiderte Duvignot verbissen und doch von Marcellinens Worten erschüttert. Aber dies Gefühl wurde nicht Herr über ihn. Die Leidenschaft, die ihm die Trennung von dem geliebten Weibe als etwas Unmögliches, etwas ganz Undenkbares erscheinen ließ, die Kränkung seiner Eigenliebe, die in ihrem Widerstande lag, das Stachelnde dieses Widerstandes selbst, alles das durchwühlte ihn und höhnisch rief er aus:

„Ihr Weiber seid Egoisten, Alle — Alle — Du denkst bei dem Allen nur an Deine Zukunft und die Sicherheit Deines Glücks darin . . .“

„Ihr Männer seid wohl nicht Egoisten? . . . Du bist es nicht in dieser Stunde?“

„Wenn Du es nicht bist, nun wohl, so geh', denk' zuerst an Deinen Mann und wie Du ihn rettest — denk' an ihn und nicht blos an Dein Schicksal, das Dir so entsetzlich scheint, wenn Du mir folgst, wenn Du mir es anvertraust!“

„Ich kann Vollrath nicht retten . . . er wird es nicht wollen . . . nur Du kannst es — gieb Deinen schrecklichen, schurkischen Vorsatz, Deinen teuflischen Willen auf . . .“

„Reize mich nicht mit solchen Worten — es ist genug, daß Du sagst: ‚Ich will nicht'! Wohl denn, so höre: Du bist es, die Deines Mannes Todesurtheil unterschreibt, und — nachher folgst Du mir dennoch . . .“

„Dem Mörder meines Mannes? Nimmermehr!“

Duvignot wandte sich und schaute eine Weile auf die furchtbar erregte, verzweifelnde Frau nieder.

Der Anblick schien ihn zu erweichen; er fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte halblaut: „Suchen wir Frieden, Marcelline; höre mich an. Ich dürste nicht nach dem Blut dieses armen alten Mannes — bei meiner Ehre nicht! Mag er leben! Aber auch wir wollen leben, zusammen leben, denn anders fasse ich das Leben nun einmal nicht! Laß uns darüber einig werden, einig noch in dieser Stunde, damit Alles abgethan sei, was neuen Streit zwischen uns entbrennen lassen könnte! Du fürchtest für das Glück Deiner Zukunft, für Dein Loos, wenn Du es mir anvertraust . . . das ist bitter, es ist demüthigend für mich. Liebtest Du mich, so wie ich Dich, so würde kein Raum für solche Bedenklichkeiten in Deinem Herzen sein; Du würdest in einer Zukunft, die uns die Freiheit gäbe, uns ganz anzugehören, nur das höchste Glück erblicken und vertrauend dem Manne folgen, von dem Du weißt, daß Du seine ganze Seele besitzest. Sei es drum — wenn ich Deine ganze Seele nicht besitze, wie Du die meine, so giebt es ein Wesen wenigstens, was sie besitzt, und dieses Wesen wird die Macht haben, Dich zu dem zu bestimmen, was Du mir abschlägst . . .“

„Was willst Du sagen?“ rief Marcelline aus.

„Ich sagte Dir vorhin, daß ich die Macht habe, Dich zu zwingen, mir zu folgen. Ich drückte mich verkehrt aus. Nicht in meiner Hand liegt diese Macht — es ist ein anderes Wesen, das . . .“

„Wen . . . o mein Gott, wen kannst Du meinen? . . .“

„Brauche ich es Dir zu sagen? ich meine Leopold!“

„Leopold!“ fuhr Frau Marcelline empor, sich strack aufrichtend und die Hand nach Duvignot ausstreckend, . . . „Leopold . . . was ist mit meinem Kinde . . . was weißt Du von meinem Kinde . . . rede, rede, was ist mit ihm . . . wo ist es?“

„Es ist in Frankreich!“

„In Frankreich? In Deinem Lande?“

„In meinem Lande, in meiner Heimath, in der Bretagne, wohlgehütet, wohl aufbewahrt!“

„In Deinem Lande . . . und da ist Leopold . . . und das sagst Du mir erst heute . . . erst jetzt . . . o Du belügst mich, Du entsetzlicher Mensch!“

„Ich spreche die Wahrheit!“

„Es kann nicht wahr sein . . . es kann nicht sein . . . wie könnte Benedicte, nachdem sie das Kind entführt, es nach Frankreich, in Deine Gewalt gebracht haben?“

„Behaupte ich das? Aber könnten meine Nachforschungen nach dem geraubten Knaben nicht rastloser und glücklicher gewesen sein als die Deinen? Könnte es mir nicht gelungen sein, ihn aufzufinden, ihn, meinen Sohn, mein Eigen, das nach allen Gesetzen der Natur mir gehörte, in meiner Heimath in Sicherheit zu bringen und mir als einen theuern Schatz, als mein Liebstes da zu bergen?“

„Das . . . das sollte die Wahrheit sein, das behauptest Du?“

„Ich behaupte es, ich schwöre es Dir, daß das Kind in meinen Händen ist. Giebt es einen Schwur, der Dich überzeugt, so nenne ihn mir, ich will ihn leisten. Bei meiner Ehre? Das genügt Euch Weibern nicht, Ihr wißt nicht, was einem Manne seine Ehre ist . . . bei der Asche meiner Mutter — ist Dir das genug?“

„Aber wie war es Dir möglich . . .“

„Ich habe das Kind Grand de Bateillère anvertraut; ich habe es ihm auf die Seele gebunden, er hat es in die Nachbarschaft von Rennes gefahrt, zu einer seiner Tanten, die auf dem Lande lebt. Ich hörte lange nichts von ihm . . . aber sein letzter Brief sagte mir, daß das Kind wohl sei.“

„Und mir, mir verschwiegst Du das?“

„Ich verschwieg es Dir — vielleicht in der Voraussicht einer Stunde, wie diese für uns ist . . . einer Stunde, wo ich die Demüthigung erlebe, zu sehen, daß meine Bitte: verlaß mich nicht und folge mir, machtlos an Dir abgleitet, wo ich Dir sagen muß: Folge mir denn zu Deinem Kinde, Du wirst sonst Dein Kind nie wieder sehen.“

„Hatte ich Recht,“ fuhr, als Marcelline nicht antwortete, Duvignot mit Bitterkeit fort, „hatte ich Recht, als ich Dir sagte: ich könne Dich zwingen?“

Marcelline stand wie erstarrt, wie versteinert. Sie war todtenbleich geworden. Nur in ihren unheimlich vergrößerten Augen, die auf ihm ruhten, schien noch Leben zu sein. Sie blickte

sie ihn an, daß ihm unheimlich zu Muthe wurde . . . daß er die Brauen zusammenzog und gebieterisch sagte: „Nun, so rede doch endlich!"

„Du hattest nicht Recht!" stieß sie kaum hörbar hervor. „Nein, bei Gottes rächendem Strafgericht nicht! Du der Verbündete dieser Benedicte, um mir den größten Schmerz meines Lebens zu bereiten!"

„Das war ich nicht — ich war nicht ihr Verbündeter . . ."

„Und wenn auch, Du konntest meine Angst, meine Qual sehen . . . und doch sagen, Du liebtest mich! O unerhört . . . unerhört . . . unerhört!"

Sie sank in ihren Sessel zurück, sie schlug ihre Hände vor's Gesicht und brach in bittres Schluchzen aus.

„Gieb mir mein Kind," rief sie aus, „gieb mir mein Kind zurück . . . und dann, dann laß mich nie, nie wieder den Vater dieses Kindes sehen!"

„Marcelline!"

„Ich will mein Kind von Dir . . . nichts . . . nichts als das . . . gieb mir mein Kind zurück!"

„So fasse Dich doch . . . Du wirst mit mir kommen, wir werden zusammen es wiedersehen . . ."

„Mit Dir? Nie, nie — aber ich werde es mir holen . . ich werde es zu finden, zu finden wissen . . . ich werde barfuß gehen und mich von Thür zu Thür betteln, wenn es sein muß, um mein Kind wieder zu erlangen . . . ich werde seinetwegen Alles, Alles opfern, ich werde meinen Ruf mit Füßen treten lassen, ich werde Alles thun, was ein Weib thun kann — nur das Eine nicht, Dir Menschen ohne eine Seele und ohne ein Herz im Leibe zu folgen . . . bei Gott, dies scheidet uns auf ewig!"

„Marcelline!" rief Duvignot leidenschaftlich aus, „mach' mich nicht rasend, nicht toll — — dies ist nicht Dein letztes Wort, oder . . ."

„Es ist mein letztes . . . unwiderruflich!"

„Wenn ich Dir Alles auseinandersetzen könnte, was mich bestimmte, was mich zwang . . ."

„Was bedarf es dessen? Du sahst meinen Schmerz, meinen furchtbaren Schmerz und — schwiegst! Es ist genug, übergenug. Sprich mir kein Wort mehr, geh', räche Dich, thue, was Du magst und kannst, tödte, erschieße, bade Dich in Blut, mich beugst Du nicht mehr! —"

„Zorniges, unvernünftiges, eigensinniges Weib!" brauste jetzt Duvignot auf, „füge Dich in meinen Willen oder . . ."

„Niemals — Du kannst mich zerbrechen, aber nicht beugen!"

„Nun dann im Namen der Hölle!" schrie Duvignot, „gebrochen sollst Du werden! Es ist Dein Trotz, der mich zwingt zu handeln!"

Er stürzte, den auf den Boden gefallenen Brief des Erzherzogs an sich reißend, davon und draußen einige Stufen der Treppe zum oberen Stock hinauf, bis ihm auf seinen Ruf der Capitain Lesaillier entgegen eilte.

„Der Schultheiß wird auf die Hauptwache abgeführt," befahl er diesem. „Dann bemächtigen Sie sich des Menschen in der Chasseur-Uniform; Beide werden strenge bewacht!"

12.

Wir sahen, wie die Befehle des Generals sofort ausgeführt worden waren. Der Capitain Lesaillier hatte zuerst den Schultheißen Vollrath abführen lassen. Dann hatte er sich der Person Wilderich's bemächtigt. Dieser folgte jetzt den Soldaten; der Capitain schritt hinter ihm drein. In seiner furchtbaren Erregung, in seiner Erbitterung war es Wilderich schwer, die Besinnung zu bewahren, und doch hatte er alle seine Fassung nöthig, um den Gedanken, der wie ein Licht in seine Seele gefallen, festzuhalten — den Gedanken, der ihm in all' dieser unsäglichen Aufregung nicht früher gekommen, der jetzt wie ein Blitzstrahl ihn bei Benedictens letzter Antwort durchzuckt hatte — und an dessen Ende die Rettung, sichere Rettung lag!

„Capitain," sagte er deshalb, sich, die Treppe hinabschreitend, zu Lesaillier umwendend, „Capitain, wenn Sie Ihrem General einen großen Dienst leisten wollen, so verstatten Sie mir, daß ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen rede!"

„Sie werden vor dem Kriegsgericht reden können . . . morgen!" antwortete der Capitain.

„Nein," versetzte Wilderich, „des Generals Privat-Angelegenheiten und die der Dame dieses Hauses gehören nicht vor das Kriegsgericht."

„Pst!" rief Lesaillier aus, „und davon wollen Sie mit mir reden?"

Er maß ihn mit einem verächtlichen Blick von oben bis unten.

„So ist es . . . ich bitte Sie dringend darum . . . wenn Sie mich anhören, werden Sie Ihrem Vorgesetzten den größten Dienst leisten, den ihm ein Sterblicher in diesem Augenblick leisten kann!"

„Merkwürdig! Und was liegt Ihnen daran, ob ihm ein Dienst geleistet werde oder nicht? Ihnen . . . in Ihrer Lage?"

„An Ihrem General liegt mir nichts . . . aber an einer anderen Person, für die ich nicht handeln kann, ohne auch Ihrem General zu nützen."

„Nun, so treten Sie," sagte Lesaillier zögernd, doch betroffen von dem Ernst, womit Wilderich sprach, „treten Sie dort ein."

Sie waren unten auf dem Flur angekommen und Lesaillier deutete auf die Thür, die links von der Hausthür in einen Raum führte.

Wilderich trat ein, Lesaillier folgte ihm, während auf seinen Wink die Soldaten vor der Thür blieben.

„Also — was wollen Sie?" fragte der Capitain herrisch und wie über seine eigene Nachgiebigkeit verdrossen, „reden Sie!"

Es standen im Hintergrund des Zimmers ein paar Officiere und einige Leute in Civil zusammen; Wilderich trat also in die erste Fensternische, wo er ungehört sprechen konnte.

„Was ich will," sagte er, ist die Freiheit auf dreißig bis sechsunddreißig Stunden, gegen mein Ehrenwort, daß ich nach Verlauf dieser Zeit mich wieder zur Haft stellen werde."

„Ah!" rief der Capitain, halb verwundert, halb spöttisch aus.

„Und Sie werden mir die Freiheit geben," fuhr Wilderich fort, „wenn . . ."

„Wenn ich gesehen habe, daß Sie ein Narr sind, der unzurechnungsfähig ist und den man deshalb laufen läßt, wollen Sie sagen!"

„Nicht doch, Sie werden mir die Freiheit für so kurze Zeit geben, wenn ich Ihnen einen Preis dafür biete, den Sie nicht ausschlagen werden."

„Und dieser Preis wäre?" sagte achselzuckend der Capitain.

„Es ist die ganze geheime Correspondenz der Frau des Schultheißen mit Ihrem General."

„Teufel . . . die hätten Sie?"

„Sie ist in meine Hände gefallen . . . mit dem im Spessart aufgehobenen Fourgon des Generals."

„So werde ich sie Ihnen einfach abnehmen lassen . . ."

„Das können Sie nicht, denn ich trage sie nicht bei mir."

„Wo ist sie?"

„Sie werden das erfahren nach meiner Freilassung."

„Ich soll Sie freilassen auf Ihr bloßes Wort hin, daß Sie diese Briefe besitzen, an deren Wiedererlangung allerdings dem General gelegen sein dürfte . . ."

„Sie werden das," fiel Wilderich ein, „diese Briefe werden sonst veröffentlicht werden und die Welt wird erfahren, daß die Verfolgung des Schultheißen Vollrath durch den General eine Handlung der allerniedrigsten und verächtlichsten Privatleidenschaft war . . . wenn sich der General daraus am Ende nichts machen sollte, so wird die Frau, um deren Ruf es sich handelt, desto mehr Werth darauf legen, nicht so bloßgestellt zu werden!"

Der Capitain sah Wilderich eine Weile nachdenklich an.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich, daß geschehe?" sagte er dann. „Sie können doch unmöglich begehren, daß man Sie so ohne Weiteres und auf das gütige Versprechen hin, daß Sie jene Briefe ausliefern wollen, laufen lasse?"

Wilderich unterbrach ihn, indem er zu dem Tische im Hintergrunde des Raumes, auf welchem sich Schreibmaterialien befanden, schritt und ein Blatt nahm, um hastig einige Worte darauf zu schreiben.

„Was schreiben Sie da?"

Wilderich gab das Blatt an den Capitain. Dieser las die Worte:

„Geben Sie die Briefe, welche ich Ihnen anvertraute, an den Ueberbringer dieser Zeilen. Wilderich Buchrodt."

Digitized by Google

Erzherzog Johanns Begräbnißcapelle auf Burg Schönna bei Meran.
Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Petzl in München.

„Nun?“ fragte der Capitain, „an wen ist dieser Zettel gerichtet?“

„Geben Sie mir die Freiheit . . . dann gebe ich Ihnen die Adresse! Mein Ehrenwort darauf . . . gegen Ihr Ehrenwort!“

„Gut denn,“ versetzte Lesaillier, „ich will zum General gehen und ihn entscheiden lassen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Völlig! Aber eilen Sie!“

Der Capitain ging. Nach wenigen Minuten kam er zurück. Auf die Schwelle des Zimmers tretend, winkte er Wilderich zu sich. Dieser trat auf ihn zu.

„Kommen Sie,“ sagte Lesaillier, „die Adresse . . . dann können Sie gehn, wohin Sie wollen!“

„Ihr Ehrenwort, daß mich Niemand hindern wird?“

Lesaillier wandte sich durch die offene Thür zum Flur zurück und sagte laut zu den zwei Soldaten, welche als Posten sich davor aufgestellt hatten:

„Ihr könnt gehen, Leute, der Mann hier ist frei.“

„Also . . . die Adresse!“ wandte er sich dann an Wilderich zurück.

„Uebergeben Sie den Zettel an Fräulein Benedicte Vollrath!“ antwortete Wilderich.

„Die Briefe sind in ihren Händen?“

„So ist es, Herr Capitain . . . und nun auf Wiedersehen!“

Wilderich grüßte leicht und schritt davon. Der Capitain eilte mit seinem Zettel zum General hinauf, den er umdrängt von Menschen und Geschäften oben in seinem Zimmer und wie einen zornigen Löwen dazwischen auf- und abrennend fand.

13.

Eine Viertelstunde später hatte Wilderich mit Hülfe des ehrlichen Sachsenhäusers seinen Braunen aus dem Stalle im „Grauen Falken“ gezogen und saß im Sattel, um heimwärts in seinen Spessart zu reiten. Hatte der arme Klepper bei dem Herritt sich scharf zusammennehmen müssen, so war es jetzt, bei der Rückkehr zehn Mal ärger. Die Wege waren durch den Marsch so vieler Truppencolonnen, Geschütze, Proviant- und Munitionswagen, und was Alles mit einer Armee sich dahinwälzt, in einen fürchterlichen Zustand gerathen. Nur gut, daß die Straße von diesen Zügen selbst freier war, als am gestrigen Tage und am Morgen — der weitaus größere Theil dessen, was von der Sambre- und Maas-Armee durch den Spessart gezogen, war rechtsab in die Wetterau marschirt oder hatte seinen nächsten Bestimmungsort, Frankfurt, erreicht . . . nur noch die Marodeurs und Nachzügler begegneten Wilderich, der in gestrecktem Trab, ohne sich viel um sie zu kümmern, meist mitten durch ihre Haufen hindurchsprengte. So erreichte er Hanau am tiefen Abend; er ließ dem Pferde in Wein getränktes Brod geben und es trug ihn weiter, unermüdlich, bis in die tiefe Nacht hinein, bis nach Aschaffenburg. Hier aber drohte es zusammenzubrechen. Wilderich mußte sich entschließen, abzusteigen und es über holpriges Pflaster am Zügel durch ein paar Straßen zu führen, bis er ein Wirthshaus entdeckte, vor dessen noch geöffnetem Einfahrtsthor eine Laterne brannte. Da fand es Stall, Streu und Rast. . . . Wilderich aber fühlte, daß an Rast und Ruhe für ihn nicht zu denken sei; er ging, nachdem er gesehen, wie sein Thier von einem verschlafenen Hausknecht versorgt worden, in das große gewölbte Gastzimmer neben dem Eingangsflur des Hauses.

Es war still und menschenleer, das weite Gastzimmer zum „Goldenen Faß“ in der Schmiedstraße zu Aschaffenburg. Auf der Bank am Kachelofen lag ein halbwüchsiger Junge, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, den Kopf auf die Brust gesenkt; er war nach des Tages Last und Mühen selig entschlafen. Nur ein verspäteter Gast war noch da — ein starker Mann mit einem dreieckigen Hut auf dem vollen, runden und stark blatternarbigen Gesichte, in dem die kleinen Augen fast ganz verschwanden, saß am Ende des langen Raumes, die beiden Ellenbogen auf den Tisch vor ihm stemmend und nachdenklich in sein halbgeleertes Bierglas blickend.

Er erhob den Kopf, als Wilderich eintrat, schob den dreieckigen Hut leise mehr auf den Hinterkopf zurück, als ob er so besser den Fremdling beobachten könne, und folgte ihm mit seinen blinzelnden Blicken, während dieser den schlafenden Burschen aufrüttelte und ihm aufrug, Wein und Brod zu holen.

Wilderich setzte sich dann in einiger Entfernung von dem andern Gaste an den Tisch.

Dieser nickte ihm freundlich zu.

„Nix deutsch?“ sagte er lächelnd.

„Ich spreche deutsch!“ antwortete Wilderich.

„Sieh, sieh,“ fuhr der Mann, indem er aufstand, sein Glas nahm und sich in Wilderich's Nähe setzte, fort, „dacht' mir's gleich, trotz Eurer grünrothen Jacke . . . Chasseurs nennt Ihr Euch, denk' ich? na, ja, dacht' mir's gleich, Ihr wäret Keiner von den Echten, sondern Einer von denen aus dem Elsaß, oder von denen vom Rhein drüben, die so mitlaufen . . . 's sind ihrer wenig drunter so stattliche Leute, wie Ihr . . . also Ihr sprecht deutsch . . . da können wir ein wenig discuriren zusammen . . . es ist gar langweilig, wenn man so allein Nachts bei dem kalten Bier sitzt.“ . . .

„Und weshalb sitzt Ihr so spät allein hier?“ fragte Wilderich den geselligen Mann.

„Na ja, seht,“ versetzte dieser, „was soll man zu Bett gehen, wenn man weiß, man findet doch keine Ruhe nicht? Es ist von wegen des Geblüts, müßt Ihr wissen . . . von wegen des Geblüts! Wenn ich mich leg', so ist's just, als ob ich einen Tobel da hätte . . . hier und hier“ — der Mann deutete erst auf seine rechte und dann auf seine linke Schläfe — „just wie ein Tobel, sag' ich Euch, wie ein kleiner Mühlenkolk, wenn die Räder am Drehen sind!“

„So müßt Ihr kein Bier trinken, sondern zur Ader lassen . . .“

„Ist schon wahr,“ versetzte der Mann gutmüthig lächelnd, „bin auch nicht faul mit dem Aderlassen . . . werden schon sehen, werden schon sehen . . . es ist viel zur Ader gelassen worden im Spessart in diesen Tagen . . . gar wüst und bös . . . es war eine wüste Geschichte . . . bin auf und davon gelaufen vor der wüsten Wirthschaft . . . konnt's nicht mehr ansehen . . . das sakrische Bauerpack . . . ist doch eine gräuliche Sach', wenn so der plumpe Bauer losbricht!“

„So habt Ihr nicht geholfen, mit den Anderen drauf zu schlagen?“

„Ich? Der Gaisbesstoffel? Was denkt Ihr? Ich? Mich graust's. Auf Euch Franzosen losschlagen? Das mögen die Kaiserlichen thun; denen ihre Sache ist's! Das sind Soldaten. Und die Franzosen sind auch Soldaten . . . mögen sie's mit einander ausmachen — was geht's einen friedfertigen Bauersmann an?“

„Aber es ist doch arg gehaust worden von der französischen Armee im Frankenland!“

„Arg gehaust . . . nun ja . . . ein wenig arg schon ist's hergegangen . . . geplündert und gebrannt, geraubt und geschändet . . . wie's so im Kriege hergeht . . . die Kirchen beraubt und die Pfarrer gezwickt . . . dem in Streitendorf, dem Pfarrer Rüt ist's am schlimmsten ergangen . . . Ihr wißt wohl nicht davon? Sie haben ihn geplündert, mißhandelt, ihm mit einem Grabscheit in den Hals gehauen, ein Stück von der Nase abgeschlagen und ihn in den in Flammen stehenden Widum gestoßen; da hat der arme Teufel gemeint, im Keller kann er sich vor dem Feuer retten; und da hat man ihn denn am andern Tage gefunden — ganz ausgebraten! Ihr seid wohl nicht dabei gewesen?“

„Nein,“ sagte Wilderich trocken.

„Es ist eben der Krieg,“ fuhr der Mann mit seinem stereotypen gutmüthigen Lächeln fort, „und das muß man so hinnehmen, wie's Gottes Wille ist . . . was geht's einen armen Bauersmann an? . . . Ich habe gesehen, wie sie drei französische Officiere, die sie gefangen hatten, nackt auszogen und an drei Bäume hingen; im Wald, nahe beim Bessenbacher Schlosse war's . . . ihre Kleider verbrannten sie — das Satanspack von Bauern.“ . . .

Der Mann hatte, während er so mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck von Harmlosigkeit diese Gräuelgeschichten vorbrachte, eine Bewegung mit dem rechten Arme unter dem Tische gemacht, die Wilderich nicht entging. Es war, als ob er aus der Seitentasche seines Beinkleides etwas hervorgezogen und damit unter die Tischplatte gedrückt . . . Wilderich glaubte die Bewegung zu verstehen . . . sie schien ihm in verdächtiger Verbindung mit einer Landesfitte zu stehen, die weniger harmlos war, als des seltsamen Gastes gutmüthiges Lächeln dabei. Wilderich zog nach einer Weile, während der er seinen späten Gesellschafter nicht aus dem Auge verloren, einen Schlüssel aus seiner Tasche hervor, spielte damit und ließ ihn wie achtlos zu Boden fallen und bückte sich dann, um ihn aufzuheben.

Er sah dabei ein großes breites Messer zwischen den Knieen des Andern mit der Spitze in die untere Seite der Tischplatte

Digitized by Google

getroffen — der Mann konnte es mit einem Griff darnach fest gefaßt haben. Wilderich zog es heraus und betrachtete es; dann legte er es ruhig vor seinen Gesellschafter auf den Tisch.

„Ich führt da eine stramme Klinge!“ sagte er, ihn fest ansehend.

„Mein Gott, ja — ohne die wag' ich mich schon gar nicht mehr hinaus,“ sagte der Mann, „man wird so schreckhaft in solchen Zeiten . . . man denkt immer, es könnt' Einem was zustoßen . . . und wenn man dann so gar nichts hat, sich zu vertheidiren . . . gegen Marodeurs und böse Menschen, die sich einen Spaß daraus machen, Einem das Lebenslicht auszublasen . . . dann . . .“

„Ihr haltet mich auch wohl für einen Marodeur?“ fragte Wilderich.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Gott behüte!“ sagte er. „Die Eurigen, auch die Marodeurs, sind längst alle zum Spessart hinaus . . . die Oesterreicher sind da nun schon nachgerückt; Ihr seht mir eher aus, wie Einer, der mit einer Botschaft, einem Brief oder dergleichen abgeschickt ist — vielleicht von denen, die rechts ab in die Wetterau marschiren, an die in Hanau oder Frankfurt drüben? Ihr dient bei den leichten Reitern . . . das muß solche Botendienste thun.“

Wilderich hatte die Erfrischungen, die ihm der verschlafene Bursche gebracht, zu sich genommen und stand jetzt auf. Der gutmüthige Mann mit dem dreieckigen Hut auf dem Hinterkopf und den lächelnden Schweinsaugen machte ihm einen Eindruck, der ihn von der Fortsetzung des Gesprächs abhielt. Er fand sich nicht veranlaßt, den Irrthum desselben, der ihn wegen seiner Uniform für einen Franzosen hielt, aufzuklären, und wandelte schweigend in der Gaststube auf und ab.

Der „Gaisbeißteufel“ folgte ihm dabei mit den Augen, ohne einen Versuch zu machen, das Gespräch wieder aufzunehmen. Er trank in raschen kleinen Schlucken ein Glas Bier nach dem andern. Sein großes Messer hatte er still wieder eingesteckt.

Endlich ertrug Wilderich die erzwungene Rast nicht mehr. Er hatte es von den Thürmen der Stadt schlagen hören — eine Viertelstunde nach der andern . . . anderthalb Stunden waren vergangen . . . er vermochte es nicht über sich, seinem Pferde eine längere Ruhe zu gönnen, und ging, um im Stalle nach dem Thiere zu sehen. Es hatte zum guten Glück, nachdem es von der ersten Ermüdung verschnauft, sich gierig über sein Futter hergemacht; Wilderich ließ ihm nachschütten, wartete im Stalle noch eine Viertelstunde, bis es seinen Hafer verzehrt hatte und getränkt worden, und ließ es dann herausziehen.

Es war zwei Uhr Morgens, als er aus dem Wirthshause fortritt. An den erleuchteten Fenstern der Gaststube vorüberreitend sah er, daß diese jetzt auch vom „Gaisbeißteufel“ verlassen war . . . der Bursche löschte drinnen eben die Lichter aus.

Wilderich ritt dem Sandthore zu durch die schweigenden Gassen, die vor Kurzem noch Zeugen so wüsten Tumults gewesen, denn am Tage vorher war bereits eine österreichische Truppe mit einem starken Haufen Spessartbauern hinter den fliehenden Franzosen in fortwährendem Fechten, Schießen und Verfolgen in die Stadt eingebrochen — die Franzosen waren weiter geflohen, die Oesterreicher und die Bauern ihnen nach, rechtsab nach Gelnhausen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fürstengrab in Volkes Hut.

Mit Abbildung.

„Hans, es wär' g'scheidter, Du wärst Kaiser, mit Deinem Bruder ist's nichts.“ — So hat freilich nur ein einzelner Mann gesprochen, und man weiß nicht einmal, in welchem der österreichischen Alpenländer diese Rede gethan worden ist; sie hat aber den besondern Werth, daß Jeder sie für die seine anerkannte, ob er auf gut Steirisch seinen „Herzog Hannes“ leben ließ, oder „unsern Hansel“ im treuen Tirol.

Erzherzog Johann von Oesterreich behauptete in der vormärzlichen Zeit den Ruf wahrster Volksthümlichkeit, und zwar nicht blos in den Alpen, nicht blos im Kaiserstaate, sondern in ganz Deutschland. Die Stimmen, welche ihm einen Theil der Schuld aufgewälzt hatten, daß im Jahre Neun das durch ihn zum Aufstand aufgestachelte Tirol beim Friedensschluß völlig aufgegeben und die Führer schutzlos verlassen wurden, — diese Stimmen waren allmählich verstummt: man war zu der Einsicht gekommen, daß Johann wie sein Bruder Karl immer nur in Zeiten höchster Staatsgefahr vom Hofe gerufen wurden, daß man sie aber bei Seite schob, sobald sie nur irgend entbehrlich schienen. Man setzte offenbar die Popularität Johann's gern möglichster Abnutzung aus, indem man ihn nie in die Lage versetzte, Verheißungen, die er auf Betrieb der Regierung hatte ankündigen müssen, nachher auch in Erfüllung zu bringen.

Für das einfache Volksverständniß war es schwer zu fassen, daß Kaiser Franz seine jüngeren Brüder so unwürdig behandeln lassen könne; es mußten viele Jahre bitterer Erfahrung vorüber gehen, um hinter der scheinbaren, nur im Dialect der Umgangssprache bestehenden Gemüthlichkeit dieses Kaisers das Muster despotischer Selbstvergötterung zu erkennen, in dessen Kopf „populär“ und „revolutionär“ ein Begriff, und dem ein Metternich ein Mann ganz nach dem Herzen war. Wie recht hatte das Volksgefühl mit seinem Wunsch: „Hans, es wär' g'scheidter, Du wärst Kaiser!“ —

Auch wer im Zorn des Jahres Neun es nicht glaubte, daß der Johann heiße Thränen vergossen, „als die blutigen Jacken der armen Tiroler Buben und Mannen den Inn hinab in die Donau schwammen“ —, wer dem Johann den Handschlag von 1805 mit dem Gruß: „Auf Wiedersehen in besserer Zeit!“ nicht vergaß, den er dem Sandwirth Hofer beim Abschied von Innsbruck gab, als dieses eine bairische Hauptstadt werden sollte, — weil der Erzherzog selbst mit gebundenen Händen die gebundenen Hände Hofer's nicht befreite, als dieser über das Wintereis von 1810 nach Mantua zum Tode geführt wurde; — wer das Joppen- und Stutzertragen des Prinzen für eine Komödianterei hielt, um mit dem Volke beliebig zu spielen: — der war curirt von all' diesem Verdacht, als Franz und Metternich es angezeigt fanden, den Erzherzog ihre Macht und ihren Haß spüren zu lassen.

Eine öffentliche Strafe für seine Popularität erhielt Johann schon in dem großen deutschen Erhebungsjahr 1813. Als im ganzen deutschen Norden das Volk sich erhob, wollte Johann auch den Süden in gleicher Weise und namentlich in den Alpen erweckt wissen. „Volk!“ und „Deutsch!“ — die Frechheit, Beides im kaiserlichen Staate zu einer officiellen Bedeutung erheben zu wollen, büßte er schwer und noch schwerer die patriotischen Männer, welche gegen Napoleon den Volkskrieg in den Alpen leiten wollten. Sie Alle wurden des hochverrätherischen Plans angeklagt, für Johann auf Kosten des Kaiserstaats ein souveränes Königreich Rhätien errichten zu wollen. Da füllten sich viele Gefängnisse mit Unschuldigen, und Erzherzog Johann durfte für längere Zeit Tirol nicht wieder betreten. So ward „die deutsche Erhebung“ von Franz und Metternich in Oesterreich gefeiert! Die Verfolgungen von dieser Seite waren in jener Zeit allein schon geeignet, den Erzherzog zu einem volksbeliebten Manne zu machen, denn wen Metternich haßte, der konnte kein Feind des Volkes sein.

In der traurigen Zeit zwischen den berüchtigten Congressen von Neunzehn und dem Sturmjahr von Achtundvierzig gab es im Gebiet des deutschen Bundes nur drei populäre Fürsten: Karl August in Weimar, König Max in Baiern und Johann von Oesterreich. Von diesen hatte Johann für seine Volksthümlichkeit den schwersten Stand unter Seinesgleichen und vor Allem am Kaiserhof, in dessen Schutzwall von Exclusivität er bekanntlich drei große Löcher stieß: das erste, als er gegen alle fürstliche Regel eine schöne Bürgerliche nicht zu seiner Maitresse, sondern zu seiner Frau machte; — das zweite, als er bei den Septemberfesten von 1842 mit dem Preußenkönig am Rhein in die alte Demagogie verfiel, den Spruch anzubringen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland!“ — das dritte, als er seine kaiserliche Abstammung soweit vergaß, bei einer Jahresversammlung der deutschen Land- und Forstwirthe den leibhaftigen Präsidenten abzugeben.

Johann's Gemahlin hat die Wiener Kaiserburg unter Franz

und Metternich nicht betreten dürfen. Desto höher stand der Mann angeschrieben beim gesammten deutschen Volk. Es lag daher nahe, daß das deutsche Parlament von 1848, als man sich weder für die Republik noch für das Kaiserthum entscheiden konnte, in der Reichsverweserschaft des volksthümlichen Johann die beste Auskunft zu finden glaubte. Dieser Schritt führte zur Täuschung, und zwar zu gegenseitiger. Johann kam gewiß mit dem redlichen Willen, Völkern und Fürsten zu Einigkeit, Recht und Frieden zu verhelfen. Begrüßungsworte, wie die seinen in Frankfurt: „Wenn das Vaterland ruft, so ist es Pflicht, seine letzte Kraft, seine letzten Jahre demselben zu weihen. Da habt Ihr mich, ich gehöre zu Euch!" — solche Worte sind keine gemachte Kammerrede, sondern strömen aus dem Herzen. Aber welche Rolle hatte man ihm übergeben! Ohnmächtiger als die letzten deutschen Kaiser stand er den Fürsten ohne Armee, den Völkern ohne Geld, dem Ausland ohne Autorität gegenüber, vor sich einen Reichstag voll endlosen Parteigezänks, hinter sich fahnenweihende Bürgerwehren und ringsum die auf die sichtlich nahende neue Volksohnmacht lauernden Throne. Wenn in dem greisen Mann mitten in diesem Wirrwarr der Fürst und der Oesterreicher über den bloßen und entblößten deutschen Patrioten die Oberhand gewann, so soll wegen der natürlichen Wandelung rein menschlichen Gefühls Niemand Steine auf ihn werfen. Es war sein Loos, stets politisch mißbraucht und abgenutzt zu werden, und mit dem Schmerz über diese letzte bittere Erfahrung ging er von der Bühne, um bei seinen Alpenvölkern, in Steiermark und Tirol, den letzten Trost und die letzte Ruhe zu finden.

Ein Tiroler Schriftsteller, der ihm näher stand, theilt uns darüber das Folgende mit: Ein eigenthümlich romantischer Zauber verklärte den „Hansel", wie der Bauer den Erzherzog meist nannte, in den Augen des Tiroler Volkes. Dieses zeigte sich am mächtigsten, als der Erzherzog wieder zum ersten Mal das Land betrat, denn allüberall ward ihm der treuherzigste und festlichste Empfang bereitet. Ohne officielle Weisung krachten die Böller und spielten die Musikbanden und zogen die festlich geschmückten Schützen mit flatternden Fahnen ihm entgegen. Das schönste Fest spielte aber in Meran, als der Prinz 1845 mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne das Burggrafenamt besuchte, um Besitz vom jüngst angekauften Schlosse Schönna zu ergreifen. Die schönsten, glänzendsten Tage der alten Landeshauptstadt schienen wiedergekommen zu sein. Seitdem besuchte der Erzherzog oft Tirol und hielt auf seiner Burg Schönna, die er neu herstellen ließ, bescheidenen Hof. Nicht vornehme Herren bildeten dann seine Umgebung, sondern alte Bauern, die Anno Neun mitgefochten hatten, wurden zur Tafelrunde berufen. In der Mitte dieser biedern Landleute fühlte sich der Prinz am wohlsten, und bei Tisch, wo auch Tiroler Landesgerichte, z. B. Nudelsuppe mit Würsten, Speckknödel mit Ragout, eine Hauptrolle spielten, wurde von alter Zeit und der Gegenwart, vom Schützenwesen und von der Hebung des Feldbaues in schlichter Weise gesprochen. Dieses patriarchalische Zusammenleben, dieses liebevolle Entgegenkommen gewann das Volk in unbeschreiblicher Weise. Einen glänzenden Beweis für diese Liebe des Volkes zum Prinzen gab das Pfingstfest 1851 zu Meran, an dem der Erzherzog sein „Hansmadelschießen" in freigebigster Weise gab. Es war ein Volksfest, wie es Meran nie gesehen hatte, ein Volksfest in der schönsten Bedeutung des Wortes. Der Prinz trug sich fortan mit weitgreifenden Plänen für seine Lieblingsburg Schönna. Sein reiches, auch für die Tiroler Geschichte so werthvolles Archiv sollte dahin übertragen, eine vollständige Bibliothek aller Tirol und die Tiroler Geschichte betreffenden Werke sollte errichtet, ein Tiroler Museum angelegt werden. Im September 1858 stieg der Erzherzog zum letzten Male über den Jaufen nach Passeier hinunter, um dem Kaiserschießen in Meran beizuwohnen und selbst ein Festschießen auf Schönna zu geben. Beides mußte wegen des in Monza plötzlich erfolgten Todes der Erzherzogin Margaretha unterbleiben, wie der projectirte großartige Schützenzug über den Jaufen. Der Prinz verlebte dafür mehrere stille gemüthliche Tage in der Mitte alter Veteranen aus dem Burggrafenamte und Passeier auf seiner Burg, und er sprach damals auch seinen Entschluß aus, seine letzte Ruhestätte in Schönna zu finden.

Dies blieb sein letzter Wunsch, und nachdem er in der schönen Steiermark am 10. Mai 1859 sein Leben beschlossen hatte, wurde auf einem Hügelvorsprung von Schönna nach dem Plan des Professors Moritz Wappler in Wien seine Grabcapelle an einem Punkte erbaut, der die Lieblingsgegenden des Heimgegangenen, Passeier und das Burggrafenthum, weithin überblickt.

Schönna, Burg, Capelle und Kirchdorf, gehört zu den näheren und lohnendsten Ausflügen von Meran, das als klimatischer Curort europäische Berühmtheit erlangt hat. Ueber die Passerbrücke zum Stifterbauer, dann nördlich etwas aufsteigend gelangen wir nach etwa fünf Viertelstunden zu dem von der stattlichen Burg hoch überragten Unter- und Oberdorfe von Schönna. Der Grund und Boden für die Grabcapelle hat mit Mühe erst dem Oekonomiehofe und dem Gottesacker abgewonnen und durch feste Strebemauern gegen die Gefahr der Bergrutschung gesichert werden müssen. Dort erhebt sich nun im reinsten gothischen Styl der kühnaufstrebende Bau. Eine breite umgitterte Granittreppe führt im Doppelaufgange zum Portal, über dessen Spitzbogen zwischen zwei spitzen Thürmchen eine farbige Fensterrosette einen prächtigen Anblick gewährt. Von Strebepfeilern in dreifacher Verjüngung begrenzt steigt dann die Façade, dem sonnigen Süden zugekehrt, zu beiden Seiten von je drei Pfeilerspitzkrönenden Fialen begleitet zum Giebel mit dem Glockenthurm und seinem steinernen Kreuz empor. Die beiden Seitenwände sind zwischen den hohen, dreifachgegliederten Fenstern von schlanken Strebepfeilern in ebenfalls dreifacher Verjüngung gestützt, die gleichsam als Fortsetzung über die zierlich durchbrochene Galerie des hohen Dachs hinaus ihre Fialen erheben. Einen besonderen Schmuck verleiht dem Ganzen die verschiedene Farbe des Baumaterials, indem der Grund- und Gesimsbau aus hellgrauem Granit, der Oberbau aus blaßrothem Sandstein und die Bedachung aus violettem Schiefer besteht.

Treten wir durch die Flügelthür aus ungarischem Eichenholz in's Innere, so umfängt uns ein säulenfreier, aber von einem kühnen Gewölbe mit kräftigen Gurten und Rippen überspannter Raum, in welchen das Tageslicht nur durch teppichartig bemalte Fenster dringt; die werthvollste Farbenpracht zeigen die Malereien der drei Fenster des Chores, die sich über dem blüthenweißen Marmor des Altartisches mit seinem golden schimmernden Aufsatze erheben. Der Fußboden besteht aus weißen und dunkelgrünen Marmorquadraten.

Hinter dem Altar schließt ein vergoldetes Bronzegitter einen Raum ab, von welchem aus eine Thür in eine kleine Sacristei, eine andre in die Gruft hinabführt. Diese Krypta ist, wie die Capelle, sechsunddreißig Fuß lang und zweiundzwanzig Fuß breit, ihr Gewölbe wird von vier Granitpfeilern getragen, und achtzehn Fenster mit halbzölligen Glastafeln geben ihr ein feierliches Dämmerlicht. Und hier ruht, in drei Särgen verwahrt, der gute Herzog Hannes des Volks, der Erzherzog Johann des Kaiserhauses. Wer kann vor diesem Sarge stehen, ohne an das seltsame Verhängniß zu denken, das dieses Kaiserhaus sich selbst bereitet dadurch, daß es von jeher seine begabtesten Söhne mit dem widrigsten Schicksal verfolgte und die besten Kräfte am wenigsten zur Geltung kommen, zum Heil des Staates thätig sein ließ: Erzherzog Karl's Kriegsruhm ist dem Hofkriegsrath erlegen, Erzherzog Stephan ist fern von seinem geliebten Ungarn gestorben, Erzherzog Max hat fern von Pola und Miramare einen tragischen Kaisertod gefunden, Erzherzog Johann hat seine Volksliebe mit kaiserlicher Ungnade gebüßt, und sein ebenbürtiger gleichgesinnter Neffe, Erzherzog Heinrich, lebt in der Verbannung! — Schlaf wohl, Herzog Hannes! Das deutsche Volk wird dir es nie vergessen, daß du in seiner schlimmsten Zeit das Herz hattest, seinen innigsten Wunsch laut und ehrlich auszusprechen.

Hinauf zum Licht! Da vor dem Portal geht dem Auge ein herrliches Stückchen der lieben Welt auf. Zu unseren Füßen braust die Passer mit weit ausgespannten Armen durch ihr berge- und burgengekröntes Thal, das dort, gleichsam Meran zu Liebe, in die blühende Etschebene sich verliert und der Sehnsucht den Weg nach Italien zeigt, den einst Hunderttausende von Deutschen zu ihres und ihres Reiches Unglück gezogen sind. Wie hell glänzen dort die Berge — und wie finster ist's noch immer in den Thälern, aus welchen, wie unser Dichter so ahnungsvoll klagt — „die Nacht nur langsam weicht"! Möge endlich auch über Tirol die Sonne des Geisteslichtes aufgehn, das dem armen Volke sein wahres Glück nicht mehr blos in einer Anweisung auf den Himmel, sondern auch schon in seiner schönen irdischen Heimath zeigt und giebt!

H. v. C.

Digitized by Google

Zwei schwedische Schriftstellerinnen.

Von Robert Byr.

Wie still ist Schweden geworden, wie schweigsam! So dachte ich, als ich am Tage nach meiner Landung in der Heimath der Wikinger vor den beiden unweit von einander gelegenen Buchhandlungen Jönköpings nach meiner alten Gewohnheit stehen blieb und die Bücher in den Auslagen musterte. Nicht ein deutsches war darunter, aber merkwürdig! ich fand auch nur einen einzigen schwedischen Autor vertreten. Von Starbäck — der Name klang mir vollkommen unbekannt — war ein in Stockholm erschienener historischer Roman „Engelbrecht Engelbrechtson" ausgelegt, die Geschichte also jenes muthigen Dalarner Bauers, der 1435 mit Hülfe seiner Genossen die Tyrannei Dänemarks brach.

Außerdem hörte ich in der Romanliteratur kaum noch von neuen Erscheinungen. Der alte in Linköping lebende Wettergh, der Schöpfer so vieler trefflicher Genrebilder, ist gleich andern verstummt, er ist des Schreibens müde geworden, wie Flygare-Carlén; Marie Sophie Schwartz aber — die einzige fleißig fortarbeitende Schriftstellerin Schwedens, seit Friederike Bremer starb — scheint beinahe mit ihren Landsleuten zu schmollen und veröffentlicht ihre neuen Werke volle drei Jahre früher in deutscher Uebersetzung, ehe dieselben in schwedischer Ausgabe erscheinen. Ich glaubte sie sogar nach Angabe ihres deutschen Verlegers in Berlin auf einer längern Reise durch Süddeutschland begriffen und war nicht wenig überrascht, als mir gelegentlich die Auskunft wurde, daß sie ebenso wie Frau Flygare-Carlén in Stockholm wohnhaft und momentan auch da anwesend sei.

Herr B., der Besitzer des größten Bücherverlags in Stockholm, gegen den ich den Wunsch äußerte, daß ich die beiden Frauen, deren Werke ich fast alle kenne, nun auch sehen möchte, schaffte dazu in der freundlichsten und dienstfertigsten Weise Rath.

Als wir einige Tage später, bald nach der Mittagsstunde, zu dem angesagten Besuche aufbrachen, meinte B. mit gutmüthig spöttischem Lächeln: „Nur machen Sie mir keinen Krakeel, wie dies schon einmal mit Theodor Mügge passirte, den ebenfalls ich zu Frau Carlén brachte, und der im höchsten Grade ungehalten darüber war, daß sie weder seinen Namen, noch ein Buch von ihm kannte. Er verhehlte ihr durchaus nicht, daß er ihr das gewaltig übel nehme, und es kam darüber zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen, die für mich noch weit komischer gewesen wären, hätte ich dabei nicht das peinliche Gefühl des Einführenden gehabt." — „Mügge," fuhr er fort, nachdem ich eingeschaltet hatte, daß derselbe ja erst später und hauptsächlich durch seine Erzählungen aus Norwegen berühmt geworden sei — „Mügge verlangte nichts desto weniger schon damals große Aufmerksamkeit, wiewohl seine Arbeiten noch gar nicht in's Schwedische übersetzt waren, und da er gerade in jene Zeit kam, wo der Skandinavismus hier hohe Wellen schlug und die Deutschen nicht besonders beliebt waren, fühlte er sich zurückgesetzt, zu wenig beachtet, während er erwartet haben mochte gefeiert zu werden, und so ging er denn voll Groll und wußte über Schweden kein gutes Wort zu sagen, indeß er Norwegen hoch in den Himmel erhob. Dort war alles gut und schön, Natur und Menschen, Anlagen und Einrichtungen. Ich hoffe," schloß Herr B. halb ernstlich, halb scherzhaft mißtrauisch, „Sie werden mich nicht ebenfalls in eine derartige Verlegenheit bringen. Man darf auch Frau Carlén dafür nicht zur Verantwortung ziehen, daß sie nicht deutsch spricht; sie kennt blos ihre Muttersprache."

„Dann wird das eine eigenthümliche Conversation zwischen uns geben," mußte ich unwillkürlich ausrufen; doch die Bereitwilligkeit, mit der Herr B. sich zu unserm Dolmetscher erbot, flößte mir wieder Zuversicht ein, und so betraten wir denn, da wir mittlerweile an Ort und Stelle gelangt waren, das Haus, welches in Ladugardslandet (ein Stadttheil von Stockholm), wenn ich nicht irre, in der Kaptensgata liegt.

Auch die schwedischen theilen das Loos der deutschen Schriftsteller und wohnen drei Treppen hoch, um dem Himmel näher zu sein, der ihnen ja, so oft sie kommen, offen ist, indeß sie ihren glücklicher situirten Collegen in Frankreich und England das schöne Vorrecht überlassen müssen, in der eigenen Villa oder Cottage fürstliche Gastfreundschaft zu üben.

Die Wohnung, in welche wir geführt wurden, war mit einer gewissen alterthümlichen Pracht ausgestattet. Beide Salons enthielten Möbeln, wie man sie in der Regel nur in Fürstenschlössern findet, von vergoldetem Holzwerk mit reichen Seidendamastüberzügen. Es blieb uns nicht lange Zeit, die ungewöhnliche Einrichtung zu mustern, denn die Dame des Hauses war uns alsbald nach unserm Eintritt auf das Freundlichste entgegengekommen und hatte uns mit einem etwas ceremoniösen Knix empfangen, der aber von einem so liebenswürdigen Lächeln begleitet war, daß er durchaus nicht den Eindruck gezwungener Steifheit machte. Im Gegentheil man fühlte sich der zierlichen alten Frau gegenüber sogleich behaglich, um so mehr, als unser Besuch früher angemeldet und daher die Vorstellung rasch vorüber war.

Die berühmte Schriftstellerin gemahnt in ihrem Aeußern durch nichts an ihren Beruf, aber auch das Hausmütterliche, das man, in Erinnerung an ihre Schriften, zu finden erwartet, tritt in ihrer Erscheinung nirgends hervor. Sie ist eine nette kleine Dame von matronenhafter Fülle, aber zarten Gliedern, besonders die Fingerchen an den kleinen weißen Händen sind winzig fein. Das freundliche runde Gesicht mit den klugblickenden schönen dunklen Augen trägt noch einen stattlichen dunkeln Scheitel, der, nur von wenigen Silberfäden durchzogen, des darüber fallenden Spitzenschleiers eigentlich nicht bedarf. Sie trug ein glattes schwarzes Seidenkleid, und zu der einfachen Nettigkeit ihrer Erscheinung stimmte die ruhige Vortragsweise und ihre wohllautende Stimme. Sie sprach so langsam, mit genauer deutlicher Betonung einer jeden Silbe, daß ich ganz gut ihren Worten zu folgen vermochte. In keiner Weise machte sie den Eindruck einer schon zweiundsechszigjährigen Frau, und doch ist sie im August 1807 geboren. Ihr Vater, Roger Smith, war Kaufmann in Strömstad, und die eigenthümliche Lage dieses kleinen Badeorts in den Scheeren der Westküste Schwedens blieb nicht ohne Einfluß auf die Phantasie des kleinen lernscheuen Mädchens, das sich — zu jung, um mit den erwachsenen Geschwistern Arbeit und Erholung zu theilen — träumerisch an dem kleinen Hafen und zwischen den kahlen Felsen, an denen sich die brandende Woge bricht, wie eine verscheuchte Möve herumtrieb. Das Leben der Fischer, Schiffsleute und das kleine trauliche Familienleben im warmen engen Holzhause prägte sich dem jungen empfänglichen Gedächtniß ein und dieses brachte all' die treu beobachteten, lebenswahren Bilder hinterher wieder und stattete damit so manche von den später erschienen Geschichten reich und glücklich aus. Bevor es aber dazu kam, hatte die kleine Möve einen eigenthümlichen Lebens- und Bildungsweg zurückzulegen, der ihr den Mangel der Schule ersetzen mußte. Mit zwanzig Jahren wurde sie die Gattin des Doctor Axel Flygare und zog mit ihm nach Smaland, wo er die Stelle eines Bezirksarztes bekleidete. Ein Sohn und eine Tochter waren die Frucht dieser glücklichen Ehe, die aber schon nach sechs Jahren durch des Gatten Tod ihr Ende fand.

Das Schicksal schien die junge Wittwe zu verfolgen, denn eine zweite Verbindung wurde kurz vor deren Abschluß durch den plötzlichen Tod des Bräutigams — des Rechtsanwalts Reinhold Dalin — unmöglich gemacht. Der Umgang mit diesem ausgezeichneten Mann, den Frau Carlén selbst „überaus geistreich, wenn auch excentrisch" nennt, war, wie sie selbst zugiebt, ungemein fördernd für ihr geistiges Leben und ihre literarische Entwickelung. Bald nach diesem Unglücksfall traf sie noch ein neuer Verlust, der ihrer geliebten Tochter.

Nun suchte sie Trost und Milderung ihres Leides in der Arbeit. Ihr Roman „Waldemar Klein" erschien und wurde vom Publicum wie von der Kritik begeistert aufgenommen. Dieser leichte und rasche Erfolg bewog sie zur Uebersiedelung nach Stockholm, und hier schloß sie endlich die Ehe mit ihrem zweiten Manne, dem jetzt noch lebenden Schriftsteller Johann Gabriel Carlén. Ihr Autorname vereinigt die Namen beider Gatten.

Eine lange Reihe von Büchern ist das Ergebniß ihrer Thätigkeit. Jedes Jahr beinahe erschienen zwei ihrer mehrbändigen Romane, und trotzdem könnte ihnen auch der strengste Kritiker gerade Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit nicht zum Vorwurfe machen.

Composition, Anlage wie Ausführung zeigen im Gegentheil, daß sich der emsig schaffende Geist mit ganzer Hingebung in die Arbeit versenkte. Das Jahr 1853 erst steckte ihrer Thätigkeit ein Ziel. Damals starb ihr der Sohn — Edvard Flygare — und mit ihm all' die reiche Hoffnung, welche das zärtliche Mutterherz in dies aufkeimende Talent gesetzt, und alle Freude am eigenen Erfolg, an der eigenen Arbeit. Es war ein Act der Pietät, daß sie des Hingeschiedenen zurückgelassene Versuche in der Literatur ergänzte und unter dem Titel „Aus der Fremde und Daheim" herausgab. Das Buch ist ein Grabstein, auf dem eine Thräne aus dem Mutterauge glänzt.

Emilie Flygare-Carlén selbst hat nur ein Buch nach jahrelangem Schweigen noch geschrieben: „Das Handelshaus in den Scheeren" und seitdem blieb sie stumm. „Es wird auch mein letztes bleiben," sagte sie mir, „es ist damit vorbei." Ihr freundliches Auge blickte dabei heiter, und durchaus nichts von schwerer Resignation klang in ihren Worten nach. Der Entschluß war offenbar das Ergebniß einer Stimmung, nicht eines Kampfes. Ebenso ungezwungen und frei von aller Autoreneitelkeit fragte sie, ob wir den Schreibtisch nicht sehen wollten, an welchem sie alle ihre Werke geschrieben. Mit gütigem Lächeln schritt sie uns voran in ihr unmittelbar anstoßendes Arbeitscabinet. Es ist dies ein kleines Zimmer mit nur einem einzigen Fenster, durch das man aber eine freie Aussicht auf grüne Bäume genießt; an demselben steht der einfache Schreibtisch, auf welchem gewissenhafte Ordnung herrscht, so daß es aussieht, als wäre er wirklich Jahre lang nicht benutzt worden. Blos einige aufgeschlagene Bücher zeugen vom Gegentheil, sonst liegt keine begonnene Arbeit, kein halbbeschriebenes Blatt, kein Papier mit Notizen oder dergleichen umher. Und so ordentlich und freundlich ist das ganze Zimmerchen, das deshalb aber doch nicht den Eindruck einer strengen Arbeitsstube macht. Es ist eben so weit davon entfernt, wie von der Frivolität eines Boudoirs, in welchem eine Modedame träumerisch und zerstreut mit Migräne und Langeweile ihre Morgenbesuche zu empfangen pflegt. Im Hintergrunde ein Sopha mit einigen Stühlen, unweit des Schreibtisches eine Chaiselongue mit derselben blaugrauen geblümten Seide überzogen, von welcher die Vorhänge am Fenster sind, ein Glasschrank für Bücher und an den Wänden Muscheln, große Palmfächer und andere chinesische und indische Spielereien, wie sie die Schiffahrer von ihren weiten Reisen mitzubringen pflegen, offenbar Geschenke, an die sich liebe Erinnerungen knüpfen.

Die Frau vom Hause erschloß uns den Bücherschrank; er enthielt blos eine Sammlung der verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen ihrer Werke, nichts weiter. Ich zweifle, daß der Kasten alle enthielt, denn in den fünfzehn Jahren unausgesetzter Thätigkeit hat die Schriftstellerin nahezu dreißig mehrbändige Werke vollendet. Sie hat es dabei verstanden, sich niemals zu wiederholen und sowohl in der Schilderung großer Erregungen und Erlebnisse, wie in der sorgfältigsten Detailmalerei stets neu, interessant und spannend zu bleiben, ohne daß sie deshalb zu so scharfschmeckenden Hülfsmitteln wie der moderne englische Sensations-Roman gegriffen hätte. Die innere Wahrheit und die tief auf das Gemüth wirkende Einfachheit ihrer Schreibweise hat ihr die Herzen all' ihrer Leser gewonnen, und deren sind Legion.

Gutmüthig lächelnd nahm sie mein Bedauern hin, das ich über ihr vorzeitiges Zurückziehen von dem Felde aussprach, auf welchem sie sich vom ersten glücklichen Versuch an siegreich behauptet hatte.

„Ich werde vielleicht noch die in Zeitschriften verstreuten kleineren Arbeiten sammeln, sie mögen immerhin einige Bände geben," sagte sie nickend. „Uebrigens," fuhr sie mit einem leisen spöttischen Zug um den Mund fort, „hat man mir jetzt andere Aufgaben aufgebürdet, ich muß jetzt lesen — lesen."

Sie war nämlich einer der Preisrichter bei einer Concurrenz, welche ein namhaftes Journal für die beste Novelle ausgeschrieben hatte. Ueber ein halbes Hundert Bewerber hatten sich, wie sie uns mittheilte, gemeldet, und durch alle die Arbeiten hatte sie sich hindurchlesen müssen. Sie waren so mittelmäßig, daß die übrigen Richter gar keiner den Preis zugestehen wollten. Flygare-Carlén war die Einzige, die darauf drang.

„Man würde glauben," erklärte sie, „ich hätte aus Neid behauptet, es fände sich keine preiswürdige darunter, weil ich selbst Schriftstellerin bin, und doch würde ich mich selbst am meisten freuen, ein junges Talent fördern zu können. Heute Abend ist der Termin zur Preisertheilung, und ich werde darauf bestehen, daß sie erfolge."

Ich begriff ihr feines Zartgefühl, konnte mich aber doch der Aeußerung nicht enthalten, daß Preisausschreibungen noch selten die Production gehoben hätten, und daß sie ja gerade durch ihr selbstauferlegtes Schweigen über allen Verdacht des Neides erhaben sei, den Preis an einen Unwürdigen geben aber das Publicum irre führen und die Talentlosigkeit ermuthigen heiße.

Wir schieden trotz dieses Einwurfs ganz in Frieden, und die liebe alte Frau wünschte uns in der herzlichsten Weise schönes Wetter für die Fortsetzung unserer Reise nach Norwegen. Sie entließ uns abermals mit einem Knix, nachdem sie uns — wahrscheinlich all' ihre französischen Sprachkenntnisse aus Gefälligkeit aufbietend — in Bezug auf unsern Besuch versicherte: „en grand plaisir."

Ihr Gatte war zur Zeit nicht zu Hause und ich habe daher seine Bekanntschaft nicht gemacht, so interessant es mir gewesen wäre, den Mann zu sehen, der dies edle, geistreiche und vielbegehrte Weib in einer langen glücklichen Ehe alle schweren Prüfungen und Erlebnisse vergessen lehrte, oder ihr doch so muthig und kräftig ertragen half, daß sie keinen trübenden Schatten in diesem schönen Gemüthe, auf dieser freien Stirn zurückließen.

Während wir noch über den empfangenen Eindruck sprachen, hatten wir auch schon das in demselben Stadttheil gelegene Haus erreicht, dem unser zweiter Besuch an diesem Tage zugedacht war. Wir waren aber unvermerkt in eine so lebhafte Erörterung gerathen, daß wir auf der Straße stehen blieben, um unser Hin- und Widerreden nicht zu unterbrechen, ehe wir damit zum Abschluß gelangt. Unser Eifer erregte ziemliches Aufsehen und zog die Neugierigen an's Fenster, wir aber ließen uns nicht stören. Es galt einem kritischen Meinungsaustausch über den literarischen Werth dreier Schriftstellerinnen. Die eine hatten wir soeben gesehen, die beiden anderen waren Fräulein Marlitt und Frau Marie Sophie Schwarz; die letztere sollten wir nun kennen lernen. In wie fern die drei Autoren zusammengestellt werden konnten, wird jeder Leser, der sie kennt, sich selbst erklären. Kein anderer steht dem deutschen Roman durch Stimmung und Redewendung, durch Nationalsitte und Anschauung so nahe wie der schwedische, und eben deshalb spricht er auch das deutsche Publicum so sehr an. Ich erfuhr da nun zu meinem Erstaunen, daß die letztgenannte der drei Schriftstellerinnen in ihrem Vaterlande bei Weitem nicht den großen Anhang wie in Deutschland zähle, und daß über ihre Leistungen mitunter sehr strenge Urtheile laut würden. Sie theilt gewissermaßen das Loos Sir Lytton Bulwer's, über dessen Werke man in England auch lächelnd die Achseln zuckt.

Allerdings war Frau Schwarz seit dem Erscheinen ihres ersten Buches ungemein fleißig und zahlreiche Bände flossen seitdem alljährlich aus ihrer Feder, aber die Berechtigung dazu liegt in dem nicht abnehmenden Beifalle des Publicums und vielleicht auch in ihren pecuniären Verhältnissen; keineswegs aber darf behauptet werden, daß sie ihre Leser langweile, wie man ihr dies zum Vorwurf macht. Mit einem gewissen Behagen wird eine Anekdote erzählt, die als Beweis des allgemeinen Urtheils gelten soll.

In einem deutschen Badeorte, wo sich Frau Schwarz vor einiger Zeit aufhielt, saßen unweit von ihr und ihrer Begleiterin zwei Schweden, die sich in ihrer Muttersprache unterhielten und hier ganz unbelauscht glaubten. Da geschah es denn nun, daß der Eine, unangenehm durch einen Vorschlag berührt, ausrief:

„Warum nicht gar! Das ist ja so langweilig wie ein Roman der Marie Sophie Schwarz."

Es mag nicht angenehm sein, sich so das Urtheil sprechen zu hören, die Scene wurde aber dadurch noch peinlicher, daß die Begleiterin, in einer Anwandlung von Unmuth und unzeitiger Ritterlichkeit, aufsprang und den Herrn ob seiner Aeußerung zur Rede stellte, indem sie das Incognito der Schriftstellerin verrieth.

Ich weiß nicht, ob dieselbe Ursache hat, sich das auf diese Art laut gewordene Urtheil eines Einzelnen so zu Herzen zu nehmen, um darnach — sei es in scheuer Befangenheit, oder in verletztem Stolz — ihren Landsleuten die neuen Producte ihrer fruchtbaren Phantasie vorzuenthalten. Jedenfalls aber darf sie Anspruch auf Beachtung ihrer Werke machen und derselben wohl

auch von einem großen Theile ihrer eigenen Nation versichert sein. Sie ist die einzige noch arbeitende Schriftstellerin Schwedens, und was man auch gegen weibliche Autoren vorbringen mag, das Eine wird ihnen selbst der schärfste Gegner lassen müssen, daß sie das Anknüpfen und Weiterspinnen der Herzensangelegenheiten so feinfühlend und scharfbeobachtend auszumalen verstehen, wie dieses einem Manne niemals gelingen wird. Das Gefühlsleben ist das Terrain, auf dem sie vorzügliche Führerinnen sind, und selten dürfte ein Autor mit so geringen Mitteln, in so engen Grenzen, eine so wohlthuende Spannung hervorrufen, wie dies in der schönen Eigenthümlichkeit einer Schriftstellerin liegt, die nicht mit verletzender Emancipationssucht über diese streng gezogenen Grenzen hinaus will. Große Schritte und heftige Geberden lassen den Damen einmal nicht gut. Und gerade die schwedischen Schriftstellerinnen zeigen ganz besonders diesen natürlichen Tact, diese unbestreitbare weibliche Anlage auf's Ansprechendste entwickelt. Was aber Marie Sophie Schwarz noch überdies auszeichnet, das ist die lobenswerthe klare sittliche Tendenz, die all' ihren Arbeiten zu Grunde liegt. Sie sucht in jedem Werke mit redlichem Willen und klarem Geist eine sociale oder ethische Frage zu lösen, und das Ergebniß ist ein gesundes tüchtiges, während man den Versuchen der verstorbenen Friederike Bremer nicht dasselbe nachsagen kann. Diese, wie so manche andre, in ihren späteren Jahren bigott gewordene Dame hat als schönste Blüthe am Baume des Glaubens und des sittlichen Lebens die Entsagung gepriesen. Das Aufopfern der irdischen Liebe für ein Hingeben an die Menschheit und eine himmlische Mission war der Text ihrer Predigten in Romanform. Als Ideal eines Mädchens galt ihr dasjenige, welches die Vereinigung mit dem Geliebten aufgiebt, um als Lehrerin in einer Schule zu wirken, und dieses krankhafte Ideal übertrug sie an einen weiten Kranz theils schon für die Freuden der Welt und für thatkräftiges Eingreifen abgestorbener, theils noch sentimental in den Kinderschuhen einherwandelnder Leserinnen. Bei letzteren vornehmlich bewirkte sie viel Unheil, sie leitete die empfänglichsten Gemüther in schiefer Richtung und trug die Schuld an viel Ueberspanntheit und falscher Schwärmerei. Ich zähle solche Bücher, die sich im Gewande der Moral und eines bestechenden Styls in die Familien schleichen und als patentirte Mädchenlectüre betrachtet werden, zu den allergefährlichsten.

Die Romane von Marie Sophie Schwarz darf aber so wie die der Flygare-Carlén jede Mutter ungescheut ihrem Kinde in die Hand geben. Das Leben wird hier nicht unter einem die Strahlen der Wahrheit beugenden Prisma gezeigt, und Geist und Charakter bildet sich daran nicht für eine verschrobene ideale, sondern für die Welt, wie sie ist.

Und nun ziehen wir die Glocke, um die Frau, von der wir so viel sprachen, auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Ein hübscher, eleganter junger Mann öffnete uns die Thür der Wohnung und wies uns in das Besuchzimmer, wo er uns allein ließ, um seiner Mutter — wie ich vermuthe — unsere Ankunft mitzutheilen. Ich erschrak fast, als Frau Schwarz nun eintrat, daß ich ihr einen so erwachsenen Sohn zugeschrieben hatte, so wenig machte sie mir den Eindruck einer ältern Frau. In ihrem einfachen Hauskleide, mit ihren schlichtgeordneten Haaren und den wohl nicht schönen, aber ansprechenden Zügen, erschien sie mir kaum vierzigjährig.

Doch ist sie schon über dies Alter hinaus. Marie Sophie Birath wurde 1819 zu Boras in Westgothland geboren und schon in früher Jugend Waise. Bald darauf starb auch ihr Oheim, der für ihre Erziehung gesorgt hatte, und ließ seine Wittwe mit dem zehnjährigen Pflegekind in großer Dürftigkeit zurück. Da es sich für die Kleine darum handelte, einen Beruf zu wählen, der ihre Existenz sicher stellte, entschied sie sich für die Malerkunst, und die Aufmunterung und Hülfe einiger Freunde der Familie machten ihr es möglich, ihrem Wunsche zu folgen, zu welchem sie ein ausgesprochenes Talent berechtigte. Sie malte Landschaften, und Schwedens kunstsinniger König selbst hat einige aus späterer Periode stammende Bilder von ihr angekauft, die in der kleinen Galerie nordischer Maler im Schlosse ihren Platz fanden. Doch schon früher, als die junge Künstlerin erst siebenzehn Jahre zählte, ging in Folge einer schweren Krankheit mit ihrem Gemüthe eine merkwürdige Wandlung vor sich. Das früher heitere Mädchen wurde schwermüthig und träumerisch, und um die bedrückte Seele zu erleichtern, gewissermaßen um sich von den unaufhörlich auftauchenden, durch die Farbe nicht wiederzugebenden Bildern zu befreien, griff das kaum zur Jungfrau gereifte Kind zur Feder und schrieb — aber ganz für sich allein im Stillen und Verborgenen.

Im Jahre 1840 verheirathet, mußte die junge Frau für einige Zeit all' ihren gewohnten Beschäftigungen entsagen, denn ihr Mann, der in Stockholm lebende Professor G. Schwarz, hegte trotz seiner großen Gelehrtheit und geistigen Bildung einen eigenthümlichen Widerwillen gegen die schönen Künste, vor Allem aber gegen die öffentliche Bethätigung derselben von Seiten der Frauen. Es kostete dem schaffensfreudigen Geist einen schweren Kampf, bis dies Vorurtheil soweit beseitigt war, daß nach elf Jahren die erste Novelle von Marie Sophie Schwarz gedruckt erscheinen durfte, und da diese allgemeine Anerkennung fand, legte ihr der Gatte keine Hindernisse mehr in den Weg, jedoch waren diese Werke blos mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens oder mit einem Pseudonym gezeichnet; erst nach dem im Jahre 1858 erfolgten Tode des Professors, als auch die Beschränktheit ihrer Lage eine erhöhte schriftstellerische Thätigkeit nöthig machte, trat sie mit ihrem vollen Namen in die Oeffentlichkeit.

Seither erschienen in rascher Folge ihre Arbeiten, deren Zahl nicht mehr weit hinter den gesammten Werken ihrer Vorgängerin Emilie Flygare-Carlén zurückbleiben dürfte, und es macht sich noch kein Nachlaß ihrer erstaunlichen Productivität fühlbar. Dank derselben genießt die fleißige Schriftstellerin jetzt einer gewissen Wohlhabenheit, die sich auch in der hübschen Wohnung, in der einfachen, aber netten Ausstattung widerspiegelt. Wir fanden die Frau vom Hause halb und halb zum Aufbruch gerüstet, sie theilte uns mit, daß sie einen Ausflug nach Norwegen beabsichtige, wo sie einen reichen Genuß für ihr künstlerisches Auge zu finden hoffte. Dies Auge, tief und sinnig, verräth aber auch die ungewöhnliche Begabung. Sein weicher Blick mildert den sonst fast zu herben Ernst der etwas männlichen Züge und giebt ein schönes Zeugniß für ein reichbegabtes Gemüth, wie das kräftig vorgeschobene harte Kinn auf Festigkeit des Willens und charaktervolle Ausdauer schließen läßt.

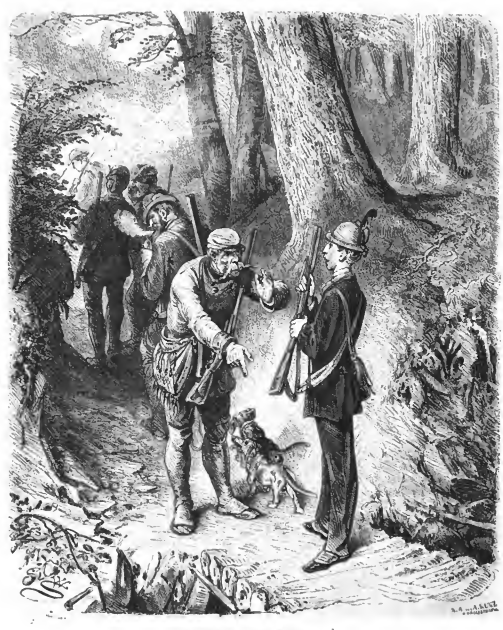
Nach den gewöhnlichen Fragen, welche der ersten Begrüßung folgten, führte unser freundlicher Begleiter die Unterhaltung, die hier ebenfalls schwedisch geführt werden mußte, obwohl Frau Schwarz deutsch wenigstens versteht, wieder auf das Thema zurück, welches uns auf der Straße so sehr beschäftigt hatte. Er nannte Fräulein Marlitt, deren „Goldelse" kurz nach dem Erscheinen in der „Gartenlaube" bei ihm selbst in schwedischer Uebersetzung aufgelegt wurde und auch jenseits der Ostsee viele Leser fand. Ich sah da ein merkwürdiges Phänomen, und hätte ich es nicht schon aus ihren eigenen Büchern herausgelesen, dies Phänomen hätte mich von dem guten neidlosen Herzen der schwedischen Autorin überzeugt.

Ehrlich und rückhaltlos lobte da eine Schriftstellerin die andere, ja sprach mit Begeisterung von ihren literarischen Erzeugnissen, an denen sie alle Vorzüge in ein helles Licht zu setzen bemüht war. Ein freundliches Lächeln verschönte dabei ihre Züge und ein Blick der lebhaftesten, aufrichtigsten Freude und Anerkennung leuchtete aus den früher gewiß scheuen Augen. Das war kein erkünsteltes Lob, mit dem man sich selbst das größere zu ertheilen gedenkt, das war das glückliche Aufjauchzen einer edlen Seele, die eine Schwester gefunden zu haben glaubt, mit der sich zu verständigen ihr vielleicht nur das Mittel einer gemeinsamen Sprache fehlt.

Ich ging mit der Empfindung, an einem Tage zwei Schriftstellerinnen kennen gelernt zu haben, die — was auch das Urtheil über ihre Wirksamkeit sein mag — nicht aus Eitelkeit, sondern mit warmem, redlichem Willen schufen und dabei das Wichtigste nicht vergessen haben, daß sie Frauen sind. Sie haben sich das Schönste gewahrt: die echte Weiblichkeit.

Zur Eröffnung der Jagd.

Randzeichnungen von Simmler.



Die Anstellung der Schützen.

„Hier, junger Herr, kommt Ihnen nichts aus."

Treppenlose Musterhôtels.

Es giebt jedes Jahr Zeiten, namentlich in großen Städten, wo anständigerweise Niemand zu Hause sein darf. Man frage während des Juli in Berlin reiheherum vor allen Thüren der Standes- und Geldaristokratie und sie bleiben geschlossen, oder ein dienstbarer Geist eröffnet uns die Thür mit der Kunde: „verreist — im Bade!"

Nach dem Schlusse des Parlaments werden Tausende von Fenstern in London blind und zeigen nur das Weiße oder festgeschlossene Lider. Dies gilt mehr oder weniger von allen Hauptsitzen der Civilisation, welche während der Wintermonate immer so viel Gesundheit, Nerven- und Muskelkraft verzehrt, daß durch ein Bad, eine Ferienreise wieder neues Futter für die unersättlichen Dämonen der Arbeit und des Genusses gesammelt werden muß. Außerdem giebt es das ganze Jahr hindurch Tag für Tag auf Tausenden von Eisenbahnstationen pfeifende und dampfende Gelegenheit, die immer mehr zur Wahrheit werdende Freizügigkeit zu benutzen. Angebot und Nachfrage, die souveränen Gewalten des Handels und der Cultur überhaupt bemächtigen sich auch der Menschen und behandeln sie als Waare, die von Orten des Ueberflusses wohlthätig nach Gegenden des Mangels verdampft und verschifft wird. Darin liegt zugleich der einzig richtige Weg für täglich frische Lösung der sogenannten socialen Frage und des in Socialistenköpfen spukenden Kampfes zwischen Arbeit und Capital, ebenso der Strikes. Capitalien, Arbeitskräfte und Menschen über-

Ein in der Dressur verschlagener Hund.

Ein verlorener Posten.

Der bequeme Schütze.

haupt werden immer flüssiger und freizügiger und stellen sich immer mit Dampfgeschwindigkeit oder sogar blitzschnell gern da ein, wo sie am willkommensten sind, den meisten Werth haben und die besten Werthe schaffen können. Der Zu- und Abzug von Menschen in großen Städten beträgt schon wöchentlich mehr oder weniger Tausende. Noch mehr Tausende kommen und gehen in Geschäften, zum Besuche und Vergnügen. Unsere höchste Civilisation nimmt sozusagen wieder einen nomadischen Charakter an. Auf den Höhen derselben ist man schon nirgends mehr recht, und zugleich überall zu Hause.

Unsere Potentaten haben in den Ländern umher Jeder Dutzende von Schlössern, die Kaufmanns- und Industriefürsten ihre Landsitze, städtischen Privatwohnungen und unter den verschiedensten Längen- und Breitengraden Filiale ihrer Weltgeschäfte. Kurz, ein ewiges Kommen und Gehen Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch. Nirgends mehr eine ruhige, feste Heimath mit ihrer Gemüthlichkeit und Herzensbefriedigung. Die Miethscasernen in den großen Städten haben selbst etwas Beunruhigendes, so daß mindestens alle halbe Jahre massenhafte Aus- und Einwanderungen aus einer in die andere Wohnung entstehen und in Berlin allein während der ersten April- und Octobertage mehr Menschen ziehen, als einst Moses Kinder Israels aus Aegypten führte. In Amerika ist es bereits so weit gekommen, daß nicht nur viele Menschen, sondern auch ganze Familien gar nicht mehr in Privatwohnungen, sondern blos in prachtvollen Hôtels aus- und einziehen.

Der Nomadencharakter unserer höchsten Civilisation und diese Tag und Nacht ununterbrochen waltende Freizügigkeit erhebt unsere Hôtels zu einer der wichtigsten, unentbehrlichsten und segensreichsten Institutionen unserer Zeit, besonders seitdem die Ruhe, Bequemlichkeit und Sicherheit einer wirklichen Heimath in diesen Miethscasernen unserer großen Städte mehr oder weniger zur Fabel geworden sind. Unsere Unterschrift auf einem der sogenannten Fuhrbach'schen Miethscontracte in Berlin ist unter Umständen schlimmer, als wenn wir mittelalterlich Leib und Seele mit Blut dem Teufel verschrieben. Der Wirth mit etwas teuflischem Charakter hat damit die Gewalt, uns zu jeder Tages- und Nachtzeit körperlich und geistig zu quälen und uns sogar zu exmittiren. Was er nicht thut, besorgen nicht selten die aus allen Bildungs- und Rohheitsgraden zusammengewürfelten Mitbewohner unter, neben und über uns; dazu die Leierkasten, Bettler, Diebe, Einbrecher, Einkommen- und Miethssteuersammler, die bösen Geister, welche durch Schlüssellöcher, aus Abzugsröhren und Gossen vor unseren Fenstern sich als zehrende und würgende Aftermiether eindrängen. In diesen Höllen zwischen unseren vier Pfählen sind wir immer auf lange Zeit gebunden.

Das Hôtel in neuester Vollkommenheit empfängt uns schon auf dem Bahnhofe hochachtungsvoll und ladet uns in den bequemen Salon-Omnibus ein. Vor der prachtvollen Hôtelthür nehmen uns und unser Gepäck flink und gewandt dienstbare Geister auf und heben uns wie durch Zauberei zu der Etage empor, in welcher wir nach unserer Wahl und unseren Mitteln auf Tage oder blos Stunden in unbeschränkter Freiheit wohnen wollen. Wir finden sofort jede Bequemlichkeit eines eigenen Heerdes und zwar meist in der vollkommensten Verwendung aller betreffenden Erfindungen für unser persönliches und häusliches Wohl, die electrische Klingel, den schnellen Erfolg der Haustelegraphensprache, die beste Gesellschaft oder ungestörte Einsamkeit, ein Bad, Lesezimmer, einen künstlerisch gedeckten und mit einer Auswahl der schmackhaftesten Speisen und Getränke bedienten Tisch und überhaupt mehr, als wir in der theuersten und besten Wohnung des aristokratischsten Stadtheils erwarten dürfen. Dies gilt freilich bis jetzt nur von einer geringen Zahl der ersten unter den Hôtels erster Classe, aber bei dem Wetteifer auf diesem Gebiete können wir hoffen, daß sich diese und andere Vorzüge immer allgemeiner einfinden und namentlich auch die sogenannten Familienhôtels so weit entwickeln werden, bis die Gemüthlichkeit eigenen Heerdes und die Schwungkraft unbeschränkter Freizügigkeit sich darin miteinander vereinigen.

Ich weiß nicht, wie viele Hôtels bis jetzt diesem Ideale am nächsten kommen, aber ich kenne wenigstens zwei, welche dafür als Muster gelten. Die berühmten riesigen Paläste Amerika's haben blos den Vorzug noch größeren Umfanges, wogegen ihnen viele innere Schönheiten für das Gemüth und persönliche Genügen abgehen. Sie haben z. B. noch Treppen. Diese sind im Vergleich zu meinen Idealen in Brighton und Berlin ein überwundener Standpunkt. Statt der Treppen verlange ich Salon-Omnibus zwischen den verschiedenen Etagen, wohl verstanden, nicht für jedes Hôtel, welches mich aufnimmt, sondern für meine Ideale von Hôtels. Ich rechne auf diesem Gebiet auch gleich unsere besten Privathäuser und besonders große Industriewerkstätten hinzu, weil ich dann für die künftige Menschheit ungeheure Summen von Zeit und Muskelkraft für bessere Zwecke spare.

Mein erstes verwirklichtes Ideal-Hôtel erhebt sich Angesichts des wohlthätigen Golfstroms vom atlantischen Meere her zwischen England und Frankreich in der See-Vorstadt Londons, Brighton, wo die Aristokratie des Standes und Geldes nach ihren Herbstausflügen bis zur Wiedereröffnung des Parlaments zu überwintern liebt. Es ist nicht nur das größte, sondern auch das vollkommenste Hôtel Englands, mit den Untergeschossen zwölf Etagen hoch, an welchen unzählige Balcons und Veranda's malerisch heraushängen und eine wundervolle, unbegrenzte Aussicht über die Wogen des Meeres und die darauf schaukelnden Schiffe und Dampfer gewähren. Von den Schönheiten und Bequemlichkeiten im Innern will ich nicht weiter reden, da sie vor anderen Hôtels keine auffallenden Vorzüge bieten, aber die Treppenlosigkeit durch alle Etagen und Abtheilungen des riesigen Bauwerks hindurch und deren Ersatz durch fünf hydraulische Omnibusse verdient Anerkennung und Nachahmung.

Hydraulische Omnibusse? Was bedeuten diese aus zwei alten Sprachen zusammengekoppelten Worte? Den Omnibus auf der Straße kennen wir, aber solche Fahrzeuge im Hause auf und ab werden Vielen unerklärlich vorkommen. Und nun gar hydraulische, d. h. durch Wasserkraft auf- und abgezogene Omnibusse! Wir wollen die Sache auch für die Uneingeweihten anschaulich zu machen suchen. Eine eingeschlossene Säule von Wasser sucht mit fabelhafter Gewalt des Druckes nach unten ihr Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Dieser Druck ist desto größer, je höher die Wassersäule. Durch künstlichen Druck auf eine eingeschlossene Masse Wasser läßt sich der natürliche ersetzen und wir gewinnen dadurch die für Industrien aller Art so gewaltige und segensreiche hydraulische Presse. Im Brighton-Hôtel liefert ein bis zur Höhe des Daches mit Wasser gefüllter Thurm alle Pferdekräfte für die fünf Salon-Omnibusse darin. Jede Cisterne auf dem Boden der Häuser mit Wasserleitung kann uns durch geschickt angebrachte Röhren unaufhörlich still und unermüdlich dieselben Pferdekräfte liefern, die wir jetzt durch Auf- und Absteigen auf Treppen in Stiefelsohlen, Beinmuskeln und Lungen mit Zeitverlust vergeuden. Der Wasserthurm im Brighton-Hôtel besteht eigentlich auch blos aus einer großen Cisterne unter dem Dach, welche durch die Wasserwerke der Stadt beständig gefüllt erhalten wird. Der dadurch oben gewonnene Wasserdruck wird durch eine Röhre bis unter die Erde herabgeleitet und durch anderweitige Röhren nach Art der Heber wieder zu Bewegungen nach oben verwendet. Auf diese Weise gewinnt man gleichsam immer zugfertige Pferdekräfte nach oben und unten, welche wieder durch Röhren, Ventile und klingelschnurartige Züge ganz nach Belieben immer sofort oben oder unten angespannt werden können. Die Wagen oder Omnibusse dazu bestehen aus Salons, die schöner und bequemer sind, als die Coupés erster Classe auf unseren Eisenbahnen. Sie bewegen sich innerhalb eines Schachtes ruhig und geräuschlos auf und ab und treffen in jeder Etage auf eine thürartige Oeffnung, durch welche man ohne Weiteres aus- und eingehen kann. Bewegung und Stillstand wird durch bloßes Ziehen an einer Art von Klingelschnur immer augenblicklich bewirkt. So lange man zieht, steigt oder fällt der Omnibus und steht augenblicklich still, so wie man losläßt. In weniger als einer Minute können acht Personen gleichzeitig fünfundsechszig Fuß hoch oder tief steigen; der Aufenthalt in jeder Etage nimmt in der Regel nur einige Secunden in Anspruch.

Dies ist der Omnibus für die Gäste. Ein zweiter bewegt sich von den unteren Geschossen bis in die obersten in einer Höhe und Tiefe von sechsundsiebenzig Fuß für die Dienerschaften und das Gepäck oder die Bestellungen der Gäste. Ein dritter läuft von der Küche aus mit den Kellnern und den Kunstwerken der Kochkunst für die Gäste aller Etagen. Der vierte Omnibus bewegt sich zwischen dem unterirdischen Thee- und Kaffeedepartement und dem allgemeinen Gesellschafts-, Kaffee- und Rauchzimmer auf und ab. Der fünfte, kleinste endlich hat das ausschließliche Vorrecht, Zeit und Muskeln zwischen dem Weinkeller und der Schenkbarre zu sparen.

Es wäre der Mühe werth, zu berechnen, wie viel Muskelkraft und Zeit täglich in einem solchen Hôtel mit nur zweihundert Gästen und etwa zwanzig Kellnern und Aufwärtern gespart wird, und diesen Gewinn im Vergleich zu den Treppen in anderen Hôtels und drei- bis vierstöckigen Privathäusern volkswirthschaftlich zu capitalisiren; es kämen jedenfalls viele Millionen von Thalerwerthen heraus, welche jetzt durch den Gebrauch von Treppen verwüstet werden. Wir erwähnen hier nur noch beiläufig, daß die fabelhafte Kraft des Wassers auch bereits in Docks zur Hebung von ungeheuren Schiffslasten und sogar ganzen Schiffen, in Form von Turbinen, statt der Balgentreter für Orgeln, statt des Dampfes für allerhand Maschinen, sogar Nähmaschinen verwendet wird.

Das andere Musterhôtel ohne Treppen finden wir in Berlin unter den Linden. Es ist das Grand Hôtel de Rome des Herrn Mühling, welches von der Lindenecke her noch zugleich zwei anderen Straßen eine prachtvolle Front im italienischen Renaissancestyl zeigt. Korinthische Säulenporticus, geflügelte Greife, die Göttin der Gastfreundschaft, Wappen aller europäischen Staaten, im Innern Kunstschöpfungen der Industrie und der berühmtesten Künstler, Arabesken, Bacchantenzug von Ewald, Morgen und Nacht von Hildebrand, Reliefs von Thorwaldsen und sonstige reiche Farben- und Formenpoesie geben dem ganzen riesigen Bauwerk durchweg den heitern Charakter eines gelungenen Kunstwerkes, so daß sich auch meist Künstler aller Art und sonstige Vertreter höchster Cultur aus ganz Europa begegnen und im Gesellschaftszimmer, wie im Speisesaal improvisirte internationale Parlamente der Schönheit, Kunst und Wissenschaft bilden. In Bequemlichkeit vereinigt es mehr Vorzüge in sich, als die berühmtesten Hôtels der Erde. In London sind neuerdings wahre Wunderwerke von gastlichen Tempeln durch Actiencapital emporgezaubert worden, und das Grosvenor- und Charingcroß-Hôtel, jedes mit zweihundert Fremdenzimmern, überbieten es auch an Größe, aber solche Vereinigung von Schönheit und allen praktischen Erfindungen für das Wohl der Menschen wie in dem Mühling-Hôtel finden wir nirgends. Man blicke in den Hofraum: das ist ganz der Empfangshof des berühmten Louvre-Hôtel zu Paris und hat dabei den Vorzug eines lichten und leichten Eisendaches von Borsig. Eine weiße Marmortreppe führt durch blitzende Spiegelglasthüren in den Empfangsraum, wo der Fremde sofort auf einem Verzeichniß von verfügbaren Zimmern zugleich deren Preise und überhaupt alles Wissenswerthe schriftlich, mündlich und gedruckt erfahren kann.

Lassen wir alle übrigen trefflichen Einrichtungen, wie möglichst vollkommene Ventilation, Erwärmungs- und Abkühlungs-Apparate, Haustelegraphie und dergleichen Comfort höchster Ordnung als bereits auch anderen guten Hôtels mit eigenthümlich hier unerwähnt, so bleibt diesen Musterhôtels immerhin die eine außerordentlich wichtige sociale, wirthschaftliche und künstlerische Bedeutung, daß alle Erfindungen, welche man für das Wohl der Wohnung, häuslicher und gesellschaftlicher Bequemlichkeit bis jetzt gemacht hat, und die sonst überall nur erst vereinzelt und als Seltenheiten zur Anwendung kommen, sich hier auf eine ebenso künstlerisch schöne als praktisch vollkommene Weise zu einem musterhaften Organismus vereinigen. Für Bauunternehmungen, häusliche Einrichtungen aller Art und sogar zur Lösung der socialen Frage läßt sich daher in diesem Mühling's-Hôtel manch gute Lehre eincassiren, die wir nach Berichtigung unserer Rechnung uns als wirklichen Reingewinn gutschreiben können.

Blätter und Blüthen.

Aquariums-Studien. Das Berliner Aquarium, dessen ausführliche Schilderung wir uns noch vorbehalten, beschränkt sich, wie bekannt, keineswegs auf Wasserthiere, sondern stellt auch andere Geschöpfe, und namentlich eine schon gegenwärtig bedeutende Sammlung von Vögeln zur Schau. Das Fluggebauer, in welchem diese sich befinden, entspricht ihren Bedürfnissen so vollkommen, daß ein großer Theil bereits zum Nisten geschritten ist, während der Rest, insofern je ein Männlein und Weiblein vorhanden, hierzu Anstalten trifft. Dies gilt insbesondere für die Papageien, von denen sich ebenfalls schon mehrere Arten fortgepflanzt haben. Ein Pärchen seltener Zwergpapageien hat zu den nachstehenden Beobachtungen Veranlassung gegeben.

Die Thierchen, welche im Herbste vorigen Jahres erworben wurden, stammen aus Südwestafrika und sind, so viel bekannt, nur ein einziges Mal lebend nach Europa und zwar nach London gelangt. Sie ähneln den ebenfalls in Westafrika lebenden „Unzertrennlichen“, unterscheiden sich jedoch durch bedeutendere Größe, angenehmere Färbung und lebhafteres Wesen. Ihren Namen, Psittacula roseicollis, welcher mit Rosensittich übersetzt wurde, tragen sie nicht ganz mit Recht, da die Färbung ihres Vorderhalses eher in das Pfirsichfarbene als in das Rosenrothe spielt. Ueber das Freileben des Rosensittich liegen keine Angaben vor; nicht einmal der Verbreitungskreis konnte mit Sicherheit angegeben werden. Um so willkommener war der Erwerb der selbst in den Museen nur einzeln vertretenen Geschöpfe.

So scheu und mißtrauisch die Rosensittiche im Anfang sich zeigten, so rasch gewannen sie sich die Zuneigung ihrer Pfleger. Ihr gewecktes Aussehen, ihre Munterkeit und Regsamkeit mußte für sie einnehmen. Abweichend von anderen Zwergpapageien, trägen, stillen und langweiligen Vögeln, geberdeten sie sich wie große Papageien, Kakadus oder Amazonensittiche, schauten klug in die Weite, achteten auf Alles, was um sie her vorging, und verfehlten nicht, durch lautes, scharfes Schreien von jedem ihnen ungewöhnlichen Ereignisse Kunde zu geben. In den ihnen gegebenen, mit groben Sägespähnen entsprechend angefüllten Brutkästchen machten sie sich viel zu schaffen, ohne jedoch zum Brüten ernstliche Vorkehrungen zu treffen.

Dies änderte sich, nachdem sie in das Fluggebauer des Vogelhauses gebracht worden waren und sich hier mit allen Einzelheiten des ihnen gewährten Raumes vertraut gemacht hatten. Auch hier waren ihre Brutkasten mit der erwähnten, anderen Papageien sehr erwünschten Unterlage versehen worden; sie bekundeten jedoch bald, daß die Wahl der Niststoffe ihren Wünschen in keiner Weise entsprach, und beeilten sich, dem Mangel abzuhelfen. Fortan sah man sie eifrigst beschäftigt, von den Sitzzweigen Rinden- und Holzsplitter abzuspalten und diese zu Neste zu tragen. Es geschah dies in einer Weise, welche bis jetzt ohne Beispiel dasteht in der Naturgeschichte der Vögel und dem Verstande der kleinen Papageien zu hoher Ehre gereicht. Die Regel ist, daß die zum Neste tragenden Vögel den Niststoff mit dem Schnabel fassen, die Ausnahme, daß sie denselben mit den Fängen packen: unsere Rosensittiche aber befolgten weder die Regel, noch die Ausnahme, und zwar aus Gründen, welche sich dem Kundigen bei schärferem Nachdenken von selbst ergeben müssen. Sie gebrauchen eben Schnabel und Füße zum Klettern oder Einschlüpfen in die Nisthöhle und begnügen sich, vielleicht aus diesem Grunde mit, die letzterwähnte meist nur mit dem losgebrochenen Mulm der Innenwände auszupolstern. Wie nun verfuhren unsere Rosensittiche? Antwort: nach Art schmuggelnder Weiber, welche das zu verbergende Gut zwischen ihren Kleidern unterbringen. Nachdem sie einen Splitter losgebrochen, faßten sie denselben sachgemäß mit dem Schnabel, sträubten die Federn des Unterrückens, steckten den Splitter dazwischen, so daß er nicht leicht herausfallen konnte, schleißten einen zweiten, dritten ab und so fort, bis sie volle Ladung zu haben glaubten, und flogen nunmehr mit der sauer erworbenen Last vorsichtig zu Neste. Auf diese Art hatten sie sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit die nöthigen Niststoffe zusammengeschleppt und begannen nun mit ersichtlichem Vergnügen zu kosen und zu spielen, wie Verliebte zu thun pflegen.

Anfangs Juni lagen Eier im Neste. Männchen und Weibchen schlüpften abwechselnd aus und ein; ihre Gleichfarbigkeit und gleiche Größe machte es aber unmöglich, zu entscheiden, ob beide brüteten oder ob nur das Weibchen dieser Pflicht sich hingab. Auch zeigten sie sich jetzt mißtrauischer als je, waren bald beide verschwunden, bald beide am Futternapfe beschäftigt, zeterten, sobald ein Wärter den Flugkäfig betrat, und schienen augenscheinlich bemüht, das Nest, welches sie durch ihr Gebahren verriethen, nach Möglichkeit zu verheimlichen. Gegen die Mitbewohner ihres Käfigs benahmen sie sich unwirsch, wie sie vorher nie gethan, bissen nach jedem, welcher sich ihnen nahete, und tödteten ihrer mehrere. Sie spielten mit einem ebenfalls brütenden Pärchen ihrer Art die Gewaltherrscher im Käfig und trieben es um so ärger, je weniger sie selbst von den Aufsehern gestört werden durften.

Ende Juli zeigten sich die fast erwachsenen Jungen dann und wann vor dem Flugloch des Nistkastens; am 25. Juli flog das erste aus. Sofort stürzte sich das andere Pärchen auf den noch Hülflosen und fiel ihn mit Bissen so wüthend an, daß es dem Futtermeister Seidel, dessen besondere Lieblinge diese Papageien sind, nur mit Mühe gelang, den Bedrohten zu retten. Er wurde in ein kleines Gebauer gebracht und hier von den Eltern, welche an Vertheidigung nicht gedacht hatten, treulich gefüttert. Seinem Geschwister, welches am Tage darauf das Nest verließ, würde es nicht anders ergangen sein, hätte der wachsam und argwöhnisch gewordene Seidel sich seiner nicht sofort bemächtigt und es zu dem andern in sichern Gewahrsam gebracht.

Zwei Tage später bemerkten wir nichts mehr von dem Jungen des feindlichen Pärchens, und als endlich nachgesehen wurde, fanden wir es todt mit zerbissenem Schädel. Die Eltern der glücklich geretteten Jungen hatten die ihren Kindern von den Nachbarn angethane Unbill furchtbar gerächt.

Warnung für Auswanderer. Es scheint fast wirklich so, als ob auf unsere armen deutschen Landsleute aus allen Ecken und Enden der Welt gefahndet wird, um sie überall da einzuschieben, wo der deutsche Auswanderer das nicht findet, was er sucht und zu seinem Bestehen nothwendig braucht: Ruhe und Frieden.

Fremde Gesellschaften verbinden sich auch auf das Unbefangenste dazu, weil sie wissen, daß sie immer gewinnlose Agenten und Schiffseigenthümer finden, die sich den Henker darum kümmern, was aus ihren deutschen Landsleuten

wird, wenn sie nur ihr Kopfgeld oder ihre Schiffsfracht gut bezahlt bekommen. Kaum haben wir hier in Deutschland den Versuch abgewehrt, deutsche Familien nach Chili in das von wilden Araucanern bedrohte Terrain zu senden, so bildet sich jetzt wieder in Peru eine Gesellschaft, um Deutsche hinüberzubekommen, die ihnen das Land der fast noch wilderen Chunchos-Indianer erobern sollen — die sie wenigstens in deren Gebiet hineindrängen wollen, wo sie den größten Gefahren für ihr Leben und Eigenthum ausgesetzt sind.

Es liegen mir zwei Briefe von mit den Verhältnissen dort vollkommen vertrauten Männern vor, und ich wünsche, die deutschen Regierungen sowohl als alle Vereine, die sich für den Schutz deutscher Auswanderer interessiren, auf das Nachfolgende dringend aufmerksam zu machen. Der eine Brief lautet:

„Der Colonisations-Contract mit Martin und Scotland (wie die beiden Ehrenmänner heißen) ist von der Regierung in Lima mit geringen Modificationen erneuert worden, doch sollen die Colonisten jetzt nicht mehr nach dem Pezuzo, sondern nach dem Chanchamayo geschafft werden, wo sie, statt friedlich ihr Land bebauen zu können, den Angriffen der wilden Chunchos ausgesetzt sind. Bei einer kürzlich dahin gemachten Expedition sind die Truppen fortwährend den Angriffen der Wilden ausgesetzt gewesen, und jetzt sollen die deutschen Colonisten, wie auch in Chile, sich den Angriffen der Wilden in erster Linie entgegenstellen."

Der zweite Brief sagt:

„Die Herren Martin und Scotland haben von der Regierung in Peru einen neuen Vorschuß von sechzigtausend Sols (Dollars) angewiesen erhalten, um eine neue Sendung Auswanderer zu bringen, und haben eine rebaja (Rabatt) von acht Sols bewilligt, die natürlicher Weise wieder aus den Unglücklichen herausgeschunden werden muß. Die nächsten Ankömmlinge sind von der Regierung für die Montana von Chanchamayo bestimmt, wie solches im ‚Peruano' veröffentlicht wurde, und wenige Tage später wurde in demselben (officiellen) Blatte ein Bericht des Coronel Pereira publicirt, in welchem dieser Herr stolz darauf ist, mit fünfzig Bewaffneten und einhundertdreißig Peons (Dienern und Begleitern) sowie mehreren Anderen, die sich angeschlossen hatten, fünf Leguas jenseits des Chanchamayo in das Gebiet der bis jetzt unmnterworfenen Chunchos eingedrungen zu sein. Nach Vollbringung dieser Heldenthat haben sie sich wieder eilig über den Chanchamayo zurückgezogen, nachdem ihnen verschiedene Leute von den Wilden mit Pfeilen getödtet und mehrere verwundet waren.

Coronel Pereira verlangt eine respectable Truppenmacht, um die Wilden zu unterjochen. Er will dann bis zum Cerro de la Sal vordringen, diesen Punkt befestigen und dadurch alle Stämme, welche von dort ihr Salz holen, zwingen, die peruanische Regierung anzuerkennen. Wahrscheinlich glaubt die Regierung nun mit deutschen Colonisten diesen Zweck billiger zu erreichen und schickt sie deshalb nach der Montana des Chanchamayo."

Ein Freund von mir, der das Land dort genau kennt, schreibt mir noch außerdem darüber:

„Die Chunchos betrachten seit langer Zeit den Chanchamayo- und den Tulumayo-Fluß (beide Flüsse vereinigen sich in der Nähe des Forts) als die Grenze ihres Gebiets und erlauben Niemandem ungestraft das linke Ufer des Chanchamayo zu betreten, während am rechten Ufer sich schon seit zwanzig Jahren größere Pflanzungen und kleinere Chacaras befanden. Die Regierung will aber die neuen deutschen Colonisten auf dem linken Ufer, also im Gebiet der Chunchos ansiedeln, und diese Wilden sind die schlimmsten Indianer im Amazonenthal."

So weit für jetzt — ich habe natürlich um nähere Berichte gebeten und werde Ihnen später noch Weiteres melden oder Andere veranlassen, die mit jener Gegend genau vertraut sind. Wir dürfen aber um Gotteswillen nicht dulden, daß deutsche Familien auf diese niederträchtige Weise von der Heimath fortgelockt werden, um dort elend zu Grunde zu gehn, noch dazu, da sie von der erbärmlichen peruanischen Regierung nie im Leben Schutz oder Hülfe erwarten dürfen.

Die Colonie am Pezuzo, nicht weit von der Schifffahrt des Amazonenstroms entfernt, hat sich bedeutend gehoben, aber die Colonisten leben dort auch vollkommen sicher und in einem gesunden Klima. Fr. Gerstäcker.

Ein tüchtiges Organ für Volksbildung in Deutschland ist die seit Anfang dieses Jahres von dem wackern und tüchtigen Eduard Sack in Berlin herausgegebene (im Commissionsverlage der Leipziger Vereinsdruckerei erscheinende) Wochenschrift „Der Wegweiser", auf die wir hier um so nachdrücklicher aufmerksam machen, als sie einem Irrthum entgegen wirkt, der bisher einer freien und gesunden Entwickelung unserer Zustände sehr hinderlich gewesen ist. Der Irrthum besteht in der weit verbreiteten Ansicht, daß sich nur der Lehrerstand und die Eltern und Vormünder unerwachsener Kinder um die Schule und das Schulwesen zu kümmern hätten. Unter der langjährigen Herrschaft des bureaukratischen Willkürstaates, der Alles von Oben her gemacht und geleitet hat, waren solche Ansichten erklärlich. Ein zur Befreiung von unwürdigen Fesseln aufstrebendes Volk aber muß zu der Erkenntniß gelangen, daß die rechte Stellung und Einrichtung der Schule nicht blos in den Kreis der großen politischen Fragen gehört, sondern weitaus die wichtigste dieser Fragen ist. Für die Verbreitung und Befestigung dieser Erkenntniß kämpft der „Wegweiser" Eduard Sack's mit Talent und Herzenswärme, mit Sachkenntniß und schärfster Entschiedenheit, indem er die Fragen der Volksbildung und die Bestrebungen ihrer politischen und kirchlichen Feinde vom freien Standpunkte aus beleuchtet. Alle bisher erschienenen Nummern des Blattes zeigen durch anregende Frische des Inhalts, durch mannhaften Ton und Mannigfaltigkeit der Mittheilungen, daß man es hier mit einem wahren Volksblatte zu thun hat, nicht mit einem pädagogischen Journal von der zahmen und doctrinären Sorte. Erfüllen die deutschen Lehrer nur eine Pflicht gegen sich selbst, wenn sie einem so gediegenen Unternehmen alle mögliche Förderung angedeihen lassen, so ist gewissenhaften Eltern dieser „Wegweiser" zur Belehrung und zu ihrer Erwärmung für die Sache der Schule ihrer Kinder nicht weniger dringend zu empfehlen.

Zur Eröffnung der Jagd — führen wir unseren Lesern einige Proben aus einem Bilderwerke vor, welches bereits die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gelenkt und von dem für die kommenden Wintermonate eine neue Serie erscheinen wird. Letzterer gehören die von uns auf S. 588 und 589 mitgetheilten Randzeichnungen von Simmler an. — Ist auch das Unternehmen, gute Leistungen der bildenden Künste der großen Masse des Volks als Bildungsmittel möglich zu machen, nicht neu, sondern wird bereits von einem Theile der illustrirten Tagespresse mit Erfolg geübt, so verdient doch die Verlagshandlung von Gustav Weise in Stuttgart für diese „Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt" die besondere Anerkennung, daß sie gewissenhaft bemüht ist, nur treffliche deutsche Kunstkräfte dafür heranzuziehen und den Werken derselben eine würdige technische Vervielfältigung zu sichern. Unter den Künstlernamen findet der Leser viele alte bekannte aus der Gartenlaube; so sehen wir geschichtliche Scenen von L. Burger, E. Häberlin, Adolf Schrödter, Darstellungen aus Heimath und Fremde von R. Jordan, C. Scheuren, W. Riefstahl, aus der Märchen- und Sagenwelt von O. Pletsch, C. Offterding, Th. Hosemann, aus dem Kinderleben von C. E. Böttcher, aus der Wald-, Wild- und Waidmannsherrlichkeit von J. Simmler, F. Deiker, aus dem Thierleben überhaupt von F. Specht, A. Beck, Paul Meyerheim, Humoristisches von C. Reinhardt, H. Scherenberg, andere Scenen von G. Hiddemann; viele andere gute Meister mögen es uns verzeihen, daß wir sie nicht alle hier namentlich aufführen können. Sämmtliche Zeichnungen werden von den Künstlern selbst auf Holz übertragen und im Schnitt mit möglichster Treue ausgeführt. Der Zweck des Unternehmens bedingt von selbst einen billigen Preis.

Kleiner Briefkasten.

Herrn **B. in Berlin.** Versuchen Sie es mit Amthor's Tiroler-Führer, welchen wir in Nr. 33 des vorigen Jahrgangs der Gartenlaube unseren Lesern empfohlen haben; derselbe ist soeben in zweiter und, wie der Verfasser besonders betont, „verbesserter und vermehrter" Auflage erschienen.

H. Grth. in Wien. Ihr Brief mit dem Dankschreiben ist sofort an die Verfasserin der „Gisela" befördert und dort freundlich aufgenommen worden.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Planenschen Grundes

gingen ferner ein: J. G. W. in München 600 Thlr.; ein Abonnent in Brüssel 5 Thlr.; Ertrag einer Abendunterhaltung der Liedertafel in Kahla 31 Thlr.; gesammelt auf der Petersbaude 6 Thlr.; K. in Wesel 1 Thlr.; R. B. in Köln 1 Thlr.; C. F. in Chemnitz 1 Thlr.; C. S. in Fiume 1 Thlr. 3 Ngr. 5 Pf. (2 Fl. österr. Währ.); die Scherflein der „Kleinen", gesammelt in der unteren Schule zu Niederscheld bei Dillenburg 1 Thlr. 8 Ngr.; M. Donebauer in B.-Trübau 2 Thlr.; v. Farenheid in Beynuhnen 20 Thlr.; Caroline Hildebrandt in Cassel 3 Thlr.; von den Lehrern und Schülern der Stadtschule zu Gelnhausen 6 Thlr.; C. verw. Mirisch in Bernstadt 3 Thlr.; eine Familie in Prag 5 Thlr. 17 Ngr. (10 Fl. österr. Währ.); J. R. in Gönnheim 16 Ngr. 3 Pf. (1 Fl. österr. Währ.); Alessi. Brand u. Comp. in Arona 27 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf. (100 Frcs.); H. L—g. Honorar für ein Gedicht 5 Thlr.; Heinr. W. 2 Thlr. 20 Ngr.; eine kleine fröhliche Gesellschaft in Uffenheim durch Gastwirth Cränter 12 Thlr. 26 Ngr. 2 Pf. (22 Fl. 32 Kr. rhein.); aus Wissen 5 Thlr.; Julie Sommer in Gollub 5 Thlr.; C. K. in Crimmitschau 3 Thlr.; J. in Gotha 1 Thlr.; E. Simonis in Rastenburg 2 Thlr.; Ertrag eines Concerts vom Doppel Quartett zu Coswig in Anhalt 33 Thlr.; A. B. 1 Thlr.; Ertrag einer humoristischen Abendunterhaltung vom Alpenjäger-Quartett in Königsee in Thüringen 14 Thlr. 8 Ngr. 5 Pf.; erste Knabenclasse zu Schweinitz durch Lehrer A. Leopold 2 Thlr.; Hesse in Saarlouis 1 Thlr.; X. in Erfurt 5 Thlr.; Anders Pawlowsko in Buk 3 Thlr.; Verein Bauhütte in Leipzig, gesammelt beim Sommerfest am 8. August 3 Thlr. 2 Ngr. 5 Pf.; aus Jena 1 Thlr.; ein Buchhandlungsgehülfe in Coblenz 1 Thlr.; Dr. G. S. in Vollbach 1 Thlr.; ein langjähriger Abonnent in Hausach (Baden) 1 Thlr.; „Immergrün" an der Saale 2 Thlr.; H. B. in Altenburg 1 Thlr.; C. B. in Riesky 1 Thlr.; Kf. in Wernigerode 1 Thlr.; A. R. in Rohnen bei Bärenstein 1 Thlr.; Calculator Vollmer in Breslau 2 Thlr.; Emil Groß in Hechhausen 1 Thlr.; eine kleine Mittagsgesellschaft im Café Goppelt in Augsburg 2 Thlr.; Lehrer Teller in Naumburg a. d. S. 1 Thlr.; E. in Berlin 2 Thlr.; Esi. Ch. Bibt. in Kettlebenau 1 Thlr.; gesammelt beim Vogelschießen zu Strelitz, durch den Magistrat 12 Thlr.; Grützmacher in Carwitz 5 Thlr.; Fabrikarbeiter zu Hohenofen bei Neustadt a. d. D. 3 Thlr. 2 Ngr.; F. Sc. in Boitzenburg 15 Ngr.; S. in Werda 1 Thlr.; Dr. A. v. Kölbel in Preßburg 2 Thlr.; aus Aschersleben 2 Thlr.; Sch . . . r Collegium in Zerbst 1 Thlr.; Fräulein Lina B. in Ringel 10 Thlr.; N. in Graz 1 Thlr.; C. H. jr. in Kaufbeuren 2 Thlr. 25 Ngr. (5 Fl. rhein.); C. Oertel in Elm bei Schlüchtern 10 Thlr.; B. Eckerle in Stuttgart 13 Thlr. 14 Ngr. 8 Pf. (23 Fl. 37 Kr. rhein.); A. v. S. in Schönbrunn (Mittel-Franken) 9 Thlr.; J. L . . . . ., Kupferstecher in München 17 Ngr. (1 Fl. rhein.); C. D. in E. 1 Thlr.; Helene v. Griesheim 5 Thlr.; Baron v. Bredow 10 Thlr; Reinertrag eines Vocal- und Instrumental-Concerts des Sängerbundes „Arion" in Greiz 53 Thlr.; L. in Braunschweig ein Stück Tuch für zwei Knaben. (Summa sämmtlicher Eingänge: **1602 Thlr. 20 Ngr. 3 Pf.**)

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 38. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Eine kühle Nachtluft wehte draußen vom Main her unseren einsamen nächtlichen Reiter an. Er knöpfte seine Uniform dicht zu und trieb sein Pferd zu raschem Schritte an — der Weg war zu schlecht, die Dunkelheit zu groß, als daß er anders als im Schritt hätte vorankommen können — es ließen sich kaum die Gegenstände zur Rechten und Linken des Weges unterscheiden, da der Himmel mit Wolken bedeckt war und nur im Süden ein breiter, kalter Streifen am Horizont dämmerte. Wilderich konnte kaum so viel von dem Wege vor ihm sehen, um sein Pferd um die schlimmsten ausgefahrenen Wegstellen herumführen zu können.

Doch hatte er ein paar Mal den Eindruck, als ob er den Weg nicht allein mache. Sich umblickend hatte er etwas wie einen gleitenden Schatten bemerkt, der sich im Dunkel einer Reihe Weiden, die auf einem Anger zur Seite des Weges standen, fortbewegte; er hielt an, um zu sehen, ob das dunkle Etwas aus dem Schatten der Weiden, da wo diese aufhörten, auf die freie Fläche heraus kommen würde; aber er mußte sich getäuscht haben, es erschien nichts. Zehn Minuten weiter, den Bergen sich nähernd, lief der Weg durch ein Tannicht, in den schlanken Wipfeln und Aesten der noch jungen Bäume rief wie mit leisen Klagetönen und lang gezogenem Aechzen der Nachtwind [illegible] ein unheimliches Lied, als ob die Nacht den Gefallenen den Todtensang halte — aber es war Wilderich auch, als ob unter den Bäumen Schritte von Zeit zu Zeit dürres Reisig zerträten … es knisterte, als ob ein Wild scheu durch den Tann bräche.

Ein Wild — das konnte es ja auch sein — obwohl es seltsam gewesen wäre, wenn ein Wild nach all' dem Lärm und Schießen der Menschenjagd sich schon jetzt wieder in diese Wegschluchten des beginnenden Waldgebirgs gewagt hätte!

Er zog eines der Pistolen aus seiner Satteltasche hervor und lockerte den Säbel, der von Zeit zu Zeit klirrend an seine Sporen schlug, in der Scheide.

Das Geräusch aber erstarb; Wilderich begann an andere Dinge zu denken, an die Erlebnisse, die so mächtig seine Gedanken gefangen hielten; er berechnete die Zeit, die er zu seiner Reise bedurfte, er dachte über die Möglichkeit nach, sich ein anderes Pferd zu verschaffen, wenn das seine den Dienst in völliger Erschöpfung versagte — so war er an eine Stelle des Weges gekommen, wo er sich zwischen zwei Ufern befand, die, oben mit Bäumen bestanden, über seinen Pfad unten tiefe Schatten völliger Finsterniß legten. Er warf seinem Thiere den Zügel auf den Nacken, und ließ es seinen Weg sich selber finden, was es, von Zeit zu Zeit gebückten Halses den Boden mit seinen Nüstern anschnaubend, that.

Plötzlich stand es still, stieß, vorgereckten Halses in die Dunkelheit hinein, und wieherte wie in Angst und Schrecken laut auf — gegen Wilderich's Schenkeldruck in seinen keuchenden Flanken sträubte es sich mit einem heftigen Rückwärtsprallen.

Wilderich schimmerte etwas Helles, ein Gegenstand etwa von Menschenlänge entgegen, das quer auf seinem Wege lag — aber er sah es nur mit einem halben, einem Viertelsblick — im nächsten Augenblick fuhr von dem hohen Ufer linksher ein anderer Gegenstand, eine wie rasend sich auf ihn werfende Gestalt im Sprunge herab, faßte auf der Kruppe seines Pferdes, umklammerte seine linke Schulter und vor den Augen des überraschten Reiters blitzte etwas wie eine Klinge —.

Die Klinge war zum Stoß gezückt, aber sie konnte den Stoß nicht ausführen — in demselben Augenblick, in welchem das Pferd die neue Last auf sich niederkommen gefühlt, hatte es sich steil in die Höhe gebäumt, und statt eines Stoßes in die Seite fühlte Wilderich nur die schwere Faust sich krampfhaft in seine Schulter krallen, um sich festzuhalten.

Er selbst hatte durch die Bewegung des Pferdes sich nicht irren lassen; in einem blitzschnellen Griff nach dem Pistol — er faßte es am Lauf und führte mit dem Kolben einen rasenden Schlag um sich — der Schlag traf mit einem lauten Krach; die Faust an seiner Schulter ließ los — [illegible] von Wilderich fiel das Messer hin und hintenüber glitt die Gestalt von der Kruppe des Pferdes nieder — mit einem Aufschrei, einem Stöhnen fiel sie zu Boden … plump und schwer … Wilderich athmete ein paar Mal aus tiefster Brust auf; er hatte Mühe sich zu fassen und seine Gedanken so weit zu sammeln, um sich Rechenschaft darüber zu geben, was in dem kurzen Augenblick Alles geschehen — dann glitt er aus dem Sattel zur Erde nieder, beugte sich über den hinter dem schnaubenden Pferde liegenden dunklen Körper, der mit den Armen und Beinen Zuckungen machte, röchelte, dann unbeweglich dalag … neben ihm, einen Schritt weiter, lag ein dreieckiger Hut … so dunkel es war, Wilderich glaubte diese starke untersetzte Gestalt zu erkennen … trotz der schwarzen Fluth, die über das breite Gesicht strömte … der schwarzen Fluth, über deren Toben in seinen Schläfen der Mann vor so kurzer Zeit noch geklagt … es war der pockennarbige Mann aus dem Wirthshause zu Aschaffenburg, der „Gaishof Steffel“ — der „Franzosen-

jäger", dem ein schicksalschwerer Irrthum hier den Hieb einer deutschen Faust zugezogen, einen Hieb, der ihm an der Schläfe den Schädel gespaltet!

So viel war gewiß, der Mann athmete nicht mehr, er rührte sich nicht mehr, er war todt.

Wilderich blickte eine Weile starr auf ihn nieder — dann ermannte er sich — er machte ein paar Schritte vorwärts, beugte sich dann noch einmal über den helleren Gegenstand, der vor seinem Pferde quer über den Weg lag ... es war eine geplünderte Leiche, gewiß die eines Franzosen ... der Gaishof-Stoffel mußte, als das Pferd davor scheute und stehen blieb, in der tiefen Wegschlucht, grade den Augenblick gekommen geglaubt haben, um sich auf den vermeintlichen Feind zu stürzen, dem er aus dem Wirthshause bis hierher gefolgt war, um an dem einsamen Reiter einen Act seiner Wiedervergeltungswuth mehr zu üben! —

Wilderich konnte nichts thun, als das Grausen von sich abschütteln, das ihn zwischen den zwei Leichen, bei denen er in dunkler Nacht so allein dastand, und deren eine von seiner Hand gefällt war, gefaßt hatte. Wären auch noch Zeichen des Lebens in dem von ihm Erschlagenen gewesen — er war außer Stande, ihm beizuspringen ... er beschränkte sich deshalb darauf, den Körper bei Seite zu ziehen, ihn mit der Brust aufrecht gegen das hohe Wegufer zu lehnen ... dann nahm er sein Pferd am Zügel, führte es an der anderen Leiche vorüber und sprang jenseits derselben wieder in den Sattel, um dem Schauplatz der grauenhaften Begegnung so schnell wie möglich zu entkommen.

Je weiter Wilderich kam, desto häufiger wurden die Spuren der in diesen Thälern, durch die ihn sein Weg führte, stattgefundenen Kämpfe. Vor den Leichen scheute sein Pferd bald nicht mehr zurück, es bog nur schnuppernd und schnaufend zur Seite aus: zuweilen stieß es mit den Hufen klirrend an weggeworfene Waffen, oder bog vor abgespannten, stehen gebliebenen Fuhrwerken aus. Auf Truppen stieß er nicht mehr; der Paß, den ihm Sztarrai gegeben, war überflüssig; die Hauptstärke der Oesterreicher und mit ihnen der bewaffneten Bauern verfolgte die Franzosen auf den Straßen über Hamelburg und Brückenau nach der Lahn hin; der Erzherzog Karl, der auf Frankfurt marschirt war, um es zu occupiren und die Besatzung von Mainz, das seine Siege von der französischen Umschließung befreien mußten, an sich zu ziehen, bivouakirte mit seinen Truppen auf den Straßen, die rechts von Wilderich's Wege am Mainufer entlang liefen, und in der Umgegend von Aschaffenburg, durch das Wilderich, wie wir sahen, ohne Aufenthalt gekommen war. — —

Es war am Nachmittage, als Wilderich an seinem Ziele, seinem einsamen Forsthause, ankam. Schon als er bei einer Wendung der Mühlenschlucht das Haus erblickte, sah er sich über eine Sorge, welche er in sich getragen, beruhigt. Er fürchtete, daß die Gräuelscenen des Kampfes und der Verfolgung, welche an den vorigen Tagen hier stattgefunden haben müßten, die alte Margarethe mit dem Knaben auf und davon getrieben haben könnten, daß sie sich in einer noch einsamer liegenden Gegend des Waldes ein Asyl gesucht und darin verborgen habe — zum guten Glück sah er sie auf der Treppe vor dem Hause sitzen, den Knaben zwischen ihren Knieen — wie sie immer dasaß, wenn Wilderich Abends heimkam — heute nur nicht beschäftigt wie immer, denn ihr Spinnrad stand nicht neben ihr, sie hatte die Hände gefaltet auf der Schulter des Knaben liegen und sah nachdenklich zu Boden.

Leopold schrie auf, als er den Reiter erblickte und Wilderich erkannte — er stürzte ihm entgegen mit dem lauten Freudenausruf:

„Bruder Wilderich! Da bist Du!"

„Da bin ich, mein Junge ... Gott sei gedankt, daß Du zur Stelle bist!" antwortete Wilderich, aus dem Sattel gleitend.

„Heb' mich auf Dein Pferd, Bruder Wilderich," sagte der Kleine, den Steigbügel erfassend.

„Nicht gleich — Du wirst schon hinaufkommen, mein Kind, und länger als Dir lieb sein wird!" erwiderte Wilderich und gab der alten Margarethe, die dem Knaben nachgeeilt kam, die Hand.

„Wie geht's, Margareth — Ihr lebt also noch und seid nicht gestorben vor Schrecken?"

„Vor Schrecken nicht," antwortete die Alte, „aber beinahe aus Angst, daß es Euch an's Leben gegangen, daß Ihr unter irgend einer Buche und Tanne im Weggraben lägt, und daß ich nun dasäße mit dem verlassenen Jungen da ..."

„Für den Jungen ist gesorgt, Muhme Margareth," erwiderte Wilderich, „er wird Dir von nun an nicht die geringste Sorge mehr machen!"

„Das Kind ... der Leopold?" rief Margarethe erschrocken aus.

„Der Leopold ... ich komme, ihn seinen Eltern zu bringen."

„Ah ... Ihr scherzt wohl ... Ihr werdet das Kind nicht fortbringen wollen ... das arme Kind ..."

„Es ist nicht arm, Margareth — seine Eltern ..."

„Seine Eltern haben es verlassen," fiel sie hitzig ein, „nun gehört das Kind uns, und Ihr sollt es nicht fortbringen ... ich laß' es nicht, was fingen wir an ohne das Kind in der todtenstillen Försterei!"

„Hast Du nicht oft genug geseufzt über die Sorge um das Kind, Margarethe?" antwortete Wilderich, indem er bewegt den Knaben an sich zog. „Und glaubst Du, es würde mir leicht, mich von meinem kleinen Bruder zu trennen, dem lieben armen Burschen?"

Er hob das Kind in seine Arme empor und drückte es gerührt an sich.

„Aber so erzählt mir doch, was Ihr erlebt habt, wo Ihr gewesen, was Ihr vorhabt mit dem Leopold, wohin ..."

„Das Alles wollen wir ruhig später durchsprechen, alte Margarethe, für jetzt ist nicht Zeit dazu. Ich gehe das Pferd in den Stall zu ziehen und mich umzukleiden. Dann geh' ich zum Müller hinüber ... er lebt doch noch, der Wölfle? ... um zu sehen, ob er mir ein andres frisches Pferd verschaffen kann — unterdeß sorgst Du für ein Abendessen für den Leopold und mich und kleidest mir das Kind warm und vorsorglich für die Reise an." ...

„Heilige Muttergottes, Ihr wollt doch nicht sogleich und durch die Nacht ..."

„Sogleich und durch die Nacht, sobald ich ein andres Pferd habe." ...

Wilderich entzog sich den weiteren Ausrufungen der alten Margarethe, indem er sein müdes Roß um das Haus herum zum Stall führte. Dann ging er, seine Franzosen-Montur abzuwerfen und seine beste Förster-Uniform anzuziehen, den Hirschfänger anzuschnallen und die alte Büchse überzuwerfen, die ihm geblieben, nachdem er seine beste und sicherste Waffe damals, als er sich im Walde in einen französischen Chasseur verwandelt hatte, zurücklassen müssen, und endlich eilte er zum Müller drüben.

Der Müller war noch nicht heimgekehrt; die Mühlräder standen still, und ebenso still war es im Hause — nur die Frauen waren da, des Müllers Weib und die Schwiegermutter mit den Kindern — sie bestürmten Wilderich mit Fragen nach dem Mann, der noch mit den Andern auf der Franzosenjagd war, und nach allen den Andern aus der Nachbarschaft — Wilderich hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, wie wenig er davon wisse und daß er nur gekommen, des Müllers Rath zu verlangen, wie er zu einem Pferde komme. Darin konnten ihm die Frauen auch ohne den Müller helfen, sie wußten, daß drei gute Beutepferde, welche die Bauern sich, wenn sie zurückgekommen, theilen wollten, auf einem nicht fernen Hofe eingestallt seien — Wilderich hatte nur eine Viertelstunde zu gehen, um ihn zu erreichen. — Trotz seiner Ermüdung trat er sofort den Weg an, das Gehen war ihm nach dem langen Reiten eine Wohlthat — auf dem Hofe fand er ebenfalls nur Frauen und den alten halbblinden Sauhirten, auf dessen Protestationen er nicht achtete — er nahm das beste der drei Pferde und führte es am Zügel mit sich.

Als er heimkam, hatte die alte Margarethe für Alles gesorgt, ihre Vorräthe waren zwar arg von der Einquartierung mitgenommen, aber sie hatte ja die verschüchtert in den Wald gelaufenen Hühner wieder zusammengebracht und ihre Ziegen hatten ebenfalls die Katastrophe überlebt — Wilderich konnte erquickt und gestärkt beim Dunkelwerden sein frisches Roß besteigen, den in ein warmes Umschlagetuch Margarethens gehüllten Knaben vor sich auf den Sattel nehmen und dann, während die Alte ihre bitteren Thränen über den Abschied von ihrem oft gescholtenen „Prinzen" weinte, davonreiten.

14.

Es war am anderen Abend, als er Frankfurt erreichte; in Hanau war er jetzt auf kaiserliche Truppen gestoßen; er hörte dort, daß sie am folgenden Tage den Marsch auf Frankfurt antreten sollten, während von der anderen Seite, von Höchst her, das be-

reits besetzt war, ein anderes Corps zur Vertreibung der Franzosen aus der alten Kaiserstadt anrücken würde. Um so eiliger suchte Wilderich vorwärts zu kommen, in der Angst, daß der französische Commandant, dem klar werden mußte, wie kurz seines Bleibens in der von ihm tyrannisirten Stadt nur noch sein könne, desto grausamer und rücksichtsloser über das Schicksal des armen gefangenen Schultheißen entschieden und das Aergste vollführt habe.

An dem Allerheiligenthor — Frankfurt hatte damals noch von seinen alten Befestigungen einen bastionirten Wall mit zerfallener Brustwehr und einem breiten Wassergraben und seine sämmtlichen Thore — am Allerheiligenthor wurde er von der französischen Wache angehalten. Er mußte Auskunft über sich geben — als man Schwierigkeiten machte, ihn durchzulassen, verlangte er lebhaft zum Capitain Lesaillier geführt zu werden . . . „zum General Duvignot, zum Commandanten . . .“ rief er endlich aus, als er sah, daß die Mannschaft auf der Wache den Capitain Lesaillier nicht kannte.

„Das kann geschehen,“ versetzte der wachhabende Officier, rief einen Unterofficier vor und befahl diesem, ihn vor den Commandanten zu führen.

Der Unterofficier winkte ihm und schritt neben seinem Pferde her, der Zeil zu.

Wilderich sagte, als sie die erste Straße hinter sich hatten:

„Mein Freund, Sie begreifen, daß ich nicht mit dem Pferde und mit diesem vor Ermüdung halb todten Kinde vor dem Commandanten erscheinen kann.“

„Das ist wahr,“ antwortete der Mann; „wir müssen Beide unterbringen.“

„Ist es Ihnen Eins, in welchem Wirthshause?“

„Wenn es nicht vom Wege abliegt — sicherlich.“

„So kommen Sie!“

Wilderich lenkte sein Pferd dem nahen „Grauen Falken“ zu. Als er auf den Hof ritt, fand er die Pulverwagen abgefahren und seinen Sachsenhäuser an die Stallthüre gelehnt, mit Behagen aus einer kurzen Pfeife rauchend und den Genuß nachholend, den er sich während der Anwesenheit der bedrohlichen Fracht auf dem Hof hatte versagen müssen.

„Wie, seid Ihr das?“ sagte der Mann, als er den Reiter erkannt hatte. „Zum Teufel, Ihr steckt ja täglich in einer neuen Uniform . . . diese da steht Euch besser!“

Wilderich ließ den Knaben, der ermattet und schlaftrunken in seinen Armen hing, dem Sachsenhäuser in die Hände gleiten und sprang dann selbst zur Erde.

„Da nehmt — nehmt mir auch das Pferd ab,“ rief er aus . . . „und sagt mir — ist Nichts geschehen in der Stadt, ist Niemand gerichtet, erschossen . . .?“

„Erschossen . . . nun freilich!“ rief der Sachsenhäuser. „Ohne Blut thun's ja . . . Gott, steh' mir bei! Euer Franzose da wird doch kein Deutsch verstehn?“

„Sprecht, sprecht, wer ist erschossen — der Schultheiß . . .?“

„Der Vollrath? . . . bewahre . . . der sitzt auf dem Eschenheimer Thurm, aber erschossen ist er nicht . . .“

„Gott sei gedankt!“ rief Wilderich aus tiefster Brust.

„Nur die Bauern sind heut' erschossen, die armen Teufel . . . drei Bauern, die sie sich eingefangen haben . . . das war heut' Morgen . . . gestern ist's zwei Klingenberger Bauern, zwei ganz unschuldigen Burschen, nicht besser gegangen . . .“

„Nun, sorgt für das Kind und das Pferd,“ fiel Wilderich ihm in die Rede. „Bringt das Kind auf Euer Bett in Eurer Kammer — laßt es keinen Augenblick aus den Augen — hört Ihr — Ihr sollt reich belohnt werden — reicher als Ihr denkt, wollt Ihr?“

„Weshalb nicht? — Es soll schon für das Jüngelchen gesorgt werden — wenn Ihr nicht zurückkommt, ihn mir vom Halse zu schaffen, nehm' ich als Trinkgeld Euren Gaul.“

„Das mögt Ihr!“ erwiderte Wilderich, indem er hastig den Knaben an sich drückte und ihn zu beschwichtigen suchte, da er plötzlich in lautes Weinen ausgebrochen war, als er sah, daß Wilderich ihn allein bei dem fremden Mann lassen wollte.

„Sei ruhig, sei ruhig, mein Kind,“ sagte er, „ich komme zurück, sogleich, sogleich — Du sollst schlafen, und wenn Du wieder erwachst, steh' ich an Deinem Bettchen . . .“

„Margareth, Mutter Margareth — ich will zu Mutter Margareth!“ schrie der Kleine wie in Verzweiflung aus, als ob er, empört darüber, daß Wilderich ihn verlassen wolle, nur noch auf die alte Margareth in der Welt zähle.

„Na, so komm', Du Zappelfisch, wir wollen sehen, ob die Margareth oben in meiner Kammer ist,“ sagte der Sachsenhäuser, während Wilderich sich hastig wendete und mit seinem Franzosen davon ging.

Es war stiller auf den Straßen Frankfurts als das erste Mal, da Wilderich in die Stadt eingeritten — die Verwundeten, die Marodeurs, die in Auflösung gerathenen Truppen waren fort und dem Heere in nördlicher Richtung nachgesandt — man sah nur Mannschaften von in Ordnung gehaltenen Corps — wenn auch eine starke Patrouille, welche Wilderich begegnete, in der Haltung und in ihrem ganzen Aufzuge verrieth, daß sie im Felde gewesen und von starken Strapazen heruntergebracht war. Als Wilderich im Hause des Schultheißen angekommen, fand er den Flur nicht mehr von Menschen erfüllt wie das erste Mal — nur einige Ordonnanzen waren da, die jetzt Raum genug gefunden, einen Tisch aufzustellen und mit jenen republikanischen Karten zu spielen, auf denen der König durch „La France“ und der „Valet“ durch die Freiheitsgöttin ersetzt war.

Ein Adjutant trat eben aus dem Nebenzimmer, in welchem Wilderich die Unterredung mit Lesaillier gehabt, und der Unterofficier rapportirte; der Adjutant sandte den letzteren fort, zu seiner Wache zurück, und winkte Wilderich, ihm zum Commandanten zu begleiten. Wilderich folgte ihm die Treppe hinauf und trat hinter dem Adjutanten in das Zimmer Duvignot's; er sah diesen an seinem Tisch sitzend, den Rücken der Thür zukehrend, den Kopf auf den linken Arm gestützt, während die rechte Hand auf einem vor ihm liegenden Papier Figuren kritzelte.

„Citoyen General!“ meldete der Adjutant. „Die Wache am Allerheiligenthor schickt einen Mann, der sich nicht ausweisen kann, und darauf bestanden hat, vor den Commandanten . . .“

Duvignot hatte unterdeß langsam den Kopf gehoben und gewendet — im Augenblick, wo er Wilderich's ansichtig wurde, verzog sich seine Stirn in Falten, er schloß halb die Augen, wie um schärfer zu sehen und ihn zu erkennen — dann sprang er plötzlich auf, mit dem Ausruf:

„Was — Sie sind's? Diesmal in einer anderen Maske! Zum Teufel, was bringt Sie zurück — in die Höhle des Löwen, Unglücksmensch!“ setzte er mit aufflammendem Zorn hinzu, indem er Wilderich einen Schritt entgegentrat.

„Ich gab mein Ehrenwort, daß ich zurückkommen würde . . . und hier bin ich!“

„Unglaublich! Sind Sie so dumm, daß Sie mir in die Hände rennen, sich von mir in die Hölle schicken zu lassen?“

„Ich bin klug genug zu wissen, daß Sie mir kein Haar krümmen werden, General!“ antwortete Wilderich ruhig.

„Wir werden sehen!“

„Es war,“ fuhr Wilderich fort, „freilich nicht mein Wille, just zu Ihnen zu kommen — man hat mich vor Sie geführt — nun bitte ich Sie, mich zu der Frau dieses Hauses zu führen!“

„Ich . . . Sie?“

„Ich bitte darum . . . ich habe mein Lesaillier gegebenes Ehrenwort auf eine Weise gehalten, die Ihnen beweisen muß, daß man auf mein Wort bauen kann!“

„Das ist wahr!“

„Nun wohl, ich gebe es Ihnen noch einmal, daß ich die Frau dieses Hauses sprechen muß, um ihr das Wichtigste mitzutheilen, was ihr ein Mensch auf Erden mittheilen kann . . .“

„Und was ist das?“

„Ich werde es ihr sagen!“

„Heraus mit der Sprache . . . ich will wissen, was . . .“

„Ich habe gesprochen, was ich *Ihnen* zu sagen hatte . . . führen Sie mich zu ihr!“

Wilderich's ruhige Entschlossenheit imponirte Duvignot. Er warf einen zornig forschenden Blick auf ihn, dann wandte er sich zu gehen.

„Kommen Sie!“ sagte er dabei.

Er führte Wilderich über den Corridor in das Wohngemach Marcellinens; sie war nicht darin, aber sie trat, als sie die Schritte der Männer hörte, aus der halbgeöffneten Thür des Nebenzimmers.

„Der Mensch hier hat Ihnen eine Mittheilung zu machen, Madame, wie er vorgiebt,“ sagte der General.

Digitized by Google

„Mir?“ fragte Marcelline, forschend zu dem jungen Mann hinüberblickend.

„So ist es, Madame,“ antwortete dieser, „Ihnen, der Mutter des kleinen Leopold . . .“

Marcelline wurde bleich, ihre ganze Gestalt schrak zusammen — sie sah starr den fremden jungen Mann an und öffnete die Lippen, ohne daß sie ein Wort hervorbrachte.

„Ich komme, Ihnen Ihren Sohn zurückzubringen.“

„O — um Gott — Leopold — das Kind ist . . .“

„In meinen Händen — seit langer, langer Zeit — ich habe es treulich gepflegt, ich habe es wie einen jüngeren mir anvertrauten Bruder betrachtet, ich habe es von Herzen lieb gewonnen, so lieb, daß ich mich schwer von ihm trenne . . .“

„Aber wie ist es möglich,“ rief hier Duvignot aus, „daß dies Kind in Ihren Händen sein kann? Ihre Behauptung ist Wahnsinn — ist eine Lüge und . . .“

„Wie das möglich ist? Ich denke, Sie, mein Herr General, können wohl ebenso viel zur Erklärung dessen beitragen, als ich . . .“

„O mein Gott, mein Gott, sprechen Sie weiter — sagen Sie, wo ist das Kind, wo ist es?!“

Marcelline, die dies ausrief, hob dabei wie flehend die gefalteten Hände empor.

„Es ist in Ihrer Nähe,“ erwiderte Wilderich, „und ich sage Ihnen, ich komme es in Ihre Arme zu führen — ich werde dies aber erst dann thun, wenn Sie sofort Demoiselle Benedicte rufen lassen und ihr das furchtbare Unrecht abbitten, welches Sie ihr angethan — das ist meine erste Bedingung, und die zweite, daß dieser Mann hier seinen abscheulichen Vorsatz fallen läßt, mich und den Schultheiß wegen des Briefes des Erzherzogs verfolgen lassen zu wollen!“

„Wie können Sie reden von Bedingungen!“ rief Marcelline aus, „geben Sie mir das Kind zurück, und ich will Benedicte den Saum des Kleides küssen!“

„Habe ich Ihr Wort?“ fragte Wilderich den General.

„So reden Sie doch erst, wie es möglich ist, daß Sie der Hüter dieses Knaben sind . . .“

„Ich verlange, daß Sie mir glauben,“ entgegnete Wilderich gebieterisch; „ich werde keine Silbe reden, bis Benedicte hier ist, nur vor ihr!“

„So lassen Sie das Mädchen holen!“ rief Duvignot.

Marcelline flog, wie von Stahlfedern geschnellt, davon.

Wilderich ließ sich müde in einen Armsessel nieder; Duvignot wandte sich schweigend zum Fenster — wie um den Ausdruck furchtbarer Bewegung und Spannung zu verbergen, der auf seinen harten gebräunten Zügen lag.

So verrannen die Minuten, bis das Rauschen von Frauenkleidern hörbar wurde; Marcelline trat mit Benedicte, sie an der Hand führend, durch die offene Thür des Nebenzimmers herein — Benedictens bleiches Gesicht hatte eine leise Röthe überflogen, als ihr Blick auf Wilderich fiel — ihre blauen Augen wurden feucht, sie streckte ihm die Hände entgegen, sie eilte mit dem Impuls des Herzens, der mächtiger war, als jede Rücksicht auf die Anwesenden, auf ihn zu, sie warf sich an seine Brust, um sich dann sofort wieder loszureißen, und dabei rief sie aus der schweraufathmenden Brust:

„Sie . . . Sie kommen zurück . . . Sie . . . hierher?“

„In die Höhle der Löwen,“ antwortete lächelnd Wilderich, ihre beiden Hände festhaltend, um sie in tiefer Rührung an seine Brust zu drücken — „der Löwen,“ fügte er hinzu, „die uns nun nichts mehr anhaben werden . . .“

„So reden Sie, reden Sie jetzt!“ fuhr Duvignot, sich wendend, stürmisch dazwischen.

„Das will ich,“ antwortete Wilderich — „Sie sollen hören, wie ungerecht, wie abscheulich an diesem jungen Mädchen gefrevelt ist! Sie haben sie beschuldigt, das Kind geraubt zu haben . . .“

„Wie konnte ich anders!“ rief Marcelline mit fliegendem Athem aus. „Wissen Sie denn etwas von Allem dem, was hier geschehen ist, als man mir das Kind entführte?“

„Was ich weiß, das stehe ich ja eben im Begriff zu sagen,“ entgegnete Wilderich, „Alles, was ich weiß — hören Sie nur zu.“

Wilderich begann zu erzählen — er gab über die Art, wie er der Pflegevater des kleinen Leopold geworden, denselben Bericht, den wir ihn früher der Muhme Margareth geben hörten.

„Dieser abscheuliche Bube, diese Schlange, dieser Grand de Bateillère!“ fuhr bei dieser Erzählung mehrmals Duvignot dazwischen, in furchtbarem Zorn hin und her rennend, „ich werde ihn erwürgen, ich werde ihn tödten!“

„Also Er — also Du, Ihr wart es?“ stammelte kaum hörbar und in ihren Sessel zusammensinkend, wie entsetzt und verzweifelt, Frau Marcelline — sie barg das Gesicht in ihren Händen und brach in furchtbares Schluchzen aus.

„O, so bringen Sie mir das Kind — bringen Sie mir es!“ rief sie dann, das mit Thränen überströmte Gesicht zu Wilderich emporhebend.

„Ich will es,“ versetzte Wilderich — „ich denke ja, meine Bedingungen sind bewilligt, mein Herr General und Commandant . . .“

„Zum Teufel, so gehen Sie doch, statt all' dieser überflüssigen Worte!“ schrie Duvignot in Wuth.

„Lassen Sie mich, mich, die es geraubt haben sollte, es in dieses Haus zurückbringen!“ bat leise Benedicte.

„Ja, Sie, Sie sollen es,“ antwortete Wilderich bewegt, die Hand des jungen Mädchens ergreifend, „um Ihretwillen geschah ja Alles, wären Sie nicht gewesen, ich wäre nie hierher gekommen — Sie sollen das Kind in den Arm dieser Frau legen, Ihnen, der man seinen Tod schuld gab, Ihnen allein verdankt sie es — o kommen Sie!“

Benedicte eilte in's Nebenzimmer, nach irgend einem Tuch, einem Hut zu greifen, dann kam sie zurück, legte ihren Arm in den Wilderich's und Beide gingen.

Duvignot war noch in seinem wüthenden Auf- und Ablaufen begriffen . . . Marcelline lag still weinend in ihrem Sessel; endlich stand er vor ihr still und sagte:

„Höre, Marcelline . . . höre mich an . . . Du wirst mich dann weniger schuldig sprechen . . . ich hatte meine Gründe, meine guten Gründe, als ich im Einverständniß mit Grand handelte . . .“

„Was sollen mir Deine Gründe?“ versetzte Marcelline, ohne ihr Gesicht zu erheben, „was sollen sie mir?“

„Sieh,“ fuhr er fort, „Benedicte war lange, lange Deines Mannes Erbin, die einzige Erbin . . . ihr gehörte einst Alles . . . der ganze Reichthum der Vollraths . . . da wurde Leopold geboren und Benedicte war nun arm, es mußte Alles dem männlichen Erben zufallen . . . wir hatten meinem Vetter Grand Benedicte verlobt . . . er murrte darüber . . . über diesen Knaben, über das furchtbare Unrecht, das seiner Braut dadurch zugefügt werde . . . ich sagte ihm endlich: ‚nimm den Knaben, nimm ihn, laß ihn verschwinden, bring ihn in unsere Heimath, in die Bretagne und sorge dort für ihn, bis ich komme, mich meines Kindes anzunehmen . . .‘ mir ist der Gedanke unerträglich, daß er hier bleiben und dieses alten Schöffen Erbe werden soll' — und, um aufrichtig zu sein, Marcelline, um Dir Alles zu gestehen . . . ich sah ja ein, daß meines Bleibens nicht für immer hier sein könne, ich sah bei Deinem Charakter die Stürme voraus, die wir gestern und heute richtig erlebt haben . . . es war mir willkommen, Leopold in die Heimath voraus senden zu können, nicht allein mir das Kind zu sichern, sondern dadurch auch ein unfehlbares Mittel zu haben, Dich zu zwingen . . .“

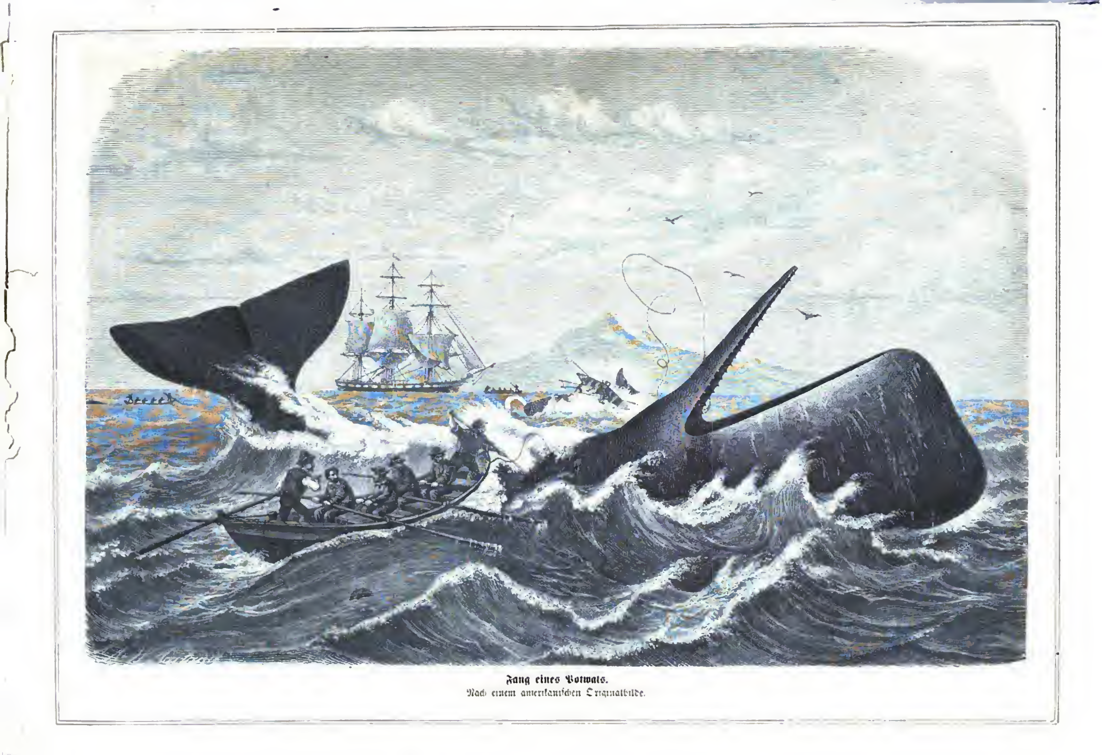
Marcelline machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Es ist entsetzlich!“ sagte sie leise, sich aufrichtend, die Hände im Schooße haltend und den Boden anstarrend.

Er fuhr fort:

„So geschah's. Die Ausführung war so leicht . . . ich selber holte das Kind aus der Kammer seiner schlafenden Wärterin und brachte es die Hintertreppe hinab, auf die Straße hinaus, wo Grand es mir abnahm. Er nahm es unter seinen Mantel und ging damit zum Gasthofe, wo er es seinem Diener übergab, der das Kind bis zu einem Orte jenseits Mainz brachte, wo er auf Grand warten sollte. Dieser kehrte in sein Quartier zurück.

Was am andern Morgen geschah, weißt Du: Gedrängt, Grand, dessen Abreise bevorstand, das Jawort zu geben, hatte sich Benedicte entschlossen, in dieser selben Nacht das Vaterhaus zu verlassen und sich vor der Verbindung, die sie eingehen sollte, durch die Flucht zu retten. Sie war verschwunden, ein Brief, den sie auf ihrem Tische zurückgelassen, war Deinem Manne gebracht worden — und zugleich durcheilte heulend die Wärterin des Kindes das Haus, das Kind war verschwunden — wer anders konnte es geraubt haben, geraubt um sich zu rächen, geraubt vielleicht, um es ver-



Fang eines Potwals.
Nach einem amerikanischen Originalbilde.

schwinden zu machen und so wieder die unbestrittene Erbin zu werden, als Benedicte? Ein Zweifel an ihrer Schuld stieg in keines Menschen Seele auf — und ich, sollte ich sie rechtfertigen? Wahrhaftig, es war mir nicht zuzumuthen. Mir konnte diese Deutung nur willkommen sein. Was stand in dem Briefe, den sie ihrem Vater hinterlassen? Eine Erklärung ihres Schrittes, Klagen über die Gewalt, welche man ihrem freien Willen anthun wollen... das gewiß! Aber nicht auch mehr? Rächte sie sich nicht, indem sie uns anklagte? indem sie Deinem Mann das Geheimniß unserer Liebe verrieth? indem sie ihm Alles aufdeckte, was sie beobachtet, durchschaut hatte? Ich zweifelte keinen Augenblick daran. Und was kam nun mehr im richtigen Momente, was entscheidender uns zu Hülfe, als dieser Verdacht, diese Ueberzeugung von der nichtswürdigen Handlung Benedictens — Dein Mann konnte, es mochte nun in dem Briefe stehen, was da wollte, nicht das mindeste Gewicht auf die Anklagen Benedictens wider ihre Stiefmutter mehr legen — die Anklagen eines Geschöpfes, das so zu handeln fähig!"

„Gewiß, gewiß, es war sehr politisch, sehr edel, daß Du schwiegst, und auch mich in dem Wahne ließest," sagte Marcelline bitter und ohne Duvignot anzusehen.

„Aber dieser Elende, dieser Grand, der mich so betrog!" knirschte Duvignot ingrimmig zwischen den Zähnen. „Er ist mir unbegreiflich . . ."

„Mir nicht," sagte Marcelline mit leisem, aber fast höhnischem Tone. „Er entledigte sich des Kindes, das ihm eine Last war. Hätte sich seine Hoffnung erfüllt, wäre er der Mann Benedictens und der Eigenthümer ihres Erbes geworden, so war es für ihn viel beruhigender, Leopold ganz beseitigt als in Deinen Händen zu wissen. Du konntest später jeden Augenblick den Knaben wieder auftauchen lassen, um für ihn sein Recht zu fordern; Grand war in Deine Hände gegeben, so lange Leopold in Deinen Händen war — darum ließ er Leopold verschwinden!"

„Ich glaube, Du hast Recht, Marcelline," erwiderte, offenbar überrascht, Duvignot. „Wie Ihr Weiber solche Canaillerien stets schneller durchschaut als wir!" —

Eine stumme Pause folgte. Marcelline begann in Spannung und Ungeduld auf jedes Geräusch, das im Hause laut wurde, zu horchen.

Dann, wie mit einem plötzlichen sich Besinnen auffahrend, sagte sie:

„Weshalb gehst Du, weshalb sendest Du nicht, meinem Mann die Freiheit geben zu lassen?"

Duvignot blickte sie an, ohne zu antworten.

„Der fremde Mensch hat es Dir zur Bedingung gemacht..."

„Hat er?" fragte Duvignot wie zerstreut.

„Mein Gott," rief Marcelline auffahrend aus, „Du wirst das doch nicht leugnen wollen, Du wirst . . ."

„Ich werde Bedingungen, welche ich angenommen habe, auch erfüllen. Aber zuerst möchte ich doch sehn, daß dieser Fremde, der sie mir vorschreibt, auch die seinigen erfüllt! Ich sehe bis jetzt nicht viel davon, und so lange . . . so lange ich Leopold nicht sehe, bin ich nicht geneigt, irgend Schritte zu thun, die wider mein Interesse sind, die mir die Waffen aus den Händen reißen . . ."

„Waffen? O mein Gott, wozu bedarfst Du noch der Waffen... was willst, was sinnst Du?"

Duvignot zuckte die Achseln.

„Was ich will, was ich sinne? Brauche ich Dir das zu sagen? Zum hundertsten, zum tausendsten Male? Glaubst Du etwa, ich hätte das zerknirschende Gefühl eines demüthigen Sünders in mir und zöge nun kleinlaut ab, mit einem ‚Verzeihung, Madame!' und ‚Seien Sie glücklich — weihen Sie mir Unglücklichem eine Thräne, wenn ich Ihnen anders derselben noch würdig scheine!'?"

Duvignot lachte nach diesen Worten bitter und höhnisch auf.

„Nein," sagte er dann zornig, ingrimmig, die Stirn in Falten ziehend, die Arme auf der Brust verschlingend, „Du und Dein Kind, Ihr seid mein, mir gehört Ihr, und eher laß ich die ganze Stadt niederbrennen, eher spreng' ich Eure Thürme in die Luft, eher laß ich den Main sich vor Leichenhaufen stauen, ehe ich meinen Willen beuge, ehe ich Dich lasse, ehe ich . . ."

Marcelline hatte sich langsam wie in furchtbarem Erschrecken vor diesem Ausbruch unbändiger Leidenschaft erhoben — sie hielt sich, geisterbleich, mit großen vor Angst starrenden Augen, zitternd an der Lehne ihres Sessels aufrecht . . . sie streckte die andere Hand gegen ihn aus, und wie kaum mehr fähig zu reden und doch Herrin noch ihrer ganzen Willenskraft, sagte sie leise, aber feierlich:

„Und ich, ich schwöre Dir, daß ich mich eher unter diesen in die Luft gesprengten Thürmen begraben, eher zu den Leichen, die das Flußbett ausfüllen werden, werfen lasse, als daß ich jetzt, jetzt noch Dir folgte!"

Duvignot blickte sie mit wuthflammenden Augen an — dann wandte er sich ab, zuckte die Achseln und ging.

Marcelline lauschte seinen Schritten; als sie verhallt waren, sank sie in ihren Sessel zurück und athmete tief, tief auf. Und dann . . . dann fuhr sie wieder empor . . . lauschte . . . Schritte von Kommenden wurden hörbar auf der Treppe . . . sie stieß einen Schrei aus . . . sie flog zur Thür . . . diese öffnete sich eben und Benedicte trat herein, auf ihrem Arme den Knaben, dessen Haupt im nächsten Augenblick an der Brust seiner Mutter ruhte, überströmt von ihren Thränen. —

(Schluß folgt.)

Fang eines Potwals.

Aus meinem Tagebuch, von M. E. P.

(Mit Abbildung.)

Vor einigen Wochen hatten wir die Linie passirt und segelten jetzt nach Cap Horn und dem Stillen Ocean; das Wetter war trübe und eine scharfe Südost-Brise trieb die Wellen mit zunehmender Heftigkeit vor sich her. Die Hälfte der Mannschaft, durch unsere Wache vom Dienste abgelöst, verschlief den Nachmittag unter Deck; brummend schlenderte der Capitän umher, bald Segel und Masten mit prüfendem Auge überlaufend, bald dem Mann am Steuer ein grollendes Wort zuwerfend — da plötzlich erschallen von dem Mast herab die wohlbekannten, langgezogenen Töne: „Bläst! Er blä — — st! Bläst!" Der Capitän springt nach vorn: „Wo hinaus?" hallt es zum Ausguck hinauf. „Bläst! Bläst!" antwortet ein jubelnder Chor von Deck aus; „dort sind sie!" Und so ist es, nicht weit vom Schiff tauchen wohl ein Dutzend dunkle, glänzende Riesenleiber auf.

Ein kurzer Blick genügt dem Capitän. „Ruft alle Mann!" kommt das Commando klar und ruhig. „Fertig zum Beidrehen!" Wir springen nach den Brassen; ein gedehntes „Alle Mann auf! Zu den Booten!" erweckt die Schläfer im Logis. Schon stürzen sie an Deck, Viele nur halb bekleidet nach ihren Plätzen eilend und im tollen Eifer das Nothwendigste in den Händen tragend. Eine scheinbare Verwirrung herrscht überall; die vorderen Segel schwingen zugleich herum und der Wind, sie voll von vorn treffend, bringt das Schiff zum Stillstehen. „Hißt und schwingt die Boote!" Schon sind sie klar gemacht, kaum wird das Wort gegeben, so verschwinden sie über die Seite; Officier und Harpunier stehen im Stern und Bug derselben, die übrigen vier Mann klettern wie die Katzen an den Schiffswänden hinab und springen und fallen an ihre Plätze in den schaukelnden Fahrzeugen; wer fühlt jetzt wohl Püffe und Stöße! Ein kurzes Klappern von Rudern, ein paar kurze Worte — und im tollsten Wetteifer fliegen die Boote hinaus über die schäumenden Wellen. Während nun die Schiffshüter die Verwirrung an Deck ordnen, steigt der Capitän mit umgeschlungenem Fernrohr zur Mastspitze hinauf. —

Es ist vielleicht dienlich, eine kurze Beschreibung der zur Walfischjagd gebrauchten Boote einzuschalten. Dieselben sind ungefähr dreißig Fuß lang und sechs Fuß breit, an beiden Enden gleich scharf gebaut, vom leichtesten Cedernholz und ohne Kiel, an dessen Stelle ein bewegliches Brett tritt. Sie führen Mast und Segel, zum Niederlegen eingerichtet, fünf lange Ruder an den Seiten und ein eben solches am Stern; dieses letztere, gerade nach hinten hinausragend, dient dem Officier während des Kampfes zum schnellen Herumwerfen des Bootes. Die Ausrüstung besteht aus vier bis sechs Harpunen, mehreren dünnen, bis sechs Fuß im Eisen langen Handlanzen mit kleiner, blattförmiger Schneide, aus

Digitized by Google

einem kleinen Beil, Speckspaten, Compaß, einem Fäßchen mit Wasser und einem anderen, die Laterne und etwas Schiffsbrod enthaltend; häufig führt man auch jetzt eine sehr schwere, kanonengleiche Büchse mit eisernem Sprenggeschoß geladen.

Die Leine, ungefähr einen Zoll stark und vom besten Manila-Hanf gedreht, durchschnittlich dreihundertfünfzig Faden lang, ist mit der gewissenhaftesten Sorgfalt in zwei flache, zwischen den Ruderbänken befestigte Zuber eingerollt; von diesen aus ist sie nach hinten gelegt, schlingt sich im Stern um einen Kopf von hartem Holz und läuft von dort, zwischen der Bemannung hindurch, über die ganze Länge des Bootes nach vorn und vermittelst einer kleinen führenden Rolle im Bug hinaus in die Tiefe. An diesem Ende der Leine sind nun die beiden Harpunen befestigt, welche ein geübter Harpunier, der Sicherheit wegen, schnell hintereinander dem angegriffenen Thiere „giebt". In jedem Boot befinden sich ein Steuermann, ein Harpunier und vier Ruderer, erlesene Leute, welche stets ihren bestimmten Platz haben, um ein erfolgreiches Zusammenwirken zu ermöglichen, und welche auf die Leistungen ihres Fahrzeugs äußerst eifersüchtig sind. —

Nun beginnt die wilde Jagd; mit ermunterndem Zuruf feuern wir uns gegenseitig an, und die schweren Ruder biegen sich in langem, gleichmäßigem Zuge. Mit weitem Auge überblickt der Officier die unruhige See und mit kräftigem Schwung seines Steuer-Ruders wirft er das Boot schnell in jede günstige Richtung. So nähern wir uns den Walen, die vereinzelt auf und nieder tauchen. Soeben ist einer derselben an die Oberfläche des Wassers gekommen, nicht weit von uns zeigt sich sein „Spaut" (Athemstrahl); wie das Boot fliegt! „Streicht, Jungen! Streicht!" Der Officier spricht mehr durch Geberden als durch Worte; geräuschlos zieht der Harpunier sein Ruder ein, sich im Bug aufrichtend, prüft er nochmals vorsichtig die Leinen und, den linken Schenkel fest angestemmt, wiegt er den schweren Schaft der Harpune in den Händen. Pfeilschnell nahen wir der runden, schwarzglänzenden Masse, schon strafft sich der Arm zum tödtlichen Wurf — da versinkt der wachsame Wal und wir schießen im nächsten Augenblick über die leere, strudelnde Stelle.

Die Beute ist entkommen, athemlos und enttäuscht haben wir das Nachsehen. Zum größten Aerger wird unser Boot auch noch zum Schiff zurückgerufen, da wir, bei dem zum Abend heftiger werdenden Wind, helfen sollen, die Segel zu kürzen. Dies gethan, stehen wir verdrießlich an Deck und beobachten mit sehnsüchtigen Blicken die anderen Fahrzeuge.

Die Jagd zieht sich mehr und mehr windwärts; das eine Boot hat es möglich gemacht, den kleinen Mast aufzurichten, jetzt fliegt es unter gerefftem Segel vor dem Winde her, wie ein Raubvogel auf einen träge in den Wellen liegenden Wal zuschießend. Unsere Spannung steigt auf's Höchste — noch eine Minute — noch eine einzige halbe Minute und sie werden in Wurfweite sein — da! — der Wal hat den nahenden Feind bemerkt, er hebt sich zum Hinabtauchen — zu spät, alter Bursche — heran braust das brave Boot, im Bug steht der Harpunier wie ein Neptun, ausholend mit mächtigem Wurf entsendet er das Eisen und mit wuchtigem Fall begräbt es sich in dem Riesenleibe des verschwindenden Thieres.

Ein Moment peinlicher Ungewißheit — der Wal ist untergetaucht, er hat nur eine Harpune bekommen — das Boot schwankt auf den quirlenden Wassern, sein kleines Segel flattert im Winde — aber jetzt! — dort geht es hin, von einer unsichtbaren Macht fortgerissen über und durch die Wellen. „Fest! Fest!" schreit und jubelt Alles, die wilde Lust kennt keine Grenzen. Die Flagge entfaltet sich an der Gaffel und die wehenden Sterne und Streifen verkünden den anderen Booten das glückliche Ereigniß und sie eilen mit Aufbietung aller Kräfte zu Hülfe. Unterdessen hat sich der harpunirte Wal dem Schiffe genähert, er taucht auf und verschwindet wieder; doch nun eilt auch das festgemachte Boot herbei, jetzt erst den eigentlichen Kampf zu beginnen; aber wo ist die Beute? — da! seht! Im Nu ist die Nußschale emporgehoben und überworfen, der ungeschlachte Kopf des Wals erscheint einen Augenblick über Wasser, und dann senden die gewaltigen Schläge des Schwanzes die Trümmer nach allen Seiten. Wassergarben werden emporgeworfen, Schaum und Gischt bezeichnen die Unglücksstätte, wo sich das bösartige Thier zwischen den Ueberresten umherwälzt, wüthend nach den Stücken beißend.

Der Capitän auf der Mastspitze tobt. „Bringt mir diesen Fisch, Jungen! Bringt mir diesen . . ." Mehr hören wir nicht; nach unserm Boote stürzend sind wir schnell hinunter auf das Wasser und legen uns in die Ruder; die Anderen mögen unsere umherschwimmenden Cameraden retten, an uns ist es, sie zu rächen.

Im Fluge nehmen wir die Richtung, in welcher der Wal verschwunden ist; hoch empor heben uns die Wellen, dann wieder sinken wir hinab zwischen flüssige Berge und das Spritzwasser kühlt unsere heißen Stirnen, rastlos arbeiten die Ruder — der Wind braust, es fängt an dunkel zu werden, wir beachten es nicht, wir rudern, eifrig, entschlossen. — Auf dem Rücken einer Woge reitend, sichten wir plötzlich eine unförmliche Masse, rings von einem weißen Kranze brechenden Wassers umgeben. Das ist er, der Unheilstifter! Gemächlich schwimmend steuert er quer über unsern Curs, die lange Leine des zerschlagenen Bootes nach sich ziehend. Jetzt eine letzte Anstrengung! Wir nähern uns pfeilschnell; der Harpunier ist fertig — noch einen Ruderschlag und noch einen — und: „Gieb es ihm!" preßt der Officier durch die zusammengebissenen Zähne. Mächtig geschwungen saust das Eisen und mit dumpfem „Tschug" sitzt es fest; fast gleichzeitig läuft das Boot gegen den Wal, im vollen Schuß hinaufgleitend auf den breiten, schlüpfrigen Rücken und mit wüthendem Stoße wird die zweite Harpune „gesetzt". „Stern! Stern!" schreit Alles, das Wasser dampft und rauscht, die dünnen Bretter beben und biegen sich zwischen uns und sicherem Tode. „Stern! Um Gotteswillen, Stern!" In wilder Aufregung schieben und rudern wir rückwärts — umsonst — die Wellen waschen in das Boot, es fängt an sich zu füllen — dem hintersten Mann wird das Ruder in den Händen zerschlagen, der Wal taucht hinab — noch ein heftiger Stoß, Wassermassen überschütten uns — und jetzt endlich sind wir frei; schwerfällig rollt und schwankt unser halbvolles Fahrzeug in der strudelnden Fluth.

„Habt Acht! Die Leine!" Schon strafft sie sich an, schneller und schneller entrollt sich ihre geschmeidige Länge dem flachen Zuber; das Vordertheil des Fahrzeugs wird tief in das Wasser gedrückt — beinahe dreihundert Faden sind schon hinaus — da stockt die Bewegung und das Boot richtet sich auf.

Endlich Ruhe! Achtzehnhundert Fuß Leine sind beinahe im Nu abgelaufen! Wir sind allein in der Dunkelheit auf weiter See, mit einem gebrechlichen Boote, festgekettet an das Ungeheuer unter uns; tief aufathmend wechseln wir einige Worte, Freude und Muth belebt uns Alle. Das Trinkwasser geht von Hand zu Hand, wir schöpfen unser Fahrzeug aus und zünden die Laterne an, um dem Capitän und unseren Cameraden in den anderen Booten die Orientirung zu ermöglichen — und nun zum Werke, zum letzten Kampfe! Officier und Harpunier vertauschen ihre Plätze; wir prüfen die Leine, sie „steht", der Wal liegt unter uns wie ein Stein. Die Lanzen werden handrecht gelegt; jetzt vereinen wir alle Kräfte, um die Beute heraufzuholen. „Zieht, Jungen! Zieht! Der alte Bursche kann ja da unten nicht vor Anker liegen!" Siebenzig Faden heben wir ihn herauf mit „ho!" und „hub!" — „Halt! — Achtung, losgelassen!" — Er geht wieder hinab. Von Neuem versuchen wir, das mühsam Errungene wird uns oft gewaltsam wieder entrissen, der Wal läßt nicht mit sich spielen — wir ziehen — er zieht — so geht es hin und her; einige seemännische Kraftausdrücke werden laut und plötzlich arbeiten wir spielend, Hand über Hand holen wir die Leine ein, der Wal kommt an die Oberfläche.

Bluu—r—rff! Huff—f! Hört ihr ihn, seht ihr ihn, dort wo das weiße schäumende Wasser ist? Sein unförmlicher Kopf ragt wie ein Felsen hervor, doppelt groß erscheint er in den phosphorescirenden Wellen. „Leise, leise rudern!" Jetzt sind wir an ihm, tief unten im Wasser setzt der Officier die Lanze an und kräftig nachschiebend stößt er sie tief in die zitternde Masse. „Stern! Streicht!" Ein Glück, daß wir dem gefährlichen Schwanze nicht zu nahe sind; dort geht das Thier hin in verzweifelter Flucht, wenig Leine nur geben wir und hinter ihm her fliegt das Boot in wilder Jagd. Windab geht's in der Richtung des Schiffes — dort sind die Lichter, die Masten — unheimlich schwankt der dunkle Rumpf durch die Nacht — unser jubelndes Hurrah verhallt im Brausen des Windes — vorbei schon — Alles ist verschwunden, um uns wieder weite, wogende See. Jetzt ändert sich der Curs, wir laufen wieder gerade in den Wind. Der Officier hält sich im Bug trotz Sturm und dem gegen ihn prasselnden Wasser, mit eiserner Faust drückt er die Leine auf die Führung nieder, damit erstere nicht bei der heftigen Bewegung herausspringe, über die

Seite des Bootes komme und uns dem sicheren Verderben überliefere.

Endlich, plötzlich liegen wir still und vor uns rollt der Wal in den brandenden Wellen; jetzt rasch das Boot heran zum letzten Angriff! Wir halten uns dicht am Ungethüm, das ermattend bald auf der Seite, bald auf dem Rücken liegt und nahe hinter der Finne begräbt der Mann (Moment unserer Abbildung) seine Lanze vier bis fünf Fuß tief, wieder und wieder wird sie hineingetrieben in den bebenden Riesenleib, und jetzt entsteigen dunkle Strahlen dem Blasloche: Blut. Der Wal ist zum Tode getroffen. „Stern Alle! Stern!“ Vorsichtig fliehen wir die gefährliche Nähe.

Welch furchtbare Convulsionen! Welch ungeheure Kraft! Nach und nach tobt sich der Wal aus, eine kurze Ruhe tritt ein; er versucht zu tauchen, erscheint aber gleich darauf wieder an der Oberfläche und eilt nochmals in rasender Flucht gegen Wind und Wellen davon. Vergebens! Wir folgen ihm wie das böse Verhängniß. Noch kurze Zeit und die Kräfte schwinden ihm, die Schnelligkeit läßt mehr und mehr nach; als wir endlich herankommen, rollt er auf die Seite — das Leben ist entflohen, eine todte unbehülfliche Masse liegt das gewaltige Thier in der wogenden See.

Die Aufregung der Jagd ist vorüber und wir haben Zeit uns nach dem Schiffe umzuschauen; die Dunkelheit läßt nichts erkennen. Zerrissene Wolken jagen über uns entlang und lassen einzelne Sterne niederblinken, geisterhaft leuchten die Schaumkronen der See; der Wind trifft uns arme Durchnäßte mit empfindlicher Kälte, das Rauschen der Wogen ist schaurig monoton. Mit seemännischer Leichtigkeit fügen wir uns in das Unvermeidliche, eine solche Nacht, allein und festgeankert am todten Wal, zuzubringen; wie wenig brauchen wir doch, um uns beinahe behaglich zu fühlen; wie, wenn das Boot zertrümmert worden wäre? Nach der Wetterseite zu das kleine Segel über uns ziehend, hocken wir im Stern beisammen; Hunger und Durst werden beschwichtigt, es findet sich auch noch ein wenig trockener Tabak, und nun wandert eine kärgliche Friedenspfeife als willkommenes Labsal von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Die Laterne erleuchtet noch unsere kleine Welt und durch den einsamen Lichtkreis flattern und huschen zahllose Vögel; wie schön, wie natürlich erscheint uns doch jetzt der Glaube, daß sie die Geister sind der Todten im Meere!

Auf und ab, auf und ab schwingt das Boot Stunde für Stunde in den steigenden, fallenden Wogen; stetig ostwärts rollt die Erde und endlich verkündet ein grauer Dämmerschein den kommenden Tag. Wie hoffnungsvoll begrüßen wir den sich immer vergrößernden Halbkreis des wiederkehrenden Lichts! Von dem herrlichen Grün der Wellen heben sich endlich blendende Schaumflocken wie duftiges Gewebe ab, goldiges Licht überfluthet Alles und jetzt trifft uns mit zauberischem Glanz die Sonne. Groß und ruhig steigt sie empor, jeden verirrten Wassertropfen belebend, Freude und Erquickung bringend zu Allem. —

Weit von uns im Lee schwankt das Schiff, Masten und Tauwerk zeichnen sich klar am Horizont ab, ehe es sich aber zu uns heranarbeiten kann, mögen noch Stunden vergehen; doch sind wir bemerkt und einige Boote kommen zum Beistand herüber.

Mit jauchzendem Zuruf begrüßen uns unsere Cameraden, haben wir doch nun wenigstens einmal Erfolg gehabt; im wirren Durcheinander wird gefragt und erzählt; eine traurige Nachricht trübt unsere Freude; der Tod hat zwei unserer Cameraden ereilt. Der eine wurde vom Schwanz des Wals erschlagen, er liegt, eine Leiche, im Schiffe; der Andere, von den Leinen erfaßt, ist verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Die Leute arbeiten nur schwer und schweigend, als endlich das Schiff zur Stelle ist; der Wal, an dasselbe herangezogen, wird um die Schwanzwurzel mit starker Kette und dann am Bug befestigt, so daß der ganze Leib längs der Seite des Fahrzeugs schwimmt, mit dem Kopf nach dem Stern zu liegend. So drehen wir bei, bis eine ruhigere See das Abspecken erlaubt.

Am nächsten Morgen beginnt die fröhliche Arbeit. Ein breiter Rahmen wird an der Seite des Schiffes niedergelassen und schwebt horizontal über dem Riesenleibe; die festen Planken, mit einem leichten Geländer versehen, dienen den Officieren zum Gangweg, von welchem aus sie mit kunstgerechten Stößen der langgestielten scharfen Spaten dem Lostrennen der dicken Speckumhüllung vorarbeiten. Am Hauptmaste sind zwei ungeheure Flaschenzüge befestigt und die dreizölligen, laufenden Taue derselben sind mit den Enden um die Ankerwinde gelegt. Die Hauptluke ist weit geöffnet, zum Aufnehmen der emporgewundenen Speckstreifen. Die den ganzen Leib des Potwals einhüllende Fettlage ist sechs bis zwölf Zoll dick, manchmal auch noch stärker. Einer der Flaschenzüge wird nun an der Finne befestigt und dieselbe so abgetrennt, daß ihr ein vier bis fünf Fuß breiter Streifen „Blubber“ folgt, der Zoll für Zoll zum Mast aufgewunden wird. Das Gewicht des riesigen Körpers und die Gewalt des Zuges zwingen, mit einiger Nachhülfe des Spatens, das zähe Speckband sich vom Fleische abzulösen; der Wal muß sich dabei natürlich um seine Längsachse drehen. Im günstigen Augenblick läßt sich dann ein Mann, durch eine Leine gesichert, auf den Rumpf hinab und trennt die lange schmale Unterkinnlade mittelst einer Axt los; dieselbe wird an Bord genommen, um die großen und schönen Zähne auszubrechen, da sie wie das Elfenbein verarbeitet werden. Dann wird der eigentliche ungeheure Kopf in zwei Stücke zerlegt; das eine derselben besteht aus einem schräg nach vorn zu abgelösten Fettpolster, — dasselbe Polster, welches den Wal befähigt, gleich einem Widderschiff gegen seinen Feind anzurennen, — das andere Stück ist der eigentliche Schädelknochen. Beide werden durch Taue einstweilen im Wasser gesichert.

Das vorher schon theilweise aufgewundene Speckband wird nun bis zum sogenannten Mastkorb aufgezogen, dann wird in gleicher Höhe mit dem Deck der zweite Flaschenzug daran befestigt und über diesem Punkte das Band abgeschnitten. Während nun dieses zweite Stück wieder aufgewunden wird, läßt man das am ersten Flaschenzug hängende durch die Luke in das Zwischendeck hinab, in den sogenannten „Speckraum“, in welchem die Zuschneider es in ungefähr zwei Fuß lange und sechs Zoll breite Kuchen zerlegen. Der ganze Blubber des Wals wird in einem einzigen langen Stück ungefähr so abgewunden, wie man das Deckblatt von einer Cigarre abwickelt. Der Schwanz wird nicht gebraucht, man löst die Kette und der alles Werthvollen beraubte Cadaver treibt langsam vom Schiff hinweg, ein willkommener Schmaus für die vielartigen Reinigungscommissare der See. Nach vier- bis achtstündiger Arbeit, je nachdem das Wetter günstig ist oder nicht, ist alle Arbeit gethan und das Auskochen beginnt. Dicht hinter dem Fockmast ist ein Feuerplatz, der zwei große Kessel enthält, aufgemauert; an den vorderen Ecken desselben stehen noch zwei andere Reservekessel. Auf der einen Seite steht noch ein Kühler von dünnem Kupfer, in welchem der kochende Thran erkalten muß, ehe er in die an Deck befestigten Fässer gefüllt wird; auf der andern Seite befindet sich die Schneidemaschine, durch welche die aus dem Speckraum heraufgereichten Kuchen laufen, mit scharfem Messer eingekerbt werden und dann in die Kessel wandern. Sind sie ausgekocht und schön braun gebraten, „Schraps“, so läßt man sie abtropfen und gebraucht sie sofort als Heizungsmaterial; ein Punkt von größter Wichtigkeit auf hoher See.

Die Zeit des Auskochens, je nach Quantität und Qualität des gewonnenen Speckes zwei bis vier Tage betragend, ist ein großes Fest für die „Speckjäger“, — denn im selben Maße, wie sich die Fässer mit Thran füllen, füllen sich auch bei der Abrechnung im Hafen die Taschen der Leute mit Geld — und da während solch fröhlicher Beschäftigung sich die strenge Disciplin etwas lockert, so überschreitet der Uebermuth des wilden Volkes oft alle Grenzen. Ist der Thran aber einmal unter Deck gebracht, so kommt alles wieder in die frühere Ordnung; das Schiff wird gewaschen und gescheuert, die Leute thun mit sich dasselbe, — alles mit Ausnahme der schwarzgeräucherten Segel erscheint bald wieder ziemlich schmuck und sauber. Jedoch nicht lange, neue erfolgreiche Jagden bringen auch neuen Schmutz, der sich endlich gar nicht mehr wegscheuern läßt; er wird aber gern geduldet, weil die seltsam schmierige und verwetterte Erscheinung eines nach langen Jahren zurückkehrenden Walfischfängers immer eine glückliche Kreuzfahrt verräth. —

Die ungefähren Maße des gefangenen Wals waren: Länge dreiunddreißig Fuß, Schwanzbreite neunzehn Fuß, das abgehauene Stück der unteren Kinnlade, welche allein die großen Zähne enthält, acht Fuß bei einer Breite von dreizehn Zoll; in ihr fanden wir, außer mehreren verkümmerten, fünfundvierzig gute bis sieben Zoll lange Zähne. Es war ein alter magerer Bulle, wir gewannen aus ihm ungefähr zehntausendfünfhundert Quart Thran; Ambra, die bekannte krankhafte, fettwachsartige Absonderung des Potwals, wurde nicht bei ihm gefunden.

Alexandrine Tinne.

„Eine schöne blendend weiße Tochter des Sultans der Sultane, der Großherrlichkeit von Stambul, durchzog jüngsthin Jahre lang, mit vollen Händen spendend und dadurch überall die Herzen gewinnend, die unwirthlichen fernen Gegenden seines weiten Herrschergebietes in Afrika.“ — So glaubten wenigstens in ihrer Naivetät die wilden Naturvölker im Innern des großen Wunderlandes, das jetzt allmählich unserer Kenntniß erschlossen wird. Wie konnten sie wohl fassen, was in Europa selbst befremdlich erscheint, daß eine junge schöne Dame von zartem Körperbau bei einer reichen Ausstattung mit allen Glücksgütern dieser Welt, getrieben von einem in ihrem Geschlecht so seltenen Wissensdrang, beitragen wollte, das uralte Problem von der Entstehung des Nilstroms, dem schon so viele kühne Männer zum Opfer gefallen sind, seiner Lösung zuzuführen? Der Telegraph meldete kürzlich die Trauerkunde, daß **Alexandrine Tinne**, die fabelhafte Prinzessin und Tochter des Nachkommen der Khalifen, von den Tuaregs ermordet sei, jener wildesten und berüchtigtsten Bevölkerung der pfadlosen Sahara, die, um immer unkenntlich zu sein, gleich den ägyptischen Frauen ihr räuberisches Antlitz stets gänzlich verhüllt tragen.

Fräulein Tinne war auf dem Wege von Murzuk nach Ghat begriffen, als eines Morgens die Kameeltreiber beim Aufladen unter sich zu streiten begannen, worauf Fräulein Tinne's beide holländische Diener aus dem Zelte gingen sie zu trennen, leider ohne Waffen. In diesem Augenblick stand Fräulein Tinne in der Thür des Zeltes mit dem Chef der Tuaregs, denen sie früher schon merkwürdiger Weise Vertrauen genug geschenkt hatte, um sie zur Besichtigung ihres Lagers einzuladen. Sie trat dann vor, um nach der Ursache des Streits zu fragen, wurde aber im selben Augenblick von hinten mit dem Schwerte niedergeschlagen. Auf ihr Schreien kamen die beiden christlichen Diener hergelaufen, um zu den Waffen zu greifen, wurden aber auf der Stelle getödtet. Die Tuaregs stürzten nun auf die eisernen Wasserkisten, glaubend, daß diese die Schätze enthielten, und dies muß als Grund der Ermordung angesehen werden. Fräulein Tinne's tragischer Tod ist ein großer Verlust für die wissenschaftliche Durchforschung Afrika's. Die größere Expedition, die sie zum Sultan von Bornu im Herbst zu unternehmen gedachte, bis wohin sie in der Nähe von Ghat unter Zelten leben und ihre geschwächte Gesundheit stärken wollte, würde uns unzweifelhaft viel des Interessanten gebracht haben, dessen wir jetzt durch die Goldgier und schreckliche Grausamkeit jenes afrikanischen Räubervolkes für immer beraubt sind. Mit der schönen Alexandrine ist einer unserer kühnsten afrikanischen Pioniere begraben.

Die Mutter des Fräuleins Tinne war eine Hofdame der Königin von Holland und stammte von der ihrer Kunstliebe wegen bekannten freiherrlichen Familie von Steengracht-Kapellen ab; der Vater, ein Engländer, war Kaufmann; ihn verlor die Tochter schon in ihrem fünften Lebensjahre. Als Erbin eines Millionärs ward es der jungen, auch durch Schönheit und lebhaften Geist brillirenden Dame leicht, einer Leidenschaft sich ganz hinzugeben, welche sie ihr ganzes Leben hindurch gefesselt hat, — der, die Welt kennen zu lernen und sie nach allen Seiten zu durchstreifen. Die geistvolle Königin von Holland liebte die junge Dame und öffnete ihr den Zugang zu verschiedenen Höfen Europa's. Als schöne gewandte Amazone, welche mit außerordentlicher Sicherheit und Geschicklichkeit die wildesten Pferde tummelte, zog sie eben so wie durch die Anmuth ihrer Erscheinung und den Ruf ihres Reichthums die Aufmerksamkeit vieler Cavaliere auf sich, die aber vergeblich um Herz und Hand der Schönen warben; zwei Barone sollen ihr selbst bis Khartum gefolgt sein. Die Liebe der Dame schien ausschließlich der wild-grandiosen Natur zugewendet zu sein; ihre schroff ausgeprägte Eigenart erschien der großen Masse unbegreiflich, und es war daher natürlich, daß die wunderlichsten Gerüchte über ihre Abneigung gegen die Rosenketten der Ehe im Umlauf waren. Man wollte sogar wissen, daß die Liebe zu einem Prinzen sie in die Wildniß getrieben habe. Aber von allen Behauptungen ist mir diese besonders unwahrscheinlich, da Fräulein Tinne in der Unterhaltung stets eine äußerst freisinnige sociale und politische Anschauung bekundete.

Ihre erste größere Reise galt dem Nordcap, wo sie mit dem norwegischen Maler Saal, der durch seine nordischen, in der Dämmerung heller Nächte ruhenden Landschaften einen Namen erworben, bekannt wurde. Von diesem wurde mir manche interessante Anekdote über das Reiseleben in den hohen nördlichen Regionen mitgetheilt.

Schon im achtzehnten Lebensjahr machte die Dame eine Tour durch Kleinasien, Syrien und Aegypten, und seit jener Zeit hat sie die Liebe zu dem Wüstenleben und das Interesse an allen Entdeckungen des uns immer noch so unbekannten und räthselhaften Afrika nicht aufgegeben. Sie hatte in ihrer Vorliebe für den Orient die ägyptische Tracht adoptirt, welche der hohen blonden Gestalt sehr wohl stand; sie duldete nur afrikanische Diener und Dienerinnen, was ihr die Kenntniß der Sprache ermöglichte. Sogar einen Eunuchen engagirte sie zu ihrem Schutze oder vielmehr — weil es bei vornehmen türkischen Damen der Anstand erheischt, von einem Haremswächter geführt zu sein, wie bei uns Damen nicht allein, ohne von einem Diener begleitet zu sein, auszugehen pflegen.

Als ich eines Tages auf der Schubrahallee, wo die Equipagen des Harems des Khedive und der Paschas vorüberrollten, lustwandelte, begrüßte mich durch freundliche Hand- und Kopfbewegung eine verschleierte, in schillernde Seide gehüllte Frauengestalt. Das Erstaunen meines Begleiters, der durch langjährigen Aufenthalt die strengen Sitten der orientalischen Frauen kannte, war größer, als das meinige; ich dachte zuerst an eine scherzhafte Mystification, bis ich an den begleitenden Sclaven erkannte, daß der Gruß von Fräulein Tinne ausging. Ich war mit derselben nach ihrer Rückkehr von der großen Expedition in's Gazellenstromgebiet durch Herrn Th. v. Heuglin bekannt geworden; zugleich hatte ich den englischen Consul für Central-Afrika Herrn Peterick kennen gelernt, welcher auch in Begleitung seiner Frau (gleich dem Nilquellenforscher Samuel Baker) in jenen Regionen des Gazellenstromes im Auftrage der englischen Regierung der Entdeckungsexpedition von Speke und Grant entgegengereist war. Nach jahrelangen Mühsalen waren sie jetzt wieder in eine civilisirte Gegend gekommen, und ich war der erste Europäer, der sie wegen ihrer Ueberwindung so furchtbarer Schwierigkeiten beglückwünschen konnte.

Fräulein Tinne war damals in ihrer Stimmung sehr herabgedrückt; sie hatte auf der Reise in Folge des mörderischen Klima's ihre Tante und ihre Mutter, die ihr gefolgt waren, und von denen sie abgöttisch geliebt war, verloren. Außerdem war ihr Leibarzt, der Botaniker Dr. Steudner, welcher mit Heuglin zugleich von ihr zur Expedition engagirt war, ebenso wie ihre europäischen Kammerjungfern, klimatischen Epidemien erlegen. Gleichwohl sprach mir die Dame wiederholt die Absicht aus, nie wieder nach Europa zurückzukehren, und wiederholentlich bekräftigte sie ihre Absicht, obgleich auf die Kunde von ihrer Ankunft in Aegypten ihr Stiefbruder aus England herbeigeeilt war, sie dem Schauplatz so mörderischer Unternehmungen zu entführen. Sie blieb allen Verlockungen gegenüber standhaft und verfolgte vielmehr den Plan, sich bei Kairo oder auf der Nilinsel Rhoda, wo sich die von einer südlichen Vegetation strotzenden Gärten Ibrahim Pascha's befinden, ein Schloß zu bauen. Zu diesem Zweck ließ sie von dem Baumeister des Vicekönigs Herrn Franz-Bey (aus Wiesbaden), dem Erbauer des königlichen Schlosses von Gheßirah, Pläne entwerfen; auch mit dem berühmten Architekten in maurischem Styl, Herrn von Diebitsch, meinem langjährigen Freunde, der leider vor Kurzem seinem großen Wirkungskreis als ein Opfer der Blattern-Epidemie entrissen wurde, verhandelte sie über architektonische Entwürfe.

Bei ihren Bauplänen huldigte Fräulein Tinne einer sehr excentrischen Geistesrichtung; nichts war ihr phantastisch, nichts labyrinthvoll genug. Die arabische Architectur mit ihren sich verschlingenden Arabesken, mit der Unregelmäßigkeit in der Höhe der aneinanderstoßenden Räume, mit ihren Erkern und Säulenstellungen, war dieser Neigung äußerst günstig. Der Vicekönig von Aegypten, dem die Ansässigkeit der holländischen Dame unbequem war, verhinderte indeß mit Hülfe der Verwandten ihre architektonischen Entwürfe. Fräulein Tinne führte beim Khedive gegen den Pascha von Khartum einen Proceß wegen einer ihr von diesem widerfahrenen Unbill. Der Vicekönig wollte aber die verlangte Absetzung des Pascha nicht gewähren, obgleich das Unrecht desselben offenbar war. Hierin lag das Interesse, die dauernde Niederlassung des

Fräuleins Tinne in Aegypten zum Scheitern zu bringen. Da fast zwei Drittel des Landes Privateigenthum des Vicekönigs sind, während fast ein Drittel Moscheenbesitz ist, so gelang es ohne Schwierigkeit, auf die Eigenthümer eine Pression auszuüben, von denen das zum Bau nöthige Terrain erworben werden sollte. So verließ denn Fräulein Tinne das Nilland, um auf eigenem Dampfschiff die afrikanischen Küsten des Mittelmeeres zu befahren. Auf einige Zeit kam sie auch nach Civita Vecchia, von wo sie oft Rom besuchte. Es war natürlich, daß ihr Erscheinen hier in der Umgebung der schwarzen Söhne Afrika's ein großes Aufsehen erregen mußte. In der Absicht, von Tripolis nach Timbuktu zu gehen, wendete sie sich an den eben erst von seiner kühnen Wanderung durch die unermeßliche Sahara von Marokko nach Tripolis zurückgekehrten Gerhard Rohlfs, um ihn zu ihrer Begleitung einzuladen. Leider hatte dieser junge mannhafte Reisende von dem König von Preußen den Auftrag erhalten, die abyssinische Expedition der Engländer zu begleiten, dem folgend er die Tinne'sche Einladung ablehnen mußte.

Das labyrinthische Durcheinander großer orientalischer Städte ist einem Europäer, der letztere nicht gesehen, schwer vorzustellen. Ich selbst, der ich viele Städte des Orients kennen gelernt und Jahre lang in ihnen gelebt habe, vermochte nicht, die Wohnung des Fräulein Tinne in Massr antika (der alten Stadt von Kairo) wiederzufinden, obgleich mich Herr von Heuglin zum ersten Mal dorthin geführt hatte. Die Intelligenz der Kairiner Eseljungen, welche als die Droschkenkutscher Kairo's mit den Eseln als Droschken gelten können, half mir über die entstandene Schwierigkeit weg. Als ich nämlich in Massr antika herumsuchte und jeden Winkel durchstöberte, um irgend ein Kennzeichen der Tinne'schen Wohnung zu erspähen, sagte mir der Fellahknabe mit seinen großen Sphinxaugen: „Effendi, Ihr wollt gewiß zur Contessa hollandese?“ Unter diesem Namen hatte sich die freigebige Dame unter dem eseltreibenden Proletariat der Khalifenstadt einen Namen erworben. Bewogen durch ihr weiches Herz hatte sie einmal ein Paar geschundener Esel — die Aegypter sind die geborenen Thierquäler — zu sich genommen, verpflegen und curiren lassen. Das ward bald kund, und so geschah es, daß von allen Seiten kranke Esel und anderes räudiges Gethier zur Contessa in die Cur gebracht wurde, und ihr Hôtel in ein Eselhospital verwandelt wäre, hätte nicht die Noth dem Mitleide gegen die Thiere Schranken gesetzt.

Das Haus des Fräuleins Tinne glich von außen ganz einer zerfallenen Ruine. Durch die dunklen Gänge des unteren fensterlosen Stockwerks, welche unsere am Nil nicht gekannten Kellerräume vertreten, gelangte ich, durch den kleinen Aegypter geleitet, auf einen freien Vorhof, wo ich wieder aufathmen konnte; der dunkel azurblaue Himmel, die goldig von heißer Sonne beschienenen Kronenhäupter dreier großer Palmen verliehen den ruinenartigen Baulichkeiten das Pittoreske, welches Maler mit Recht so gerne aufsuchen. Auf freistehenden steinernen Treppen, die auf zerfallene Hintergebäude führten, sonnten sich Affen; kleine Negersclaven, Knaben und Mädchen, lagen im warmen Sonnenschein auf der Erde, größere Sudaneserinnen steckten neugierig aus zerbrochenen Fensterscheiben ihre wolligen Köpfe mit den glänzenden Augen und Zähnen; langhaarige nubische Windhunde, die zur Falkenjagd auf Gazellen dressirt waren, sprangen mir entgegen; ein alter weißbärtiger Berberiner, wie sie gewöhnlich zu Thürwächtern ägyptischer Häuser bestellt werden, empfängt meine Karte, um mich dem Fräulein anzumelden. Bald zurückgekehrt führt mich derselbe in einen zweiten Hof, wo ich an großen offenen Zimmern vorbeipassirte, in denen die ungeordneten ethnographischen Sammlungen sich befanden, welche von fünfzig Kameelen aus dem Innern Afrika's hierhergeführt waren. Seltsame Waffen, ausgestopfte Vögel, Geweihe aller Art von Antilopen und Rhinoceroffen, Geräthschaften sudanesischer Völkerschaften liegen da auseinander gehäuft.

Fräulein Tinne kommt mir entgegen; sie trägt ein orientalisches Tuch um den Kopf gewunden und ein ägyptisches Gewand mit langen weiten Aermeln von changirender grauseidener Farbe über ein schwarzes Trauerkleid geworfen; ihre Füße stecken nach arabischer Sitte in maroquinledernen Stiefeln. Die große, schöne, bleiche, durch Gram und Krankheit angegriffene Gestalt mit prononcirten geistreichen Zügen, mit dem freien und feinen Benehmen mußte auf Jeden einen angenehmen Eindruck machen. Ihr Salon, in den ich geführt wurde, war ein altes Harem, dessen eine Wand lauter Fenster bildeten; von draußen aber war es nicht möglich, durch diese Fenster zu sehen, weil vor ihnen sich fein geschnitzte, gegitterte Erkerchen, welche Muscharabien heißen, befanden; dadurch war ein mattes Zwielicht in dem Raum verbreitet, welches einen recht mystischen Reiz gewährte. Den Fußboden bildete ein buntes Marmorparquet. Die Decke bestand aus Holzgetäfel, welches mit türkischem Geschnörkel verziert war. Rings um die Wände liefen die gewöhnlichen Divans, deren Gestell aus Palmenstäben fabricirt war. In der Mitte standen einige originelle niedrige Sessel, dreibeinig, phantastisch geschnitzt, aus dem Lande der Njam-Njam. Von europäischem Geräth entdeckte ich nur einen bescheidenen Holztisch, auf dem eine große arabische Laterne stand, welche heutzutage selbst noch bei den Paschas in Gebrauch ist. Daneben lagen Bücher und Zeichnungen Heuglin's ausgebreitet.

Für mich als Maler waren die Besuche bei Fräulein Tinne insofern von großem Interesse, als ich dort Gelegenheit fand, die vielen Sclaven jeglicher Art aus so schwer erreichbaren Gegenden zu zeichnen. Fräulein Tinne kam meinen desfallsigen Absichten mit größter Liebenswürdigkeit entgegen. Unter den Mädchen zeichnete sich besonders ein junges Geschöpf von etwa vierzehn Jahren aus, welches dem durch seine Schönheit berühmten Stamme der Gallas entsprossen war. Sie hätte für eine Königin Candaces als Modell dienen können. Die Kinder beeilten sich, mir Arme und Brust zu entblößen, um die Scorpionen, Schlangen und Krokodile, die in sehr primitiv-phantastischen heraldischen Formen darauf tättowirt waren, zu bewundern. Die achtzehn ethnographisch merkwürdigen schwarzen und braunen Menschenexemplare waren, so erzählte mir Fräulein Tinne, ihr freiwillig gefolgt, weil sie in ihren heimischen wilden Ländern durch die nie aufhörende Sclaverei fortwährender Grausamkeit ausgesetzt waren. Von einem Missionär, der dort im Innern Afrika's die Tinne gesehen, ward mir erzählt, daß sie manchmal einen schwer verwundeten Sclaven auf ihr Reisethier genommen und selbst stundenlang zu Fuß im tiefsten Sumpfe gewatet hätte. Fräulein Tinne war sehr mittheilsam. Während ich zeichnete, saß sie nach arabischer Sitte auf der Erde zuschauend, und ward nicht müde, mir ihre Erlebnisse mitzutheilen. Die großen Sumpfstrecken der Nilquellengebiete hatten ihre Erinnerung an ihre holländische Heimath wachgerufen; die endlosen grünen Triften, auf denen ihr Kindesauge geruht, traten lebhaft wieder vor ihre Seele. Des Grünen wurde ihr selbst manchmal zu viel, so daß sie sehnsüchtig wiederum der gelben ausgedörrten Saharawüste gedachte.

Der mit einem Beigeschmack von Romantik vielgenannte Name von Alexandrine Tinne wird unter den kühnen Personen unvergessen sein, denen wir eine Erweiterung unserer geographischen Anschauungen schulden. Die Expedition des Fräulein Tinne in die Sumpfregionen des Ghasal (Gazellenstromes) war eine Bereicherung der geographischen Wissenschaft gewesen, zumal da der bekannte abyssinische Reisende Theodor von Heuglin von Fräulin Tinne für dieselbe in Khartum gewonnen wurde. Zwar war der Gazellenfluß bis zu seinem Quellsee, der Meschra el Reg, zuerst durch Lejean aufgenommen und bekannt gemacht, indeß wurde durch die Heuglin-Tinne'sche Expedition die Position der Meschra zuerst astronomisch festgestellt. Trotz mannigfacher Hindernisse gelang es den Reisenden, zwei große Ströme, die sich durch eine meilenweite Sumpfregion in den Ghasal ergießen, den Djur und Kosanga, zu überschreiten und die Wasserscheide zwischen dem westlichen oberen Nil und zwei sehr beträchtlichen, dem Benue oder Schari zueilenden Gewässern, Matua und Sena genannt, zu bestimmen. Ebenso hat diese Expedition Kunde von einem weitern central-afrikanischen Binnensee erhalten, der vielleicht den Nyanza an Größe übertrifft und ungefähr unter dem dritten Grad nördlicher Breite gelegen ist.

Jetzt nun bleichen die Gebeine der kühnen Reisenden in den sonnenverbrannten Einöden, deren Reize ihre Phantasie so lebhaft fesselten, und dienen mit den anderen Ueberresten von Menschen und Thieren, die hier Durst und Hunger oder Mord überraschte, dazu, in den pfadlosen Bahnen der Sahara dem Wanderer die Straße zu zeigen.

Wilhelm Gentz.

Die Stunden der Andacht und die großen Kirchenversammlungen.

Aus einem Briefwechsel.

Von E. Zich.

Wir gedenken hier zweier Männer, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu den muthigsten Vorkämpfern für Licht und Wahrheit in den deutschen Landen gehörten. Ihre Namen sind Heinrich Zschokke von Aarau und Heinrich von Wessenberg, bischöflicher Generalvicar in Constanz. Des Einen Ziel und Wahlspruch war: „Volksbildung ist Volksbefreiung"; des Andern Streben ging nach Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom. Beide streuten durch ihr Wirken, zumal durch ihre Schriftwerke, eine reiche Lichtsaat neuer Ideen aus und gaben dadurch ohne Zweifel zu manchem Fortschritt, dessen wir uns heute freuen, mächtigen Impuls. Sie wurden Beide von Gegnern vielfach verkannt und verlästert; aber die Edelsten der Nation tragen sie noch fort und fort in dankbarem Gedächtniß, trotzdem Beide von ihrer Lebensarbeit schon längst im Grabe ruhen. (Zschokke starb den 28. Juni 1848, Wessenberg den 13. August 1860.)

Es soll sich hier nicht um eine neue Darlegung ihrer Verdienste handeln. Sie sind bekannt, zumal durch Dr. Beck in Heidelberg in seiner Biographie Wessenberg's nun auch diesem Letztern ein so würdiges Denkmal gesetzt wurde. Aber weniger allgemein weiß man, daß zwischen jenen beiden Männern eine langjährige Freundschaft bestand, die an Reinheit und Stärke zu den gefeierten Freundschaftsidealen des Alterthums hinanreicht. Das beste Zeugniß davon giebt ihr Briefwechsel, welcher im Original heute vor mir liegt. Die Sammlung besteht aus achtundvierzig Briefen Zschokke's und siebenundachtzig Wessenberg's; der älteste datirt vom 7. Juli 1813, der jüngste vom 8. October 1842. Leider bestehen bedeutende Lücken, wie denn aus dem Zeitraume von 1820 bis 1830, in welchem doch ein sehr lebhafter Schriftverkehr zwischen den Freunden bestand, kein einziger Brief mehr vorhanden ist.

Es wäre nun von hohem Interesse, wenn dieser Briefwechsel in seinem vollen Umfange veröffentlicht werden dürfte. Es spiegelt sich in ihm jene ganze inhaltsschwere Zeitepoche ab; kein irgendwie bedeutendes Ereigniß in Staat, Kirche und Literatur blieb unbesprochen. Auch geben sich die Schreibenden einander mit der allergrößten Offenheit hin, so daß man auf den innersten Grund ihrer Seele blicken kann. Aber gerade diese intime Vertraulichkeit hindert die Veröffentlichung ihrer Briefe. Sie würden dagegen, wenn sie es noch könnten, selbst ihr entschiedenes Veto einlegen. Ferne sei es von mir, ein solches Heiligthum pietätslos profaniren zu wollen!

Indessen ist mir doch gestattet, eine kleine Auswahl davon, gegen die jene Bedenken nicht stattfinden können, dem Drucke zu übergeben. Ich wähle zu diesem Behufe einige Briefe, die hier zwar nur im Auszuge mitgetheilt werden können, welche aber besonders geeignet sind, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, weil sie einerseits eine Thatsache beleuchten, die noch jetzt bei Einzelnen nicht ganz im Klaren liegt — nämlich die Autorschaft der „Stunden der Andacht", — andererseits ein Werk Wessenberg's in Erinnerung bringen — „Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Constanz 1840. Vier Bände." —, auf welches gerade in diesem Augenblick, wo ein neues Concil der römischen Kirche vor Allem die Ruhe des glaubensgetheiltesten, deutschen Volkes bedroht, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wieder hingeleitet werden sollte. Bekanntlich bestehen über jene Autorschaft, trotzdem daß Zschokke schon im Jahre 1842 bei Herausgabe seiner „Selbstschau" auf's Bestimmteste erklärte, daß Er und kein Anderer der Verfasser sei, dennoch bis in die neueste Zeit noch Zweifel und Muthmaßungen oft der abenteuerlichsten Art. So ist es geradezu eine Lächerlichkeit, wenn Richard Gosche in seinem „Jahrbuch für Literatur" (Berlin. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1. Band S. 391) schreibt: „Das einträchtige Zusammenwirken der verschiedenen Confessionen zeigen die ‚Stunden der Andacht', welche man mit Unrecht gewöhnlich Zschokke allein beilegte, und für welche vielleicht außer Protestanten und Katholiken noch ein jüdischer und muhamedanischer Theilnehmer gefunden werden kann." — Namentlich wurde Freiherr v. Wessenberg öfter als Mitarbeiter bezeichnet, und man wollte sogar die einzelnen Capitel herausgefunden haben, die von ihm herrühren sollten. Wir wollen nun sehen, was er selbst darüber schreibt! — Ueber den hohen Werth des Wessenberg'schen Werks spricht ebenso klar als warm Zschokke hier selbst.

Zum Verständnisse der ersten Briefe nur noch die Vorbemerkung, daß die beiden Freunde sich jedes Jahr besuchten oder sich an einem dritten Orte ein Stelldichein zu persönlicher Besprechung gaben, und daß bei einer solchen Zusammenkunft in Eglisau (am Rhein im Canton Zürich) im April 1837 Zschokke seinem Wessenberg zuerst das viele Jahre treu bewahrte Geheimniß seiner Autorschaft der „Stunden der Andacht" mittheilte. In's weitere Publicum gelangte die Nachricht, wie schon gesagt, erst 1842.

Wessenberg an Zschokke.

Constanz, am 2. Mai 1837.

— — Für Ihre vertraulichen Mittheilungen nochmals meinen innigsten Dank! Einen bestimmten Rath in Dingen solcher Art zu geben, hält allerdings schwer. Was den Eindruck der Enthüllung vor dem ehrsamen Publicum betrifft, so dünkt es mich zwar, sie hätte schon vor fünfzehn oder auch mehreren Jahren ganz unbedenklich geschehen können und sollen. Jetzt geschieht sie allerdings am schicklichsten in Verbindung mit der Bildungsgeschichte Ihrer innern Welt (d. h. in der von Zschokke damals bearbeiteten „Selbstschau"). Indessen möchte es doch vielleicht in Hinsicht des Eindrucks wohlthuend sein, wenn vor der Bekanntmachung dieser höchst interessanten Bildungsgeschichte das Publicum zum voraus, wenn auch nur unter der Hand, durch größere Verbreitung der Kenntniß des wahren Verfassers des anonymen Werkes vorbereitet würde. Dafür wird wohl der Verleger das Beste thun können. Wie mein Name in's Spiel gekommen, weiß ich wahrlich nicht, und eben so wenig, warum mein Ableugnen und Widersprechen das grundlose Gerücht nicht beseitigt, hin und wieder sogar, wie es scheint, bekräftigt hat.

Ihre freundlichen Winke in Hinsicht meiner „Concilien" werde ich bestens zu benutzen suchen. Die Gestaltung des Ganzen hat seine Schwierigkeiten. Zur Vollendung des Ganzen werde ich mir Zeit lassen. — —

Zschokke an Wessenberg

(nachdem ihm der Letztere sein Werk über die „großen Kirchen-Versammlungen" als Geschenk gesandt hatte).

Aarau, 3. April 1840.

Es ist Ihr größtes, ich behaupte, Ihr bestes, weil zeitgemäßestes Werk: ein Werk des schönsten Märtyrerkranzes würdig. Eben bin ich mit Lesung des ersten Theils zu Ende. Ich bewundere Ihren Fleiß; ich ehre Ihren Muth. Rom und der ganze Clerical-Troß muß Sie nothwendig verdammen; mehr als ein Jahrhundert wird Sie segnen. — Ich gestehe ehrlich: das wagt' ich nicht zu hoffen, als wir in Eglisau beisammen saßen und wir uns einander vorlasen. Sie erinnern sich wohl, was ich Ihnen damals ermunternd zurief: Sie haben mehr gethan; auch ich stehe tief unter Ihnen! Auch ich habe meine Arbeit („die Selbstschau") fast vollendet; aber ob sie während meines Lebens gedruckt wird, weiß ich selbst noch nicht. Es sind Stunden der Andacht anderer Art geworden, nämlich für Denker, aber sie werden nicht so weit wirken als jene.

Noch bin ich nicht zu den großen Concilien gekommen. Ich erwarte Großartiges, denn der erste Theil ist eine prächtige Vorhalle, eine Philosophie der Kirchengeschichte, durchweht vom Liebesodem der Christusreligion. — Ich erwarte bei Bezeichnung des eigenthümlichen Charakters vom Christenthum auch Ihren Gegensatz von Christus und Moses, den Christus selbst so ungemein scharf und mit wenigen Worten (Math. 5, 17.) bestimmte und dann (das. Vers 21—48.) deutlich auseinandersetzte. Ein Jehovah-Glaube und Jehovah-Dienst konnte keine Weltreligion werden, sondern nur die, welche Christus brachte, die mit der göttlichen Gesetzgebung in der Geisterwelt, der Vernunft (Röm. 2, 14—15.), in reinstem Einklang steht. Darum wird und kann auch keine der christlichen Kirchparteien mit ihren besonderen Dogmen und mannigfachem Cultus Weltreligion werden, sondern nur das in

Digitized by Google

ihnen, was übrig bleibt, wenn wir Alles das verwerfen, was die Kirchparteien sich gegenseitig als Irrthum und Ketzerei selber seit dem ersten Jahrhundert vorgeworfen haben. Ich bin aber darum nichts weniger, als wider alle jene Dogmen- und Cultusarten. Nein, lassen wir der kindlich-sinnlichen Menschheit ihr naturnothwendiges Bedürfniß, das Uebersinnliche in ein schönes Gewand einzukleiden, wenn auch mit Farben und Flittern des Juden- und Heidenthums versehen. Darum habe ich auch Nichts gegen den Werth der kirchlichen Tradition einzuwenden, wenn nur in ihrer Schale die heilige Perle dem Auge nicht ganz verdeckt wird und die Schale zuletzt nicht selbst für das Heiligthum gilt.

Den mir überzeugendsten Beweis für die göttliche Sendung Jesu hat mir eigentlich nicht der Name „Sohn Gottes“ gegeben, den er sich beilegt, oder daß Er Gott seinen Vater im Himmel nennt, der ihn gesandt, sondern die große Weltverwandlung, welche sogleich nach seiner Erscheinung eintrat und die bis heute fortdauert. Roms Fall, Völkerwanderungen, Kreuzzüge, Mengung des Nordens und Südens, ein von der Zeit vor Christus ganz verschiedenes politisches, moralisches, ästhetisches Wesen, dann, als die äußere Regeneration beendet war, Pulver, Buchdruckerpresse, Weltumseglung — Alles zur Vermenschlichung der Barbaren, zur Erleuchtung und Heiligung und engern Vereinigung der Menschheit! Im Laufe der Sterne und ebenso im wunderbaren Gang der Weltschicksale waltet der Finger Gottes. Nicht Christus, nicht seine Lehre allein hatte jene ungeheuren Ereignisse in's Dasein gerufen, sondern die weltordnende Vorsehung, die sich auch im Leben des einzelnen Sterblichen offenbart. Nicht Christus stellte sich an die Grenze zweier ganz gegensätzlicher Zeitalter, nicht er sich in die Mitte eines unbedeutenden Volkes, das aber schon die Lehre von der Unicität des unsichtbaren Gottes besaß — sondern er ward dahin gestellt und gesandt von Gott.

Heute Nichts von Politik. Bei uns ist Alles ruhig, obgleich die Radikalen nicht ruhen werden. — —

Wessenberg an Zschokke.

Constanz, den 11. April 1840.

Ihr begeisterter Herzenserguß über mein Werk, wenn ich auch viel davon auf Rechnung Ihrer freundlichen Zuneigung für den Verfasser schreibe, hat mich doch nicht wenig gefreut. Niemand kann so stark als ich selbst dessen Unvollkommenheiten fühlen. Ihr Urtheil wird mich aber anspornen, an Verbesserung seiner Mängel unausgesetzt zu arbeiten. Schon während der Zeit des Abdruckes habe ich Vieles dafür gesammelt. Bei solchen Arbeiten ist Ausdauer das erste Gesetz. — —

— — Meine Kunst ist nicht weit her. Sie sowohl als meine Gelehrsamkeit stehen tief unter meinem guten Willen. Mein Hauptbestreben war immer auf Reinheit der Gesinnung gerichtet, und bei diesem Bestreben kann ich mir nicht bergen, daß ich Manches, was bei größerem Talent sehr wohl damit vereinbarlich gewesen wäre, versäumt habe.

Vielleicht hätte ich am besten gethan, Nichts zu schreiben als Hirtenbriefe oder Briefe an Freunde, und wenigstens Nichts drucken zu lassen. Sokrates schrieb Nichts. Unser Heiland schrieb Nichts. So Manche, die Großes wirkten, schrieben Nichts. In unserem schreibe- und leselustigen Zeitalter wäre es vielleicht gerade das größte Verdienst, zu handeln, zu wirken, ohne sich in das Gewühl und Getrieb der Schriftstellerei einzulassen. Diese war nicht mein Beruf. Meine Kräfte, meine Neigung und Thätigkeit war ganz dem Eingreifen in's Leben zugewendet; ich kannte keinen Ehrgeiz, als den, etwas Rein-Gutes zu wirken. Aber in der Laufbahn wurden mir die Fersen durchschnitten. Denn die Baumeister hatten mich als einen ungefügigen Stein verworfen. Ferne sei es von mir, darob zu zürnen! Wie Gott es fügt, ist es recht. Mein Geist blieb frei, und dies ist nichts Kleines. Das Bewußtsein, nur Gottes Diener zu sein, wird mich an die Grenze des Diesseits begleiten. Wer könnte besser, stärker den Werth dieses Bewußtseins fühlen als Sie, mein Freund, der Sie so vielen, so schönen Einfluß auf Ihre Zeitgenossen geübt! (Besonders durch die Stunden der Andacht.)

Zschokke an Wessenberg.

Aarau, den 21. Januar 1842.

Es geht mir fast wie dem guten Liestaler General Buser, der seine Zeitungsartikel gewöhnlich mit den Worten anfängt: „Ich muß auch wieder einmal Etwas in die Zeitung rücken.“ Und ich muß Ihnen auch wieder einmal Etwas schreiben, obgleich ich so wenig zu sagen habe wie Jener. Aber ich will plaudern, weil ich Schnupfen und Husten habe und eingenommenen Kopf, daher auch nichts Ernstes treiben mag.

— — Auch ich bin überzeugt, daß der ganze ultramontane Spectakel nicht bis zum Jahre 1850 dauern wird. Rom und Nuntiatur werden es in der Schweiz zum Aeußersten treiben und dann wieder von der Schweiz das Aeußerste erfahren,* wie es die meuterischen, wühlenden Klöster bei uns erfahren haben. Das wird auch Wirkung Ihres Geistes sein. Sie haben schon mehr Licht entzündet, als Sie in Ihrer Bescheidenheit glauben mögen.

Unter den Briefen, die vor mir liegen, ist auch noch einer des Regierungsraths Fetscher in Bern vom 6. Jänner. Darin steht folgende Stelle: „Ich lese eben Ihres geistreichen Freundes v. Wessenberg treffliches Werk — ‚Die großen Kirchen-Versammlungen‘ —. Danken Sie ihm in meinem Namen für das herrliche Buch. Wär' ich reich, am wenigsten müßten 1000 Exemplare von dieser Schrift unter Katholiten und Protestanten vertheilt sein. Das ist ein Meisterwerk! Wäre Wessenberg unser Metropolitan, so hätten wir eine schweizerische Nationalkirche, edlere Zustände in der Schweiz verwirklicht und auswärts angebahnt.“

Ich bin seit Kurzem wieder einmal Gegenstand des Zeitungsgeschwätzes, das bald vorüber gehen wird und mich, wenn es auch fortdauern sollte, wenig kümmert. Daß ich nun als Verfasser der „Stunden der Andacht“ bekannt geworden, ist nicht meine, sondern des württemberg'schen Gesetzes über den Nachdruck Schuld, gegen den man einem Verleger kein Privilegium giebt, wenn der Verfasser eines Werkes nicht mehr lebt. Außer meiner Frau, Ihnen und Monnard, meinem Uebersetzer (Méditations relig.) wußte Niemand darum, selbst keiner meiner Söhne. Nun wollte ich doch nicht, daß meine vertrautesten Freunde es früher durch Zeitungen, als von ihrem Freunde vernehmen sollten.

Um Verzeihung, mein Theurer, wenn Sie diesem Briefe den Schnupfen zu sehr anmerken sollten. Ich bin müde und mein Kopf ist arm an Gedanken; doch brauch' ich den Kopf nicht, sondern nur das Herz, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe.

Wessenberg an Zschokke.

Constanz, den 31. Jänner 1842.

— — Für Viele war doch wohl die Nachricht, die Sie als den Verfasser der „Stunden der Andacht“ bezeichnete, nicht neu oder unerwartet. Sie sagen mir aber Nichts von der Fortsetzung Ihrer Selbstbiographie. Hoffentlich beschäftigen Sie sich noch immer damit und werden darin auch manches Interessante über Ihre Zeit und Mitwelt mittheilen. Solche Denkwürdigkeiten sind gleichsam ein Testament, das man der Nachkommenschaft hinterläßt; ein Schärflein zur Aufhellung des Stroms der Zeitgeschichte. — —

Zschokke an Wessenberg.

Aarau 3. März 1842.

Ich schreibe Ihnen, mein Lieber, mit einigem Unmuthe. Allerdings war mir's sehr gleichgültig, daß endlich noch das Geheimniß an's Licht mußte und man mich nun als Verfasser der Stunden der Andacht nennt. Auch das Zeitungsgeschwätz darüber läßt mich gleichgültig. Ich habe dabei nicht Viel zu gewinnen und zu verlieren und verlange auch Beides nicht. — Aber seit gestern Abend bin ich deßhalb unruhig, weil ich aus zwei Zeitungen ersah, daß man auch Sie verdächtigt, an den St. d. A. Ihren Antheil gehabt zu haben. Vielleicht könnte es wieder einen Verfasser des „Werk des Satans“** verleiten, Ihren Namen wenigstens

* Zschokke hat richtig prophezeit: auf die heftigen ultramontanen Umtriebe, welche nach der aargauischen Klosteraufhebung im Jahre 1841 entstanden, folgte der Sonderbundskrieg im Jahre 1847, welcher die Jesuiten aus der Schweiz fortfegte.

** In der Literatur der jesuitischen Schmähschriften spielte eine besondere Rolle die Schrift: „Die Stunden der Andacht ein Werk des Satans. Sitten und Solothurn 1829“, in drei starken Heften. Wir entheben derselben, um sie zu kennzeichnen, folgendes Gedicht:

Fürst Satan sah das ihm verhaßte Christenthum
In seinem Wahne schon durch ihn erschüttert beben.
Um ihm zum Sturze noch den letzten Tritt zu geben,
Berief durch Zorbiel er sein Synedrium.
Geflügelt sammelt sich im dumpfen Donnerwetter
Um Satans Feuerthron die Schaar der Höllengötter:
Adramelech und Moloch,
Belielel und Magog,
So festlich schauerlich, wie Klopstock sie beschrieben.
Der Gottesspötter Gopp war einzig ausgeblieben.

in der ultramontanen Welt besudeln zu wollen. Aber fürchten Sie Nichts; lange soll das nicht dauern. Im nächsten Heft von Malten's Bibliothek wird aus meiner Selbstschau das Capitel von den St. d. A. und wie sie entstanden, eingerückt stehen. Sie und die Welt werden daraus erkennen, wie sehr ich Sie liebe und wie unschuldig Sie verlästert worden sind. — — — —

Wessenberg an Zschokke.

Constanz d. 8. März 1842.

Ich freue mich, mein theurer Freund, auf Ihre Selbstschau, deren Erscheinen mir Ihr Werthestes vom 3. dies ankündigt. Diese Schrift wird dann auch dem Fraubasengeschwätz in öffentlichen Blättern ein Ende machen. — — Ich finde es unsinnig, daß man früheres Gerede von andern Verfassern der St. d. A. wieder aufwärmen konnte, nachdem Sie sich als den Verfasser öffentlich erklärt haben. Ich selbst war früher geneigt gewesen, an einen Antheil daran von Seite unseres gemeinen Freundes Victor Keller zu glauben. Dies fällt aber für Jeden weg, der Ihre Erklärung kennt.

Der Frühling fängt an seine Fittige zu regen, aber die launigen Winde und Wolken verderben ihm noch das Spiel. Doch hoffe ich, daß wir bald die Verjüngung der Natur werden feiern können. Wir wollen dabei auch der Verjüngung der Menschheit gedenken, welche im Grunde Jeder von Zeit zu Zeit in sich selber vornehmen kann und soll. Leider aber haben jetzt Viele eine sonderbare Idee von Verjüngung, indem sie uns bereden möchten, wieder die Nebelkappe über die Ohren zu ziehen. Das sei ferne! Vielmehr wollen wir mit Lichtgedanken dem Osterfeste entgegengehen. Ihr Freund von Herzen &c.

Da brüllt der Höllengott in seinem Grimme:
Noch fehlt mir Gepp, wo zaudert er?
Denn seine Lästerstimme
Kann hem' entscheidend sein!
Da sprach ein kleines Teufelein:
Ich hab' auf meiner Reise her
Zu Aarau ihn gefunden:
Er redigirt dort die Andachtsstunden!

Aus Auerbach's „Barfüßele".*

Ein strenger Trotz lag auf dem Gesicht des schlafenden Kindes. Es hatte die eine Hand auf die Brust gelegt und die schwarze Marann' hob sie ihm leise weg und halblaut sagte sie vor sich hin:

„Wenn nur immer ein Auge, das über Dich wacht, und eine Hand, die Dir helfen will, Dir so wie jetzt im Schlafe, ohne daß Du es weißt, die Schwere vom Herzen nehmen könnte! Das kann aber kein Mensch, das kann nur Er . . . Thu Du meinem Kinde in der Fremde, was ich diesem da thue." (Seite 21.)

---

* Siehe die Ansprache auf Seite 608.

Das Leben der Blumen.

„Keine Pflanze ohne Seele". — Blumenschlaf. — Die Blumengesichter der Dämmerung. — Verschiedene Schlafweisen. — Schlaf der Blumenglieder. — „Nun ruhen alle Wälder". — Die Tagblumen. — Die Nachtblumen. — Die Königin der Nacht. — Die Nachtigall der Blumenwelt. — Die Blumenuhr.

Die Blumen verstehen uns nicht. Der Ausspruch des Aristoteles: „nulla planta sine anima", „keine Pflanze ohne eine Seele", hält nicht aus vor der besonnenen Untersuchung. Unser idealster Dichter selber, der „die Kinder der verjüngten Sonne" preist, weil die Natur sie geliebt und „sie geschmücket mit der Farben Götterpracht", weiß ihnen zum Schlusse doch nur zuzurufen:

Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget.

Indessen Züge lebendigen und nahezu seelischen Daseins sind doch unverkennbar an ihnen. Ja ihr Leben gleicht in mancher Beziehung dem unsrigen. An die Erde gebunden ringen sie doch dem Lichte nach, ganz wie das Menschenleben zwischen den Idealen und den dunklen Gebieten des materiellen Bedürfnisses schwankt. Sie haben gleich uns eine knospende Kindheit, entfalten sich zu jugendlicher Pracht und Kraft, bringen ihre Frucht zu ihrer Zeit und welken hin. Und wie ihr Leben zwischen dem ersten leisen Werden und ihrem Ende steigt und wieder sinkt, so wechselt ihre Lebensenergie auch periodisch an jedem einzelnen Tage. Wenn die Morgensonne aufgeht, erwachen sie wie wir; sie blühen dann lustig den Tag über, aber ihre Blumenaugen schließen sich traumhaft wieder zusammen, wenn die Dunkelheit hereinbricht.

Dieser mit dem periodischen Ebben und Fluthen des menschlichen Blut- und Nervenlebens übereinstimmende Zug ist der sogenannte **Blumenschlaf**. Es ist das die Lebenserscheinung an ihnen, welche über ein blos mechanisches Geschehen hinauszudeuten und die Pflanze auf eine dem mechanischen Leben gänzlich nahe stehende Stufe zu stellen scheint, so daß wir wirklich zustimmen möchten: „Keine Pflanze ohne eine Seele". Es ist daher der Blumenschlaf, an dem sinnige Naturfreunde immer ihre Freude gehabt haben, auch eine für jeden Denkenden überaus interessante Seite des Pflanzenlebens.

Schon ein gedankenreicheres Bild wird uns bei dieser Beachtung der hereinbrechende Abend. In den Garten und auf die Wiese, die hinten an unsern Garten stößt, gehen wir hinaus, wenn die Schatten länger werden und die Luft des Tages sich abkühlt. Die ewige Mutter hat ihren weichen Dämmerschleier über alle ihre Kinder gebreitet, nachdem sie ihnen die Schale der Erquickung gereicht. Und nun schlafen sie Alle auf den Zweigen und im hohen Wiesengrase, in ihren Bauen und Nestern und Wohnungen mancherlei, — Alle, welche mit Gesang und Gesumme und tausendfältigem Leben, mit ihrer Unruhe und Leidenschaft den Tag erfüllten. Und auch über das Pflanzenreich hat weit und breit der Abend die erquickende Schale ausgegossen. Verschwunden sind die lachenden, schäkernden, aufgeschlossenen Blumengesichter, die in buntem Chore den Tag über durcheinander spielten und mit hellen Augen der Sonne, an der ihr Leben hing, zugekehrt waren. Hie und da nur lugt halboffen oder offen eine Blume noch in die braune Dämmerung hinaus. Aber die meisten schlafen schon, ehe die volle Nacht kommt. Hie und da ist auch ein müdes Insect, geschützt gegen den Thau der Nacht, in ihrem Blüthenkelche mit eingeschlossen.

Jede Pflanze hat dabei, was so seltsam, ihre eigene Weise.

Die farbige „Blume" selbst begiebt sich zur inneren Ruhe; sie fällt in eine Art Schlaf, indem sie ihre bunten Fühlblätter einzieht und damit gegen die Außenwelt sich abschließt. Der Vergang ist der, daß sie durch Einfaltung in den Knospenzustand zurückgeht, — ganz wie oft der Mensch im Traume in die Kindheit zurückkehrt.

Wie ferner sich das Haupt des Müden neigt, so giebt es wieder andere Blumen, die eine andere Weise belieben, indem sie ihre Blüthenköpfchen abendlich niedersenken. So das „Frühlingshungerblümchen", das im März und April alle Felder und Triften mit seinen kleinen weißblühenden Stengelchen überschleimt; eine Königskerzenart; Wolfsmilcharten; eine „Ranunkel"; die schlanken Rispen des hohen „Wald-Labkrautes" hängen ruthenförmig übergebogen. Wieder bei anderen, z. B. bei dem gelben „Rühr-mich-nicht-an", dieser bei uns wilden Balsamine, verstecken und schmiegen sich die zarten Blumen zur Nachtzeit unter die Blätter, wie sich die Kinder unter den trauten Schutz einer Mutter begeben.

Der Schlaf der Pflanze reicht aber über die Blumen hinaus und macht sich vielfach an allen ihren Gliedern geltend. Den Blüthen, die sich schließen oder neigen, folgt darin oft auch das Laubgeblätter. Die Blätter legen sich im Allgemeinen enger an den Stengel an. Oder auch sie falten sich zusammen. Oder sich deckend legen sie sich über einander, ganz wie im Schlaf die Spannung unserer Muskeln aufhört und die Glieder matt sich strecken.

So legen sich, Jedermann bekannt, an einander die Fiederblättchen der Mimosen, Acacien und Cassien und aller denen ähnlichen Sträucher und Bäume aus der Familie der Leguminosen oder Schmetterlingsblüthler. Ihre Familienverwandten, unsere Wicken und Ginster und Erven und anderes Leguminosenkraut, thun mehr oder minder auf gleiche Weise, legen, wie wir es jeden Abend sehen können, ihre paarigen oder fiedrigen Blättchen an einander. Ebenso die dreizähligen Blätter des Klee und noch mehr des Sauerklee biegen sich zu einander auf, berühren sich mit ihren Rändern und verharren in dieser Ruhelage die Nacht über.

„Nun ruhen alle Wälder", wie das christliche Abendlied sagt. Und diese dem Auge wirklich sichtbare Waldesruhe gilt besonders von den tropischen Ländern, wo die Mimosen mit ihren zartgefiederten Blättern, welche die Himmelsbläue effectvoll am Tage durchschimmern lassen, ganze ausgedehnte herrliche Waldungen ausmachen. Diese schönen Sensitiven folgen der Sonne in ihrem scheinbaren täglichen Laufe, wie kein anderes Wesen der Erde.

Aber nicht nur in und über allen Wipfeln ist Ruh, wie auch der Dichter es spürte. Nicht minder unten auf blumigem Grunde ist Alles in Schlaf versunken. Wir gehen, den Wald verlassend, den engen Pfad über die Wiese. Die ausgelassenen Ranunkeln, die schlichten Kreuzblüthler haben ihre Blumenkronen zur Knospenfaltung zusammengelegt. Das Gänseblümchen hat seine weißen Zungenstrahlen über die gelbe Blüthenscheibe gebogen, und ebenso hat die großblüthige Wucherblume, der Löwenzahn, die himmelblaue Cichorie, das ganz zahllose Völkchen der Vereins- oder Korbblüthler gethan. Nur die behelmten rothen und weißen Taubnesseln und Löwenschnäuzchen und Vergißmeinnicht, Schwarzwurz und Glockenblume bleiben offen Tag und Nacht, kurz alle die, deren Blumenkrone aus einem einzigen Stück besteht. Wir kommen einen Feldweg entlang. Alle die neckischen Feldgeistchen sammt der betäubenden Roggentrud, die, wie die Sage geht, am Tage zum Schrecken der Kinder über die Getreidefelder wacht, — alle die guten und bösen Geister des Blumenreiches sind in Schlaf verfallen. Die Kornblume hat ihre blaue Krone zugezogen, die lilae Rade steht geschlossen, die Winde hat ihren Silberbecher leise eingefaltet, die weißen Strahlen der Kamille umstehen aufrecht ihre gelbe Scheibe. Nur die schwellenden Roggenähren wogen unverzagt in die Nacht hinaus. Und wie auf Wiese und Feld und im Walde, so ist's im Garten. Selbst auf dem Wasser taucht die schwimmende gelbe und weiße Seerose unter mit geschlossener Krone, um sich am Tage mehrere Zoll wieder über den Spiegel zu erheben und neu zu erschließen.

Der Morgen kommt und die Sonne geht auf. Und wenn die Strahlen aus der Höhe die Schlafenden treffen, dann wachen sie allmählich wieder auf. Sie erwachen nach der zeitlichen Ordnung, wie sie schlafen gingen, die einen früher, die anderen später. Und nun blühen die meisten den ganzen Tag über, wofern nicht die Sonne sich anhaltend verzieht und aus dem Gewölke ein derber Regen droht. In dem Falle halten freilich manche leicht den Tag schon wieder für anbrechende Nacht und machen sich leise zum Schlummer fertig. So habe ich eine Tulpe beobachtet, die sich an einem Tage mit recht unbeständigem Wetter fünf Mal schloß und fünf Mal durch die aus dem Gewölk hervortretende Sonne sich zum Oeffnen bringen ließ. Vom Lichte leben und am Lichte hängen die zarten Elfenwesen nun einmal und flüchten sich in sich selbst zurück, sobald diese Lebensquelle ihnen schwindet.

Man hat diese insgemein **die Tagblumen** genannt.

Es giebt unter diesen Tagblumen aber auch ephemere, deren Leben mit einem einzigen sich Oeffnen und sich Schließen abgelaufen ist. Gehen wir früh um die sechste oder siebente Morgenstunde über ein blaublühendes Flachsfeld, so lacht unser Herz vor

Digitized by Google

Freude, wie die tausend himmelblauen Krönchen geöffnet sind. Aber alle diese Herrlichkeit ist hin zur Mittagszeit und die nun geschlossenen Blümchen welken ohne Wiederkehr. Dasselbe gilt von allen den prächtigen Leinkräutern, die mit großen blauen, violetten, rothen Blumen als Zierpflanzen in unseren Gärten prangen. Ein gleiches kurzlebiges Schönheitsloos haben die Lichtrosen, ja, es giebt solche Tagblumen, die nur wenige Stunden, aber mitten am Tage, die Augen aufschlagen. Aber sie wiederholen dieses kurze Wachen mehrere Tage hindurch. So die als Siebenschläfer bekannte doldenblüthige Vogelmilch, die in Wäldern und auf Wiesen im Frühling blüht; früh um elf Uhr etwa blühen die perlenweißen Blumensterne auf, um etwa schon um drei Uhr sich wieder zu schließen. Viele Eiskräuter öffnen sich nur in den sonnigsten Mittagsstunden, andere schließen sich, wie die prächtige Tigerlilie, vor dem intensiven Licht der höher steigenden Sonne schon am Vormittage wieder.

Ein allzu gesteigertes Maß von Wärme bewirkt übrigens das Einschlafen bei einer jeden Blume. So hatte ich eine halbgeöffnete Eiskrautblume in einem dunkeln, dreißig Grad warmen Raume zum vollen Aufblühen gebracht; bei sechsunddreißig Grad begann die Blume sich alsbald wieder einzuziehen. Das erklärt, weshalb manche sehr reizbare Blumen schon unter der Mittagsstunde sich wieder schließen. Ihr ganzes Sensorium ist eben zu zart für die Macht der senkrechten Strahlen.

Daß Blumen am Tage blühen, nimmt uns nun allerdings nicht Wunder. Es ist uns ja so selbstverständlich, daß mit dem Sonnenlichte die Blumenherrlichkeit zusammengehe. Und wenn wir alle Erscheinungen des Erdenlebens aus einem Gesetze begreifen, so finden wir es nur ganz natürlich, daß die Blumen sensitiv zur Nacht sich schließen. Entgegen den Tagblumen giebt es nun aber doch auch Nachtblumen, Aequinoctialblumen, welche den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage machen. So das „nachtblühende Eiskraut", dessen Blüthe fast eine Woche währt, aber immer erst Abends etwa um sieben Uhr sich öffnet und die ambrosische Nacht hindurch, bis die Morgensonne sie wieder schließt, ihre großen Blumen entfaltet hält.

Die meisten Nachtblumen aber sind nur von kurzer Dauer, eintägig oder richtiger einnächtig. Nach dem berauschten Blühen eine Sommernacht hindurch welken sie für immer hin. Das gilt zum Theil von der „Wunderblume", der bekannten weißen, gelben, rothen oder geflammten Jaluppa mirabilis und manchen Anderen, die in der Nacht aufblühen und, von den Strahlen der Morgensonne getroffen, bald hinwelken. Es gilt aber im höchsten Maße von der hehren „Königin der Nacht", deren große, schneeweiße Blumenkrone Abends sich öffnet und ihren Vanilleduft ausströmt. Nun prangt sie in stiller Majestät, eine Schönheit ohne Gleichen, umfangen von allem köstlichen Geheimniß der Natur. In einem aus neunzig gelben Schuppen bestehenden Kelche legen sich dreißig Blumenblätter auseinander; in zwei innere Kreise geordnet hängen vierhundert Staubgefäße heraus. Und das Alles bricht leise auf aus einem dicken blätterlosen Stamme, der wie eine mathematische Säule emporsteigt.

Nur gezählt sind die Stunden der überirdischen nächtlichen Königin: die Mitternacht ist eben heraufgekommen und schon beginnt sie zu welken, und der Morgen sieht von ihr nur einen eingefallenen Blumenblätterklumpen.

Diese feierlichste Schönheit der Pflanzenwelt stammt aus Jamaica, und wenn sie auch häufig in unseren Gewächshäusern gezogen wird, so kommt sie bei uns doch nur sehr selten zur Blüthe. Um so unvergeßlicher aber ist Jedem, der ihr Blühen einmal erlebte, der feierliche Eindruck, den er empfand in schwüler Sommernacht bei ihrem Aufblühen, dem leisen und immer reicheren Ausströmen köstlichen Duftes, mit dem sich bald das Zimmer erfüllt, und dem nach kurzer Weile eintretenden Hinschwinden all' der kaum aufgegangenen Pracht und Herrlichkeit.

Die Nachtblumen erblühen aber nicht blos unter dem Hauche der Nacht. Aehnlich der Nachtigall, die von dem Dämmer, der in die laue Nacht übergeht, berauscht wird und dann am ergreifendsten singt, so strömen jene da ihre reichsten betäubendsten Düfte aus. Sie sind die Nachtigallen der Blumenwelt. „Düfte aber sind," wie H. Heine bemerkt, „die Gefühle der Blumen, und wie das Menschenherz in der Nacht, wo es sich einsam und unbelauscht glaubt, stärker fühlt, so scheinen auch die Blumen sinnig verschämt erst die einhüllende Dunkelheit zu erwarten, um sich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und sie auszuhauchen in süßen Düften." — Bekannterweise übt aber das Dunkel etwas von der Gewalt auch über die Tagblumen aus. Ganz anders wehen Abends die blühenden Fliedergebüsche ihren süßen Geruch uns zu, und ganz anders muthet Abends die Jasminlaube uns an, wo ihr narkotischer Geruch uns viel stärker berührt. Selbst gebrochen und in's Zimmer gestellt nehmen die Blumen durch ihre zur Nachtzeit ausströmenden Arome und Narkosen noch Rache an der Jungfrau, welche sie brach, wenn dieselbe schlafergossen und machtlos ruht und den Geistern nicht entfliehen kann.

Die Beobachtung, daß verschiedene Blumen zu verschiedenen Tagstunden sich öffnen und schließen, brachte schon Linné auf die Idee einer Blumenuhr. Den ganzen Tag über blühen Blumen auf und schließen sich zu. Ein blühender Stundenzeiger wandelt so auf einem Beete, wo die bestimmten Arten zusammengestellt sind, an uns vorüber und noch bis tief in die Nacht hinein. Nur für die ersten Mittagsstunden fehlen solche Blumen. Praktisch ist die sinnige Entdeckung freilich nicht, und ganz genau geht diese Uhr auch nicht. Aber liebenswürdig ist sie mindestens. Der Naturforscher fragt nun allerdings nicht sowohl nach der Liebenswürdigkeit. Ihn interessirt ganz anders die Frage, wie es denn zugehe, daß die Blumen sich öffnen und schließen und wieder öffnen; wie es wiederum zugehe, daß das bei verschiedenen Arten zu so ganz verschiedener Zeit geschehe. Viel Mühe und Zeit ist von der Forschung auf eine klare Beantwortung dieser Frage verwandt; aber so ziemlich ist die Sache nun auch in's Klare gebracht.

Eine naturnothwendige Erscheinung, ganz wie der Schlaf von Mensch und Thier, ist der Blumenschlaf, nur daß er auf anderen physikalischen Ursachen beruht. Und es ist auch gut, daß die Blumen sich zum nächtlichen Schlummer schließen. Die Zeit der Blühe ist ja auch die Zeit der Befruchtung, und gegen alle Nässe und so auch gegen allen Thau der Nacht hat sich da die Blume zu wahren, damit der zarte Vorgang im Blütheninnern nicht beeinträchtigt werde. Glockenförmig hängen daher manche Blumen, andere sind durch Helm- oder Flügel- oder Schnauzen- oder Baldachinform ihrer Bildung gegen den Regen von oben und gegen den fallenden Thau geschützt.

Die unmittelbare Ursache, daß manche Blumen in Schlaf verfallen, liegt an ihnen selber, liegt in der allen Körpern mehr oder minder theilhaftigen Eigenschaft der Elasticität. Es ist die Pflanzenfaser elastisch, besonders die an den Gelenktheilen der zarten Blumenblätter. Die elastische Faser verkürzt sich bei kalter Temperatur und verlängert sich und streckt sich, wenn sie erwärmt wird. In der Wärme ist eben der Stoffwechsel reger, die Thätigkeit der vegetabilischen Zellen steigert sich; es strömt die Flüssigkeit rascher zu, weil sie rascher verdunstet, und so sind die Gelenktheile dann immer strotzend von Safte erfüllt. In diesem lebenskräftigen Zustand sind daher die Zellen elastisch gespannt, und es strecken sich die Laub- und Blumenblätter muthig auseinander — die Blumen erwachen. Bei minderer Lebensthätigkeit vermindert sich die Elasticität der Gelenkfasern, die Blättchen ziehen sich ein, falten sich zusammen — die Blumen sind eingeschlafen.

Aber die anregende Ursache kommt von außen. Man hat dabei an die Feuchtigkeit gedacht, welche der hereinbrechende Abend mit sich bringt. Doch in den Gewächshäusern, wo die Luft eine unveränderte Feuchtigkeit hat, falten und öffnen die Schlafblumen sich in gleicher Weise. Landpflanzen, die man unter Wasser gesetzt hatte, blieben durch das nasse Element unbeirrt: sie folgten genau nur dem Tageslichte. Und wenn immerhin viele Blumen, die sogenannten „meteorologischen" (besonders die Ringel- oder Todtenblume), vor oder bei Regenwetter sich schließen, so daß man dieselben sogar als Wetterpropheten betrachten kann, so ist das auch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit bestimmter Pflanzen. Mit dem periodischen Blumenschlaf hat das nichts zu thun.

So scheint denn einzig der Einfluß des Lichtes das Phänomen des Pflanzenschlafes erklären zu dürfen. Folgen doch die Blätter und Blumen der Sonne wunderbar, und manche Blattspitze beschreibt den Tag über einen Bogen von hundert Grad. Schon Decandolle hat die gelungensten Versuche selbst mit künstlichem Licht gemacht und gezeigt, daß eine Anzahl Argand'scher Lampen zur Nachtzeit die Sinnpflanzen zu erwecken vermag. Und dasselbe ist vielfach auch an anderen Pflanzen constatirt. Ebenso läßt sich in kühlen Räumen das Einschlafen auch am Tage durch künstliche Verdunkelung der Zimmer, in denen die Pflanzen stehen, hervor-

rufen. Nur in warmen Zimmern gelingt es nicht. Ebenso ist das Einschlafen bei Gelegenheit von Sonnenfinsternissen beobachtet. Ob der Wegfall des Lichtes die Ursache war? Eine andere Art von Versuch bestand darin, daß man mehrere sensitive Pflanzen in einen warmen dunklen Keller stellte. Das Spiel der periodischen Bewegungen blieb unverändert, doch wurde es mit der Zeit etwas schwächer. In die Kühle gebracht hörte es sogleich auf.

Aus diesen und anderen Erfahrungen zu schließen, ist das ganze Licht, wie es auf die Augen wirkt und nach dem die Blätter und Blumen sich hinwenden, zum Oeffnen der sensitiven Grünblätter allerdings nöthig. Durchaus aber nicht auch zum Erwachen der Blumen. Diese sind noch feinfühliger. Sie brauchen nicht einmal den Reiz des ganzen ungetheilten Lichtes. Ist doch das Licht aus vielartigen Strahlen zusammengesetzt, aus chemisch wirkenden und wärmenden vor Allem. Es können ja die Wärmestrahlen auch künstlich isolirt werden, und bei Unterdrückung der anderen Strahlengarben wirken sie in der That im Dunkel so energisch, daß man Pulver mit ihnen anzünden kann. Diese sind es nach allen Betrachtungen allein, welche die traumhafte Faltung und das Oeffnen der Blumenkronen veranlassen. An die Wärmeschwankungen zwischen Tag und Abend und Nacht ist das Wachen und Schlafen gebunden, und das Licht von oben ist nur in soweit dabei betheiligt, als eben auch wärmende Strahlen von ihm ausgehen. Jede Blume entfaltet sich, gesetzt, daß die bestimmte Feuchtigkeit — diese ist der andere gleichzeitige Factor — vorhanden ist, bei einer gewissen Summe von Thermometergraden und ist somit allerdings von der Sonne, als der ausschließlichen Wärmespenderin unserer Erde, abhängig. Der Zustand der Sättigung findet bei den meisten Pflanzen des Morgens statt. Da blühen sie auf; nur an kühlen Tagen findet die Entfaltung nicht oder wenig statt. Wenn sie aber einmal entfaltet oder geschlossen sind, so beharren sie eine längere oder kürzere Zeit in diesem Zustande.

Jede Pflanze hat aber ihren eigenthümlichen Stoffwechsel, die Fasern jeder Art haben ihre eigene Elasticität. Dadurch löst sich auch das Räthsel, daß manche Blumen ihre eigene Weise und ihre besonderen Stunden des Wachens und des Schlafens haben. Dagegen wird der Satz aufgestellt: „Jene Pflanzen, welche ihre Blüthe dann erschließen, wenn bei uns der Abend zur ruhigen Verschlossenheit mahnt, sind alle dort heimisch, wo zu dieser Zeit erst der Tag beginnt. Auch sie folgen also dem allgemeinen Gesetze, daß sich dem Lichte alle Daseinsformen entgegendrängen; daß aber ihrem Zuge zum Licht die Heimath fehlt, und daß sie deswegen als Störer des Gesetzes auf einem Boden erscheinen, der ihnen doch nicht ursprünglich angehört — dafür können doch die armen Blumen gar nichts." Es läge hinter solcher auch unter anderen Längegraden der Erde fortbestehenden und sich fortvererbenden Heimathsnatur ein über alles Begreifen und Verstehen gehendes Geheimniß, wobei alte Naturwissenschaft aufzuhören hätte, welche ja durchgehends zeigt, daß alle Erscheinung von den äußeren Verhältnissen bedingt ist.

B. K.

Ein gutes Volks-, Familien- und Prachtbuch von Berthold Auerbach.

„Der Krappenzacher, der einen Stelzfuß hatte, war der sogenannte Heirathsmacher in der Gegend." (Barfüßele Seite 23.)

Dem von Berthold Auerbach geschaffenen neuen Zweige der Volkspoesie hat das deutsche Volk und die gesammte gebildete Welt durch die außergewöhnlich glänzende Aufnahme der „Dorfgeschichten" die höchste Anerkennung erwiesen.

Eine Perle dieser Dichtungen ist sein „Barfüßele": ein Werk, wie aus dem Urquell des Volksgemüthes entsprungen, vom Hauche unserer heutigen Empfindung, unseres gegenwärtigen Lebens bewegt; ein Werk rein in der Gestaltung, anziehend und beruhigend zugleich, erquickend für Jung und Alt, für die Eltern und die Kinder, die offengelegte Entwicklung einer starken Menschen-

seele, die sich im Kampfe mit Armuth und Noth selbst ihr Loos schafft. Welcher Leser des „Barfüßele“ hat sich nicht sein Bild gemacht von dem seltsamen Kinde, „das die Seele hat von einem alten Einsiedel“. Wir haben es in dem Buche mit so wenigen Personen zu thun, alle gehören der Verkehrsclasse an, in welcher die Poeten von ehedem nur Figuren für derbe Komik suchten oder sie als Masse zum Hintergrund für die im Vordergrund handelnde vornehme Welt gebrauchten; und dennoch geht ein reiches Herzensleben an uns vorüber von der harten Sorge des armen Kindes bis zum köstlichen vom Dufte der Poesie umzogenen Ritt der Liebesleute. Auch das Barfüßele verdient, wie Immermann's Lisbeth, den Ehrentitel einer „Prinzessin der Unschuld“, während um sie der Bauer sich bewegt, wie er leibt und lebt, von der unerbittlichen Härte seiner Vorurtheile und Selbstsucht bis zum Ergötzlichen seiner Pfiffigkeit und Gutherzigkeit.

Es war gewiß ein guter Gedanke, gerade dieses Werk Auerbach's von einem der ersten Künstler der Gegenwart, von dem berühmten Vautier in Düsseldorf, in sorgfältigster Ausführung mit 65 Bildern illustriren zu lassen, von welchem wir hier einige Proben mittheilen. Das deutsche Volk ist dadurch um ein schönes und stattliches Familienbuch, wie es in besserer Ausstattung zu diesem Preise niemals erschienen, reicher geworden und wird mit Freuden die prachtvolle Gabe begrüßen.

„Und noch als Dami auf dem Wagen saß und sie ihm zum letzten Mal die Hand reichte, die sie nicht lassen wollte, bis er endlich davon fuhr, da rief sie ihm noch mit heller Stimme nach: ‚Sack und Axt! Vergiß das nicht.‘ Er schaute zurück und winkte, und verschwunden war er.“ (Barfüßele Seite 112.)

Um derselben nun eine möglichst weite Verbreitung zu sichern, wendet sich, im Einverständniß mit dem Dichter, die Cotta'sche Verlagshandlung durch uns an die Abonnenten der Gartenlaube und zwar

ausschließlich nur an diese allein

und bietet ihnen folgende ganz außerordentlich günstige Bezugsbedingungen:

Jeder Abonnent unserer Zeitschrift, welcher seine Bestellung vom Erscheinen dieses Aufrufs bis spätestens Mitte März nächsten Jahres einsendet, empfängt die sechs Lieferungen des Prachtwerkes, welche in dreiwöchentlicher Frist erscheinen, zu

je 10 Ngr. oder 35 Kr. rhein.,

das ganze Werk also zu 2 Thaler. Spätere Bestellungen können zu diesem Preise nicht mehr berücksichtigt werden.

Ausdrücklich bemerken wir noch, daß Barfüßele in dieser Prachtausgabe erst **in der zweiten Hälfte des Monats März 1870** im Buchhandel erscheinen und von Nichtabonnenten der Gartenlaube erst von da an um

Vier Thaler

zu beziehen sein wird.

Abonnenten, welche die Gartenlaube durch Buchhandlungen beziehen, haben bei diesen, die Postabonnenten bei der zunächstliegenden Sortiments- oder direct bei der Verlagshandlung der Gartenlaube zu bestellen.

Blätter und Blüthen.

Eine Begegnung. Es regnete in Strömen. — Im Amthause zu R . . . . ., einem schwäbischen Städtlein, hatte sich eine fröhliche Gesellschaft eingefunden, um den fünfzigsten Geburtstag des Amtmanns zu feiern.

Selbst aus der entfernteren Umgegend waren die Freunde gekommen, an dem Feste theilzunehmen.

In der großen Erkerstube des Erdgeschosses hatten sich die Gäste in verschiedenen Gruppen behaglich niedergelassen, Politik und Kinderpflege, philosophische Probleme, Küchenrecepte und Moden wurden besprochen; die Blüthen der neuesten Poesie und die chronique scandaleuse des Städtchens kamen dazwischen abwechselnd an die Reihe. — Während es nun drinnen so laut und lustig herging, waren noch zwei Fremde in die Hausflur getreten. Der Eine, welchen Mantel und Mütze als höheren Officier kennzeichneten, war ein stattlicher, wohlbeleibter Fünfziger; der Andere ein Mann von kaum mittlerer Größe und höchst unscheinbarem Aeußeren. Der aufgestülpte Kragen eines altmodischen Oberrockes verdeckte zur Hälfte sein Gesicht.

„Hundewetter das, wahrhaftig, selbst für einen alten Soldaten zu schlecht!" brummte der Oberst, indem er seinen Mantel abnahm und sich Bart und Haare trocknete.

„Seid Ihr vom Hause?" fuhr er dann, gegen seinen Gefährten gewendet, fort, der noch immer neben ihm stand und ihm schweigend zusah.

„Nein."

„So könnt Ihr mir nicht sagen, ob der Amtsrichter zu sprechen ist?"

„Nein."

Der Oberst hatte sich inzwischen vergeblich bemüht, die wassertriefenden Ueberschuhe von seinen Füßen loszumachen. „He, guter Freund," rief er endlich seinen schweigsamen Zuschauer an, „wollt Ihr nicht so gut sein, mir die Schuhe da auszuziehen?"

Der Angeredete stutzte einen Augenblick.

Ein drittes „Nein" schien auf seinen Lippen zu schweben; dann aber bückte er sich, zog dem Obersten die Schuhe von den Füßen und wendete sich um, ohne von dem kurzen „Danke" desselben Notiz zu nehmen.

„Sauertöpfiger Mensch," sprach der Oberst vor sich hin und schritt auf gut Glück der nächsten Thür zu.

Mit voller Herzlichkeit begrüßte der Amtmann den alten Freund und Kriegscameraden. Sie hatten einst, am 18. October, neben einander vor Leipzig gestanden und waren seitdem, wenn auch getrennt durch Zeit und Raum, warme Freunde geblieben. Ein abermaliges Klopfen zog alsbald die Blicke der Gesellschaft nach der Thür. Mit Befremden erkannte der Oberst in dem Eintretenden den „Sauertöpfigen" von vorhin. Seine Ueberraschung stieg aber bis zum Schrecken, als plötzlich bei dessen Anblick Alt und Jung sich erhob und mit dem Rufe: „Uhland, Uhland!" sich an ihn herandrängte.

„Uhland?" wiederholte fast tonlos der Oberst, gegen den Amtmann gewendet.

„Gewiß, Oberst, mein alter Freund Uhland. — Aber weshalb erschreckt Dich das? Du siehst ja aus, Alterchen, als hättest Du eine Schlacht verloren!"

Der Oberst kratzte sich in den Haaren.

„Ist mir auch fast so zu Muthe," sagte er kleinlaut, und erzählte nun sein erstes Zusammentreffen mit dem Dichter. „Jetzt aber," fügte er hinzu, „da man doch einmal Geschehenes nicht ungeschehen machen kann, bleibt mir nichts übrig, als mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

Entschlossen ging er auf den Dichter zu, ergriff seine beiden Hände, und indem er sie herzlich schüttelte, bat er:

„Hier stehe ich, Herr Professor, ein reuiger Sünder, dictiren Sie die Strafe."

„Gut," erwiderte Uhland in seiner gewohnten trocknen Weise, aber lächelnd. „Ich pardonnire Sie! Sie können wenigstens nicht mehr behaupten, daß ich nicht werth wäre, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen."

Die Carolina 1848. Der Strafgesetzentwurf des Norddeutschen Bundes hat leider mit bewundernswerther Hartnäckigkeit auf der Beibehaltung der Todesstrafe bestanden, und zwar, „weil das Rechtsbewußtsein des Volkes die Abschaffung der Todesstrafe gegenwärtig noch nicht zulasse." Ohne mich indeß über dies in der Gartenlaube vom humanen Gesichtspunkt schon öfter und eingehender behandelte Thema weiter zu verbreiten, will ich nur eine wohlverbürgte Anekdote mittheilen, welche dazu beitragen kann, die Vorstellungen, welche sich Juristen bisweilen von dem Rechtsbewußtsein im Volke machen, als nicht selten irrthümliche darzulegen und zu zeigen, daß der im Volke lebende gesunde Menschenverstand den verknöcherten Rechtsanschauungen einer grausamen Justiz widerstrebt.

Im Oldenburgischen liegt eine bis vor Kurzem reichsunmittelbare Enclave, berühmt geworden durch den viele Jahre um sie geführten Erbschaftsstreit. Als Strafgesetzbuch galt dort noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die Carolina, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's des Fünften. Diese setzt nun auf den Bruch der Urfehde als Strafe den Verlust der rechten Hand, mittelst welcher der Eid geleistet war. Ein harmloser Handwerksbursch, respective Bummler, betrat bettelnd die reichsunmittelbare Herrschaft nicht lange vor dem Jahre 1848. Er wurde dabei abgefaßt, zu einigen Tagen Gefängniß verurtheilt und ihm die Urfehdeerklärung abgefordert, sich innerhalb einer so und so langen Frist auf dem verpönten Gebiet nicht wieder betreffen zu lassen. Bruder Liederlich kam aber dessenungeachtet bald wieder, wurde abermals handfest gemacht und ihm wegen des Urfehdebruches die rechte Hand abgesprochen, welche ihm durch den Nachrichter, wie das Gesetz besagte, abgehauen werden sollte.

Der Instanzenzug jenes Diminutivländchens war folgender: die drei Richter hatten verschiedene Sitzungszimmer und tagten in jedem als eine besondere Instanz, ein Unding, welches man nicht für möglich halten sollte, wenn nicht gegenwärtig noch Augen- und Ohrenzeugen dieser classischen Rechtseinrichtung lebten. Unser armer Reisender also, dem die Wohlthat eines officiellen Rechtsbeistandes, wie üblich, zu Theil geworden, wurde in sämmtlichen Instanzen zu der erwähnten grausamen Verstümmelung durch Henkershand verurtheilt. Wie es nun jetzt auch in einzelnen Ländern, wir sagen Gottlob! geht, so war es damals in der reichsunmittelbaren Herrschaft: es war kein Henker da, und man war dort noch nicht auf den vor der Moral schwer zu rechtfertigenden Gedanken gekommen, sich, wie solches in Braunschweig z. B. behufs Vollstreckung der Todesstrafe vorgekommen ist, für Geld einen solchen von Auswärts kommen zu lassen. Der hohe Gerichtshof war demnach in Verlegenheit, wie das einmal gesprochene Urtheil zu vollstrecken sei. Nach längerer geheimer Berathung kam einer der alten Herren auf den Gedanken, dem langgedienten Gerichtspedellen und Gefängnißwärter die Sache officiell zu übertragen.

Der betreffende im Vorzimmer pflichtmäßig befindliche Kerkermeister, Muster eines Solchen an Originalität etwa nach Shakespeare's Art, wurde vorcitirt und ihm der weise Beschluß seiner hohen Vorgesetzten mitgetheilt. Das Factotum der Executivgewalt stand ein Weilchen sinnend, blinzelte mit den grauen Augen über der feurigen Nase weg, kratzte sich hinter dem Ohr und brach endlich in die halb zweifelnd, halb warnend gesprochenen Worte aus: „Ja, mine Herren, schöll'n wi denn dat wol duhn dörben? Mi döcht, wi laaten dat sien." (Ja, meine Herren, sollten wir das wohl thun dürfen? Mir däucht, wir lassen das sein.) Ob dieser, wie wir dankbar anerkennen müssen, weisen Rede zog sich der Gerichtshof zu einer abermaligen Berathung zurück, deren Resultat war, der Cerberus des Gefängnisses — solle die Kerkerthür nicht so fest schließen, daß der Delinquent nothwendig darin bleiben müsse. Dieser verstand alsbald den ihm gegebenen Wink und hielt es für Schuldigkeit, den Herren Richtern keine weitern Verlegenheiten zu bereiten, indem er sich schleunigst über die nicht schwer zu erreichende Grenze entfernte.

Der Reichstag, von welchem wir wohl anzunehmen berechtigt sind, daß er das Rechtsbewußtsein des Volkes vertritt, wird hoffentlich im Sinne des humanen, reichsunmittelbaren Kerkermeisters den Rechtsanschauungen des neuen Strafgesetzentwurfes entgegen die Todesstrafe zu den übrigen längst verschwundenen grausamen Strafarten der Carolina gesellen. Oldenburg, jetzt Inhaber des Schauplatzes unserer Anekdote, ist darin mit rühmlichem Beispiel vorangegangen.] L. S.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes gingen ferner ein: aus Crimmitschau 2 Thlr.; N. N. zu N. 2 Thlr.; N. B. Poritz 1 Thlr.; aus der Sparcasse eines Schülers H. A. 15 Ngr.; L. S. u. C. G. 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf. (10 fl. ö. W.); von elf zukünftigen einjährigen Freiwilligen auf dem Bahnhofe zu Erfurt gesammelt 2 Thlr. 15 Ngr.; W. H. u. Th. C. in Teichwolframsdorf 6 Thlr.; Dr. Fischer in Schwelm 5 Thlr.; aus Goldap 1 Thlr.; Carl Weber, Lehrer am Conservatorium in Moskau 5 Thlr.; Reinertrag eines Concerts des Gesangvereins in Königsee in Th. 17 Thlr.; aus Schönbaum 4 Thlr.; mehrere siebenbürger Sachsen aus Mediasch 8 Thlr. 23 Ngr. 2 Pf. (16 fl. ö. W.); Sammlung in der Dorfschule zu Blankensee (Pommern) 2 Thlr.; Pf—n in Blankenburg in Th. 1 Thlr.; St. H. in Mewe 1 Thlr.; A. A. v. M. in Düsseldorf 1 Thlr.; ein alter Abonnent in Otterfoos 17 Ngr. (1 fl. rh.); C. Fr. in Frankenberg 1 Thlr.; Friedel 2 Thlr. 25 Ngr. (5 fl. rh.); F. Hübner, Privatier in Prag 2 Thlr. 22 Ngr. 2 Pf. (5 fl. ö. W.); Ertrag einer Production des Liederkranzes und milde Gaben mehrerer Menschenfreunde in Bamberg 134 Thlr.; die einjährigen Freiwilligen des 1. bair. 14. Infant.-Reg. „Hartmann" in Nürnberg 41 Thlr. 20 Ngr.; C. Hildebrand in Wernigerode, bei einer Hochzeit gesammelt 4 Thlr. 18 Ngr.; Cantor Sommer in Schlichtingsheim (Posen) 2 Thlr. 20 Ngr.; gesammelt von A. L. in R. bei Z. 6 Thlr. 25 Ngr. 7 Pf.; gesammelt bei einer musik. declamat. Abendunterhaltung in Herborn, durch Buchhändler Schellenberg 3 Thlr. 10 Ngr.; Bruno Müller in Manchester 5 Thlr.; Kaufmann Theodor Schmidt in London 5 Thlr.; Louis Auler in Bensheim 11 Thlr. 12 Ngr. 2 Pf.; F. H. in N. 1 Thlr.; Reinertrag eines Concerts des Stolper Gesangvereins „Liederkranz" in Rügenwaldemünde 30 Thlr.; S. Greiner in L. 2 Thlr.; Marie in Bamberg 17 Ngr. (1 fl. rh.); dritte Sammlung der Deutschen in Havre 91 Thlr. 7½ Ngr. (337 Fr. 50 C.); E. W. Reif. aus L. 1 Thlr.; M. M. B. Tichau 3 Thlr.; C. S. Heinrichswalde 1 Thlr. 5 Ngr.; aus Krummenweg 5 Thlr.; Fzla u. Fr. Sch. in Bamberg 7 Thlr.; vom Kegelclub des Casino in Lohr a. M. 12 Thlr.; Sammlung in der Pfarrei Koulern (Pfalz) 2 Thlr. 15 Ngr.; von einem Bergmannssohn in Garding 1 Thlr.; C. P. in München 3 Thlr.; von einer kleinen Gesellschaft in der Post zu Schotten 2 Thlr. 25 Ngr. (5 fl. rh.); Beitrag der Arbeiter und Angestellten der Baumwollweberei Zöschlingsweiler 44 Thlr.; M. F. in Pfeldorf 1 Thlr.; eine Abonnentin in Dalwigksthal 10 Thlr.; aus Kunsdorf in Schlesien 1 Thlr.; ein Leser in Würzburg 1 Thlr.; J. W. 1 Thlr.; Frau Louise Horack in Wiener Neustadt 1 Thlr. 2 Ngr. 9 Pf. (2 fl. ö. W.); aus Rendsburg 1 Thlr.; gesammelt in der höhern Bürger- und Töchterschule zu Neidenburg in Ostpreußen 11 Thlr. 10 Ngr.; eine Mutter von zehn Kindern 1 Thlr.; Ertrag einer Sammlung beim neunten südthüringischen Gauturnfest zu Sonneberg 13 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Sängervereins Ueberlingen 59 Thlr.; H. Bender in Kirchheimbolanden 1 Thlr.; A. W. Schwerin 1 Thlr.; Adv. Fr. in Schleswig 2 Thlr.; G. M. in Königsberg i. d. Neum. 2 Thlr.; Bertha 1 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Männer-Turnvereins in Höxter 35 Thlr.; A. Lange, erster k. Ingenieur in Belgrad 6 Thlr. 13 Ngr. (2 Duk.); C. Fl. in Greifenhagen 1 Thlr.; Verein der Taubstummen für gegenseitige Unterstützung zu Leipzig 4 Thlr. 9 Ngr.; aus Coeslin 5 Thlr.; aus K . . . hausen bei Erfurt 2 Thlr.; aus Schwarzenbach a. S. 6 Thlr.; J. C. Rademacher in Durlach 3 Thlr. (Summa sämmtlicher Eingänge: **2267 Thlr. 2 Ngr. 5 Pf.**)

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Verlassen und Verloren.

Historische Erzählung aus dem Spessart.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

15.

Benedicte legte ihre Hand auf Wilderich's Arm. Sie gab ihm einen Wink, ihr zu folgen, und führte ihn hinaus, hinauf in ihres Vaters Wohnzimmer.

„Kommen Sie hierher,“ sagte sie dort, „ich mochte nicht die Freude meiner Stiefmutter durch mein Bleiben stören; es hätte ihr diesen Augenblick vergällen müssen, wenn ich dabei gestanden ... wenn sie in meinen Augen den Triumph, so wider sie gerechtfertigt zu sein, hätte lesen und die Reue fühlen müssen, die mein Anblick ihr einflößen muß ...“

„Das ist ein Gefühl, welches Ihrem Herzen Ehre macht, Benedicte,“ antwortete Wilderich, „und mir machen Sie eine große Freude, indem Sie mir erlauben, Sie noch einmal, bevor ich aus diesem Hause scheide, zu sprechen ...“

Benedicte reichte ihm bewegt die Hand.

„Glauben Sie denn, ich würde Sie ziehen lassen, bevor wir uns ausgesprochen? Setzen Sie sich da, in den Sessel, und nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Sie nahm neben ihm in dem Sopha Platz, stützte das Kinn auf den Arm und fuhr fort:

„Ich weiß, daß Sie ein edler Mensch mit einer reinen Seele sind, Wilderich; deshalb kann ich zu Ihnen reden, wie ich reden werde ... Sie dürfen mich aber nicht unterbrechen, bis ich zu Ende bin ... Sie müssen mich Alles sagen lassen, damit Sie mich ganz verstehen ... versprechen Sie mir das?“

Wilderich nickte mit dem Kopfe, sie mit großen gespannten Augen ansehend.

„Wenn man,“ fuhr sie leise fort, „so verlassen und verloren in der Welt gestanden hat wie ich, gedrückt vom Bewußtsein einer Schuld — denn es war doch eine, daß ich dem Vaterhause entlief — und unter dem Verdachte, eine viel größere begangen zu haben, dann lernt man das Leben ernst zu nehmen und fühlt eine große Sorge und Angst auf sich ruhen bei Allem, was man beschließt, denkt und vorhat. Ich ängstige mich vor den Worten, welche Sie jetzt zu mir sprechen wollen, vor Dem, was diesen Worten folgen wird, und vor der ganzen Zukunft. Ich sehe nur dann ein Heil voraus für diese, für unsere Zukunft, nur dann ein ungetrübtes Glück, wenn nicht Sie, sondern wenn ich jetzt spreche ... Wilderich, ich liebe Sie, und,“ fügte sie ernst und ohne alle Verlegenheit, aber leise weiter redend hinzu, „ich werbe um Ihre Hand ... versagen Sie mir diese, so würde ich auf ewig unglücklich sein, unglücklicher, als ich je gewesen ... ich weiß wenig von Ihren Verhältnissen, aber mögen diese sein wie sie wollen, können Sie mir im entferntesten Winkel der Erde nur einen stillen Platz neben einer freundlichen Heerdflamme einräumen, so nehmen Sie mich auf, lassen Sie mich Ihr Weib werden, ich werde glücklich sein, beneidenswerth glücklich, und werde meinen letzten Blutstropfen hergeben, um Sie glücklich zu machen.“

„O mein Gott,“ rief Wilderich, bestürzt vor diesem Glück, das ihm so überwältigend entgegenkam, aus, „das sagen Sie, Sie, Benedicte, mir, der es kaum gewagt hätte, Ihnen zu gestehen, welchen Himmel ich darin sehe ...“

„Sie hätten es kaum gewagt,“ antwortete sie mit sanftem Lächeln, während er vor ihr niederkniete und ihre Hand mit den beiden seinen umschloß, „aber Sie hätten es endlich doch gewagt ... und dann, dann hätte ich freudig Ja gesagt, und ich wäre Ihnen gefolgt, Wilderich, in Ihr stilles verfallenes Forsthaus ... und dort, dort würden Sie sich erinnert haben, daß ich ein verwöhntes Kind aus einem üppigen Patrizierhause bin, und es würde Sie gequält haben, daß Sie mir die Umgebung nicht schaffen konnten, die ich im Vaterhause gehabt, daß Sie mich entbehren lassen müßten, und Ihre Liebe würde in ihrer Demuth nicht glauben, daß sie diese Entbehrungen aufwiegen könne, und würde sich diese Entbehrungen hundertfach vergrößert vorgestellt haben ... ist es nicht so?“

Wilderich sah sie verwundert an.

„Gewiß, gewiß,“ fuhr sie eifrig fort, „so wäre es gekommen und es hätte unser ganzes Glück zerstören können ... und sehen Sie, darum habe ich gesprochen, ich, ich werbe um Ihre Hand, Wilderich, ich verlange Ihnen zu folgen, wohin auf Erden Sie mich führen. Wollen Sie mir Ihre Hand gewähren?“

„Sie sind das engelhafteste Wesen auf der Welt, Benedicte,“ sagte er; „haben Sie wohl auch bedacht, daß, wenn Sie Einem, das unser Glück stören könnte, so vorgebeugt haben, Sie ein Andres in meiner Seele heraufbeschwören, das mein Glück schlimmer bedroht? Und das ist der Gedanke: wie bin ich eines solchen Engels würdig, wie kann ich ihr je lohnen ...“

Sie unterbrach ihn mit heiterem Lächeln.

„Ach,“ sagte sie, „vor diesem Wurm in unserem Zukunftsglück fürchte ich mich nicht! Sie werden bald sehen, daß ich weiter nichts bin als Ihr sehr irdisches, schwaches, der Leitung bedürftiges, aber treues Weib. Und wollen Sie mich so, Wilderich?“

Er zog sie stürmisch, überselig an sein Herz. — — —

Minuten und Stunden waren verflossen, es war dunkel geworden in dem Wohnzimmer des alten Schöffen, und noch immer war dieser nicht zurückgekehrt.

Benedictens Unruhe darüber war immer höher gestiegen. Wilderich entschloß sich jetzt, den General aufzusuchen und ihn an sein Wort zu mahnen. Aber der General war nicht in seinen Zimmern. Er war ausgegangen, kurz nachdem er Marcelline verlassen und Wilderich und Benedicte mit dem Kinde gekommen. Wilderich fragte die Soldaten, die Diener, Niemand wußte, wohin er gewollt; er hatte seinen Adjutanten mitgenommen und war schweigend gegangen, ohne zu sagen, wann er wiederkehre.

Wilderich kam der Gedanke, daß er selbst zum Eschenheimer Thore gegangen sein könne, um die Freilassung des Schultheißen anzuordnen. Um sich davon zu vergewissern, verließ er jetzt das Haus und wanderte durch die Eschenheimer Gasse zum Thore. Als er an diesem angekommen, redete er die unter dem Thorweg auf- und abwandelnde Schildwache an; er fragte, ob der Commandant da gewesen? Der Mann gab, obwohl Wilderich ihn französisch angeredet, keine Antwort. Ein Sergeant, der innerhalb der in's Wachtzimmer führenden offenen Thür lehnte, fragte ihn dagegen:

„Was wollen Sie beim Commandanten? Haben Sie ihm etwas zu melden?"

„Nicht das . . . ich habe Grund anzunehmen, daß er hier gewesen . . . wegen des gefangenen Schultheißen . . ."

„Wegen des Schultheißen? Und was sollte der Commandant sich mit dem alten Verräther zu schaffen machen, der in einer Stunde vor das Kriegsgericht gestellt wird . . ."

„Vor das Kriegsgericht . . . der Schultheiß?" stammelte Wilderich entsetzt.

„Ich habe Ordre, ihn hinführen zu lassen!" entgegnete der Sergeant.

„Unglaublich . . . das wäre . . ."

„Nun, was wäre es?" fragte der Sergeant, Wilderich argwöhnisch fixirend.

„Ich kann es nicht glauben — es **kann** nicht wahr sein," versetzte dieser sich fassend.

Der Sergeant wandte sich ab.

„Gehen Sie um acht in den Römer," sagte er, „und Sie werden sehen, wie viel Federlesens man mit dem alten Schuft macht, der im Einverständniß mit dem Feind stand . . ."

Dabei kehrte der Franzose Wilderich den Rücken zu und trat in die Wachtstube hinein.

Der Letztere konnte nicht mehr zweifeln an der Wahrheit dessen, was er vernommen. In furchtbarer Erregung eilte er zurück. Er stürzte in das Haus des Schöffen, er verlangte stürmisch, Benedicte zu sprechen; als man es ihr gesagt, kam sie die Treppe herab und rief ihm in ängstlicher Spannung entgegen:

„Was ist geschehen . . . welche Nachricht bringen Sie?"

Er reichte ihr die Hand, war aber im ersten Augenblick seiner Worte nicht mächtig.

„Eine Schreckensnachricht . . . eine furchtbare . . . o, kommen Sie zu Ihrer Mutter, zu Ihrer Mutter . . . sie allein kann helfen! —"

Benedicte wandte sich, zitternd und leichenblaß geworden, zu Marcellinens Zimmer; sie öffnete die Thür vor ihm und Beide standen im nächsten Augenblick vor — Duvignot.

Er stand in der Mitte des Zimmers, die Hände auf den Rücken gelegt, mit düstern, wie von Ingrimm verzerrten Zügen . . . er schien eben heimgekehrt, eben erst Marcellinens Zimmer betreten zu haben; sie selbst war nicht da, aber sie kam gleich nachher, als sie die laute Stimme Wilderich's vernahm, herein, in der offenen Thür zu ihrem Nebenzimmer stehen bleibend und erschrocken auf die Gruppe vor ihr blickend.

„General!" rief Wilderich in seiner furchtbaren Erregung dicht vor Duvignot tretend aus, „hab' ich Ihr Wort, das Wort eines Soldaten, das Ehrenwort eines Mannes, oder hab' ich es nicht?"

„Was wollen Sie?" fragte Duvignot auffahrend.

„Was ich will? Ihre Antwort auf meine Frage!"

„Sie sind sehr verwegen, junger Mann, es hat noch nie Jemand so mit dem General Duvignot gesprochen, und . . ."

„General Duvignot hat auch wohl noch nie Jemandem sein Wort gebrochen, und ihm ein Recht gegeben, so zu reden! Sagen Sie mir, daß man mich belogen hat, als man mir mittheilte, der Schultheiß werde heute noch, in der nächsten Stunde noch, vor ein Kriegsgericht gestellt!"

„Gerechter Himmel!" rief Benedicte hier aus.

Marcelline faßte an die Einfassung der Thür, auf deren Schwelle sie stand, um sich aufrecht zu erhalten.

„Man hat Sie nicht belogen," erwiderte Duvignot. „Das Verfahren war einmal eingeleitet, es mußte seinen Weg gehen — was kann ich ändern daran?"

„Elender Heuchler!" rief hier Marcelline, „Du bist allmächtig in der Stadt und willst glauben machen . . ."

„Glaubt, was Ihr wollt!" sagte Duvignot achselzuckend.

„Sie gaben Ihr Wort, General, wenn ich das Kind bringe..."

„Ich gab nichts, gar nichts," fiel ihm Duvignot barsch in's Wort, „ich versprach nichts ausdrücklich, nichts, was ich nicht versprechen konnte!"

„Bei Gott, General, Sie gaben es, und ein Schuft nur bricht sein Wort!" fuhr Wilderich seiner nicht mehr mächtig vor furchtbarer innerer Empörung auf.

Duvignot blickte ihn an, blaß vor Wuth.

„Das wagen Sie mir zu sagen," antwortete er leise und wie von seiner Wuth halb erstickt . . . „Sie, der Sie ein Spion sind, den ich geschont habe, den ich aus Nachsicht und Edelmuth vergessen zu haben affectirte . . . zum Teufel, Herr, ich kann Sie gerade so gut wie jeden Andern vor das Kriegsgericht und vor ein Peloton mit sechs Flintenläufen schicken, die Sie stumm machen werden."

„Also das ist Ihre Antwort, Ihre letzte," sagte jetzt ruhig und stolz ihn anblickend Wilderich, und wandte sich dann rasch zu Benedicten, um sie zu umfassen, da sie schluchzend zusammenbrach, während Marcelline starr auf den General schaute, als stände eine Gestalt des Schreckens, etwas ganz Furchtbares und in seiner Entsetzlichkeit nie Gesehenes vor ihr.

„Benedicte, verzweifle nicht, halte Dich aufrecht, es ist nicht Alles verloren!" rief Wilderich dabei aus, „glaub' **mir**! Ich werde thun, was ich kann, und . . ."

„Was wirst Du thun, Wilderich?"

„Gehn, Deinem Vater beizustehen . . . wird er vor das Kriegsgericht gestellt, so werde ich mich demselben auch stellen. Ich werde ihn vertheidigen . . . ich allein kann es, ich allein kenne seine Unschuld, ich allein wäre der Schuldige, wenn hier eine Schuld wäre, ich allein kann enthüllen, weshalb den Schultheißen dieses Schicksal trifft — weshalb General Duvignot ihn in den Tod senden will . . . der Himmel wird mir die rechten Worte auf die Zunge legen, diese Menschen zu rühren!"

„O mein Gott, hoffen Sie doch das nicht!" rief hier Marcelline, „Sie rennen in Ihren Untergang!"

„Mag sein . . . aber es soll mich nicht abhalten . . . ich werde Alles, Alles sagen, was ich weiß, General . . ."

„Thun Sie das," antwortete dieser, ihn mit seinen flammenden Wuthblicken durchbohrend, „stellen Sie sich dem Kriegsgericht nicht bloß als Spion, sondern auch noch als Verleumder des General-Commandanten vor — man wird desto mehr Schonung für Sie haben, davon seien Sie sicher!"

„Du hörst es — o Du hörst es, Wilderich," beschwor ihn Benedicte, „Du gehst nur ebenfalls in den Tod!"

„Gut denn, für meine Pflicht . . . für Deinen Vater . . ."

„Glauben Sie," rief Duvignot dazwischen, „Sie wären nicht, was Sie auch sagen könnten, verloren? . . . verloren, weil man Sie als einen der Rädelsführer der Bauern erkennen wird? Meinen Sie, wir wüßten nicht, wer uns in den Spessartpässen hinterrücks überfallen und abgeschlachtet hat, meinen Sie, wir hätten uns nicht für ein späteres Strafgericht die Anführer gemerkt?"

Wilderich antwortete ihm nicht.

„Lebe wohl, Benedicte!" sagte er leise und weich, während ihm Thränen in die Wimpern traten, zu dem jungen Mädchen, es an seine Brust schließend, „ich habe geglaubt, die Zukunft läge wie ein Himmel vor mir . . . und jetzt . . . jetzt reißt das Schicksal uns so auseinander . . . aber ich war ja glücklich . . . eine Stunde lang . . . vielleicht ist's genug für ein Menschenleben . . . und denk' an mich . . . Benedicte, denk' an mich, wenn . . . doch nein, nein, wozu das Alles, wozu das Herz sich schwer machen; hoffe, hoffe, vielleicht kehre ich zurück — Du hast so viel gelitten,

der Himmel kann Dir nicht auch das noch zufügen, Menschen können Erbarmen haben. . . . Lebe wohl!"

Er riß sich aus Benedictens Armen, die ihn krampfhaft umschlangen, los, er ließ sie sanft auf den Boden gleiten, auf den sie halbohnmächtig niederglitt, und stürzte davon.

„Der Thor!" knirschte Duvignot ihm wüthend nach, „mit ihm wird man kein Erbarmen haben — über eine Stunde werde ich sein Leben, wie das des Andern in jedem Momente, der mir beliebt, vernichten, erasiren können — und bei Gott, Marcelline, ich werde es thun, ich werde es, Du weißt allein, was mich abhalten kann und wird, diese Todesurtheile zu unterschreiben." . . .

„Ich weiß es," erwiderte Marcelline, die gebrochen zusammengesunken in ihrem Sessel lag, zu dem sie sich geschleppt hatte, „ich weiß es, und . . ."

„Was ist das?!" unterbrach Duvignot sie, plötzlich aufbrechend und erblassend . . . „alle Teufel, was ist das?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er hinaus.

Wilderich war unterdeß davongestürzt, die Treppe hinab, zum Hause hinaus — er wußte, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte, wenn er um acht Uhr an der Stelle sein wollte, wo das Kriegsgericht gehalten wurde . . . er hatte zehn Minuten nöthig, um bis zum Römerberg zu kommen — als er auf die Zeil hinauskam, hob auf dem Katharinenthurm ihm gegenüber die Uhr aus, den ersten Schlag von acht zu thun — zugleich aber wurde die Luft durch eine dumpfe Detonation erschüttert . . . es schien ein Kanonenschlag . . . noch einer . . . dann, nach einer Pause, wieder einer . . . heller und stärker zitterte es durch die dunkle Abendluft! Weit oben, nach dem Allerheiligenthor hin, wurde getrommelt . . . fern vom Roßmarkt her wurde Schreien und Rufen hörbar . . . jetzt auch wurde an der nahen Hauptwache getrommelt . . . und, was geschlagen wurde — Wilderich kannte sehr wohl die Bedeutung dieses Tacts auf dem Kalbfell — was geschlagen wurde, das war das ça-ira, das war der Generalmarsch der Republikaner.

Dazwischen dröhnte das Schießen fort . . . und — irrte sich Wilderich darin, war es eine Täuschung, hervorgerufen durch sein so stürmisch durch die Adern der Schläfen gepeitschtes Blut? — aber es war ihm, als spräche so nur der Mund österreichischer Kanonen, als kämen diese Geschützschläge aus den schweren deutschen Rohren!

Das Geschrei vom Roßmarkt her wurde stärker, lauter — ein Menschenhaufen hatte sich da zusammengeballt, er kam heran und drängte näher und näher — er vergrößerte sich von allen Seiten ... dann theilte er sich, eine Hälfte blieb vor der Hauptwache, in einer gewissen respectvollen Entfernung . . . die andere Hälfte wälzte sich die Zeil hinauf. . . . Wilderich verstand jetzt dies Rufen, dies „Hurrah", dies „die Kaiserlichen sind da, der Prinz Karl ist da!" — er drängte sich in den Haufen hinein, er fragte, er rief, aber es wurde ihm schwer, eine verständliche zusammenhängende Antwort von einem der wie trunken von Freude und Ingrimm zugleich berauschten Menschen zu erhalten.

„Jetzt holt sie der Teufel, jetzt holt sie alle der Teufel, wenn sie nicht machen, daß sie fortkommen, das Räuberpack, die Canaille, die Hundsfötter . . . der Prinz Karl ist da . . . von Offenbach her, wie das Wetter sind die Szekler-Husaren in Sachsenhausen hinein — die Kanonen fegen mit Kartätschen die Mainbrücke rein — hurrah die Kaiserlichen, hurrah die Weißröcke!"

Die Rufe erstarben im Gedröhn der Trommeln, die zwischen einer starken Escorte jetzt die Zeil hinauf sich bewegten, um den Generalmarsch in allen Hauptstraßen ertönen zu lassen.

„Gott sei gedankt!" rief Wilderich, vor dem wilden Jubel in seinem Innern kaum seiner Sinne mehr mächtig, und seine Stimme erhebend, rief er aus:

„Dann ist's auch mit dem Kriegsgerichthalten und Füsilirenlassen am End' — Ihr Leute, es giebt dann Besseres zu thun, als hier Hurrah zu schrein — gehen wir zum Römer, da soll eben der Schultheiß Vollrath gerichtet werden — reißen wir ihn den Franzosen aus den Händen, bringen wir ihm die Freiheit, bringen wir ihn im Triumph zu den Seinen zurück!"

Es brauchte nur in die stürmisch bewegte Masse solch ein Gedanke geworfen zu werden, um sie dafür zu begeistern . . . sie verlangten nichts Besseres, als eben eine That, etwas Gewaltsames, eine stürmische Kraftäußerung, um sich darin auszutoben.

„Hoch der Vollrath! hurrah, zum Römer! hoch der Schultheiß!" schrie es sofort von allen Seiten; Alles stürzte sich nach einer Richtung, Alles, was sich aus allen Häusern auf die Straßen ergoß, die Männer, die Weiber, die Kinder, warf sich in den Strom.

Auf halbem Wege zum Römer aber staute sich plötzlich dieser Strom. Vom Römerberge her kam ein anderer Haufe ihnen entgegen . . . mit denselben Hurrahs, denselben Rufen . . . sie hatten den Schultheiß in ihrer Mitte; sie hatten ihn aus dem Saale geholt, sie hatten das Triumphgeleite, zu dem Wilderich aufgefordert, längst gebildet . . . das Kriegsgericht hatte bei den ersten Alarmrufen, noch bevor es begonnen, sich aufgelöst; die Officiere, die Soldaten, Alles war zersprengt, in wilder Hast auseinandergelaufen, zu seinen Truppentheilen, seinen Sammelplätzen zu kommen; den Angeklagten hatte man sich selber überlassen und denen, die, als Zuschauer zu den Verhandlungen des Gerichts gekommen, ihn jetzt umjubelten.

So wälzte sich denn nun eine dichtgedrängte, tosende Volksmenge der Zeil wieder zu — in deren Mitte der Schultheiß Vollrath, halb getragen, nur noch halb seiner Sinne mächtig nach allen Erschütterungen der letzten Tage, nur halb noch lebend einherschwankte.

Als Wilderich die Ecke der auf die Zeil mündenden Straße erreichte, sah er, über Haufen vorüberrennender, nach ihren Sammelplätzen eilender Franzosen fort, eine Gruppe von vier oder fünf Reitern drüben vor dem Hause des Schultheißen halten. Sie setzte sich eben in Bewegung — es war Duvignot mit seinen Adjutanten und Officieren. Wilderich hat ihn nie wiedergesehen. Sie waren so blitzschnell, diese Franzosen — als ob für einen Augenblick wie dieser Alles von ihnen vorgesehen und vorbereitet gewesen; in unglaublich kurzer Zeit waren die einzelnen Truppenkörper zusammen und in guter Ordnung zogen, Munitionscolonnen und Artillerie zuerst, dann die Gepäckwagen, die Cassen- und Proviantwagen, endlich die Bataillone und die Schwadronen durch das Eschenheimer und das Friedberger Thor ab, gen Norden in die Herbstnacht hinaus.

Wilderich sah, wie der Volkshaufe den Schultheiß in seine Wohnung geleitete, wie dieser darin verschwand, wie vor seinem Hause noch lange die versammelte Menge ihre Rufe, ihre Hochs schrie. Er hatte sich todtmüde, tief erschöpft auf einen Prellstein vor dem Portal der Katharinenkirche gesetzt. Da sah er des Schultheißen, Benedictens, seiner Benedicte Haus vor sich — sah, wie die Lichter hinter den Fenstern schimmerten, sah auch Gestalten sich bewegen, leichte Schatten, die hinter den herabgelassenen Vorhängen herglitten. Er sah und hörte das Gerassel und den Lärm der abziehenden Truppen; sah auch, wie die Oesterreicher fast auf dem Fuße ihnen nachrückten; die Eclaireurs mit den gespannten Faustrohren in der Hand, langsam an den Trottoirs entlang reitend, voran, dann lange Züge von Szekler-, von Kaiser-Husaren, dann schwer rasselnde Geschütze, dann weiß durch die Nacht schimmernde, schwerwuchtig und müde daher marschirende Fußvölker; er sah, wie sie Halt machten und sich anschickten zu bivouakiren, und wie das Volk ihnen jubelnd zutrug, was es für sie nach all' den Plünderungen noch hatte, um sie zu speisen und zu tränken und zu betten.

Wilderich saß lange, lange so da. Es war, als ob ihn etwas festgebannt hätte an die Stelle, als ob ihm die Glieder gelähmt sein würden, wenn er aufstehen und sich bewegen wollte. Er fühlte die Kraft nicht, sich zu erheben und hinüber zu gehen in jenes Haus dort, in dem doch seine ganze Seele war. Er konnte es nicht über sich gewinnen, über jene Schwelle zu treten — jetzt — jetzt — wo dort ein Glück herrschen mußte, das er sich scheute zu theilen, als ob er desselben nicht würdig wäre — er, der so wenig gethan an dem Allen, so nur das Einfache, Natürliche, das Jeder gethan hätte, und der so überschwänglichen Lohn dafür erhalten!

Es war ein eigenthümliches Gefühl, das ihn abhielt, da zu erscheinen, wo man seinen Namen rief, nach ihm suchte, ihn herbeisehnte, ihn verlangte. Aber es war zu mächtig in ihm — diese Blödigkeit eines tief- und feinfühlenden Herzens.

Die Morgensonne, als sie über den Dächern der befreiten Stadt aufstieg, sah ihn auf dem Lager eines Zimmers im „Grauen Falken" im tiefen Schlummer furchtbarster Ermüdung.

16.

Es war spät, sehr spät, als er endlich erwachte und sich erhob. Er sah, wie hoch bereits die Sonne stand, und kleidete sich hastig an.

Als er fertig war, als er das längst kaltgewordene Frühstück, das der Hausknecht schon vor einer Stunde gebracht und auf den Tisch gestellt, schnell zu sich genommen, hielt ihn nichts mehr ab zu gehen . . . zu Benedicte zu gehen, zu dem Hause, welches Alles einschloß, das ihm theuer war.

Und doch ging er nicht. Er setzte sich auf den Rand seines Bettes und versank in Gedanken . . . in Sinnen und Träumen mehr als in Gedanken.

Was hielt ihn zurück? Hatte er nicht in die Arme der Mutter ihr Kind zurückgeführt? hatte er nicht Benedicte gerechtfertigt, hatte er nicht sein Leben dahin geben wollen, im Versuche, das Leben des Hausherrn zu retten? . . .

Das aber war es eben . . . eine unüberwindliche Scheu der Bescheidenheit und der Demuth ließ ihn zurückschrecken vor dem Augenblick, wo sein Gesicht vor jenen drei Menschen auftauchte und sie in seinen Mienen lesen würden: da bin ich — und nun dankt mir, und gebt mir zum Lohne das Beste, was Ihr habt, Euer Kind, Eure Tochter, diesen Engel, dessen Niemand, Niemand auf Erden würdig ist, gebt sie mir, dem armen Revierförster aus dem Spessart!

Mußte es denn so sein? Konnte er nicht heimkehren und an Benedicte schreiben? Dann behielt ja auch diese Zeit, sich die Zukunft, welche ihrer an seiner Seite harrte, klar zu machen und . . .

Wilderich spann sich eben in diesen Gedanken ein, als er auf der Treppe vor seinem Zimmer einen schweren Männerschritt vernahm und dazu einen leichteren, beflügelteren; dann wurde die Thür zu seinem Zimmer, ohne daß man anklopfte, geöffnet — der Sachsenhäuser war es, der hereinschaute und sich dann zurückwandte:

„Aus den Federn ist er . . . Sie können herein treten, Demoiselle," sagte er. Im nächsten Augenblick stand Benedicte vor Wilderich — sie legte ihre Hände auf seine Schultern, um ihn am Aufstehen zu hindern, sie sank auf ihre beiden Kniee vor ihm, faßte seine Hände und drückte sie an ihre glühenden Wangen.

„Endlich gefunden . . . o mein Gott, Wilderich, wo warst Du?" rief sie aus. „Welche Angst ich um Dich hatte . . . Du kamst gestern nicht zurück, Du kamst heute nicht — da machte ich mich auf, Dich zu suchen — ich hatte Leopold mit Dir aus diesem Hause geholt — so sucht' ich Dich hier zunächst . . . mein Gott, wie konntest Du mich allein, in solcher Sorge um Dich lassen?!"

„Du hast Recht, Benedicte!" antwortete er, „ich . . . ich war wohl ein Thor . . . ich war ängstlich, ich dachte, ich verdiente Dich nicht, und . . . wie konnte ich gehen, Dich von den Deinen zu fordern . . . Dich, Benedicte . . ."

„O wohl, wohl warst Du ein Thor. . . . Verdienen! welch ein häßliches Wort das ist!"

„Ja, ja, ich fühl's . . . es ist häßlich; nun ich in Deine Augen sehe, fühl' ich's . . . ich gehöre Dir, Du gehörst mir, wir sind ein Leben — ein einziges untrennbares Leben — ist es so?"

„So ist es, Wilderich!"

„Wer fragt nach dem Verdienst! Verdient die Brust das Herz, das in ihr schlägt?"

Sie sprang auf, erfaßte seinen Kopf mit beiden Händen, drückte einen Kuß auf seine Stirn und schaute ihm lange tief in die Augen.

„Das halte fest," sagte sie dann, „das Wort! Und nun kein andres mehr darüber. Komm. Komm zu den Meinen!"

Wilderich folgte ihr.

Wenn er gewähnt hatte, daß in dem Hause des Schultheißen Bellrath ihn eine Scene erwarte, die ihn beschämen und niederdrücken werde, so hatte er geirrt.

Schon beim Eintritt in das Haus wurden er wie Benedicte überrascht durch eine gewisse Aufregung, welche da zu herrschen schien . . . es standen österreichische Offiziere unten im Hausflur in einer Gruppe zusammen, auf der Treppe standen flüsternd die Diener des Hauses — einer von ihnen kam eilig Benedicten entgegen.

„Der Erzherzog ist droben," sagte er, „bei dem Herrn Schultheiß . . . ich soll Sie gleich zu ihm führen, wenn Sie zurückkämen . . ."

„Der Erzherzog . . . bei meinem Vater?" rief Benedicte aus, „welche Freude . . . auch er wird jetzt nicht länger an mir zweifeln dürfen!"

Benedicte und Wilderich wurden von dem Diener in dasselbe Zimmer, aus dem Duvignot so plötzlich abziehen mußte, den Empfangssalon des Hauses geführt . . . sie erblickte den Erzherzog, neben Frau Marcelline vertraulich plaudernd auf dem Sopha sitzend — ihr Antlitz war wie mit Schamröthe übergossen, während der Erzherzog so harmlos sprach, als seien alle bitteren Worte, welche diese Frau ihm einst entgegengeschleudert, völlig von ihm vergessen. Der Schultheiß saß zur Seite — er erhob sich, als die jungen Leute eintraten, um sie dem Erzherzog vorzustellen.

„Wir kennen uns, wir kennen uns!" unterbrach dieser ihn mit freundlichem Lächeln, „nicht wahr, mein Kind?" und dabei reichte er Benedicten die Hand. „Was diesen jungen Forstmann angeht, so hat ja er gerade mir den Brief abverlangt, der Sie in so großes Unheil gebracht hat. Ich bin eben hier, um Ihrem Vater meine Theilnahme auszudrücken und ihm Glück zu wünschen," fuhr der Erzherzog sich an Benedicte wendend fort, „daß er diesem Unheil entgangen . . ."

„Dank Eurer königlichen Hoheit," fiel der Schultheiß ein.

„Nun, ich hatte Sie am Ende in diese schreckliche Lage auch ein wenig hineingebracht . . . oder vielmehr dieser Unglücksmensch, dieser Förster hier, der meinen Brief so unklug bestellte, wie Sie mir eben erzählt haben. Aber Gott hat ja Allem eine gute Wendung gegeben, und so will ich auch diesen jungen Mann, den wir im Spessart wacker an der Arbeit gesehen haben, und dem wir zum Danke verpflichtet wurden, Ihrer Nachsicht und Verzeihung empfehlen, mein lieber Schultheiß!"

Der Schultheiß nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Die Nachsicht und Verzeihung ist ihm bereits geworden," antwortete er, „meine Tochter hat mir angekündigt, daß sie ihn mir zum Schwiegersohne erkoren — was bleibt da einem gutmüthigen ‚deutschen Hausvater' übrig, als . . ."

„Ah," rief der Erzherzog aus, „Ihre Tochter ist die Braut unsres Forstmannes, und will ihm in seinen öden Spessart folgen? In diese stillen armen Thäler? Hören Sie, das gefällt mir nicht!"

„Aber mir, königliche Hoheit!" erwiderte Benedicte jetzt mit verlegenem Lächeln und tiefem Erröthen.

Der Erzherzog sah sie an und blickte dann auf die stattliche Gestalt Wilderich's. Er schwieg eine Weile, nachsinnend, dann sagte er zu Wilderich:

„Gehen Sie mit uns. Wir haben noch ein tüchtig Stück Arbeit für muthige Männer. Noch ist der deutsche Boden nicht frei. Noch ist die Rheinarmee Moreau's durch die Schwarzwaldpässe und über die deutschen Grenzen zu werfen. Ich kann Leute, die sich wie Sie als Führer bewährt haben, gebrauchen. Als Diplomat freilich," fügte er lächelnd hinzu, „wären Sie nur mit einiger Vorsicht zu verwenden. Aber wie wär's, wenn ich Ihnen eine Officierstelle bei einem Jägerregimente gäbe, mit der Aussicht auf eine Compagnie nach der ersten Action, und so weiter? Sie schauen besorgt darein, Demoiselle Benedicte? Seien Sie ruhig — er hat Glück, dieser junge Mann, das lese ich in seinen Zügen, und wenn er einst ein großer General ist, werden Sie mir's danken!"

„O gewiß, königliche Hoheit," fiel der Schultheiß erfreut ein.

„Was denken Sie?" wandte der Erzherzog sich wieder an Wilderich.

„Ich bitte Eure Hoheit, mir gnädig zu bleiben, wenn ich diese Güte ablehne."

„Sie wollen nicht?"

Wilderich schüttelte den Kopf und antwortete:

„Wenn ich in meinem Spessart bleiben möchte, so ist es nicht allein der Wunsch, mich von dem Glücke nicht zu trennen, das ich eben gefunden habe. Ich habe die Waffen wider den Landesfeind nur ergriffen, wie es, mein' ich, jeder deutsche Mann zum Schutz und für die Freiheit des Vaterlandes muß. Man soll dazu deutschen Männern nur vertrauen, in der Stunde der Gefahr werden sie da sein! Aber zum Soldaten taugt solch ein an's freie Waldleben gewöhnter Mensch wie ich nicht . . . lassen Eure Hoheit mich im Schatten meiner Buchen!"

„Nun," versetzte der Erzherzog ihm die Hand reichend, „dann vergessen Sie in der Einsamkeit Ihrer Buchenschatten nicht, daß Sie einen Freund an mir haben!"

Er erhob sich.

Ein Wahltag im bairischen Gebirge.
Nach der Natur aufgenommen von Julius Nörr in München.

„Ich muß scheiden, mein lieber Schultheiß . . . meine Zeit ist gemessen,“ sagte er. „Gott erhalte Sie und die Ihren, Gott erhalte Deutschland seine treuen und starken Männer, daß wir die Stürme, die noch kommen mögen, siegreich bestehen und einst so ruhig und glücklich darauf zurückblicken mögen, wie Ihr Haus es auf die Tage kann, die nun hinter Ihnen liegen!“

„Und Gott,“ flüsterte, während er vom Hausherrn und Wilderich geleitet ging, Marcelline still für sich, „Gott erhalte auch ihn — während er die Vaterstadt und meinen Gatten befreite, wurde ja auch ich frei von dem grauenhaftesten Irrthum und der entsetzlichsten Verirrung, die je ein armes schwaches Weib gefangen hielten!“

Die Wahltage im bairischen Gebirg.

Mit Abbildung.

Der Zusammentritt der bairischen Kammer, welcher vor Kurzem stattfand, lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die Tage ihrer Wahl zurück. Eigentlich lebt man in Baiern still: das Naturell der Bewohner ist ein behagliches, die Physiognomie des Landes eine friedliebende. Ganz besonders gilt dies für Südbaiern, wo der Landbau vorherrscht, wo man den regsamen Lärm und die Strapazen der Industrie weit weniger kennt, als in Franken. Dennoch ist der letzte Frühling auch hier ein stürmischer gewesen: eine eigenthümliche Erregtheit, ein fast nervöser Zug ging durch das öffentliche Leben. Wer nur ein mäßiges Feingefühl für die öffentliche Stimmung besaß, der mußte dies fühlen, der mußte bemerken, daß die Atmosphäre entzündlicher geworden war. Dichter als sonst war der politische Stoff in der Luft gelagert und theilte sich auch denen mit, die am wenigsten politische Sensibilität besitzen — dem Bauernstande. So lagen die Dinge in Baiern zu Anfang Mai, als die Wahlen zum Landtag ausgeschrieben waren: die Urwahl auf den 12., die Hauptwahl auf den 20. Mai.

Wer in diesen Tagen durch die Gebirge ging, der konnte sich einem eigenthümlichen Eindruck nicht entziehen. Ueber Berg und Thal der erste Frühlingshauch. Die Luft war so licht und die Sonne so mild, blaue Blumen und keimendes Farrenkraut blühte am Wege. Auf dem Buchenzweig, der die ersten Knospen trieb, schaukelte der Fink, auf dem Boden, wo noch das Herbstlaub lag, raschelten die Thiere des Waldes. Wie klar und einfach ist dieses Werden, wie leicht sind die Athemzüge dieses Lebens! Und wie mühevoll gestaltet der Mensch sein Dasein; wie schwer und verwickelt sind die Gesetze, mit denen er Organismen schafft und die Gesammtheit zusammenhält! Dieser Gegensatz fiel scharf in die Sinne. Wenn man herauskam in's Thal, wo die Menschen wohnen, ging eine andere Luft. Um eine Mühle, die im Thalgrund lag, war das Volk versammelt; die Schüsse krachten, die Jodler tönten, ein Festschießen ging zu Ende. Es war ein milder Abend im Mai, es war zur Zeit, wo noch keine Fremden im Gebirg weilten, wo das bäuerliche Element sich noch unbeengt und unverstellt bethätigen darf. Hier und dort standen Gruppen beisammen und ereiferten sich in lauter Rede. Man sprach von den Wahlen. Einzelne aus den älteren Männern hatten erklärt, daß sie diesmal freisinnig handeln wollten, weil sie einsähen, wie der Clerus ihre Unerfahrenheit mißbrauche. Sie sagten das ohne Erbitterung, aber mit jener starken unbiegsamen Zähigkeit, mit der der Bauer seine Entschlüsse bekundet. Mancher Neugierige schloß sich an, mancher, dem die Natur das Wort und die Gedanken versagt hatte, nickte befriedigt. Ueber der Mühle lag ein waldiger Hügel, nach welchem die kleine Schaar der Berathenden gezogen war. Hier fühlte man die stille ergreifende Mainacht, und unwillkürlich war es, als ob der Gedanke der Freiheit einen plötzlichen Zauber erhalten hätte. Grüne Matten, flimmernde Sterne und dazu der schlichte Ernst der Worte, die hier gesprochen wurden, wie tief ging das zu Herzen! Mit gekreuzten Armen standen die kräftigen Gestalten im Kreise, und dann drückten sie sich die Hände und gelobten, diesmal der Freiheit die Ehre zu geben. Das war die erste Wahlversammlung, es war ein Rütli im Kleinen.

Für den nächsten Tag ward eine öffentliche Versammlung berufen, die von einigen liberalen Männern ausging, um die Candidaten zu besprechen. Als diese Absicht ruchbar wurde, da war großes Halloh unter einem Theile der „Honoratioren“. Es giebt rühmliche Ausnahmen, aber es giebt auch Bureaukraten, denen von vornherein jede Versammlung vorkommt, wie ein Skandal. Mit ungewohnter Behendigkeit liefen diese hin und wider; die ganze Phalanx der Autorität sollte aufgestellt werden gegen solche Vermessenheit. Wie man in Zeiten der Noth aus dem Zeughaus die alten Kanonen holt, so drangen sie in den Pfarrhof ein und wollten den geistlichen Herrn holen, daß er die liberale Armee mit dem Granatenfeuer seiner heiligen Flüche bombardire.

Die Versammlung bot ein merkwürdiges Bild. Seit dem Schluß der vierziger Jahre war keine politische Zusammenkunft mehr gewesen bis zur Zollparlamentswahl, die Landtagswahlen hatten ohne innere Betheiligung des Volkes stattgefunden. Und nun auf einmal in aller Ruhe und Ordnung eine liberale Versammlung!

Der Schauplatz derselben war eines jener schönen langgestreckten Häuser, wo der Weg nach vielen Richtungen sich kreuzte. Von allen Seiten kamen die Bauern in ihrer Sonntagstracht; Neugier und Spannung lag auf allen Gesichtern. Auch die Schwarzgesinnten unter den Honoratioren waren da: ein peinliches Geflüster, das dem Bewußtsein der Gegensätze entspringt, ging durch die Reihen. Endlich zog man hinauf in den großen Saal, und ein schlichter Mensch, der in der Gegend daheim war, ergriff das Wort. Er widerlegte zuerst das Lieblingsthema der Priester, als ob die Begriffe „freisinnig sein“ und „preußisch werden“ sich deckten. Aber er sei ein guter Baier und darum bitte er die Leute, sie sollten sich nicht über Preußen den Kopf zerbrechen. Die deutsche Frage wird nicht von Baiern und noch weniger von den Bauern gelöst, sondern von der Weltgeschichte. Unsere Sorge kann nur die sein, daß die Stunde der Entscheidung uns vorbereitet findet. Je tüchtiger, je freisinniger Baiern im Innern entwickelt ist, desto wohlgehaltener wird es dann aus diesen Tagen der Krisis hervorgehen.

Zu dieser inneren Entwickelung mitzuwirken ist aber der Bauernstand hervorragend berufen. Hier kann der Einzelne durch seine Stimmführung bezeugen, ob er den Nutzen freisinniger Gesetze verstehe und ob er das Beste des Landes wolle.

Auf dem Lande wird der Fortschritt vielfach verlästert, und nur weil man ihn zu wenig kennt, gilt er für ein Gespenst. Man soll ihm frisch in die Augen schauen. An der Hand der neuen Gesetze entwickelte nun der Redner, was denn der Fortschritt in Wahrheit bedeutet. Wenn im Gewerbsgesetze Jedem die Verwerthung seiner Kraft gewährt wird, so ist dies doch nicht gefährlich, und wenn das Wehrgesetz auch intelligente und vermögliche Leute unter die Waffen ruft, ist das nur gerecht. Mit der Oeffentlichkeit des Verfahrens wird die Rechtspflege unter die Garantie des Publicums gestellt; durch die neue Gemeindeordnung begiebt sich der Staat einer Vormundschaft, die ihm nicht gebührte. Jedem das Seinige. Wenn man das Facit zieht, dann kommt der Fortschritt gerade dem gemeinen Mann am meisten zu Gute. Ihm werden Lasten abgenommen, die er allein vorher getragen, und Vortheile zugewendet, die er allein vorher entbehrte. Er braucht die Bildung am meisten und darum gewinnt er am meisten, wenn sie auf eine liberale Weise dem Volke vermittelt wird. In Baiern ist jetzt ein Ministerium am Ruder, das von dieser Ueberzeugung geleitet wird, und dem die vernünftige Erziehung des Volkes eine Herzenssache ist. Was in anderen Zeiten schrittweise erobert werden mußte, wird uns jetzt als ein ganzes einheitliches Werk und aus freier Hand geboten.

Daß wir diese Reformen verstehen, daß wir annehmen, was die Zeit von uns fordert, und die Zeit uns giebt, das ist der echte Fortschritt, und in diesem liegt weder eine Gefahr für die Ruhe des Landes, noch des Gewissens.

Wir sind loyal, indem wir liberal sind. So wählt denn Männer, welch diese Grundsätze vertreten!

Nicht mit diesen Worten, aber in diesem Geiste sprach der ländliche Redner, und ein wohlthätiges Gemurmel lief durch die Reihen. Das effectvolle Bravo und die künstliche Claque, in der

die Städte ihren Beifall spenden, ist auf dem Boden der Nagelschuhe noch nicht heimisch geworden; nur mezza voce äußert sich dort die Sympathie. „Ja, wenn das der Fortschritt ist," sagte Einer, „dann ist's ja soweit nit g'fehlt mit ihm, da sind wir ganz nahe bei einander." „Grad so hab' ich mir's immer vorgestellt, aber fürbringen kann ich's halt nit," erwiderte ein Anderer. Hier und dort nickten die Leute einander zu, es war nicht nur ein gewisses Verständniß, es war eine Stimmung geschaffen unter denselben. Sie fühlten bereits das, was sie dachten, und diese Stimmung ist der mächtigste Factor, der eine versammelte Menge beherrschen kann.

Um gegen den Strom zu schwimmen, muß man ein guter Schwimmer sein, und die Einfachheit zu besiegen, fordert vielleicht am meisten Kunst. Darauf aber sind „Honoratioren" nicht vorgesehen. Sie hatten auf eine knüppelhafte wilde Rede gewartet, um ihren Knüppel aus dem Sack zu lassen, auf eine liberale Orgie, um dann ihre „patriotischen Phantasien" an den Mann zu bringen: die Mäßigkeit entwaffnete sie. Sie selber empfanden das, denn keiner von ihnen ergriff das Wort. Unbehaglich schoben sie sich hin und her unter der bewegten Menge, und die äußere Würde reichte nicht mehr aus, um ihr Selbstgefühl zu ernähren. Sie fühlten, daß sie innerlich unbetheiligt — d. h. daß sie überflüssig waren.

Das Schicksal der Wahl aber erschien von dieser Stunde an gesichert, denn als der 12. Mai kam, waren sämmtliche Urwahlen des Bezirkes liberal. So verlief die Agitation zum ersten Wahltag an einem der gefeiertsten Punkte des Gebirgs. Nicht überall hatte die freisinnige Partei frische Vertreter und Wortführer gefunden, und darum war Grund, daß man der Hauptwahl mit Sorge entgegensah. Sie fand am 20. Mai statt.

Denken Sie sich ein kleines Städtlein im bairischen Vorgebirge: durch die Lücken, welche die Gassen bilden, schauen die Berge herein mit tiefblauem Tannenwald. Die Häuser zu beiden Seiten der Straße sind dicht zusammengerückt, und einige stehen so schief, als ob es ihnen zu enge würde. Manche sind im alten Styl mit dem breiten Vordach und der braunen Altane, andere haben sich modern geputzt und tragen statt des verwitterten Florian ein elegantes Marienbild. Hier und dort thront ein alterthümliches Thor oder ein steinerner Bogen und allenthalben ist das Pflaster entsetzlich. Das ist ungefähr die Physiognomie des Städtchens: eine seltsame Mischung von Stadt und Land. Auf dem Marktplatz steht nach alter Sitte der mächtige Brunnen; auch die Amtsgebäude stehen daselbst, und das große Wappen mit dem blauweißen Schild sieht aus, als ob die Häuser eine Dienstmütze trügen. Heute bietet die Stadt ein bewegtes Bild; alle Welt ist auf den Gassen. Auch die besagten Amtsgebäude sind in Uniform, denn eine blauweiße Flagge hängt bis auf die Erde hernieder, und die Buben springen darnach, ob sie die Zipfel erreichen können. Vor den Thüren drängen sich die Gäste — eine wahre Wagenburg ist vor den Wirthshäusern aufgefahren.

Es ist der Vorabend der Landtagswahl. Um die Vorberathungen nicht zu versäumen, sind die meisten Gäste schon Nachmittags eingetroffen, und der Conflict der Meinungen, der Wohnungs- und Nahrungssorgen erzeugt jenes liebliche Durcheinander. Trotz des Regens stehen die Menschen in dichten Gruppen auf dem Platze. Jede Hausthür ist eine Tribüne, jeder Wirthshaussessel ein Parlamentssitz geworden. Mitten im Knäuel aber steht Einer, der in ungebundener Rede die Lage schildert und für den Gebrauch der Ellenbogen ein feines Verständniß besitzt. Beifallsrufe und Zeichen der Entrüstung unterbrechen den Redner unter seinem Regenschirmzelt, aber er läßt sich nicht unterbrechen; Neugierige aller Sorten umdrängen ihn, aber er läßt sich nicht von seinem Standpunkt verdrängen. Jeder spricht, Jeder hört auf seine eigene Weise. Der Eine hat die Pfeife im Mund, der Andere stemmt die Arme in die Seite, wasserdichte Naturen halten den Regenschirm in der Hand und sind zu faul, ihn aufzumachen. Das ist die Politik des Volkes.

Wenn man die Wahlmänner, die hier gekommen sind, von außen (und noch mehr von unten) betrachtet, so sieht man fast lauter Lederstiefel und schwarze Röcke, das heißt die Mehrzahl der Wahlmänner sind Bauern oder Geistliche, und bei manchen war es schwer, den Unterschied gleich zu entdecken.

An und für sich ist der Typus des altbairischen Landpfarrers weder unbekannt, noch zu genauerer Bekanntschaft verlockend, allein in dieser Scala wurde er wahrhaft interessant. Etwa hundert Cleriker waren hier versammelt, von der Gestalt des Falstaff herab bis zum hageren grausamen Shylock. Mit jener Zuversicht, welche bei unfeinen Naturen stets durch die Quantität erzeugt wird, wanderten sie durch die Straßen, bald in eifriger Rede, bald mit nachlässiger Güte an's Publicum sich wendend. Man fühlte, daß die Straße ein politisches Lager war, und wußte, wer das Commando in demselben besaß. Man wußte auch, wer die morgige Schlacht gewinnen würde. Hier und dort fiel die alte, vom Clerus ausgegebene Parole: „Wir wollen nicht preußisch, wir wollen nicht lutherisch werden." Der Parlamentär, den die Liberalen sandten, um Vergleiche zu offeriren, kam unempfangen wieder. Tapfer und rührig kämpfte die kleine Schaar, die die Fahne der Freiheit trug, aber der Sieg war den schwarzen Fahnen beschieden.

Wer hier auf der Straße stand, der konnte erkennen, wie das Volk die Politik behandelt. Der Grundfehler aber ist, daß der Begriff des Staates, daß der Sinn für's Ganze so wenig entwickelt ist. Da der Horizont der Meisten nicht über die Sphäre ihres Hauses oder ihres Geschäftes hinausreicht, so hält Jeder dieselben Maßregeln, die im Hause nöthig sind, auch im Staate für möglich. Jedes Opfer, das der Staat ihm auferlegt, hält der Bauer nicht für ein Opfer, das er dem Ganzen bringt, sondern für eine Belästigung, für eine Chicane, die dem Einzelnen angethan wird, denn Jeder geht vom individuellen statt vom gemeinen Bedürfniß aus.

Diesen Zug haben die Geistlichen wohl erkannt und daran knüpfen sie ihre wirksamste Agitation. Allen gemeinnützigen Bestimmungen, die nicht ihrer Richtung dienen, gewinnen sie die subjective Seite ab und hemmen dadurch die Popularität derselben. So war es beispielsweise beim Schulgesetz. Auf das Heftigste wurde von Seiten des Clerus betont, welche Last hierdurch auf die Eltern, welcher Zwang auf die Familie fällt. Welche Wohlthat es aber ist für ein Land, wenn das Niveau der Volksbildung sich hebt, das ward mit keinem Worte gesagt (und vielleicht auch nicht empfunden).

Dem Clerus fehlt der staatliche Gemeinsinn. Berufs- und gewohnheitsmäßig ist er geneigt, sich mit einer Summe von Einzelnen abzugeben, der geheime Vertrauensmann ihrer Seelen zu sein. Er faßt mehr denn jeder Andere den Menschen als Individuum, und der corporative Begriff (die Vereinigung der Menschen) hat für ihn nur Interesse auf dem religiösen Gebiet. Mit einem Worte: sein Staat ist die Kirche. Bei den meisten Geistlichen wirkt schon die Erziehung in dieser Richtung; bei den wenigsten schafft die persönliche Bildung ein Gegengewicht. Deshalb lag auch der Schwerpunkt clericaler Agitationen von jeher in der individuellen Pression. Dem Einzelnen gegenüber sind ihre Waffen am wirksamsten, denn sie sind in das feine Gift der Subjectivität getaucht.

Am Abend vor der Wahl war große Versammlung. Auf Tischen und Bänken standen die Hörer, die liberale Partei empfahl ihre Candidaten und lud zu Gegenvorschlägen in collegialer Weise ein. Bürger und Beamte, selbst Bauern traten als Redner auf — aber kaum ein einziger Priester. Die geistlichen Herren agitiren nicht gern in Versammlungen, der Intelligenz des Ganzen gegenüber. Nur unter Parteigenossen, nur auf der Kanzel, wo die Einrede fehlt, streben sie nach Massenwirkung; im Verkehr des Lebens aber wenden sie sich stets an's Ich, und das Ich ist die Achillesferse eines Jeden.

Ohne Täuschung über das, was kommen würde, ging man Abends auseinander — zur ruhelosen Ruhe. Obgleich alle Gasthäuser überfüllt waren, war man dennoch trefflich aufgehoben, denn die Bewohner des Städtchens stellten mit Freuden ihre Räume zur Verfügung. Die meisten waren wohlhabende Bürgerfamilien und die Staatszimmer des Hauses wurden heute geöffnet. An den Wänden hingen die Portraits der Eigenthümer, er mit dem Blumenstrauß im Knopfloch, sie mit siedend rothen Wangen, Beide vom „Künstler" schauerlich mißhandelt. Die Geschichte der heiligen Genofeva in Farbendruck und goldenem Rahmen wirkte ergänzend nach und wurde nur von einigen Heiligenbildern übertroffen. Auf den Betten war eine weiße gehäkelte Decke, auf dem Tisch ein noch niemals gefülltes Tintenzeug — das waren die Zeichen dieser Wohnlichkeit. Ueberall waren die Leute liebenswürdig und zuvorkommend, überall zeigte sich der Stempel eines

sicheren, aber geschonten, unbenützten Wohlstandes. Und nun kamen die schweren Wahlmännerstiefel und trabten auf der gescheuerten Diele umher, wie die Soldaten im Quartier. Ach, es waren ja die Truppen zur morgigen Wahlschlacht!

Sie ward von den „Patrioten" mit einem großen Hochamt eröffnet. In dem gewaltigen Saal, wo die Wahl vollzogen wurde, prangten Fahnen und Wappen, an einem blaudrapirten Tisch saß der Ausschuß und der Wahlcommissär der Regierung, der die Zettel vertheilte. Rechts und links waren die Tische der Parteigenossen, welche ein förmliches Schreib- und Werbebureau errichteten. Mitten drinnen endloses Menschengewühl. Namen aller Parteien tönten hin und wider; Anträge wurden gemacht und verworfen, Unmuth und Witz, Rohheit und Würde ließen sich vernehmen. Ein mißliebiger Name wurde gerufen. „Jawohl," schrie ein Bauer dazwischen, „wählen wir den; der sagt heute so und morgen so, der gilt gleich für Zwei. Dann ersparen wir uns die halbe Arbeit, denn die ganze ist doch umsonst."

Nach den gesetzlichen Bestimmungen ist es gestattet, daß ein Anderer den Wahlzettel ausfüllt, wenn derselbe nur vom Wähler selbst unterzeichnet ist. Gerade hierdurch entsteht zu Unterschleifen mancherlei Gelegenheit, indem die Inhaber solcher Wahlzettel getäuscht oder gar nicht um ihre Meinung gefragt werden. Ein Fall der letzteren Art kam zur Anzeige.

„Der Herr Pfarrer von F. soll vortreten," rief der Regierungscommissär. Durch die schmale Gasse, die sich im Menschengewühl gebildet hatte, durch die allgemeine Sensation wand der Gerufene sich erröthend hindurch.

„Sie haben für die beiden Bauern N. und N. die Wahlzettel ausgefüllt?"

„Ja."

„Ist dies im Auftrag derselben geschehen?"

„Ja."

„Wo sind die Beiden? Sie sollen vortreten!"

Das kleine Auge des Angeschuldigten stach zuckend durch den Saal. „Sie sind fort!" sprach er befriedigt.

Unter allgemeiner Erregung wurden die Beiden aufgesucht und kamen zur Stelle.

„Habt Ihr dem Herrn Pfarrer von F. Auftrag gegeben, Eure Wahlzettel auszufüllen?" redete der Commissär sie an.

„Ja," antworteten Beide übereinstimmend.

Hat er auch die Namen der zu Wählenden in Eurem Auftrage geschrieben?"

„Ja."

„Gut — und welche Namen habt Ihr ihm aufgetragen?"

„Die, welche auf dem Zettel stehen," erwiderten Beide kurz.

„So — und welche stehen denn auf dem Zettel?" Keiner der Beiden wußte auch nur einen einzigen der Namen anzugeben, für welche der Pfarrer die Unterschrift ihnen abgenommen hatte.

Sofort wurden durch Beschluß des Ausschusses beide Wahlen vernichtet, der Vorgang aber zur weiteren Behandlung in's Wahlprotokoll eingetragen. Von acht Uhr Morgens bis Abends sechs Uhr dauerte der Kampf — der Sieg aber blieb den Ultramontanen. —

Wäre dies Ergebniß der wahre Ausdruck der Volksmeinung, dann hätte ein liberales Regiment in Baiern schweren Stand. Allein man darf nicht vergessen, wie viele dieser Wahlen gemacht sind und daß der Clerus fast allein am Platze stand, als es sich darum handelte, sie zu machen. Nur die Partei, welche die Freiheit organisirt und handhabt, fehlt auf dem Lande; die Freiheit selbst ist dort nicht verrufen. Das werden spätere Wahlen darthun. Auch Baiern ist besser als sein Ruf.

Dr. Karl Stieler.

Bei den Preiskindern.

England ist die ursprüngliche Heimath der öffentlichen Ausstellungen. Kunst- und Industrieausstellungen, Blumen- und Fruchtausstellungen, Vieh- und Geräthausstellungen, Hühner- und Taubenausstellungen u. a. m. sind, nach seinem Vorgange, mittlerweile längst auch bei uns zu regelmäßig wiederkehrenden Vorkommnissen geworden, eine Art von Ausstellung aber hat bis jetzt anderwärts noch keine Nachahmung gefunden, sondern ist eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der angelsächsischen Race diesseit und jenseit des atlantischen Oceans geblieben — die Ausstellung kleiner Kinder oder Babies, wie der Engländer sagt. Zu einer solchen führte mich vor wenigen Wochen mein Weg, und ich lade den Leser, mehr noch die Leserin, ein, mir freundlich dahin zu folgen, überzeugt, daß auch ihnen die Neuheit der Sache und des Schauspiels nicht ohne Interesse sein werde

An der Westminsterbrücke stieg ich in eines der sogenannten Penny-Dampfschiffe, die um das geringe Fahrgeld von einem Penny pro Kopf den Omnibusdienst auf der Themse stromab und stromauf versehen, um mich nach den Gärten von Woolwich hinabtragen zu lassen, wo die Ausstellung veranstaltet war. Der Dampfer wimmelte bereits von Menschen, namentlich von Frauen: Alles wollte nach der Babyschau. Woolwich ist bekanntlich eines der größten Kriegsarsenale der Welt; hier hat die englische Regierung ihre gewaltige Fabrik von Zerstörungsmitteln, ihre Kanonengießerei, ihre Congreve-Schmiede, ihre Kugelgießereien, ihre Artilleriecaserne mit den Sammlungen von Geschütz- und Festungsmodellen aller Art und ihre berühmte Militärakademie, so daß man eines vollen Tages bedarf, um alle diese Etablissements und Institute nur einigermaßen in Augenschein zu nehmen. Heute aber lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ganz andere, viel friedlichere und erfreulichere Dinge, auf den wunderhübsch angelegten Garten oder Park, welcher Woolwich umgiebt und einen der lieblichsten Plätze ausmacht, wo der Londoner, aus dem Getümmel seines rauch- und nebelvollen Häusermeeres entronnen, einen freien Nachmittag auf das Vergnüglichste verbringen kann; was im Westen der ungeheuern Metropole die vielgenannten Gärten von Cremorne sind, das sind die Anlagen von Woolwich im Osten, oder versprechen es wenigstens zu werden.

In diesen reizenden Umgebungen nun, inmitten eines saftstrotzenden, üppigen Baumgrüns, wie man es in gleicher Schönheit und Fülle nur in England sehen kann, war eine improvisirte Halle und daneben ein großes Zelt errichtet, und dahin wallten die Tausende, welche jetzt den Park erfüllten, denn in diesen beiden Räumlichkeiten hatte man die „Babies" zur Schau ausgestellt. Offenbar bestand das Publicum, dem jeder neue Dampfer frische Menschenschaaren zuführte, der Mehrzahl nach aus Mitgliedern der unteren Gesellschaftsschichten, die „obersten Zehntausend" waren blos in sehr sporadischen Erscheinungen vertreten. Dienstmädchen, Handwerker mit ihren Weibern und Kindern, junge Leute, welche zugleich ihr Absehen auf einen oder den andern der im Freien aufgezimmerten Tanzböden gerichtet haben mochten, bildeten den weitaus größeren Theil der Besucher.

Es war kein Leichtes, sich in diesem Menschenstrome fortzuarbeiten. Alles stürzte mit Ungestüm auf das eine Ziel los, und man mußte seine Ellenbogen ganz gehörig brauchen und seinerseits manchen Stoß und Puff ertragen, bis man sich an Ort und Stelle gewürgt hatte. Ich bin ein großer Kinderfreund, selten, daß ich auf meinen Wegen und Spaziergängen einem Kinde oder einer Kindergruppe begegne, ohne daß ich stehen bleibe und mich weide an diesen lieblichen Menschenknospen, ich hatte mich daher auf die Ausstellung wahrhaft gefreut. Aber — ich muß es gleich heraus sagen, auch auf die Gefahr hin, daß man diesen Ausspruch unvereinbar finde mit meiner obigen Behauptung — das Schauspiel berührte mich durchaus nicht angenehm. So anziehend wie ein einzelnes kleines Kind oder eine Gruppe von Kindern auch ist, ein Durcheinander von den verschiedenartigsten Säuglingen und kleinen Kindern erscheint als das directe Gegentheil davon. Man denke sich etwa hundertundfünfzig „Babies", von sieben Wochen bis zu achtzehn Monaten, versammelt, die, wie Ferkel in ihren Ställen, aus einem Gitter hervorsehen, hinter welchem die Mütter mit ihren Kleinen auf den Armen in langer Reihe saßen. Das Wetter war, ausnahmsweise in diesem winterhaften Sommer, drückend heiß und der Duft von gekochter Milch und Brei mischte sich mit der dampfenden Ausdünstung der eng zusammengepferchten Menge. Viele von den Kindern schliefen und lagen auf den Bänken oder auf den Knieen ihrer Mütter oder Pflegerinnen in Stellungen, die, grausig genug, an kleine Leichen gemahnten.

So viel ich mich erinnere, habe ich in der ganzen Ausstellung nur ein einziges hübsches Kind gesehen. Es war ein ungefähr

anderthalbjähriges kleines Mädchen mit hellen schwarzen Augen und einer Fülle dunkelen Haares, welches in unserer leidigen Chignonära für ein halb Dutzend erwachsener Damen hingereicht haben dürfte. Natürlich wurde die kleine Schönheit von allen Seiten geliebkost und gehätschelt. Man brachte ihr alle nur möglichen zuträglichen und unzuträglichen Süßigkeiten herbeigetragen und steckte ihr Pennys und Halbpennys in die dicken kleinen Händchen, so daß die anderen Mütter die glückliche Besitzerin der umworbenen Kleinen nicht blos mit nicht mißzudeutenden Zornesblicken ansahen, sondern ihrem Neid auch in manchen noch weniger zweideutigen Complimenten Luft zu machen suchten.

Waren also im Allgemeinen die Kinder nicht eben schön zu nennen, so gab es dagegen viele dicke und große und gesunde Babies unter ihnen. Eine Zigeunerin — der braune Teint, die dunkeln mandelförmigen Augen, das blauschwarze Haar und die schlanke Gestalt ließen keinen Zweifel über ihre Abstammung — trug in ihren Armen einen vollkommenen kleinen Hercules, so braun und frisch wie sie selbst und mit Augen, die den ihrigen an Glanz und Rastlosigkeit nicht viel nachgaben. In einer Reihe daneben zappelte und krabbelte ein volles Dutzend kleiner Ungeheuer, bei denen das Fleisch in förmlichen Wülsten an Armen und Beinen saß und die Backen vor Fett fast platzten. Als Widerspiel dazu waren erst sieben Wochen alte Drillinge ausgestellt, — arme schwächliche Geschöpfe mit flachen idiotischen Gesichtern. Sie hatten etwas Gespenstisches, diese unglückseligen Drillinge, ihr Anblick verfolgte mich durch die ganze Halle wie ein unheimlicher Geist. Mit ihren zusammengekniffenen Zügen schienen sie vorzeitig alt zu sein, und dennoch hatten sie etwas so Unfertiges und Unvollkommenes an sich, daß man sich wunderte, daß sie überhaupt da waren.

Die Ausstellung war übrigens eine Privatspeculation und die als vorzüglichst befundenen Kinder sollten mit verschieden abgestuften Preisen bedacht werden, ohne welche es in England bei dergleichen Gelegenheiten, bei einer Kunst- wie bei einer Hunde- und Kaninchenausstellung, ja niemals abzugehen pflegt. Preisschweine und Preiskinder stehen bei dem englischen Publicum ungefähr in gleicher Kategorie. Sämmtliche der in Woolwich zusammengebrachten Kinder waren folglich in der ausgesprochenen Absicht hierher verpflanzt worden, um einen oder den andern, vielleicht um mehrere dieser Preise zugleich, zu concurriren. Aber merkwürdig! die meisten dünkten mich in keiner Weise etwas Besonderes zu sein, weder durch Größe noch durch Kleinheit, kurz durch nichts, als — freilich etwas sehr Anerkennenswerthes — durch Reinlichkeit ausgezeichnet, eine Bedingung, von welcher der Unternehmer die Einverleibung in seine Ausstellung abhängig gemacht hatte. Auch die Mütter waren höchst sauber und nett gekleidet, obschon sie, der Mehrzahl nach, offenbar in sehr ärmlichen Verhältnissen lebten und ihre Kleinen einzig und allein um jener Geldpreise willen zur Ausstellung gebracht hatten. Außerdem hatte sich der Entrepreneur des Ganzen verbindlich gemacht, während der Dauer seiner Schau die Weiber mit der nöthigen leiblichen Atzung zu versorgen, und die Aussicht auf unbeschränkte Quantitäten von Thee und Porter war jedenfalls ein mächtiges Lockmittel für die Ausstellerinnen gewesen.

Wie ich sofort bemerkte, waren beinahe alle diese Mütter vom Lande gekommen, die Stadt London selbst befand sich in entschiedener Minorität dagegen. Sammt und sonders aber schienen sie mir mit der Sache sehr zufrieden zu sein, erfreut über die Aufmerksamkeiten, welche die Besucher ihren Kleinen erwiesen, noch mehr zufrieden jedoch, wenn dergleichen Aufmerksamkeiten die Gestalt pecuniärer Spenden annahmen, wie geringfügig dieselben auch sein mochten. Ebenso sprach mir seinerseits der Unternehmer, ein gewisser Mr. Holland, seine Zufriedenheit mit den Ausstellerinnen aus und fügte den verheißenen Geldpreisen, die von fünf bis zu fünfzehn Pfund stiegen, freiwillig noch Prämien von silbernen Bechern hinzu. Das Resultat seiner Speculation mußte mithin seine Erwartungen übertroffen haben.

Die Idee der Kinderausstellungen ist übrigens amerikanischen Ursprungs, dem erfinderischen Kopfe des großen Humbugkünstlers Barnum entflossen, der, wie meine Leser wissen, so manches eigenthümliche Unternehmen erdacht und in Scene gesetzt hat. Als er vor einigen Jahren zuerst mit dem Project einer Baby-Schau herausrückte, fand man den Gedanken über die Maßen excentrisch; keine Mutter würde sich ja, das wandte man an erster Stelle dagegen ein, herbeilassen, ihre Kinder öffentlich auszustellen, und sodann dürfte kein Mensch geneigt sein, Geld auszugeben, um die etwa zur Schau gebrachten kleinen Kinder zu besichtigen. Beide Besorgnisse erwiesen sich als grundlos, und jetzt ist in der That keine andre Ausstellung in England so leicht in's Leben zu rufen und in gewissen Kreisen so beliebt geworden wie diese Babyschaustellungen Barnum'scher Erfindung. Um unsre Ausstellung in Woolwich in's Werk zu richten, kündigte ihr Urheber sein Vorhaben blos in einigen englischen Provincialblättern an, und alsbald waren ihm über zweitausend Kinder dazu offerirt, und am Tage, an welchem die Schau eröffnet wurde, erschienen zweitausenddreihundert Mütter mit mindestens derselben Anzahl von kleinen Kindern an den Pforten des Gartens, manche davon aus einer Entfernung von fünfzig und mehr deutschen Meilen. Die meisten dieser Kinder waren für den beabsichtigten Zweck nicht zu gebrauchen, und es mußte das den Frauen begreiflich gemacht werden. Allein dies war eine trostlose Aufgabe. Die Weiber schrieen, die Kinder schrieen und Lärm und Tumult wurden bald so arg, daß der erschrockene Entrepreneur sich vor dem tobenden Haufen verstecken mußte. Mehrere Stunden vergingen, ehe man das Terrain von den überflüssigen Babies gesäubert und die glücklichen Auserwählten behufs ihrer Inspection seiten des Publicums in zwei Reihen formirt hatte. Wie groß der Andrang des letztern war, erhellt aus der Thatsache, daß in den vier Tagen, während welcher die Ausstellung geöffnet blieb, über dreitausend Personen dieselbe besucht haben sollen. Das Eintrittsgeld betrug einen Schilling; rechnet man hierzu, daß auch der Erlös aus den nicht eben sparsam genossenen Erfrischungen und Herzstärkungen in die Tasche des Veranstalters fiel, so muß das Unternehmen als Finanzspeculation gewiß ein vollkommen gelungenes genannt werden.

Desgleichen haben die vier Tage den Müttern und ihren Kindern zu offenbarem Gewinn gereicht. Eine halbe Woche freies Essen und Trinken und die Chance, nach Ablauf dieser Zeit fünf oder zehn, ja im glücklichsten Falle selbst fünfzehn Pfund Sterling obendrein zu verdienen, und zwar lediglich dadurch, daß man auf dem Stuhle sitzt und sein Kind nährt — das ist eine Perspective, die sich dem armen Weibe selten aufthut, und darum nicht zu verwundern, wenn sie mit beiden Händen ergriffen wurde. Ueberdies waren die Kinder selbst während der vier Ausstellungstage unbestritten besser daran, als sie es jemals zu Hause gewesen sein mochten: besser getränkt und gespeist und reinlicher gehalten: für sie zumal ist also die Ausstellung als eine wahre Glücksepoche im Leben zu bezeichnen.

Auch in dieser Beziehung läßt sich somit gegen die Idee der Kinderausstellungen nichts Erhebliches einwenden. Ein Anderes ist es hinsichtlich des zuschauenden Publicums; nach meiner Ansicht ist dies der einzige Theil, welcher dabei verliert; denn, ich wiederhole es, das Schauspiel entsprach meinen Erwartungen bei Weitem nicht und schien mir in der That des aufgewandten Schillings kaum werth zu sein — vielleicht, weil ich mir unter „Preiskindern" und namentlich unter englischen Preiskindern, nach der Menge prächtiger, rosiger, von Gesundheit und Leben strotzender Kinder, die man in den öffentlichen Londoner Parks, in den Squares und auf den Promenaden sich tummeln sieht, etwas absonderlich Vollkommenes von Kindergenre zu finden hoffte.

Die mit zuschauenden Frauen und Mütter, welche, wie bereits erwähnt, uns anwesende Männer an Zahl mindestens um das Doppelte übertrafen, schienen freilich anderer Ansicht zu sein. Für sie hatte die Ausstellung unbestritten das allergrößte Interesse, denn sie verglichen im Stillen die Preisbabies mit ihren eigenen Kindern zu Hause. Man sah dies an der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher sie sich jedes einzelne Kleine hinter den absperrenden Gittern betrachteten; man hörte es aus dem eifrigen Geflüster, das sie mit einander unterhielten, und das triumphirende Lächeln und Kopfschütteln, womit in der Regel ihre Unterhaltung endete, deutete klar genug an, wie sehr die Parallele zu Gunsten ihrer eigenen Sprößlinge ausfiel. Viele dieser zuschauenden Mütter begnügten sich natürlich nicht mit dem bloßen Ansehen der ausgestellten Kleinen, sie wollten sie vielmehr nach allen Dimensionen hin gründlich befühlen und auf den Armen wägen. Die Babies mußten nicht selten die Runde durch die ganze Halle machen, ehe sie ihren natürlichen Pflegerinnen restituirt wurden.

Mir wurde angst, daß nicht am Ende eine allgemeine Säuglingsverwechselung die Folge dieser, beiläufig, von einem ohrenzerreißenden vielstimmigen Schreiconcerte begleiteten Wan-

derungen sein möchte, und ich hielt mit meiner Besorgniß nicht zurück. Damit hatte ich indeß das Signal zu einem furchtbaren Sturm gegeben, der über mich hereinbrach. Der Mutterstolz fühlte sich durch meine Aeußerung gekränkt und erhob ringsum energischen Protest. „Ob ich meinen Baby nicht wieder erkennen werde, und wenn Hunderttausende von Kindern da wären!“ schrie mich eine riesige Bäuerin aus Yorkshire an und machte Miene, aus dem Gitter herauszutreten und mir mein Unrecht handgreiflich zu demonstriren, wie mir schien. „Das kann nur ein ‚Foreigner‘ Ausländer behaupten,“ eiferte eine Andere, und von rechts und links drangen glühende Blicke auf mich ein. Schon fürchtete ich eine Scene wie bei Eröffnung der Ausstellung, wo der Unternehmer sich hatte flüchten müssen, und wollte mich meinerseits ebenfalls in Sicherheit bringen, da ward plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit nach anderer Seite hin abgelenkt. In höchster Aufregung drängte sich eine Frau in den Saal, und ein Polizeidiener ihr nach. Ihr Kind, welches sie als „einen sehr schönen, grossen kräftigen Knaben“ beschrieb, war der Unglücklichen in der Nacht vorher aus ihrer Wohnung gestohlen worden, und auf der Polizeistation, wo sie davon Anzeige gemacht, hatte man gemeint, vielleicht habe es eine kühne Speculantin genommen und auf die Ausstellung nach Woolwich gebracht, um sich damit einen Preis zu gewinnen. Die Idee schien ganz plausibel zu sein, und da war nun die arme Mutter und ging in ihrer Herzensangst von Kind zu Kind. Sie sah sich jedes einzelne auf das Genaueste an, allein das ihrige war nicht unter den Hunderten, und bitterlich schluchzend zog das Weib unter dem Geleite ihres Schutzmanns wieder ab, von einer Fluth nicht eben liebsamer Titulaturen verfolgt, denn sämmtliche Ausstellerinnen sahen sich durch den Zwischenfall schwer an ihrer Ehre gekränkt.

Inzwischen war es Abend geworden, und einzelne Männer erschienen, um Frauen und Kinder nach Hause zu holen. Wie ich erfuhr, waren das jedoch nicht etwa die Väter der ausgestellten Kleinen, sondern die Brüder oder Vettern der Ausstellerinnen; die Väter hielten sich, vielleicht aus gerechter Scheu, von dem Schauspiele fern. Jedenfalls vermißten wir ihre Abwesenheit nicht. Alle Mütter nämlich, die wir danach fragten, erklärten ohne Ausnahme, ihre Babies seien die leibhaftigen Abbilder der Herren Papas, und wir hatten schon an dem Anblick der Kinder genug, um uns nicht nach dem der Väter zu sehnen.

Auch das Publicum entfernte sich allmählich, wie mich dünkte und wie ich zur Ehre des englischen Volkes constatiren zu können glaube, im Allgemeinen nicht sehr erbaut von der Ausstellung. Wenn es sich des Eindrucks auch nicht klar zu werden schien, ein dumpfes Gefühl mochte Alle durchdringen, daß diese aus bloßer materieller Speculation unternommenen öffentlichen Schaustellungen des Theuersten, was der Mensch auf Erden besitze, wenn sie auch nicht gerade unmoralisch zu nennen sind, doch unseren menschlichsten und darum heiligsten Empfindungen Hohn sprechen.

Ich aber fuhr mit der stolzen Ueberzeugung die Themse hinauf nach Hause, daß dergleichen Kinderausstellungen bei uns in Deutschland niemals Nachahmung finden und noch viel weniger Popularität gewinnen werden, obschon mindestens eine gute Seite derselben sich nicht in Abrede stellen läßt: sie tragen unleugbar dazu bei, daß, wenn gleich lediglich in Aussicht auf mögliche pecuniäre Vortheile, für die nothwendigste Grundlage alles künftigen leiblichen und geistigen Wohlbefindens, die Gesundheitspflege der Kinder, größere Sorge getragen wird, als dies, ohne solchen Anreiz, in den hier zunächst in Frage kommenden Schichten der Gesellschaft sonst der Fall sein würde. Und aus diesem Grunde sei unserm Verdammungsurtheile über die „Baby-Shows“ wenigstens die Abschwächung der „mildernden Umstände“ bewilligt.

Aus der Wandermappe der Gartenlaube.

Nr. 4. Bei „Helbigs“ in Dresden.

„Wo treffen wir uns heut’ Abend?“ frug mich ein liebenswürdiger Reisegefährte, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt von Berlin gemacht hatte, als wir auf dem Bahnhofe in Neustadt-Dresden ausstiegen.

„Doch wohl bei Helbigs,“ lautete meine Antwort.

Hätte die „Gartenlaube“ ihre Leser blos in Deutschland, so brauchte es schwerlich einer Sylbe über das Was? und Wo? dieses allgemeinen Sammelpunktes, denn wer jemals in Dresden gewesen ist oder wem Andere von Dresden erzählt haben, dem ist „Helbigs“ ein ganz ebenso geläufiges Zug- und Schlagwort wie die Sixtinische Madonna oder die Brühl’sche Terrasse. Da indessen auch weit über dem Ocean drüben im Hinterwalde des fernen Westens, ja auf den weitentlegenen Inseln der Südsee und in den Tropenthälern von Java — kurz, überall, wo Deutsche wohnen, die „Gartenlaube“ eine treue Hausfreundin geworden ist, so dürfte eine Erklärung und Feststellung des Begriffs geboten sein.

Um von vornherein allen Illusionen zu begegnen, sei ohne weitere Umschweife gemeldet, daß dies magnetische „Helbigs“ weiter Nichts bedeutet, als einfach eine Restauration. Da jedoch dieselbe eine Lieblingsstätte der Erinnerung für viele Tausende von Freunden bleibt, welche auf kürzere oder längere Zeit in dem großen Gasthof Dresden einsprechen, so darf „Helbigs“ unbedingt auf den Rang eines classischen Bodens Anspruch erheben.

Auf einem der imposantesten und durch hundertfache Abbildungen bekanntesten Plätze der Residenz, westlich, doch in unmittelbarer Nähe der berühmten stattlichen Elbbrücke, dem italienischen Renaissancebau der katholischen Kirche, dem neuen Museum und der Rotunde des Theaters gegenüber, steht, dicht neben dem vornehmen Hôtel Bellevue, eine Reihe von niedrigen kleinen Häusern; einstöckig und so unscheinbar, häßlich und ärmlich wie möglich, bilden sie den auffälligsten Contrast gegen die genannten Prachtbauten. Nur eines, welches seine gegenwärtige Gestalt erst der neueren Zeit verdankt, zeichnet sich durch größere und schmuckreichere Verhältnisse aus, ohne darum das Niveau bescheiden bürgerlicher Wohnlichkeit zu überragen. Diese sieben Häuschen waren mit einigen anderen jetzt längst vom Erdboden verschwundenen einst die Niederlassung der italienischen Architekten, Bildhauer und Maler gewesen, welche August’s des Starken Sohn, der prunkliebende König August der Dritte von Polen, im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts zum Bau der katholischen Hofkirche berufen hatte, und hießen deshalb bis auf unsere Tage herab „das italienische Dörfchen“. Nachdem die Italiener in ihre Heimath zurückgekehrt oder gestorben waren, siedelten sich in ihrer ehemaligen Colonie mehrere kleine Bier- und Weinschenken und später auch verschiedene künstlerische und literarische Notabilitäten Dresdens an, wie denn u. A. der Maler Vogel von Vogelstein, das erst unlängst hoch betagt verstorbene, als Harfenspielerin gefeierte Fräulein Aus dem Winckell und Helmine von Chezy genial-wunderlich-saloppen Andenkens Jahre lang hier ihr Zelt aufgeschlagen hatten; heute ist’s die Pforte, die Straßenfront oder, besser gesagt, die unschöne Kehrseite des Helbig’schen Etablissements, von dessen heiter-prächtiger Stromfaçade unsere Illustration ein getreues Abbild giebt, das freilich wohl die Linien, nicht aber die fast südlich-warme Farbe des Gemäldes, wie sie die milde Dresdener Landschaft überhaupt kennzeichnet, zur Anschauung bringen kann.

Auch Worte vermögen das nicht. Dennoch wollen wir versuchen, das Panorama unseres wackeren Künstlers durch ein paar Pinselstriche — aus dem Tintenfaß zu coloriren.

Vorerst denke sich der Leser den Complex jener sieben Häuser, welche ein interessantes und pittoreskes Labyrinth von einigen dreißig durch Stufen, Corridore und Gänge verbundenen Zimmern, Galerien, Veranden und Sälen umschließen, durch zierlich geschnitzte und ornamentirte An- und Vorbaue halb schweizerischen, halb gothisch-maurischen Styls zu einem Ganzen von gefälliger Wirkung vereinigt und den breiteren Vorsprung in der Mitte, der zugleich eine geschützte Halle bildet, mit landesfarbigen Flaggen und Wimpeln an hochragenden Masten decorirt; dann folge er mir die schmale Treppe im Häuschen Nr. 7, dem der Brücke am nächsten gelegenen, zum Paradies der „Elbterrasse“ hinab. Es ist kurz vor Sonnenuntergang, die Zeit, wo man „Helbigs“ in seiner vollsten Glorie erschaut. Schier unabsehbar dehnt sich eine ziemlich breite, mit Brettern gedielte Plateform längs der Elbe aus, über welche sie sich, durch eine leichte Balustrade begrenzt,

Digitized by Google

nur wenige Fuß erhebt, so daß der schöne blitzende und glitzernde Flußspiegel mit seinem ewig wechselnden Leben von Gondeln, Badekähnen, Segelbooten, Dampfern, Flössen fast in das Bereich unserer Hände gerückt ist und der frische Hauch des Wassers um die Wangen fächelt.

In einiger Entfernung zur Linken wird der Strom in schräger Richtung von der neuen Eisenbahn- oder Marienbrücke überjocht, welche die Bahnhöfe der am rechten Ufer liegenden Neustadt mit dem grandiosen Centralbahnhof in der Altstadt verbindet. Ueber der Brücke und durch ihre Bogen hindurch sieht man am Horizont, Meißen zu, die schon in bläulichem Abenddufte verdämmernden Rebhügel des unter dem Gesammtnamen der Lößnitz begriffenen Wein- und Villendistricts. Jenseit der Elbe, gerade vor uns, baden die Gebäude der Neustadt ihren Fuß im Wasser; uns zur Rechten endlich haben wir den Glanzpunkt des Bildes, „die große Brücke".

Wer hätte nicht schon von dieser Brücke gehört, die für jedes echte Dresdener Kind ein Gegenstand des höchsten Stolzes, die ihm „die Brücke" schlechtweg ist? In der That, „die große Brücke" mit ihrer heiteren Bewegung, mit der anmuthvollen, weichen Stimmung der Landschaft rechts und links, mit den sich beständig erneuernden Bildern, die sie bietet: ihren Omnibus voller fröhlicher Menschen, welche nach dem Linke'schen Bade, nach dem Waldschlößchen, nach dem Weißen Hirsch und den vielen anderen Lustorten trachten, die sich an und auf der Hügelkette des rechten Elbufers aneinander drängen; ihren sich unaufhörlich kreuzenden Droschken voll ab- und zuströmender Reisenden; ihren eleganten Equipagen, in denen die reiche und vornehme Welt nachlässig hingegossen durch das Leben rollt; ihren promenirenden Paaren und Gruppen in modernsten, reichen Toiletten; ihren Soldatenzügen zu Fuß und zu Roß, welche mit klingendem Spiel und blasenden Trompetern zur Hauptwache marschiren — mit diesem Allen zusammen übt sie einen Zauber aus, der uns immer von Neuem gefangen nimmt. Namentlich Nachts aber, wenn die in Stadt und Vorstädten entzündeten Lichter und Gasflammen beide Elbufer stundenweit mit einer ununterbrochenen Funkenschnur umflammen und sich unten in der Fluth in endlosem Reflexe wiederholen, ist die Brücke eine Wandelbahn, so traum- und feenhaft schön, daß der geschickteste Theaterdecorateur einen mächtigeren Bühneneffect nicht zu ersinnen vermöchte. Mit einem Worte: die Brücke ist ein Hauptelement im Ensemble von Dresdens wie speciell von „Helbigs'" Reizen; ohne sie wäre letzteres nimmermehr geworden, was es heute ist. Sie liegt hoch über unserem Observatorium, so daß fast jeder ihrer Bogen sich zum Rahmen eines abgerundeten lieblichen Bildes gestaltet. Es sind dies gewissermaßen die Vor- und Eingangshallen zur sächsischen Schweiz, denn dort hinauf geht es nach diesem ausgetretenen und doch unerschöpflich schönen Touristencanaan, dem Lieblingsziel für Pfingstfahrten und Hochzeitsreisen in ganz Nord- und Mitteldeutschland, und die rechts unser Panorama begrenzenden Waldberge mit ihren vielen, vom letzten Tagesscheine in Gluth getauchten hellen Punkten sind die schlösser- und villenbesäeten Höhen um jenes anmuthige weingrüne Loschwitz, das sein edelster Sommergast, unser Friedrich Schiller, für alle Zeiten zur heiligen Stätte geweiht hat.

Halt! Dort unter der Mittelhalle hat sich inzwischen ein Tisch geleert; eilen wir davon Besitz zu ergreifen, so lange es Zeit ist, denn schon steuern neue Zuzüge auf ihn los. „Zu schön, wundervoll, himmlisch!" — „Now, that is beautiful indeed!" — „Ah, que cela est beau!" tönt es, je nach den verschiedenen deutschen und fremdländischen Vaterländern der Bewundernden uns entgegen, wie jetzt mit den intensiven Farbentönen der scheidenden Sonne das wonnesame Gemälde sich immer magischer verklärt, und deutet uns an, daß jene Zug- und Wandervögel, welche alljährlich bald nach den Schwalben in Dresden und Umgegend als hochwillkommene Eindringlinge erscheinen, das wesentlichste Contingent zu Helbigs' Publicum stellen. Gut neun Zehntel desselben kommt, wenigstens im Sommer, auf ihre Rechnung; das lehrt uns außer dem Ohr, an welches vorzugsweise die schärferen Klänge norddeutscher, speciell spree-atheniensischer Dialekte schlagen, der erste Blick in das vielgestaltige, bunte, kaleidoskopisch wechselnde Menschentreiben um uns herum, das ebenso wie Lage und Umgebung, wie Ausdehnung und Eigenthümlichkeit der Etablissements Helbigs' Elbterrasse zu einem Unicum ihrer Art und zu einer so interessanten Bühne für allerhand anthropologisch-ethnographische Beobachtungen und Studien stempeln.

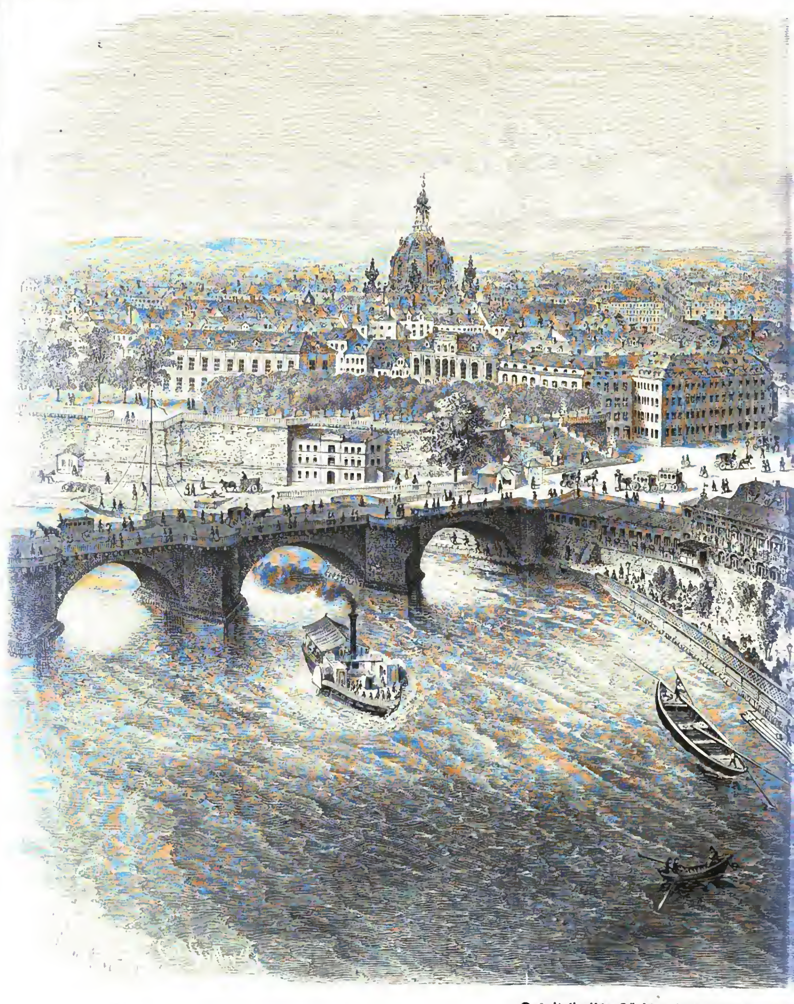
Bereits schwimmt das Etablissement in einem Lichtermeere, als sich ein neuer Menschenschub die Stufen in der Ecke herabwälzt. Die Oper ist aus, und eine gute Anzahl ihrer Besucher, Damen wie Herren, spricht noch zu einem Nachttrunke und Plauderstündchen bei Helbigs ein. Wir mustern das gemischte Völkchen, wie es sich auf der Treppe drängt, bis unsere Augen auf einer langen in Grau gehüllten Gestalt haften bleiben. Auch sie hat uns alsbald erkannt und schreitet, mit dem Taschentuche grüßend, auf unser Plätzchen zu. Der freundliche Herr, etwas über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, ist der Redacteur des verbreitetsten Dresdener Organs, Dresdener von Geburt und, wie man sich denken kann, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Dresdens, seinerseits mit Menschen, Dingen und Zuständen desselben vertraut wie wenige Andere, obwohl sein Beruf ihn fast den ganzen Tag an den Schreibtisch fesselt.

„Ich bin kein regelmäßiger Gast bei Helbigs," nahm er nach landesüblichem Gruß das Wort, „wir Dresdener überhaupt verkehren hier meist nur im Winter, im Sommer überlassen wir die Elbterrasse den Fremden. Sollten Sie heute dennoch dieser oder jener unserer ‚Berühmtheiten' hier begegnen, so haben Sie dies nur einem günstigen Zufall zu danken. Und merkwürdig! dort kommt wirklich ein Paar, das ich jemals bei Helbigs gesehen zu haben mich kaum entsinne. Gewiß kennen Sie es noch aus früheren Tagen?" richtete er seine Frage an mich.

Ich blickte auf. Freilich erkannte ich den Mann mit den seltsamen interessant häßlichen Zügen, die sich so leicht nicht vergessen lassen, auf der Stelle, aber er war alt geworden, recht alt und grau und schien etwas lässig in Gang und Haltung seit jenen Tagen in Leipzig, wo er, nach einem bewegten Journalistenleben in Wien, Berlin, Hamburg, München und Zürich, seine kleinen pikanten Geschichten und noch pikanteren Notizen im „Charivari" schrieb, einer der Pioniere des aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten graziös-leichten Feuilletongeplauders. Ja, es war der alte Eduard Maria Oettinger, heut' wie damals zierlich und patent in Anzug und Tournure und heut' wie damals am Arme seiner Gattin, die vierzig Jahre hindurch Freud' und Leid getreulich mit ihm getheilt hat.

„Unsere Schriftsteller und Künstler," fing unser Dresdener Journalist wieder an, „leben im Ganzen wenig genossenschaftlich. Zudem sind die Meisten augenblicklich nah oder fern irgendwo in der Sommerfrische. Andree z. B., den Sie ja kennen, der kenntnißreiche Ethnolog und Geograph, der Herausgeber des vortrefflichen ‚Globus', sitzt über seiner großen ‚Handelsgeographie' draußen im gastlich-reichen Maxen bei der edlen Majorin Serre, der Wittwe unseres Schillerstiftungsgründers; Gustav Kühne, der alte Kämpe vom ‚Jungen Deutschland', einer von den weißen Sperlingen unter uns mit Haus und Hof, vergräbt sich in sein reizend in Bäumen verstecktes Landhaus in Niederpoyritz unweit Pillnitz, wenn er nicht etwa mit seinem eigenhändig vom Bock gelenkten großen Schimmel Weg und Steg unsicher macht; ein Zweiter jener verschwindend kleinen Minderzahl, Waldmüller-Duboc, der Dichter sinniger, fein ausgemalter Novellen, thront auf waldiger Höhe in seiner aussichtreichen Schweizervilla bei Wachwitz; Andere, so den immer gleich frischen, gleich unabhängigen, gleich fleißigen und gleich biederen Weltumsegler Gerstäcker, bekommt man gar nicht zu sehen; der harmlos-humoristische Dorfbarbier, der liebenswürdige und gemüthliche Stolle ist durch den Tod seiner Gattin gegenwärtig in tiefes Leid versenkt, und so geht Einer an dem Anderen vorüber seine eigenen Wege und seinen eigenen Zwecken nach.

Dresdens literarischer Ruhm ist ja überhaupt verklungen, er gehört jener politisch-stillen und öden Zeit an, wo das Lämpchen der Abendzeitung glimmte, wo der artige Theodor Hell sie und das Hoftheater regierte und unermüdlich französische Bühnenstücke übersetzte; wo der anspruchslose Friedrich Kind den Freischütz dichtete; wo der Commissionsrath Schulze als Friedrich Laun seine leichte Novellenwaare auf den Markt brachte; wo um Elisa von der Recke und ihren Trabanten Tiedge eine Anzahl schöner Seelen sich schaarte; wo der glatte Kammerherr von Wachsmann seine historischen Salonnovellen in den ‚Lilien' mittheilte; wo Fr. von Brunnow seinen ‚Ulrich von Hutten' schrieb; wo der



Brühl'sche Terrasse. Frauenkirche. **Das italienische Dörfchen in Dresden.** Nach

Italienisches

Digitized by Google

…der Natur aufgenommen von Adolf Eltzner.
…Dörfchen. Katholische Hofkirche. Helbigs Terrasse.

Leibarzt Carus goethisirte und mystisch ästhetisirte und malte. Das war unsere „gute alte Zeit", aber sie war etwas süßlicher, weichlich-verschwommener, sich selbst beräuchernder Art, mehr weiblicher als männlicher Natur, und dieser gewissermaßen blaustrümpfige Charakter haftet unserm Literaten- und Künstlerthum auch heute noch an. Es fehlt ihm die frische, kräftige, selbstständige productive Männlichkeit, die ihm auch die Gutzkow, die Ruge, die Auerbach, welche längere Zeit unter uns weilten, nicht aufdrücken konnten. Daß es uns ganz und gar an einer periodischen Presse gebricht, welcher eine höhere als locale Bedeutung vindicirt werden kann, hat nicht dazu beigetragen, unsern Dresdener Journalismus männlicher und schärfer zu machen. Mit unserer Kunst aber ist es nicht viel anders bestellt. Nehmen Sie den ausgezeichneten Ludwig Richter, die anheimelnde Erscheinung mit dem ehrwürdigen grauen Haar und dem echtmenschlichen Wohlwollen in Blick und Zügen; nehmen Sie den unermüdlichen Nimrod und Thiermaler Guido Hammer, den genialen Hoffmann aus, dessen geist- und wirkungsvolles Othellobild die Gartenlaube in so gelungenem Holzschnitt wiedergegeben hat; nehmen Sie unsern berühmten Bildhauer Hähnel und noch ein halb Dutzend andere Namen von gutem, ja bestem Klange aus — auch hier herrscht das Weiblich-Weiche und Weiblich-Weichliche vor, vielleicht, weil unsere Landschaft uns auch so weich und lind umschmeichelt. Aber lassen wir das! Kennen Sie den Alten da, welcher sich soeben dort uns gegenüber in die Ecke gesetzt hat?" fragte er, indem er einem etwas gebückten, doch munter aussehenden, ziemlich betagten Herrn zunickte, der seinen Gruß freundlich, allein, wie mich dünkte, etwas wehmüthig erwiderte.

„Der hat weit über hundert Bände auf seinem Gewissen," setzte er hinzu, „manchmal etwas leichtes Gebäck, er selbst aber ist die treueste Seele von der Welt, welche Alle achten und lieben, die sie näher kennen. Es ist Niemand anders als Lubojatzky, ein Autodidakt von der Pike auf; erst Goldschmiedgesell, dann Schauspieler und endlich Novellist. Seit fünfundzwanzig Jahren liegt die Frau des guten Mannes total gelähmt darnieder, und er pflegt sie mit wahrer Engelsgeduld. Sein Schreibtisch steht an ihrem Krankenbette, und da sitzt er nun rastlos und componirt mitten in Noth und Sorge seine Romane." —

Mittlerweile ist der Mond heraufgestiegen und legt seinen Silberhauch auf Fluß und Stadt, die in dem magischen Lichte zu einem Bilde von überraschendem Effecte verschmelzen. Nachgerade beginnt sich's bei Helbigs zu leeren; je nach der Lage der verschiedenen Behausungen füllen sich die verschiedenen Ausgänge zum Theaterplatze mit heimziehenden Menschen.

„Haben Sie wohl den Herrn mit dem geistvollen Auge und den langen grauen Haaren bemerkt, der dort der Ecktreppe zuwandert? Sehen Sie nur, wie er sich den Himmel beschaut und zum Monde aufblickt, als habe er gerade einen neuen Vulcan darin entdeckt! Der Mann erfreut sich bei uns eines großen Rufes — es ist der ‚Barometrius' in unseren ‚Nachrichten', auf dessen wissenschaftlich begründete Witterungs-Prophezeiungen unser Landvolk schwört. Eigentlich sind seine Beobachtungen nur für unser Elbthal berechnet, werden aber regelmäßig auch in Leipzig, häufig sogar in Prag, ja selbst in Wien nachgedruckt. Nach seinem bürgerlichen Stand und Namen ist der scharfsinnige Wetterprophet ein Dr. Drechsler und war früher Professor der Astronomie in Basel. Aber Mitternacht ist nahe. Wir brechen daher jetzt wohl auf, denn den schönsten Anblick, welchen Helbigs bietet, haben Sie erst noch zu sehen und wir dürfen nicht zögern, wenn er uns noch voll zu Theil werden soll."

Gern folgten wir dem Geleite unsers liebenswürdigen Führers durch Zwinger und Ostraallee zur Marienbrücke hinauf.

„Jetzt umgeschaut!" rief er, „dort gen Morgen hinüber!"

Wir wandten uns, und unwillkürlich entschlüpfte uns ein ‚Ah!' der Bewunderung. Dort zur Rechten lag Helbigs mit seinen Hunderten von Lichtern, als tauche es gleich einem massigen feurigen Meteore aus einem Becken geschmolzenen Silbers auf — phantastisch schön wie ein Stück aus mondbeglänzter Zauberwelt, wie eine Fata Morgana im Morgenlande.

Vom Hamburger Blumenfest.

Welche Blüthe wird diesmal die Mode im Reich der Blumenliebhaberei als Königin des Tages ausrufen? Diese Frage beschäftigte mich viel auf meiner Fahrt zu dem improvisirten Pflanzenfest in Hamburg. Von der letzten Ausstellung des Gartenbau-Vereins in Berlin her konnte ich ungefähr voraussehen, welche Blume gegenwärtig am beliebtesten und daher am zahlreichsten vertreten sein werde. Freilich waren seitdem aber bereits mehrere Monate vergangen — während die Mode bekanntlich auch auf diesem Gebiete nur zu bald von einem Gegenstande zum andern übergeht.

Wie groß war daher meine Freude, als ich dennoch die seit Langem aus der Mode gekommene, doch immer vorzugsweise geschätzte und allbeliebte Rose auch hier auf der großartigen Internationalen Gartenbau-Ausstellung von Hamburg ebenso wie in Berlin in der vollen Geltung ihres Rechts als Blume des Tages fand. Kaum läßt sich der Eindruck beschreiben, den ein wundervoller Rosenflor zur jetzigen Zeit hervorruft. Vereint mit allen übrigen Contrasten, welche diese Ausstellung hervorgebracht, muß er von vornherein die wohlthuendsten Eindrücke auf jeden Besucher ausüben.

Hier wetteifert die Wirklichkeit mit den kühnsten Schöpfungen der Phantasie. Wer noch vor wenigen Monaten dies Terrain gesehen, mit dürftigen Anlagen, wenig einladendem Gebüsch und widerwärtigem Gewässer, der wird sich nicht genug wundern können über den förmlich hervorgezauberten Park mit schattenden Bäumen, lachenden Gefilden und duftenden Blüthen, mit malerischen Teichen und Flüssen. Fast noch größer erscheint das Wunder, mit welchem selbst der Himmel zu Hülfe gekommen, um hier voll und reich ein Eden zu schaffen, ein kleines Paradies im vollen Sinne des Worts. Bis ganz vor Kurzem hüllte noch naßkaltes Wetter die Natur in sein trostloses Gewand; jetzt hat die Septembersonne eine wahre Frühlingslaune herausgekehrt und aus der trübseligen herbstlichen Regenschauern, mit denen fast der ganze Sommer uns geplagt, ist jetzt noch eine „Maienzeit" geworden, so mild und schön, wie sie selbst der Wonnemond nur selten gewährt. Hier brauchen wir aber in den lieben Frühling uns gar nicht hineinzuträumen — hier haben wir ihn ja vor uns, in lebensvollster Wirklichkeit.

Vergeblich schauen wir uns um nach den Blumen der jetzigen Jahreszeit, nach den herbstlichen Eriken oder Haidekrautblümchen, Astern, Georginen und dergleichen; freilich fehlen auch ebenso die zarten Blüthen des ersten Frühlings, die Crocus, Primel, Schneeglöckchen und Veilchen. Wenden wir uns daher zunächst zu der herrlichen Blume, die für den deutschen Wonnemond — welcher im größten Theile unseres deutschen Vaterlandes keineswegs der Mai, sondern erst der Juni ist — so recht bezeichnend erscheint und die hier zugleich einen herrlichen Triumph feiert: zu der Rose.

Links, nicht weit von dem Eingange der Ausstellung, begrüßt uns eine Gruppe von fünfzig hochstämmigen Rosen aus der „Rosen-Special-Cultur" von Friedrich Harms in Eimsbüttel bei Hamburg. Es ist die Varietät Maréchal Niel, welche in prachtvoll entwickelten Kronen und noch zahllosen Knospen den Beweis liefert, daß ihr Züchter einer der bedeutendsten Rosengärtner Deutschlands sei, wenn auch ihre Blumenpracht hier nicht zur vollsten Entwickelung gekommen. Dies Urtheil bestätigt uns die nächste Gruppe desselben Ausstellers von fünfzig Stämmen der im köstlichsten Flor stehenden Varietät Gloire de Dijon. Doch wenn wir weiterhin die verschiedenen Gruppen von herrlichen und seltenen französischen Rosen betrachten, so müssen wir anerkennen, daß diese Hamburger Rosen nicht allein seit geraumer Zeit die aller Blumen-Ausstellungen in Deutschland übertroffen haben, sondern daß sie auch auf dieser großartigsten Ausstellung zweifellos den ersten Rang einnehmen. Im Ganzen hat Herr Harms acht verschiedene Rosengruppen aufgestellt, unter denen durch Schönheit und Frische, sowie durch Mannigfaltigkeit vorzugsweise die Topfrosen sich auszeichnen, auch dadurch, daß sie verschiedene Novitäten, vornämlich von Bourbon- und Theerosen, sowie auch von den niederliegenden zierlichen Remontante-Rosen aufzuweisen haben. Eine Varietät der gewöhnlichen Feldrose, Ruga genannt, ist hier zu einem hübschen und geschmackvollen Rosenschirm gezogen

Digitized by Google

worden und verdient um so mehr Beachtung, da sie für solche Zwecke bisher noch wenig benutzt und doch sehr gefügig ist.

Es würde aber ein großes Unrecht sein, wollten wir nicht auch den Rosen der übrigen Aussteller unsere volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Eine Gruppe von fünfzig wurzelechten Rosen der Varietät Souvenir de Malmaison des Herrn Otto aus Altona, sodann die Trauerrosen von der Varietät Beurfault von Johann von Ehren in Nienstädten bei Altona, ferner ein Rosenbeet der Herren Soupert und Notting in Luxemburg, vorzugsweise in Remontante-Rosen bestehend und außerdem zahlreiche sehr prächtige Exemplare berühmter französischer Varietäten enthaltend, ferner das geschmackvoll arrangirte Rosenbeet des Herrn Jürgens aus Nienstädten, mit gegen eintausend Exemplaren niedriger weißer und zartrother Varietäten — dies dürften die hervoragendsten Leistungen auf diesem Gebiete sein, und lobend zu erwähnen sind schließlich auch die Bourbon-, Thee- etc. Rosen der Gärtnerei des Herrn Wigand in Eisenberg, die beiden Gruppen von fünfundsiebenzig Rosen des Herrn Westenius aus Hildesheim und die Gruppe von hundert Rosen des Pomologenvereins in Boskoop in Holland.

Nimmt die Rose von vornherein die Aufmerksamkeit eines jeden Blumenfreundes in hohem Grade in Anspruch, so bietet sie hier ein vorzugsweise reiches Material zu anregenden Betrachtungen. Hier gruppiren sich mit Geschmack und Verständniß alle Formen und Farbenschattirungen, alle Größen und Füllungsgrade von der Riesengestalt der Rose Anna von Diesbach oder der Baroneß Prevost bis zur winzigen Rose Louise Darzens; von der schneeigen Weiße der Aimée bis zum Dunkelpurpur der Rose Alfred de Rougemont, vom lichten Rosa der Louise Odier bis zum Dunkelroth der Kaiserrose von Marokko, vom bläulichen Purpur der Rose Alphons Damaizin bis zum strahlenden Gold des Maréchal Niel. Und unter ihnen allen strahlt in köstlichster Pracht die Königin aller, die in Form und Farbe hochvollendete Centifolie mit allen ihren Varietäten.

Nicht Jedermanns Liebling ist die Georgine, obwohl ihre Farbenpracht die zahlloser anderer Blumen bei Weitem übertrifft. Hier kommen sie in einem Glanze und in einer Pracht entgegen, wie sie der Jahreszeit entsprechend sind. Wir können uns nicht enthalten, wenigstens den Neuheiten für das Jahr 1870 des Herrn Sieckmann in Köstritz, Fürstenthum Reuß, unsere Aufmerksamkeit zu schenken, unter denen wir die Georginen E. Marlitt, Goldelse, Graf Bismarck, Freiherr von Beust, Dr. Giskra, Dr. Berger, Präsident Grant etc. in prachtvollen großblumigen Exemplaren erwähnen wollen, gleichviel, ob sie es vorzüglich gewesen, um deren willen ihr Aussteller den ersten Preis erhalten hat.

Auch die Fuchsien zeigen zahlreiche neue Sorten, welche bis dahin im Handel noch nicht existiren und unter denen wiederum die hochstämmigen Exemplare des Herrn Harms im prachtvollsten Farbenschmelz alle Anerkennung verdienen.

Mit wohlthuenden Gefühlen schweift der Blick über das ganze Terrain der Ausstellung und haftet hier und da gern ausruhend an einzelnen schönen Gegenständen. Von dem lieblich saftgrünen Rasen heben sich in geschmackvollen Formen Gebilde ab, welche man schlechthin als „Rasen-Decorationen" zu bezeichnen pflegt. Es sind symmetrisch geordnete Figuren, Sterne, Riesenblätter, Rondele, Boskets, Rosetten und dergleichen bildend, wie sie eben die Gartenkunst unserer Zeit liebt und schön herzustellen weiß. Ihre Füllung besteht in den sogenannten Teppichpflanzen, die, mannigfaltig verschieden, durch ihre vielfarbigen Blätter geschmackvolle Zusammenstellungen ermöglichen. In ähnlicher, jedoch abweichender Weise ist eine schwimmende Insel in Form eines riesigen und geschmackvollen Sterns zusammengesetzt, in dessen Mitte ein riesiger Cycas revoluta (jenes herrliche Palmengewächs, mit dessen Zweigen man namentlich in Sachsen die Särge zu schmücken pflegt) hervorragt.

Unter den anmuthigen Spielereien — so dürfen wir sie fast nennen — mit denen in unserer Zeit die Gartenkunst sich beschäftigt, verdienen die Farrngruppen vorzugsweise Beachtung. Diese zierlichen Gebilde, deren volksthümliche Namen, als: Frauenhaar-, Streifen-, Tüpfel-, Schild-, Vogelnest-, Hirschhorn-Farrn (Platycerium grande, in einem prächtigen Riesen-Exemplar, zum Preise von fünfzig Thaler, ausgestellt von Herrn Gireoud, Garten-Inspector in Sagan) etc., neben den lateinischen Bezeichnungen und zugleich mit der Liebhaberei an diesen Gewächsen überhaupt immer mehr in alle Kreise der Gebildeten dringen, sind hier ebenfalls äußerst zahlreich vertreten.

Nicht minder schön und absonderlich in ihrer Eigenthümlichkeit erscheinen die Cactus-Gewächse, welche auf dieser Ausstellung unter Anderen in einer geradezu unübertrefflichen Sammlung von Charles Pfersdorff aus Paris in hundertneunundfünfzig Sorten vorhanden sind, und ebenso die wunderniedlichen Miniaturpflanzen zur Zimmer-Decoration in geschmackvollen Etagèren.

Auch die in Töpfen cultivirten einheimischen und fremdländischen Waldbäume, die Miniatur-Zierbäume und -Sträucher mit bunten Blättern und dergleichen, welche neuerdings noch immer beliebter geworden, gehören, streng genommen, in diese Rubrik. Daß sie aber in der jetzigen Gartencultur keinen geringen Rang einnehmen, davon zeugt der Umstand, daß ihre Aussteller, unter Anderen Ohlendorff in Hamburg, mehrfach den ersten Preis für schöne Leistungen auf diesem Gebiet davongetragen haben. Noch mannigfaltiger und wichtiger erscheint aber die neuerdings auch bedeutend erweiterte Cultur der Coniferen oder Nadelholzgewächse aller Art, unter denen auf dieser Ausstellung die herrlichen riesengroßen Araucarien, die zu den beliebtesten Decorationsbäumen der Gegenwart gehörenden Andentannen oder Andenfichten gelten müssen, und unter welchen die unübertroffenen des Herrn Jean Verschaffelt aus Gent in Belgien mit Recht mit dem ersten Preise belohnt wurden. Für eine sehr schöne Araucaria Cunninghami erhielt auch Herr Egide Kessels aus Löwen in Belgien dieselbe Auszeichnung.

Für den Liebhaber ist eine Gruppe von fünfundzwanzig sehr verschiedenartigen Arten Epheu in Töpfen von Herrn Choné aus Berlin erwähnenswerth. Der größte Theil dieser Exemplare ist in der Blüthe begriffen, und abgesehen von der an sich schon so beträchtlichen Verschiedenheit der Blätterform und -Färbung bei den einzelnen Varietäten, kommt nun auch noch die sonderbare Erscheinung zur Geltung, daß die Blätter jedes blühenden Epheus ihre bisherige Gestalt verändern und in eine mehr und mehr gerundete übergehen.

So feiert denn wiederum die Industrie und Gewerbthätigkeit hier ein hohes Fest, welches zu den erhebendsten Erscheinungen gehört, die eine friedensvolle segensreiche Thätigkeit der Menschenarbeit hervorzurufen vermag, und welches jeden Menschenfreund mit Jubel und Entzücken, mit Respect vor dem menschlichen Geist erfüllen muß.

Als in den letzten Tagen der Pariser Weltausstellung, nächst den noch herbeigeströmten zahllosen Fremden, Hunderttausende von Landleuten aus der Umgebung das ermäßigte Entrée benutzten, als dann zugleich sämmtliche Gemeindeschulen von Paris ihre kleine schaulustige Bevölkerung in die ungeheuren Räume ergossen, als dann sämmtliche Maschinenwerke der Ausstellung von den kolossalen Mahlwerken bis zu den kleinsten Modellen herab in Bewegung gesetzt wurden, als dann die großen und kleinen Glockenwerke ihre ehernen Stimmen erhoben, die ganze Mannigfaltigkeit der musikalischen Instrumente, von winzigen Spieluhren bis zu gewaltigen Orgelwerken hinauf, dazu erschallten, als der weitschweifende Blick über dem ungeheuren Menschengewimmel den bunten Schmuck der Fahnen und Flaggen vom milden Hauch in Bewegung gesetzt überschaute, als er keinen noch so geringen Punkt entdecken konnte, auf welchem nicht irgend ein Werk des Friedens in seiner vollen Wichtigkeit zur Geltung kam — da konnte der Menschenfreund wohl die Kanonen und Menschen-Vernichtungswerkzeuge mindestens für kurze Zeit vergessen und, frei aufathmend, aus vollem frohen Herzen einstimmen in die hehre Jubelfeier des beglückenden Menschenthums. Doch nur zu bald wurde man damals daran erinnert, daß diese Feier der Industrie vielleicht nur ein Todtenfest sei — daß über diese ganze freudige und segensreiche Thätigkeit friedlicher Menschen wahrscheinlich nur zu bald die brandenden Wogen zusammenschlagen würden eines furchtbaren blutigen Völkerkrieges, unter dessen Wunden zuckend und wimmernd die Industrie ihre gegenwärtigen Triumphe bald genug vergessen müßte.

Jetzt ist es anders. Als ein schönes ungetrübtes Friedensfest haben wir die Hamburger Ausstellung jubelvoll zu begrüßen. Ist sie auch nur auf ein beschränktes Gebiet abgegrenzt, so dürfen wir dieses doch als eines der wichtigsten in der ganzen Menschenthätigkeit ansehen. Man schmäht unsere Gegenwart, man fühlt sich beängstigt und gedrückt in ihrer Unsicherheit und ihren

Schwankungen zwischen Kriegs- und Friedensaussichten. Doch wie unrecht thun jene Aengstlichen! Eine Zeit, welche immer wieder neue Ausstellungen dieser Art, neue Friedensfeste im vollsten Sinne des Worts hervorzurufen vermag, in welcher selbst zu einer abgegrenzten Ausstellung Theilnehmer und Schaulustige aus allen Welttheilen und den fernsten Zonen einkehren und ihr einen wirklichen internationalen Charakter verleihen, sie läßt wahrlich keine wirkliche Todtenfeier der Industrie mehr befürchten. Denn selbst wenn ein Volk in gerechtem Grimme seine Ketten abschüttelt, wenn das Schwanken und der Sturz eines mächtigen Tyrannen mancherlei Erschütterungen in weiten Kreisen hervorbringt, selbst wenn von Zeit zu Zeit noch immer wieder das Unseligste des Menschentreibens, der Krieg, zur Ausführung kommt, selbst dann wird die Industrie jederzeit das kräftigste Heilmittel sein, welches die Wunden der Menschheit verharschen macht, und ihre immer auf's Neue gefeierten Jubelfeste sind die herrlichsten Triumphe, welche die Cultur und Civilisation über die Rohheit und Barbarei zu erringen vermögen.

Karl Ruß.

Blätter und Blüthen.

Die siamesischen Zwillinge haben in der letzten Zeit durch ihr erneutes öffentliches Auftreten wieder so viel von sich sprechen gemacht, und es ist über dieselben so viel theils gegründetes, theils ungegründetes Gerede im Umlauf, daß es für die Leser der Gartenlaube gewiß von Interesse sein wird, etwas Zuverlässiges und von einer wissenschaftlichen Autorität Herrührendes über dieselben zu vernehmen. Der nachfolgende getreue Bericht findet sich in dem neuesten Hefte der in London erscheinenden Zeitschrift für Menschenkunde und rührt her von Herrn Dr. Beigel, einem deutschen Arzte in London und einem der Vicepräsidenten der Londoner Anthropologischen Gesellschaft, welche Gesellschaft seit der kurzen Zeit ihres Bestehens schon soviel Dankenswerthes für den Fortschritt der Lehre vom Menschen geleistet hat. Die siamesischen Zwillinge sind nun allerdings ein Naturwunder, aber kein solches, welches, wie so Viele meinen, eine Ausnahme von den gewöhnlichen Gesetzen des anatomischen und physiologischen Geschehens macht, sondern dessen Merkwürdigkeit nur in dem seltenen Zusammentreffen einer Reihe zufälliger Umstände besteht. Die Erscheinungen, welche Herr Beigel an dem seltsamen Brüderpaar beobachtet oder constatirt hat, sind vielmehr alle genau so, wie sie nach den allgemeinen Regeln der Vorgänge im lebenden und speciell menschlichen Körper erwartet werden mußten. Zunächst leidet es nach Beigel keinen Zweifel, daß die verbundenen Brüder zwei unter einander ganz verschiedene und in jeder Hinsicht getrennte Wesen sind. Sie sind verschieden in ihren Gefühlen, ihren Meinungen, ihrem körperlichen Befinden etc., und das einzige Gemeinsame besteht darin, daß sie sich seit achtundfünfzig Jahren daran gewöhnt haben, so zu handeln, als ob sie Eins wären. Der Eine ist bisweilen krank, der Andere nicht; der Eine hat Hunger, der Andere nicht; der Eine ist schläfrig, der Andere nicht; der Eine hat das Verlangen, gewisse Bedürfnisse zu befriedigen, der Andere nicht. Ihr Puls oder Herzschlag geht oft sehr verschieden. Jeder bewegt seine Glieder willkürlich für sich. Der Eine spielt die Violine, der Andere die Flöte. Sie sind verheirathet und haben neun erwachsene Kinder. — Die gegenseitige körperliche Verbindung Beider besteht in einer knorpeligen Verlängerung und übermäßigen Ausbildung des sogenannten schwertförmigen Fortsatzes der beiderseitigen Brustbeine, welche Verlängerung ein festes, aber einigermaßen nachgiebiges, mit Haut überzogenes Band von ungefähr sieben Zoll Länge und von der Dicke eines Armes von einer Brust zur andern bildet; doch besteht dabei jede Brusthöhle gesondert und abgeschlossen für sich. Eine solche Verbindung mit vollständiger Entwicklung zweier Individuen ist überaus selten, und ist bis jetzt in früherer Zeit erst einmal, und zwar im sechszehnten Jahrhundert, beschrieben worden.

Vom physiologischen Standpunkte aus bieten die Zwillinge eigentlich wenig Interesse, und die einzig wichtige Beobachtung in dieser Hinsicht bildet die genauere Bestimmung desjenigen Punktes des Verbindungsbandes, wo Beide eine gemeinschaftliche und wo sie eine gesonderte Empfindungsfähigkeit haben. Genau in der Mitte des Bandes nun besteht ein Zwischenraum von ungefähr einem halben Zoll Breite, wo die Brüder einen darauf angebrachten Eindruck, z. B. einen Nadelstich, gemeinsam empfinden; darüber hinaus aber tritt jederseits gesonderte Empfindung ein.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß eine chirurgische Trennung beider Brüder sehr leicht und ohne wesentliche Lebensgefahr für dieselben vorgenommen werden könnte; alle ärztlichen Autoritäten, welche man deshalb consultirt hat, stimmen hierin überein. Nur wäre wohl zu befürchten, daß Beide nach der Trennung einige Schwierigkeit empfinden würden, für sich zu handeln und ohne die gewohnte Unterstützung des Anderen zu gehen. Die Brüder selbst weisen jedoch jeden Vorschlag einer Trennung entschieden zurück — aus Gründen des Gelderwerbs. Sollte freilich — was aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen wird — Einer vor dem Anderen sterben, so müßte die im Leben zurückgewiesene Trennung nothwendiger Weise noch nachträglich vorgenommen werden.

Dr. L. Büchner.

Dank und neue Bitte nach Nordamerika. Daß die trauernde Mutter (Nr. 29 der Gartenlaube) ihren Sohn, den Capitain Großmann, im Dienst des Indianer Departements wiedergefunden, haben wir bereits in der Kürze berichtet. Wir fühlen uns verpflichtet, auch unseren öffentlichen Dank den Herren auszusprechen, welche sich so theilnehmend und aufopfernd um die Erkundung des jetzigen Aufenthaltsorts und der Adresse des Vermißten bemüht haben. Herr J. C. Hesse in Washington theilte uns aus dem Kriegs-Departement direct die dermalige Adresse mit; Herr Emil Burmester in Omaha, St. Nebraska, verschaffte sich dieselbe im Hauptquartier des commandirenden Generals des Platte-Departements; Herr J. Ende, der selbst den ganzen großen Unionskrieg mitgemacht, benutzte seine Stellung bei der Buchhandlung des Herrn Niedleld, eines Agenten unseres Blattes in Washington, Herrn Großmann die betreffende Nummer der Gartenlaube zuzusenden; der jetzt im Kriegs-Departement zu Washington beschäftigte Capitain Hugo Kandler fügte seinen Nachrichten über Großmann zugleich die überraschende Bemerkung bei, daß er als Schriftsetzerlehrling im Jahre 1852 an der ersten Nummer der Gartenlaube mitgearbeitet. Ihnen Allen unseren Dank und dem Letzteren noch besonderen Gruß.

Aber auch drei neue Bitten müssen hier Platz finden. Eine Wittwe, Frau Liselle Wagner, welche gegenwärtig in Augsburg lebt, hat seit Februar 1867, wo ihr Sohn Karl Wagner aus Ulm, nachdem er glücklich den großen Krieg mitgemacht, ihr aus Chicago seine Abreise zur Rückkehr in die Heimath schrieb, keine Nachricht mehr von ihm erhalten. „Ich bin zwar auf Alles gefaßt, nur Eines möchte ich gewiß sein, Leben oder Tod; die peinliche Ungewißheit zehrt Einem Leib und Leben auf“ — so schreibt die arme Mutter, zu deren Beruhigung gewiß unsere Leser und Freunde in der neuen Welt wiederum ihr Möglichstes thun.

Die zweite Bitte geht von einer Schwester aus, die ihren verschollenen Bruder sucht: Gustav Vogel aus Leipzig, welcher im Februar 1867 aus Neu Braunfels in Texas das letzte Lebenszeichen von sich gegeben.

Endlich hat ein Elternpaar („ein alter kranker Mann und eine blinde Frau“) seit dem 11. October 1861 keine Nachricht von seinem Sohn August Rippenhausen, der vor etwa zwölf Jahren als Steinhauer aus dem Hannöverschen auswanderte und zuletzt Koch in einem größern Hotel zu San Jose in Californien war.

Die deutsche Nordpol-Expedition, sagt der „Morning Herald“, habe bis jetzt nichts Anderes entdeckt, als daß viel Eis bei Grönland anzutreffen sei. Das sei nichts besonderes Neues, welche wissenschaftliche Form man auch der Entdeckung geben möge. Seitdem arktische Entdeckungen das Interesse verloren, welches ihnen früher der Untergang der Franklin'schen Expedition verliehen, sei die Sucht nach Nordpol-Entdeckungen auf eine Linie mit dem Afrika-Reisefieber zu stellen. Aber das Innere Afrika's könne doch einmal für civilisatorische Zwecke nutzbar gemacht werden, während oben im Norden nichts zu holen sei und nichts geschaffen werden könne, als ein Name für ein bisher unentdecktes Cap oder eine neue Eispassage. Eine englische Ansicht! — —

Berichtigung. Aus Partenkirchen erhalten wir als Berichtigung zu dem in Nr. 34 veröffentlichten Artikel über die dortige Kunstschnitzerschule die Notiz, daß nicht sieben Stunden wöchentlich der Erlernung der Schnitzerei gewidmet sind, sondern factisch jeden Tag elf, also wöchentlich sechsundsechszig Stunden, während für den Zeichenunterricht allerdings sieben Stunden festgesetzt sind.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

An größeren Novellen sind angenommen und kommen zur Veröffentlichung:
Ad. von Auer: Jedem das Seine. — **Herman Schmid:** Die Türken in München. — **Wilh. von Hillern**, geb. Birch (Verfasserin des „Arztes der Seele“): Aus eigener Kraft.

Außerdem: Bilder und Erinnerungen von Fr. Hecker, Fortsetzung. — Meine Begegnung mit Mazzini, von Ludmilla Assing. — In einer Spiritistenversammlung. — Beiträge von Bock, Brehm, L. Büchner, Carl Vogt etc. etc. — Illustration von Kaulbach: Humboldt und der Kosmos. — Fräulein Tinne auf der Reise durch die Sahara, von Gentz. etc. etc.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 40. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

Die Table d'hôte war aufgehoben. Die Vertreter des bemittelten Junggesellenstandes, die sich den Luxus erlauben konnten, bei dem besten Restaurant täglich zu speisen, waren in der mittelgroßen Stadt L. nicht gerade sehr zahlreich, der Stammgäste also nur eine geringe Anzahl; die Haupteinnahme brachten die Gäste, die alljährlich zu verschiedenen Zeiten des Sommers, L. passirend, in die S.'schen Bäder gingen oder von daher zurückkamen.

Diesmal waren es einige beim dortigen Kreisgericht angestellte junge Beamte, unter ihnen ein eben dorthin versetzter Referendarius, Herr Clemens von Brücken, die in einem an den Speisesaal stoßenden, comfortable eingerichteten Cabinet behaglich auf den Lehnstühlen umherlagen und, den Dampf aus der Cigarre in leichten Ringeln oder dichten Wolken in die Luft blasend, die Chronik des Städtchens, mitunter auch die chronique scandaleuse zu gegenseitiger Erbauung durchblätterten.

Brücken kam aus der Residenz. Wäre er Militär gewesen, so hätte er wie ein bekannter humoristischer Dichter singen können:

„Von der Garde zur Linie vertrieben
Und der goldenen Litzen beraubt,
Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben,
Als mehr Schulden wie Haar' auf dem Haupt."

Nun, mochte er auch den Text in Rücksicht auf seine Civilcarrière ändern, der Sinn blieb ungefähr derselbe.

Er hatte den vielfachen Verlockungen der Residenz nicht zu widerstehen vermocht, und als nun gar die Rede ging, er stehe im Begriff sich mit einem jungen Mädchen zu verloben, das zur Sängerin ausgebildet werde, conspirirte der Vater, ein von seiner Pension lebender verabschiedeter Artilleriemajor, gegen den Sohn und bewog den Chef desselben, den lebenslustigen jungen Mann, der im Geräusche der Welt des Vaters Lehren überhörte und dessen Beispiel zu altväterisch fand, um es nachzuahmen, an einen kleineren Ort zu versetzen.

Wenigstens vermuthete Clemens einen derartigen Fallstrick, als er, mit der Nachricht nach Hause stürmend, einen gewissen verrätherischen Zug um den Mund des alten Herrn gewahrte, der den innern Kampf zwischen der Ehrlichkeit des ehemaligen Soldaten und ungewohnter diplomatischer Schlauheit anzudeuten schien.

„Hm, nach L., nach L. wirst Du geschickt, das ist gut!" sagte der Major. „Ich kenne den Ort. Ich stand in meiner Jugend dort in Garnison und es war damals ein einfaches, solides Leben an der Tagesordnung. Auch lebte die alte Fuchsin, die aus Gülzenow dort, Deine Tante, wie Du weißt, ein curioses Frauenzimmer, mit der ich mich in meinem Leben was Ehrliches herumgebissen habe, ihr aber doch gut bin wie sie mir."

„Bah, was hilft mir die alte Dame!" meinte Clemens mit verächtlichem Nasenrümpfen.

„Die alte Dame hat ein respectables angesehenes Hauswesen. Seit die Mädchen — ihres Bruders Kinder, meine Mündel, weißt Du — herangewachsen, macht sie ein großes Haus. Es ist immer angenehm solchen Anhalt zu haben. Auch ist Hasse alle Sonntage in der Stadt und Hasse ist ein Prachtjunge."

Dem alten Herrn zuckte es wehmüthig um den Mund, ein Seitenblick traf den Sohn, und das bestechene Vaterherz blickte wieder freundlicher aus den Augen. Clemens war ein hübscher Mensch, auffallend hübsch sogar und einige affectirte Unverschämtheit abgerechnet, die Gewandtheit und Weltton bedeuten sollte und die ja auch ihre Bewunderer in der Welt findet, im Ganzen, wenn er sich natürlich gab, ein frischer liebenswürdiger Junge, mit einer gehörigen Portion Mutterwitz und einem hervorragenden musikalischen Talent, das vielleicht zur Künstlerschaft hätte ausgebildet werden können, wenn der Eifer, die Gottesgabe zu etwas Ernstem zu benutzen, dem dazu Begnadigten nicht ganz und gar gefehlt hätte.

Das waren nun natürliche Vorzüge genug, und der Vater erwog sie in Gedanken, als er das künftige Schicksal seines Sohnes im Geiste überdachte, aber Eines erwog er nicht, vielleicht weil es ihm selber zu fern war: den kalten Egoismus, der aus Allem ein Rechenexempel macht und der selbst angeborener Liebenswürdigkeit durch die bewußte überlegte Anwendung desselben Hohn spricht.

Dem alten Herrn war es nun hauptsächlich darum zu thun, den Sohn von allen pecuniären Verbindlichkeiten zu befreien. Er raffte zusammen, was er hatte, selbst das für die Tochter zur Ausstattung bestimmte Geld wurde geopfert. Clemens biß sich auf die Lippen, als er dies hörte und als der Vater noch hinzusetzte: „Du beraubst sie einer großen Freude, der, sich nach und nach Alles, was zum eignen Herd gehört, in ihr Nestchen zusammen zutragen und es fertig zu haben, wenn Schönfeld zum Rittmeister avancirt."

„Ach was!" entgegnete er, mit einem warmen Blick der ihm freundlich zunickenden Schwester die Hand drückend und mit einem Ton, der mit absichtlichem Trotz die Bewegung niederzuhalten schien: „Schwestern sind meist opferwillige Geschöpfe. Sie hilft mir gern, ich weiß es, und bis Schönfeld Rittmeister ist, hat sie es zehnmal mit Zinsen wieder."

So wurde das Opfer gebracht und angenommen, ja es wurden viele kleine tägliche Entbehrungen hinzugefügt, die doch alle nicht verhinderten, daß Clemens nach L. mit einem Schuldenrest abging, von dem Keiner etwas ahnte und der groß genug war, die Hülfe des Vaters zu einem bloßen Palliativmittel zu machen. Im

Augenblicke allerdings war die Kette loser und drückte eben so wenig, als des Vaters ihm mit auf den Weg gegebene Lebensregeln auf sehr williges Gehör trafen, obgleich sie kurz in zwei Worte zusammengefaßt wurden: „Halte Haus in moralischer wie physischer Beziehung!" Und doch mußte er in der schönen kraftvollen Greisengestalt des Vaters, seinem freien offenen Gesicht den besten Beleg für die Trefflichkeit der Lehre vor sich sehen.

Dem Vater war das Haushalten sichtlich gut bekommen. Ueber dem frischen gebräunten Gesicht des Sechsziger schmiegte sich der volle Haarwuchs noch in dienstmäßigem Scheitel an die breite Stirn, seine Haltung war gerade, sein Schritt elastisch und die dunkeln Falten, die sich über die Stirn zur Nasenwurzel hinabzogen, hatten viel weniger seine verflossenen Lebensjahre als sorgenvolle Gedanken um die kommenden seines Sohnes so vertieft.

Vielleicht dachte Clemens an diese Falten, als er in dem eben erwähnten Cabinet am Fenster saß, tief hintenüber gelehnt, den unentbehrlichen Antimacassar als Unterlage des glänzend geölten Haupthaares, das eine Bein auf den gegenüberstehenden Stuhl, das andere auf das Fensterbrett gelegt, um den Kleinstädtern mit diesem Beispiel halsbrechenden Comforts zu imponiren.

Sein feines regelmäßiges Gesicht hatte er dem Fenster zugekehrt und seine Augen, hübsch von Farbe und Schnitt und in natürlichem Zustande sprühend von Lebenslust, blickten etwas unlustig über den Marktplatz, während die Unterhaltung der Andern an seinem Ohr vorüberbrauste.

Es war von einem Subscriptionsball die Rede, der an dem nächsten Abend in dem in demselben Hôtel befindlichen Ressourcelocal stattfinden sollte und zu dem Brücken von einem seiner jungen Collegen eingeladen war, um so auf die bequemste Weise in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

Sämmtliche Honoratioren der Stadt und Umgegend wurden dazu erwartet und man ließ sie schon vorher Revue passiren.

„Verdammt viel hübsche junge Damen haben wir hier, Schönheiten ersten Ranges. Sie werden staunen, Brücken," sagte einer der Herren.

Der Angeredete wandte langsam den Kopf nach ihm um.

„In der Hauptstadt giebt es keine hübschen jungen Mädchen, Alle vertanzt, sagt man."

„Alle?" fragte Brücken mit leichtem Spott.

„Alle. Eine Masse Bälle dort, aber hier nicht weniger, müssen Sie wissen."

„Aber hier bekommt den Damen das Tanzen besser?" fragte Brücken in derselben Weise.

„Bessere Luft, nicht die eingeengte der Hauptstadt, müssen Sie wissen. Freilich, wenn's mit dem Anbauen so fortgeht, werden wir sie auch bald haben. Haben sonst Alles schon. Intelligenz, Elegance, großstädtische Allüren, feinen Ton. Sie werden ja sehen, werden ja vergleichen."

„Ich bin schon seit Jahren auf keinem Ball mehr gewesen, es giebt bessere Vergnügungen," sagte Clemens gelangweilt.

„Gewiß, für Junggesellen Wirthshausleben, Billard, Kegel, Diners, höchst fein und üppig, in Hamburg nicht besser," fuhr der enthusiastische Lobredner seines kleinen Heimathstädtchens fort.

Brücken wandte den Kopf wieder dem Fenster zu. Die Andern lachten laut auf.

„Wahrhaftig, Lindemann," sagte einer der Andern, „Sie sind doch der eingefleischteste Kleinstädter, den ich kenne. Ich glaube, wenn Einer die übelriechenden Gossen der Hauptstadt rühmte, Sie finden sie durch die hiesigen übertroffen oder sprechen wenigstens die Hoffnung aus, daß sie es bald sein werden."

Lindemann vertheidigte sich. Der Strom der Unterhaltung brauste weiter, vielleicht war's auch nur ein plätschernder Bach, ein seichtes Wasser, das hin und her durch einen hineingeworfenen Stein ein wenig höhere Bewegungen zu machen schien. Brücken war schon wieder in Gedanken versunken.

Noch einmal dachte er an die tiefen Stirnfalten des Vaters, die doch noch viel tiefer würden, gelänge es ihm, dem Sohn, nicht, sich durch einen glücklichen Coup gründlich aus den drückenden Verhältnissen zu reißen. Oder dachte er an den Brautschatz der Schwester, der sich in so und so viel perlende Champagnertropfen aufgelöst hatte, die des Lächelns wahrlich nicht werth waren, das in dem freundlichen Gesicht Bertha's einige aufquellende Thränen glücklich verschleiert? — Auch egoistische Menschen haben Regungen warmen, selbst enthusiastischen Gefühls, es ist nur nicht nachhaltig genug, zu einer Kraft der Seele zu werden, die ruhig über das eigene Ich hinwegschreitet, die Empfindung zur That zu machen.

Solche Regungen und Wallungen können recht unbequem werden, man muß sich von ihnen loszumachen suchen.

Brücken klopfte die Asche von der Cigarre. Bah, fast so leicht lassen sich die Sorgen abschütteln, wenn man genial genug ist, nicht über den nächsten Augenblick hinauszudenken. Eine frische Cigarre wurde angezündet, hellere Bilder stiegen hinter dem sich kräuselnden Rauch empor: ein Mädchenkopf von dunkelbraunen Locken umwallt, zum Küssen, zum Aufjauchzen lieblich in seiner anmuthigen Frische und seinem natürlichen Ausdruck unschuldiger Heiterkeit und reicher Seelenglut.

Er liebte das Mädchen. Er hatte Zugang überall, wo er ihn haben wollte, auch bei der ehemals berühmten Schauspielerin, deren Nichte sie war und die einer Bildungsschule für angehende dramatische Künstlerinnen vorstand. Es war nicht schwer, sich ihr zu nähern, aber unmöglich, sie mit der Freiheit des Tons zu behandeln, der dort heimisch war. Sie war so sittsam in der Form wie im Wesen, ihre kindliche Natürlichkeit nahm nie auch nur den Schein herausfordernder Koketterie an und der Keckste wurde ihr gegenüber bescheiden.

Clemens liebte sie, und so wenig er sich sonst in ähnlichen Fällen besonnen hatte, sich seinem Gefühl rücksichtslos hinzugeben, so wenig genau er es damit nahm, sogenannte Liaisons anzuknüpfen und abzubrechen, so wenig er sich auch hier sagte: dies Mädchen ist eines besseren Schicksals werth, hier handelt es sich um Glück und Verderben eines unschuldigen Herzens, so hatte er doch einen instinctmäßigen Respect vor der weltklugen und welterfahrenen Beschützerin des jungen Mädchens, hatte vor nichts mehr Angst, als einmal fest in der Schlinge zu sitzen, an der die rothe Beere verlockend winkte.

Er hatte sich also dem Mädchen gegenüber in Schranken gehalten, nicht ihret-, seinetwegen hatte er ihr nie gesagt, daß er sie liebe, aber es giebt eine Sprache ohne Worte, hatte er die auch nicht gesprochen?

Als er dorthin zum Abschiednehmen ging, wählte er absichtlich eine Unterrichtsstunde. Ihm, dem Liebling der alten Dame, war die Freiheit gestattet. Er fand sämmtliche Elevinnen beisammen. Ein lauter Ausruf des Bedauerns beantwortete die Nachricht von seiner Versetzung. Der alte Vater wurde ob der gesponnenen Intrigue in leichtsinnigen Witzworten verhöhnt, er selbst stimmte ein. Sie stand von fern und sagte kein Wort.

„Mir bleibt nichts übrig als eine Kugel, Amerika oder eine reiche Heirath!" sagte er absichtlich.

Sein Blick flog zu ihr hinüber, ihr Auge blieb stumm. Das pikirte ihn. Er nahm nun Abschied. Das war eine seltsame, wilde Scene. Lachen und Thränen, Schelt- und Liebesworte bunt durcheinander. Er schüttelte Allen die Hände, die alte Dame küßte ihn. Ihr machte er eine tiefe Verbeugung. Die Komödie war aus. Nach Keiner der Andern sich umsehend, ging er eilig fort. Eine unruhige Bewegung, als er die Thür hinter sich schloß, sie wurde unmittelbar hinter ihm wieder aufgerissen, wie der Wirbelwind stürmten einige der jungen Damen an ihm vorbei.

„Wasser, Wasser! Die Kleine ist ohnmächtig, das ist Ihre Schuld, Barbar, Ungeheuer!" und Cécile Durando, das zehnjährige Töchterchen der Dame, ein schwarzäugiger Wildfang, drohte ihm mit der kleinen Faust.

„Du machst mir schöne Dinge, Du!" sagte sie, „Du bist mein Bräutigam, weißt Du. Wenn ich groß bin, heirathe ich Dich, ich habe Dich am liebsten," und sie griff nach seiner Hand und küßte sie mit wildem, kindischem Ungestüm und etwas von der neidischen Eifersucht des Hundes in ihren Gefühlen, die nicht leiden mag, daß ein Anderer von ihr gestreichelt werde. Es war doch Temperament in dem Kinde.

Schade, auch die kleine Cécile sollte er für's Erste nicht wiedersehen. Ein Act aus der Komödie des Lebens war ausgespielt, Clemens bildete sich ein, nun den Vorhang fallen zu sehen, aber es war der Rauch, den er in dichten Wolken aus seiner Cigarre blies. Er warf sie fort, und sein Gesicht langsam den Genossen zuwendend, schien er wenigstens passiven Antheil an dem Gespräch nehmen zu wollen.

„Die Gülzenower Dame," entgegnete Lindemann auf die Frage eines der Herren, der auch erst seit Kurzem im Ort anwesend war, „die Gülzenower Dame ist eine alte Frau von Fuchs,

Tochter des verstorbenen Rittergutsbesitzers von Fuchs auf Gülzenow und glückliche Wittwe eines weitläuftigen Vetters, der sie um's Geld geheirathet hat und ein Jahr nach der Verheirathung starb. Eine merkwürdige Person, ein Original. Unsere Stadt zeichnet sich durch Originale aus. Ihr drittes Wort ist: „nun gerade' oder „gerade nicht' und ihr Handeln eine Quintessenz dieses Wahlspruches."

„Mit einem Wort, das Original ist eigensinnig, sollte das beim weiblichem Geschlecht so originell sein?" fragte Brücken.

„In diesem großartigen Genre vielleicht doch," meinte Lindemann, „es hört auf ein Fehler zu sein und ist eine Charaktereigenthümlichkeit, sehr originell, wahrlich sehr! Uebrigens eine Kerndame. Sie hat die Kinder ihres verstorbenen Bruders zu sich genommen und erzieht sie wie ihre Kinder. Die Aelteste, Fräulein Ursula, ist Aschenbrödel; Hasse, ein solider prächtiger Mensch, wie Sie einen zweiten in ganz L. nicht finden würden, lernt in Lichtenstein die Wirthschaft. Die Jüngsten, Fräulein Liddy und Elly, sind Zwillinge. Ich sage Ihnen, die Residenz hat solche Zwillinge nicht aufzuweisen. Sie sind eine Merkwürdigkeit von L., so gut wie der alte Rathsthurm, das Logengebäude, die Schiffbrücke und die romantischen Flußufer bei Mondscheinbeleuchtung."

Alle lachten, der Verspottete lachte gutmüthig.

„Weiter, Lindemann, noch mehr von der alten Tante und ihren hübschen Nichten," sagte der Kreisrichter.

„Ja, fahren Sie fort, Sie Bädecker von L.!" spottete Clemens wieder.

Lindemann warf ihm nur einen Blick zu, dann sich zum Kreisrichter wendend, fuhr er fort:

„Die Mädchen sind Engel, die Tante ist ein Original, voller Grillen und Launen, aufrichtig bis zur Grobheit, rücksichtslos, mißtrauisch, aber ein Original, das sich aus der ganzen Welt nichts macht."

„Wenn sie reich ist, hat sie Recht," schaltete Brücken ein.

„Reich wie Crösus und Alles bekommen einmal ihres Bruders Kinder," meinte einer der Herren.

„Das weiß ich besser," berichtete Lindemann. „Die Zwillinge bekommen es. Gülzenow freilich wird sie dem Hasse nicht vorenthalten können; der arme Junge, das Gut ist verschuldet, das wird eine Erbschaft vom Teufel sein. Fräulein Ursula wird in ein Stift eingekauft, sie ist häßlich und das Fräulein liebt die Schönheit; bleibt Niemand zum Erben als Summa summarum die Zwillinge oder eine derselben, da Frau von Fuchs, wie man sagt, das Geld beisammen lassen will."

„Aber welche, welche?" fragte einer der Herren.

„Vielleicht die, die nach dem Willen der Tante heirathet," meinte Lindemann, „oder die am längsten ihre Stimme conservirt, die Dame ist eine Musikenthusiastin!"

„Bei allem dem aber," fuhr Lindemann in schwermüthigem Ton fort, „wie sollte man's machen, eine der Zwillinge zu lieben und die andere nicht?"

„Nun, man müßte eben keine lieben und die heirathen, die das Geld kriegt," scherzte einer der Herren.

„Das Mißtrauen der alten Tante," fiel ein Anderer ein, „kann dabei nicht hinderlich sein; Mißtrauen ist immer blind, der Laune läßt sich jederzeit schmeicheln und Solchen, die uns durch Grobheit imponiren wollen, imponirt man selber, wenn man sich nicht verblüffen läßt."

„Hört, hört, ein Recept zur Weltklugheit!" rief der Kreisrichter.

„Ich werd's zum Apotheker tragen," scherzte Brücken. „Schönsten Dank dafür. Ich habe die Ehre, der Dame Neffe zu sein."

„Ihr Neffe, was, Sie? O Sie Schelm, Sie Verräther!" riefen die jungen Herren durcheinander.

„Ihr Neffe? Und unser Bädecker hat das nicht gewußt?"

„Ihr Neffe!" wiederholte dieser. „Wahrhaftig ja, Sie sind ein Brücken, und der Vormund der Kinder, ein Vetter der Dame, heißt auch Brücken, ein prächtiger alter Herr —"

„Mein Vater," sagte Clemens.

„O Kinder, dann schadet es nichts, dann haben wir's mit einer ehrlichen Haut zu thun. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und er ist seines Vaters Sohn!" rief Lindemann, sich vergnügt die Hände reibend.

„Ich habe auch eben nicht viel Neues erfahren, meine Herren, und hatte mir schon vorher vorgenommen, meiner unbekannten Tante zu imponiren, wenn auch nicht um der jungen Damen willen," sagte Clemens freundlich.

Die Kerzen brannten hell im Ballsaal. Noch war der Tanz nicht angegangen, obgleich schon jene leichte, durch einzelne Bogenstriche sich verrathende Unruhe im Orchester den baldigen Anfang verhieß.

Die alten Damen in ihren schweren seidnen Gewändern schwammen wie Segelschiffe durch den Saal, sich bei Zeiten den besten Platz zum Zusehen zu sichern; ältere Herren in schwarzem Frack oder bunter Uniform warfen sehnsüchtige Blicke nach den Spieltischen im Nebenzimmer, diesem Hafen der Ruhe nach den ausgestandenen Leiden der Polonaise. Die junge Welt wogte lustig plaudernd durcheinander.

Ein fröhlicher Anblick, ein buntes Blatt im Buche menschlichen Lebens, dem oberflächlichen Betrachter nur harmlose Schriftzüge zeigend und doch ein Feld, auf dem Nesseln wachsen wie Rosen.

„Da kommen sie!" sagte Lindemann zu Brücken, der sich zwar den Vätern und Müttern der Stadt, den älteren Herrschaften vom Lande hatte vorstellen lassen, die jungen Damen aber noch musternd, an eine der Säulen der Gallerie gelehnt stand, auf der das Orchester placirt war.

„Wer?"

„Die Gülzenower, die Füchsin mit den Schwesterelfen. Nähern Sie sich ihr jetzt. Sie liebt es nicht, während sie dem Tanz zusieht, incommodirt zu werden. Sonst kommen Sie hier weg, denn hier, just hier pflegt sie zu sitzen."

Clemens lachte.

„Wozu die vielen Umstände, ich will sie nicht beerben," sagte er ziemlich laut, so daß die Dame wohl die Worte hätte hören können, denn sie, die mit kurzem Kopfnicken durch die begrüßende Menge gerade auf ihren gewohnten Platz zugeschritten war, stand dicht vor ihm, sah ihn mit ihren kleinen grauen Augen, die sich so scharf wie Dolche in den betrachteten Gegenstand einbohren konnten, forschend an, dann, da er nicht gesonnen zu sein schien, den hinter ihm stehenden Stuhl durch sein Fortgehen frei zu machen, schritt sie hart an ihm vorbei, ergriff den Stuhl, ihn so dicht an seine Füße stellend, als es nur möglich war, ohne diese empfindlich zu berühren und setzte sich behaglich hin, ihr rosinfarbenes Sammetkleid dicht zusammenraffend, damit es im Gedränge nicht mit unvermeidlichen Fußtritten regalirt würde.

Brücken fühlte eine Anwandlung in lautes Lachen auszubrechen, theils über das energische Verfahren der Dame, theils über der Umstehenden verblüffte Gesichter. Er unterdrückte es, und nachdem er ein paar Secunden in seiner unbequemen Stellung zwischen Säule und Stuhl verharrt hatte, zog er sich mit dem Bewußtsein in's Spielzimmer zurück, jedenfalls auf die Dame einen Eindruck gemacht zu haben, gleichviel welchen.

Der Tanz begann und der Ballabend hatte seinen gewöhnlichen Verlauf. Alt und Jung schaute hinein in den bunten Zauberspiegel des Vergnügens, der zwar viel oberflächliche Bilder, aber doch auch Jedem etwas von der eignen Seele zurückstrahlt.

Vor den Augen der Frau von Fuchs, sie mochte nun hinsehen wohin sie wollte, schwebten zwei jugendliche Gestalten, einfach in Weiß gekleidet, die eine mit rosa, die andere mit blauen Schleifen und Kränzen, sonst eine wie die andere. Gestalt, Gesichtszüge, Farben, Ausdruck — Eins, über Beide derselbe Hauch der Unschuld, der harmlosesten Freude, des gänzlichen Fernseins hohler Eitelkeit, bewußten Triumphes, obgleich nicht nur die Schmeichelei ihre Künste an Liddy und Elly von Fuchs versuchte, sondern auch wirkliches respectvolles Wohlgefallen dem Zwillingsschwesterpaar vielfache Huldigungen darbrachte.

Was wußten die holden Kinder davon, für die der Tanz nichts als ein Ausdruck innerer Herzensfröhlichkeit war, die in der Huldigung, der sie begegneten, nichts Anderes sahen als zahlreiche Beweise der zur Güte geschaffenen Menschennatur!

Es hatte wohl Jeder seine Freude an den liebenswürdigen Mädchen. Nur Clemens Brücken schien unempfindlich dagegen oder affectirte wenigstens eine völlige Gleichgültigkeit gegen die unbekannten Verwandten.

Er saß, mit dem Rücken dem Ballsaal zugekehrt, im Spielzimmer und beantwortete jede Frage, ob er schon seiner gestrengen Tante oder seinen schönen Cousinen vorgestellt sei oder ob er es nicht zu thun wünsche, mit einem gleichgültigen „Es hat Zeit, nachher".

Inzwischen hatte auch Frau von Fuchs schon von der Anwesenheit des Neffen gehört, den sie selbst nie gesehen, mit dessen Vater sie aber in mancherlei Beziehungen stand. Halb ärgerte sie sich über die Ungezogenheit des Sohnes, halb freute sie sich, unter so Vielen, die ihren Verhältnissen, wenn auch nicht ihr selbst, Aufmerksamkeiten erwiesen, endlich Einen zu finden, der sich, um ihren eigenen Gedanken wiederzugeben, den Teufel um sie und ihr Geld scheerte. So waren ihre Empfindungen sehr getheilt, als plötzlich während des Cotillons Brücken, der seine Partie beendet, quer durch die Reihe der Tanzenden hindurch auf sie zugeschlendert kam, sich gerade vor sie hinstellend und ihr so die gesuchte Aussicht abschneidend, mit einer leichten aber graziösen Verbeugung freundlich sagte:

„Gnädigste Tante, ich gebe mir die Ehre mich Ihnen selbst vorzustellen, ich bin ein Brücken."

„Gut," sagte die Dame, seinen verbindlichen Gruß mit steifem Kopfnicken erwidernd, „gut, mein Herr von Brücken. Es laufen viel bunte Hunde in der Welt herum und sind deshalb doch nicht alle mit einander verwandt."

„Aber wir bunten Hunde sind es," entgegnete er lächelnd. „Ich bin der Sohn des Major von Brücken."

„So hör' ich; aber die Verwandtschaft ist auch nur von Adam und Eva her."

„Verzeihung, gnädigste Tante — meine Mutter war eine geborne Fuchs, meine Großmutter —"

„Sie nehmen mir ganz und gar die Aussicht, Herr Neffe, ich sehe dem Cotillon gern zu," unterbrach ihn die Dame.

Brücken trat mit einer artigen Verbeugung zur Seite und da er zufällig in der Nähe einen leeren Stuhl sah, rückte er diesen neben die Tante.

„Wenn Sie erlauben?" sagte er und nahm Platz.

„Der Stuhl wird sich sehr freuen," entgegnete sie kurz.

Ein kurzes fröhliches Auflachen folgte dieser Abweisung. Brücken hatte, ebenso wie einen hübschen sonoren Sprachton, so auch etwas Melodisches in seinem Lachen. Es klang frisch aus dem Herzen herauf und wirkte leicht ansteckend. Frau von Fuchs hatte wohl am wenigsten diese harmlose Erwiderung ihrer unhöflichen Bemerkung erwartet. Sie sah ihn ganz erstaunt an, fühlte sich aber unwillkürlich geneigter ihm zuzuhören, als er ganz ruhig wieder von seiner Großmutter anfing und die Bemerkung einfließen ließ, daß diese eine intime Freundin von Tante Rosinens Mutter gewesen sei.

„Ich wollte, sie wäre es nicht gewesen, ich habe den verwünschten Namen von ihr geerbt," brummte Frau von Fuchs. „Rosine! Wie kann man ein Kind Rosine nennen, es zu dem Zustand vertrockneter Süße prädestiniren! Ha, nichts gräulicher als süß sein! Das ist nicht 'mal an einem Courmacher angenehm. Rosine! In meiner Jugend wollten sie Rose daraus machen. Das habe ich mir verbeten. Ich habe nie etwas von einer Rose gehabt, es müßten denn die Dornen gewesen sein" — sie blickte ihren Nachbar herausfordernd an, als wolle sie Widerspruch herauslocken, nur um das Recht zu haben, sich über die Schmeichelei zu ärgern, aber seine Aufmerksamkeit war nur eine halbe gewesen. Zum Theil unbewußt, wie er in den Kreis der Tanzenden schaute, war ihm auf einmal ein Blick aus zwei blauen Mädchenaugen begegnet, so allerliebst verwundert, so schelmisch neugierig und so ohne alle Koketterie unbefangen, daß sein für Frauenschönheit sehr empfänglicher Sinn sich wunderbar getroffen fühlte.

Die junge Dame schossirte vorüber auf einen in nächster Nähe der Frau von Fuchs sitzenden Herrn zu; zu gleicher Zeit kam von der entgegengesetzten Seite des Saales ein anderes junges Mädchen leichtfüßig einhergehüpft, denselben Herrn in die Tour zu wählen. Lachend blieben Beide stehen. Es waren die Zwillingsschwestern. Im Fluge wurden ein paar Worte ausgetauscht.

„Es ist wirklich Hexerei, daß wir immer dasselbe thun und denken," meinte Liddy.

„Hexerei? Sage doch lieber Zauberei," entgegnete Elly.

Sie nickten einander zu und wollten der Tour folgen, da sagte Letztere noch eilig:

„Liddy, weißt Du, wer der Herr ist, der neben der Tante sitzt?"

Jene schüttelte den Kopf.

„Bemerkt habe ich ihn auch, aber ich weiß es nicht," entgegnete sie schnell.

Dies flüchtige Zusammentreffen der Beiden, ihr kurzes Zwiegespräch fiel störend zwischen der Tante letzte Aeußerung und die in halber Zerstreuung gegebene Gegenbemerkung:

„Was thut der Name zur Sache?"

„Sehr viel; er bezeichnet sie und sollte es wenigstens thun," sagte Frau von Fuchs. „Was denken Sie sich z. B. unter Elly und Liddy?" fragte sie, den Blick auffangend, der den Schwestern folgte.

„Zwei nette kleine Bologneser Hündchen," antwortete er.

„Unsinn!" fuhr sie auf. „Bologneser Hündchen!" und sie drehte ihm den Rücken zu.

Brücken lachte wieder still in sich hinein, aber diesmal unhörbar, und somit blieb ihr Antlitz abgewendet. Eine Weile saß er schweigend neben ihr.

„Wer sind die beiden blonden Mädchen, die einander so ähnlich sehen, gnädigste Tante?" redete er sie dann wieder an. „Sie sind recht artig, in der That!"

„Recht artig, in der That!" wiederholte sie. „Welch nichtssagendes Lob! Es sind meine Nichten, Liddy und Elly; vielleicht übertreffen sie ein wenig die Phantasie von den Bologneser Hündchen, hm?"

Brücken lehnte sich in den Stuhl zurück, schlug ein Bein über das andere und sagte in einem zwischen Unverschämtheit und Gleichgültigkeit schwankenden Tone:

„Recht artig in der That; was bekommen sie mit, Tante?"

„Drei Geschwister und mich, sowie die alte Dore, die noch weniger eine Rose ist und noch mehr Dornen hat als ich. Uebrigens werde ich sorgen, daß sie Keinen heirathen, der nach der Mitgift fragt," antwortete sie scharf.

„Da haben Sie auch Recht; denn wer erst nach der Mitgift fragt, hat das Mädchen gewiß nicht lieb," sagte Brücken so treuherzig, daß sie ganz irre wurde.

Hatte er denn nicht in seinem Interesse die unverschämte Frage gewagt? Was dachte er sich überhaupt dabei?

„Die Leute sagen, Vetter Hasse, Ihr Universalerbe, Tante, würde einmal ein verteufelt reicher Kerl als Besitzer von Gülzenow," fuhr Brücken mit unerschütterlicher Ruhe fort.

(Fortsetzung folgt.)

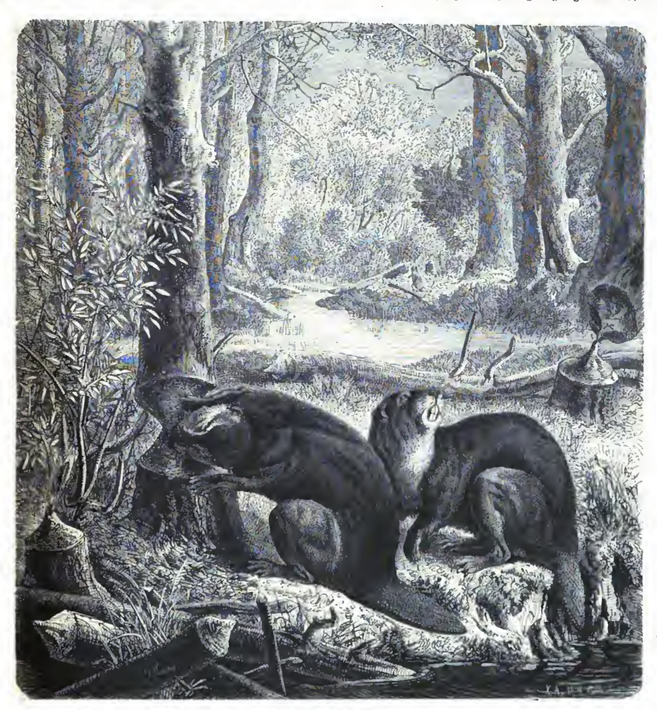
Die Geschichte eines Biberjägers.

Von Guido Hammer.

Meine diesmalige bildliche Darstellung einer auf dem Continent dem Aussterben nahen Wildgattung, die des Bibers, habe ich nicht auf meinen Jagdzügen, sondern mit Hülfe von Naturstudien entworfen, die sich mir bei besonderer Gelegenheit boten. Auch war ich nicht in der Lage selbst Beobachtungen über die Natur dieses wundersamen Thieres anzustellen und beschränke mich deshalb bezüglich des naturgeschichtlichen Theiles meines heutigen Artikels auch nur auf so viel, als zur Illustration beigegebenen Bildes unerläßlich ist; dies Wenige jedoch gestützt auf die Erfahrungen und mündlichen Mittheilungen eines alten Jägers, der selber noch auf deutschem Boden Biber zu jagen und sie in ihrer vollen Ursprünglichkeit zu beobachten so glücklich gewesen, wie eines ehemaligen Schulcameraden, den die Sehnsucht nach der einst verlassenen Heimath über den weiten Ocean zurückgeführt hatte, über welchen er, dem Drange seines ungestümen Herzens folgend, hingezogen war, dort in einem der biber- und überhaupt wildreichen Territorien als Trapper seinem unbegrenzten Hang zu ungebundener Freiheit Rechnung tragen zu können.

Digitized by Google

Nach Beider übereinstimmender Erfahrung bestätigt es sich, daß der Biber, dieser für Culturländer leider so verderbliche Holzverwüster, Bäume, namentlich Aspen, Pappeln, Weiden und Birken, vom kleinsten Stämmchen an bis über einen Fuß Durchmesser mit seinen scharfen Zahnmeißeln „abhaue"; theils um dadurch zu der saftigen Rinde der Aeste und Zweige genannter Baumarten zu gelangen, die ihm die vorzüglichste Aeßung bietet, theils aber auch — dies freilich nur, wo diese Thiere noch genossenschaftlich zusammenleben und mit gemeinsamen Kräften arbeiten — zur Ausführung ihrer mächtigen Wohn- und Dammbauten. In Gegenden jedoch, wo der geschickte Werk- und Schwimmmeister seiner Ausrottung entgegengeht und nur noch einzeln oder höchstens paarweise auftritt, fällt letztere Benutzung der von ihm gefällten Hölzer weg, da die durch unablässige Verfolgung Verschüchterten blos noch flüchtige Erdbaue in die Flußufer ihrer Aufenthaltsstätten auszuführen pflegen und diese nur nächtlicher Weile verlassen. Die Art und Weise ihrer Plänterarbeit aber — jedenfalls eine der auffallendsten Situationen, welche diese geschickten Waldarbeiter einnehmen können — glaube ich, weil nach besonderer Angabe meines Freund Trappers und dem mir von ihm in Natur vorgelegten kreiselartig abgenagten Stumpfe eines von einem amerikanischen Biber „abgehauenen" Baumes entworfen, anschaulich auf meiner Zeichnung dargestellt zu haben.



Biber bei der Arbeit.
Originalzeichnung von Guido Hammer.

Darum sei es mir gestattet, jetzt über das vorgeführte Thier selbst abzubrechen; zumal wissenschaftlich Ermitteltes und Festgestelltes über das Leben und Treiben dieses interessantesten aller Nager in unübertroffener Weise durch das prächtige Werk „Brehm's Illustrirtes Thierleben" geschildert und sich davon zu unterrichten einem Jeden leicht zugänglich gemacht worden ist. Aber die Geschichte eines letzten deutschen, speciell sächsischen Biberjägers will ich noch anfügen, wie ich sie aus dem Munde eines hochbetagten, aber noch heute rüstig in voller Thätigkeit stehenden

Büchsenmachers habe, zu dem mich vor Kurzem ein glücklicher Zufall geführt.

Gleich bei meinem Eintritt in die Werkstätte des rastlos schaffenden Alten fiel mir diese besonders dadurch angenehm auf, weil ihre rußgeschwärzten Wände außer Handwerks- und Schießzeug noch prächtige Hirsch- und Rehgeweihe trugen, so daß ich, durch diesen Schmuck gefesselt, gern länger in dem mir so anheimelnden Raum verweilte, als mein kleiner Auftrag es eigentlich nöthig machte. Dadurch entdeckte ich aber auch noch auf dem Gesimse des Kamins einen vergilbten Schädel, den ich, trotz näherer Betrachtung, doch nicht gleich zu bestimmen wußte, ihn vielmehr auf den ersten Augenblick für den eines Murmelthieres hielt. Ich ward bald vom Besitzer eines Besseren belehrt, indem dieser mir das fragliche Object als die sterblichen Ueberreste eines Bibers bezeichnete, der, als Letzter seines Geschlechts, in seinem, des Büchsenmachers, Heimathsorte, einem Dorfe an der Mulde bei Wurzen in Sachsen, in einem Tellereisen gefangen worden sei, und zwar von einem seiner Jugendfreunde, der infolge dessen, wenn auch nur mittelbar, ein tragisches Ende genommen, wie nachfolgende Geschichte, die mir nun der redselig gewordene Alte erzählte, bezeugen mag.

Leonhardt, so hieß der einstige Jugendgenosse meines Gewährsmannes, den aber das ganze Dorf nur den „tollen Karl" genannt hatte, war schon als Knabe ein wilder, unbändiger und aufbrausender, wenn auch im Uebrigen entschieden gutherziger Bursche gewesen. Dazu hatte ihn ein unwiderstehlicher Hang zum Fischefangen und Vogelstellen jede irgend freie Zeit benutzen lassen, hinauszustreifen an die Gewässer und in die Büsche und Wälder seiner heimathlichen Umgebung, dort in voller Ungebundenheit seiner aufkeimenden Jagdlust zu fröhnen. So war er ohne irgend welche leitende Aufsicht seiner tagelöhnernden Eltern in regelloser Freiheit aufgewachsen, daß ihn schon frühzeitig besonders die zügelloseste Leidenschaft für Alles, was auf Jagd Bezug gehabt, beherrschte. Unter solchen Umständen hatte er denn auch bald, nachdem er die dürftige Schule verlassen, dann als Hirte, später als Waldarbeiter und zuletzt als anerkannt vorzüglicher Schäfer, für welchen Beruf er besonders unübertreffliche Hunde gezogen haben soll, den Pfad des Wilderers betreten, und war hierbei mit solchem Geschick und Umsicht verfahren, daß man ihn, so bestimmt Alle von seinem Treiben gewußt, doch niemals auf der That zu ertappen vermochte. Freilich hatte er von vornherein getreue Helfershelfer gehabt, die das von ihm zumeist in Schlingen und Fallen berückte Wild verwerthet und dann den Gewinn mit ihm getheilt hatten. Dieser entstand besonders durch den von ihm leidenschaftlich und mit bestem Glück betriebenen Biberfang, der zu jener Zeit — vor kaum vierzig Jahren — an den Ufern der Mulde noch immer, wenn auch in beschränkter Weise, stattfinden konnte.

So hatte unser wildernder Schäfer wieder einmal, nachdem sich bereits seit längerer Zeit kein Biber mehr gezeigt, gegen Ausgang eines Winters, wo heulende Thaustürme und niederströmender Regen mit vereinter Kraft die Eisdecke der Mulde gebrochen und mächtige Fluthen herangewälzt hatten, einen jedenfalls durch das gewaltige Hochwasser verschlagenen ungemein starken Biber gespürt, und der unermüdliche Waidkundige hatte nun nicht abgelassen, das willkommene köstliche Wild zu erbeuten. Tage und Nächte hatte er daran gesetzt, sich zunächst zu vergewissern, wo er das gut verwitterte Eisen am günstigsten zu legen habe, bis er den sicheren „Ausstieg" des Fremdlings ausgegattert, und nun ihm der Erfolg ein sicherer sein mußte. Und richtig, in kürzester Frist darauf war das seltene Wild sein eigen gewesen! Bald genug aber war sein Fang auch ruchbar geworden; doch immerhin nicht eher, als bis das Wildpret bereits von dem Fallensteller und seinen Vertrauten verzehrt, das Fell aber und das Bibergeil längst gen Leipzig gewandert und dort von sichern Hehlern zu ansehnlichem Preise verwerthet worden war; kurzum, als Forstbeamte und Gensd'armen mit dem dazu requirirten Dorfschulzen Haussuchung bei dem Verdächtigen gehalten, war durchaus keine Spur von dem Gesuchten zu finden gewesen, und der sich höchst harmlos stellende „Schäfer-Karl" wie unser Wilderer später schlichtweg genannt worden war, hatte sein ihm dabei vorgehaltenes und nachgewiesenes auffallendes Umherlungern an der Mulde in der betreffenden Zeit einfach mit der Angabe beschönigt, daß er einen Eichenstamm, den das Gefluthe aus fremder Gegend heruntergebracht, mit seiner Frau mühsam herausgeschafft, an einen Biber aber dabei nicht gedacht, noch viel weniger einen solchen gefangen habe. In der That hatte er auch an beregten Tagen, wahrscheinlich zuvörderst nur um damit seine eigentliche Absicht zu verbergen, einen angeschwemmten Baum mit Hülfe seiner Frau, Beide dabei mitten im schneeigen Wasser arbeitend, zersägt und auf das Trockene gebracht, um es später nach seiner Wohnung zu schaffen.

Jedenfalls aus Unmuth, den pfiffigen Schäfer wiederum nicht überführen zu können, war nun auf Anordnung des betreffenden Försters der Dorfschulze beauftragt worden, besagtes Holz öffentlich versteigern zu lassen, wogegen jedoch der sich hierin in seinem vermeinten — und nach damaligen Gesetzen auch factischen — Rechte gekränkt fühlende „Schäferkarl" auf's Entschiedenste Einspruch erhoben. Man achtete indeß seiner nicht, vielmehr reizte man den durch die Haussuchung so schon genugsam Erzürnten noch durch brutale Behandlung und Drohungen auf's Höchste. In solcher Stimmung betheuerte er denn: Jeden, welcher sich an seinem Eigenthum, dem noch am Ufer liegenden Holze, vergriffe, niederschießen zu wollen wie einen tollen Hund. Als aber am anderen Morgen vollends gute Freunde kamen und hetzend ihm hinterbrachten, daß soeben sein Holz von Dreien aus dem Dorfe, die ohnedem seine erbittertsten Feinde, wie auch jedenfalls seine Denuncianten waren, abgefahren werden solle, übergiebt er, bis sein Weib nach Hause kommen würde, den die Botschaft gebracht habenden Genossen sein kleines Anwesen, holt dann aus einem Versteck im Gehöft sein Doppelgewehr nebst Schießtasche hervor und eilt nun an das seiner Wohnung nahe, dem eigentlichen Dorfe aber ziemlich entfernt liegende Muldenufer, hier sein sauer errungenes Gut unter allen Umständen männiglich zu schützen, das man wirklich im Begriff stand, nach anmaßlichem hämischem Beamtenbefehl zu entführen.

Da gebietet der erregte Besitzer den widerrechtlich dabei Beschäftigten ein lautes Halt! mit dem Bedeuten: an Jedem, der nur ein Scheit weiter anzurühren sich unterfinge, seine früher ausgesprochene Drohung zu erfüllen. So warnt er, als man ihm nicht Folge leistet, noch mehrmals die Achtlosen; dann aber schießt der auf's Höchste Gereizte rücksichtslos den Haupter, der ihn auch noch zu verhöhnen gewagt, nieder, den anderen Beiden nun nochmals befehlend: sein Holz sofort von ihren Schiebeböcken abzuladen oder gleichen Lohnes gewärtig zu sein. In bäuerischem Trotze aber, angesichts ihres erschossenen Cameraden, schicken die sich vielmehr zum Fortfahren an, und nun giebt der bis zur Tollheit Wüthende mit dem zweiten Rohr Feuer auf den ihm zunächst sich Befindenden, der denn auch die volle Ladung Schrot auf den Kopf bekommt und davon augenblicklich leblos zusammenbricht. Jetzt ergreift der dritte Bedrohte denn doch die Flucht, auf der ihn aber der noch immer in maßlosem Zorn befangene Mörder verfolgt, dabei im Laufen das Gewehr von Neuem ladend. Hierbei mag er es jedoch versehen haben, denn so vielmal er auf den Fliehenden abdrückt — der Schuß entladet sich nicht, und der Verfolgte entkommt.

Als dieser natürlich im Dorfe Lärm geschlagen, eilt nun Alles, möglichst bewaffnet, hinaus auf die Unglücksstätte, hier womöglich den Wüthenden, den man aber nun ruhig zwischen den Scheiten seines Holzes sitzend vorfindet, zu fassen. Dennoch wagt keiner der Bauern — Forstbediente und Gensd'armen waren nicht zur Hand gewesen — sich näher als außer Schußweite an den jetzt so Stillen hinan; vielmehr schreien sie ihn nun aus der Ferne bramarbasirend an: sich gutwillig ergeben zu sollen — doch ohne Erfolg. Da führt der Zufall den Geistlichen des Kirchspiels, der eine Taufe im eingepfarrten Nachbardorfe zu vollziehen beabsichtigte, des Weges daher, und diesem wird nun der schreckenerregende Vorfall mitgetheilt, mit der Bitte, den Verbrecher zu vermahnen, sich dem Gerichte zu stellen. Nicht einen Augenblick zaudert der mit vollem geistlichen Ornat angethane ehrwürdige Pfarrer, auch in so schwieriger und außergewöhnlicher Lage seinen Berufspflichten nachzukommen, und furchtlos schreitet der silberhaarige Greis auf den noch immer in sich Versunkenen zu, das Wort Gottes in mahnender Weise schon von Weitem ihm zurufend. Doch kein reuiges Entgegenkommen ward dem getreuen Seelsorger, der inzwischen, an den blutigen Opfern vorübergeschritten, dicht vor den Mörder hingetreten ist, hier nochmals die ganze Kraft und Weihe seiner Beredsamkeit aufbietend, den Verstockten zu rühren, bis der auch jetzt noch vergeblich mahnende Priester zu seinem Schrecken gewahrt, daß er zu einem Todten

gesprochen — der zum Mörder gewordene Wilderer hatte sich selber erschossen, und seine Seele stand bereits vor einem höheren Richter! So endete der letzte Biberjäger an der Mulde; und mit ihm war und ist auch das seltene Wild verschwunden, wenigstens konnte sich nach dieser Zeit Keiner wieder rühmen, in dortiger Gegend je noch einen Biber erjagt zu haben.

Aus dem Schwanengesange eines deutschen Dichters.

Mehr als dreizehn Jahre sind vergangen, seit in dem geräuschvollen, fernen Paris ein deutscher Dichter die Augen schloß, der unter allen Schriftstellern des letzten halben Jahrhunderts den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf seine Zeit geübt und, trotz vielfacher Verirrungen seines Talents und Charakters, für immer einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte behaupten wird. Die Hoffmann und Campe'sche Verlagsbuchhandlung trug daher nur eine Ehrenschuld an die deutsche Nation ab, als sie nach dem Tode Heinrich Heine's eine wohlgeordnete, möglichst vollständige Gesammtausgabe seiner Werke erscheinen ließ. Leider jedoch sah der Herausgeber der Heine'schen Werke, Herr Adolph Strodtmann, sich zu der Erklärung genöthigt, daß es ihm, trotz wiederholter Bemühungen, nicht gelungen sei, die Familie des Dichters zur gleichzeitigen Veröffentlichung der von Letzterem hinterlassenen Manuscripte zu bewegen. Die Wittwe H. Heine's begann damit, für ein kleines Heft willkürlich ausgewählter, oftmals höchst fehlerhaft abgeschriebener Gedichte den enormen Preis von dreißigtausend Francs zu fordern, und der Bruder des Dichters, Herr Gustav Heine in Wien, welcher dessen „Memoiren" in Händen hatte, wies jeden Gedanken an eine baldige Veröffentlichung derselben auf's Entschiedenste zurück. Wenn man einer seither niemals widerrufenen Notiz Glauben schenken darf, welche im vorigen Jahre die Runde durch die Tagesblätter machte, so wären die „Memoiren" H. Heine's vor einiger Zeit, durch Vermittelung des Fürsten Richard Metternich, an die österreichische Regierung verkauft und in den Archiven der k. k. Hofbibliothek vielleicht auf immer der Kenntniß des Publicums entzogen worden. Um so erfreulicher ist die Nachricht, daß die obengenannte Buchhandlung unlängst von der Wittwe des Dichters sämmtliche in ihrem Besitz befindliche Originalmanuscripte H. Heine's käuflich erworben und Herrn Strodtmann mit der Ordnung und Herausgabe derselben betraut hat. Herr Strodtmann hat unserem Wunsche nach Mittheilung einiger Details über den Inhalt des Heine'schen Nachlasses, der schon nächstens als Buch erscheinen wird, bereitwilligst entsprochen und mehrere charakteristische Proben der verschiedenen Bestandtheile desselben beigefügt.

Ich habe, schreibt er uns, mit unsäglicher Mühe aus dem Wust bunt durch einander geworfener Papiere, aus den oft mit zitternder Krankenhand in undeutlichen, halb verwischten Bleistiftzügen gekritzelten Originalbrouillons endlich das sämmtliche Material zu Tage geschürft und sehe mit freudigem Staunen, wie viel reines Gold der Poesie darunter befindlich ist. Selbst aus früherer Zeit ist vieles noch Ungedruckte vorhanden, und die Zeugnisse aus jeder Periode der dichterischen Laufbahn Heine's werden durch die Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses eine erhebliche Bereicherung erfahren. Die Gedichte, welche den Raum von elf bis zwölf Druckbogen füllen, ordnen sich nach ihrem Inhalte und der Zeit ihrer Entstehung naturgemäß in vier Abtheilungen. Die erste derselben umfaßt Nachträge zum „Buche der Lieder", Liebesklagen um die verlorene Jugendgeliebte, welche anfangs meist einen sentimental schwermüthigen Charakter tragen, später jedoch des bekannten satirischen Stachels nicht entbehren. Hier eine Probe der einen wie der anderen Art:

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein,
Wir wollen schwatzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Flecken,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Lass' ich mich nicht mehr ein.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!"
Also singt man tausendkehlig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, Du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, theurer Freund,
Jubelnd Dir im Herzen wider,
Bis der große Tag erscheint;

Wo die Braut, mit rothen Bäckchen,
Ihre Hand in Deine legt,
Und der Vater, mit dem Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen, voll mit Geld, unzählig
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

Den persönlichen Abschluß dieser unvergessenen Liebesepisode bildet folgendes originelle Gedicht, welches Heine bei seinem zweiten Besuche in Deutschland am 5. September 1844 dem fünfjährigen Töchterchen seiner Jugendgeliebten für deren Album auf einen hübsch verzierten Briefbogen schrieb:

Ich seh' Dich an und glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Confirmnosre! es zieht
Bei Deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der ganzen Schaar
Die gleicht Dir selber auf ein Haar.

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' Dich an und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne —
Sie hat ein süßkröriges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein.
Die Schmeicheläuglein spielen in's Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine.
Ein bischen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun
Wie anmuthstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wanglein —
Doch leider weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In allen Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

In der zweiten Abtheilung der Gedichte begegnen uns zum Theil Lieder, welche vorwiegend den sinnlichen Genuß in der Liebe verherrlichen und der Mehrzahl nach an die Kitty oder Katharina der „Neuen Gedichte" gerichtet sind, während die reizende Einfachheit anderer an den „Neuen Frühling" erinnert. So das folgende:

Es erklingt wie Liedestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maëstro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt,
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

Die dritte Abtheilung umfaßt ausschließlich politische Satiren; darunter eine Anzahl Sonette und einen witzigen Prolog zum Wintermärchen „Deutschland". Nachstehendes Gedicht scheint sich auf Herwegh zu beziehen, welcher auch in der letzten Abtheilung mit einem stark gepfefferten Spottergusse bedacht wird:

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmuth beseelet,
Doch hast Du schlecht Dein Publicum
Und Deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie Dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel Dein Gedankenflug,
Wie Du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat Dir zu bringen
Und manchen Schlachtgesang von Dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft
Und würzet die Getränke.

Die bei Weitem größte Zahl der hinterlassenen Gedichte entstammt den letzten Krankheitsjahren und ist erst nach Veröffentlichung des „Romancero" entstanden. Sie bilden die vierte Abtheilung und werden durch ein großes, mehrere Bogen umfassendes Gedicht im Tone und Versmaße des „Atta Troll" eröffnet, das zu den herrlichsten, poetisch reinsten Erzeugnissen der Heine'schen Muse gehört. Es führt den Titel „Bimini", und ist vollständig abgeschlossen, wenn gleich Heine, nach der umständlichen Breite des Prologs zu schließen, anfangs eine etwas detaillirtere Ausführung der seltsamen Entdeckungsfahrt nach der Wunderinsel, wo der Quell der Verjüngung fließt, beabsichtigt haben mag. In der zweiten Hälfte dieser Abtheilung ist die Satire auf politische, literarische und musikalische Zustände und Personen besonders reichhaltig vertreten, und jener furchtbare Nihilismus, der sich als das Endresultat von Heine's Entwickelung herausstellte, spricht hier und in den Nachtragsliedern zum „Lazarus" mit gellendem Verzweiflungsschrei sein letztes Wort. Auch die sociale Frage, deren Lösung Heine mit schaudernder Angst in dem ihm unvermeidlich dünkenden Siege des Communismus erblickte, beschäftigt ihn in diesen Sterbelager-Phantasien:

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die todten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze,
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radical, ganz rattenkahl.

Die radicale Rotte
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld,
Und wünscht auf's Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe,
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren.
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und der Senat
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdecrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Die helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut' helfen euch nicht die Wortgespinnste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behagt den radicalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Als die wunderbarste Perle dieser Krankheitsgedichte aber erscheint mir das folgende Lied, in welchem die rein poetische Bewältigung des grausamsten Stoffes, der einem Dichter beschieden sein kann, des Mark und Bein verzehrenden Uebermaßes eigener physischer Leiden, von einer titanischen Obmacht des Geistes über den gebrechlichen Körper zeugt, welche bei allem realistischen Anschein doch in sich selbst eine glänzende Verherrlichung der idealistischen Weltanschauung ist:

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Contouren.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele.
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirth! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendroth, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase in's Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinnen, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammengekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin gesund und roth
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Digitized by Google

Er zuckt die Achsel und seufzt: „O Narr!"
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör' ich
Von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — ein Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

Von den vermischten Aufsätzen in Prosaform sind nur einzelne, wie z. B. mehrere ungedruckte Capitel der „Reisebilder", von früherem Datum; die meisten stammen aus den fünfziger Jahren. Als besonders interessant hebe ich einen Nachtrag zu den „Göttern im Exil", eine Lebensskizze des französischen Schriftstellers Loeve-Veimars, und eine Anzahl unterdrückter Blätter aus den „Geständnissen" hervor, welche, anknüpfend an die Schlacht von Waterloo, einen ebenso geistvollen wie malitiösen Rückblick auf die politische Geschichte der letzten fünfzig Jahre werfen und dem Verfasser bei Lebzeiten sicherlich einen vom nationalen Gesichtspunkte aus wohlberechtigten Sturm von Angriffen zugezogen hätten. Eine biographisch wichtige und originelle Zugabe sind die Briefe, welche Heine bei seinem zweimaligen Besuche in Deutschland, 1843 und 1844, an seine Frau nach Paris schrieb. Die leidenschaftliche, oft bis zu drolligster Eifersucht gesteigerte Liebe, mit welcher der Dichter an seiner Mathilde hing, ihre kindliche Unerfahrenheit in allen Verhältnissen des Lebens, das ganze idyllisch zärtliche Schäferspiel des ehelichen Haushalts erscheinen hier im Lichte einer reizenden Natürlichkeit.

Den werthvollsten Bestandtheil der Prosa-Manuscripte bildet eine Sammlung von mehreren Hundert aphoristischen Bemerkungen über Kunst und Literatur, Religion und Philosophie, Staat und Gesellschaft, Frauen, Liebe und Ehe. Diese Gedanken und Einfälle, welche auf einer Unzahl abgerissener Papierfetzen — oft auf der Rückseite von Brieffragmenten, Rechnungen oder Einladungskarten — flüchtig und mit mancherlei Abbreviaturen aufgezeichnet sind, boten der Entzifferung nicht selten die größte Schwierigkeit. Sie geben in ihrer kurz gedrängten, witzigen Form ein äußerst pikantes Bild des Heine'schen Geistes, dem sich jeder Gedanke zum geistreichen Impromptu gestaltete. Einige dieser Einfälle mögen hier folgen:

Das alte Märchen der drei Brüder realisirt sich. Der eine läuft hundert Meilen in der Stunde, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse. —

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie. —

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich noch irgendwo ein Exemplar von diesem Volke, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus. —

Der Tanzzettel ist das Entréebillet zur europäischen Cultur. —

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehen, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist. —

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür. —

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

Die Thoren meinen, um das Capitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen. —

Ich ließ mich nicht naturalisiren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für seine Geliebte kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben. —

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesammtheit drängt sie zurück. —

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel. —

Das Oel, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme? —

Der Deutsche gleicht dem Sclaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sclaverei ist die spiritualisirte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft Nichts. —

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehängt werden. —

Der letzte Johanniterritter des Thüringer Waldes.

Eine Erinnerung, von Georg Sauer.

Wer weiß es nicht, daß Knaben vor Allem die Soldaten und das Soldatenleben lieben, und daß es für sie nichts Höheres giebt, als in einen Papppanzer geschnürt, den Papphelm auf dem Lockenkopf und das hölzerne Schwert an der Seite oder eine Stange als Lanze in der Hand einen Ritter zu spielen, wie er in den vielen Rittergeschichten so schön und schaurig, so kühn und herrlich geschildert ist? Ich zumal hatte als Kind so recht die Gelegenheit, mein kleines Gehirn mit den phantastischen Rittergestalten zu füllen, da ich in der Kirche zu Römhild, meiner Vaterstadt, oft die Grabmäler der Grafen von Henneberg betrachtete, die dort, Mann an Mann gereiht, der Auferstehung harren. Ihre steinernen und ehernen Bilder aber erweckten in mir eine stille Sehnsucht nach der verschwundenen Zeit, die so prächtig gewesen sein mußte, und oft stieg in mir der — wie ich mir freilich selber sagte — fruchtlose Wunsch auf, nur einmal einen solchen wirklichen Ritter sehen zu können.

Und doch, dieser Wunsch wurde mir gegen alles Hoffen und Erwarten bald schon erfüllt. Zu Michaelis 1803 kam ich auf das noch jetzt blühende Gymnasium zu Schleusingen. Die Hauptzierde der Stadt ist die Burg der Grafen von Henneberg, die bis jetzt alle Gefahren einer Zerstörung glücklich bestanden hat, im Jahre 1525 selbst den Bauernkrieg, der ganz in ihrer Nähe wüthete. Ein besonders günstiger Umstand für mich, den nunmehrigen Gymnasiasten, war es, daß ich dem Hause eines Freiherrn v. Trebra empfohlen wurde, welcher aus Sachsen als Oberforstmeister über die großen, weitläufigen Thüringerwald-Reviere königlich sächsischen Antheils nach Schleusingen ge- und versetzt worden war. Die Familie v. Trebra gehörte zu den Gebildetsten in Schleusingen und in der ganzen Umgegend. So lange Trebras in Schleusingen lebten, hatten sie das mittlere Stockwerk der Burg inne, und es war daselbst fast ununterbrochen ein kleiner Hof. Einheimische und Fremde trafen, geladen und ungeladen, auf der Burg bei Trebras ein, Jeder, der in Beziehung auf Geist, Talent und Kunst auch nur einigermaßen sich auszeichnete, war allda willkommen.

Digitized by Google

Hier war es, wo ich meinen Ritter sah. Zu den ersten Neuigkeiten, die ich in Schleusingen erfuhr, gehörte nämlich die, daß bei den festlichen Gelegenheiten dort bisweilen ein Comthur in seinem ritterlichen Ordensgewand erscheine und durch die Pracht derselben, sowie durch das Riesige seiner Gestalt stets Aller Verwunderung errege. Man kann sich denken, wie mächtig meine Neugierde angespannt war, als ich bei meiner ersten Einladung auf die Burg zu einem Trebra'schen Familienfest erfuhr, daß auch der Herr Comthur den Abend durch seine Gegenwart verherrlichen werde. Ich konnte die Zeit kaum erwarten bis zur bestimmten Stunde und verstieß dann, weil all' meine Aufmerksamkeit nur der Thür zugewendet war, durch welche mein ersehntestes mittelalterliches Bild leibhaftig hereintreten sollte, wohl nicht selten gegen die Regeln der Ceremoniels, bis endlich schon von ferne hörbar die Erfüllung meines Wunsches geschah. Meine jugendliche Phantasie hatte ein Uebriges gethan in der Ausmalung der Größe dieses Ritterriesen, aber die Erscheinung blieb wirklich nicht hinter ihr zurück. Da schritt er herein, mit centnerschweren klirrenden Schritten in seiner kolossalen Gestalt. Auf dem Haupte trug er einen glänzenden eisernen Helm, an der Seite ein schweres, breites Schwert, an den Stiefeln pfundschwere eiserne Sporen, und angethan war er mit einem schwarzen Mantel oder Talar, wie jeder andere Johanniter-Ritter, vorne aber auf der Brust war ein weißes Kreuz. In dieser Johanniter-Tracht, sagte man mir, erschien er stets hier und auch an anderen Orten bei festlichen Gelegenheiten, da er seinen Ritterornat für mögliche Fälle auch auf Reisen mitzunehmen pflegte. Selbst die weltliche Lust des Tanzes, mit welcher an jenem Abend die Festlichkeit schloß, behandelte der geistliche Ritter nicht feindselig. Der Comthur eröffnete sogar den Ball mit einer Polonaise. So oft er nun an der Seite seiner Dame nach dem Tact der Musik vorschritt, dröhnte und bog der Fußboden sich unter seinen Füßen und klirrten die Fenster. Auch während der Polonaise war er in Rittertracht, das breite, schwere Schwert an der Seite und die pfundschweren eisernen Sporen an den Stiefeln.

Dieser seltsame Gast war ein Freiherr von Andlau, Comthur des Ordens der Johanniterritter. Bekanntlich ging der Johanniter- oder frühere Malteser-Orden nach vielerlei Noth und Bedrängniß, die über ihn gekommen war, mit der Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 gleichfalls seiner Auflösung entgegen. Die meisten deutschen Fürsten ließen als Territorialherren diese Ritter nach und nach aussterben, die Commenden (Besitzthümer) wurden eingezogen und meistens zum Staatsvermögen geschlagen. Dies konnte um so füglicher geschehen, weil die Johanniter als geistliche Ritter unverheirathet bleiben mußten und sonach keine Wittwen und keine rechtmäßigen Nachkommen zu versorgen waren. Die meistens durch fromme Stiftungen entstandenen Besitzungen dieses Ordens lagen begreiflich überall hin zerstreut, ohne Ordnung und Zusammenhang. Die einzelnen Commenden, oft auch mehrere zusammen, je nach Zeit und Umständen, wurden wieder einzelnen Rittern gewöhnlich zur Nutznießung überlassen. Ein solcher nun war und hieß Comthur und schlug gewöhnlich auf seiner Commende selbst seine Wohnung auf.

Zur Zeit, wo unser Ritter dem Orden angehörte, war ein Prinz Ruspoli Großmeister desselben und der Sitz des Großpriorats in Deutschland war Heitersheim am Schwarzwald im Badischen. Der Freiherr von Andlau war einem altadeligen, stiftsmäßigen Geschlecht entsprossen (nur solche wurden in diesen Orden als Ritter aufgenommen) und, wie es scheint, aus dem Elsaß gebürtig; aber auch in Baden und Württemberg blühen noch mehrere Familien dieses Namens.

Ungefähr zwanzig Jahre alt, nahm der junge Freiherr Kriegsdienste in Frankreich bei Ludwig's des Sechszehnten Schweizer-Gardisten, die bekanntlich bei der Erstürmung der Tuilerien den tapfersten Widerstand leisteten; die meisten blieben todt oder verwundet auf dem Platze liegen. Unser Baron v. Andlau lag nur leicht verwundet mitten in einem Haufen der Todten und Verwundeten, fand aber, wie durch ein Wunder, seine Rettung durch die List seines Bedienten (oder, wie Andere sagten, eines Mädchens). Verkleidet entwich er, da Alles für den König verloren war, in der darauf folgenden Nacht aus Paris und erreichte glücklich die deutsche Grenze. Als der jüngere Sohn seiner Eltern wünschte er nun in den Orden der Johanniterritter aufgenommen zu werden. Dies geschah, ungewiß ob durch Einkauf oder sonst statutenmäßig. So erhielt er die von einem Grafen Berthold v. Henneberg 1291 gegründete Commende zu Schleusingen.

Als der neue Comthur in Schleusingen ankam, sah er sich in Verlegenheit darüber, wo er in der Grafschaft Henneberg-Schleusingen seinen Wohnsitz aufschlagen solle. In dem Gebäude der Commende zu Schleusingen hatte seit der Einführung der Reformation der protestantische Superintendent seine Wohnung aufgeschlagen und wäre also sein allernächster Nachbar geworden; dazu lag dieses Gebäude hart an der Kirche, so daß er das protestantische Orgelspiel und den protestantischen Gesang jederzeit hätte mit anhören müssen. Dies Alles nöthigte ihn gewissermaßen zu einem anderen Entschluß. In der Nähe des ansehnlichen Fleckens Heinrichs bei Suhl liegt nun ein ziemlich hoher, waldiger Berg, der Schneeberg genannt; auf dieser Höhe lag schon seit alter Zeit ein cultivirtes Gütchen, von lauter Tannenwald umgeben. Der Johanniter-Orden war durch Ein- und Umtausch seit 1653 im Besitz dieses Gütchens, welches die lange Bahn hieß. Hier wohnte auch der Vorgänger des Herrn v. Andlau, wenigstens zeitweise, der Comthur v. Borell, der im Dom zu Erfurt begraben liegt.

Der Comthur v. Andlau nun wählte gleichfalls die Lange Bahn zu seinem, wenn auch nicht gewöhnlichen, doch zeitweiligen längeren Aufenthalte. Hier wohnte er auf dem Eigenthum seines Ordens; hier störte ihn kein protestantischer Gottesdienst; hier blieb er ungestört in der Ausübung und in dem Genuß seiner Liebhabereien. Die große Einsamkeit kümmerte ihn wenig.

Wie ich bereits erzählt, lernte ich auf der Burg zu Schleusingen unsern Comthur v. Andlau zuerst kennen und sah ihn später noch oft daselbst. Aber stets auf's Neue ergriff mich dasselbe Staunen, als wie ich ihn zum ersten Mal sah. Nicht ein gewöhnlicher Mensch oder Mann, nein! ein Koloß stand vor Einem, ein Riese. Das Längenmaß seines Körpers war über sechs Fuß, das Gewicht des ganzen Körpers, obgleich er erst ungefähr zweiunddreißig Jahre alt war, gegen vier Centner. Man kann sich nun denken, wie breitschulterig, wie knochen- und muskelreich dieser Koloß war und welch' eine unglaubliche körperliche Stärke er besaß. Mehr als einmal hat er auf der Erde liegende schwere Bäume oder Blöcke, an denen mehrere keineswegs schwache Männer sich zerarbeiteten, um sie auf der Erde ein Stück weiter fortzuwälzen, mit dem bloßen Fuß weiter gestoßen oder gewälzt. Kurz zuvor, ehe er in die Grafschaft Henneberg-Schleusingen kam, hatte er sich wiegen lassen, das Gewicht betrug schon drei Centner vierundsiebenzig Pfund. Ein so großer, schwerer, unbehülflicher Körper nun war zum Reisen wenig geeignet, besonders bei dem Zustand der Wege in jener Zeit.

Unser Comthur hatte erst seit Kurzem auf der Langen Bahn häuslich sich niedergelassen, als er von Trebras zu einer Festlichkeit nach Schleusingen eingeladen wurde. Da war nun guter Rath theuer. Er selbst besaß damals noch keine eigene Kutsche, wie späterhin, und in Suhl, der nächsten Stadt, war gerade auch keine aufzutreiben. Es blieb nichts Anderes übrig, als daß der Comthur seines eigenen, zwar stark gebauten, leider aber nicht breit, sondern nur schmal angelegten offenen Wägelchens (Droschke) sich bediente. Da man ihn auf das Beschwerliche und für ihn sogar Gefahrvolle einer Reise von der Langen Bahn nach Schleusingen und umgekehrt aufmerksam machte, ließ er sich einen langen, starken, unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stock machen, der auf dieser Reise, die ein Fußgänger in drei Stunden zurücklegt, sein Tröster und Helfer wurde. Er ließ sein eigenes Pferd vorspannen. Kaum hatte er die Lange Bahn hinter sich, so nahmen auch schon die Reiseabenteuer ihren Anfang. So oft nun eine gefahrvolle Stelle kam, stach der Ritter seinen starken spitzen Stock schnell in die Erde (meistens eine Wand) derjenigen Seite, auf die der offene kleine Wagen umzustürzen drohte, stemmte sich dann durch seine große Körperkraft mit Hülfe des Stocks gegen diese Seite und stellte hierdurch das Gleichgewicht wieder her. Auf dieser kurzen Reise traten Gefahren dieser Art mehr als zwanzig Mal ein.

Das Gesicht des Comthur, um noch einmal auf sein Aeußeres zurückzukommen, hatte keine frische Farbe, sondern war mehr blaß, aber ein Vollmondsgesicht, nur mit einer kleinen, etwas gestülpten Nase. Auch einen Schnurrbart trug er nicht, ebenso wenig einen Stutz- oder Zwickelbart, wohl aber einen Backenbart. Man sieht nicht leicht einen stärkeren und schöneren. Wenn man ein

Digitized by Google

einzelnes Haar heraus- und herabzog, so reichte es bis an die äußerste Spitze des Zeigefingers des ohnedies schon sehr langen Arms. Man hätte sehr gut weit hinabreichende starke Zöpfe aus den Haaren dieses Backenbartes flechten können. Die Haare dieses Backenbartes waren überdies schon von Natur wunderbar schön gekräuselt. Der Ton und die Stärke seiner Stimme waren seinem riesenhaften Körper ganz angemessen. Er sprach stark und tief, verständlich und gemessen. Sein Gang war ganz der eines Ritters, würdevoll, aristokratisch, der Schritt abgemessen, die ganze Bewegung männlich graziös. Sein Mund war voll der schönsten Zähne, und diese hatten eine solche Stärke und standen so fest, daß er einst auf der Langen Bahn einen stämmigen Mann blos mit den Zähnen am Hosenbund frei in die Höhe hob.

Durch seine Gemüthsart zeichnete sich unser Comthur vor vielen Andern bestens aus. Es war theilnehmend, mitleidig, wohlthätig. Die Armen strömten an gewissen sogenannten Gebtagen fast in Schaaren zur Langen Bahn; schuldlos Herabgekommene wurden im Stillen von ihm unterstützt. Eine andere schöne Eigenschaft unseres Ritters war, daß, wenn er bisweilen allerdings in heftigen Unwillen gerieth, er in diesem Affect sich nie zu weit vergaß, um nicht seinen Zorn zur rechten Zeit zu bändigen. Einst benahm sich ein Knecht des Hofes gegen den Pachter äußerst roh und ungezogen. Der Ritter sah und hörte es, am Fenster stehend, eine Zeit lang ruhig mit an. Als aber der Knecht es allzu arg machte, trat er heraus, faßte den Sünder oben am Kragen, hob ihn wie einen leichten Flederwisch hoch in die Höhe, stellte ihn dann in einen ganz in der Nähe stehenden, bis oben mit Wasser angefüllten Braubottich, tauchte ihn drei- oder viermal in aller Ruhe bis über den Leib unter, hob ihn dann heraus, legte ihn auf Rasen und rief ihm nun eine derbe donnernde Ermahnung zu. Der arme Kerl regte sich vor Schrecken nicht mehr, der Ritter aber ging, still in sich lächelnd, wieder in's Haus zurück. Noch in demselben Jahr heirathete dieser Knecht, und der Comthur gab der Braut eine schöne Aussteuer.

Das häusliche Leben unseres Comthur war sehr einförmig, ein Tag fast wie der andere. Von vielen Besuchen war nicht die Rede, da die Lange Bahn für Viele zu weit entfernt und der Comthur selbst ungemein eng, im Grunde sehr schlecht logirt war. Doch sah er es gerne, wenn Gymnasiasten, Studenten, reisende Schauspieler &c. auf kurze Zeit bei ihm sich einfanden, da er von lustigen Streichen, Schnurren, Anekdoten gerne hörte; auch mit Handelsleuten, Juden, Hökerinnen &c. unterhielt er sich gern, da sie ihm allerlei Neuigkeiten zutrugen; doch banden sie ihm auch manchen Bären auf.

Ein besonderes Geschäft machte er sich daraus, die Wolken zu beobachten, deren Lauf, Richtung, Bewegung, Farbe, Zertheilung &c. Vom gestirnten Himmel hatte er nicht zu verachtende Kenntnisse, denn da er die meisten Nächte außer dem Bett zubrachte — er ging erst drei oder vier Uhr Nachts zu Bett, um Vormittags zehn oder elf Uhr aufzustehen — so benutzte er gern die lange nächtliche Zeit zur Beobachtung der Bewegung der Sterne. Vom Schreiben, Briefschreiben und dergleichen war er kein Freund; Schreibmaterialien gehörten bei ihm zu den größten Seltenheiten.

Einst hatte er den Einfall, eine Anzahl Mädchen aus der Umgegend auf die Lange Bahn zu sich zu einem Kaffee einzuladen. Sie stellten sich alle ein. Es war ein Sonntag und unter freiem Himmel wurde getafelt. Bald überreichte eines der Mädchen dem Comthur einen schönen mit Bändern geschmückten Kranz, wozu sie einige Worte des Dankes sprach. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, fast bis zur Ausgelassenheit. Die Mädchen neckten den Comthur besonders deshalb, weil er nicht heirathen dürfe, warum er denn in einen so wunderlichen Stand oder Orden eingetreten sei &c. In fröhlichem Uebermuth brachten sie ihm einen zweiten Kranz, der gerade das Gegentheil von dem ersten war, nämlich einen Trauerkranz, ohne alle Blumen und mit schwarzem Flor oder Crep umwickelt, damit er wegen seines ehelosen Lebens ja recht trauern möge. „Ihr seid halt lose, durchtriebene Dirnl," sagte unser Comthur, der im gewöhnlichen Leben in der süddeutschen, alemannischen Mundart sprach, als er den Trauerkranz sah. „Müsche denn alle Mannsen heirathe? Ja, wenn alle Weiber gut wären. Wasch thut mer denn mit so aneny Brummeise? Bei mir zu Land spreche gar viele Ehemannen ein Sprüchwort, das lautet: ‚Meine Frau heißt Lisabeth, wenn ich nur eine andre hätt'.' Es muß auch alte Junggeselle gebe, wie's auch alte Jungfere giebt." Der kecke Scherz störte seinen Gleichmuth so wenig, daß er sogar zu guter Letzt jedem Mädchen noch eine Düte mit sogenanntem Gregorinszucker mit auf den Weg gab.

Daß dieser stattliche Körper auch gehörig versorgt sein wollte und daß die Leibesnahrung und Nothdurft das wichtigste Departement der Verwaltung auf der Langen Bahn war, versteht sich wohl von selbst; uns interessirt nur die kluge Absonderlichkeit, daß der Comthur fleißig auf Anordnung seines Freundes Trebra durch die Förster und andere Personen auch mit Fischottern versehen wurde, weil nach den Satzungen der katholischen Kirche die Fischotter in Bezug auf ihr Fleisch nur für Fisch gilt und auch an den Fasttagen genossen werden darf.

Weil der Comthur in einer stockprotestantischen Gegend lebte und daher weit und breit weder eine katholische Kirche noch einen katholischen Priester fand, so hielt er um so strenger die Fasttage, da dies ohne eine Kirche und ohne einen Priester geschehen kann; und deshalb war er auch mit Fischen immer reichlich versehen. An den höchsten Festtagen seiner Kirche erschien er in seinem ganzen Ritterornat, ebenso an seinem eigenen Namenstag sowie dem des Papstes. Dazu ließ er bisweilen einen Capuzinermönch von Königshofen (im Grabfeld) kommen, der sich dann mehrere Tage lang auf der Langen Bahn aufhielt. In seinem Wohnzimmer sah man übrigens kein Heiligenbild, in seiner Hand nie einen Rosenkranz oder ein Brevier.

Gegen alles Erwarten verbreitete sich wenige Jahre später in Schleusingen das Gerücht, der Comthur sei Willens, die Lange Bahn für immer zu verlassen. Und so geschah es auch. Er zog von da weg und ist noch nicht in der Mitte der vierziger Lebensjahre stehend im Elsaß, wie man erzählte, in Folge von Schlagflüssen gestorben. Um dieselbe Zeit wurde die Lange Bahn vom Staat eingezogen und zum Staatsgut geschlagen. Die Gebäude wurden sammt und sonders abgebrochen, Alles der Erde gleich gemacht, das ganze Ackerland hörte als solches auf, es wurde mit Tannensamen besäet und mit Tannenpflanzen bepflanzt. Von der ehemaligen Langen Bahn sind gegenwärtig kaum noch einige Spuren aufzufinden. Ein hochragender Tannenwald ist an die Stelle des letzten Johannitersitzes getreten.

Alle Poesie ist ursprünglich Volkspoesie. Das Volk lebt mit ganzer Seele in dem Kreise des Wunderbaren, nicht allein der Märchen, sondern auch des Ritterlichen. Es müßte nun wunderlich zugehen, wenn der Ritter von Andlau auf der Langen Bahn für immer verschollen wäre. Nein! das ist er nicht, er lebt im Munde des Volkes noch fort. Schon bald nach seinem Tode läßt das dichterische Volk des Ritters Geist auf der Langen Bahn umgehen, besonders zur Zeit der zwölf heiligen Nächte. Man hört ihn da reden und rufen, man hört das Wiehern und Stampfen seines Pferdes, die ganze Lange Bahn scheint wiedererstanden zu sein. Auch der Geist eines Waldfräuleins, einer früheren Geliebten des Ritters, erscheint von Zeit zu Zeit in einem weißen Schleier, weinend, rufend, die Arme ausstreckend. Ja, die Lange Bahn ist verödet, verschwunden, der Ritter aber lebt noch fort.

Der Peterspfennig sonst und jetzt.

Mit Abbildung.

Im Dominicanerkloster zu Leipzig starb vor nun gerade vierthalbhundert Jahren, also schon zwei Jahre nach dem großen Thesenanschlag von Wittenberg, der Mönch, welchem unter den Tausenden von päpstlichen Ablaßpredigern das Loos gefallen ist, einen Namen von der unbeneidetsten Unsterblichkeit davon zu tragen. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Johann Tetzel in seiner Person das damalige Pfaffenwesen leider nur allzu vollständig repräsentirte. Wir dürfen dem freundlich gemischten Kreis unserer Leser gar nicht zumuthen, sich vor ein wahres, unverschleiertes Bild des Lebens und Treibens der Geistlichen und besonders der

Mönche und Nonnen in dem Jahrhundert vor der Reformation führen zu lassen; man wird selbst in der Einsamkeit an seinem Arbeitstisch schamroth, wenn man in den Geschichtsbüchern über jene Zeit die Schilderungen von Lasterausbrüchen lesen muß, deren Scheußlichkeit über alle unsere Begriffe geht. Daß die Nonnen zu Sonnenfeld bei Koburg ihre Priorin davon jagten, weil diese die nächtlichen Liederlichkeiten derselben nicht mehr leiden wollte, gehört nicht einmal zu den seltenen Nachrichten; aber auch daß die Würzburger Bürger während des Bauernkriegs sich weigerten in's Feld zu ziehen, weil dann ihre Frauen und Töchter vor den Pfaffen ihrer Ehre nicht sicher wären, auch Das steht zwischen den zahllosen schlimmeren Berichten aus jenen Tagen noch ziemlich harmlos da.

Zu den schlimmsten Sündern dieser Sorte gehörte Tetzel. Sah sich doch Kaiser Maximilian sogar genöthigt, ihn zum Tode durch Ersäufen zu verurtheilen, weil er in Innsbruck sich so schwer gegen das sechste Gebot vergangen hatte. Nur die Fürbitte des sächsischen Kurfürsten, Friedrich's des Weisen, rettete ihm das Leben. Zur ewigen Haft begnadigt, saß er in dem Thurm am Grimmaischen Thor zu Leipzig. Wahrscheinlich gelang es seinen hohen Gönnern, dem Bischof von Merseburg, dessen Ablaßprediger er wegen seiner bedeutenden Beredsamkeit geworden war, und dem Kurfürsten von Mainz, der ihn sogar zu seinem Inquisitor haereticae pravitatis (Ketzerei-Ankläger) ernannt hatte, ihn wieder auf freien Fuß zu setzen, denn er trieb plötzlich seinen Bettlerberuf als Ablaßkrämer in Meißen und der Lausitz noch unverschämter, als er zuvor gethan, und gab dadurch die Veranlassung zu Luther's weltgeschichtlicher That.

Wie das ruchlose Leben der meisten Pfaffen, so war auch der Ablaß längst eine Ursache tiefer Entrüstung im Volk, nur daß Niemand der allmächtigen Kirche gegenüber den Muth hatte, dem Kinde den rechten Namen laut und öffentlich zu geben. Die schlauen heiligen Väter in Rom betrauten mit diesem Seligkeitsschacher die Bettelmönche, weil diese am besten mit dem Volke zu verkehren wußten, und demgemäß verwandelte sich die Sache in pure Marktschreierei und in Possenspiel. Bald suchte ein Ablaßkrämer den andern an plumpem und gottlosem Witz zu übertreffen. So führte ein Mönch Iselin in Schwaben, wie W. Menzel in seiner „Geschichte der Deutschen“ erzählt, eine Feder mit sich, von der er vorgab, sie sei aus dem Flügel des Engels Michael. Als ihm diese Feder zu Aldingen zufällig verbrannte, ließ er sich von der Wirthin einen Büschel Heu aus dem Stalle holen und kündigte sogleich dem herbeigerufenen Landvolk an, dieses Heu sei aus der Krippe Jesu von Nazareth, und wer es nicht glaube, sei ein Ketzer. Da kniete die Wirthin selber nieder und küßte ihr eigenes Heu als eine heilige Reliquie. Ein anderer Ablaßkrämer, Samson, rief zu Baden in der Schweiz den Käufern: ecce volant („Seht, sie fliegen!“, nämlich die erlöseten Seelen) zu, während ein Schalk ein Kissen voll Bettfedern auf dem Kirchthurm ausschüttete. Da war freilich die Lust groß! Ein Söldnerführer erhielt für einen schönen Hengst Ablaß nicht nur für sich, sondern auch für seine fünfhundert Soldaten. — Tetzel führte ein Bild mit sich herum, auf welchem der Teufel dargestellt war, wie er die armen Seelen im Feuer quält, und auf seinen Geldkasten setzt der Volkswitz den Vers: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.“ Sein Treiben ging in's Unfläthige und seine Frechheit in's Entsetzliche: um einen Ducaten gab er Ablaß für Vater- und Muttermord! —

Wäre das Volk nicht viel besser gewesen, als die Pfaffen, wie hätte diese „römische Gnad“, wie es den Ablaß hieß, sittenverpestend wirken müssen! Die richtige Einsicht lebte schon im Volk, ehe Luther ihr das rechte Wort verlieh, indem er es aussprach, daß der sogenannte Stellvertreter Gottes auf Erden eben deshalb sein Amt nur auf Erden zu verwalten und Nichts im Himmel zu befehlen habe, wo der Herrgott allein herrsche. Gegen die große Beutelschneiderei des Ablaßkrams empörte sich zuerst der Patriotismus. Ein Reichsbeschluß von 1500 bestimmte, daß von den großen Summen, die für Ablaß bezahlt würden, nur ein Drittel dem Papst zufließen und zwei Drittel beim Reichsregiment bleiben sollten, um gegen die Türken verwendet zu werden; Friedrich von Braunschweig wagte es sogar, dem Legaten Marinus die volle Casse abzunehmen; kurz, man sah im Ablaß einen schmählichen Tribut, welchen Deutschland den Italienern zahlen müsse.

Es gereicht jener Zeit vor der Reformation zur Ehre, daß man nur aus Scheu vor der Kirche sich nicht zur Wehr gegen den Ablaß setzte, sondern daß man ihn offenbar mehr aus Furcht vor der Pfaffenrache, als aus Dummheit kaufte.

Wie verhält sich in dieser Beziehung das heutige Deutschland zum Peterspfennig? Ablaß und Peterspfennig sind so nahe Verwandte, daß sogleich einer an den andern erinnert, namentlich wenn man so auffällig an beide gemahnt wird, wie dies durch das ultramontane Treiben in unserer Gegenwart geschieht. Diese Verwandtschaft hat offenbar auch unsern Künstler geleitet, als er sich daran machte, gerade jetzt vor den Augen der Zeitgenossen jenen Leipziger Dominicaner vorüberziehen zu lassen, hoch zu Roß über seinem Ablaßgeldkasten, mit Chorsängern und heiligen Fahnen voran, im Gefolge und um sich das Volk, das von dem der Gegenwart, trotz der vierthalbhundert Jahre voll großartiger Fortschritte, geistig so wenig übertroffen wird. —

Auch die Tetzel sind wieder auferstanden, nur daß sie nicht in den Ländern umherstreifen, sondern, bequemer als jener betriebsame Mönch, den Opferkasten in den Kirchen aufstellen und die Bettelpredigten eindringlicher im Beichtstuhl halten.

„Ora et labora!“ — „Bete und arbeite!“ — Das ist der Spruch, welcher, zum Segen der Menschheit, niemals hätte getheilt werden sollen. Die Menschen lebten ihres Glaubens froher, als sie noch, wie das Arbeiten, auch das Beten selbst besorgten. Von dem Augenblick an, wo ein besonderer Stand die erste Hälfte des Spruches allein übernahm und dem Volke die andere Hälfte ebenfalls allein überließ, ist unsägliche Trübsal über die Welt gekommen. Und so lange es noch Kutten giebt, sterben auch die Tetzel nicht aus.

F. H.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die „Leute vom Handwerk“.

Verbrecherkasten. — Diebesgenerationen. — Jüdische Diebesfamilien. — Zweihundertundneun Jahre Zuchthaus. — Hehlermatadore. — Diebesspecialitäten und Diebessprache. — Der Diebstahl „am Pfefferstrauch“. — Der Taschendieb „à la chicane“. — Ladendiebe. — Der Diebstahl mit dem „Männchen“. — Die anhängliche Nase. — Der Roulatier. — Die schwere Cavalerie des Diebesheeres. — Ein ritterlicher Einbrecher. — Diebeskunststück in der Polizeipräfectur. — Der „Sandmann“. — Der Diebeszüchter. — Der Dieb am Diebe. — Die Steinbrüche von Amerika. — Polizeirazzien. — Das „Brett zum Brode“.

Jemehr die Zahl unserer Großstädte und deren Wachsthum zunimmt, um so üppiger wuchert das Verbrechen und die Gefahr vor demselben. Wir haben doppelt und dreifach Ursache, diesem Uebel so scharf als möglich in's Gesicht zu sehen, und da es längst einen internationalen Charakter angenommen hat, so sind wir gezwungen, ihm in diejenigen Stätten nachzugehen, an welchen es neben den strengsten Hochgerichten seine blühendsten Hochschulen hat. Unsere Leser wissen, daß wir derlei ihnen nicht zur puren Unterhaltung mittheilen, sondern daß wir uns für verpflichtet halten, es mitzutheilen, um durch die möglichst genaue Kenntniß, durch die möglichste Entschleierung des häßlichen Geheimnisses zu bewirken, daß der Einzelne sich gegen Schaden schützen lerne und die Gesammtheit mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut werde, daß es ihr nicht genügen dürfe, die Verbrecher von der Obrigkeit verfolgt zu wissen, sondern daß auch sie selbst mit Hand anlegen muß, um die Quellen dieses vom Willen des Menschen abhängigen Unglücks nach Möglichkeit zu verstopfen.

Wie in London, wie in Newyork, wie in Berlin und anderen Welt- und Großstädten ist die Diebesgesellschaft auch in Paris ein Volk für sich, durchschnittlich auf das Strengste geschieden von der redlich schaffenden Bewohnerschaft, in deren Mitte es lebt, ohne Heimath und Vaterland, mit seinen ganz besonderen Talenten und seinen besonderen Sitten und Gebräuchen, von denen es nicht läßt, obwohl gerade diese Eigenthümlichkeiten häufig die

Digitized by Google

Tetzel's Ablaßzug. — Originalbild von Professor Häberlin in Stuttgart.

Ursache von Entdeckung und Bestrafung werden. Man erzählt wunderbare Geschichten von der Opulenz, dem Glanze, der Herrlichkeit und den Freuden, in denen gewisse Pariser Diebesmatadore schwelgen sollen; zum allergrößten Theil sind derlei Geschichten aber in's Reich der Fabel zu verweisen, denn von hundert Dieben und was in ihre Kategorie fällt, führen womöglich mehr als neunundneunzig das elendeste Leben, das sich nur denken läßt: immer auf der Jagd und immer gejagt, stets auf der Hut und stets auf der Lauer, auf das kleinste Geräusch lauschend und nur mit einem Auge schlafend, ewig in Angst und ewig von Leidenschaft gequält, mit einem Wort, ein Höllenleben, eine Existenz, welche buchstäblich auch nicht einen Moment ruhigen Behagens in sich schließt. Gar Viele haben seit Jahren kein anderes Dach über dem Kopf gehabt, als Brückenbogen, im Bau begriffene Häuser, die Gypsöfen und Steinbrüche am Saume von Paris, und wissen nicht, was tägliches Brod heißt. So ist es denn auch keine Seltenheit, daß ein Dieb, wenn er fühlt, wie mit zunehmendem Alter die Kraft schwindet, dieser ewigen Hetze ohne eine Minute des Verschnaufens Trotz zu bieten, sich selbst der Polizeipräfectur ausliefert. „Da habt Ihr, den Ihr sucht," spricht er dann wohl, „ich kann nicht mehr!" Nichtsdestoweniger muß dieses Leben seinen Reiz besitzen, weil Jahr aus, Jahr ein so viele Menschen es sich freiwillig erwählen, denn, was man auch behaupten mag, es ist constatirt: aus Noth und Hunger wird selten gestohlen.

Es giebt in Paris ganze Generationen von Dieben; der Großvater hat gestohlen, der Vater stahl, der Sohn stiehlt, der Enkel wird stehlen. Kaum kann das Kind laufen, so wird es schon zum Gewerbe angelernt; man lehrt es ohne Geräusch auftreten und gehen, sehen, ohne daß es sich umzublicken scheint, mit einem Nagel ein Thürschloß öffnen, den gestohlenen Gegenstand rasch verbergen, selbst mit „Haltet den Dieb!" schreien, wenn es verfolgt wird, und andere unentbehrliche Kunstgriffe des Handwerks mehr. Die Familien Piednoir, Coeur-de-Roy, Nathan figuriren seit Jahrzehnten in den Annalen der Polizei und machen ihr noch heute zu schaffen. Die Verurtheilungen, welche die letzterwähnte Familie, Vater, Mutter, Brüder und Schwiegersöhne, zusammen vierzehn Personen, traf, beliefen sich auf die hübsche Zahl von zweihundertundneun Jahren Zuchthaus! Dergleichen Diebesgeschlechter sind gar nicht so selten jüdischen Stammes.

Auch in Paris hat der Diebesstaat seine feste Gliederung, jede Art desselben bezeichnet eine bestimmte Kaste, die von den anderen streng geschieden ist. Diebe, welche mehrere Zweige des Handwerks cultiviren, giebt es kaum, im Gegentheil ergreift von vornherein, je nach Neigung und Anlage, jeder seine bestimmte Specialität, in welcher er sich schließlich zur Meisterschaft ausbildet. Die Namen der verschiedenen Gewerbsabstufungen sind sämmtlich dem Argot, dem Gaunerrothwälsch, entlehnt, einer Sprache, die reich ist an energischen Ausdrücken und treffenden Bildern und Vergleichungen und ihrerseits zum Theil dem Kalo der Zigeuner entstammt.

Als Debut in der Kunst der Annexion gilt der Diebstahl „am Pfefferstrauch" (vol au poivrier). Unter „Poivrier" versteht die Gaunersprache nämlich einen betrunkenen Menschen, der, seiner Füße und Sinne nicht mehr mächtig, in den Pariser Straßen umhertaumelt und nach einem Plätzchen trachtet, wo er seinen Rausch ausschlafen kann. Sowie der Dieb eines solchen Pfefferstrauches ansichtig wird, folgt er ihm, stellt sich, als wolle er ihm Hülfe leisten, und schafft ihn nach einer Ruhestatt, meist einer Bank auf den Boulevards. Während er ihn nun hier in bequeme Lage zu rücken sucht, plündert er den Bewußtlosen dabei gemüthlich aus und geht in aller Ruhe davon, sobald er sein Opfer schnarchen hört. Unter den Taschendieben, den Tireurs, sind die vornehmsten die tireurs à la chicane, d. h. jene außerordentlichen Meister ihrer Kunstbranche, welche dem Opfer, das sie ausbeuten, den Rücken zukehren. Einer der berühmtesten aus dieser höchsten Classe von Taschendieben war ein gewisser Mimi Lepreuil, welcher bei seinen Genossen nur „die goldne Hand" hieß. Die Polizei kannte ihn recht wohl und würdigte ihn einer ganz besondern Ueberwachung, allein es glückte ihr niemals, den Gauner auf der That zu ertappen. Schließlich hatte er sich vom Geschäfte zurückgezogen und lebte mit der nicht zu verachtenden Jahresrente von fünfzehntausend Franken als „respectabler" Particulier, soll indeß später wieder herabgekommen sein und jetzt den Mouchard, Spitzel, machen. Einst war vor der Börse ein Arbeiterkrawall entstanden, und unter der Menge befand sich auch die „goldne Hand". Ein Polizeiagent erkennt den Mann und fordert ihn handgreiflich auf, sich zu entfernen. „Lassen Sie mich doch in Ruhe," antwortet ihm Lepreuil indignirt; „die Bummler da sind ja der Mühe des Stehlens gar nicht werth; ich habe schon fünfhundert Taschen untersucht und auch nicht einen Sou darin gefunden."

Wirklich staunenerregend ist die Dreistigkeit, mit welcher der Dieb à l'étalage, d. h. an den Auslagen vor den Verkaufsläden, mitten in den belebtesten Straßen und am hellen lichten Tage seinem Geschäfte nachgeht, noch wunderbarer aber seine Geschicklichkeit. Manchmal räumt ein solcher Ladendieb die Magazine eines ganzen Stadtviertels ab. Ganz vor Kurzem erst kam ein junger Mann zur Haft, bei dem man eine Cigarrentasche, einen goldenen Ring, einen eleganten Spazierstock, eine Brieftasche und ein Paar Damenstiefeln fand, Alles funkelnagelneu, die Ernte eines einzigen Morgens von verschiedenen Ladenauslagen in den frequentesten Stadttheilen. Manchmal betheiligen sich auch Zwei am Geschäft; der Eine stiehlt einen der ausgelegten oder aushängenden Gegenstände und eilt davon. Sobald er aus dem Gesicht ist, tritt sein Spießgesell in den Laden, macht den Inhaber auf den Diebstahl aufmerksam und weist auf einen beliebigen Vorübergehenden als auf den Dieb. Wüthend stürzt der Kaufmann dem vermeintlichen Spitzbuben nach, sein Personal, die Nachbarschaft schließt sich ihm an, und diesen Moment benützt der Helfershelfer, sich seinerseits in das Verkaufslocal zu verfügen, um sich daraus in aller Gemächlichkeit anzueignen, was ihm verwerthbar scheint.

Eine noch weit gefährlichere Diebesspecies sind die „à la vrille" arbeitenden Langfinger, die oftmals ein ganzes Magazin von A bis Z ausplündern, so daß der arme Besitzer darin nichts mehr vorfindet als die nackten Wände. Unter dem Vorwand eines kleinen Einkaufs tritt bei Tage der Dieb in den Laden, prägt sich die Einrichtung desselben genau in's Gedächtniß, erspäht, wo die Ladencasse verwahrt wird und ob die Klingel an der Thür etwa mit den Wohngemächern des Kaufmanns in Verbindung steht. In den ersten Morgenstunden, wenn auch das rastlose Paris endlich auf kurze Zeit eingeschlafen ist, erscheint er nun mit seinen Cumpanen auf dem recognoscirten Terrain. In die meist mit Eisen gefütterten Fensterläden wird mit Hülfe eines Metallbohrers dicht neben einander eine Reihe von kleinen Löchern gebohrt, bis sie sich nach und nach zu einer Oeffnung erweitern, welche groß genug ist, ein Kind durchschlüpfen zu lassen. Dieses, der sogenannte Raton, das Mäuschen, ein gewandter, schmächtiger, kleiner Junge, muß nun hinein, um die ihm bezeichneten Gegenstände zusammenzuraffen und sie den Dieben draußen zuzustecken. Sind die zu stehlenden Dinge umfänglicher Art, so sperrt das Mäuschen die verwahrte Ladenthür auf, die Diebe dringen in das Local und räumen in aller Bequemlichkeit darin auf, während natürlich auf der Straße ein Posten Wacht hält, um Alarm zu geben, sowie sich etwas Verdächtiges regt. Die Diebe à la vrille sind verwegene Bursche, welchen es gelegentlich auch auf einen Mord nicht ankommt.

Minder gewaltsam verfahren die Carreurs, fast ohne Ausnahme vom Stamme Juda's, die alle äußersten Mittel thunlichst vermeiden. Der Carreur ist höflich, fein und elegant gekleidet und affectirt in seinem Französisch gewöhnlich einen ausländischen Accent. Seine Beute sind die Juweliere, von denen er sich nichtgefaßte Diamanten, sogenannte Steine in Papier, vorlegen läßt. Man beeifert sich dem vornehm aussehenden Käufer die kostbaren kleinen Couverts auseinander zu falten, welche oftmals Hunderte der werthvollsten Brillanten umschließen. Unser Carreur ist stets kurzsichtig, er muß die Steine ganz nahe an's Auge halten, um sie prüfen zu können, so nahe, daß die Nase mit den Diamanten in Berührung kommt. Die Nase aber ist mit Jungferwachs überzogen und ein paar kleine Brillanten bleiben zufällig daran kleben, um mit Blitzesschnelle im Aermel des Gauners zu verschwinden. Dann und wann macht er seine Annexionen wohl auch mittels einer schnellen Zungenbewegung oder durch seine hohle Hand, die mit Gummi Tragant bestrichen ist. Arbeitet der Carreur in einem offenen Bijouterieladen, so ist sein Verfahren ein etwas anderes. Während er sich die ihm vorgelegten Ringe und Nadeln besieht, erscheint ein Bettler an der Thür und bittet näselnd um ein Almosen. Der Carreur ist gutherzig und leicht

von fremder Noth zu rühren; mitleidig wirft er dem Armen einige Sous in den Hut, mit diesen zugleich aber auch einen werthvollen Bijouterieartikel, worauf der improvisirte Bettler schleunigst abzieht. Wird der Diebstahl alsbald entdeckt, so geräth der Carreur in höchste Aufregung und besteht darauf, daß man ihn durchsucht. Natürlich wird nichts an ihm gefunden, der Kaufmann erschöpft sich in Entschuldigungen und mit dem Stolze der gekränkten Unschuld schreitet der Dieb aus dem Magazine. Ohne Zweifel ist unseren Lesern noch der große Juwelendiebstahl erinnerlich, der vor wenigen Jahren einen Bijouterieladen des Palais Royal um einen Werth von hunderttausend Franken ärmer machte und in und außer Paris das gewaltigste Aufsehen erregte. Er war das Werk zweier Carreurs, die sich bis heutigen Tages den Armen der Justiz zu entziehen gewußt haben.

Die „Roulatiers“ treiben ihre Kunst auf offener Straße; sie decimiren die Güterrollwagen der Spediteure und Eisenbahnen. Auf gut Glück durchstreifen sie die Geschäftsgegenden der Stadt, und sobald sie eines der erwähnten Transportvehikel erspähen, so ziehen sie ihm nach. Verläßt nun der Führer sein Gefährt nur einen Augenblick, so packen sie hastig eine Kiste, ein Faß, einen Koffer, werfen sich damit in die erste beste Seitengasse und gehen hier langsam weiter wie ehrliche Arbeiter, die erschöpft sind von der Last, welche sie tragen. Vor der Aera der Eisenbahnen waren es vorzugsweise die Postkarren, welchen die Roulatiers ihr Interesse zuwandten, und oft mit fabelhaftem Glücke. Noch sind es nicht zwei Monate her, daß drei auf Abenteuer ausziehende junge Roulatiers einen Schleifkarren entdeckten, der mit plombirten kleinen Kisten beladen aus der kaiserlichen Münze herausgefahren kam. Der Fuhrmann trat auf einige Minuten in eine auf seinem Wege liegende Weinschenke, und mit affenartiger Geschwindigkeit bemächtigten sich unsere jungen Galgencandidaten einer der Kisten und verschwanden damit in einer Nebenstraße. Natürlich ward die Polizei ungesäumt von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, und es gelang ihr, die Schuldigen in einer Diebesspelunke vor den Barrièren zu ergreifen. Man hielt Haussuchung in ihrer Wohnung und fand daselbst nicht blos die geraubte Kiste, welche für mehrere Tausend Franken für Rom geprägte Heiligenmedaillen enthielt, sondern auch ein völliges Waarenlager von auf ähnliche Weise gestohlenen Gütern: Dutzende von Stücken Tuch, Kaffeesäcke und einen ganzen Ballen mit Photographierahmen, der von einem Pariser Fabrikanten an einen Photographen in der Provinz verladen worden war. —

Sämmtliche der bis jetzt aufgeführten Diebesgattungen gehören nebst einer Unzahl anderer Spitzbubenclassen zum niederen Gevögel, der basse pègre (pègre vom lateinischen piger, Faullenzer); sehen wir uns nun auch etwas unter der haute pègre um, unter jenen Verbrechern, die sich selbst mit Stolz die schwere Cavalerie ihres Heeres zu nennen pflegen. Zu ihren untersten Graden gehört der „Cambrioleur“, welcher am Tage in die Wohnung einbricht, wenn deren Inhaber nicht anwesend sind. Zu diesem Behufe steigt er unbefangen die Treppen der Häuser hinan und klingelt, unter irgend einem beliebigen Vorwande, von Etage zu Etage, bis er an eine Thür kommt, wo auf sein wiederholtes Schellen Niemand erscheint. Hier bricht er ein und raubt aus den Zimmern, was er nur erwischen und ohne Aufsehen zu erregen fortschleppen kann. Ein origineller Kauz von Cambrioleur, ein Nachfolger der chevaleresken Straßenräuber des vorigen Jahrhunderts, war ein gewisser Jadin, der es im Oeffnen der Thürschlösser mittels des Monseigneur, eines kleinen Brecheisens, zu einer Fertigkeit sonder Gleichen gebracht hatte. Führte ihn der Zufall einmal in eine Wohnung, deren Einrichtung von der Mittellosigkeit ihres Inhabers zeugte, so steckte er nicht nur nichts zu sich, sondern ließ darin oft sehr erhebliche Spenden zurück.

Wiederum eine Staffel höher auf unserer traurigen Stufenleiter steht der „Caroubleur“, der Dieb mittels Dietrich und Nachschlüssel. Noch heute dürfte die Pariser Polizeipräfectur einen dieser Caroubleure in treuem Andenken halten, der sich den Namen Beaumont beigelegt hatte. In schwarzem Rock und weißer Cravatte, ein großes amtliches Portefeuille unter dem Arme, ganz mit dem Aussehen eines vielbeschäftigten und pressirten Beamten erscheint dieser Mensch eines Nachmittags auf der Präfectur, requirirt einen der dort postirten Soldaten, stellt ihn als Schildwache vor eine bestimmte Thür, befiehlt ihm, Niemanden passiren zu lassen, und dringt in das Directorialzimmer ein, wo, wie er genau wußte, der Vorstand des Sicherheitsdienstes eben nicht anwesend war. Unverzüglich bemächtigt er sich der Casse, welche gerade ein recht rundes Sümmchen enthielt, führt den Soldaten selbst auf die Wachstube zurück, dankt dem Officier für seine Gefälligkeit und schreibt Abends dem bestohlenen Chef ein verbindliches Billet, in dem er um Verzeihung der verursachten Ungelegenheit bittet. Bis heutigen Tages hat die Polizei den kecken Caroubleur nicht aufspüren können, welcher sich den Spaß machte, an ihr selbst eine Probe seiner Kunst abzulegen.

Noch ein gut Stück weiter oben in der Rangordnung treffen wir den „Scionneur“, der Nachts dem Wanderer in den Umgebungen von Paris Börse oder Leben absordert, sein Opfer mit einem Stockschlage oder einem Steinwurfe betäubt und dann bis auf's Hemde ausplündert. Der Scionneur ist fast immer zugleich auch Mörder; das Menschenleben, das ihn genirt, wird ohne Reue und Bedenken vernichtet. Besonders schlimme Gesellen waren die Scionneurs, welche ehedem am Seine-Canale ihr Unwesen trieben; ihr Werkzeug war die bekannte Garotte. Mit Hülfe derselben ward das unglückliche Wild seiner Uhr, seines Geldes, seiner Brieftasche ꝛc. beraubt und schließlich mit einem Stoße in den Canal hinabgeschleudert. Operirt der Scionneur allein oder scheint ihm eine offene Attake bedenklich, so betäubt er die auserſehene Beute durch „Sanden“. Er trägt nämlich eine mit Sand gefüllte Aalhaut bei sich, die, sehr biegsam und zugleich sehr schwer, eine furchtbare Waffe abgiebt und mit einem geschickt geführten Schlage auch einen Riesen zu Boden streckt. Nach vollbrachter Unthat macht er seine Aalhaut auf und schüttelt den Sand aus, und wenn er darauf ruhig, vielleicht trällernd seines Weges geht, wer möchte denn wohl in dem Wehrlosen den Urheber eines eben begangenen Mordes argwöhnen?

Das Haupt der Clans endlich, der General, zu welchem alle die aufgezählten Soldaten und Officiere des Heeres in ehrerbietiger Bewunderung aufblicken, ist der „Escarpe“, der Mörder, das heißt nicht der Dieb, welcher aus Rache oder um sich eines Zeugen zu entledigen tödtet, sondern der Mensch, der aus Grundsatz, aus Gewohnheit oder Berechnung erst mordet und dann stiehlt. Zum Glück sind solche Ungeheuer doch nur selten, die Mehrzahl derselben aber, welche vor den Assisen Rechenschaft geben mußten von der langen Reihe ihrer Verbrechen, haben eine Willenskraft, eine Energie, eine Intelligenz an den Tag gelegt, die, wenn schon mit Schmerz, so doch auch mit unwillkürlicher Bewunderung erfüllen. Der Escarpe ist keine Pariser Specialität, er gehört leider der gesammten menschlichen Gesellschaft an und deshalb im Grunde nicht in den Rahmen unserer Skizze. Wohl aber müssen wir noch ein Wort von den sogenannten „Nourrisseurs“, den „Diebeszüchtern“ sagen. Wie es Geschäftsleute giebt, welche zwischen Käufern und Verkäufern vermitteln, so giebt es ängstliche oder altgewordene Diebe, vom thätigen Leben zurückgezogene alte Praktiker, die ihre Erfahrung kühneren Geistern zur Verfügung stellen. Sie spioniren die Gelegenheit aus, bereiten die That vor, wägen gute und böse Chancen gegeneinander ab, und sobald das Unternehmen reif ist, treten sie die Ausführung desselben entweder gegen eine vorher stipulirte Provision oder gegen einen Antheil an dem zu machenden Gewinn ab. Meist sind es alte Hehler, welche sich auf diesen einträglichen Geschäftszweig verlegen.

Alle diese Hochstapler, Gauner, Spitzbuben, Räuber, Mörder beuten fast lediglich den rechtschaffenen Theil der Bevölkerung aus, allein das Handwerk zählt auch eine besondere Kategorie, welche ausschließlich die Diebe selbst angreift, die sogenannten Fileurs. Mitglieder der Zunft, wissen sie leicht die projectirten Unternehmungen auszukundschaften und die Verbrecher auf der That zu ertappen. „Halb Part,“ heißt es dann, „oder ich zeige Dich an.“ Und was der Dieb auch einwendet, ob er an das Ehrgefühl des Cameraden appellirt, von Rache spricht oder für das nächste gewinnbringende Unternehmen eine Compagnie verheißt, der Fileur läßt sich nicht abweisen, erhält seinen Antheil, erscheint bei einer andern Expedition mit der nämlichen Drohung und läßt sich für sein Stillschweigen mit einer ähnlichen Summe abfinden. Die geschicktesten Fileurs sind Juden, „filiren“ aber stets blos den christlichen Diebsgenossen, niemals den ihres eigenen Glaubens.

Ehemals lagen die Schlupfwinkel der Pariser Diebe mitten in der Stadt; in den winkligen Gassen der Cité, in den schmutzigen, einsamen Gäßchen um das Palais Royal und den Louvre herum,

in den unteren Quartieren des Temple fanden sie ihre finsteren Verstecke, die aus den Geheimnissen von Paris bekannten „Tapis-Francs“, ihre Schänken und Lustorte. Heute ist mit dem Abbruch der alten unheimlichen Häuser und Straßen auch die Mehrzahl der Diebesspelunken im Herzen der Stadt verschwunden und die Spitzbubenwelt in Masse in die Gegend der vormaligen Barrièren, in jene unlängst annectirten Bezirke übersiedelt, die mit dem eigentlichen Paris vorläufig blos in administrativer Hinsicht verbunden zu sein scheinen. Hier haben sie ihre Cafés, ihre Estaminets, ihre Weinhändler, ihre Bälle, allein auch in diesen Localen macht sich die strenge Kastenscheidung geltend, der Scionneur, der Caroubleur, der Cambrioleur, der Roulatier — jeder Zweig des Geschäfts hat seine eigene Localität, in welcher er verkehrt. Wirkliche Wohnstätten aber, ein eigenes und eigentliches Obdach besitzen nur die wenigsten, und diese Glücklichen hausen in der Regel mit ihren „Ouvrières“ zusammen, jenen tiefstgefallenen der gefallenen Geschöpfe, die mit ihrer „Arbeit“ — ja, sie arbeiten, die Beklagenswerthen! — den Dieb unterhalten müssen. Bei Weitem die meisten wohnen gar nicht, sie campiren unter freiem Himmel trotz Regen und Polizeipatrouille. Lange waren die Kalköfen des Montmartre ein Lieblingsort aller Vagabunden und Spitzbuben, heute, wo diese Asyle nicht mehr existiren, hat sich die Bande nach Bagnolet und Pantin hinaus in die „Steinbrüche von Amerika“ — carrières d'Amérique — geflüchtet, doch auch hier geht ihr Bleiben seinem Ende entgegen, und schon verstreicht keine Nacht, wo ihr leiser Schlummer nicht schon am frühen Morgen, oft schon vor zwei Uhr, durch Polizeirazzien gestört wird. Von einem Officier geführt, schleichen sich die Sicherheitswächter, in mehrere Sectionen getheilt, auf den Fußspitzen an die Schlupfwinkel heran, umzingeln dieselben und besetzen alle Ausgänge. Dann werden plötzlich die Fackeln demaskirt, und mit vereinter Macht geht es auf den improvisirten großen Schlafsaal los. Das Erwachen der Unglücklichen kann man sich denken. Nur die Neulinge suchen sich zu retten, die alten Praktiker erheben sich von ihrem Lager, recken sich die Glieder und ergeben sich ruhig ihren Häschern. Für den größten Theil ist ja das Gefängniß nur eine Erlösung von unbeschreiblichem Elend, und die Anklagebank in der That — „das Brett zum Brode“ (la planche au pain), wie sie das Diebesrothwälsch so ergreifend und so treffend bezeichnet.

Blätter und Blüthen.

Der „Freischütz“ in Amerika. Die in Nr. 31 der Gartenlaube enthaltene Freischütz-Skizze rief in mir eine Erinnerung wach, die, als weiterer Beweis für das unauslöschliche Interesse im deutschen Volke für die genannte Oper, vielleicht einen Platz in diesen Blättern verdient.

Im Westen Nordamerika's, im Staate Wisconsin, liegt am Michigan-See die Stadt Milwaukie. Im Jahre 1836 gegründet, jetzt hunderttausend Einwohner zählend, genießt sie seit etwa zwei Jahrzehnten unter den Deutschen Amerika's eines besonders guten Rufes, wegen des dort herrschenden angenehmen geselligen Lebens.

Es war im Jahre 1849, als die Revolution in Deutschland viele junge Bürger zur Flucht und Auswanderung zwang, daß das Zusammenwirken verschiedener Umstände eine nicht unbedeutende Zahl intelligenter gebildeter Familien nach jener Stadt führte, die, damals noch wenig im Auslande bekannt, kaum fünfundzwanzigtausend Einwohner hatte. — Im Gegensatz zu dem bisher üblich gewesenen, ausschließlich nach Gelderwerb haschenden Treiben, entwickelte die neue Einwanderung sofort ein reges Streben nach geistigem Genuß, nach ästhetischer Geselligkeit. In leisem Anfang bildete sich, als innerster Kern, ein Streichquartett für classische Musik; vier Herren, dem Gelehrtenstande angehörig, enthusiastische Kunstliebhaber, thaten sich zusammen und leisteten Vortreffliches. Auch ein Männerquartett fand sich bald. Einige musikalische Damen mit guten, wohlgeschulten Stimmen schlossen sich an; schüchtern wurde ein erstes Concert gewagt, und in rascher Folge, mit keckem Muthe ein Musikverein in's Leben gerufen.

Ein Wiener Student, politischer Flüchtling, Johann Balatka (jetzt in allen musikalischen Kreisen Amerika's rühmlichst bekannt), der sich sehr bald durch tüchtige Kenntnisse sowie durch Genialität auszeichnete, wurde zum Musikdirector gewählt, und in kurzer Zeit erstand unter seiner Hand ein wohlorganisirtes Ganzes. Die Pflege und Förderung guter, hauptsächlich deutscher Musik, war Zweck des Vereines, und mit würdigem Ernste strebte jeder Einzelne nach dem gemeinsamen Ziele. Mit großer Mühe wurde ein Orchester zusammengebracht; wo irgend ein böhmischer Musikant zu finden war, oder ein ehemaliges Mitglied einer Militärmusik, da wurde er herbeigelockt und in den Dienst gepreßt. Die Dilettanten brachten Opfer an Zeit und Geld, um die Beihülfe Derer zu erkaufen, die nicht unbezahlt sich anschließen konnten. So wurde es, nach kaum zweijährigem Bestehen, dem Vereine möglich, Haydn's Meisterwerke, „die Schöpfung“ und „die Jahreszeiten“, in gelungener Weise zur Aufführung zu bringen, und da zur Zeit in Amerika die deutsche Oper noch wenig oder gar nicht bekannt war, entschloß man sich, einen Versuch mit „Czaar und Zimmermann“ zu machen. Die Oper gelang über Erwarten; man nahm sofort den „Waffenschmied“ in Angriff, und da die Lust zu dramatischen Vorstellungen zunahm, wagte man sich in kühnem Fluge an des deutschen Volkes Kleinod, an Weber's „Freischütz“!

Kaum war der Plan im Publicum bekannt geworden, da strömten von allen Seiten Freiwillige herbei. Wer nur irgend eine Stimme in der Kehle, ein Instrument im Kasten hatte, wollte mitwirken. Die Seele des Orchesters war ein Sanitätsrath F. aus Berlin, der meisterhaft die Geige spielte. Das erste Cello strich ein Gelehrter D., jetzt, wenn ich nicht irre, Professor der Astronomie in Zürich. Die erste Flöte blies ein Arzt aus Rastatt. Auf dem Horn quälte sich ein ehemaliger Großhändler H. aus Berlin. Das Fagott blies der Besitzer einer Leimsiederei, der zu jeder Probe von seiner vier englische Meilen entfernten Farm herein wanderte, mit dem schweren Instrument unter dem Arme ꝛc. Trotz allem Feuereifer blieb für den Musikdirector noch eine Riesenarbeit. Für gar manches Instrument fand sich kein Vertreter; da mußte durch andere Mittel der vom Componisten geforderte Effect erreicht werden.

Die Zusammensetzung eines gemischten Chors, aus theilweise ganz unmusikalischen Elementen, war unendlich schwierig. Selbst einzelne von den Solopartieen mußte Balatka aus seiner Schülerzahl heranbilden. Doch alle Hindernisse wurden überwunden: Liebe zur Sache, Thatkraft und Ausdauer trugen den Sieg davon. Chor und Orchester war zuverlässig eingeübt, die Solisten zeigten sich ihrer Aufgabe gewachsen: sie hatten meist treffliche Vorbilder aus Deutschland im Gedächtniß und besaßen selbst zum Theil ungewöhnliche musikalische Bildung und Begabung. Der Tag der Aufführung wurde festgesetzt im December 1854. — Den Landbewohnern war lange schon durch die Tagesblätter der bevorstehende Genuß verkündigt worden; ungeduldig harrten sie auf das große Ereigniß. Es war deshalb für sie kein Hinderniß, daß fußtiefer Schnee lag; sie strömten zu Hunderten auf schellenklingenden Schlitten mit Weib und Kind nach der Stadt. Von achtzig englischen Meilen Entfernung kamen sie her, um den Melodieen zu lauschen, die ihre Kindheit verschönt hatten. In früher Stunde schon füllte sich der Saal, in welchem die Bühne errichtet war. (Ein Theater besaß damals Milwaukie noch nicht.) Lange vor Beginn der Darstellung war kein Stehplatz mehr frei. Viele, die mit Opfern sich den Genuß hatten erkaufen müssen, fanden keinen Zutritt mehr und hielten Corridor und Treppe besetzt, um wenigstens einige Töne zu erhaschen.

Endloser Jubel begrüßte die Ouvertüre, obgleich bei den ersten Accorden im Andante dem unglücklichen Hornbläser, aus Angst und Aufregung, die hohen Töne überschlugen. Die Vorstellung nahm ihren geregelten Fortgang, und jede Nummer steigerte den Enthusiasmus. Mit rührender Theilnahme sah der Zuhörer am papiernen Fenster Agathe den reinen Glanz der goldnen Sterne preisen. Kein Lächeln zeigte sich, als auf den Schuß mit der Freikugel statt des versprochenen Adlers ein unschuldig gemordeter Haushahn herabfiel. Mit andächtigem Grausen erblickte man die pappdeckelnen Schrecken der Wolfsschlucht. Und als, im letzten Act, Max das Feuerrohr versagte, der Schuß nicht fiel und Agathe dennoch in Ohnmacht, Caspar aber tödtlich getroffen zu Boden stürzte, da hielt noch immer die Rührung alle Sinne des Hörers gefangen. Alles Aeußerliche verschwand vor dem Stück Vaterland, das hier in weiter Ferne dem deutschen Herzen vorgezaubert ward.

Der Freischütz erlebte noch viele Aufführungen, so lange das dramatische Corps zusammen blieb. Die Deutschen begrüßten ihn stets mit gleichem Jubel. Die Amerikaner jedoch, denen durch den Musikverein das Verständniß für classische Musik erst erschlossen worden war, konnten sich nicht hineinfinden in das Märchen vom wilden Jäger im deutschen Eichenwald. Opern, wie „Czaar und Zimmermann“, „Stradella“ und andere fanden großen Beifall im amerikanischen Publicum; jedoch des deutschen Meisters deutsches Werk bleibt einzig Eigenthum des deutschen Herzens. M.

Kleiner Briefkasten.

A. E. P. in Dr. Vollkommen mit Ihnen darin übereinstimmend, daß Zeitangaben von geschichtlicher Bedeutung stets gewissenhaft genau gegeben werden müssen, berichtigen wir gern die in Nr. 38, S. 603 der Gartenlaube enthaltenen Todesnachrichten dahin, daß Zschokke am 27. Juni 1848 und Wessenberg am 9. August 1860 gestorben ist.

An F. S. in Bamberg. Friedrich Gerstäcker ist jetzt nach Braunschweig übergesiedelt, bittet aber inständig ihn mit Privatanfragen über Auswanderung zu verschonen — er ist nicht im Stande die einzelnen Briefe alle zu beantworten.

K. in W. Die „Thüringer Geschichten“ von E. Marlitt, die beiden in der Gartenlaube abgedruckten Erzählungen: „Die zwölf Apostel“ und „Blaubart“ enthaltend, erscheinen in circa 8—10 Tagen.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes gingen bis zum 22. September wieder ein in Summa **1495 Thlr. 15 Ngr. 3 Pf.**, deren specielle Quittung in nächster Nummer folgt. **Die Redaction.**

Mit einer Probenummer der „Musikalischen Gartenlaube“, Verlag von C. A. Friedlein in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

(Fortsetzung.)

„Sind diese Leute etwa Ihr Vater, mein sehr werther Vetter, der Herr Artilleriemajor?“ fragte Frau von Fuchs in giftigem Ton. „Dann kann ich Ihnen sagen, daß diese Voraussetzung ein Fehlschuß ist, mit einer Bombe geschossen zwar, aber doch fehl.“

„Jeder wie er's versteht; Amor schießt mit Pfeil und Bogen, die Artillerie mit Bomben und Granaten,“ entgegnete Clemens im harmlosesten Ton von der Welt.

„Ja, darum nennt man sie auch das grobe Geschütz,“ warf ihm Frau von Fuchs ein.

„Amor war, so viel ich weiß, nie Artilleriemajor,“ fuhr Clemens in derselben Weise fort, „er hat mit Bomben nichts zu thun, desto mehr Bomber soll er gemacht haben. Der schlimmste ist, wenn er einen armen Teufel zwingen will, den Pfeil auf das Herz eines reichen Mädchens abzudrücken. Das ist wahrhaftig ein Bomber, der Himmel bewahre mich davor! Aber was den Papa betrifft, Tante,“ fuhr er, auf einmal wieder lebhafter werdend, fort, „so thun Sie ihm Unrecht. Er hat mir nie ein Wort über Hasso's Aussichten gesagt. Ich wiederhole nur, was ich hier in der Stadt gehört. Von wem doch gleich? Wie heißt doch der alte Kerl von Particulier, mit dem ich alle Tage zu Mittag speise? sie nennen ihn den Bädeker von L.“

„Ach, der Lindemann, das alte Klatschmaul,“ sagte die Dame in ihrer drastischen Weise.

„Er scheint ein sehr guter Freund von Hasso, oder vielmehr Gönner zu sein,“ fuhr Clemens fort. „Apropos, mein unbekannter Vetter scheint's allen alten Herren anzuthun. Mein Vater stellt ihn mir auch immer zum Muster auf, und bei alten Damen scheint er auch Glück zu haben. Man darf Sie doch wohl alt nennen, Tante? Sie haben doch darin keine Vorurtheile?“

„Nicht die mindesten, meinetwegen nennen Sie mich Methusalem!“ fuhr sie ihn an und richtete ihre Blicke wieder nach den Tanzenden hin.

Clemens nahm keine Rücksicht darauf.

„Ich bin recht neugierig Hasso kennen zu lernen,“ fuhr er zu sprechen fort. „Er hat ein Jahr in B. studirt, da arbeitete ich beim Gericht in C. Als ich zurückberufen wurde, war er schon fort. Er soll ja sehr schön singen.“

Tante Rosine nickte zerstreut. Es wurden Bouquets vertheilt, und es interessirte sie sehr zu sehen, wie viel der duftigen Blumengaben Elly und Liddy zu Theil würden.

„Wenn man nur beim Singen nicht den Mund aufmachen müßte!“ fing Clemens wieder an.

„Das thut man beim Sprechen auch, wenn es auch wahrhaftig oft besser wäre, man hielte ihn geschlossen,“ entgegnete die Tante mit grimmigem Seitenblick.

„Ach, sprechen hört man oft genug Trivialitäten,“ fuhr er ganz harmlos fort, „dazu paßt das unschöne Manöver, aber beim Gesang! Harmonie und ein offner Mund, das stimmt nicht zusammen.“

„Gott erbarme sich, durch die Nase kann man doch nicht singen!“ fuhr die Dame ihn an.

„Nein, das möchte wohl nicht hübsch klingen,“ entgegnete er ernsthaft.

Die Tante sah ihn erstaunt an. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte.

„Ich habe die Ehre mich zu empfehlen, ich drücke mich,“ flüsterte er der Tante zu. „Wer nicht selbst tanzt, kann unmöglich einem Ball bis zu Ende beiwohnen!“

Er schlüpfte wieder auf seine gewandte Weise durch die Tanzenden und verschwand, aber freilich nur bis in das Wirthszimmer auf der andern Seite, wo er nicht nur bis der Ball zu Ende war, sondern ziemlich bis Tagesanbruch sitzen blieb, um mit einigen Gleichgesinnten die doch einmal angerissene Nacht lustig bei sprudelndem Sect und unter sprudelnder Unterhaltung vollends zu Ende zu bringen.

Ruhe schwebte über der Stadt, Ruhe über dem Hause in der G...er Vorstadt, in welchem Frau von Fuchs wohnte. Ursula hatte die Heimkehrenden empfangen, eine gemüthliche halbe Stunde wurde noch beim singenden Theekessel Unterhaltung gepflogen, die jungen Mädchen erzählten ihre kleinen Ballerlebnisse, Tante Rosine brummte über den neuen Neffen, schalt auf seinen impertinent freien Ton, rühmte sein musikalisches Lachen und seine hübsche Erscheinung und setzte hinzu:

„Das Beste an ihm ist noch, daß er sich nichts daraus zu machen scheint, ob er mir gefällt, aber nun gefällt er mir gerade.“

Dann gingen sie Alle zu Bett. Die Lampen wurden verlöscht, die Ballkleider lagen über Stühle gebreitet, die Kränze und Schleifen ruhten im bergenden Carton von den stummen Thaten des Abends aus. Sie hatten ihre Schuldigkeit als lachende Hülle lachender Seelen gethan. Die Seelen selbst spannen die Eindrücke des Abends im Traum weiter, um Morgens einander die Träume zu erzählen, unschuldige Träume, holde Bilder, die Sonnenseite

des Lebens widerstrahlend. — Wann wird der erste Schatten verdunkelnd auf die bunten Farben fallen, die so schön aussehen und doch nicht viel mehr bedeuten als der Staub auf den Flügeln des Schmetterlings?

Wir verlegen den Schauplatz um zehn Jahre zurück. Es war ein rauher Novembermorgen, die Sonne noch nicht aufgegangen, der Reisewagen hielt vor der Thür.

Vor wenigen Tagen hatte ein anderer Wagen dort gestanden, schwarz behängt, von traurigem Aussehen. Er führte die Mutter der Waisen, die jetzt in das fremde Leben hinaussollten, der letzten Ruhestätte zu. Freifrau Rosine von Fuchs, die Schwägerin der Verstorbenen, hatte sich erboten die nun ganz verwaisten Kinder ihres schon früher dahingegangenen einzigen Bruders zu sich zu nehmen. Sie war reich, hatte keine näheren Verwandten. Ihr großherziges Anerbieten hatte die letzten Stunden der Leidenden versüßt, es hatte die volle Billigung des Vormundes der Kinder, des Majors von Brücken, der auf die Nachricht vom Tode der Frau von Fuchs herbeigeeilt war, ihren Nachlaß zu ordnen und über die Reise der Kinder zu verfügen.

Sie standen oben in ihre Reisekleider gehüllt, sie hatten, die beiden Aeltesten still, die kleinen Zwillinge mit heißen Thränen, der mütterlichen Heimath Lebewohl gesagt, der alte Herr gab, wohl hauptsächlich dem vierzehnjährigen Hasso und seiner um ein Jahr älteren Schwester Ursula, noch manche goldene Lebensregel mit auf den Weg.

Bei grauer Dämmerung fuhren die Reisenden aus und grau und trübselig lag der ganze Tag vor ihnen. Dann ging die Sonne auf, für die Stadtkinder ein nie gesehenes Schauspiel, das augenblicklich die Scenerie änderte und der bis dahin noch gedrückten Stimmung auf einmal einen wohlthätigen Schwung verlieh. Wie kann man in einer Welt verzagen, in der täglich die Sonne aufgeht!

In einer kleinen Stadt wurde Mittagsrast gemacht. Hasso ließ sich und den Geschwistern eine aparte Stube geben, Ursula bestellte das Essen, sie kamen sich wie die Eltern der beiden kleinen Mädchen vor und fühlten das Verantwortliche ihrer Stellung mit einer Art ernster Genugthuung.

Den Zwillingsschwestern Elly und Liddy kam es unendlich interessant vor, in einem fremden Ort, in einem Wirthshause zu speisen. Das war noch nie geschehen. Aber als sie an dem gedeckten Tisch Platz nahmen und Hasso das Tischgebet sprach, dasselbe, das die Mutter sonst gesprochen hatte, als ihm das Wasser hell in die Augen schoß und Ursula's Lippen zuckten, da weinten sie laut, aber das Essen schmeckte ihnen doch und die Weiterreise wurde mit frischem Muth angetreten.

Vor Abend konnten sie nicht in L. bei der Tante sein, aber wie früh löst im November der Abend den Tag ab, besonders wenn dieser consequent in den weißen Schneemantel gehüllt bleibt.

Wohl hundertmal fragten Liddy und Elly den Kutscher, ob sie noch nicht bald da wären. Er nannte immer noch eine Meilenzahl, die ihre Ungeduld erhöhte. Der Kutscher gehörte auch zu der lieben zerrissenen Häuslichkeit. Er war ein Gülzenower Kind und zählte schon deshalb zur Familie. Der verstorbene Vater der Kinder hatte ihn als blutjungen Menschen zu seinem Dienst herangezogen und er sich so vortrefflich bewiesen, daß die Wittwe ihn nach dessen Tode behielt. Er war noch ein ziemlich junger Mensch, kaum vierunddreißig Jahr alt, aber für die jungen Kinder, die von Anbeginn ihres Lebens immer dasselbe Gesicht im Hause gesehen, hatte Joseph schon etwas Patriarchalisches.

Endlich hieß es: „da ist ein Kirchthurm zu sehen, da ein zweiter, dritter, das ist L. Jetzt fahren wir in die G...er Vorstadt ein, dort das Haus mit dem Kastanienbaum vor der Thür ist es, dort wohnt die Tante."

Die beiden Kleinen, die schon ganz reisemüde waren, athmeten fröhlich auf, den Aelteren fiel, so zu sagen, das Herz vor die Füße. Ein Gefühl unsäglicher Bangigkeit ergriff sie. Seit dem Tode des Vaters war die Tante nicht mehr in ihr Haus gekommen, sie hatten nur ein undeutliches Bild von ihr in der Seele und das gemahnte an harte, wenig einnehmende Züge. Sie reichten einander stumm die Hände. Es war ein Schutz- und Trutzbündniß für schlimme und gute Zeiten.

Der Wagen hielt. An einem der Fenster der Beletage wurde ein Vorhang etwas zurückgeschoben und ein von steifem Haubenstrich eingerahmtes Gesicht blickte neugierig hinunter. Zu gleicher Zeit ging die Hausthür auf, ein Diener kam den Wagenschlag zu öffnen und den Kindern herauszuhelfen, aber Joseph war schon vom Bock herunter und ihm zuoorgekommen.

„Ich muß gleich Abschied nehmen, ich fahre morgen in der Frühe zurück," sagte er mit mühsam bekämpftem Zittern der Stimme.

Die kleinen Mädchen hingen sich an ihn.

„Lieber, lieber Joseph, bleib'," baten sie.

Ursula verwies ihnen freundlich die unverständige Bitte. Sie selbst reichte Joseph mit zutraulichem Kopfnicken die Hand, sie brachte kein Wort heraus.

„Leb' wohl, alter Joseph," sagte Hasso. „Nun geht unser letzter Freund! Wann, wo werden wir uns wiedersehen?"

„So Gott will, auf Gülzenow," entgegnete Joseph, dem es nun gelungen war, seine Bewegung zu unterdrücken, mit kräftiger Stimme. „Auf Gülzenow. Ich bleibe jetzt beim Vater in der Wirthschaft, und wenn der Herr Junker Herrr auf Gülzenow sein werden, dann werde ich wieder Herrendiener, jetzt will ich meines Vaters Knecht sein."

„Herr von Gülzenow, das hat gute Wege," meinte Hasso, „aber irgendwo auf's Land gehe ich und dann kommst Du zu mir, das ist abgemacht, dann wollen wir zusammen wirthschaften."

„Die gnädige Tante werden ungeduldig sein, wollen die Herrschaften nicht herauskommen?" mahnte Johann, der Freifrau von Fuchs Kammerdiener.

Noch ein Lebewohl aus Aller Munde, Joseph sprang auf den Bock.

„Noch nicht fortfahren, warten!" rief eine Stimme oben aus dem geöffneten Fenster, das aber gleich wieder geschlossen wurde.

„Hast Du gehört, Joseph? Du sollst warten," sagte Hasso und folgte nun seinen Schwestern in's Haus, die Treppe hinauf, in's erste Geschoß.

Auf dem Flur wartete ihrer Dore, die mit der Tante alt gewordene Dienerin, hieß sie ablegen, den Kleinen dabei helfend, wobei sie ein „Gott bewahre mich, Ihr seht ja aus Eine wie die Andere!" ausstieß und Hasso wie Ursula einer strengen Musterung unterwarf.

„Nann wird wohl schön Alles im Hause zerschlagen werden," sagte sie dann mit einem Seitenblick auf Hasso, „der junge Herr scheinen gerade in dem Alter dazu. Alle Glieder zu lang und noch nicht Saft und Kraft darin. Nun, hier wird's wohl werden, unsere Line kocht gut, hat's von mir gelernt, die gnädige Frau hält was auf gute Bissen."

Hasso lachte zu der Bemerkung über seine langen Glieder, die daran geknüpfte Verheißung machte wenig Eindruck.

„Wir sind fertig, dürfen wir jetzt zur Tante gehen?" fragte Ursula mit ihrer leisen Stimme, die so gut zu ihrem anspruchslosen Aeußern paßte und doch etwas Festes und Sicheres hatte, das etwaigem Widerspruch vorzubeugen schien.

„Ja, ja, Sie dürfen, gnädiges Fräulein," stotterte Dore.

Ursula lächelte.

„Nennen Sie mich nur lieber Ursula, wie Sie's sonst thaten. Ich höre meinen Namen lieber, und meine Gnade wird wohl vorläufig noch nicht viel zu bedeuten haben."

Dore knixte.

„Nun, wenn Sie's denn erlauben," sagte sie, während ihre brummige Miene sich gleichfalls aufhellte, „Fräulein Ursula. Gott, wie das herangewachsen ist!" Sie betrachtete Ursula forschend. „Sie werden nicht von ihr verzogen werden," setzte sie dann hinzu, „machen Sie sich nichts daraus, Herzenskind, ich werde es thun. Gleichgewicht muß sein in der Welt."

Ursula sah erstaunt die Redende an. Sie verstand nicht gleich, was sie meinte, hatte auch keine Zeit darüber nachzudenken, denn jetzt wurde die Thür geöffnet und eine große starkknochige Dame erschien in derselben. Sie hatte hastige, ungraziöse Bewegungen, ein strenges trotziges Gesicht, kleine, meist spitz und scharf blickende Augen, in denen aber doch zuweilen, wie eben jebt, Wohlwollen, ja sogar nicht selten enthusiastisches Empfinden aufloderte, das die Härte der Züge und des Ausdruckes wunderbar milderte und wie verschönend überhauchte.

„Na, seid Ihr da? Nur herein, kleines Gekrassel!" rief sie den Kindern zu. „Herr Gott, der große Junge! Mensch, was mach' ich mit Dir? Eins, zwei, drei, vier Stück, richtig ab-

Digitized by Google

geliefert. Johann kann es dem Kutscher bescheinigen. In Thalerscheinen natürlich, und Du, Dore, sorge für Abendbrod."

Die Kinder waren eingetreten. Ein behaglich durchwärmtes Zimmer nahm sie auf; die Tante winkte ihnen an's Licht zu treten. Hell fiel der Lampenschein auf die beiden Aeltesten, Liddy und Elly standen im Schatten eines großen Lehnstuhls.

„Wie alt bist Du?" fragte die Tante Hasso.

„Vierzehn Jahr."

„Und Ursula?"

„Fünfzehn," lautete die Antwort.

„Weißt Du schon, was Du werden willst?" wandte sie sich wieder an den Ersten.

„Jäger oder Landwirth," entgegnete er ohne sich zu besinnen. Ein mißtrauischer Blick schoß aus Rosinens Augen.

„Spukt Dir etwa Gülzenow im Kopf?" fragte sie rauh. „Ich kann's vererben, wem ich will, ich kann es alle Tage verkaufen, darauf mache Dir keine Rechnung."

Hasso antwortete nicht. Der ehrliebende Knabe fühlte sich halb verletzt, halb verlegen durch einen Ton, der fremd wie nicht in seine Welt gehörig in sein Ohr klang.

„Landwirth werden ohne sichern Güterbesitz? Unsinn!" fuhr die Tante fort.

„Was man nicht hat, kann man erwerben," sagte Hasso mit rasch erwachtem Selbstbewußtsein; „wenn man keine eigne Wirthschaft hat, arbeitet man in fremder," setzte er bescheiden hinzu.

Seine ehrliche Miene, der offene Blick, mit dem er die Tante ansah, besänftigte diese.

„Gut, wir wollen sehen, was sich aus Dir machen läßt," sagte sie freundlicher und fuhr dann, Ursula's kleine gedrungene Gestalt, ihre wenig hübschen Züge mit bedenklichem Kopfschütteln betrachtend, fort: „Für Dich wird's eine Stiftsstelle thun, eine Leibrente oder etwas Derartiges. Wo hast Du nur Dein Gesicht her? Von Vater und Mutter nicht, das waren schöne Leute."

„Ich denke, vom lieben Gott," sagte Ursula gelassen.

„Nun, so bedank' Dich bei ihm!" lautete die rasche Entgegnung.

Dann winkte Tante Rosine den Zwillingen, näher zu treten.

„Euch kenne ich ja noch gar nicht," sagte sie. „Ihr armen Dinger wurdet nach des Vaters Tode geboren, und seit er todt war, was sollte ich da bei Euch! Kommt, laßt Euch ansehen. Himmlischer Gott, wie seltsam!" rief sie aus, als Jene schüchtern und verlegen dem Gebot gehorchten. „Ihr gleicht Euch ja, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Kommt her, Ihr Blumen an einem Stengel, Ihr blauäugigen Goldköpfchen! Was Ihr für hübsche Narren seid, und nun diese Aehnlichkeit! O, so etwas amüsirt mich, Ihr allerliebstes kleines Spielzeug Ihr, so recht zum Verziehen geschaffen!"

Sie setzte sich auf einen Lehnstuhl, zog die Kinder zu sich heran und betrachtete sie mit bewundernden Blicken.

In der That rechtfertigte der holde Anblick wohl die Bewunderung, wenn auch allerdings nicht den lauten unverständigen Ausdruck derselben. Die Kinder waren wunderhübsch. Sie sahen mit ihren rosigen Gesichtern und blonden Haaren in der düstern Trauerkleidung gerade aus wie zwei Moosrosenknospen, die lauschig aus der dunkeln Umhüllung des Mooses herausblicken. Eine genau wie die andere, nur der dunkle kleine Leberfleck, den Elly über dem rechten Auge hatte, machte es möglich sie zu unterscheiden.

„Ihr hübschen Affen, Euch werde ich lieb haben!" sagte die Tante und küßte die Kinder. „Könnt Ihr schon was, seid Ihr schon in die Schule gegangen?"

„Zu Schwester Ursula," lautete die Antwort der Kleinen.

„So, das ist ja gut, wenn Du dazu zu brauchen bist," sagte die Tante mit einem wohlwollenden Blick auf Ursula. „Was habt Ihr bei Ursula gelernt?"

„Lesen, schreiben, rechnen, decliniren —"

„Laßt's gut sein, Kinder," fiel die Tante aufgeheitert dazwischen. „Ihr könnt ja schon sehr viel. Vielleicht lernt Ihr auch noch singen, und dann ist vollends Alles gut."

„O wir können schon, können schon," versicherten die Zwillinge und stimmten gleich, die Wahrheit der Aussage zu bekräftigen, unaufgefordert eines der lieblichen Kinderlieder an, die sie von der Mutter gelernt, als diese gesund war und womit sie ihr manche bange Leidensstunde verkürzt hatten. Die feinen Stimmen klangen hell wie eine silberne Glocke, nicht ein unreiner Ton beleidigte das musikalische Ohr der Tante. Sie sang leise mit, auch Hasso und Ursula folgten aus alter Gewohnheit. Hasso's hoher Knabentenor und Ursula's weicher Alt vollendete die Harmonie. Tante Rosine küßte die Kinder nach der Reihe, als das Lied aus war.

„Nun habe ich, was ich für mein Leben brauche," sagte sie und rieb sich vergnügt die Hände.

Dore rief zum Abendbrod. Es war vorzüglich zubereitet und würde ein andermal den Kindern wohl trefflich gemundet haben, aber nach dem Lied regte sich das mühsam unterdrückte Heimweh in den beiden Aelteren und bei den Kleinen meldete sich der Sandmann, der ihnen zuletzt die Körner so grob in die Augen streute, daß alles Aufreißen nichts mehr half.

Die Tante machte der Qual ein Ende, indem sie sie sämmtlich zu Bett schickte, die Ermüdung der Reise auszuschlafen und gestärkt zu einem neuen Lebensabschnitt zu erwachen.

Sie selbst wanderte, die Arme gekreuzt, noch lange nachdenklich im Zimmer auf und ab. Es war immerhin keine Kleinigkeit, einen so einsamen Hausstand plötzlich um vier Menschen vermehrt zu sehen, die Alle ihren besonderen Anspruch an Liebe und Fürsorge erhoben. Der Entschluß, die Kinder ihres Bruders zu sich zu nehmen, in einer enthusiastischen Aufwallung gefaßt, war nun ausgeführt. Ein wahrer Gedankensturm ergriff sie, eine Felsenlast neuer Pflichten, schwerer Verantwortung fiel auf ihre Seele. Es ist ein so ungeheurer Sprung von einem bloßen Project bis zu dessen Ausführung.

Sie hatte sich Hasso nicht so groß, so, sie wußte selbst nicht wie, gedacht. Es war etwas in Ursula's ruhiger Miene, was sie beirrte. Sie ahnte ein Uebergewicht, das Uebergewicht, das ein harmonisch gestimmtes Gemüth immer über ein solches behaupten wird, das jeder leidenschaftlichen Regung nachgiebt — sie schaute in eine Tiefe, die ihr fremd, unverständlich war.

„Ach was!" — Mit einer energischen Bewegung riß sie ihre Haube vom Kopf und warf sie in die entfernteste Ecke des Zimmers. Dann klingelte sie.

Johann trat ein.

„Was sagte der Kutscher, der die jungen Herrschaften hergebracht, zu meinem Neffen? Er ist so lange im Hause gewesen, war der Abschied sehr traurig?"

„Ich kann's nicht wohl sagen, ich habe nicht hingehört, aber ich glaube, er bat den jungen Herrn, ihn in Dienst zu nehmen, wenn er Herr von Gülzenow sein würde," entgegnete Johann mit höchst unschuldiger Miene.

Tante Rosine griff nach dem Kopf, aber die Haube saß nicht mehr auf demselben und das brachte sie zu sich.

„Das ist vorsorglich," sagte sie in einem gleichgültig sein sollenden Ton. „Mein Neffe versprach es ihm doch?"

„Ich weiß nicht, ich habe nicht hin gehört; ich denke, der junge Herr werden wohl gesagt haben: ‚Erst haben, Freundchen, dann —'"

Eine dritte Bewegung der Hand nach dem Kopf.

„Es ist gut, Sie können gehen, Dore soll kommen!"

Dore kam, ihre Herrin zu entkleiden. Die Kinder in dem an das Schlafzimmer der Tante grenzenden Gemach schliefen den tiefen, festen Schlaf der Unschuld, sonst würden die Kleinen, erschrocken über den ungewohnten zänkischen Ton der Unterhaltung, furchtsam die Decken über den Kopf gezogen und Ursula's Herz mit noch schmerzhafterer Sehnsucht nach dem himmlischen Frieden, der liebevollen Einigkeit der verlorenen Heimath zurückgeblickt haben.

„Der Herr Vormund sind gefälligst ein Esel," erklärte Tante Rosine, nachdem sie das Schreiben gelesen, das Hasso ihr am nächsten Morgen im Auftrage desselben überreichte. „Weißt Du, was er mir schreibt?" fragte sie und sah den Knaben forschend an.

Dieser verneinte.

„Wenn man Dir nur glauben könnte, Jungens lügen alle," erklärte die Tante.

„Ich lüge nicht," versicherte Hasso.

Die Tante sah ihn noch immer mißtrauisch an.

„Hat er Dir auch nicht erzählt, daß ich sehr reich bin und daß ich die Verpflichtung habe, Euch mein Geld zu vermachen?" fuhr sie in heftigem Tone fort.

„Nein," versicherte Hasso abermals.

„Auch nicht," rief sie noch heftiger aus, „daß ich eigentlich mit Unrecht Gülzenow besitze, obgleich, wenn ich's nicht meinem Vater gerettet hätte, wer weiß, wer sich heut' breit darauf machte? Er hat Euch nichts erzählt von dem, was die Narren sagen, von einem verloren gegangenen Testament und dergleichen?"

„Nichts, Tante, ich weiß von alledem nichts," betheuerte Hasso. „Ich weiß nur, daß Du die Schwester meines Vaters bist und daß die Mutter Freudenthränen weinte, als Dein Brief kam, der ihr die Sorge um uns vom Herzen nahm."

Er hatte das sehr innig gesagt, seine Augen standen voll Thränen, die Tante schien erweicht.

„So hat er Dir also nicht aufgetragen in Gülzenow nachzustöbern?"

Hasso zuckte diesmal nur die Achseln.

„So kommt zum Frühstück," brach die Tante kurz ab.

Sie saßen noch am Kaffeetisch, Hasso und Ursula mit nachdenklichen Mienen, die Kleinen lachend und plappernd und von der Tante mit derben Liebesworten überschüttet, als ein leises Klopfen ertönte und auf Rosinens „Herein!" ein alter Herr eintrat, der ein kleines Mädchen an der Hand führte.

„Ach, lieber Fröhlich," rief die Tante ihm entgegen, „plagt Sie der Satan, daß Sie nun gar des Morgens früh schon herunterkommen?"

„Der Satan nicht, aber die Neugierde und die Rose," er deutete auf das Kind, das sich schüchtern an ihn schmiegte und den Kopf verschämt senkte, so daß die langen hellbraunen Locken ihr über das kleine erröthende Gesichtchen fielen. „Sie hat sich so auf die neuen Gespielinnen gefreut," setzte er erklärend hinzu.

„Nun, so komm, da sind sie!" rief Rosine barsch, faßte das kleine Mädchen bei der Hand und führte sie den Zwillingsschwestern zu.

Ganz erstaunt blieb das Kind vor ihnen stehen, erschrocken ausrufend:

„Großvater, das sind ja dieselben, die ist die, und die ist auch wieder die!"

Die alten Herrschaften und die größeren Kinder lachten. Elly sagte ernsthaft:

„Wir sind Zwillinge, davon kommt das."

„Ja, davon," bekräftigte Liddy.

„Sie ist sechs Jahre und ich bin sechs Jahre und am fünften November haben wir Beide einen Geburtstag," fuhr Elly zu erklären fort und Liddy öffnete schon wieder den kleinen Schnabel zur Wiederholung, aber Rose unterbrach sie.

„Ich bin acht Jahre und mein Geburtstag ist im Juli."

„Dem Rosenmonat, natürlich," sagte Hasso, das engelschöne Kind mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtend, mit rasch erwachter Knabengalanterie, die ihm einen freundlichen Blick Herrn Fröhlich's und einen derben Schlag auf die Schulter Seitens seiner Tante einbrachte, die ihm ein lachendes „Courmacher, fängst früh an Süßholz zu raspeln" zurief.

Die Bekanntschaft der Kinder war gemacht, sie saßen bald auf dem Fenstertritt der Tante, in eifriges Plaudern und Lachen vertieft. Es war ein reizender Anblick, den die drei lieblichen Kinder darboten, ein unvergeßliches Bild, alle drei so unschuldig in die Welt blickend, so voll zarter Frische und lieblicher Anmuth.

„Nicht wahr, sie sind hübsch?" sagte die Dame in herausforderndem Ton zu Herrn Fröhlich, „wahre kleine Engel!"

„Affen," brummte Dore dazwischen.

„Dore, Du bist schon wieder impertinent," schalt Frau von Fuchs.

„Und Sie sind schon wieder ungerecht," entgegnete die Dienerin. „Was Engel! Engel sind inwendige Geschöpfe, nicht auswendige, und in die kleinen Kröten hat noch Keiner hineingesehen. Ich lobe mir die Große. Sie hätten 'mal sehen sollen, wie sie die Erste aus dem Bett war und wie sauber und flink sie sich zurechtmachte und den Kleinen half und das Alles so still und freundlich; na, ich weiß wohl, wo ich den Engel suche."

„Engel! Affe!" entgegnete ihre Herrin.

„Meinetwegen auch, wenn wir todt sind, ist Alles gleich, im schönen Himmel sind wir Alle Engel."

„Affen!" schrie Tante Rosine in der Gewohnheit des Widerspruchs, lachte aber dann über sich selbst und klopfte der alten Dienerin auf die Schulter, die ihrer Herrin einen schielenden Blick zuwarf, der unendlich komisch war, und nach dem Weißbrodkorb in der Absicht langte, ihn wie jedesmal nach vollendetem Frühstück zu verschließen.

„Sieh Dich vor, Hasso," rief Rosine lachend ihrem Neffen zu. „Sieh Dich vor, daß Du Dich bei den Mahlzeiten satt ißt, kein Gott entringt ihr in den Zwischenzeiten den Speisekammerschlüssel." Und zu Herrn Fröhlich gewendet setzte sie hinzu: „Semmel schadet ja wohl der Stimme nicht? Wenn ich nicht irre, haben wir hier alle Anlage" — sie zeigte auf Hasso — „eine gute Stimme zu bekommen und das könnte schlimmsten Falles viel gut machen."

Herr Fröhlich war einst ein nicht unberühmter Sänger an einer königlichen Hofbühne gewesen. Aus jenen Tagen war ihm zwar nur eine schwache Stimme, aber warme Begeisterung für die ehemalige Kunst und, was äußerliche Verhältnisse betraf, einige Trümmer eines ehemaligen so leicht erworbenen Vermögens geblieben, das er durch Unterrichtgeben für seine Enkelin zu vergrößern strebte.

Er beantwortete der Tante Frage mit einem lächelnden „daß ich nicht wüßte", setzte aber dann fragend hinzu: „Sie denken also daran, die Kinder im Hause zu behalten? Was sagten Sie doch gestern noch von Pension und dergleichen?"

„Ja wohl, das war mein Vorsatz," entgegnete die Dame, „aber haben Sie nicht gestern Abend noch singen hören?"

Der Sänger nickte.

„Na!" sagte Frau von Fuchs, als wäre damit Alles erledigt, „die Kleinen hätte ich so nicht fortgegeben, die werden ein netter Zeitvertreib sein, die lächerlichen hübschen Dinger mit ihrer komischen Aehnlichkeit. Mit Ursula wird sich nicht Staat machen lassen und mit dem Jungen auch erst, wenn seine ungestalten Gliedmaßen mehr Façon bekommen haben, aber hübsche Stimmen haben alle Beide. Sie können nur gleich anfangen mit Unterrichtgeben, Herr Fröhlich! Die Kleinen lassen wir dann zuhören und Kinderlieder singen, das übt das Gehör. O, denken Sie, wenn ich so künftig meine Capelle im Hause habe!"

Die kleinen Augen der Dame funkelten vor Musikenthusiasmus.

„Bis dahin möchte eine geraume Zeit vergehen," meinte Herr Fröhlich.

„Nicht zu lange, das bitte ich mir aus," unterbrach sie ihn heftig, „ich bin jetzt sechsundfünfzig Jahre alt. ‚Das ist kein Alter,' werden Sie sagen, aber passen Sie auf, ich sterbe früh. Mein Vater ist in seinen besten Jahren, mein Bruder ist gar jung gestorben an demselben Herzübel, das mich 'mal wie ein Hauch wegblasen wird. Wenn ich im Grabe liege, wird mir Keiner mehr vorsingen und vorspielen, und die hübschen Augen und leichten Herzen, die sich dann in meinem Eigenthum bene thun — ha, ich könnte hassen deshalb, was kümmern mich die!"

Die kleinen Mädchen saßen während dieses Zwiegesprächs immer noch auf dem Fenstertritt und Hasso, der sich zu ihnen gesellt, mitten unter ihnen, die Fröhlichkeit der Kinder nur erhöhend, denn er war sehr geliebt von seinen Schwestern. Er hatte selbst noch ein offenes Kinderherz und nichts an sich von jener Großthuerei und Ueberhebung, mit der seine Altersgenossen sich oft zum Herrscher der jüngeren Schwestern aufwerfen und deren Gespielinnen durch impertinente Arroganz einzuschüchtern versuchen.

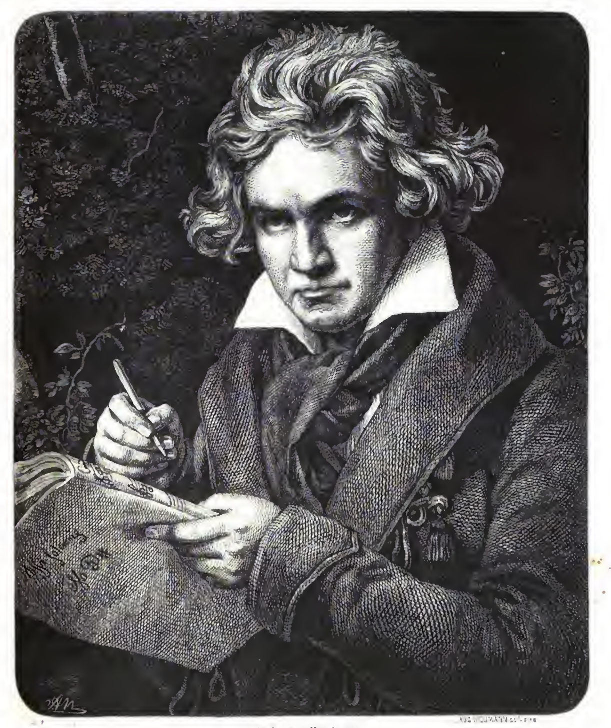
(Fortsetzung folgt)

Das Bild des Meisters.

Am siebenzehnten December 1870 wird ganz Deutschland abermals ein hundertjähriges Jubiläum feiern: das eines seiner größten Tondichter — Beethoven's! Ich habe vor sieben Jahren schon eine gedrängte Uebersicht von des wunderbaren Meisters Wesen als Künstler und Mensch in diesem Weltblatt niedergelegt. („Ein neues Künstlerdenkmal", Jahrgang 1862, S. 457 ff.) Heute will ich einige Notizen über das vorstehende Bild und das Aeußere Beethoven's mittheilen, die nur Wenigen bekannt, aber für alle von Interesse sein werden.

Von Beethoven existiren unzählige Portraits, Medaillons,

Büsten, sie sind aber alle mehr oder weniger unähnlich. Nur eines, das hier gegebene, stellt den großen Tondichter in voller Treue dar, wie er in seinem neunundvierzigsten Lebensjahre aus gesehen. Es ist von dem berühmten bairischen Hofmaler Stieler gemalt, der längere Zeit in Wien lebte und mit Beethoven be- ungern dem Zwang des Sitzens beim Malen unterwarf, so mußte Stieler diesmal schneller arbeiten, und das Portrait ist deshalb weniger ausgeführt, als er sonst zu thun pflegte. Allein nach Stieler's eigener Aussage gereicht das dem Portrait Beethoven's nur zum Vortheil. Der geniale Ausdruck des großen musikalischen



Ludwig van Beethoven.

Nach dem Originalportrait von Stieler, im Besitz der Gräfin Sauerma in Berlin.

freundet war. Oefter hatte er den eigensinnigen Meister gebeten, sich von ihm malen zu lassen, aber vergebens. Durch Vermittelung einer Frau von Brentano, in deren Familie er viel Freundschaft und Liebe gefunden, wurde sein Widerstand gebrochen.

Eines Tages trat Beethoven mit den Worten in Stieler's Atelier: „Sie werden's wohl schon wissen, — ich soll mich ja malen lassen, und da bin ich nun." Hocherfreut ging Stieler sogleich an's Werk, und so entstand das unvergleichlich ähnliche Brustbild Beethoven's. Da der feurige Geist des Tondichters sich nur

Genius kam durch die freie skizzenhafte Ausführung des Bildes um so besser zur Anschauung. Der Componist ist dargestellt, wie er gerade an der Missa solemnis arbeitet. Es war der Wunsch Beethoven's, den Titel dieses Werkes, als seiner liebsten Schöpfung, unter dem Bilde zu haben.

Die sinnigen braunen Augen scheinen in eine andere Welt zu blicken; unvergleichlich ist dieser ganz in das Innere gekehrte Ausdruck des schaffenden Tongenius wiedergegeben, der auf keinem anderen Portrait Beethoven's wieder zu finden ist. Stieler er-

zählte, Beethoven habe ihm versichert, daß er sich bisher nie habe malen lassen und es nie mehr thun werde, was er aller Wahrscheinlichkeit nach gethan hat, da neben diesem Originalbilde alle anderen Portraits kalt, wild und fremd erscheinen, keines den tiefen, wohlthuenden Ausdruck wiedergiebt, welcher hier zur Liebe und Bewunderung auffordert. Die Haare, grau melirt schon, aber in Fülle, umgeben die prachtvolle Denkerstirn. Die braunen Augen haben noch die Eigenthümlichkeit, daß sie einen blauen Eindruck machen, weil der Augapfel mit einem Weiß umgeben ist, das einen merkwürdig bläulichen Schimmer ausstrahlt. Der Teint hat von den Pocken etwas gelitten, ist aber frisch und blühend. Ein rother, genial um den Hals geschlungener Shawl hebt sich eigenthümlich ab unter dem breiten weißen Hemdkragen. Im Waldesdunkel, von Laubwerk umrahmt, wie er den göttlichen Offenbarungen seines Genius lauscht, hat Stieler hier Beethoven verewigt.

So das Bild des Münchener Meisters in Farben. Was die Zeichnung darnach wiedergeben kann, ist hier in trefflicher Weise geschehen.

Nicht blos Bücher, auch Gemälde haben ihre Schicksale. Vor etwa dreißig Jahren, als sich in Braunschweig ein Kunstverein bildete, schrieb man von dort an Stieler und bat ihn, eines seiner Werke zu der ersten Ausstellung zu senden. Der Künstler schickte als das Interessanteste das Originalportrait Beethoven's. Das Bild fiel von der Staffelei und wurde an der Seite etwas verletzt. Dies diente als Vorwand zum Ankauf, denn Stieler hatte sich keineswegs von dem für ihn so theuren Kleinod trennen wollen. Einige Jahre später kam es durch Verloosung in den Besitz des Kammerbaumeisters Wilhelm Spohr, und seit zehn Jahren ist es Eigenthum seiner Tochter, der Frau Gräfin von Sauerma, geborenen Spohr, deren Güte wir diese interessanten Notizen und die Einsendung des Originalgemäldes zur Copirung für die „Gartenlaube" zu danken haben.

Vernehmen wir nun noch, wie Beethoven's Aeußeres als junger Mann, und sodann, wie es nahe am Ende seines Lebens von Augenzeugen gesehen und geschildert worden ist. Die erste Zeichnung mit Worten verdanken wir dem fleißigen Beethovenforscher Ludwig Nohl. Vor etwa zwei Jahren lernte er in Augsburg eine noch lebende Zeitgenossin Beethoven's, die im Jahre 1783 geborene Frau von Bernhard kennen. Sie ist die Tochter des Herrn von Kissow, der im Anfange der achtziger Jahre von Reval nach Augsburg zog und sich dort verheirathete. Im Jahre 1794 kam sie als zwölfjähriges aufgewecktes Mädchen nach Wien in das Haus des ersten Secretärs des russischen Botschafters, Herrn von Klüpfell. Als fertige Clavierspielerin schon die Claviersonaten Beethoven's besonders gut vortragend, zog man sie zu den familiären Musikunterhaltungen bei den Gönnern des jungen Meisters, den Fürsten Lichnowsky und Rasumowsky. Dort lernte Beethoven sie kennen und ihr Talent so schätzen, daß er ihr selbst von da an fast jedesmal ein Exemplar seiner jüngsten Claviersachen, sobald sie im Druck erschienen waren, mit einem kleinen meist scherzhaften Briefchen zuzusenden pflegte. Von da an sah sie den jungen Künstler sehr häufig; denn Herr von Klüpfell war ebenfalls sehr musikalisch und Beethoven spielte dort oft Stunden lang, aber stets „ohne Noten". Da ist nun die Dame voll von Erinnerungen an die ungestümen Eigenheiten des jungen Künstlers.

„Wenn er in unser Haus kam, steckte er gewöhnlich erst den Kopf durch die Thür und vergewisserte sich, ob nicht Jemand da sei, der ihm mißbehagte. Er war klein und unscheinbar, mit einem häßlichen rothen Gesicht voll Pockennarben. Sein Haar war ganz dunkel und hing fast zottig um's Gesicht. Sein Anzug war sehr gewöhnlich und nicht entfernt von der Gewähltheit, die in jener Zeit und zumal in unseren Kreisen üblich war. Dabei sprach er sehr im Dialekt in einer etwas gewöhnlichen Ausdrucksweise, wie denn überhaupt sein Wesen nichts von äußerer Bildung verrieth, vielmehr unmanierlich in Geberden und Benehmen erschien. Er war sehr stolz; ich habe gesehen, wie die Mutter der Fürstin Lichnowsky, die alte Gräfin Thun, freilich eine sehr excentrische Dame, vor ihm, der in der Sophaecke lehnte, auf den Knieen lag, ihn zu bitten, daß er doch etwas spiele. Beethoven geruhte aber nicht, ihren Bitten zu willfahren."

Sollte man meinen, daß ein solch ungeleckter Bär — Tanzunterricht genommen? In seinem Tagebuch steht aber notirt: „Otto Andreas Ludner, Tanzmeister, wohnt am Stoß im Himmel Nr. 415." Und in der That hat Beethoven, nach Schindler's Versicherung, leidenschaftlich gern getanzt, wozu aber Ries, sein Schüler, die fast unglaubliche Bemerkung macht, daß sein Meister nicht einmal richtig im Tact habe tanzen können, und überhaupt im Gebrauch seiner Glieder so unsicher gewesen sei, daß er nichts habe anrühren können, ohne es zu zerbrechen. Merkwürdig ist der Ton, den er sich gegen seine Gönner aus den höchsten Kreisen des Adels erlaubte. Mit Zmeskall von Domanovecz, der Cello spielte, ging er auf die rücksichtsloseste Weise um. Er sprach zu ihm oder schrieb wohl an ihn: „Mein wohlfeiler Baron, mon ami à bon marché," oder: „Liebster siegreicher und doch zuweilen manquirender Graf" oder „Graf, Graf, Graf, liebster Graf, liebstes Schaf." Solche und ähnliche unfeine Scherze ließen sich die Grafen und Fürsten von ihm gefallen. Das war in den Zeiten seiner Jugend und seines stolzen Uebermuthes.

Anders sah ihn Rochlitz im Sommer 1822 in Wien fünf Jahre vor seinem Tode. „Wäre ich nicht vorbereitet gewesen," schreibt er, „sein Anblick würde auf mich störend gewirkt haben. Nicht das vernachlässigte fast verwilderte Aeußere, nicht das dichte schwarze Haar, das struppig um seinen Kopf hing und dergleichen, sondern das Ganze seiner Erscheinung. Denke Dir einen Mann von etwa fünfzig Jahren, mehr noch kleiner, als mittler, aber sehr kräftiger stämmiger Statur, gedrungen, besonders von starkem Knochenbau — ohngefähr wie Fichte's, nur fleischiger und besonders von vollerem, runderem Gesicht; rothe gesunde Farbe; unruhige, leuchtende, ja bei fixirtem Blick fast stechende Augen; keine oder hastige Bewegungen; im Ausdruck des Antlitzes, besonders des geist- und lebensvollen Auges eine Mischung oder ein zuweilen augenblicklicher Wechsel von herzlichster Gutmüthigkeit und von Scheu; in der ganzen Haltung jene Spannung, jenes unruhige, besorgte Lauschen des Tauben, der sehr lebhaft empfindet; jetzt ein froh und frei hingeworfenes Wort — sogleich wieder ein Versinken in düsteres Schweigen."

Wer, der nichts von Beethoven gewußt und ihn nicht auf dem zwar treuen, aber doch ideal gehaltenen Bilde Stieler's, sondern im wirklichen Leben gesehen, wer hätte aus der plumpen, ungelenken Gestalt, aus dem oft so ungeschlachten Betragen und aus den meist so harten und düsteren Zügen des rothnarbigen Antlitzes den größten Tonmeister des Jahrhunderts erkennen sollen, der alle Affecte, alle Gefühle, alle Leidenschaften, welche die Menschenbrust bewegen, mit gleich treffender Wahrheit zu zeichnen, alle durch die Schönheit seiner Melodieen und den unnachahmlichen Zauber seiner musikalischen Farbengebung zu verklären wußte!

J. C. Lobe.

„Es kann ja nicht immer so bleiben!"

Es war in dem ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts, als von Königsberg in Preußen her eine Gesellschaft von etwa zehn Personen mit der Post aufbrach, um über Cranz — jetzt ein blühender Seebadeort, damals ein elendes Fischerdorf — die kurische Nehrung entlang nach Memel und von da weiter nach Rußland zu reisen. Die Reise war eine sehr beschwerliche und selbst mit Gefahren mancherlei Art verknüpft. Von Cranz ab führte die alte Poststraße bis nach Memel hin mit wenigen Unterbrechungen die öden Sanddünen entlang, welche oft hundert und mehr Fuß hoch sich steil abdachen, so daß sie aus einiger Entfernung fast die Fahrstraße zu bedrohen scheinen. Und sie thun es in der That. Nicht daß sie wie Lawinen plötzlich hinabstürzen auf den armen Reisenden, nein, allmählich dringen sie bei heftigen Stürmen immer weiter vor. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn eine solche Sanddüne ihre Wanderschaft beginnt. Der tobende Weststurm bemächtigt sich zuerst der feinsten Partikelchen des schon an sich feinkörnigen Seesandes und wirbelt sie hoch empor, sie oft viele Tausend Fuß weit in das kurische Haff hintragend, bis sie allmählich herabsinken und den Wasserspiegel berühren, um wie einst den Grund der See, so jetzt den des Haffes

zu bedecken. Sodann rollt der Sturm auch die schwereren Sandkörnchen von der Seeseite herüber, bis dieselben sich nach dem Haffe hin ablagern und bisweilen die Fahrstraße sperren. Oft macht erst nach langen Jahren ein in anderer Richtung wehender Wind die Straße von Sandmassen wieder frei, welche zu beseitigen menschlichen Händen fast unmöglich wäre. In der Regel wurde in solchen Fällen die Poststraße von der Haff- nach der Seeseite verlegt, um dann bald an der einen, bald an der andern Seite der Dünen entlang zu gehen. — Steil abfallenden Hügeln verleiht der herabrollende Sand, welcher — ähnlich wie Getreide über ein Drahtsieb — förmlich herabfließt, ein so eigenthümliches Ansehen, daß man unwillkürlich den Eindruck der Beweglichkeit dieser wanderlustigen Sandriesen empfängt.

Unsere Reisenden verließen bei dem schönsten Spätherbstwetter den Sarkauer Wald, und die Einsamkeit, welche sie nun umgab, wurde nur durch den Flug eines Cormorans (hier Baumgans genannt) oder den klagenden Ruf eines Raubvogels unterbrochen. Die Straße, welche anfangs das Haff entlang führte, war nur durch vereinzelte alte Weidenbäume kenntlich, von denen einige bereits bis zur Krone vom Sande verweht und ausgetrocknet den Erstickungstod gestorben waren. Meilenweit ging nun die langsame Fahrt immer hart am Wasserspiegel. Auf beiden Seiten der Düne, sowohl am See- wie am Haffstrande, finden sich bisweilen, vielleicht in Folge von unterirdischen Wasserströmungen, größere oder kleinere Stellen von sogenanntem Triebsande. Es ist an denselben der Sand so mit Wassertheilen durchzogen und dabei so eigenthümlich lose, daß man beim Betreten desselben sofort einsinkt. Menschen und Thiere, welche beim Betreten einer solchen Stelle nicht mit der größten Schnelligkeit und Kraftanstrengung festen Boden zu gewinnen suchen, gerathen in Gefahr zu versinken, und es sollen in der That einzelne Fälle vorgekommen sein, in welchen Fuhrwerke mit Angespann und Führern im Triebsande versunken sind. Jede vergebliche Anstrengung sich herauszuarbeiten hat nur ein um so tieferes Hinabsinken zur Folge.

In Rossitten, einem größeren Dorfe auf der Nehrung, etwa auf dem halben Wege nach Memel, wurde Nachtquartier gehalten. Der Posthalter tischte auf, was er hatte, und sein gastliches Haus machte es den gelangweilten und erschöpften Reisenden erträglich angenehm. Am andern Morgen früh wurde mit frischen Pferden aufgebrochen, allein das herrliche Wetter hatte einem fatalen Nordwestwinde weichen müssen, welcher sich von Stunde zu Stunde steigerte und von der See her immer dichtere Schneeflocken herüberwehte. An den Orten Nidden und Schwarzort wurden Stationen gemacht, und der dunkle Kiefernwald, welcher dem letzteren Orte — jetzt ebenfalls ein freundlicher Badeort — den Namen gegeben hat, gewährte einigermaßen Schutz gegen den immer heftiger tobenden Sturm. Den durchgefrorenen Wanderern war immer mehr die früher heitere Stimmung vergangen, durch welche sich namentlich ein älterer, recht stattlicher Herr von feinen Manieren ausgezeichnet hatte, welcher viel dazu beitrug, den Muth der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und welcher nach Petersburg zu reisen vorgab. Endlich stillte sich das Wetter ab, man nahete sich dem Ende der Strandpartie und neues Leben kam in alle Gesichter, als man endlich der Stadt Memel gegenüber auf dem sogenannten Sandkrug anlangte. Als nun auch noch dazu die Sonne hin und wieder hervorbrach, kehrte die frühere Heiterkeit insbesondere auch bei den wenigen Damen wieder, welche der Gesellschaft angehörten und gegen welche der erwähnte Herr besonders galant und aufmerksam gewesen war. Es rollte sich in der That auch vor den Augen unserer schwer geprüften Freunde ein freundliches Bild auf.

Der Sandkrug ist ein Gasthaus, welches auf einem Spitzkegel von nicht unbedeutender Erhebung hart am Haffstrande, der Stadt Memel gegenüber und von der letzteren nur durch den Hafen getrennt, erbaut ist. Man übersieht, wenn man vom Gasthause aus den Blick über den Hafen nach dem jenseitigen Ufer gleiten läßt, den größten Theil der Stadt, den von der letzteren nach der See sich hinziehenden Wald und die nach Norden und Süden hin sich ausdehnenden Vorstädte Schmelz und Vitte. Im hellen Sonnenschein lag auch an jenem Tage die Stadt mit ihren geraden Straßen, freundlichen Häusern und schlanken Thürmen vor unseren Reisenden ausgebreitet, welche, erheitert durch die hübsche landschaftliche Fernsicht, froh ihre Blicke nach der wenige Hundert Schritte entfernt liegenden See schweifen ließen, auf welcher in nicht großer Entfernung vom Hafen einige größere dreimastige Schiffe kreuzten, ohne, wie es schien, den Hafen gewinnen zu können.

Dem Sandkruge gegenüber mündet der Dangefluß in den Hafen, und eine lange Reihe Masten zeigte, daß die Schiffe vor dem nur wenig abgestillten Sturm im Flusse Schutz gesucht hatten. Wie sehr die Schiffer Recht gehabt hatten, sich ein schützendes Unterkommen zu schaffen, wurden unsere Reisenden zu ihrem Schrecken sehr bald inne. Während der Himmel blau war und die Sonne strahlte, brauste die See noch in den Nachwehen des Orkanes der letzten Nacht, und die nahe Brandung mit ihren weißen Wogen schlug heftig an die Steinmolen, welche den Ausgang aus dem Hafen nach der See umgeben, so daß sich die dahinrollenden Wogen bis weit in den Hafen hinein fortpflanzten. Bei genauerer Betrachtung zeigte sich der ganze Hafen mit Treibeis bedeckt und das Letztere sollte die frohe Hoffnung unsrer Reisenden auf eine baldige Einkehr in die ersehnte Hafenstadt zerstören. Die im Sandkruge stationirten Beamten erklärten den Uebergang für unmöglich, und so blieb nichts übrig als sich in dem schlechten hölzernen Gebäude so wohnlich einzurichten, als dies überhaupt möglich war.

Bald fand man sich nothgedrungen in die Lage, und die gemeinsame Abendmahlzeit versammelte die Reisegefährten um einen Kamin, welcher sofort geheizt wurde und eine willkommene Wärme durch den kalten dem Winde von allen Seiten ausgesetzten Raum verbreitete. Mit der Belebung des Gesprächs machte der Humor sich geltend, und als endlich nach etwa vierundzwanzig Stunden der Uebergang über den immer noch wogenden Wasserspiegel ermöglicht wurde, blieb in jedem der Reisenden eine heitere Erinnerung an das fröhliche Beisammensein auf dem „Sandkruge" zurück. Bald sollten sich die Wege trennen, da von Memel aus nur ein kleiner Theil der Gesellschaft auf ein und derselben Straße die Reise fortsetzte. Vor dem Scheiden versammelten sich noch einmal die Reisenden in dem großen Gastzimmer und einer derselben, der durch seine anregende und interessante Unterhaltung bereits der Liebling der Gesellschaft geworden, trug ein von ihm soeben „auf dem Sandkruge bei Memel" verfaßtes Abschiedslied vor. Es war das allbekannte

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blüht eine Zeit und verwelket, —
Was mit uns die Erde bewohnt." —

Der Dichter war A. v. Kotzebue, welcher damals nach Rußland reiste, nicht ahnend, daß er etwa fünfzehn Jahre später ein so tragisches Ende in Mannheim finden sollte.

Der Umstand, daß das gemüthliche Lied so in unmittelbarer Nähe von Memel entstanden, hat ihm eine seltene wohlverdiente Popularität in Memel verschafft. Lange schloß man fast jede Gesellschaft mit dem Gesange des Liedes nach der hübschen Himmel'schen Volksmelodie und trennte sich mit den Schlußworten:

„Und kommen wir wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an."

Leider ist's mit der Fahrt nach Memel noch heute im Winter fast ebenso, wie damals, während die große Poststraße nach Rußland nicht mehr den Seestrand entlang über Memel führt, sondern die geflügelten Dampfrosse uns in der Hälfte der Zeit, welche man damals zur Reise von Königsberg nach Memel brauchte, auf anderen Bahnen bis nach Petersburg tragen.

Wer im Spätherbst oder Frühjahr von Königsberg nach Memel reist, hat jetzt, statt am Sandkruge, am Memelstrome bei Tilsit oft Tage lang den Eisgang abzuwarten. Im Brückenkopfe bei Tilsit hat wohl manches Mal auch eine lustige Reisegesellschaft sich die Zeit durch Gesang und Gläserklang vertrieben; viel öfter aber hörten wir, namentlich von Reisenden aus Gegenden, welche Naturhindernisse wie den Memelstrom nicht kennen, Verwünschungen der ärgsten Art. Hoffnungbeseelte Memeler antworten dann in der Regel, allerdings in anderm Sinne als dem des Kotzebue'schen Liedes: „Es kann ja nicht immer so bleiben!"

Und sie hatten Recht. Heute ist die schleunigste Inangriffnahme des Baues einer Brücke über den Memelstrom bei Tilsit und einer Eisenbahn von Tilsit nach Memel auf Staatskosten von der Staatsregierung beschlossen, weil man mit Kotzebue sagt: „Es kann ja nicht immer so bleiben!"

Bei Giuseppe Mazzini.

Von Ludmilla Assing.

Der Name Mazzini ist für Alle, welche den großen Mann kennen, der ihn trägt, nicht nur die Erinnerung an den Propheten, der die Einheit Italiens voraussagte in einer Zeit, da sie noch unmöglich schien, an den Vaterlandsfreund, der unermüdlich für Italiens Freiheit kämpfte, sondern zugleich auch ein Versprechen für die Zukunft, in der er das Werk vollenden wird, welches sein Genius sich als Ziel gesetzt hat. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, da er siegreich und gewaltig auf's Neue an der Spitze seines Volkes erscheint und dasselbe dem höheren Fortschritt entgegenführt, zu welchem es reif ist.

Im deutschen Vaterlande kennt man zumeist die italienischen Verhältnisse nur sehr unvollständig. So sehr ich Mazzini zuvor verehrt hatte, so lernte ich doch seine ganze Bedeutung erst einsehen, als ich Ende 1861 nach Italien kam, seine Schriften las und mit den italienischen Freiheitsfreunden näher bekannt wurde. Nachdem ich durch diese schon in mittelbare Beziehung mit ihm getreten war, gab mir die deutsche Uebersetzung der Schriften eines seiner edelsten Anhänger, Piero Cironi's, der uns und seinem Wirkungskreise durch einen frühen Tod entrissen worden, den Anlaß ihm zu schreiben, indem ich ihm meine Uebersetzung zusandte. Die Antwort, die ich darauf erhielt, ist (auszugsweise) die folgende:

„Signora,

Ich habe Ihren Brief und das Buch empfangen. Ich danke Ihnen für Beides und freue mich, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, Ihnen zu sagen, daß ich Sie kannte und schätzte, seit Sie in Deutschland die kühne Veröffentlichung machten, und daß ich stolz auf Ihre Achtung bin. — —

— — Alles was dazu dient, den Keim zu einem brüderlichen Bündniß zwischen Deutschland und Italien zu legen, ist gut und wichtig. In Deutschland sind Viele irregeleitet; die Männer des Nationalvereins nehmen die Stellung ein, die bei uns die Moderati haben, und daß so Viele die gegenwärtige italienische Regierung mit Italien verwechseln, ist eine andere Quelle des Irrthums.

Wir sind dazu gemacht Freunde zu sein. Deutsche, Italiener und Slaven sollten einen seit dreißig Jahren ersehnten brüderlichen Bund, eine junge und wahrhaft heilige Allianz der Völker für Nationalität und Freiheit an die Stelle der Trümmer der alten Allianz der Könige setzen. Aber hiefür ist es nothwendig, daß das deutsche Volk sich für diesen Bund erkläre; alle kleinen Gebietsfragen würden dann eine brüderliche Lösung finden.

Fahren Sie also in dem unternommenen Werke fort. Helfen Sie uns, gegenseitig uns kennen zu lernen. Ueber allen Interessen, über jedem Materialismus einer Gebietszone steht die große Idee einer Erneuerung der Karte Europa's, einer Umwandlung der alten Welt, eines Kreuzzugs für das Gerechte, für das Wahre, gegen die Lüge, gegen den Czarismus, das Kaiserthum und Papstthum. Führen Sie Ihre Landsleute unermüdlich auf diesen Weg. Sie werden ferner nützen, wie Sie schon genützt haben.

Adieu, Signora. Ich hoffe, dies ist nicht unsere letzte Berührung, und ich kann Ihnen noch einmal mit der Zuneigung eines Bruders die Hand drücken.

Ihr ergebener
Den 21. April 1863. Giuseppe Mazzini."

Die Bedeutung, welche diese Worte auch für Deutschland haben, ist augenscheinlich; es geht aus ihnen hervor, wie Mazzini mit aufrichtiger Zuneigung auf unser Vaterland blickt, und unser Volk mit dem italienischen in Freundschaft verbünden möchte. Und wenn er mit Recht die Freiheit der Slaven, wie die eines jeden anderen Volkes verlangt, was in Oesterreich so viele Gemüther erschreckt, so ist er doch fern von jenem Fanatismus, den so Viele in dieser Beziehung angstvoll in ihm voraussetzen.

Ich wechselte seitdem noch einige Briefe mit ihm; und immer lebhafter wurde der Wunsch in mir rege, endlich auch seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Schon lange im Voraus faßte ich den Plan, im Frühjahr 1866 nach London zu reisen, um denjenigen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dem wir Alle, die wir die Freiheit und den Fortschritt lieben, so unendlich viel zu verdanken haben.

Als plötzlich zu jener Zeit die Kriegsgerüchte wie schwarze Wetterwolken am politischen Horizont hervortraten und ein Zusammenstoß zwischen Italien und Oesterreich als nahe bevorstehend erschien, konnte mich dies von meinem Vorhaben nicht abbringen, doch setzte sich ihm allerdings dadurch einige Schwierigkeit entgegen. Um aus meinem Wohnort und meiner zweiten Heimath, dem schönen Florenz, nach London zu gelangen, gab es zwei Wege: über Deutschland und über Frankreich. In Deutschland war ich seit Veröffentlichung der „Tagebücher" meines geliebten Onkels Varnhagen von Ense steckbrieflich verfolgt und in contumaciam zu zwei Jahren und acht Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt; in Frankreich war man dagegen in Erwartung des bevorstehenden Krieges damals sehr streng an der Grenze, besonders an der italienischen Seite, und forderte den Reisenden ihre Pässe ab. Da ich natürlich damals keinen preußischen Paß erhalten, und mein italienischer Diener, in dessen Begleitung ich allein die Reise machen wollte, in der Eile auch keinen Paß für sich herbeischaffen konnte, so riethen mir meine italienischen Freunde dringend ab über Frankreich zu gehen, da sie nicht daran zweifelten, ich würde unter solchen Umständen an der Grenze zurückgewiesen, und es würde mir nichts als die Umkehr übrigbleiben.

Da entschloß ich mich denn muthig, den Weg über Deutschland zu wählen, nahm in Basel Billets für mich und meinen Diener für die deutsche Linie, die durch die Rheingegenden und über Ostende nach London führt, und begrüßte so nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit, zuerst hinter einem dichten braunen Schleier, nachher dessen müde auch ohne diesen, frohen und furchtlosen Sinnes mein Vaterland wieder. Durch Preußen fuhr ich vierzehn Stunden, saß in dem menschengefüllten Wartesaal des Kölner Bahnhofs, wo ein zweistündiger Aufenthalt stattfand, ohne daß mich Jemand erkannte, und setzte dann glücklich und ungehindert meine Reise fort.

In London angekommen, schrieb ich sogleich an Mazzini und fragte, wann ich ihn aufsuchen dürfe. Seine umgehende Antwort bezeichnete mir sogleich für den folgenden Tag die Stunde, in der ich ihn treffen würde; er sei krank gewesen und noch unwohl, schrieb er mir, sonst würde er selbst zu mir gekommen sein.

So stand ich denn den 24. Mai um vier Uhr zuerst vor ihm. Er trat mir entgegen und reichte mir herzlich die Hand. Ich fand ihn genau der vortrefflichen Photographie ähnlich, die der Italiener Lama von ihm in London gemacht hat. Er war leidend, und man sah es ihm an, aber dennoch erschien er, wenn er sprach, jünger, als er seinen Jahren nach ist. Ich betrachtete mit inniger Freude und Verehrung diese edlen Züge, und es traf mich der volle Strahl seiner herrlichen Augen, aus denen das Feuer seiner Seele leuchtet, und die einen unbeschreiblichen Ausdruck von Genie und Güte haben. Er unterdessen fragte mich mit liebenswürdigster Natürlichkeit nach alten Freunden, nach meiner Reise und dergleichen. Dann sagte er, als wenn er mir einen Vorwurf machen wolle, indem er mich ernsthaft ansah:

„Aber wie kommt es eigentlich, daß Sie, die Sie so viel Antheil an den Geschicken Italiens nehmen, es gerade jetzt, in einem Augenblick verlassen, wo der Krieg vor der Thür und die ganze Nation in Gährung und Aufregung ist?"

Da mußte ich ihm denn freilich sagen, um mich vor ihm zu entschuldigen, was ich zuvor nicht erwähnt hatte, daß ich nämlich einzig nach London gekommen sei, um ihn zu sehen, daß ich wahrlich nicht aus Furcht vor dem Kriege geflohen, daß, so leid es mir thue, Italien in dieser Krisis fern zu sein, doch der lebhafte Wunsch seine Bekanntschaft zu machen über alle anderen Bedenken den Sieg davongetragen haben, ja, daß ich deßhalb sogar die Gefahr nicht gescheut, durch Deutschland zu reisen, und daß ich ja Italien nirgends näher sein könne, als wenn ich bei ihm wäre.

Er lächelte gütig und begriff nun Alles; die Art, wie er meine Worte aufnahm, war ebenso fern von Eitelkeit, als von falscher Bescheidenheit, wie ihm denn überhaupt die gewinnende Einfachheit der wahren Größe eigen ist.

Wir gingen nun näher auf die damaligen italienischen Verhältnisse ein. Der Krieg würde jedenfalls stattfinden, sagte er mir, denn Napoleon wolle ihn; wahrscheinlich beginne er schon in ungefähr zehn Tagen.

Es war damals in der demokratischen Partei in Italien eine

Art von Spaltung eingetreten; Garibaldi hatte sich, berauscht von dem Gedanken der Befreiung Venedigs, an die Spitze der Freiwilligen gestellt und in der Eile vergessen, die Regierung, ehe er seinen Posten annahm, durch Bedingungen zu binden, welche sie ihm in diesem Augenblicke, wo die ganze begeisterte Bevölkerung dringend nach ihm als ihrem Retter verlangte, unmöglich abschlagen konnte, Bedingungen, die so nothwendig gewesen wären, da die Erfahrungen von Sarnico und Aspromonte hinlänglich bewiesen hatten, wie der Herrscher, der Garibaldi die Krone der beiden Sicilien verdankte, gegen ihn gesinnt war. Ein Theil der republikanischen Partei, vertreten von den Leitern des Journals „L'Unità Italiana", rieth unter diesen Umständen von der Theilnahme am Kriege ab, da es zu nichts Gutem führen könne, unter monarchischer Fahne zu kämpfen; ein anderer Theil, der an dem Journal „Il Dovere" seinen Ausdruck fand, behauptete dagegen, Mazzini's Einfluß folgend, die Vaterlandsliebe müsse hier die erste Norm sein und für Venedig müßten alle Italiener aufstehen; später folgten dieser Meinung auch die meisten derjenigen, die sie zuerst bekämpft hatten, hingerissen von dem unwiderstehlichen Zauber des Befreiungskrieges.

Mazzini tadelte Garibaldi, daß er keine Bedingungen gemacht, ehe er den Oberbefehl annahm, um so mehr, da er doch selbst wisse, was er von der Regierung zu erwarten habe, und sogar gegen seine Vertrauten in Caprera die Aeußerung gethan: „Ich zweifle nicht, daß man uns verrathen und eine Falle stellen will, daß wir Alle aufgeopfert werden!"

„Das ist ein unrichtiger Edelmuth," bemerkte Mazzini, „um so mehr, da es sich nicht um ihn allein handelt, sondern um alle die Seinen."

Wie sehr Mazzini hierin Recht hatte, bewies die Folge, wo Garibaldi mit den Seinen in Tirol allem möglichen Elend ausgesetzt war und dann, dem Befehl der Regierung gehorchend, sich zurückziehen mußte, die arme italienische Bevölkerung dort, die ihn jubelnd als Befreier begrüßt hatte, auf's Neue der österreichischen Herrschaft überlassend!

Ich fragte Mazzini, ob die ganze republikanische Partei mit Garibaldi gehen werde?

„Ja," erwiderte er, „sie müssen es Alle thun. Ich habe es ihnen gerathen. Je größer die Stärke der Freiwilligen sein wird, je größer wird auch ihre Macht. Ich arbeite in dieser Richtung, so viel ich kann; kenne ich sie doch Alle, Alle, diese muthigen jungen Leute! Es sind deren eine so große Anzahl, daß, wenn ich an sie Alle denke, mir beinahe der Kopf schwindelt. Viele haben bei mir angefragt, ob sie auch unter der gegenwärtigen Fahne mitgehen sollen? Ich sage: Ja, um für Venedig zu streiten! Es ist etwas ganz Anderes, ein Abgeordneter zu sein, der seinen Eid leistet, um Gesetze zu machen, wobei man sich für die Monarchie entscheiden muß oder nicht, oder ein Soldat, der für das Vaterland kämpft. Und dann, wenn irgend ein Zwischenfall eintritt, wie im Kriege von 1859 der Vertrag von Villafranca war, so sind sie ja ohnehin ihres Eides entbunden. Viele Dinge sind möglich: wenn wir in Venedig siegen, so muß die Freiwilligenschaar sogleich mit Nachdruck verlangen, nach Rom zu gehen, mit der Regierung, oder ohne sie. Unterliegen wir hingegen — und dies ist sehr möglich, wenn sie das Festungsviereck angreifen; ich weiß, daß sie Verona bestürmen wollen — dann wäre der Augenblick gekommen, die Geister zu entflammen und eine bessere Fahne aufzupflanzen. Eine Niederlage kann ich nicht wünschen," sagte er mit ernster, bewegter Stimme, „weil eine solche traurig und furchtbar wäre, aber wenn sie dennoch stattfände, könnten vielleicht andere glückliche Ereignisse für uns eintreten."

Hierbei leuchteten seine Augen in jugendlicher Gluth und edelster Begeisterung.

Wir sprachen hierauf noch Vieles, das erst in späterer Zeit mitzutheilen sein wird. Von seinem Vaterlande sprach er mit großer Liebe; er rühmte lebhaft Sicilien und setzte hinzu, sein größtes Vertrauen setze er in die Lombarden, in ihre Thätigkeit und Kraft. Später wandte sich das Gespräch auf Deutschland, für das er großes Interesse hegt. Wir beriethen zusammen über die Mittel, die sich zu einer engeren Vereinigung und besseren Kenntniß zwischen dem deutschen und italienischen Volke darbieten. Freiligrath, den er zwar in dem weitläufigen Londoner Leben äußerst selten sah, schätzte er sehr und nannte ihn eine echt poetische Natur. Er erzählte, daß ihn vor einiger Zeit Lassalle besuchte, der einen bedeutenden, aber irregeleiteten Geist besäße. Auf das Liebenswürdigste versprach er, mich mit seinen Freunden bekannt zu machen. Sogar für meinen italienischen Diener sorgte er, daß dieser sich nicht in der fremden Stadt zu einsam fühle, und gab ihm eine Empfehlung an in London wohnende Landsleute.

Ueber eine Stunde war in lebhaftestem Gespräch rasch vergangen; ich sah ihm an, daß er litt. Er klagte über die Schmerzen, die so oft wiederkehrten, wenn er angeregt gesprochen. Ich sagte ihm, ich mache mir Vorwürfe, so lange geblieben zu sein. Er wies dies zurück, indem er mir in einer ganz besonderen eigenthümlichen und liebevollen Weise die Hand schüttelte. Als ich ihn verließ, begleitete er mich bis an die Thür und blickte mir freundlich nach, während ich die Treppe hinunter ging.

Der Eindruck, den ich von ihm empfangen, war mächtig. Die beiden Eigenschaften, die in seiner Persönlichkeit vorherrschen und Einem auf den ersten Blick entgegentreten, sind Charaktergröße und Güte; und beide besitzt er in gleich hohem Grade. Nichts von dem Fanatismus, den so viele meiner Landsleute in ihm voraussetzen. Wer Mazzini sieht, kann nicht zweifeln, daß er ein Mann ist, der in der höchsten und edelsten Sphäre, in einer Welt des Geistes, der Gedanken, der Ideen lebt, beschäftigt mit den wichtigsten Fragen der Menschheit, erhaben über alles Kleine, über alle Schwächen, daß sein ganzes Wesen aus Tugenden und schönen Leidenschaften besteht. Sein ganzes Leben, eine Kette von großartigster Aufopferung und bitteren Leiden, hat er seinem Ideal, dem Fortschritt der Menschheit, gewidmet, und diesem Ideal zu Liebe auf alles persönliche Glück verzichtet.

In seiner Erscheinung und in seinem Benehmen ist eine natürliche angeborene Hoheit und Würde; ruhig und ernst, besonnen, heiter und gefaßt ist er in seinen Aeußerungen, doch bemerkt man die innere Gluth, sowie das Gespräch einen höheren Flug nimmt. Seine Gestalt ist von mittlerer Größe und außerordentlich harmonisch gebildet, der Kopf sehr schön auf die Schultern angesetzt, die Bewegungen frei und edel, die Züge fein und charaktervoll zugleich und von größter geistiger Beweglichkeit. Die Stirn ist hoch und gewölbt, sein Lächeln bezaubernd und herzgewinnend, die Stimme wohllautend, voll Kraft und Ausdruck und läßt in nichts sein Alter errathen. Das Wort Alter hat überhaupt seinen Sinn und seine Bedeutung verloren, wenn man es auf Mazzini anwenden will. Als ich ihn sah, war er einundsechzig Jahre. Wer aber könnte wagen, diesen Mann alt zu nennen? Wohl sind seine Züge schmerzdurchfurcht und tragen die tiefen, unwiderleglichen Spuren physischer und geistiger Leiden, wohl sind seine Haare und besonders der Bart ergraut, aber aus seinen wunderschönen Augen, die siegreich strahlen wie die Sonne Italiens, leuchten Jugendmuth und Jugendanmuth.

Denker, Gesetzgeber, Prophet, Menschenfreund und Mann der That, blickt er trotz seiner ungeheuren Ueberlegenheit mit Milde und Verständniß auf die Uebrigen; er versteht Alle, während er von so Vielen nicht begriffen wird.

Seine Wohnung ist klein, einfach und bescheiden, die eines Apostels. Ich sah mich in seiner engen Stube um; die Fenster, von denen grüne Vorhänge herabhängen, gehen auf grüne Bäume hinaus; zwitschernde Canarienvögel fliegen frei im Zimmer umher; überall lagen Bücher, Schriften, Pakete aufgehäuft; keine Unordnung, sondern jene willkürlich zusammengesetzte Ordnung, wie sie eine rastlose und unermüdliche Thätigkeit bedingt. Ein Stehpult, Bücherrepositorien, ein Gewirre von Zeitungen überall; eine Chaiselongue mit grünseidenem Kissen, die sein gewöhnlicher Platz beim Arbeiten ist; seit die niedergebeugte Stellung beim Schreiben ihm Schmerzen verursacht, schreibt er auf den Knieen wie Alexander von Humboldt.

Ich wollte den folgenden Morgen auf ein paar Tage eine Freundin in Bath besuchen; er hatte aber mit mir verabredet, daß ich unmittelbar nach meiner Rückkunft wieder zu ihm käme. Als ich am 30. Morgens wieder in London anlangte, fand ich ein Billet von ihm und eilte unmittelbar zu ihm. Ich fand ihn auf das Lebhafteste mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt, Er erwartete mit Ungeduld den Krieg. Er beklagte wieder, daß Garibaldi, der Einzige, der habe Bedingungen stellen können, dies versäumt. Mazzini hatte soeben an ihn geschrieben. Befürchtungen, Hoffnungen, Möglichkeiten erörterte er in bewegter Rede; der Angriff auf die Festungen, auf Verona, den man beabsichtigte, habe

große Schwierigkeiten. Ich habe natürlich kein Urtheil über die Kriegskunst, aber das kann ich versichern, daß das, was er damals über die Kriegspläne äußerte, anrieth, weissagte, nachher seine volle Bestätigung sowohl in den italienischen Ereignissen, als in den glänzenden Siegen des preußischen Heeres fand. Ich sprach meine Wünsche aus, ihn nach Italien zurückkehren zu sehen.

„O, einstweilen sind das nur Träume," erwiderte er und fügte schmerzlich hinzu: „für jetzt könnte nur ein Unglück mich nach Italien rufen!"

Ich lernte nun auch Mazzini's nächsten Freundeskreis kennen: den vortrefflichen Aurelio Saffi, der im Jahre 1849 mit Mazzini zugleich Triumvir der römischen Republik war; Mazzini's englische Freunde, die ihm treu anhängen und unter welchen Mr. Stansfield als muthiger und freiheitsliebender Parlamentsredner allgemein und rühmlich bekannt ist; Karl Blind, den thätigen unermüdlichen Schriftsteller, und seine Familie und noch viele Andere, Personen aller Nationen, ausgezeichnete liebenswürdige Frauen; auch General Langiewicz, den ich früher einmal in Lugano bei Grilenzoni kennen gelernt, fand ich hier wieder. Mir war es interessant und lieb, Mazzini auch in diesen befreundeten Gesellschaftskreisen zu sehen. Da zeigte er sich mir wieder von einer anderen Seite, als in den vertrauten Gesprächen, die ich mit ihm allein hatte. Ich sah, wie er allgemein imponirte durch die unwiderstehliche Macht seines Geistes, während er selbst so natürlich, so unbefangen, so anspruchslos sich benahm wie immer und mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit sich gut und antheilvoll gegen Alle bezeigte, kurz jene wahre Höflichkeit bewies, die aus dem Herzen kommt. Er war an jenen Abenden immer ganz schwarz angezogen und sah, ich möchte sagen, wie ein leuchtender Schatten aus, wie ein erhabener Geist, der aus einer höheren Welt freundlich zu den Sterblichen herabgestiegen ist. Hatte ich bisher immer Italienisch mit ihm gesprochen, so bot sich nun auch die Gelegenheit, ihn in anderen Sprachen reden zu hören; mit nicht minderer Leichtigkeit und Meisterschaft spricht er das Englische und Französische, und daß seiner Aussprache ein Hauch des italienischen Accents geblieben ist, gefiel mir gerade recht gut; überhaupt hat Alles an ihm das Gepräge des italienischen Charakters. Aus Freundlichkeit sprach er auch ein paar Worte Deutsch mit mir.

Mit Vergnügen erinnere ich mich einer außerordentlich lebhaften Discussion, die er mit Karl Blind über die italienischen Zustände hatte und in welcher sein Geist wie ein schönes Feuerwerk Funken sprühte. Blind machte u. A. den Italienern zum Vorwurf, daß sie Bismarck zum Bundesgenossen ihres Kampfes angenommen.

„Was wollen Sie," erwiderte Mazzini, „die Nation weiß nichts von diesen geheimen Verträgen, weder von dem mit Preußen, noch von dem mit Frankreich. Wenn die italienische Regierung den Krieg erklärt, den wir so lange gepredigt haben, den Krieg um Venedig, einen rein nationalen italienischen Krieg, ohne fremde Verbündete, wie können wir da verweigern ihr beizustehen? Was weiß das Volk davon, wenn die Regierung unterdessen mit Mephistopheles in Paris conspirirt, und was liegt ihm daran? Wir müssen Alles daran setzen, daß wir allein siegen, daß wir allein den italienischen Krieg machen und siegen. Aus einer Niederlage könnte die Revolution folgen."

Mit tiefer Bitterkeit sprach er von Frankreich, das Italien unter allen seinen verschiedenen Regierungsformen immer mißhandelt habe, ihm falsche Versprechungen gab und es verrieth.

„War es doch die Republik, die Republik sogar," rief er in höchster Leidenschaft, „die uns in Rom verrathen hat!"

Er war großartig und gewaltig in seinem Zorn. Dann sprach er wie ein Prophet mit hinreißender Beredsamkeit von der Sendung Italiens.

„Ich, der ich Spiritualist bin," fügte er lächelnd hinzu, „ich nenne es Sendung; Sie, der Sie Materialist sind, lieber Blind, Sie werden es — Phosphor nennen!"

Hatte ich in dieser Unterredung Mazzini's Aufflammen gesehen, so fand ich mehrmals den Anlaß seine wunderbare Mäßigung zu beobachten, wie ich hier sogleich erzählen werde.

Es war in einer größeren Abendgesellschaft; wie immer drängten sich alle Anwesenden um Mazzini; die Damen umgaben ihn beeifert; auch diejenigen, die dem Fluge seines Geistes nicht ganz folgen können, haben das Gefühl seiner Ueberlegenheit und werden unwillkürlich zu ihm hingezogen. Die Herren setzten sich dazu; man schloß einen Kreis um ihn und nun wurde er eifrig — fast alle Anwesende waren Engländer — über sein Vaterland befragt, und es war schön anzuhören, wie er vor diesen Kindern Albions in englischer Sprache das Evangelium Italiens predigte. Er mußte von den Zeiten der römischen Republik erzählen und wie dort, um das Volk zu befriedigen, um Ostern die Girandola angezündet wurde, ohne die Anwesenheit des Papstes, der von Niemand vermißt wurde.

„Was aber wird der Papst thun, wenn die Italiener auf's Neue nach Rom kommen?" fragte ein Engländer.

„Er wird fliehen," erwiderte Mazzini, „wie er bereits in der Vergangenheit in Frauenkleidern entflohen ist, und kein Papst wird mehr auf ihn folgen."

„Aber sind nicht unter der Landbevölkerung noch Viele für den Papst?" fragte der Engländer weiter.

„Sie werden Alle froh sein, ihn verjagt zu sehen, wenn man nur die Salzsteuer aufhebt," versetzte Mazzini.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung äußerte er, daß in Italien wenig monarchisches Gefühl und nicht einmal eine Aristokratie vorhanden sei; Aristokraten wohl, aber keine wahre Aristokratie. Als er sagte, daß das italienische Volk, welches künstlerisch und nach äußeren Zeichen verlangend sei, einer Religion bedürfe, rief eine englische Dame in einem prachtvollen weißen Atlaskleid, mit jenem kirchlichen Eifer, der in England häufig ist:

„Und wenn es deren nicht bedarf, desto schlimmer für es selbst!"

„Ja," erwiderte Mazzini mit einem freundlichen, aber gleichgültigen Lächeln, ohne weiter auf dies Gebiet einzugehen.

Ich hatte Allem schweigend zugehört und wunderte mich im Stillen über Mazzini's Milde. Govone, der grausame Henker von Sicilien, bekam kein anderes Beiwort als „der Mann, der nach Berlin geschickt worden," und an Ricasoli, der seiner Zeit Toscana dem Großherzog wieder überlieferte, rühmte er, daß er antifranzösisch sei, und schwieg über alles Andere. Will er vielleicht vor den Engländern diese traurigen Seiten der italienischen Geschichte nicht enthüllen? fragte ich mich.

Als ich das nächste Mal Mazzini besuchte, sagte ich ihm meine Verwunderung und meine Gedanken, wie ich mir seine Schonung ausgelegt.

„O nein," versetzte er ruhig, „das war es nicht. Es war ganz einfach: nach Govone und Ricasoli befragt, hob ich an jedem die einzige gute Eigenschaft hervor, die er besitzt: an dem Einen sein militärisches Talent, an dem Anderen, daß er mehr gegen Frankreich ist, als Rattazzi."

Wie schön, wie edel und gütig war das! Und das ist der Mann, den so Viele für maßlos heftig und fanatisch halten! —

So gern ich ihn im Freundeskreise sah, so waren doch die Stunden, die ich mit ihm allein zubrachte, die schönsten und reichsten. Ich kann natürlich nur Bruchstücke davon wiedergeben, aber auch diese einzelnen Züge vervollständigen sein Bild.

Wir sprachen einmal zusammen über die Nachtheile des Exils. Ich bemerkte, es sei vielleicht das größte Unglück der Verbannten, daß sie durch die allzu lange Entfernung vom Vaterlande das richtige Urtheil über dasselbe verlören.

„Das ist sehr wahr," antwortete Mazzini, „ich hatte noch eben ein Beispiel davon an einem italienischen Freunde, der mich besuchte, und der, lange von zu Hause fort, sich vorstellte, es sei dort noch Alles wie ehemals, und an die Veränderungen gar nicht glauben wollte, die bei uns vorgegangen."

„Sie sind in diesem Betracht eine große Ausnahme," versetzte ich, „denn Sie kennen Italien besser als die Meisten, welche dort sind."

„Allerdings," antwortete er, „ich bin eben in beständiger Beziehung mit Italien geblieben, und so habe ich ihm dienen können."

Eine grenzenlosere, außerordentlichere Bescheidenheit als das Wort „ihm dienen können" konnte es nicht geben, von ihm, Italien gegenüber! —

„Sagen Sie doch lieber: es neu schaffen!" rief ich lebhaft.

Mazzini's Geist breitet sich über alle Gebiete aus. Einmal hatte ich ein langes Gespräch mit ihm über die deutsche Literatur, über Goethe. Ich fragte ihn nach seinem Urtheil über den Tasso; er theilt meine Vorliebe für diesen nicht; den Charakter Tasso's findet er nicht gut getroffen, doch stimmt er mir darin bei, daß Goethe in ihm mehr die dichterische Individualität im Allgemeinen

Digitized by Google

habe schildern wollen, und dies sei ihm gelungen. Als Jugendarbeit liebt er den Werther am meisten, als späteres Werk den Faust. Wilhelm Meister, meinte er, enthalte viel Schönes, aber in sittlicher Beziehung könne er ihn nicht billigen. Ich erwiderte, es sei denn doch grade Vieles in ihm, was zur Umwandlung der Gesellschaft beitragen könne; er wollte das aber nur sehr bedingt zugeben. Mir kam es vor, als wenn Mazzini's strenge Tugend ihn gegen Goethe etwas ungerecht machte. Auch daß er nicht am Befreiungskrieg theilgenommen, warf er ihm vor. Mazzini's Liebe zu Schiller ist bekannt; auch für Lessing hat er große Sympathie. Heine erkennt er „trotz seines Skepticismus" als das größte dichterische Genie an, welches Deutschland nach seiner Glanzzeit gehabt habe. Mazzini versteht recht gut die deutsche Sprache, doch sagte er mir, bei den vielen und ungeheuren Beschäftigungen, die ihm stets obgelegen, habe er, um Zeit zu ersparen, so viel wie möglich vermieden, die deutsche Literatur im Original zu studiren, wenn sich Uebersetzungen fanden.

Die ganze Zeit, die ich in London zubrachte, war Mazzini hauptsächlich mit den italienischen Ereignissen beschäftigt. Mehrmals fand ich ihn Artikel für italienische Blätter schreibend, Manifeste an sein Volk voll kühner Gedanken, hochfliegender Begeisterung und weiser Rathschläge.

Eines Tages kam ich, als er sich eben mit einem deutschen Bekannten wegen der Frage um Triest gestritten hatte.

„Er sagte mir," rief Mazzini, „Triest müsse deutsch bleiben, weil Deutschland einen solchen Hafen brauche, und weil es seit fünfhundert Jahren Deutschland gehöre. Auf Ersteres erwiderte ich: dann könnte ich sagen, ich brauche einen Garten, ich nehme Ihnen den Ihrigen! und auf Letzteres: dann thäten die Italiener am besten, Triest sogleich zu nehmen, damit man nicht etwa einmal sogar behaupten könne, es gehöre Deutschland seit sechshundert Jahren! Uebrigens," schloß Mazzini mit heiterem Lächeln, „ich bestehe zuletzt gar nicht so sehr darauf, daß Triest italienisch werde; es liegt mir nicht so viel daran, ich bin auch zufrieden, wenn es ein Freihafen wird wie Hamburg."

Er sprach sehr einsichtig über die Schwierigkeit der Grenzfragen und der verschiedenen Nationalitäten.

Als die Feindseligkeiten zwischen Italien und Oesterreich begonnen hatten und man die ersten entscheidenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartete, war Mazzini in fieberischer Aufregung, so daß seine Schmerzen wiederkehrten und er mehrere Tage nicht arbeiten konnte. Dazu mußten sie sehr heftig sein, denn bekanntlich besitzt er eine so wunderbare Arbeitskraft und einen so ausdauernden Fleiß, wie sie selten mit dem Genius vereinigt sind. Als die Nachricht von dem Unglück von Custozza eintraf, war er wieder hergestellt und empfing sie mit der ganzen Fassung seines starken Geistes.

„Achtzigtausend Italiener standen sechzigtausend Oesterreichern gegenüber," sagte er. „Die Italiener konnten siegen, ohne die unglückliche Führung, die doppelt unheilvoll ist, weil dadurch solches Unheil sich wiederholen kann."

Damals hoffte er noch, daß der Krieg fortgesetzt würde. Als aber die Abtretung Venedigs von Seiten Oesterreichs an Napoleon gemeldet wurde, war er auf's Schmerzlichste ergriffen.

„Napoleon ist jetzt Herr der Situation," sagte er düster. „Ich sehe so traurige Dinge für Italien voraus, daß ich sie gar nicht aussprechen will."

Er war wie eine Sibylle, die ihre geheimen Wahrnehmungen noch verschweigen muß.

Das Unglück aber, das er voraussagte, ist für Italien eingetroffen durch eine Regierung, die sich täglich mehr zur Sclavin Frankreichs macht und jede Freiheit im Innern zu unterdrücken sucht. Die traurigen Eindrücke herrschten noch vor, als ich den 9. Juli zu ihm kam, um Abschied zu nehmen. Er könne an nichts Anderes denken, sagte er mir, so lange diese Krisis dauere. Ich hatte mit ihm verabredet, daß ich eine Auswahl seiner Werke in's Deutsche übersetzen würde, um ihn in Deutschland, wo noch so manche Vorurtheile gegen ihn herrschten, bekannt zu machen, wie er wirklich ist. Ich schlug ihm vor, nachdem ich die Auswahl der zu übersetzenden Schriften getroffen, wolle ich sie ihm vorlegen, damit er schließlich darüber entscheide.

„O, das ist nicht nöthig!" rief er. „Machen Sie die Arbeit als gute deutsche Patriotin nach Ihrem Gewissen, wählen Sie aus, was Sie für Ihr Vaterland am geeignetsten halten, und das ist genug."

Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig Werth er auf alles ihn persönlich Angehende legt; er vergißt sich beständig selbst über das Allgemeine, für das er lebt. Dagegen hat er sonst ein vortreffliches Gedächtniß und wird gewiß nicht einen der Freiheitskämpfer vergessen, die jemals für Italien thätig waren. Als seinen Geburtstag hat er mir offenbar unrichtig den 29. Mai angegeben, doch sagte er selbst, er sei dessen nicht gewiß. Wie ich nachher von seinen nächsten und zuverlässigsten Freunden erfuhr, ist er den 22. Juni geboren.

Ich erwähne nichts von der Güte und bezaubernden Herzlichkeit, mit denen er mir Lebewohl sagte. Wenn es einen Italiener giebt, der Gemüth hat — das man der romanischen Race so oft abzusprechen sucht — so ist es Mazzini. Eine größere Zartheit des Herzens, eine größere Feinheit und Grazie der liebevollsten Freundschaft als die seinige kann man nicht denken. Noch einmal blickte ich mir diese edle und großartige Erscheinung an, noch einmal sah ich den geistblitzenden Flammenschein seiner Augen.

„Ich will Sie nicht zum letzten Mal in meinem Leben gesehen haben," sagte ich ihm. „Ich hoffe, Sie sehen Italien noch einmal frei und glücklich und kehren in dasselbe zurück; es gäbe ja keine Gerechtigkeit auf der Welt, wenn das nicht noch einmal geschähe. Kommen Sie aber nicht bald nach Italien, so komme ich wieder nach London."

„Also auf Wiedersehen," rief er, „hier oder in Italien!" und er wiederholte diese Worte noch zwei Male, was ich wie eine freudige Gewähr der Zukunft betrachtete. Seine Güte versüßte mir den Abschied.

Als ich ihn dankbar und bewegt verließ, bedauerte ich ihn beinahe, daß er die hohe Befriedigung, die es gewährt, mit Liebe und Verehrung zu einem Größeren aufzublicken, wie ich sie ihm gegenüber empfand, nicht erfahren könne, weil er die Anderen so unendlich überragt. —

Ich blieb seitdem immer in Briefwechsel mit ihm und sah ihn später noch zweimal in Lugano wieder. Hiervon wird erst in späterer Zeit mehr zu berichten sein. Ich fand seine Haare noch gebleichter geworden; er hatte wieder viel gelitten, war aber sonst ganz unverändert.

„Nur das lebt noch von mir," sagte er, indem er auf seinen Kopf zeigte. Diese Worte hatten etwas Erschütterndes; aber der ehrwürdige Freund vergaß, indem er sie aussprach, offenbar das Herz, sein schönes, glühendes Herz, das nicht minder lebendig geblieben ist als sein Geist. Mazzini ist jetzt vierundsechzig Jahre. Aber der Genius wird nicht alt. Er ist thätig und hoffnungsvoll wie jemals, und so darf auch Italien auf ihn hoffen, daß er das Werk kröne, für das er lebenslang gekämpft und gelitten.

Ein neues Blatt aus Kaulbach's Todtentanz.

Zur Nachfeier des jüngsten großen National-Jubiläums.

Am vierzehnten September dieses Jahres feierte die ganze Welt einen Jahrestag, der diesmal nicht der Erinnerung großer Schlachten und Kämpfe, nicht von der Geschichte glorificirtem Morden und Würgen en gros, sondern der Geburt eines einzigen Mannes galt: Alexanders von Humboldt! — Was dieser Mann der Wissenschaft war, geht aus einem einzigen Satze der im Schooße der Berliner Akademie zu seinem Gedächtniß gehaltenen Rede hervor, in der es heißt: „Da Niemand von Humboldt's Zeitgenossen mehr lebte, so mußte die Akademie auf's Gerathewohl einen aus ihrer Mitte veranlassen die Gedächtnißrede für ihn zu halten. Es war gleich, auf wen die Wahl fiel, denn wie auch die Art und der Gang seiner Studien gewesen sein möge, sicher ist er bei ihnen diesem allumfassenden Wirken Humboldt's begegnet."

Unter den Tausenden von Portraits, die der deutschen Nation das Bild ihres großen Todten wieder in's Gedächtniß zurückrufen

Abschied vom Kosmos.
Nach dem Originalcarton von W. v. Kaulbach.

sollten, ist schwerlich eines, das ähnlicher wäre, als das auf dem Blatte, welches die Gartenlaube heute ihren Lesern bringt: unter allen den zahllosen Gaben, welche deutsche Künstler, Schriftsteller und Poeten auf dem Grabe niederlegten, ist wohl keine so ernst, so tiefergreifend und doch wieder so mild versöhnend, als die, welche Kaulbach, der große Meister, dem unvergeßlichen Freunde in dem neuesten Blatte seines „Todtentanzes" gewidmet hat.

Es athmet dieses Blatt auf's Neue wieder die ganze innige Verehrung, die warme Freundschaft, welche die beiden großen Männer im Leben verband und die der Künstler schon mehrfach in seinen Werken — wir erinnern nur z. B. an die Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin — documentirte.

Der Tod, der in dem Kaulbach'schen Todtentanz sonst so furchtbar höhnend und schrecklich an die Gewaltigen unserer Erde

heraustritt — die Leser der Gartenlaube wollen sich an das erste Blatt dieses merkwürdigen Werkes (Gartenlaube Jahrgang 1867 Nr. 26) erinnern, wo der Tod Napoleon dem Ersten in Gestalt seines Adjutanten einen grinsenden Schädel als Globus unterschiebt — erscheint hier in der denkbar freundlichsten Gestalt.

Der Künstler hat den herrlichen Mythus der Alten benützt, der den Atlas, welcher ununterbrochen das Weltall trägt, einmal vom Hercules in seiner mühevollen Arbeit abgelöst werden läßt. Der Tod erscheint als Hercules mit der Löwenhaut bekleidet, er nimmt Humboldt, dem müden, alten Atlas, den schweren Kosmos von den Schultern, den er mit gewaltiger Kraft, die selbst im spätesten Greisenalter nicht nachließ, so lange getragen hatte, und ladet ihn mit freundlicher Handbewegung ein hinabzusteigen und auszuruhen von schwerer, aufreibender Arbeit — im Grabe.

Aber das Grab hat hier keine Schrecknisse, es ist mit Rosen angefüllt, und Blumen sprießen daraus hervor. Auch der Platz, wo es sich befindet, ist für den müden Heros der Wissenschaft ein lieber, ihn längst heimlich und vertraut anmuthender; — es ist ja die Ruhestätte der Humboldt'schen Familie in Tegel, auf welcher seit langen Jahren schon der geliebte Bruder den ewigen Schlummer schläft.

Die Büste des Vorangegangenen, des geist- und gemüthvollen Wilhelm von Humboldt, der als vorzüglicher Diplomat und vielarbeitender Gelehrter immer noch Zeit fand, die schönen, so pikanten und geistreichen „Briefe an eine Freundin" zu schreiben, die heutzutage noch häufig als werthvolles Geschenk zwischen Liebenden benützt werden, lächelt freundlich von ihrem Piedestal herunter, als wollte sie den geliebten Bruder jetzt auch im Tode willkommen heißen.

Und dieser selbst? —

Sein Antlitz spricht es aus, daß für ihn, der die Gesetze und die Bedingungen des Seins und des Werdens erforscht hatte im Blühen und Vergehen der kleinsten Pflanze, wie in den Bahnen der ewigen Sterne, das Aufhören, das Sterben, das Wiederzurückfallen in das unendliche Meer des Alls, das Wiederverklingen im großen Schöpfungsaccord keine Schrecknisse mehr hat. Längst hat er ihn ersehnt, den milden Erlöser Tod, und wie der Wanderer nach weiter, sonniger Wanderung das Ziel froh begrüßt, so bewillkommnet auch der moderne Atlas mit unsäglich mildem Lächeln den in der Löwenhaut maskirten Gesellen, der ihm die schwere Bürde des Kosmos abnimmt.

Alles duftet und blühet rund herum, verheißend und tröstend blickt hinten die Statue der Hoffnung hervor, und an diesem blühenden, schönen, düftereichen Sommertage läßt der Künstler den geliebten, verehrten Freund vom Tode zur ewigen Ruhe unter blühenden Rosen abgerufen werden. Wahrlich ein beneidenswerthes Sterben! — — —

Werfen wir noch einen Blick auf das Portrait Humboldt's, von dem wir eben gesagt, es sei eines der ähnlichsten unter all den zahlreichen Bildern, die uns die Gestalt des großen Todten aufbewahren. Wie er so dasteht, der kleine große Mann in dem einfachen schwarzen Anzug, der sorgsam geknüpften weißen Halsbinde, mit dem Hut und dem einen Handschuh in der Hand, die ohnedies nicht große Gestalt von der Last der neun Decennien, die auf ihr ruhen, leicht gekrümmt, so haben ihn alle die gesehen, die ihn im Leben kannten. Das milde Lächeln, das auf seinem Gesicht spielt, ist nicht nur den Großen dieser Erde am preußischen Königshof zu Gute gekommen, sondern mit demselben gütigen Ausdruck hat es auch die jungen Studenten, die armen Gelehrten erquickt, denen er ein wahrhaft väterlicher Freund und Förderer war.

Wie überraschend glücklich getroffen dieser Gesichtsausdruck ist, möge ein kleiner, mit der Entstehung des Bildes zusammenhängender Vorfall beweisen, der überdies erklären mag, woher es kam, daß die „Gartenlaube" das Blatt nicht, wie dies anfangs projectirt war, zum Jubiläumsfeste Humboldt's brachte.

Die Originalzeichnung ist, wie alle Blätter des Kaulbach'schen Todtentanzes, ein ungefähr vier Fuß hoher und drei Fuß breiter Carton. Es galt also, diese große Zeichnung so auf den Holzstock zu übertragen, daß ihr Charakter und Ausdruck trotz der bedeutenden Verkleinerung ungefährdet blieb. Wir hatten bei dem ersten Blatt des Todtentanzes, dem bereits erwähnten Napoleon dem Ersten, die neue Methode, die Zeichnung vermittels der Photographie direct auf den Stock zu übertragen, versucht. Allein diese Methode, die jedenfalls die einfachste und sicherste gewesen wäre, bewährte sich leider nicht, denn einmal mußte das Bild auf dem Stock noch einmal überzeichnet werden und dann sprang beim Schneiden fortwährend die Collodionschicht unter den Messern des Xylographen, und mit diesen sich abblätternden Stückchen gingen selbstverständlich auch Theile der Zeichnung verloren.

Dies Verfahren, das die Gesammtwirkung des Holzschnittes arg benachtheiligt hatte, konnte diesmal nicht angewendet werden, und es wurde daher vorgezogen, den großen Carton in dem wünschenswerthen Format der Gartenlaube photographiren zu lassen und dann die Uebertragung auf das Holz einem tüchtigen, bewährten Künstler anzuvertrauen.

Dieser Künstler war nun in Herrn Beckmann, einem äußerst fähigen Schüler Piloty's, gefunden, und der junge Künstler unterzog sich mit allem Eifer und aller Pietät der schweren Aufgabe. Als wir aber die fertige Holzzeichnung miteinander in Kaulbach's Atelier trugen, klopfte mir, trotzdem ich die Uebertragung für äußerst gelungen hielt, doch das Herz ein wenig, denn ich wußte nur zu gut, wie schwer Kaulbach zu befriedigen ist, und so ein junger Künstler ist an Empfindlichkeit die reine mimosa pudica, die man nicht anrühren darf.

Der Meister empfing uns auf das Freundlichste, nahm den Holzstock entgegen, setzte das Lorgnon auf und besah die Zeichnung. Je freundlicher sein Gesicht wurde und je schneller die einzelnen Ausrufe: „ganz gut, ganz richtig" einander folgten, je mehr fühlte ich mich erleichtert. Endlich gab er den Stock zurück: „Es ist Alles ganz gut, ganz vortrefflich, nur das Gesicht von Humboldt ist nicht ähnlich. Das ist nicht Das, was ich gezeichnet habe. Warten Sie einen Augenblick!"

Dabei verschwand er hinter den großen Bildern und Cartons, die den Hintergrund der hohen Halle seines Ateliers ausfüllen. Als er wieder erschien, hatte er in der einen Hand eine Büste, in der andern ein unförmliches Etwas, das in Papier eingeschlagen war. „Sehen Sie, das ist die sprechend ähnliche Büste Humboldt's. Wollen Sie sich dieselbe 'mal gefälligst so richten, wie sie auf dem Bilde steht. So dürfte es etwa sein, die Beleuchtung ist auch ganz gut und trefflich. Nun sehen Sie 'mal Ihre Zeichnung an und vergleichen Sie dieselbe mit der Büste. Sehen Sie jetzt, wo es fehlt?"

Der junge Maler deutete sofort mit großer Sicherheit auf die Partie zwischen Auge und Mund.

„Ganz richtig! Und hier haben Sie die Todtenmaske, da sehen Sie es noch deutlicher." Dabei hielt Kaulbach die Maske in derselben Richtung empor, und jetzt wurde auch mir klar, daß sich in die Zeichnung ein fremder Zug eingeschlichen hatte, aber es wäre mir unmöglich gewesen zu sagen, wo und wie. Das konnten nur Moleraugen errathen. Herr Beckmann nahm aber sofort die Holzplatte und wischte seinen Kopf aus.

„Brav, junger Freund," sagte der Meister, „thun Sie dem Andenken des großen Mannes und mir den Gefallen und zeichnen Sie den Kopf noch einmal. Ich schicke Ihnen die Büste hinein in Ihr Atelier!"

Und so gingen wir denn heim. Der junge Künstler war von der Liebenswürdigkeit des Alten begeistert und zeichnete den Kopf noch einmal; diesmal kam er vollständig zur Zufriedenheit Kaulbach's. Das ist die Ursache, warum der Stock nicht zum Jubiläum Humboldt's fertig wurde; aber er ist deswegen doch nicht zu spät gekommen!

G. A. Dt.

Das „sprechende Blatt" des Indianers.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in alten, halb oder ganz vergessenen Büchern zu blättern und zu sehen, wie rasch der Welt Dinge entfallen, die im Augenblick, wo sie geschahen, werth erschienen, für immer der Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt zu werden, und die nun doch für die Mehrzahl der Menschen vollständig untergegangen sind.

Dieses Gefühl überkam mich, als ich unlängst das vergessene Werk „Curiosities of American Literature" in der Hand hielt,

welches sich in der Bibliothek eines reichen Privatmannes zu Baltimore aufgestöbert hatte. Zwecklos schlug ich ein Blatt um das andere um; hier stand eine jetzt längst vergessene Anekdote von einer gleichfalls vergessenen Autorität; dort Bruchstücke einer philosophischen Abhandlung, deren Scharfsinn einst von Allen bewundert worden und die im Laufe kurzer Zeit doch in Vergessenheit gerathen war, dort der Fetzen einer Statistik — kurz, es war ein Untereinander der verschiedensten Dinge, die zu lesen es unserer mit Dampf dahin brausenden Zeit an Muße wie an Verständniß gebricht.

Während ich gedankenlos hin und her blätterte, gewahrte ich eine Sammlung von Notizen über die Cherokesensprache.* Ich las und wurde, trotz des holperigen Compilatorstyls, immer mehr gefesselt. Vor mein geistiges Auge trat eine jener Titanengestalten, deren Geist mit Polypenarmen Alles erfaßt und in sein Bereich zieht; eine jener Feuerseelen, von denen ein segenbringender Glanz ausgeht, welcher die Nacht der Unwissenheit und des Wahnes von einem ganzen Volke verscheucht; ein Mann, dessen Name verdient neben den größten Erfindern aller Zeiten genannt zu werden, der als Stern erster Größe in der Culturgeschichte glänzen würde, hätte er der Trägerin der Civilisation und nicht der indianischen Race allein geleuchtet. Ich hatte den Namen dieses Genies niemals nennen hören, eine englische Encyklopädie kannte nur seine Erfindung; des Spaßes halber suchte ich auch im großen Brockhaus, und ich muß gestehen, daß ich vor der deutschen Gründlichkeit Respect bekam, da stand es: „Georg Gueß, ein Cherokese, erfand ein Silbenalphabet."

Das war aber auch Alles. Der Mann, welchen die Amerikaner Georg Gueß nannten, hieß bei seinen Landsleuten See-quah-yah. Man sagt, er sei ein Halbblut-Indianer gewesen; das bleibt jedoch dahin gestellt; soviel ist gewiß, daß er von der kaukasischen Race nicht das Geringste in seinem Naturell hatte, noch sich aneignete, vielmehr zäh an den indianischen Sitten festhielt.

Der amerikanische Literat Samuel L. Knapp traf im Jahre 1828 zu Washington mit diesem Philosophen ohne Hosen zusammen, und ihm allein verdankt die Nachwelt das Nähere über diese merkwürdige Persönlichkeit und deren Erfindungen. See-quah-yah, oder Gueß — wie wir ihn fortan der Kürze wegen nennen wollen — war zur Zeit jener Unterredung etwa fünfundsechzig Jahre alt, die Conversation wurde durch zwei cherokesische Dolmetscher vermittelt. Der Indianer erzählte, daß er in seiner Jugend ein geweckter flotter Bursche gewesen sei und schon frühzeitig bei seinem Stamm als Märchenerzähler einen gewissen Ruf erlangt habe; seine umfassende Kenntniß der Traditionen brachte ihn sogar in den Ruf eines „Gelehrten", was ihn jedoch nicht hinderte, mit in die Kriege zu ziehen und Tomahawk wie Scalpirmesser gehörig zu handhaben. Eine Kniewunde warf ihn jedoch längere Zeit auf's Krankenlager, ja machte ihn für Lebenszeit zum Invaliden; die Gelegenheit, sich als Krieger oder kühner Jäger auszuzeichnen, war ihm für immer abgeschnitten. So wurde er Philosoph, d. h. nach seiner Art, und an Zeit zum Nachdenken fehlte es ihm fortan nicht.

Nun war auf einem seiner Kriegszüge ein Amerikaner gefangen worden, welcher einen Brief bei sich trug. Der Gefangene, über dieses seltsame Ding befragt, las den Brief laut vor, und obwohl die Rothhäute kein Wort verstanden, so waren sie doch hoch erstaunt über den Zauber, der in den schwarzen Zeichen steckte, die den weißen Mann befähigten, ohne weiteres Nachdenken eine so fließende Rede zu halten. Das „sprechende Blatt" wurde Gegenstand einer besonderen Berathung, in welcher ein Häuptling die Frage aufwarf, ob der große Geist den Bleichgesichtern jene geheimnißvolle Gewalt verliehen, oder ob diese sie selbst entdeckt hätten. Die meisten Krieger waren der ersteren Ansicht, nur See-quah-yah vertheidigte beharrlich die letztere.

Seitdem kam ihm jenes merkwürdige Blatt nicht mehr aus den Gedanken, er saß monatelang in seinem Wigwam, rauchte und grübelte; über seinem Scheitel zog die Zeit in rastlosem Fluge, um ihn herum wechselten die Jahreszeiten, die Natur mit ihnen, er merkte es kaum, denn eine Idee hatte seine Gedanken gekreuzt, des Opfers eines Menschenlebens vollkommen würdig: er war entschlossen, seiner Nation einen ähnlichen Zauber zu verschaffen. Zuerst ging er daran, auszufinden, wie viel verschiedene Laute seine Muttersprache habe. Da Gueß selbst kein besonders musikalisches Gehör besaß, so nahm er Frau und Kinder zu Hülfe. Für jeden festgestellten Laut machte er sich ein bestimmtes Zeichen; anfangs schien es ihm gerathen Bilder von Thieren, Pflanzen und Waffen zu nehmen, er gab diesen Gedanken aber bald wieder auf und behalf sich mit anderen Merkmalen; so brachte er etwa zweihundert verschiedene Charaktere für sein Alphabet zusammen. Seine Tochter, die ihn bei diesen Experimenten treulich unterstützte und bald im Stande war erfinderisch mitzuwirken, half die Zahl der Schriftzeichen auf fünfundachtzig reduciren.

Nun begann unser Kadmus leicht nachzuahmende Buchstaben zu schaffen, auch das gelang vortrefflich, und so war die Cherokesenschrift erfunden. Als Griffel diente dem Erfinder ein Nagel, als Schreibtafel ein Stück Baumrinde.

So weit erfolgreich, sann er natürlich darauf, seine Erfindung immer mehr zu vervollkommnen. Der nächste Agent der amerikanischen Regierung mußte ihm Papier liefern; Tinte gewann er aus der Rinde eines Waldbaumes, deren färbende Eigenschaften er bereits kannte. Wenn ihm nun auch das Federschneiden anfangs nicht besonders gelingen wollte, so half doch sein erfinderischer Geist auch bald über diese Schwierigkeit hinweg und der Mann, welcher ein Alphabet erfunden hatte, das nahezu viermal so umfassend ist, als das der deutschen Sprache, fand auch aus, daß die Feder einen Spalt haben müsse, um erfolgreich damit arbeiten zu können.

Der schwierigste Theil seiner Arbeit war jedoch noch zu thun, nämlich den Cherokesen die Erfindung plausibel zu machen. Das Neue stößt bei allen Völkern, sie mögen nun viel oder wenig, oder auch gar keine Seife beim Waschen gebrauchen, auf Widerstand, man denke an Guttenberg, Fulton u. a. Jener amerikanische Wunderdoctor hat ganz recht, wenn er sagt: „Es ist keine Kunst eine Medicin zu erfinden, die Alles heilt, aber eine Kunst ist es das Publicum glauben zu machen, daß sie Alles heilt." Auch Gueß mußte erfahren, wie schwer es ist den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen. Schon seit längerer Zeit hatte man sein Treiben mit Mißtrauen und Mißfallen betrachtet; man hielt ihn für einen bösen Zauberer und mied ihn; der Wahn wurde sogar dermaßen geschürt, daß eine Zeitlang sein Leben gefährdet war.

Ungeachtet dieser wenig ermuthigenden Stimmung gelang es ihm doch, die bedeutendsten Männer seiner „Nation" in seinem Wigwam zu versammeln, um sie über seine Entdeckung in's Klare zu setzen. Er erinnerte sie an den Streit über jenes „sprechende Blatt", begann dann seine damals geäußerte Ansicht näher zu begründen, wobei er sogleich eine genaue Erklärung der Schreibkunst mit einlaufen ließ, und schließlich rückte er mit seiner Erfindung heraus.

Die Häuptlinge schüttelten halb zweifelnd, halb mitleidig die Köpfe, und es war wahrscheinlich ein großes Glück für unsern Erfinder, daß es bei den Indianern keine Narrenhäuser gab, er wäre wohl ohne Weiteres eingesteckt worden. So aber sagten sie gar nichts und warteten ab, bis See-quah-yah sie überzeugen werde. Wir haben bereits oben gesehen, daß seine Tochter bei der Erfindung half; diese sollte jetzt den Beweis liefern. Sie mußte mit einem Häuptling den Wigwam verlassen; der Sachem wurde ersucht, einen Gedanken auszusprechen, und Gueß schrieb denselben auf. Das Mädchen wurde gerufen, man hielt ihm das Papier hin und — die Rothhäute sprangen vor Staunen und Schrecken von ihren Sitzen. Das ging nicht mit rechten Dingen zu! Unser Erfinder konnte die erregten Gemüther kaum beschwichtigen und erst, als er nochmals betheuert hatte, daß durchaus keine Zauberei im Spiele sei, durfte er seine Experimente fortsetzen; er verließ das Zelt und das Mädchen mußte schreiben, auch dieses wurde gelesen.

Nach einer kurzen Berathung begannen die Häuptlinge die Sache in einem milderen Lichte zu betrachten und schließlich gewann die Ueberzeugung Raum, daß der lahme See-quah-yah eine äußerst wichtige Erfindung gemacht habe.

Allen in Nordamerika lebenden Volksclassen, sie mögen nun kaukasisches, indisches oder äthiopisches Blut in den Adern haben, ist das gemein, daß bei ihnen die That auf den Gedanken folgt. Rasch entschlossen, führen sie das Beschlossene rasch aus. Wie das Klima dieses Landes sich immer in Extremen bewegt und die Uebergänge fast gar nicht bemerkbar sind, so seine Bewohner;

* Die Cherokesen, die, wie bekannt, als der numerisch stärkste und als der civilisirteste Stamm unter allen nordamerikanischen Indianern gelten, siedelten im Jahre 1838 in das heutige Indianergebiet westlich von Arkansas über und treiben daselbst Ackerbau und Baumwollencultur.

sie wechseln ihre Ansicht eben so leicht wie die Hemden, und Ideen, die in Europa Decennien der Vorbereitung brauchen, werden hier über Nacht als selbstverständlich acceptirt. Noch ehe die Häuptlinge sich trennten, wurde beschlossen, dem Gueß eine Anzahl talentvoller junger Leute zu übergeben, damit er dieselben in seiner Kunst unterrichte. Schon nach wenigen Wochen konnte er eine Prüfung veranstalten, die äußerst günstig ausfiel. Das war ein Freudentag der Cherokesen, wie seit Entdeckung des großen Pfeifensteinbruches kein zweiter die Indianer beglückte. Eine Büffeljagd wurde zu Ehren der Erfindung veranstaltet und ein langes Gastmahl folgte.

Der Leser muß nicht glauben, daß ich hier das Histörchen, welches sich an die Entdeckung des pythagoräischen Lehrsatzes knüpft, aufwärmen wolle; man lese nur Knapp's Bericht, und diesem trockenen Yankee liegt sicherlich nichts ferner, als witzige Beziehungen; die Büffeljagd zu Ehren der neuerfundenen Cherokesenschrift hat thatsächlich stattgefunden und zeigt, daß — wie Heine sehr treffend bemerkte — seit den Tagen des Pythagoras bei jeder neuen Erfindung die Ochsen zittern müssen.

Bei dem Mahle erhielt Gueß den Ehrenplatz und die Indianer betrachteten ihn als ein höheres Wesen, denn der weise, große Manitou war mit ihm. Der noch vor Kurzem verachtete, von allen Kriegern scheu gemiedene Invalide wurde jetzt Häuptling der Nation, aber den Kriegspfad beschritt er nicht wieder, vielmehr gründete er in allen Cherokesendörfern Schulen und sorgte dafür, daß seine Erfindung in unglaublich kurzer Zeit Gemeingut der Nation wurde.

Die amerikanische Regierung — von jeher bereit, Alles zu thun, was die Civilisirung der Rothhäute fördern kann, die aber leider durch die Geldgier ihrer Agenten und die Landgier der früher dominirenden Sclavenbarone, hauptsächlich aber durch die von beiden Factoren provocirte grausame Kriegsführung der Indianer oft zum Vernichtungskrieg gegen dieselben gezwungen wurde — besorgte einen Guß Typen für das von Gueß erfundene Alphabet und gab den Cherokesen die Mittel, in ihrer neuen westlichen Heimath — sie wurden nämlich zu jener Zeit von Georgia nach Kansas verwiesen — eine Zeitung zu etabliren, die in englischer und cherokesischer Sprache erscheint und unter dem Namen „Phönix“ noch heute in New-Echota prosperirt.

Wer von den monströsen Zeichnungen der Indianer und von den Hieroglyphen, die sich zuweilen an ihren Denksteinen befinden, auf das von Gueß erfundene Alphabet schließen wollte, würde sich sehr täuschen. Ich war wirklich erstaunt, als ich nach langem Nachforschen das erste in der Cherokesensprache gedruckte Buch sah. Die Charaktere sind so einfach, so symmetrisch abgerundet, daß ich wirklich zweifelte, ob dieses die Erfindung eines Indianers sei. In dem Alphabet sind sechszehn englische große Buchstaben, und Gueß mag dieselben jenem „sprechenden Blatt“ entnommen haben; aber woher bekam er das große und kleine Lambda, das Rho, das kleine Beta, letzteres sogar in der doppelten Schreibweise, und das große Gamma, die wir alle in der vollendetsten Weise hier wiederfinden? Selbst das Zend und Sanskrit ist in diesem Alphabet vertreten. Ein Silbenzeichen hat große Aehnlichkeit mit einer Maultrommel, deren Zunge ausgebrochen ist; ein anderes sieht einem Korkzieher nicht unähnlich.

Gueß blieb jedoch nicht bei dieser einen Erfindung stehen, sondern fand bald heraus, daß der weiße Mann auch noch in anderer Beziehung manchen Vorsprung habe. Das Nächste, was er vermißte, war ein sichtbares, maßgebendes Hülfsmittel für das Rechnen. Selbstverständlich kannte er weder arabische noch römische Ziffern; die Cherokesen hatten zwar Worte für alle Zahlen bis Hundert, aber sie hatten kein gemeinschaftliches Hülfsmittel für's Addiren, Subtrahiren &c. Er sann nach und erfand ohne Euclid und ohne Adam Riese die vier Species. Seine größte Schwierigkeit war, den Zahlen in ihrer respectiven Bedeutung im Decimalsystem die gehörige Stelle anzuweisen; auch diese überwand er und es gelang ihm, seinen Landsleuten klare Begriffe von allen Zahlen bis zu einer Million zu verschaffen. Als Herr Knapp seine Bekanntschaft machte, war er ein tüchtiger Mathematiker.

Nun hat er doch wohl genug erfunden, wird der Leser denken. Noch lange nicht. Ein solcher Geist ist rastlos thätig, immer in fremden, unbekannten Regionen schweifend, für ihn giebt es kein Ziel, bis ihm der Tod sein unerbittliches „Genug“ zuraunt.

Gueß hatte bei seiner Alphabeterfindung leidlich Zeichnen gelernt. Wie alle Naturmenschen liebte er die Natur, und wenn er den Urwald im herbstlichen Blätterschmuck sah, wenn er die Pracht des Himmels beobachtete, wenn die Sonne im Spätherbst allabendlich von ihm Abschied nahm, so that es ihm in der Seele weh, eine solche Scene nicht festhalten zu können. Er sprach mit einem Agenten der Regierung darüber und hörte zu seiner Freude, daß der weiße Mann dieses meisterhaft verstehe. Sein Entzücken war jedoch vollkommen, als ihm der Agent einen Farbekasten verschrieb. Ohne weitere Anweisung machte sich Gueß daran, die Farben zu studiren, und sehr bald hatte er ausgefunden, daß durch Mischung derselben verschiedene Nuancen entstehen; nach kurzen Vorstudien begann er, die Natur mit überraschender Treue zu copiren. Seine Landschaften und Thierstücke erregten selbst bei Weißen Aufsehen, dieselben sind natürlich im Vergleich mit den Leistungen der kaukasischen Race roh, aber nicht selten geistreich und dabei immer correct. Einige derselben befinden sich in dem an Curiositäten und Indianer-Antiquitäten so reichen Smithsonian-Institut zu Washington, und diese Bilder verrathen eine bedeutende Kenntniß der Perspective.

Aber auch hierbei blieb er nicht stehen; er sah die unzähligen blinkenden Kleinigkeiten der Weißen und sann darauf, auch diese nachzuahmen. Gueß wurde deshalb Feuerarbeiter. Bei seinem Stamm waren wohl einige Schmiede, diese verstanden jedoch nichts weiter, als einen rohen Tomahawk zurechtzuhämmern, oder ein Gewehrschloß zu repariren. Gueß schmiedete nach den bei amerikanischen Officieren gesehenen Mustern silberne Sporen, Löffel, goldene Ringe &c. zum großen Entzücken der rothen Krieger und ihrer Frauen. Durch diese sich fast auf alle den Bedürfnissen eines Naturvolkes entsprechende Gewerbe und Künste erstreckende, theils schöpferische, theils reproductive Thätigkeit wurde Gueß der Schöpfer der Civilisation seines Stammes, und selten hat wohl ein einzelner Mann einen so mächtigen Einfluß auf die Cultur eines rohen Volkes ausgeübt, als dieser heidnische Indianer.

Von den Cherokesen fast abgöttisch verehrt und von den Weißen, besonders den Häuptern der Regierung in Washington, mit großer Auszeichnung behandelt, hätte man meinen sollen, der Abend seines Lebens sei ein heiterer, wolkenloser gewesen; leider war es nicht so. Auch ihn traf das Loos, welches seit Prometheus fast alle die ereilte, „welche der Menschheit einen Schmerz gestillt“.

Die amerikanischen Missionäre bemächtigten sich nämlich sehr bald seiner Erfindung, übersetzten die Bibel in die Cherokesensprache und verdrängten die von Gueß und seinen Schülern verfaßten Lehrbücher durch ihre christlichen Handfibeln aus den Cherokesenschulen. Der alte Mann aber hing treu an seinem Manitou, und alle Bekehrungsversuche scheiterten an seiner Zähigkeit. Die Missionäre konnten bei dem gewaltigen Einfluß, welchen Gueß besaß, auf keine Erfolge unter den Cherokesen rechnen, sie sannen deshalb darauf ihn unschädlich zu machen. Noch einmal wurde Aberglaube und Wahn gegen ihn heraufbeschworen und dieses wirkte, eine Familie um die andere wandte sich von ihm ab, wie vor zwanzig Jahren stand er abermals allein und verachtet da, aber diesmal ohne Hoffnung; kein fester Mannesmuth half ihm über die Bitterkeiten des täglichen Lebens, keine Zuversicht auf bessere künftige Zeiten erhellte seine Pfade, sein Leben war ohne Ziel, sein Kampf gegen die Verleumdung ohne Siegeshoffnung — er verfluchte seine Erfindung, brach sein Zelt ab und zog mit seiner Familie im Spätherbst des Jahres 1842 der mexicanischen Grenze zu, wo er sich bei San Fernando niederließ. Dort starb er nach einem langen furchtbaren Winter, der ihn fast dem Hungertode nahe brachte, im August 1843 als achtzigjähriger Greis.

Noch rast auf den Prairien des fernen Westens der Vernichtungskampf gegen die rothen Kinder dieses Continents; noch lesen wir täglich von Blutbädern der Sioux, Apachen, Comanchen und anderer Stämme, vor deren Gräueln die historische Massacre von Wyoming in Nichts verschwindet; von den Cherokesen indessen hört man nur selten, außer etwa, daß eine Deputation in Washington angekommen ist, um die Verträge zu erneuern und gelegentlich „den großen Vater“ — wie der Präsident seit den Tagen von Washington von den Indianern genannt wird — einmal zu sehen. Fast mitten unter den Weißen wohnend, haben sie längst die nomadischen Gewohnheiten der rothen Race aufgegeben, es sind die civilisirtesten

Rothhäute Nordamerikas. Wenn jedoch die Cherokesen ein civilisirtes Völkchen geworden sind, das Ackerbau, Gewerbe und Handel treibt, Kunst und Wissenschaft pflegt, eine geordnete Staatsverwaltung besitzt, überhaupt eine Republik in der Republik bildet, so war es nicht Kreuz und Schwert der Weißen, was sie auf diese Bahn leitete, sondern vielmehr der Himmelsfunke Genie, welcher in der Brust dieser Rothhaut schlummerte und durch die Berührung mit europäischer Cultur entzündet wurde; der Name See-quah-yah verdient deshalb einen ehrenvollen Platz in der Culturgeschichte der Völker.

Blätter und Blüthen.

Eine alte Freude. Die Berichte über das, was von Kanzeln und in frommen Blättern gegen die „Gartenlaube“ geeifert wird, und die directen Zuschriften an den Herausgeber, deren Inhalt die ganze Stufenleiter vom salbungsvollen Wehgeheulen bis zur unfläthigen Gemeinheit umfaßt, bilden einen ansehnlichen Stoß, mit welchem die Gegner unseres Blattes uns das reichhaltigste Arsenal gegen sich selbst überliefert haben. Vor der Hand wird die Sammlung ruhig fortgesetzt. Einen kleinen Einblick in dieselbe dürfen wir jedoch unseren Lesern wohl gönnen, namentlich weil er trefflich geharnischte Kämpen für uns in die Schranken rief.

Vor einigen Wochen schrieb uns ein Freund aus Güstrow, in Mecklenburg-Schwerin, daß in der dortigen Schloßkirche von dem Pastor Bard die „Gartenlaube“ als Teufelsblatt verdammt worden sei. Hatte nun der „Kladderadatsch“ nichts Eiligeres zu thun, als Se. Ehrwürden zu seinem unfreiwilligen Mitarbeiter zu ernennen, so kam die „Mecklenburgische Central Zeitung“ demselben zu Hülfe mit folgendem „logischen Beweis“:

„Existirte kein Teufel, so gäbe es auch keine Hölle: gäbe es keine Hölle, so kämen wir Alle in den Himmel; kämen wir Alle in den Himmel, so kämen auch die Schlechtgesinnten hinein; kämen die Schlechtgesinnten hinein, so wäre der Himmel kein Himmel; wäre der Himmel kein Himmel, so könnten auch die Gutgesinnten nicht belohnt werden; die Gutgesinnten müssen aber belohnt werden, folglich muß es auch einen Teufel geben. — Einen Teufel haben wir also, und dieser Teufel würde kein rechter Teufel sein, wäre er nicht über den ganzen Erdboden verbreitet. Ebenso verbreitet auf der Erde sind die Blätter; von allen Blättern ist nun die ‚Gartenlaube‘ das weitverbreitetste, das am meisten gelesene Blatt: kann es da uns Wunder nehmen, wenn der Teufel die ‚Gartenlaube‘ zu seinem Blatt, zum Teufelsblatt, erhoben hat?“

Die „Berliner Wespen“ aber machten dem geistlichen Herrn den Standpunkt in ihrer poetischen Weise klar, wie folgt:

Die „Gartenlaube“ ein Teufelsblatt.

Hört! Hört! was jüngst zelotet ward
In Güstrow von dem Pastor Bard.
Der rief: „O fromme Gemeinde, glaube,
Es ist die Leipziger Gartenlaube
Ein Höllenjournal, ein Teufelsblatt!
Weh’ Jedem, der es im Hause hat!“

Und in der Schloßkirch’ weiter schrie
Das Pfäfflein: „Liebe Gemeinde, sieh’,
Der Teufel macht diesen Haufen wilder
Gedichte, Romane, Erzählungen, Bilder,
In jeder Nummer ein ganzes Schock,
Und reitet beständig daselbst den Bock!“

Doch lächelnd sprach die ganze Gemein’:
„Der Teufel hinkt ja auf einem Bein;
Wenn er im Blatt steckt mit Kopf und Zehen,
Wie könnt’ es so ausgezeichnet gehen?“ —
Sie eilten und schafften das Blatt sich an.

Moral.

So macht Reclame ein frommer Mann!

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes
gingen ferner ein: G. R. 1 Thlr.; Schüler eines Berliner Gymnasiums 4 Thlr.; ein Kränzchen junger Frauen in Frankenhausen 5 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Gesangvereins zu Reetz, Nm. 10 Thlr.; Minna Reuter in Hammerwerk-Oberndorf 2 Thlr.; Frau Rentmeister Leydorf in Zierenberg 1 Thlr.; bei einer Geburtstagsfeier in Nordenberg ges. 4 Thlr.; Nettoertrag eines Concerts in Pillau 30 Thlr.; L. S. in Prag 5 Thlr. 16 Ngr. 5 Pf. (10 fl. ö. W.); v. S. in Neustadt a. d. H. 5 Thlr. 21 Ngr. 5 Pf. (10 fl. rh.); F. O. in Lauterbach 2 Thlr.; Kießling u. Co. in Brüssel 5 Thlr.; C. v. H. in C. 3 Thlr.; C. P. J. in Sylt 3 Thlr.; Sammlung in Culmsee und Umgegend 29 Thlr.; Gust. Grünthal in Gräfenthal 3 Thlr.; J. O. W. in Mänedorf 1 Thlr.; vom Personal des kgl. bair. Berg- u. Hüttenamtes Sonthofen 16 Thlr. 8 Ngr. 6 Pf.; aus Quistainen 2 Thlr. 15 Ngr.; die Privattöchterschule der Frau Gräffer in Querfurt 6 Thlr.; N. N. Zielenzig 5 Thlr.; Ertrag eines vom Sängerverein in Meerane gegebenen Concerts 40 Thlr.; Ertrag einer Sammlung in der A. Schimon’schen Weinhandlung in München 28 Thlr.; aus Löbau in Westpr. 7 Thlr.; A. S. in Golßen 20 Ngr.; die Schulkinder des Lehrers Hussong in Sembach (Rheinpfalz) 7 Thlr. 10 Ngr.; mehrere Menschenfreunde durch Pfarrer Heß in Jettenbach 4 Thlr.; Ertrag einer musikal. Abendunterhaltung des Gesangvereins Arion und der Feuerwehrmusik in Furtwangen 26 Thlr. 8 Ngr. 5 Pf.; Edm. Seyffert in Linz 1 Thlr. 3 Ngr. 3 Pf. (2 fl. ö. W.); B. Conrad in Nördlingen 1 Thlr.; Unbekannt 1 Thlr.; A. C. in Paris 5 Thlr.; aus Kukel 3 Thlr.; A. K. in Bonn 2 Thlr.; N. N. in Goldberg 2 Thlr.; Sammlung in der Stadt Laucha durch Bürgerm. Blüthgen 38 Thlr. 26 Ngr. 3 Pf.; die Arbeiter der Flachsspinnerei und Bleiche von Renner u. Co. in Röhrsdorf 7 Thlr. 5 Ngr.; Ertrag eines Kinder-Concerts in Schwerin 28 Thlr.; Ertrag einer Vorstellung des Liebhabertheaters in Alen a. E. 20 Thlr.; Leser der Gartenlaube aus Seidorf in Schlesien 1 Thlr. 3 Ngr.; H. R. in Pest 1 Thlr. 20 Ngr. (3 fl. ö. W.); ein Abonnent in Nordhausen 10 Thlr.; Beamte und Arbeiter des Eisenwerks in Kindberg (Steierm.) 44 Thlr. 28 Ngr. 6 Pf. (81 fl. ö. W.); von Deutschen und Schweizern in Livorno durch Ernst Wagner 108 Thlr. 20 Ngr.; aus Berlin 1 Thlr.; Gustav Przibram in Prag 50 Thlr.; Reinertrag einer theatralischen Abendunterhaltung des Bürgervereins in Hausberge 8 Thlr.; H. C. M. in Berlin 1 Thlr.; durch Dr. D. aus B. von der Dienstgesellschaft in Treuchtlingen (Baiern) 17 Thlr. 11 Ngr.; N. N. 2 Thlr. 6 Ngr. 6 Pf. (4 fl. ö. W.); von der Kaltlochgesellschaft in Offenburg 40 Thlr.; Bernh. Dörffel in Kirchberg 1 Thlr.; C. A. Wolf in Kirchberg 1 Thlr.; Geschwister L. in Föllingen 1 Thlr.; Hermus 1 Thl.; Pastor Broens in Delft in Süd-Holland 2 Thlr.; Gust. Ripsch in Naumburg 2 Thlr.; C. A. 5 Thlr. 16 Ngr. 5 Pf. (10 fl. ö. W.); C. W. 16 Ngr. 7 Pf. (1 fl. ö. W.); Oberförster Hansing in Gr. Lengden 1 Thlr.; aus Steinau a. O. 1 Thlr.; Sammlung des Rauchclubs beim Sengbusch in Colberg 1 Thlr.; in der Schule in Beauregard (Prov. Brandenb.) ges. 1 Thlr. 14 Ngr.; Bauer in Berlin 3 Thlr.; Wirthe u. Dienstleute des Hôtel Elisabeth in Ischl 11 Thlr. 3 Ngr. (20 fl. ö. W.); K. J. in St. Petersburg 2 Thlr. 16 Ngr. (3 Rubel); aus Sangerhausen 5 Thlr.; Kalkofen 4 Thlr.; Kr. in Greifenberg 5 Thlr.; Sammlung bei einer Humboldt-Feier der Camera clara in Rodenkirchen (Oldenburg) 4 Thlr. 10 Ngr.; Sammlung beim Stiftungsfest des Gesangvereins in Domburg 7 Thlr. 3 Ngr.; Sammlung bei einem Concert- und Theaterabend in Frankenhausen i. Th. 53 Thlr. 5 Ngr.; Joh. Goeyger in Wien 2 Thlr. 23 Ngr. 7 Pf. (5 fl. ö. W.); J. L. in Lichtenberg bei Berlin 1 Thlr.; A. C. in B. 1 Thlr.; J. C. S. aus New-York 1 Thlr. 20 Ngr. (3 fl. ö. W.); Finderlohn aus Nordenberg 2 Ngr. 5 Pf.; C. H. G. 2 Thlr. 25 Ngr. (5 fl. rh.); von einem Geburtsfeste zu Braunsberg 1 Thlr. 18 Ngr.; A. J. O. in Nelliehausen 3 Thlr.; Gutsbesitzer Rhodius in Cartshof bei Ellingen 1 Thlr. 4 Ngr. 3 Pf.; der gemischt chorige Gesangverein zu Keuschberg bei Dürrenberg 17 Thlr.; H. H. in Posen 5 Thlr.; die Streichgarn-Spinnerei zu Dahlhausen bei Lennep 20 Thlr.; H. 2 Thlr.; Lorenz Hutschenreuther in Selb 10 Thlr.; gesammelt beim Turnfest in Greifenberg in Pommern 5 Thlr.; aus einem Posthause des Algäu 1 Thlr.; B. Oertel in Schlüchtern 5 Thlr.; Ernst Häusel in Dresden 1 Thlr.; der Scat-Club in Märzdorf bei Kaiserswaldau 8 Thlr.; P. T. 2 Thlr. 15 Ngr.; Ertrag eines Concerts des Liederkranzes in Oberkirch 28 Thlr. 17 Ngr.; F. W. in Freiburg i. B. 17 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf. (30 fl. rh.); die höhere Töchterschule u. einige Schülerinnen der mittleren Töchterschule in Spandau durch Rector Baldamus 26 Thlr.; Liedertafel in Soest 3 Thlr. 20 Ngr.; Lehrer u. Schüler der obern Knabenclasse in Soden (Nassau) 2 Thlr.; C. F. in Schwanebeck 3 Thlr.; H. u. D. in Potsdam 1 Thlr.; als Sühne einer Wette von B. Ems 3 Thlr.; Sammlung in der Schule zu Creussen durch Lehrer Rost 1 Thlr. 15 Ngr.; S. Mayer in Hammelburg 2 Thlr.; Sammlung in der höhern Töchterschule der Frau Hentschel in Schönlanke 3 Thlr. 2 Ngr.; Ertrag einer von den Patienten des Asyls Carlsfeld bei Halle a. S. veranstalteten Lotterie 33 Thlr. 10 Ngr.; der wissenschaftliche Seminarverein Constantia in Weimar 2 Thlr.; ein Sachse in Nviregyháza 2 Thlr.; aus Heldburg 1 Thlr.; F. B. in Allenstein in Ostpr. 5 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Gesangvereins Phönix in Solingen 158 Thlr. 11 Ngr.; Beitrag von Einwohnern von Stadt-Ilm durch den Stadtrath das. 45 Thlr.; Os. Ottendorfer in New-York 200 Thlr.; vom Georginenfeste in Rothwasser, R. B. Liegnitz, durch Kretschmar 8 Thlr.; Louise W., Marie N., Filibert W. aus Lengsfurt a. M. 1 Thlr.; der Künstlerverein Schlaraffia in Berlin 18 Thlr.; aus Wormlage 1 Thlr.; ein junges Mädchen 1 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Männergesang-Vereins in Pförten 28 Thlr.; F. W. Kromm in Michelstadt 17 Ngr. (1 fl. rh.); Turnverein in Lauban 1 Thlr. 20 Ngr.; Sammlung in der Stadt Gransee durch den Magistrat das. 24 Thlr. 5 Ngr. 5 Pf.; J. K. in Finsterwalde 1 Thlr.; J. E. O. 1 Thlr.; Sammlung der Expedition des Märk. Stadt- u. Landfreundes durch Buchhdlr. J. G. Striese in Königsberg i. d. N. 9 Thlr. 16 Ngr.; M. K. 5 Thlr. (Summa sämmtlicher Eingänge: **3762 Thlr. 17 Ngr. 8 Pf.**)

Die Redaction.

Inhalt: Jedem das Seine. Von Ad. von Auer. (Fortsetzung.) — Das Bild des Meisters. Von J. C. Lobe. Mit Portrait. — „Es kann ja nicht immer so bleiben!“ — Bei Giuseppe Mazzini. Von Ludmilla Assing. — Ein neues Blatt aus Kaulbach’s Todtentanz. Zur Nachfeier des jüngsten großen National-Jubiläums. Mit Illustration. — Das „sprechende Blatt“ des Indianers. — Blätter und Blüthen: Eine alte Freude. — Quittung über neue Eingänge für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

(Fortsetzung.)

Rose Fröhlich's kleines Herz schlug schon zutrauensvoll dem guten Hasso entgegen, wie man an der Stellung des Kindes sehen konnte, das, mit beiden Händchen auf sein Knie gestützt, vor ihm stand und mit den weitaufgerissenen Augen ihm die Worte von den Lippen zu fangen schien.

Herr Fröhlich wurde nun aufgefordert, die Stimme der beiden ältesten Kinder zu prüfen. Er setzte sich an's Piano, er ließ sie Scala singen, er nickte und rieb sich die Hände, als er damit fertig war.

„Nun?“ fragte Tante Rosine ungeduldig.

„Es kann werden, es kann werden,“ sagte der Sänger, „aber erstens ist der junge Herr im Stimmwechsel begriffen und noch zu jung zu wirklichem regelrechtem Unterricht, und zweitens darf des Fräuleins Stimme auch noch nicht sehr angestrengt werden. Alles mit Maß, gnädige Frau.“

Rosine wandte sich ungeduldig ab.

„Hol' Sie der . . .!“ sagte sie zornig und kehrte ihm den Rücken. „Ihr dummen Kinder, konntet Ihr das nicht abmachen, ehe Ihr zu mir kamt?“ sagte sie zu den beiden Geschwistern, die, viel zu harmlos, um den Vorwurf für Ernst zu nehmen, ihn mit einem fröhlichen Lachen beantworteten. „Na, Gott sei Dank, Ihr seid nicht nervenschwach!“ sagte sie, „man kann Euch anschreien, ohne daß Ihr heult, gleichviel ob man Euch Unrecht thut oder nicht. Im Grunde könnt Ihr freilich nicht dafür, daß Ihr gerade in dem dummen Alter seid und mir meine Freude verderbt. Sage, Hasso,“ wandte sie sich plötzlich zu diesem, „auf die Universität kannst Du wohl noch nicht?“

„In vier Jahren hoffe ich so weit zu sein, Tante.“

„In vier Jahren, wenn Du die Stimme fest hast, nicht wahr? Dann gerade nicht!“ höhnte Rosine. „Das hätte mir gefehlt! Das Kneipenleben und Biertrinken, ich werde wohl zugeben, daß Du Dir die Stimme so verdirbst! Auf die Universität kommst Du nur während des Stimmwechsels, sonst gar nicht.“

Hasso's ganzes Gesicht lachte und sie, die es liebte, daß man ihre Art und Weise mit gutem Humor aufnahm, fing an, mit größerem Wohlgefallen auf den Knaben zu blicken und ihr Mißtrauen einigermaßen zu vergessen.

„Soll ich denn Sänger werden?“ fragte er halb im Scherz, halb betroffen.

„Sänger in meiner Hauscapelle, sonst nicht, und danach muß sich das Uebrige richten.“

Diesem bizarren Wesen war nun die Erziehung der Kinder übergeben. Zwischen zwei einander schroff gegenüberstehenden Klippen, der Tante und Dore, hatten sie ihr Schifflein hindurchzuführen, zwischen Engel und Affe gleichsam ihr Menschenthum zu finden und zu behaupten, denn wie am ersten Abend wurde das Eine immer zum Stichwort für das Andere; wenn die Tante Engel sagte, konnte man sicher sein, daß bei Dore der Affe folgte, und umgekehrt.

Die Sorge für ihre Erziehung ruhte auf Ursula's jungen Schultern. Sie fuhr fort sie zu unterrichten. Sie hatte, so weit es für ihr Alter paßte, eine gediegene Bildung, und der ihrer Richtung natürliche Eifer, sich fortzubilden, wurde durch den Gedanken an die Anwendung der zu erwerbenden Kenntnisse nun erhöht.

Der Tante war das Alles ein Räthsel, auch begriff sie Ursula's Geduld nicht, die nicht müde wurde, dem mangelnden Verständniß der Kleinen zu Hülfe zu kommen, ihr Nachdenken zu wecken und die wenig lebhaften Geister anzuregen.

Wenn die Tante einmal dazu kam, riß sie sich gewiß in den nächsten zehn Minuten die Haube vom Kopf oder stürzte mit einem polternden „Gott, was sind die Affen dumm!“ zum Zimmer hinaus. Sie verwünschte die Unterrichtsstunden. Sie war immer dafür, den Kleinen Ferien zu geben, aber mit Ursula war in der Beziehung nichts anzufangen, der ruhige, freundliche, aber feste Widerstand derselben in diesem Punkt nicht zu erschüttern. Sie hatte Vernunft und Recht für sich, das eben ärgerte die Tante, die auf Ursula's Phlegma schalt und die Kinder, wenn sie ihrer habhaft werden konnte, nur um so mehr verzog und verwöhnte.

Der alte Sänger, der oben im Hause gewohnt, eine gerade so harmonische Natur als seine Kunst es war, starb. Nicht nur die Enkelin trauerte tief, auch Hasso und Ursula beklagten den Verlust des Lehrers und Freundes, die weichherzigen Zwillinge weinten strömende Thränen. Rosine schnitt ernste Gesichter und nahm es ihm halb und halb übel, daß er gestorben und der Unterricht dadurch unterbrochen war. Wer sollte nun ferner die Sonntagsconcerte leiten?

Es war Alles so schön im Gange. Ursula's Stimme in vollem Flor, Hasso über die schlimmste Zeit der Schonung hinaus. Elly und Liddy freilich waren noch nicht mitzuzählen und auch Rose nicht, was den Gesang betraf, aber sie spielte für ihre Jahre ausgezeichnet und so war für Abwechselung im häuslichen Concert gesorgt.

Nun sollte sie fort. Der Großvater hatte es so bestimmt.

Den Willen der Todten muß man ehren. Wenigstens empfand das heranwachsende Mädchen es so, was auch ihre Neigung gegen des Großvaters Beschlüsse einzuwenden haben mochte. Sie hatte des Großvaters musikalisches Talent geerbt und sollte zu einer Dame in der Residenz, um nach deren Entscheidung und Rosens Befähigung zur Concert- und Opernsängerin oder dramatischen Künstlerin ausgebildet zu werden. Madame Durando hielt eine Kunstschule, aus der schon manches vorzügliche Mitglied der Bühne hervorgegangen war.

Tante Rosine hatte immer gegen die Bühne geeifert, jetzt vollends wollte sie nichts davon wissen.

„Du wirst nicht auf die Bühne gehen, Du hast nicht die Allüren einer Theaterprinzessin," sagte sie ihr zum Abschied. „Concertsängerin meinetwegen, und Dein erstes Concert giebst Du bei mir, die Hand darauf."

Rosens schöne Augen leuchteten hell auf, als sie einschlug. Frau von Fuchs, Hasso, die drei Schwestern, hatten sie auf die Post begleitet. Sie mußte allein reisen, ganz allein, die arme Waise. Frau von Fuchs empfahl sie dem Conducteur. Sie band sie ihm auf die Seele und unterstützte ihre Empfehlung mit einem gewichtigen, bei dergleichen Gelegenheiten meist sehr wirksamen Händedruck.

„Gott geleite Dich, mein Kind," sagte sie dann freundlich, „schade, daß man Dein hübsches Gesicht nun nicht mehr sehen soll."

Der Postillon blies zum dritten Mal, zum letzten Mal fühlte Rose sich von den Armen ihrer Gespielinnen umschlungen und Hasso flüsterte ihr zu:

„Ich sehe Dich bald wieder, Rose, ich studire jedenfalls ein Jahr in B."

Hasso hatte sein Abiturientenexamen bestanden. Er hatte seinen Weg durch die Schule in ruhiger sicherer Weise gemacht und er schien alle Anlage zu haben, seinen Weg durch das Leben in derselben Art zurückzulegen. Er war mit seinen Wünschen und Absichten völlig im Reinen und legte dem Vormund, der zu diesem Zeitpunkt nach L. gekommen war, mit seinem Mündel und Neffen, wohl auch mit der gestrengen Pflegerin desselben Rücksprache über dessen ferneren Lebensweg zu halten, statt unreifer Projecte gleich einen festen Plan vor, der von der Energie seines Willens, von dem ernsten Vorsatz zeugte, sich das Leben, so weit es in menschlicher Macht lag, nach selbstständiger Auffassung zu gestalten.

„Auf die Universität gehe ich jedenfalls, wenn es Deine Billigung hat," erklärte er dem Vormund. „Die Tante ist dagegen. Es ist eine Grille von ihr. Wäre es ein begründeter Wille, würde ich mich fügen müssen."

„Was nennst Du einen begründeten Willen?" fragte der Major.

„Nun, wenn zum Beispiel die Tante arm wäre und meiner Hände Arbeit brauchte, oder allein und verlassen, aber," setzte er mit halbem Lächeln hinzu, „ich soll ihr nur vorsingen, weiter nichts."

Der Major lachte hell auf.

„Die verschrobene alte Person," brummte er in den Bart, setzte aber dann mit einer Art von Ingrimm hinzu: „sie wird Dir die Mittel zum Studiren nicht geben und ich kann Dir darin nicht helfen, armer Junge. Ich habe nur meine Pension und zwei Kinder, und der Clemens, der Schlingel, verbraucht mehr für Glacéhandschuhe als ich zum Leben. Ich wollte, ich könnte Euch austauschen. Er wäre gerade gut dazu, um die reiche Tante herumzuscherwenzeln, und spielen — nun, das ist auch das Beste, was er kann. Selbst mich betölpelt er manchmal damit, obgleich ich alle seine Schliche kenne. Seine Mutter war eine Fuchs, und die sind Alle musikalisch oder doch Musikenthusiasten, wie meine werthgeschätzte Cousine hier auch. Junge, wenn Du der Clemens wärst, an einem Singeabend schmeicheltest Du ihr die Mittel zum Studiren ab. Du thust es aber nicht, nicht wahr?"

„Lieber nicht," sagte Hasso munter, „ich bin selber noch zu reich, ich habe ja die tausend Thaler mütterliches Erbtheil, wenn Du mit der Verwendung einverstanden bist. Ich lerne bei dem Oberamtmann Blütow in Lichtenfeld die Wirthschaft. Ich habe es mit dem prächtigen alten Herrn schon besprochen."

„Mein Junge, Du wirst aber mit nichts anfangen müssen, wenn Deine tausend Thaler fort sind," wendete der Major ein. „Die Tante kann sehr alt werden und es kann lange dauern, ehe Du Gülzenow erhältst."

„Onkel, die Tante und Gülzenow wollen wir gar nicht in die Berechnung mit aufnehmen," unterbrach ihn Hasso, „rechnen will ich auf nichts als den lieben Gott und mich selbst, alles Uebrige kann mich im Stich lassen."

„Wenn er anfängt, hat er meine tausend Thaler," mischte sich Ursula, die bis jetzt schweigend zugehört, mit schüchternem Ton in das Gespräch. „Von mir nimmt er sie, das weiß ich."

„Ja, von Dir und Dich dazu," bekräftigte Hasso.

„Die tausend Thaler sind Deine Ausstattung, Kind, die rücke ich nicht heraus," versicherte der Major.

„Bis Hasso sie braucht, bin ich mündig," erklärte Ursula.

Der Major lachte.

„Das sind Kinderphantasieen," meinte er.

„Ich bin neunzehn Jahr alt, auch bin ich immer viel älter gewesen, als meine Jahre, das machte der frühe Tod der Mutter und die kleinen Geschwister," sagte sie einfach.

Der Major sah sie überrascht an. Er hatte sie wenig beachtet bis jetzt. Sie forderte weder durch ihr Aeußeres, noch durch ihr Wesen zur Beachtung auf, unschön und still und zurückhaltend, wie sie im Ganzen war. Die wenigen anspruchslosen Worte, die sie eben gesagt, warfen auf einmal Licht auf ihr Leben und Wirken und stellten es als selbstverständlich hin, daß sie nur da war der Geschwister wegen, daß, als die Mutter abgerufen wurde, sie, so gut sie es vermochte, die tiefe Lücke, die der Tod derselben riß, nach Kräften auszufüllen suchte.

„Hm, hm," brummte der Major. „Heirathen willst Du also nicht?"

Ursula lachte.

„Wer hat das gesagt? Aber es wird wohl von selbst so kommen," sagte sie.

Wieder sah sie der alte Herr wohlwollend an. Ihre Natürlichkeit gefiel ihm, und daß sie nicht wie so manches Mädchen aus der Noth eine Tugend machte und das mit gleichgültiger Herabsetzung zurückwies, was noch mit keiner Versuchung an sie herangetreten war.

„Nun, in die Zukunft kann Niemand schauen," sagte er.

„Nein," entgegnete sie, „es lohnt auch nicht sie sich auszumalen, es kommt meist anders, aber wenn ich es manchmal thue" — sie hielt einen Augenblick inne, dann setzte sie mit großer Herzlichkeit hinzu: „so fehlt keines der Geschwister auf dem Bilde."

Dies Gespräch fand statt, als nach dem ersten Mittagbrod, das der Major im Hause der Tante eingenommen, diese ihr Mittagsschläfchen hielt. Jetzt hatte sie es beendet, der Kaffee wurde servirt, auf welchen gemüthlichen häuslichen Act sie sehr hielt, dann machte Ursula den gewohnten Nachmittagsspaziergang mit den jüngeren Schwestern, Hasso begleitete sie, und der Major und die alte Dame blieben allein. Der Major lenkte augenblicklich das Gespräch auf den Gegenstand, der ihn nach L. geführt, und befürwortete Hasso's Wünsche bei der Tante.

„Ich halte es wohl für einen großen Unsinn, daß er Landwirth werden will," sagte sie, „es ist wenig dabei zu holen, aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wenn er wie ein Lastthier arbeiten will, um sein halbes Leben Inspector zu sein, meinetwegen. Mir ist's recht, wenn er nach Lichtenfeld geht, das ist eine Stunde von hier, und da kann ich das Einzige, was ich von ihm will, haben, seinen Gesang."

„Ist das wirklich das Einzige, Cousinchen?" fragte der Major. „Ich dächte, Du könntest mehr, viel mehr haben. Wenn er ein tüchtiger Landwirth ist, machst Du ihn zum Verwalter in Gülzenow —"

„Hoho!" rief die Tante aus, und die Stirnader schwoll ihr schon etwas an, „hoho, Herr Vetter! Das nenne ich mit der Thür in's Haus fallen. Also darauf läuft's hinaus! Ich habe mir immer so etwas Aehnliches bei der Passion gedacht. Der Hasso und seine Busenfreundin, die Ursula, das sind so stille Wasser, und stille Wasser sind tief."

„Jawohl, die beiden Kinder sind auch tief," ereiferte sich der Major.

„Voll tiefer Pläne," schaltete die Tante ein, „voll verrätherischer Pläne!" —

„Das wäre noch kein tiefer, noch weniger ein verrätherischer Plan, wenn Hasso mit dem Gedanken an Gülzenow seinen Beruf gewählt hätte!" fuhr der Major, noch seine aufwallende Heftigkeit bekämpfend, fort, „und was wäre natürlicher für Dich, verehrte

Cousine, als daß Du, nachdem er die nöthige Reife erlangt hat, den Nutzen zögest, der für Dich daraus erwachsen würde, daß Du ihm die Verwaltung Gülzenows übertrügest."

„Wundervoll! Ich danke für den Verwalter," sagte Rosine unwillig. „Der jetzige, der Jahre der Erfahrung für sich hat, bringt in der Sandbüchse nichts zuwege und die Einkünfte decken kaum Zinsen und Wirthschaftskosten."

„Liebe Cousine, warum entlastest Du das Gut nicht, warum zahlst Du nicht Capital ab und machst es frei? Vor allen Dingen, warum vertraust Du es nicht anderen Händen an?"

„Das alte Lied!" warf Rosine dazwischen.

„Der arme Junge würde es späterhin ein gut Theil leichter haben und die Mädchen hätten immer noch genug," sagte der Major, mit seinem ehrlichen Ungeschick nur das Wohl seiner Mündel im Auge und das Mißtrauen der Tante für eine Grille haltend, die man am besten ignorire.

Auf Rosinens Stirn bildeten sich rothe Flecken, das Herz schlug ihr heftig.

„Was habe ich mich doch dieses verdammten Eulennestes wegen schon ärgern müssen!" brach sie los. „Habe ich's denn etwa aus Eigennutz übernommen? Ich that es doch nur dem Vater zu Liebe, um es vor Subhastation zu bewahren. Ich zahlte von meinem mir durch die Tante zugefallenen Erbtheil die rückständigen Zinsen und die fällige Hypothek und übernahm es mit allen Schulden, nur um den alten Familienbesitz, an dem mein Vater hing und gewissermaßen ich auch, nicht in fremde Hände übergehen zu lassen. Was sollte ich anders thun?"

„Es konnte anders eingerichtet werden," versicherte der Major. „Wenn Du das Gut nicht kauftest, sondern Deines Vaters Gläubiger wurdest, so hatten die Kinder gleiches Anrecht wie Du, Hasso als männlicher Erbe vielleicht moralisch ein größeres. Ihr wart gemeinschaftliche Besitzer, Du hattest nicht allein über die Verwaltung zu entscheiden, die Kinder oder vielmehr deren Vormund sprach mit —"

„Das wollte ich gerade nicht. Entweder, oder!" erklärte die Tante. „Das hätte mir gefehlt, mich all' den Quängeleien und Bevormundungen auszusetzen, die ein solches Verhältniß herbeigeführt haben würde." —

Der Major, ohne sich an den Einwand zu kehren, fuhr fort: „Dein Capital stand sicher, das Gut ist schön, seine Einkünfte tragen mehr als die Zinsen der darauf stehenden Schulden und die Wirthschaftskosten. Dein Verwalter ist meiner Meinung nach ein Schuft, aber Du bist seine Herrin und ich kann mich nicht einmischen. Ich kenne den Kerl. Er hatte nichts an und auf dem Leib, als er hinkam, und soll sich jetzt Grundbesitz in Polen gekauft haben."

„Das ist mir gerade lieb, ich will, daß meine Leute sich gut stehen," fertigte Rosine den Major ab.

„Auf Kosten Deiner Bruderskinder, die ein thörichter, im Verzagen gefaßter Entschluß, den der Verstorbene bereut haben soll, ihres Erbes beraubte," entgegnete Brücken indignirt.

„Wo steht das geschrieben?" fuhr sie auf.

„Hier," sagte er und schlug sich auf's Herz. „Alles das, was ich Dir heut' und vorher schon hundertmal auseinandergesetzt habe, natürlich vergebens, weil Du ein Weib bist und diejenigen am meisten auf ihr Herrscherrecht trotzen, die am wenigsten Fähigkeit haben, es vernünftig auszuüben —"

„Leo, Du bist ein Grobian," rief sie dazwischen.

Er fuhr ruhig fort, da anknüpfend, wo er stehen geblieben war — „es vernünftig auszuüben, das Alles sagte ich Deinem Vater, als ich ihn das letzte Mal vor seinem Tode sah, und er versprach mir, mit Dir darüber zu sprechen —"

„Er hat es nicht gethan," unterbrach ihn Rosine.

„Schriftlich vielleicht," fuhr der Major fort.

„Ich habe seine Papiere durchgesehen und nichts gefunden," erklärte sie.

„Aber Andere willst Du nicht suchen lassen? Vier Augen sehen besser als zwei," sagte der Major.

„Nein!" fuhr sie heftig auf, „ich lasse mir kein Mißtrauenszeugniß ausstellen."

Der Major zuckte die Achseln.

„Sage was Du willst," fuhr sie fort, „all' Deine Annahmen von besserer Bewirthschaftung, von höherem Ertrag, von der Unredlichkeit des Verwalters, dem ich vertraue, weil ich ihn kenne, das Alles sind nur Hypothesen. Es ist Dir nur ärgerlich, daß ich das Gut habe, weil ich eine Frau bin und ihr Männer es einmal nicht gelten lassen wollt, daß eine solche auch das Regiment führen oder gar als Haupt einer angesehenen Familie repräsentiren könne. ‚Frau von Fuchs auf Gülzenow', das mißfällt Dir, mir aber gefällt's gerade und ich will's bleiben, nicht einen Acker, nicht eine Wiese, nicht einen Stein trete ich von dem Schloß und Gebiet Gülzenow ab."

„Gut, aber in's Grab kannst Du Gülzenow doch nicht mitnehmen, und Deines Bruders Kinder sind Deine natürlichen Erben."

„Natürliche Erben sind natürliche Feinde!" schrie die Dame, ihre Stimme zu den höchsten Tönen erhebend, und die Haube hatte schon wieder eine bedenklich schiefe Richtung, „ich will nicht, daß auf meinen Tod gelauert wird. Er wird früh genug kommen, auch ohne daß die auf mein Eigenthum gierig gerichteten Augen ihn herbeiwünschen."

„Weiß Gott, das thut Keiner," versicherte der Major begütigend. „Ich betrachte nur den Tod als etwas sehr Natürliches und irdisches Eigenthum als etwas sehr Unwesentliches nach dem Tode, deshalb scheute ich mich nicht, das Thema zu berühren, da es entscheidend für meiner Mündel Zukunft ist und bei Berathung derselben nicht außer Acht gelassen werden darf."

„So abstrahire bei den Zukunftsplänen ganz von der Erbschaft," erklärte die Dame, „ich verpflichte mich zu nichts. Ich habe die Waisen aufgenommen und erzogen, weil ich Platz im Hause hatte und Einer doch für sie sorgen mußte außer dem Vormund, dessen Wirkungskreis durch seinen Namen deutlich genug bezeichnet wird. Es muß außer dem Vormund," setzte sie spöttisch hinzu, „immer noch Einer sein, der für den Mund, das heißt der dafür sorgt, daß etwas in den offenen Schnabel der Verwaisten hineinkommt. Dieser Fürmund, mein Herr Vormund und Vetter, bin ich gewesen. Es war viel Plage dabei, und ich habe wohl ein Recht, die einzige Freude, die ich davon habe, auch ein wenig bei den Zukunftsplänen in Betracht gezogen zu sehen. Das Leben ist ein jämmerliches Ding, Vetter, und Vergänglichkeit die Frucht desselben, eine vergiftete, todbringende Frucht. Die Schönheit verwelkt und die Freude daran ist eine kurze. Ein Thor, wer die Zeit nicht nützt. Schönheit erfreut das Auge, Musik das Herz. Ich will von Beiden so viel haben, wie ich immer kann. Was hätte ich von Ursula und Hasso, wenn sie nicht sängen! Sie sind sonst Beide nicht nach meinem Geschmack, ich verstehe die stillen Wasser nicht, ich will Bewegung. Aber sie singen, und wenn sie singen, sind sie andere Menschen, die ich verstehe und die ich nicht missen möchte. Wenn ich Musik höre, sind alle Menschen gut. Im Augenblick, wo Einer singt oder spielt, wird er nicht daran denken, daß ich sterben werde und er mich beerben kann.

„Ich will, wenn's nicht anders ist, meinetwegen die Musik, die sie mir vormachen, bezahlen, so hoch wie sie wollen, ich bin nicht geizig, und aus Geiz hänge ich nicht an meinem Eigenthum, nur weil's mein ist und Keiner darein zu reden hat. Also Geld, so viel sie wollen, auch die Erlaubniß für Hasso, in Lichtenfeld die Wirthschaft zu lernen, aber auf die Universität lasse ich ihn nicht."

„Pardon, darüber habe ich zu entscheiden," schaltete der Major ein. Die Dame überschrie ihn:

„Soll er sich durch Kneipen und Biertrinken die Stimme verderben? Was braucht er zu studiren, wenn er Landwirth werden soll?"

„Damit ihm allezeit der Weg zum Staatsdienst offen steht, wenn's mit der Landwirthschaft nicht geht," fiel der Major ein. „Man kann ihn nicht wie einen reichen jungen Mann mit Berücksichtigung von Talenten und Liebhabereien erziehen, sondern wie Einen, dem man die Bahn des Erwerbes nach jeder Richtung hin öffnen muß."

„Dann werde ich ihm Gülzenow verschreiben und er bleibt," erklärte Rosine.

„Gülzenow mit all' den Schulden, nachdem alle die Jahre hindurch versäumt sind, in denen sie hätten zum Theil wenigstens getilgt werden? Wie sollte er das Gut wohl annehmen ohne einen Groschen Capital! Wenn Du das Gut vermachst, mußt Du auch die Mittel dazu geben, es zu erhalten, sonst ist er von Hause aus bankerott auf demselben."

Rosine sah den Redenden starr an.

„Seht doch Einer den Schlaukopf!“ sagte sie, und die rothen Flecken auf der Stirn traten wieder dunkler hervor. „Jetzt verstehe ich die Procedur. Läuft's darauf hinaus? Erst das Gut, dann das Capital! Herr Vetter, wir haben uns verrathen, so theuer werde ich mir aber den Gesang nicht kaufen. Nein, das geschieht nicht, nun gerade nicht. Schicke Hasso zum Teufel auf die Universität, wenn Du willst. Meinetwegen!“

„Ich habe mit dem Herrn keine Bekanntschaft, dann müßtest Du die Vermittelung übernehmen,“ gab der Major die Unhöflichkeit zurück.

„Je früher er fortkommt, um so besser!“ rief die zornige Dame. „Da hätte ich ja lieber mit offenen Wegelagerern zu thun!“

„Höre, Cousine,“ rief nun auch der Major mit erhobener Stimme, „wahre Deine Zunge. Rede über mich was Du willst, mir wird's nichts schaden. Ein Königlich Preußischer Officier ist allemal selbstverständlich ein Ehrenmann, aber der Junge hat noch kein Renommée, dem könntest Du es wegdisputiren. Mein Wort, das Wort eines preußischen Officiers, verstehe mich wohl, mein Wort darauf, daß er an Deinen ganzen Plunder von Reichthum mit keiner Silbe denkt —“

„Und er hat doch an dem Abend, als er ankam, dem Kutscher, der ihn herbrachte, versprochen, ihn einst auf Gülzenow in Dienst zu nehmen,“ unterbrach ihn die Dame, „mein Diener hat's gehört —“

„Und rapportirt,“ fiel ihr nun seinerseits der Major in's Wort. „Schöpfest Du aus solchem Quell Deine Menschenkenntniß, so mache ich Dir mein Compliment. Da ist die Sache keines Wortes mehr werth. Mit Bedientenklatsch habe ich mich mein Lebtag nicht befaßt. Gott befohlen, Cousine.“

Die Grobheit schlug durch. Sie war wie ein Schuß in's Schwarze. Auch ohne daß es Einer ausrief, hallte das „Getroffen“ wieder.

„Pfui, Leo!“ sagte Rosine. Der Ton klang ganz anders als vorher; betroffen blickte der Major auf. Das Wetter war vorüber, eine Kindheitserinnerung hatte es zerstreut. „Alter Brummbär, wirst Du fortlaufen wie in Gülzenow, wenn wir uns zankten?“ sagte sie.

Es liegt fast immer etwas in den Erinnerungen an die Kindheit, was den Augenblick hell überstrahlt, selbst ein damals ausgefochtener Streit übt die Wirkung. Ist er doch mit all' seinem Zorn, seiner Bitterkeit vorübergegangen und möchte man ihm doch Alles nachwerfen können, was dem Augenblick Unfrieden, Bitterkeit bringt.

Der gutmüthige alte Major erfaßte ihre beiden Hände.

„Was Du für eine Hexe sein kannst, und warst doch solch' grundgutes Mädchen, Rosine!“

„Ja, das war vorher, ehe ich ihn kennen lernte, ehe er mich lehrte, daß nicht eine ehrliche Seele und ein aufrichtiges Streben nach dem Guten, ein warmes Herz und ein nicht gerade umnebelter Kopf, daß dies Alles nicht, aber daß das Geld ein häßliches Gesicht zuzudecken vermag,“ sagte Rosine mit bitterem Schmerz. „Wenn er mich so belügen konnte, so Komödie zu spielen vermochte, er, der doch Eins mit mir zu sein gelobte, wenn er mich verrieth, warum soll ich Andern glauben! Ich weiß es nie, bin ich es oder ist's mein Geld, das mir Geltung verschafft.“

„Den Kindern gegenüber auch?“ fragte der Major vorwurfsvoll.

„Die Kinder werden große Leute und Einer lernt vom Andern unehrlich und habgierig sein. Ja, schüttle nur mit dem Kopf. Es ist doch so, und an dem ganzen Schwindel von Liebe und Glück, Vertrauen und Hoffnung wenig gelegen. Als Kind ist man glücklich, ist man gut, im Alter — Gott im Himmel, was wird man oft mit dem Alter! Man zankt sich so in's Leben ein und wird immer schroffer und härter —“

„Wenn man sich gehen läßt,“ unterbrach er sie.

„Ja, Einer ist von Stroh und der Andere eben so, es ist Alles dasselbe. Wie ich jung war, hatte ich schwärmerische Gedanken von Menschenwerth und Vervollkommnung, die hat mir mein Herr Gemahl ausgetrieben, als er sich nicht für mein Herz, sondern für mein Geld hingab. Nun arbeite ich weiter nicht an mir, sondern bin so wie ich bin: böse, wenn ich mich ärgere, gut, wenn's so paßt, vergnügt, wenn ich Anlaß dazu habe, und so weiter. So wird man, wenn man solche Erfahrungen gemacht hat wie ich.“

Der Major schüttelte noch heftiger den Kopf, er schien das sichtlich nicht nöthig zu finden.

„Man hat doch sehr wenig, wenn man nur Geld hat, Leo,“ fuhr sie fort. „Hätte ich keins, würde ich wissen, wer mich um meinetwillen liebt.“

„Rosine, glauben ist viel besser als wissen,“ sagte er und reichte ihr die Hand, in die sie kräftig einschlug.

Der Friede war wieder hergestellt, der Abend verfloß unter Musik und Gesprächen über die Kinderzeit; aber in der Nacht hatte Rosine einen heftigen Anfall von Herzkrampf, ein altes Uebel, das häufiger und heftiger jedesmal wiederkehrte und sie stets für längere Zeit mit Todesgedanken erfüllte und übellaunig machte. Es durfte dann Niemand bei ihr sein als Dore, ja, es sollte es Niemand wissen, und wehe, wer eine Anspielung darauf machte und ihrem Unwohlsein einen andern Namen gab als den einer Migräne!

Der Major kehrte in die Residenz zurück. Der Herbst kam und Hasso ging zum ersten Semester nach Jena ab. Sein kleines Capital blieb unangegriffen. Die Tante litt es nicht, daß es berührt wurde, und er mußte seinen Stolz, seinen Hang zur Selbstständigkeit ihrem gerechten Anspruch an Dankbarkeit opfern. Sie setzte ihm eine Summe in Betrag seines Capitals aus; sie würde sie verdoppelt haben, hätte er sich nicht dagegen gewehrt.

Der Abwesende ist in den Augen launenhafter Menschen immer der Liebenswürdigste. Wie seufzte Tante Rosine nach Hasso! Alles Mißtrauen war für den Augenblick vergessen und gesellige Eigenschaften wurden mit ihm vermißt, die er nie besessen hatte.

Ursula entbehrte mehr. Ihr Herz vermißte ihn, nicht ihre Phantasie; die vielen einsamen Stunden, welche sich ihr nahten, verlebte sie zum Theil mit Dore, zum Theil in Gesellschaft ihrer Bücher, die ihre reiche innere Welt täglich mit neuen Schätzen des Wissens füllten und die ihr täglich treuere und liebere Freunde wurden. Zuletzt trat auch der Briefwechsel helfend ein und eröffnete dem ernsten Mädchen eine neue Quelle tief inneren Genusses. Wie schnell vergehen drei Jahre, wie viel erlebt man in ihnen und wie wenig ist davon zu erzählen! Man schaut in solch' Jugendleben hinein wie in eine Laterna magica. Ein Bild nach dem andern zieht vorüber. Alles ringsum ist dunkel, nur der Punkt, auf dem die Gestalten erscheinen, hell. Sie kommen und gehen in rascher Folge, abgerissene Bilder und doch im innern Zusammenhang zu einander stehend.

Als Hasso zurückkam, begann eine glückliche Lebensperiode für Tante Rosine. Alle ihre Träume schienen sich zu erfüllen. Er hatte ein Jahr in der Residenz studirt und bei dem ersten Lehrer Unterricht genommen. Seine Stimme war weniger kraftvoll geworden, als sie zu werden versprochen, aber eine gute Schule und sein gereifter Geschmack verdeckte den Mangel. Auch den Zwillingen durfte nun mehr zugemuthet werden, und nicht nur ihr kleines Talent, nein, auch sie selbst entfalteten sich in reizender Weise.

Tante Rosine führte sie in die Welt ein. Die Welt, dies Meer voll Klippen, war ihnen nur ein Spiegel des eignen reinen Empfindens, und während Eine sich der Triumphe der Anderen freute, vergaß es Jede, die eigenen zu bemerken. Sie waren so hübsch damals, daß jedes Auge mit Vergnügen auf ihnen weilen mußte, und doch war ihre Unschuld ihre hauptsächlichste Schönheit. Ihr Lächeln strahlte Herzensgüte wieder, ihr Blick kindliches Zutrauen, auf ihrer Stirn thronte die Freude an der Jugend, am Leben, an der Welt und an dem Schöpfer; ja, und daß die Natur sich in einer so reizenden Schöpfung wiederholt, erhöhte den Zauber dieser lieblichen Erscheinungen.

Tante Rosine war in ihrem Element. Sie schaffte sich ein rosinfarbiges Sammtkleid und eine Haube mit Marabus an und begleitete ihre jungen und schönen Nichten auf Bälle und in Gesellschaften. Sie verwandte keinen Blick von den Tanzenden, sonnte sich in der Heiterkeit der jungen Mädchen und fuhr Jeden an, der anders als in den Tanzpausen sie anzureden wagte. Jetzt war die Lieblingschaft der Zwillinge entschieden. Die Tante vergötterte, die Welt verzog sie, sie blieben wie sie waren. Es schien nirgend in ihrem Gemüth der dunkle Punkt, dessen sich böse Dämonen bedienen.

Ein Bild ohne Worte.

Originalzeichnung von Otto Günther in Weimar.

Vielleicht war Rosine noch nie in ihrem Leben so glücklich gewesen als jetzt. Die Nichten hübsch und gefeiert, die Bedeutung ihrer eignen Person erhöht, Gülzenow im Augenblick in den Hintergrund getreten, die Woche ein Strom von Vergnügungen, am Sonntag die Familienconcerte im vollen Gange, von denen jedes fremde, jedes störende Element ausgeschlossen war, ja während deren die Tante am liebsten die Straße gesperrt hätte, damit nur kein Wagengeräusch die Harmonie der Musik unterbreche.

Ein heitrer Geist schwebte über dem Hause, nirgends eine Veranlassung zu Herzkrampf, und selbst der Umstand, daß dieser ein paarmal ohne Veranlassung kam, brachte nur vorübergehende Todesgedanken. Es war zu diesen wie zu der dazu gehörigen üblen Laune nirgends rechte Zeit.

So stand es, als Clemens von Brücken auf jenem Ball zum erstenmal in den Gesichtskreis der Tante trat, zum erstenmal an dem Lebenshorizont der beiden jungen Mädchen erschien, ob als Nebelstreifen, als Stern, als Sturmeswolke, lag noch im Schooß der Zukunft verborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer alten deutschen Stadt.

Um manche Stadt unseres Vaterlandes hat die Sage, die Dichtung und die Geschichte einen solchen Kranz von Poesie gelegt, daß der bloße Name derselben uns schon wunderbar berührt. Und nur mit andächtiger Stimmung sehen wir ihre Thürme, ihre Mauern, ihre Straßen an, wenn wir zum ersten Male dieselbe betreten. Noch fühle ich nach langen Jahren, wie das Herz mir höher schlug, als ich in meiner Studienzeit von der Musenstadt am Neckar aus zum ersten Male nach Weinsberg wanderte und im Geiste den komischen Weiberzug die Burg herabziehen sah und dann bei dem gemüthüberquellenden, damals schon halb erblindeten Justinus Kerner, dessen Lieder wir oft gesungen, vorsprach, um einen ganzen unvergeßlichen Tag in seinem gastlichen Hause zuzubringen. Aehnliche Empfindung hatte ich, als der Straßburger Münster sich mir am fernen Horizonte zum ersten Male erhob, oder als in Worms alle Nibelungengestalten mir auftauchten und die Schatten einer dichterischen Vorzeit mir zwischen den Mauern und Häusern lebendig wurden.

Der Süden hat dieser dichtungumwobenen Städte vor Allem so viele, und sie gehören mit zur Poesie des grüneren Landes jenseit des Main. Die Städte des Nordens schmückt mehr die ehrenvolle Bürgerkrone. Eine würdevolle Prosa durchwirkt ihre Geschichte, die uns Achtung abzwingt vor den tapfern, frommen und gewerbthätigen Menschen, die sie gebaut und treulich in ihnen gewaltet seit Jahrhunderten. Die Gartenlaube hat manches Bild solcher altdeutschen Städte schon dargeboten und Achtung vor ihnen gelehrt. Es sind ehrwürdige Städte, die sie ab und zu geschildert. Aber es giebt auch solche, deren früherer Ruhm geknüpft ist nicht an Kirchen und Capellen, an Klöster und Burgen oder Belagerungen und Schlachten, sondern nur an die löblichst betriebene Bierindustrie, — in einer Zeit, wo noch kein Fabrikschlot rauchte und die Städte zu Fabrikstädten machte, wo aber durch den Dampf der Braupfanne vor Allem manche Stadt berühmt und unsterblich ward.

Der im Archivstaube wühlende Gelehrte constatirt es: eine der ältesten Bierstädte unseres Vaterlandes ist die Anhalt'sche Stadt Zerbst an der erlenumwachsenen Nuthe; selbst als Stadt an sich alt wie wenig andere. Die verfallenen Warthürme, das uralte Festungsgemäuer, uralter Sagenreichthum, der die Stadt und die Gegend umkränzt, würden davon Zeugniß geben, wenn nicht die schriftlichen Urkunden selbst bis in's zehnte Jahrhundert das Dasein der Stadt als Stadt documentirten. Was mag noch darüber hinaus liegen! Manches Stück deutscher Culturgeschichte ist aus den Archiven, Baudenkmalen und sagenhaften Traditionen herauszulesen. Manche Herrlichkeiten, zum Beispiel eine von Lucas Cranach gemalte mächtige Bibel, und manche Sonderbarkeiten früherer Zeit liegen durch Nachsicht der Mäuse und entomologischen Ungeziefers auf dem altseltsam gebauten Rathhause pietätvoll aufbewahrt. Alles das aber ruft uns unter dem aufwirbelnden Staube zu: „einstens gewesen!“

Nur das edle Getränk, welches Kranken und Gesunden nützt, das allbekannte Zerbster Bitterbier, läßt durch den Kranz noch fort und fort bestehender Einrichtungen die altersgraue bierwürzige Vergangenheit lebensfrisch in die neue Zeit hineinblicken und läßt den gewerblichen Stolz der Gegenwart anknüpfen an alte Triumphe deutscher Gewerbthätigkeit. Der Fremde, der die alte Stadt betritt, läßt sich behaglich von dem alten Ruhme dieses Bieres erzählen und lacht und freut sich über die alten hopfenumrankten Traditionen. Hier war einstens eine Entfaltung der Bierproduction, die in's Großartige ging. Hier waren die bezüglichen Gerechtsamkeiten zwar auch eingezäunt durch alte Innungsverordnungen, und doch waren wieder in weitherzigster Weise alle Schleußen geöffnet, damit der alte Ruhm immer reicher werde und wachse. Hier war ein Verkehr, der früher schon aus den engen Mauern heraustrat und in Exportgeschäften in der weitesten Umgegend seine Verbindungen hatte, selbst über Deutschland hinaus. Im sechszehnten Jahrhundert war ihm schon selbst das Meer bis nach Amerika hin nicht zu breit. Hier webte und waltete zugleich ein im damaligen Sinne frommer Geist um die Braupfanne her, indem Alles als Segen von oben dankbar empfangen wurde.

Schon die verhältnißmäßig große Menge von Brauhäusern dürfte vergeblich anderswo zu suchen sein. Es giebt manche Städte, in denen fast ein Haus um das andere denselben Gewerbzweig vertritt. Zum Beispiel in dem Städtchen Pirmasenz in der Rheinpfalz sind fast Alles Schuhmacherhäuser, und bei einem abendlichen Gang durch die Straßen machen die Glaskugellämpchen, bei denen die ehrsamen Schuster arbeiten, einen wunderlichen Eindruck. Zerbst hat so seine Brauhäuser, — wenigstens noch immer dem Namen nach! Es machen dieselben mehr als die Hälfte der Häuser der Stadt aus. Viele derselben haben sogar eine doppelte Braugerechtigkeit und somit auch doppelte Pflichten und Rechte. Das sind aber Brauhäuser! Mächtige Räume ziehen kellerartig kühl und dunkel in solidem Aufbau durch die Hintergebäude des Hauses hin, in denen einst das gewerbliche Leben pulsirte und rubelos nervige Brauknechte thätig waren. Da wurde endlose Fülle des edlen Stoffes bereitet und der Weltruhm der Stadt mitgebraut. In Thätigkeit sind jetzt freilich nur noch etwa zwanzig Brauereien; die Brauräume aller der übrigen berechtigten Häuser sind öde und unheimlich stille. Schuttgeröll und Urväter-Hausgeräth liegt da aufgespeichert. Ist aber mit dem Geist der alten Zeit das Leben desselben auch dahin, — das Phlegma ist geblieben. Nämlich als ein sinnloses Phantom erbt das Braurecht von Besitzer auf Besitzer fort. Derselbe heißt ein Brauherr, wenn ihm auch nichts ferner steht als das Handwerk mit seinem goldenen Boden. Rentiers, Lehrer, Kaufleute, Kreisgerichtsräthe, — alle sind Brauer im Besitze solcher Häuser und genießen als solche die von ehemals überkommenen Rechte dieses Standes, — in den sie thätig eintreten können, sobald es beliebt. Caricaturen von Rechten in ihrer alten Begründung unter der heutigen Sonne! Aber es sind lebendige Actenstücke für die Kenntniß der früheren Zeit.

Ja, damals war es nichts Geringes, ein Brauer in der alten reichsfreiherrlichen Stadt zu sein! Die alten Urkunden reden gar nicht von Brauern und Brauereibesitzern, sondern nur von Brauherren, bürgerlichen Nobili, die nicht nur reich an Gut, sondern auch reich an bürgerlichen und kirchlichen Ehren waren. So war die Brauherren-Innung ausschließlich das gewichtige Ehrenamt des Kirchenvorstandes; dasselbe war in manchen Familien erblich, vor Allem aber vererbten die löblichen Ahnen der heutigen Bierindustriellen ihren Stand von Geschlecht zu Geschlecht. Daneben aber bestand auch und besteht noch ein nicht unansehnliches Stipendium für studirende Brauersöhne, und als ein solcher gilt in dem Sinne des Stipendiums der, dessen Vater als Brauhausbesitzer sich legitimiren kann. Das Recht hängt an dem Hausrechte. Der Sohn selbst eines wirklichen Brauers rechnet vergeblich auf jene stipendiale Unterstützung, wenn der Vater gestorben und das Haus verkauft ist.

Es waren jene Alten aber auch dem Herzen nach ehrenwerthe Männer. Manche milde Stiftung für Kirchen und Arme, für Lehrlinge, Wittwen und Waisen zeugt noch von dem gemeinsinnigen,

Digitized by Google

humanen Geiste der alten Zunft. Es zog durch ihre Lebensanschauung der Satz: „Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtlich gesegnet!" Besonders aber als ein Gottesdienst, mit dem sie den Herrn loben, galt es ihnen, den Armen und Mühseligen aus ihrer Fülle mitzutheilen. Manches Ehrendenkmal davon steht noch unangetastet in unsern Tagen und mag noch lange stehen. Noch jährlich wird so an die Armen der Stadt aus alten Vermächtnissen eine gewaltige Bierspende vertheilt. Die Armen und Lahmen und Blinden des Evangeliums ziehen dazu nach dem Rathhause. In dessen ehrwürdigen Räumen, wo sonst die Väter der Stadt nur zu ernsten Dingen sich versammeln, macht dann der Klang des Plätscherns und Gießens und der balsamische Gerstentrankgeruch sich geltend. Da freuen und stärken sich die einmal an dem goldbraunen Nektar, die sonst ihren Durst schon mit einem Schluck aus dem klaren Bache zu stillen wissen.

An Gemüth hat es eben dem Deutschen nie gefehlt, und es brauchte nur eine Saite desselben bei ihm angeschlagen zu werden, so gab es seinen vollen Ton. Darum sind sie vor Zeiten auch von ganzer Seele fromme Leute gewesen. Ja, die Innigkeit und Fülle ihres Gemüthes zeigte sich kaum irgendwo nachdrücklicher, als in der Hingabe desselben an die Mächte der Religion. Es ist da freilich viel Trübes mit untergeflossen. Die soliden Bürger haben ihrer Zeit in den confessionellen Fragen auch tüchtig mitgestritten und sich befehdet um einer Glaubensformel willen. Es war aber doch immer nur die wirkliche Frömmigkeit, die sie darin zu erweisen meinten. Der Geist der Frömmigkeit durchwebte am reinsten das häusliche Leben und das gewerbliche Thun. Vor Allem war es in Zerbst die weidliche Brauerzunft, welche, in solidem Besitz, auch den Gemüthsauslassungen ihr Theil gestattete.

Ehe die Braue begann, wurde Mann, Weib, Knecht, Magd und Kind um die Braupfanne versammelt und in andächtigem Kreise wurde, bis noch in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, ein Lied gesungen und ein kurzes Gebet gesprochen, damit der Herr, von dem Alles im Himmel und auf Erden abhänge, den Segen nicht versage zu dem Werke, zu dem man sich anschicken wolle. Nun änderte sich die Scene. Nun rührten sich die Hände, die Arbeit begann. Bei dem damaligen rein empirischen Verfahren, wobei man selbst den Thermometer nicht benutzte, ist freilich manche Braue — man wußte nicht wie und warum — mißrathen. Die besten Wünsche beim Beginn des Werkes waren daher selbstverständlich. Doch aber waren die Leute für ihre Zeit Meister ihres Faches. Und wenn nun, wie meistens, Alles glücklich vollbracht war, das Bier des alten Ruhms würdig gerathen, dann trat der Kreis wieder zusammen. Gebet und Gesang erklangen in den Räumen, wo vor ihnen das wohlgethane Werk seinen Meister lobte. Ein Dankgottesdienst schloß das Ganze.

Die Religion und das Leben, die Kirche und das Haus, das waren innig verbundene Begriffe jener Zeit. Und so wurde denn selbst die Kirche den Wünschen und Gebeten der alten Industriellen geöffnet. Daß es geschähe, haben sie sich angelegen sein lassen. So wurde von einem gottesfürchtigen Brauherrn schon etwa im vierzehnten Jahrhundert eine Summe niedergelegt, für deren Zinsen die Geistlichen der Stadt angehalten sein sollten, jährlich einmal zur Zeit der Hauptbräue einen öffentlichen Gottesdienst zu halten. Der Herr sollte, auch in seinem Hause angerufen, um so mehr die Arbeit des ehrsamen Standes segnen. Das Vermächtniß besteht noch und die Predigt besteht auch noch. Sie wird jedes Jahr an einem bestimmten Donnerstage gehalten. Die Zahl der wirklichen Brauer hat abgenommen und das Publicum ist daher klein bei dieser Predigt. Aber sie wird trotz alledem gehalten. Der charakteristische Zug darin ist freilich zumeist in allgemeiner Danksagung für alle gute und vollkommene Gabe untergegangen und die Brauerei wird nur erwähnt. Wenn diese specifische Standespredigt aber auch nur ehemals bestanden hätte, so wäre das schon Zeugniß genug für die hohe Wichtigkeit, welche die Industrie der alten Bierstadt hatte.

Einem durch seine Originalität weithin berühmten Geistlichen der Stadt zu Anfang dieses Jahrhunderts erschien bei seiner rationalistischen Denkungsweise diese Art von Predigt denn aber doch etwas seltsam. An einem Sonntagsnachmittage fügte er nach beendeter Predigt hinzu, er sei nächsten Donnerstag behindert, die übliche Braupredigt zu halten. „Ich will daher das Nöthige gleich jetzt sagen. Die Stadt ist durch ihr Bier zu etwas Großem berufen gewesen und sie hat nicht ihre Schuldigkeit gethan. Einstens ging unser Bier über die Grenzen Deutschlands hinaus. Es hat vormals selber die Linie passirt. Und jetzt! da geht es kaum mehr über die — Nuthe. Schämt Euch, geht nach Hause und bessert Euch!"

Diese Worte des alten Herrn deuten schon an, daß der blühendste Ruhm der Stadt weit vor diesem Jahrhunderte liegt. So deuten neben den schriftlichen Belegen, die dafür vorhanden sind, auch die alten Brauhäuser selbst durch ihre alterthümliche Bauart auf eine mittelalterliche Zeit zurück. Eine ganze Straße, der man ihr Alter als nicht von heute und gestern ansieht, heißt von Alters her die Broihahnsgasse; aber ihre Häuser sind gleich den allermeisten brauberechtigten seit undenklicher Zeit außer Betrieb. Manche alten aber floriren noch wie ehemals. So wurde im vorigen Jahre von fröhlicher Stammgesellschaft die zweihundertjährige Feier eines der renommirtesten Bierbrauhäuser unter Sang und Klang begangen, dessen über der holzschnörkelig verzierten runden Hausthür eingeschnitzter Ziffer 1668 auch die Giebelfront und die sonstigen Hausverzierungen entsprechen.

Ob aber das Bier der Stadt damals, als etwa dieses Haus gebaut wurde, noch ein ganz anderes Getränk war als das heutige? Die Stadttradition redet darüber selbst von einer guten alten Zeit. Proben von damals sind bei dem Durste der Menschen zu allen Zeiten freilich nicht mehr vorhanden, sie würden auch übel munden. Das „Beste" damaliger Zeit würde aber, wie in allen Dingen, so auch beim Biere in der jetzigen Zeit, wo man auch in dieser edlen Kunst weit fortgeschritten ist, wohl nur noch „gut" zu nennen sein. Damals überflügelte doch aber die Stadt durch ihre solide Brauweise, durch die Güte des Wassers, durch die eingehende Kenntniß dieses Gewerbes und durch Verfügung über mächtige kühle Kellerräume alle Nachbarstädte weit und breit. Selbst das Ausland fand etwas Absonderliches wie am Braunschweiger so am Zerbster Bier. Ja, die Stadttradition bringt selbst den Namen „Zerbst" in sprachliche Verbindung mit dem lateinischen cerevisia. Die Deutung ist dabei eine doppelte. Entweder hätten die Römer die Stadt, welche von ihnen gegründet oder schon vorgefunden wäre, nach dem Biere benannt. Oder das Bier hätte seinen lateinischen Namen selbst von der Stadt an der Zere (welches der nachweisliche frühere Name für den Nuthefluß war, an dem die Stadt liegt), wo es zuerst oder doch am vorzüglichsten gebraut worden sei.

Wenn aber auch unsere Zeit Alles überall in ziemlich gleicher Güte finden läßt und fast jede Stadt vorzügliches Bier jetzt producirt — der alte Ruhm der Stadt ist doch noch nicht ganz untergegangen. In den meisten großen Städten Norddeutschlands sind noch Kneipen und Keller, die ziemlich ausschließlich Zerbster Bier ausschenken. Das Exportgeschäft ist noch immer äußerst bedeutend. Es ist das Bier eben ein nahrhaftes, unverfälschtes dunkles Getränk von echtem Wohlgeschmacke, das mindestens so heilkräftig wirkt, als das viel annoncirte Hoff'sche Bier in Berlin. Und es gehört schon eine gewisse Blasirtheit dazu, an den altehrwürdigen Brauhauskneipen vorüberzugehen und an den bairischen Bieren der größeren Gasthäuser besseren Geschmack zu finden. Vor allem aber zu Hause mit Weib und Kind trinkt der hohe und niedere Bürger nur sein Zerbster Bier, und der hinfälligste Reconvalescent erhält regelmäßig die ärztliche Vorschrift, nun an dem Gebräu der Vaterstadt sich zu kräftigen.

Neben dem Bitterbiere war vor Zeiten auch die Production des Süßbieres, Weißbieres, und vor Allem des Broihahn nicht unbedeutend. Sie hat aber fast gänzlich aufgehört. Dafür hat die Stadt einen neuen Klang durch die Fabrikation des Porter und des Malzextract gewonnen, der in einigen Brauereien in bedeutender Menge hergestellt wird.

Mag aber der biergewerbliche Ruhm der Stadt mit der Zeit nach außen auch ganz verschwinden, für sie selber bleibt er unvergessen — verwachsen mit alten Einrichtungen und Sitten, die eben mit um ihrer Eigenartigkeit willen löblich bewahrt werden. Und der Glanz der Vergangenheit bleibt ersichtlich, so lange die alten Häuser selber noch stehen mit ihren mächtigen Kellerverließen, mit ihren saalartig weiten Braustubenräumen, welche alle Hintergebäude durchsetzen — unvergeßlich durch die altbehaglichen Bierstuben selber, in denen die Urväter saßen und in denen von Geschlecht zu Geschlecht der alten Zeit mit ihrem alten Ruhme gedacht wird.

P. K.

Aus vollem Menschenherzen.

Wissenschaftliche Novellette von A. Bernstein.*

In seinem kühlen Gartensaale hatte der Herr Professor zur Feier des zweiundzwanzigsten Geburtstags seiner Tochter Amalie eine kleine Gesellschaft „junger Leute“ um sich versammelt, drei Freundinnen der Tochter, die Fräulein Anna, Florentine und Laura, vor denen drei junge und besonders begabte Privatdocenten der Universität mit dem Leuchtfeuer geistreicher Satire über Verirrungen der Wissenschaft und des Lebens brillirten.

Den üppigsten Uebermuth entfaltete der jüngste derselben, Dr. Schwarzkopf, ein Theologe von, wie er offenherzig gestand, nun einmal verfehlter Carrière, und dieser wollte er, wie er sagte, endlich dadurch „zeitgemäß“ aufhelfen, daß er sich zum Ankläger gegen den Zoologen der Gesellschaft aufwarf, weil dieser ein Vertheidiger der Affenabkunft des Menschengeschlechts sei.

Der Herr Professor, welcher aus dem orthodoxen Consistorium des Staats ausgetreten war, um seinem Rationalismus ohne tägliche Verbitterung der Seele von Amtswegen leben zu können, schien selbst einem Ketzergericht des Scherzes gern aus dem Wege zu gehen. Als er die Bereitwilligkeit der Damen sah, ein Collegium von Richterinnen zu bilden, schritt er freundlich nickend der offenen Thür zu, um sich im Garten zu ergehen.

Und das war gut, denn nur so konnte er den neuen Gast an der Gartenpforte gewahren, dem er mit einer so sichtlichen Freude entgegenging, daß sie auf zartere Beziehungen zwischen ihnen schließen ließ. Der festliche Anzug und die weiße Halsbinde des jungen Mannes, auf dessen ganzer Erscheinung das Auge des Professors mit so innigem Wohlgefallen ruhte, verrieth den Augenblick irgend einer Schicksalswendung, und wirklich erfuhr er sofort, daß er in seinem jungen Freunde einen neuen Collegen vor sich hatte, dem soeben in feierlicher Audienz die Professur der Physiologie zugesichert worden sei. Es muß ein sehr süßes Gefühl gewesen sein, welches dem Glücklichen den Wunsch eingab, daß für die fröhliche Gesellschaft des Gartensaals seine Ernennung zum Professor für den Augenblick noch ein Geheimniß bleiben möge. In der Erinnerung an ein ähnliches Empfinden, das er selbst vor vierundzwanzig Jahren in gleicher Situation durchlebte, vollkommen damit einverstanden, führte der Herr Professor den neuen Gast dem Gartenhause zu, längst schon beobachtet von Fräulein Amalie, welcher bei dem Anblick offenbar eine so liebe Vermuthung im Herzen aufstieg, daß die glühende Röthe der Wangen sie fast verrathen hätte.

Beim Eintritt in die Gesellschaft fanden sie dieselbe über den Eindruck und namentlich den eigentlichen Werth der wenn noch so geistreichen und ketzergerichtlichen Anklage- und Vertheidigungsreden der Herren in einem Meinungszwiespalt, der auf den Herrn Professor einen um so besseren Eindruck zu machen schien, je würdiger dabei das Bildungsstreben der Freundinnen seiner Tochter hervortrat und je offener es sich aussprach.

„Die Herren Gelehrten“ — meinte nämlich Fräulein Florentine — und ihre Freundinnen zollten ihr vollen Beifall — „bieten uns wissenshungrigen Schülerinnen statt des barmherzigen Brodes ihres Wissens nur unbarmherzige Steine ihrer Spottsucht. Wie begünstigt dünken wir uns doch, Repräsentanten der Hochschule hier vor uns zu haben, um von Angesicht zu Angesicht ihre Weisheit vernehmen zu können! Wie setzen sie uns auch so gern in Staunen, wenn sie mit den fertigen Resultaten ihrer Forschungen vor uns hintreten und uns zur Bewunderung hinreißen, die wir leider gar nicht zu leicht zollen! Aber wohlerwogen verleiten sie uns doch am Ende nur zum blinden Glauben aller Resultate, so lange sie uns die Probleme verhüllen, aus welchen wir uns selber zu den Ergebnissen hindurcharbeiten könnten, deren sie sich rühmen. Die Herren der Schöpfung“ — schloß sie mit einem Blick auf den Physiker, der lebhaft ihren Worten lauschte — „die Herren der Schöpfung spielen vor uns gar zu gern die Schöpferrolle, wo wir ihre fertige Welt bewundern, um über die werdende recht lange im Dunkel zu bleiben.“

„So wollen Sie Probleme?“ fiel ihr der heiter blickende Physiker in's Wort.

„O gewiß,“ riefen die Damen aus. — „Wie sollten wir dies nicht, da Sie uns doch Alle für problematische Naturen halten!“ setzte die jüngste der Damen, Fräulein Laura, hinzu, mit halbem Blick dem des Dr. Schwarzkopf begegnend.

„Wohlan,“ sagte der Physiker nach einiger Zeit, „so nehmen Sie Platz, meine Damen, und ich will Ihnen ein Problem entwickeln, an dessen Verwirklichung Sie mitarbeiten sollen, ein Problem, das eine Errungenschaft der Zukunft zu werden bestimmt ist.“

Die Gruppen der aufgelösten Gesellschaft ordneten sich gar bald im Halbkreis. Der alte Professor nahm zur Seite Florentinens Platz, der er seinen Dank aussprach für den Ernst, welchen sie in die Unterhaltung bringe. Fräulein Anna ließ sich dem neuen Gast gegenüber nieder, der offenbar zerstreut den Blick umher schweifen ließ, vielleicht um ihn nicht allzu auffallend auf Fräulein Amalie ruhen zu lassen, die seit seinem Eintritt in den Gartensaal befangener als je schien. Der Zoologe rückte seinen Sessel an die Seite des Fräulein Amalie, um über sie hinweg einen gelegentlichen Blick mit Fräulein Anna wechseln zu können. Fräulein Laura endlich schob ihren Sessel weit ab von dem des Herrn Dr. Schwarzkopf, um — wie sie sagte — das gewiß tief philosophische Problem in ungestörter Beschaulichkeit aufnehmen zu können, während der Dr. Schwarzkopf ausrief, er sei auf Alles gefaßt, nur auf kein Perpetuum mobile, das er wegen der Ruhelosigkeit als die unglücklichste Erfindung der Welt betrachten würde.

Der Physiker, den Halbkreis vor sich, lehnte sich mit einer Professor-Miene im Lehnsessel zurück und begann nach einer Pause seinen Vortrag wie folgt:

„Sie wissen, daß man elektrisches Licht erzeugen kann. Nach den wohlbewährten Theorien der neueren Physik, welche die Lehre aufstellt, daß jede Kraft der Natur durch geeignete Vorrichtungen in eine andere übergeführt werden kann, ist dies in der That nichts anderes, als ein Ueberführen der elektrischen Schwingungen in Schwingungen des Lichtes. Es ist dies nicht eine neu erzeugte, sondern blos eine verwandelte Kraft.

Nicht minder ist es Ihnen bekannt, daß man auf einem Umweg auch aus Licht elektrische Ströme gewinnen kann. Das Licht erzeugt chemische Wirkungen, was wir in der Photographie alltäglich sehen. Chemische Erscheinungen gehen aber immer mit elektrischen Hand in Hand. Lichtschwingungen, chemische und elektrische Schwingungen sind nur verschiedene Aeußerungen einer und derselben Kraft.

In neuester Zeit ist man dem Problem näher gekommen, der Versuch ist gelungen, durch Licht direct elektrische Ströme erzeugen zu lassen. Licht in Elektricität zu verwandeln, wird bald ebenso leicht sein, wie man jetzt Elektricität in Licht verwandelt.

Dürfen wir diesen Fortschritt als bereits errungen ansehen, so liegt ein weiterer Schritt sehr nahe. Licht, das wissen Sie, besteht aus einzelnen Farben, oder richtiger ausgedrückt, jede Farbe ist Licht von eigenthümlicher Schwingung. Können wir aus Licht Elektricität erzeugen, so wird es nicht schwierig sein, auch aus jeder Farbe Elektricität hervorzurufen.

Angenommen das Problem sei gelöst — und das kann nicht fehlen, wenn Sie, meine Damen, mit Ihrem feinen Farbensinn mir das Problem ernstlich lösen wollen — so sind wir einer weitern Erfindung nahe, die hoffentlich Ihr Interesse in Anspruch nehmen darf.

Gegenwärtig telegraphiren wir vermittels des elektrischen Stromes, das heißt wir erzeugen auf dem einen Ende der Leitung einen elektrischen Strom, der sich auf dem andern Ende des Drahtes zu erkennen giebt.

Kommen wir aber mit Ihrer thätigen Nachhülfe so weit,

* Wir erlauben uns die Leser der Gartenlaube auf obige wissenschaftliche Novellette des geistreichen Verfassers der bekannten Leitartikel der Berliner Volkszeitung noch besonders aufmerksam zu machen. Freilich ist es keine oberflächliche, dafür aber eine blendend-witzige und geistig anregende Lectüre. Um sie unsern Lesern in zwei Nummern vollständig zu liefern, haben wir mit Genehmigung des Herrn Verfassers die Einleitung um einige Sätze gekürzt und zusammengezogen.
D. Red.

Digitized by Google

aus Farbe Elektrieität zu erzeugen, so können wir auf dem einen Ende der Leitung die rothe Farbe auf den Draht einwirken lassen, und es wird sich bis zum andern Ende ein Strom fortpflanzen, der sich dort, in geeigneter Vorrichtung, wieder als rothes Licht sichtbar macht. Ein Gleiches gilt von allen anderen Farben des Lichtes, die auf unser Auge wirken. Legen wir viel Drähte neben einander, so werden gleichzeitig viele Farben auf der einen Station sichtbar, die man in der andern auf die Leitungen hat einwirken lassen. Nun aber besteht unser Sehen in der Nähe doch auch nur in dem Farbenbilde, das die Netzhaut unseres Auges empfängt. Vermittels der Farbe-Elektrieität wird man dann eben so gut auch in der großen Ferne sehen können, was an einem Ende der Leitung in Farben sichtbar ist. Will man nun die Sehnsucht nach dem Anblick einer Freundin in weiter Ferne stillen, so hat sie nichts weiter nöthig, als sich auf die Farbe-Telegraphie-Station zu begeben, dort sich vor den eingerichteten Apparat hinzustellen, der das Antlitz in all' den Farben wie in den Bewegungen der Mienen aufnimmt und auf die Leitungen überträgt. Durch diese Leitungen wandern all' die Farbenströme in die Ferne und werden daselbst wiederum durch Apparate zu sichtbaren Farben verwandelt. Da erblickt denn der Freund die Freundin in lichter sichtbarer Gestalt und liest in den Mienen mit eigenen Augen den besten Commentar zu den sonst sehr trocknen Worten, welche die bisherige Telegraphie uns zuzutragen pflegte. Verbreitet sich diese Fern-Malerei im Privatgebrauch, so dürfen wir sicher sein, daß in den Zimmern aller Liebenden sich gar bald solch' eine Vorrichtung finden wird, um in jedem Moment einen Blick in ein liebes Antlitz gewähren und die Sehnsucht der Liebe stillen zu können."

Der Vortragende verbeugte sich mit einem Blick auf Fräulein Florentine, deren kleine Malerei er wegen des feinen Farbensinnes gar oft bewunderte, und lehnte sich im Sessel zurück, zum Zeichen, daß sein Problem nun faßlich genug dargelegt sei.

Für den ersten Moment herrschte eine Stille im Saale, die es zweifelhaft ließ, ob man den Vortrag als Ernst oder als Scherz hingenommen. Bald aber erscholl das Bravo der Herren und der Dank der Damen so bunt und heiter durcheinander, daß man wohl sah, es gelte hier nicht das Problem zu prüfen, sondern nur den Eindruck des Vortrages kund zu geben. Daß dieser ein beifälliger war, ließ sich nicht verkennen, aber ein allgemeiner schien er keineswegs zu sein. Dr. Schwarzkopf war offenbar unzufrieden, obwohl er ein Lächeln über die kühnen Combinationen des Vortrages nicht ganz unterdrücken konnte. Fräulein Florentine aber bekannte sich zur vollen Opposition.

„O," rief sie aus, „das ist eine schlechte, sehr schlechte Erfindung, die, wie alle physikalischen Künste, die letzten Spuren der Poesie aus der Welt vertilgt. Ist es Ihnen nicht genug, durch Gas alle Geister, durch Dampfwagen alle Wanderfreuden über Berg und Thal verdrängt zu haben, daß man noch die ‚Sehnsucht' bannen will, die stets so herrliche Gedichte ‚an die Ferne' hervorgerufen? Gewiß, Herr Doctor," rief sie dem Theologen zu, „haben Sie uns ein besseres Problem zu lehren; so etwas von einem tief philosophischen Problem, wonach sich unsere junge Freundin, wie Sie gehört haben, außerordentlich sehnt."

Da im Fluß der Discussion, die sich nun für und wider diese Erfindung erhob, die Aufforderung Florentinens an den Dr. Schwarzkopf in Vergessenheit zu gerathen drohte, nahm dieser, aufgeregt durch Fräulein Laura's hartnäckige Begeisterung für die „Fern-Malerei", in der ersten Pause des Gesprächs die Gelegenheit wahr, die Lösung des „Problems der Probleme", wie er sagte, den Damen deutlich machen zu wollen. Freilich liege dies nicht auf dem Gebiete der Physik, die jede höhere Idee durch irgend ein experimentelles Kunststück taschenspielerartig verflache und trotz ihrer gepriesenen Allwissenheit mit Kräften hantire, deren Urgrund den Meistern selber ein verschlossenes Geheimniß bleibe. Anderer, ganz anderer Art sei das höhere Problem, ja das höchste der Probleme, das er zu entwickeln bereit sei, wenn die Gesellschaft ihm nicht blos das Ohr leihen, sondern ihn auch mit jener philosophischen Ruhe begleiten wolle, welche die Vorbedingung des Erforschens der höheren Metaphysik, der geweihte Vorhof zum Tempel des Urbegriffs des Geistes sei.

Die glänzende Aussicht und der versteckte Sarkasmus dieser Verheißung war zu verlockend, um wirkungslos im Herzen der jungen Damen zu verhallen, die gar zu gerne Zeugen des Uebermuthes des Sprechenden waren, um hinterher mit ihm wegen seiner ganz „unerträglichen Unzartheit, die Herz und Geist beleidige", schmollen zu können. Auch die Herren wußten das Geistessprühen des Mannes von der „verunglückten Carrière", wie er sich als Theologe zu nennen beliebte, zu schätzen, der hinter dem Schein der Frivolität einen tüchtigen Charakter und eine warme Wahrheitsliebe verbarg. Man gab seinem Wunsch um so lieber nach, als er ein Recht darauf behauptete, gehört zu werden. „Habe ich mich doch heute, um Ihrem Uebermuth zu fröhnen, zur verhaßten Rolle des Anklägers in unserem Ketzergericht hergeben müssen, wie soll ich da nicht wünschen, im besseren Lichte des wohlwollenden Lehrers der höchsten Geisteswissenschaft zu erscheinen!"

Nachdem er, auf einen drohenden Wink des freundlichen Hauswirths, treuherzig die Versicherung gab, den Boden des positiven Glaubens so wenig verlassen zu wollen, daß selbst das gesammte Consistorium nichts Verfängliches in seinen Lehren auskundschaften würde, und nachdem er sich ganz besonders von den Damen das Versprechen geben ließ, die philosophische Ruhe wahren zu wollen, die nicht im Vorurtheil des Scheines, sondern nach dem wohlerwogenen Urtheil der Wahrheit richte, begann er, den Sitz vor dem Halbkreis einnehmend, wie folgt:

„Wenn jede Wissenschaft ihren Jüngern die Aufgabe stellt, sich des bereits Erforschten zu bemächtigen, um das noch Unerforschte zu enthüllen, so bekundet es die Erhabenheit der Wissenschaft, die sich Philosophie nennt, daß sie nichts Erforschtes darbietet, sondern ihren Jüngern die höhere Aufgabe stellt, erst zu ermitteln, ob in ihr etwas zu erforschen vorhanden sei. Die Jünger aller niedrigern Wissenschaften stehen vor ihrer Gebieterin, wie Joseph vor Pharao, der den Traum erzählte und nur die Deutung wissen wollte. Die Jünger der Philosophie dagegen stehen vor ihrer erhabenen Herrscherin, wie Daniel vor Nebukadnezar, der selber den Traum nicht wußte, welchen er gedeutet haben wollte."

„O Himmel," unterbrach ihn Fräulein Laura, „da stehen wir wieder vor der verfehlten Carrière der Theologie!"

„Mein Fräulein," entgegnete der Redner in verweisendem Tone, „Sie haben mir feierlichst philosophische Ruhe gelobt, die nicht nach dem Scheine richtet. Sie werden sich überzeugen, wie sehr Sie irren. Ich habe nur des Gleichnisses halber dieser zwei biblischen Philosophen erwähnt, die redlicher als weltliche, in der Rolle der Traumdeuter offen auftreten. Sie sollen gar bald gewahren, daß ich Sie auf das Gebiet des allerclassischsten Alterthums hinüberleiten werde, wo bekanntlich die höhere Philosophie ihren Grund hat!"

„Ich bekenne meine Sünde," erwiderte die Verbrecherin. „Ich werde dem weisen Daniel in schweigender Bewunderung folgen."

„Das Erhabene der Philosophie," fuhr der Redner mit philosophischer Ruhe fort, „befindet sich eben in der Thatsache, daß ihre Jünger noch immer über ihren Anfang sinnen. Nichts oder Alles! ist ihr Wahlspruch. Wer des Anfangs sich bemächtigt, hat das Ende des Wissens auch in Händen. Darum hat sie jeder ihrer Jünger entweder ganz oder gar nicht begriffen. Ganz, nach seinem, gar nicht, nach jedem anderen System. Den Anfang des Geistes am richtigen Faden erfassen, heißt, des Problems der Probleme ganz sich bemächtigen. Diesen Faden des Anfangs Ihnen in die Hand zu geben und zwar ohne speculative Entwickelung, sondern in der faßlichen Form einer interessanten Geschichte zu geben, das soll die Aufgabe meines Vortrages sein."

Nach einem bescheidenen Aufblick auf seine gesammte Zuhörerschaft fuhr der Redner fort:

„Es ist Ihnen wohlbekannt, daß im classischen Griechenland ein Bildhauer Namens Pygmalion existirte, der so weise war, sich in ein Werk seiner Hände, eine Statue, zu verlieben, die er aus Stein gemeißelt; eine Weisheit, die auch heutigen Tages nicht ohne Beispiel in der Künstlerwelt sein soll. Nicht minder ist Ihnen bekannt, daß der Verliebte so lange und eigensinnig anbetend zu Füßen seines Meisterwerkes lag, bis sich Zeus, der Allvater, seiner erbarmte und dem Stein Leben einhauchte, worauf der Glückliche dankesvoll sofort ein eheliches Bündniß mit seinem Kunstwerk einging. Bis hierher führt uns die verbürgte Erzählung der Geschichte. Das Weitere gehört der Tradition an, von welcher ich Ihnen die nähere Kunde darlegen muß. Daß die Flitterwochen

im höchsten Rausche des Glücks verflossen, ist leicht begreiflich. Aber nicht minder sicher ist die Nachricht, daß nach Ablauf derselben der glückliche Pygmalion die Entdeckung machte, daß seinem Weibe Eines fehlte. Zeus hatte ihr Leben, aber keinen Geist eingehaucht, und eine Frau ohne Geist, — das werden Sie zugeben — mag in manchen Fällen sehr interessant sein; im ehelichen Leben schien sie selbst dem Künstler unerträglich. Er las ihr Gedichte vor; sie begriff sie nicht. Er führte sie in's Theater; sie verstand es nicht. Er gab ihr Zeitungen; sie las sie nicht. Er abonnirte für sie in der Leihbibliothek und gab ihr die anregendsten Räubergeschichten in die Hand; es unterhielt sie nicht. Er griff zum letzten Hülfsmittel: er ließ Nachbarinnen kommen, die ihr die neuesten Neuigkeiten von Athens schönem und häßlichem Geschlechte erzählten; es zündete nicht. Da faßte den Unglücklichen die wildeste Verzweiflung. Er eilte in Trauer in den Tempel des Zeus. Er stürzte vor ihm nieder und lag da im peinlicheren Schmerze des Ehemannes, wie ehedem im beglückenden Schmerze des Verliebten.

‚O Vater der Götter und der Menschen, des Himmels und der Erde', rief er aus, ‚habe Erbarmen mit meinem Unglück! Du hast mir ein schönes Weib gegeben und ihr Leben eingehaucht; aber Du hast ihr keinen Geist gegeben; ich bin elend!'

Da schüttelte Zeus das Haupt und sprach in tiefem Ernst: ‚Mein Sohn, Du bist ein Thor! Ein Weib mit Geist! glaubst Du, daß Du Dich glücklicher fühlen wirst?!'

‚O Vater des Alls,' rief der Unglückliche, ‚es ist nicht zum Aushalten! Gieb ihr, wenn Du Mitleid mit meinem Elend hast, nur Einen, Einen Urgedanken, an den ich, fortbildend, weitere Gedanken anknüpfen kann!'

‚Thor,' sprach Zeus ernst, ‚Geist habe ich selber nie gehabt! Ob es Urgedanken giebt, an welche Du die andern anknüpfen kannst, das weiß ich wirklich nicht. Aber einen Rath kann ich Dir ertheilen. Dort hinter dem Parnaß, wo die Dichter hausen, ist eine Höhle, woselbst die Philosophen wohnen. Findest Du dort nicht den Urgedanken, so ist Dir nicht zu helfen.'

Der Arme erhob sich neubelebt in Hoffnung. ‚Habe Dank, o Zeus!' rief er und stürzte davon, die Philosophen-Höhle aufzusuchen.

Er eilte durch den Parnassus von allen Dichtern angehalten, die ihm ansahen, daß er ein herrliches Thema ihrer Kunst sein müsse. Er stand Keinem Rede, wie sie ihn auch in Versen und in Prosa zu weilen baten. Er stürmte davon zum allerunterſten Ende, wo die Recensenten hausen, die mit unbarmherzigem Eifer ihn zu fassen suchten. Er durchbrach das wildeste ordnungsloseste Gestrüppe zwischen dem Gebiete der Poesie und dem der Philosophie, wo Drachen und Unthiere in meilenweiter schauerlicher Oede hausen. Da lag sie endlich vor ihm, die Höhle, die er suchte. An ihrem Eingang traf er einen Mann, der halb über, halb unter der Erde ihn mit hellem Lachen empfing. Er nannte sich ungefragt ‚Demokrites' und wies ihm lachend und immerfort lachend den Weg hinunter, nachdem er erfahren, daß der arme Sterbliche Urgedanken suche, um sich ein Weib mit Geist zu verschaffen.

Es war ein eigenes Dämmerlicht, das in der Höhle herrschte. Es schien den Köpfen ihrer Bewohner zu entstrahlen, von denen jeder einzelne dahin schritt, nur mit sich selber sprechend, als ob Niemand außer ihm noch existire. Lange irrte er umher, um nur Einen aufzufinden, der nicht tief mit sich selbst beschäftigt schien. Viele schienen ihm selige Geister zu sein, die einst auf Erden gewandelt; Andere wieder solche, die erst noch in spätern Zeiten auf Erden zu wandeln bestimmt sind und hier ihre künftigen Rollen memoriren. Als er aber am Ende angekommen war, ohne daß Einer seiner achtete, da übermannte ihn sein Unglück und laut hinschallend, vom Echo hundertfach wiederholt, ertönte sein Schmerzensruf: ‚Meine Herren, ich suche den Urgedanken!' —

Kaum war das letzte Echo seines Rufes verhallt, als von allen Seiten her die Seligen und Ungeborenen in weiter Runde sich um ihn sammelten. Pygmalion, im Kreise solcher Zuhörerschaft, schilderte in fliegender Rede seine schreckliche Lage: aber seine Brust athmete in froher Hoffnung auf, als er wahrnahm, daß er nicht blos eine theilnehmende, sondern auch eine eifrige Zuhörerschaft habe, die ihm von allen Seiten Beifall nickte, weil er den Urgedanken suche.

Da winkte ihm ein kleiner schmächtiger Mann von merkwürdig scharfem Blick mit ernster Miene zu und sagte ihm Folgendes:

‚Ich heiße Pythagoras. Das wird genügen, Dich zu überzeugen, daß Du an der rechten Quelle bist. Wärest Du nicht verheirathet und gar darauf versessen, ein Weib mit Geist haben zu wollen, so würde ich sagen, daß Du blos ein Jahrzehnt hier bei mir bleiben sollst, um vom Urgrund der Dinge bis zur Unendlichkeit hinauf Alles erfassen zu können. Da Du aber nicht Zeit hast, so will ich Dir das Problem der Probleme in aller Kürze sagen, das Du eigentlich falsch den Urgedanken nennst, und von diesem Urgrund aus wirst Du im Stande sein, Dein Weib zu einem Wesen unseres Gleichen zu machen.'

Den Dank in den Mienen des Pygmalion lesend, ging der große Philosoph sofort auf die Darlegung des Urgrundes ein.

‚Das Erhaltende der Dinge,' sagte er, ‚ist die Harmonie; denn wäre keine Harmonie der Dinge vorhanden, so würden sie einander zerstören. Das begreifst Du als Künstler doch!'

‚Nun, ja!' sagte Pygmalion.

‚Gut!' fuhr Pythagoras fort. ‚Die Harmonie aber hat — das siehst Du im Versmaß der Dichtkunst, wie in den Tönen der Musik — die Zahl zu ihrer Grundlage. Hieraus folgt mit Evidenz, daß das wahre Wesen aller Dinge in den Zahlen enthalten ist. Das ist Dir doch klar?'

‚Ja wohl!' versetzte Pygmalion sehr erfreut über die leicht faßlichen Lehren.

‚Nun denn,' deducirte Pythagoras weiter, ‚so lerne die Zahlen in ihrer geheimsten Natur verstehen, so wirst Du den Urgrund aller Dinge in solcher Einfachheit vor Dir haben, daß Du Alles auf's Leichteste auch Deinem Weibe wirst beibringen können.'

‚Vortrefflich!' rief der glückliche Schüler aus.

Der Lehrer fuhr fort: ‚Gewiß wirst Du, wie Viele außer mir, meinen, daß Eins die erste Zahl sei?'

Der Schüler nickte bejahend; aber der Lehrer fuhr fort: ‚Das ist der Hauptirrthum. Die Eins ist keine Zahl. Wenn es nur ein Ding in der Welt gäbe, würdest Du es eben so wenig zählen, so wenig Du ein einziges Geldstück zählst, das Du in der Tasche hast.'

‚Sehr richtig,' fiel Pygmalion ein, ‚daran habe ich noch nie gedacht.'

‚Gut, gut! — wir gehen weiter. Ist Zwei die erste Zahl?'

‚So soll ich meinen!'

‚Nimmermehr!' fiel ihm Pythagoras in's Wort. ‚Die Zwei ist keine Einheit, aber auch keine Mehrheit, wenn die Eins nicht existirt. Was aber keine Einheit und keine Mehrheit ist, das kann unmöglich eine Zahl sein. Das begreifst Du wohl?'

‚Nun ja,' sagte Pygmalion, ‚ich kann mir's denken.'

‚Da bist Du denn so weit, einzusehen, daß die Drei die erste Zahl ist, und darum ist sie auch die heilige Zahl, welche die Nichtzahlen Eins und Zwei in sich schließt. Fassest Du hierzu noch die Vier, so hast Du vollends die allerheiligste der Zahlen gefaßt: denn eins und zwei und drei und vier ist — überzeuge Dich selber — die Zehn. Die zehn Zahlen aber sind die Unendlichkeit, da die unendlichste der Zahlen, welche Du zählen willst, doch nur aus den Reihen der Zahlen bis zur Zehn combinirt ist.' —

Da Pygmalion keines Wortes mächtig schien, so fuhr Pythagoras fort: ‚Nun geh' getrost heim. Ueberdenke fort und fort, wie „die Zahl das Wesen aller Dinge ist," und wie einfach Du aus der Nichtzahl in die Allzahl vom Ursprung bis zur Unendlichkeit gelangst.'

Pythagoras verließ den erstaunten Schüler und ging in seinen eigenen Gedanken vertieft weiter. Schon wollte Pygmalion den Heimweg antreten, als ein Mann mit breiter Brust und kolossaler Stirn vor ihm stand, den er sofort als Plato erkannte.

‚Mein Sohn,' redete ihn dieser an, ‚der Dich so eben verließ, ist mein Lehrer; aber offen gesagt, er hat Dich auf einen Irrweg geleitet. Der Urgrund der Dinge, den Du suchst, ist nicht die Zahl, wie er meint. Die Ideen sind es, die den Dingen vorangehen und in ihnen zur Erscheinung kommen, wie Du selber die Ideen des Standbildes früher hattest, ehe Du aus dem Steine, aus der Materie, Dein Weib herausgemeißelt. Willst Du Dein Weib mit denkendem Geist erleuchten, so mache ihr nur klar, wie

sie selber nichts als eine Idee ist, verwirklicht in der Materie. Auf diesem Urgrund des Denkens wirst Du sie leicht dahin bringen, die schaffenden Ideen alle zu fassen, die in der Welt der Materie zu wahrnehmbaren Erscheinungen werden.'

Plato ging davon. Pygmalion, betroffen über diese neue Lehre, stand einen Augenblick still, als unvermuthet Aristoteles ihm nahte und Folgendes zu ihm sprach:

‚Ich kann Dich nicht in den Irrthümern des Mannes, der Dir eben seine Lehre vorgetragen, von dannen lassen. Der große Mann — er ist mein Lehrer — ist auf halbem Wege stehen geblieben. Ihm sind die schaffenden Ideen ein Erstes, und die Materie, in welcher sie zur Erscheinung kommen, ein Zweites. Allein, wenn dem so wäre, so müßte er auch die Frage lösen: wie denn die Idee in die Materie hineinkommt? eine Frage, der er stets ausgewichen, weil sein System ein irriges ist. Darum merke auf, was ich Dir sage: Idee und Materie sind Eins und die Identität ist der Urgedanke, den Du suchst!'

Mit diesen Worten verließ Aristoteles den verdutzten Pygmalion, und ein Schwarm von ungeborenen Philosophen, die sich Neu-Platoniker und Aristoteliker nannten, stürmen auf ihn ein, um ihm, in unendlichen Variationen, das bereits Gehörte mit stets neuen Worten zu sagen, bis endlich, nachdem der ungeheure Schwarm sich gleichfalls verzogen, wieder ein Einzelner der Ungeborenen ihm nahte und ihm folgende Lehre gab:

‚Die Alten, mein Freund, und ihr sinnloser Troß' — er wies auf Alle die hin, welche vor ihm den Kopf des Armen ganz irre gemacht hatten — ‚sie können Dir nicht geben, was Du suchst. Sie haben über den Ursprung der Dinge philosophirt, ohne ihn zu finden, denn sie gingen über den Kern dessen, was eigentlich Philosophie ist, gedankenlos hinweg. Sie erkannten nicht, daß wir vor Allem uns erst vergewissern müssen, daß wir sind. Dies ist der Urgedanke! Er lautet, merke Dir's: „Ich denke, folglich bin ich!"' —

Kaum hatte ihn der neue Lehrer verlassen, als ein anderer an ihn herantrat und, mit verächtlicher Miene auf den Vorgänger weisend, Folgendes sagte:

‚Der Thor führt sich und alle seine Schüler in die Irre. Sein vorgeblicher Urgedanke ist schon darum kein Urgedanke, weil er aus zwei Sätzen besteht; und mehr noch, die beiden Sätze enthalten einen Fehlschluß. Denn, gieb Acht: wenn er im ersten Satze sagt, ‚ich denke,' so setzt er sein ‚Ich' schon voraus; wenn er nun im zweiten Satz hinzufügt, ‚folglich bin ich,' so beweist er Etwas, was er bereits im ersten Satz als bewiesen angenommen! Der Urgedanke, mein Freund, kann nur der einfachste der Gedanken sein. Er besteht nur aus dem Einen Satze, den ich entdeckt habe. Dieser heißt, merke Dir's: „Ich bin ich!"'

Kaum hatte sich dieser Philosoph entfernt, als ein neuer auf ihn zuschritt, der sich mit folgenden Worten ankündigte:

‚Mein Freund, ich bin der erste und bin der letzte Philosoph. Weil aber der erste ein relativer Begriff, der noch Nachfolger, und eben so der letzte relativ ist, indem er Vorgänger voraussetzt, so wirst Du begreifen, daß ich nicht der erste und nicht der letzte, sondern der absolute Philosoph bin. Wenn Du mich nicht verstehst, so wirst Du mich am besten von all meinen Schülern verstanden haben.'

Nach dieser Einleitung seiner Persönlichkeit fuhr der absolute Philosoph wie folgt fort:

‚Der Thor, der Dir eben gesagt hat, „Ich bin ich" sei ein Urgedanke, hat Dich auf einen Irrweg geführt. Denn so viel wirst Du noch von der Schule her wissen, daß ‚bin' ein Zeitwort ist, abgeleitet von ‚Sein'. Ein abgeleiteter Gedanke kann aber unmöglich ein Urgedanke sein! — Willst Du die Gedanken von dem wahren Urbeginn ihrer Entwickelung fassen, so mußt Du vom ‚absoluten Sein' beginnen, das heißt: von dem reinen völlig gegenstandlosen Sein, das dasselbe ist wie das Nichtsein. Nur auf diesem Wege wirst Du aus dem Nichts das All begreifen lernen. —'

Der arme Pygmalion war von all' dem so bestürzt, daß er nur den einen Urgedanken fassen konnte, so schnell wie möglich wieder aus der Höhle hinaus zu kommen; darum war er unendlich froh, als der erste und letzte Philosoph, der ihm heimlich vertraute, daß er dereinst auf Erden unter dem Namen Hegel erscheinen werde, nunmehr ihn unter den Arm faßte und ihm sagte: ‚Komm, ich will nicht, daß Dich die kleinen Geister weiter geniren sollen, die nach mir noch existiren werden, blos weil die Universitäten noch dotirte Lehrstühle haben, die sie doch irgend wie besetzen müssen. Darum will ich Dich hinaus begleiten, wo Du nur noch den Demokritos findest, dessen Lachen Dir schon anzeigen wird, daß Du Dich mit ihm nicht weiter einzulassen brauchst.'

Der arme Pygmalion nahm mit Freuden die Begleitung an. Als er das Lachen des Demokrit und einen Strahl des Tageslichts wahrnahm, empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung von seinem Begleiter, der ihm wohlwollend zuwinkte, und eilte wirbelnden Kopfes auf den Ausgang zu, um mit einer unendlich jammervollen Miene sich dort niederzulassen und von all dem Erlebten einen Augenblick auszuruhen.

Demokritos sah ihn an und lachte und lachte. Und er lachte so lange und so herzlich, daß auch Pygmalion zu lachen anfing, worüber Demokritos erst recht lachen mußte.

Und lachend sagte er zu ihm: ‚Armer Junge, ich habe Alles gehört, was Du willst und was Dir da unten gesagt worden ist; denn die Atome, die ich entdeckt habe, tragen mir im Schall alles zu, was da gesprochen wird. Wenn Du verstehst, daß im Lachen die Lebensweisheit liegt, so werde ich Dir aus aller Noth helfen.'"

(Schluß folgt.)

Vor den Ruinen eines Kunsttempels.

Vor achtundzwanzig Jahren war es, Montags am zwölften April. Der Tag war trübe und jähe Windstöße fegten naßkalt über den Strom, dennoch befand sich die gesammte Residenz in Bewegung, ein gewisser Freudenrausch hatte sich mehr oder minder aller Schichten der menschlichen Gesellschaft bemächtigt, und schon vom Morgen an deutete das Treiben auf Straßen und Plätzen, die Gruppen, die überall in eifrigen Gesprächen zusammenstanden, und die Gesichter der Vorübergehenden darauf hin, daß etwas Ungewöhnliches, ein Begebniß seltenster Art in Aussicht stand.

Und es war auch der Fall; ein seit Jahren mit Spannung und Sehnsucht erwarteter Tag, er war nun gekommen; heute Abend sollte der grandiose neue Musentempel, das Werk des genialen deutschen Meisters, der schau- und hörlustigen Menge zum ersten Mal seine reichgeschmückten weiten Hallen erschließen — mit Einem Wort, das nach Gottfried Semper's Entwürfen erbaute neue Dresdener Hoftheater, zu welchem man vor nahezu drei Jahren, am 14. Mai 1838, den Grundstein gelegt hatte, heute Abend sollte es mit einer Galavorstellung feierlich eröffnet werden.

Wohl die meisten unserer Leser kennen den schönen Renaissance-halbrundbau, wie er sich mit seinen künstlerisch vollendeten Friesen und Statuen von Rietschel und Hähnel, seinen beiden Frontons und Vorhallen unweit der „Großen Brücke" und der Brühl'schen Terrasse, nahe dem Schloß und der katholischen Kirche, gegenüber dem Museum und „Helbigs", auf jenem gewissermaßen weltberühmten Platz, wo sich ein guter Theil des Dresdener Fremdenverkehrs zu concentriren pflegt, als eines der würdigsten Denkmale neuer deutscher Kunst erhob — sie werden daher ermessen können, mit welcher fieberhaften Aufregung Jung und Alt, Hoch und Niedrig dem Beginn der siebenten Abendstunde entgegenharrte. Seit langer Zeit schon hatte ja die Pflege der Kunst den Dresdenern das mangelnde Volks- und öffentliche Leben ersetzen müssen, wie sie das zum Theil noch heute thun muß, und speciell die Bühne sich eines Cultus zu erfreuen gehabt, für den selbst Kreise Theilnahme zeigten, welche anderwärts in der Regel sich außerhalb solcher Interessen bewegen.

Der Theaterzettel des Eröffnungsabends liegt vor mir: man hatte Deutschlands größten Dichter gewählt, die neuen weltbedeutenden Bretter einzuweihen, man gab Torquato Tasso, und classisch wie das Stück selbst war in ihrer Weise auch die Be-

setzung der einzelnen Rollen. Emil Devrient, damals noch im Vollbesitze seiner unvergleichlichen Mittel, seines ganzen lyrischen Schmelzes, gab den Tasso und wußte über Erscheinung und Action jene poetische Weihe zu breiten, wie sie die Gestalt des Tasso erheischt; von allen Schauspielern unserer Tage wohl derjenige, welcher mit dem leiblichen und geistigen Rüstzeuge zu dieser Rolle von der Natur am reichsten ausgestattet war. Caroline Bauer, in jenen Tagen hochgefeiert, später freilich von ihrer Nachfolgerin Marie Beyer-Bürck überholt, spielte die Prinzessin; Francisca Berg, nachmals eine unserer vorzüglichsten und vielseitigsten Charakterdarstellerinnen geworden und noch immer zu den ersten Notabilitäten des Dresdener Hoftheaters gehörend, die Sanvitale; Friedrich Porth endlich, auch noch Einer der lebenden Koryphäen unserer Bühne, war mit seinem ernst durchdachten, verständigen und gemessenen Spiel ganz der Mann für den auf festem Grunde ruhenden, sich selbst beschränkenden, welt- und lebensklugen Antonio.

Im alten unscheinbaren Hause hatte man sich mit den Decorationen sehr bescheiden beholfen, der Luxus, den man davon heute im neuen erblickte, war für Dresden etwas Unerhörtes; Desplechin's Plafond mit seinen Bildnissen von Schiller, Goethe, Mozart und Beethoven, Julius Hübner's im vollen Zauber ihrer Farbenfrische leuchtende Vordergardine, und der Kronleuchter mit dem milden Silberschein seiner zweihundert Lampen überbot Alles, was die kühnste Phantasie sich in dieser Beziehung vorgestellt haben mochte. — All diese Pracht ist nun dahin! Die Nachricht davon hat längst die ganze cultivirte Welt durchlaufen, und wir können unsere Leser nur zu der entsetzlichen Katastrophe zurück und vor die Ruinen des unvergleichlichen Kunsttempels führen.

Es war nahe der Mittagsstunde des 21. September, als die rasch sich folgenden Pulse der Sturmglocke, welche hier in großväterlicher Sitte noch ihre Stimme erheben darf, von einer inmitten der Stadt ausgebrochenen Feuersbrunst Kunde gaben. Merkwürdiger Weise schien sich in meinem Vorstadtviertel kein Mensch um den Brand zu kümmern, von Rauch oder Gluthschein war hier keine Spur zu erschauen, keiner der mir Begegnenden konnte mir sagen, wo es brenne, und ich hatte schon eine ziemliche Weile herumgefragt, bis mir Jemand im Vorübereilen zurief: „Wissen Sie es denn noch nicht? Das Theater steht in Flammen und ist unrettbar verloren!“

Die Mittheilung klang mir mehr als fabelhaft; in so rapider Geschwindigkeit sollte ein Kolossalbau wie unser Schauspielhaus, der überdies fast hart an der Elbe lag und, wie sich alle Welt tröstete, durch bequeme Vorrichtungen sofort unter Wasser zu setzen war, zerstört werden können, nein, das war unmöglich! Dennoch wandte ich mich natürlich hastigen Schrittes dem bezeichneten Orte zu. Noch war es nicht halb ein Uhr, als ich den Theaterplatz erreichte, und — die Schreckensbotschaft war nur allzu wahr gewesen, bereits war der Dachstuhl des Gebäudes bis auf wenige Reste gegen Westen hin vernichtet! Von keiner Schranke mehr gehemmt, schlug die Flamme in den sommerlich blauen Himmel hinauf, züngelte aus den Fenstern des oberen Stockes heraus, leckte an den Firsten des nördlichen Frontons, schmolz das Kupfer, mit welchem die Dachung gesäumt war, daß ein eigenthümlich greller blaugrüner Dampf sich mitten durch den ungeheuren gelblich-grauen Qualmschwall deutlich verfolgen ließ, und umspielte die Standbilder in den Nischen, bis auf Augenblicke die Rauchsäule die Oberhand gewann, haushoch emporsteigend und Feuer und Flammen, Haus und Menschen in dem dicken brenzlichen Gebrodel unterzugehen schienen. Das Innere des Gebäudes selbst war von oben bis unten dem Untergang verfallen, ein grausenvoll schönes Gluthenchaos, aus welchem, wie bei einem Kunstfeuerwerk, abwechselnd bald dieser, bald jener Theil in hellerer Lohe hervortrat.

Kopf an Kopf stand die Menge auf dem weiten Platze, auf der Freitreppe der Brühl'schen Terrasse, auf der Elbbrücke, auf den Zwingerwällen, überall, wo sich nur eine Ansicht des Zerstörungswerkes gewinnen ließ — aber still, ernst, schweigend, und auf Allen lastete der Schmerz über das große Trauerspiel, das sich unabwendbar vor ihren Augen begab. Die Löschversuche waren — die Tageblätter haben ausführlich darüber berichtet — von der kläglichsten Art und in der kurzen Frist einer Stunde hatte das große Feuergrab Alles verschlungen, was jahrelanger Kunstfleiß aufgebaut und gesammelt hatte: Gallerien und Bogen, Foyers und Corridore, Statuen und Bilder, Costüme und Decorationen. Durch welchen sträflichen Leichtsinn bei der Anfertigung von Gummischläuchen eine so ungeheure Katastrophe sich ereignen konnte, ist zur Genüge bekannt, und ich will die Leser der Gartenlaube nicht noch einmal mit den einstimmig laut gewordenen Anklagen gegen diejenigen Personen behelligen, welche für ein so schmerzliches Ereigniß dem Lande gegenüber verantwortlich gemacht werden müssen. —

„Unsere Schiller und Goethe sind doch unvergänglich!“ rief mir ein schlichter Mann aus dem Volke zu, als ich, unter competentester Führung, mich zu einem Gange durch die mittlerweile durch eine große Plankeneinfassung dem allgemeinen Zutritt verschlossenen Trümmer anschickte. Und, wahrhaftig, da standen sie, rechts und links von dem Hauptportale des Hauses, unverletzt, die Rietschel'schen Statuen unserer beiden Dichterheroen, und ebenso unverletzt über ihnen die kleineren Standbilder Mozart's und Gluck's, wie überhaupt diese, die östliche Seite des Gebäudes, der eigentliche Halbrundbau, von den Flammen am wenigsten gelitten hat. Auch Rietschel's schöner Fries im Nordfronton, der Furienzug aus den Eumeniden des Aeschylos, ein Relief von außerordentlichem Leben, ist noch ziemlich vollständig erhalten, und fröhlich girrend, als seien sie nie aus ihrem häuslichen Behagen aufgescheucht worden, flatterten die Tauben nach wie vor um die verschiedenen Figuren der Gruppe.

Ganz unbarmherzig aber hat die „losgelassene Feuersmacht“ weiter rechts herum an der westlichen Façade gehaust; hier grinst uns vollständiger Ruin entgegen, schwarze, gluthverzehrte, zerfallende Steinmassen. Die obere Etage fehlt gänzlich mit Ausnahme von zwei sich thurmähnlich erhebenden Mauerresten, und in den dachlosen Bau schauen „des Himmels Wolken hoch hinein“. Durch die „öden Höhlen“ der Bogenfenster blickt man durch und durch über Bühne und Zuschauerraum hinweg bis zum Eingangsoval hinüber und bis auf die jenseit des Platzes stehenden Schloßbaulichkeiten hinaus, und mitten in einem jener Bogen kommt der Schloßthurm als seltsamer Abschluß des Bildes zum Vorschein. Hähnel's Bacchusrelief, welches diese Rückseite des Theaters schmückte, die, beiläufig, früher noch für den Anbau eines großen Concertsaales in Aussicht genommen war, existirt nur noch in der Erinnerung; er selbst ist den Flammen bis auf die letzten Steinbrocken zum Opfer gefallen. Klagend gleichsam, vereinsamt und verwaist, blickt Karl Maria von Weber von seinem Granitpostament herab in die grauenvolle Zerstörung, welche ihm unmittelbar gegenüber gerade die gewaltigsten Dimensionen angenommen hat; die geweihte Stätte, wo seine urdeutschen herzinnigen Weisen so oft die Hörer entzückt, wo die erste Opernvorstellung, am zweiten Eröffnungsfestabende, seine Euryanthe gewesen, sie liegt hier in Schutt und Asche, und wahrscheinlich ersteht auf ihrer Stelle keine neue!

Einen traurigen Anblick gewährt auch die dem Museum zugekehrte Fronte des Hauses. Rietschel's anderer Fries, die Musik und ihre Wirkung auf das Gemüth des Menschen versinnlichend, ist zwar nicht spurlos von der Erde vertilgt, wie der Hähnel'sche, aber halbverwüstet, verräuchert und verrußt, macht er einen um so wehmüthigeren Eindruck, obschon auch zwischen seinen verstümmelten und zerstückten Gestalten die alte Taubenschaar ihr anheimelndes Wesen treibt. Die meisten größeren und kleinen Statuen in den Nischen der Außenwände sind zum Glück ziemlich unversehrt geblieben; dasselbe gilt von dem untern Stockwerk des Gebäudes, in so weit nur die Umfassungsmauern in Betracht kommen.

„Von woher ist der Eingang wohl am gefahrlosesten?“ frug mein Geleiter, als wir innerhalb der weiten Plankenumzäunung standen, welche zur Aufnahme des Getrümmers bestimmt ist, mit dessen Abräumung in den nächsten Tagen begonnen werden soll. Denn zwar lag fast eine Woche zwischen dem Unglückstage und heute, noch immer jedoch glimmte und glühte es drinnen auf der Brandstätte, ja oft genug loderte es hell auf, so daß die Feuerwehr fortwährend noch die Spritzen handhaben mußte.

„Hier, meine Herren,“ antwortete der Inspector der eben activen Löschmannschaft, nachdem wir in den um das Erdgeschoß laufenden Corridor getreten waren, der wenigstens dem oberflächlichen Blicke noch so ziemlich in seiner alten Gestalt erscheint, und deutete mit der Hand auf einen rauchenden Berg schwarzen Steingerölls; — ein Anblick wie etwa um den Kraterrand eines Vulcans.

Digitized by Google

Der Brand des Hoftheaters in Dresden.
Nach der Natur aufgenommen.

„Das ist der Aufgang zum vierten Range gewesen; freilich sieht man jetzt nichts mehr davon," erläuterte mein sachkundiger Führer, während wir unter drohendster Gefahr für unsere Stiefelsohlen auf dem rollenden und nachgebenden Gebröckel Fuß zu fassen suchten.

Aber wie soll ich beschreiben, was ich von der Höhe unsers Schutthügels aus vor meinen Augen sah? Der Eindruck läßt sich nur in die kurzen Worte fassen: ringsum nichts als ein wüstes Gewirr von verkohltem Gebälk, von Steinen und Trümmern, hier steil aufsteigend, dort tief abfallend wie Berg und Thal, aus welchem rechts und links noch Rauchwolken aufwirbelten oder Flammen aufzischten, wenn der Wasserstrahl des Spritzenschlauches in die Gluth traf, und jetzt da, dann dort neue Mauernschichten sich loslösten, um in dem allgemeinen Chaos zu versinken. Daß der Bau einst in Bühne, in Schnürböden und Versenkungsräume, in Logen und Galerien, in Foyers und Garderobezimmer, in Büffetsaal und so manche andere Localität eingetheilt gewesen war, davon ließen sich blos noch schwache Umrisse erkennen.

„Die Bogen dort in der Mauer uns zur Rechten sind Alles, was von der königlichen Loge und den hinter ihr liegenden Salons noch übrig ist," sagte mein Begleiter. „Oben auf derselben Seite ist das Unheil geboren worden; an der Wand hier hat der Unglückliche sich herabgeflüchtet und Alles in Brand gesteckt, woran er, selbst brennend, auf seinem Wege vorübergekommen ist. Gegenüber auf der andern Seite, im Erdgeschosse, sehen Sie in den Mauertrümmern noch einige Vorsprünge und Unterschiede; sie bezeichnen die Stelle, wo sich sonst die Garderoben der Schauspieler befunden haben, und geben Ihnen durch ihre noch sichtbaren Grenzlinien eine Vorstellung, wie gar dürftig und winzig alle diese Räumlichkeiten in dem stattlichen Hause hergerichtet gewesen sind. Hatte man doch die Ankleidezimmer für das weibliche Chorpersonal, so wie gewisse höchst nothwendige Localitäten für die oberen Galerien bei der Anlage völlig vergessen und sie nachher an- und einflicken müssen, wie es eben gehen wollte."

Es waren dies nicht die einzigen Mängel und Mißstände gewesen, welche sich bei der inneren Einrichtung des Gebäudes herausstellten; vielmehr zeigten sich nach und nach vielerlei Unzuträglichkeiten, wie ich schon oben vorübergehend bemerkte; so zum Beispiel die Enge sämmtlicher Corridore. Desgleichen sollen die Hähne der Wasserleitung, auf welche letztere man für die Eventualität eines Brandes doch ein so felsenfestes Vertrauen gesetzt hatte, derart angebracht gewesen sein, daß sie so gut wie unzugänglich wurden, wie denn auch das Gerücht behauptet, — das jetzt in übergroßer Geschäftigkeit tagtäglich eine Fülle von Wahrheit und Dichtung zu Tage fördert — sie seien völlig eingerostet und folglich unbrauchbar gewesen. Endlich haben — und hierauf machte mich mein Cicerone ausdrücklich aufmerksam — viele Zwischenwände und Decken anstatt aus festem Gemäuer lediglich aus Holzwerk bestanden.

Dicht unter meinen Füßen entdeckte ich, zum Theil in dem Geröll vergraben, eine eigenthümlich geformte schwarze Masse; was aus dem Getrümmer und der Asche emporragte, sah mir wie ein großer eiserner Ring aus.

„Was mag das da gewesen sein?" frug ich.

„Dies hat man bei seinen Lebzeiten immer ganz besonders bewundert," lautete die Auskunft, „und es war auch buchstäblich der Glanz unsers Schauspielhauses — der Kronleuchter, jetzt nichts mehr als ein Stück nutzlosen alten Eisens. Es hat einst Tausende von Thalern gekostet, und was von ihm geblieben, es ist keinen Groschen mehr werth. Unter der Asche dort liegen auch die Ueberreste unserer in ihrer Art einzig gewesenen Rüstkammer, merkwürdige alte Waffen und Requisitstücke, die kostbarsten, die wohl je ein Theater besessen hat."

Mitten in der allgemeinen Verheerung fielen mir einzelne noch gänzlich unversehrte Mauern auf, so unter Anderem verschiedene Kaminführungen, denen man kaum eine Beschädigung anmerkte, und ich sprach mein Erstaunen über den merkwürdigen Umstand aus.

„Allerdings erscheint das merkwürdig," entgegnete mein Gewährsmann, „allein wir haben da einen neuen und schlagenden Beweis von der geringen Haltbarkeit unsers Sandsteines; alle Sandsteinmauern des Hauses sind vernichtet, zerglüht, zerbröckelt, mit Einem Worte, total werthlos geworden; was Sie hier an Mauerwerk erhalten sehen, ist Backsteinbau, dieser leistet den Flammen einen weit energischern Widerstand als der Sandstein. Die aus diesem letztern errichteten Mauern sind vollständig verloren, mit Ausnahme der äußeren Umfassungsmauern, welche bei einem Neubau allenfalls noch benützt werden könnten."

Gewiß ist der Verlust ein ungeheurer, wenn man ihn aber, wie dies in der ersten Bestürzung geschehen ist, ohne Weiteres auf die runde Ziffer von einer Million Thaler veranschlagt, so kann dies selbstverständlich nicht das Ergebniß einer auf bestimmten Anhaltspunkten beruhenden Schätzung ausdrücken, sondern soll überhaupt nur die materielle Größe des Unglücks bezeichnen. Getrennt vom Schauspielhause, in ziemlicher Entfernung von demselben, stehen die zur Unterkunft von Decorationen und Coulissen, Garderobe, Meublement und sonstigen Requisiten eigens errichteten massiven Baulichkeiten, und so ist, wie dies die öffentlichen Blätter bereits berichtet, der bei Weitem größere Theil dieser Besitzthümer, von denen der Inhalt der Theatergarderobe allein einen Werth von über zweimalhunderttausend Thalern repräsentirt, erhalten geblieben. Das Nämliche gilt von der werthvollen Bibliothek, den Partituren und Singstimmen, welche gleicherweise in abgesonderten Localitäten aufbewahrt werden. Im Schauspielhause selbst, und zwar in dem sogenannten Concertsaale, befanden sich nur diejenigen Decorationsstücke, die, so zu sagen, stereotyp auf dem Tapete waren. Es war dies freilich keine kleine Anzahl, und unter vielen andern gehörten dazu die von französischen Künstlern für das neue Haus gemalten farbenreichen Decorationen, der viel bewunderte Tassogarten und der ursprünglich für den Sommernachtstraum bestimmte, doch auch für Verdi's Troubadour benützte Waldbogen, ebenfalls eine besondere Lieblingsdecoration des Publicums. Von alledem hat nichts gerettet werden können, wie überhaupt das vor den Flammen Geborgene — mit Ausnahme der auf nahezu zehntausend Thaler taxirten musikalischen Instrumente des Orchesters, deren Erhaltung man ausschließlich der Aufopferung einer alten Theaterdienerin und ihres Sohnes zu verdanken hat — im Verhältniß zu dem Zerstörten kaum in Betracht kommt. Namentlich bleibt die Vernichtung sämmtlicher Noten des Chores zu beklagen, und Jahre dürften darüber hingehen, ehe es möglich wird, diese Einbuße auch nur zum Theile wieder zu ersetzen. Einzig und allein die vortreffliche Schulung der Sänger und Sängerinnen, die, so behauptet man, im Stande sind, ihre Partien, in den häufiger gegebenen Opern wenigstens, ohne Noten aus dem Gedächtniß vorzutragen, mindert den Verlust in Etwas.

Schwerer als dies Alles aber fällt der Untergang jener schon erwähnten sogenannten Rüstkammer in's Gewicht. Ist es auch nicht ganz richtig, wenn man diesen Verlust als Gegenstände von historischer Bedeutung umfassend und somit geradezu als unersetzlich angiebt — denn historisch in dem Sinne, als von geschichtlich hervorragenden Persönlichkeiten oder Localitäten herrührend, war die Mehrzahl dieser Dinge nicht —: so bleibt der pecuniäre Werth derselben immerhin ein sehr beträchtlicher, da er auf mindestens achtzehntausend Thaler zu veranschlagen ist. Die Dresdener Theaterrüstkammer nahm hinsichtlich der Solidität ihres Inhalts in Deutschland wohl den ersten Rang ein und umfaßte eine Menge interessanter und kostbarer Requisiten; zum Beispiel die Hellebarden der unter August dem Starken errichteten glänzenden polnischen Nobelgarde; eine Anzahl alter Radschloßgewehre mit elegant ausgelegten Schäften, mit denen vordem die Garde des Kurfürsten Johann Georg's des Zweiten bewaffnet gewesen war; eine Reihe der schönsten reich mit Bronze verzierten Stahl- und Neusilberrüstungen, allerdings von moderner Arbeit, indeß nach den besten alten Modellen gefertigt; viele Garnituren von sogenannten Topfhelmen oder Sturmhauben byzantinischer Art, gleichfalls echten Mustern auf das Sorgfamste nachgebildet; Schwertkuppeln aller Formen und Zeitalter. Was auf den meisten anderen, selbst großen Theatern aus Pappe im Verein mit Silber- und Goldpapier hergestellt zu werden pflegt, in Dresden wurde es aus Metall geschmiedet und gegossen. So waren die Schilder der Amazonen in Meyerbeer's Afrikanerin sammt und sonders aus blankem Stahl gearbeitet, desgleichen trugen die im ersten Acte derselben Oper auftretenden Trabanten des portugiesischen Hofes durchweg Armschienen, Brust- und Rückenharnische und Pickelhauben aus Weißblech. Außerordentlich reich war die Sammlung an griechischen Harnischen und Helmen, alle nach den trefflichsten antiken Vorbildern copirt und im Laufe der Zeit mit vieler Mühe zusammengebracht. Ferner gab es Hunderte der künstlerisch voll-

endetsten Hüft- oder Jagdhörner aus Messing mit schönen Schmucksteinornamenten, die den seltensten und geschichtlich merkwürdigsten Exemplaren des historischen Museums bis in die kleinste Einzelheit getreu nachgeformt waren. Auch die Collection der prachtvollsten Fahnen, unter denen zumal die ganz neuerdings erst mit großen Kosten hergestellten Innungsfahnen aus Richard Wagner's Meistersingern zu nennen sind, dürfte als höchst ansehnlich gelten. Alle diese Schätze — so kann man sie mit Fug und Recht bezeichnen — haben nun die unerbittlichen Flammen verschlungen, oder doch im günstigsten Falle schwer beschädigt; dicht aneinander gepreßt und übereinander geschichtet standen, hingen und lagen sie im engsten Locale zusammen, unmittelbar neben dem mit Coulissen und Decorationsstücken vollgepfropften Concertsaale, so daß an eine Rettung des Besitzes nicht gedacht werden konnte.

Der Verlust des Theatermeublements, — darunter die theuersten Geräthe aller Stylarten, von der griechischen bis zur allermodernsten, — der Vasen, Gefäße, Trinkgeschirre und der übrigen in diese Kategorie schlagenden Requisiten mag sich auf mindestens zwölftausend Thaler belaufen, und in den verbrannten — Perrücken ist das ganz erkleckliche Capital von etwa zweitausendfünfhundert Thalern zu Grunde gegangen. Wie mancher Monat wird verstreichen müssen, ehe Schneider, Klempner, Gürtler, Stahl- und Lederarbeiter, Schreiner und Haarkräusler und noch andere Handwerker und Künstler, die, wie ich mich selbst überzeugte, bereits die Hand an's Werk legen, nur das Nothdürftigste dieser Coulissenerfordernisse wieder angefertigt haben! Um eine Sammlung aber von nur annähernder Vollständigkeit zu besitzen, wird es der jahrelangen Thätigkeit und Umsicht des kenntnißreichen Theaterbeamten bedürfen, dessen Freundlichkeit ich diese Details verdanke.

Wohl jedes einzelne Bühnenmitglied ist von dem Unglück materiell mit betroffen worden, indessen sind diese Verluste im Allgemeinen nicht sehr erheblicher Natur, und was die Dresdener Localpresse in den ersten Tagen nach dem Brande darüber mitgetheilt, hat sich inzwischen als ziemlich übertrieben herausgestellt, — es müßte denn der Verlust einiger Theaterperrücken, welchen ein bekannter Charakterdarsteller zu beklagen haben soll, für eine ihn schwer heimsuchende Calamität gelten. —

Möge recht bald neues Leben aus den Ruinen blühen! Wer theilte ihn nicht, diesen augenblicklichen Hauptwunsch der reizenden Elbresidenz, wo jetzt jeder Tag neue Projecte gebiert, wie und wo der dramatischen Kunst das geeignetste Interimszelt aufzuschlagen ist? Wo aber auch nach Jahren einst der feste neue Musentempel stehen möge: die Stätte, auf welcher die unvergeßliche, die große Wilhelmine Schröder viele Jahre lang ihre eigentliche Kunstheimath fand, zu der sie nach ihren Siegesläufen durch Europa wieder und immer wieder mit alter Lust zurückkehrte, wo sie jedem Ton und jedem Blick ihr reiches Herz geschenkt, wo sie die unvergänglichen Gestalten ihres Fidelio und Romeo, ihrer Agathe und Euryanthe, ihrer Donna Anna und Norma geschaffen; die Stätte, auf welcher Emil Devrient durch seinen Posa, seinen Tasso, seinen Hamlet entzückt und begeistert; wo Joseph Tichatschek sich den unbestrittenen Ruhm als erster deutscher Heldentenor ersungen hat; die eine Marie Bayer-Bürck, einen Bogumil Dawison, eine Franziska Berg, einen Eduard Winger, einen Friedrich Porth, einen Anton Mitterwurzer und noch viele, viele andere Namen vom hellsten Klange zu den Ihrigen zählen durfte, — die Stätte lebt „eingeweiht für alle Zeiten“ ewig fort in der Erinnerung der Menschen.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal der heilige Herr. Nicht Wenige unserer Leser werden sich der interessanten Mittheilungen erinnern, welche die Gartenlaube im Jahre 1865 über die geheimnißvolle Person des sogenannten „Polenfürsten“ Frank, dieses angebetete Haupt einer jüdisch-christlichen Schwärmer-Secte gebracht, der in den Jahren 1788—91 mit fast königlichem Aufwande und einem Gefolge von vielen Hunderten in Offenbach gelebt und dort sein Grab gefunden hat. Das Dunkel, welches die jedenfalls imposante Erscheinung Frank's und die Lehren, Zwecke und Gebräuche jener von ihm zwar nicht gestifteten, aber unstreitig beherrschten und an seine Person gefesselten Secte der Sabbathianer umgab, ist bis heut noch nicht gelichtet worden. Obwohl der Artikel der Gartenlaube neue Forschungen über den merkwürdigen und für die Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts höchst bezeichnenden Vorgang angeregt und eine ganze Broschüren-Literatur hervorgerufen hat, weiß man doch noch immer nicht, ob Frank ein ehrlicher Schwärmer oder ein Betrüger oder Beides zugleich gewesen, ob der Ursprung der ungeheuren Geldmittel, über die er bis zu seinem Ende verfügt, nur in den unablässig ihm zufließenden Steuern und Spenden seines schweigsamen, in Polen, Ungarn, Böhmen und Mähren nach Tausenden zählenden Anhanges oder in der Scandalchronik eines europäischen Hofes zu suchen ist. Eines schließt übrigens das Andere nicht aus.*

Nach der Ansicht des Dr. Graez, des neuesten scharfsinnigen Geschichtsschreibers der Juden, der erst kürzlich eine gelehrte Abhandlung über den Gegenstand veröffentlicht hat, unterläge es keinem Zweifel, daß der so genannte „heilige Herr“ nur ein heuchlerischer Schwindler war, der das in den jüdischen Gemeinden vorhandene Gift des kabbalistisch-mystischen Aberglaubens zu seinem Vortheile und zur Befriedigung seiner Herrschsucht und Sinnenlust auszubeuten wußte. Gegen diese Auffassung aber tritt neuerdings Herr Schenck-Rinck in Frankfurt mit einem Broschürchen auf, dessen Einwendungen sich auf persönliche Erinnerungen oder Familientraditionen stützen. Herr Schenck-Rinck scheint das Geheimniß des „Baron von Franck“ und seines fürstlichen Luxus allein in dem noch unaufgeklärten Zusammenhange desselben mit Geheimnissen des russischen Hofes suchen, dagegen aber Franck's Stellung als Haupt einer jüdischen Secte, ja sogar seine und seines Gefolges jüdische Abstammung in Frage stellen zu wollen. Diese letzteren Zweifel sind offenbar unbegründet, es widersprechen ihnen u. A. schon die Traditionen, welche noch vor dreißig Jahren in den jüdischen Gemeinden lebten. Die deutsche Judenheit war im Ganzen, trotz ihrer Gedrücktheit, von jener abenteuerlichen Mißgeburt des Erlösungsbedürfnisses nur wenig berührt, aber man wußte auch in unsern Gegenden davon, und der Schreiber dieser Zeilen hat selbst in seiner Jugend betagte Israeliten von dem einstmaligen Treiben dieses Frank und der ihm anhängenden Sabbathianer (eigentlich Schabataner oder kurz Schabs'z) als von einer auf orientalisch-slavischem Boden erzeugten scandalösen Ausartung innerhalb der jüdischen Welt erzählen hören.

Daß diese Frankisten oder ehemaligen Sabbathianer nicht blos theilweise äußerlich zum Christenthum übergegangen, sondern hie und da ungetauft in den jüdischen Gemeinden lebten, stand gleichfalls außer Zweifel, ja es wurde sogar diese und jene hervorragende Familie bezeichnet, auf welcher der Verdacht dieses heimlichen Zusammenhanges ruhete. Wie es damit gegenwärtig in außerdeutschen Ländern steht, können wir nicht sagen. Daß die Sache aber eine wirkliche Erscheinung und kein Märchen gewesen und daß ihre Erforschung für manche heut noch lebende Zeitgenossen ein sehr nahe liegendes Interesse haben mag, ist uns erst kürzlich aus einem dem Redacteur der Gartenlaube zugegangenen Briefe ersichtlich geworden, dessen mehrfeitig überaus interessanten Inhalt wir der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wollen. Der Brief ist aus Glasgow 24. Februar d. J. datirt und lautet:

„Nach vieljähriger Abwesenheit aus Europa bin ich vor Kurzem hier eingetroffen und habe, um mich einigermaßen wieder in deutschen Verhältnissen zu orientiren, einige Jahrgänge Ihrer Gartenlaube durchblättert. Ich finde darin unter Anderem in den Jahrgängen 1865 und 1867 einige Aufsätze, welche den ‚heiligen Herrn‘ oder ‚die Bewegung der Frankisten‘ zum Vorwurf haben. Ich erachte es als eine Pflicht im Dienste der historischen Wissenschaft, auf diejenigen lebendigen Quellen hinzuweisen, die möglicherweise über die Frage Aufschluß geben können.

Ich selbst stamme aus einer in Mähren seßhaften Judenfamilie, die zur Zeit des Uebertrittes Frank's gleichfalls theilweise zum Katholicismus übertrat. Mein Vater war damals noch ein junger Bursche, heirathete dann später eine Fleischerstochter aus einer slavisch katholischen Familie, die ihm zu Zeiten seine jüdische Abkunft hart entgelten ließ. Ich selbst wurde, natürlich als kleines Kind, wenige Tage nach meiner Geburt getauft und principiell von Allem fern gehalten, was mit Juden zusammenhing. Meine Mutter erzog mich geradezu zur Judenfresserei. Natürlich that ich mit, wo auf Juden losgezogen wurde, bis ich eines Tages merkte, wie jedes Lästerwort meinen armen Vater schmerzte. Dieses edle blasse Duldergesicht zuckte schmerzlich und — schwieg. Ich hing, im Gegensatz zu anderen Kindern, mehr am sanfteren Vater als an der heftigen Mutter, und als ich unsere Dorfschule verließ und auf's Gymnasium in Olmütz geschickt wurde, merkten meine Mitbuben, daß meine Züge das Gepräge orientalischer Abkunft trugen, und plötzlich verbreitete sich durch einen Judenknaben, der aus demselben Ghetto kam, aus welchem mein Vater abstammte, und der also meinen Namen vom Hörensagen kannte, das Gerücht, ich sei ein ‚Jud‘.

Ich hatte keine Ahnung davon, was an der Sache Wahres sei, und hieb anfänglich um mich; als jedoch am nächsten Samstag mein Vater nach Olmütz zu Markte kam, erzählte ich ihm weinend, welche grundlose Unbill mir widerfahren. Mein Vater seufzte tief und erzählte mir, daß

* Ganz neuerdings ist sogar in einem aus Moskau uns zugegangenen Briefe die seltsame Vermuthung ausgesprochen worden, daß Frank vielleicht mit jener im Januar dieses Jahres in Rußland entdeckten, ihre Mitglieder bekanntlich verstümmelnden Secte der Scopzen zusammengehangen habe, die ihre Begründung bis in die Zeit des Kaisers Peter des Dritten zurückführt, ihr Thun und Treiben gleichfalls in tiefes Geheimniß hüllt, aber notorisch über große Reichthümer verfügte. Wir erwähnen dies, weil es beweist, wie vielseitig die Mysterien des Offenbacher Hofhalts noch immer die Aufmerksamkeit beschäftigen. Der Annahme selber widersprechen alle Thatsachen, vor Allem der Umstand, daß Frank und seine Anhänger zahlreiche Nachkommenschaft besaßen.

mein Großvater allerdings ein ‚Schöps‘ (Schabsi oder Schabbathianer) gewesen und daß wir wirklich von Juden stammen.

Erst wollt' ich das durchaus nicht anerkennen und fiel in meine alte Judenfresserei zurück; allein das half nichts: ich wurde wie früher geneckt und fand es am gerathensten, mitzulachen und mich selbst einen Juden zu nennen. Das half! Als ich nun in den Ferien nach Hause kam, drangsalte ich meinen Vater, so oft ich mit ihm allein war, mir von den ‚Schöpsen‘ zu erzählen. Allein mein Vater wich aus, bat mich, der Mutter nichts davon zu sagen, daß ich meine Abstammung kenne, vertröstete mich, bis ich größer sein werde, dann wolle er mir Alles erzählen etc.

Es war zur Zeit der Kartoffelernte im Herbst, als ich einst nach Hause kam; meine Mutter war mit Knechten und Mägden auf dem Felde, und mein Vater befand sich allein in der an unsere Branntweinschenke grenzenden Stube. In diesem Zimmer hatte mein Vater ein Schränkchen, das nie geöffnet wurde, zu dem nur er den Schlüssel hatte, den er, trotz mannigfacher Neckereien meiner Mutter, niemals hergab. Die Thüren dieses Schränkchens waren mit einem in Nußbaumholz roh geschnitzten Kreuze versehen, das jedoch, ähnlich wie das russische Kreuz, unten einen diagonalen Querbalken hatte. Oft sah ich meinen Vater vor diesem Kreuze andächtig beten. Als ich jedoch damals unversehens in die Stube trat, fand ich das Schränkchen offen, meinen Vater platt auf dem Boden liegend und weinend.

Erschrocken trat ich hinzu, in der Meinung, er sei krank. Er winkte mir, ihn nicht zu stören, und ich wartete ängstlich schweigend, bis er geendet. Dann rief er mich zu sich, beschwor mich, zu schweigen, zog eine pergamentene Gesetzesrolle hervor, die mit hebräischen Charakteren beschrieben war, und erklärte mir, diese ‚Thorah‘ enthalte in der eigenthümlichen Gruppirung des hebräischen Bibeltextes die Mysterien seines Glaubens, der nur äußerlich der Katholicismus sein müsse, der jedoch noch immer der des ‚heiligen Herrn‘ sei. Ich solle Hebräisch lernen und er wolle mich dann in Alles einweihen. Ich ging wenige Tage darauf nach Olmütz zurück, suchte dort einen Theologen aus unserem Dorfe auf und bat ihn, mich Hebräisch zu lehren. Er lachte darüber, lehrte mich die Buchstaben kennen, und das ist so ziemlich alles, was ich von jener Sprache kennen gelernt.

Zur Zeit der Kirchweih aber brannte mein Elternhaus ab, mein Vater erkrankte vor Schreck und starb, ohne mich in die Mysterien seines Glaubens eingeweiht zu haben, ein Glück für mich, denn ich bin dadurch einer Schwärmerei und Phantastik fern gehalten worden, die jedenfalls nicht ohne Anziehungskraft gewesen ist und die ich vielleicht später nur mit Mühe abgeschüttelt hätte. Ein gewisses Interesse aber habe ich, gewiß mit vielen Anderen, denen es an ähnlichen Jugend- und Familienerinnerungen nicht fehlen wird, für jene geheimnißvolle Bewegung immer behalten und weise Sie auf Folgendes hin. Von einstmaligen Frankisten stammen zum Beispiel ab: der gegenwärtig hochstehende Dr. B....r, der Olmützer Advocat Dr. M........h, der Warschauer Advocat D.....l Z.......i, die Familie P....s-P.......m in Prag, W...e in Prag u. v. A. Sollte nicht Einer oder der Andere im Interesse der geschichtlichen Forschung Näheres mitzutheilen wissen?

Lieb wird mir's sein, wenn Sie meinen Namen und meine Veranlassung noch nicht nennen. Ich habe seit dreiundzwanzig Jahren mit meinen österreichischen Beziehungen vollends gebrochen, und nur einen Freund und Landsmann im fernen Lande unter gegenseitiger Wahrung unseres Incognito gehabt: Charles Sealsfield!

Schauerliche Nachtruhe. Von einem schlesischen Beamten erhalten wir folgende Mittheilung: „Im Jahre 1864 machte ich den Feldzug gegen Dänemark als Unterofficier mit. Bald nach Erstürmung der Düppeler Schanzen erhielt mein Regiment den Befehl, nach Jütland zu marschiren, wo wir nach vielem Hin- und Herwandern in der Gegend von Aarhuus Cantonnements bezogen. Ich selbst kam mit etwa acht Mann zu einem Bauern und erhielt, wie dies meistens der Fall war, den Aufenthalt für mich und meine Leute in einer Scheuer angewiesen. An dem nämlichen Tage aber feierte einer unserer Cameraden seinen Geburtstag und war galant genug, mich und Andere zu sich in sein Quartier einzuladen, um dort bei einem Spiel und einem Gläschen Schnaps — weiter gab es Nichts — den festlichen Tag zu begehen. Aber die Stunden verschwanden, aus einem Gläschen wurden mehrere und es war schon ziemlich nach Mitternacht, als ich, leider nichts weniger als nüchtern, mich auf den Weg machte, in mein Quartier zu kommen. Nach kurzer Zeit erreichte ich das Gehöfte und fand dort Alles in tiefem Schlummer. In der Meinung, ich sei in der Scheuer, wo ich am Tage selbst mein Lager in einem leerstehenden Futterkasten inmitte meiner Soldaten bereitet hatte, tappe ich in der Finsterniß herum und greife nach meinem Futterkasten, finde aber darin zum größten Erstaunen Jemanden, der meine Abwesenheit benützt haben mochte, sich statt des Lagers auf nackter Erde eine bequemere Ruhestatt auszuwählen.

Im Gefühle meines Rechts rief ich nach dem frechen Eindringling, erhielt aber keine Antwort; ich schüttelte und rüttelte an ihm — Alles vergebens; endlich, da ich in Folge des genossenen Getränkes, das meine Sinne stark getrübt haben mußte, den in mir aufsteigenden Zorn nicht mehr zu bewältigen wußte, packte ich den Kerl, den ich für einen meiner Leute hielt, und expedirte ihn ohne Weiteres zum Kasten hinaus. Kaum vernahm ich mehr seinen dumpfen Fall und legte mich schlafen. Am nächsten Morgen sind meine Leute natürlich äußerst verwundert, mich nicht in der Scheune zu sehen; sie durchsuchen Alles und treten auch in einen an die Scheune stoßenden Schuppen. Dort allerdings finden sie mich, noch schlafend — aber in einem Sarge und auf dem Boden die Leiche eines alten Mütterchens von einigen siebenzig Jahren. Die gute Frau war, wie wir später erfuhren, den Tag vorher gestorben, und weil die Einquartierung den Raum so beschränkte, hatte man die Leiche hierher gebracht. Schneller, als ich in den Sarg gekommen, war ich aus demselben; meine Leute aber hoben das Mütterchen mit aller Sorgfalt vom Boden und legten es wieder auf das traurige Lager, auf dem ich übrigens besser geschlafen hatte, als vor- oder nachher manchmal im bequemen Bett. Dann eilten wir aus dem Schuppen, nicht ohne uns Stillschweigen angelobt zu haben — denn wir wollten den Leuten im Hause kein Aergerniß geben.“ B. B.

Erklärung des Kaisers Norton des Ersten. Unser Mitarbeiter Th. Kirchhoff in San Francisco schreibt uns unterm 14. Septbr. von dort: „Unser durch die Gartenlaube (Nr. 32) weltberühmt gewordener Kaiser Norton der Erste erschien am letzten Sonnabend in Parade-Uniform in der hiesigen deutschen Buchhandlung von H. Mendheim u. Comp. und ließ sich meine auf ihn Bezug nehmende Skizze, von der er gehört haben mußte, zeigen und in's Englische übersetzen. Norton bemerkte, daß es ihn sehr freue, daß man auch in Europa seine kaiserliche Stellung in hervorragenden Journalen bespreche. Der Verfasser des Artikels hätte sich aber einer Ungenauigkeit schuldig gemacht, die er nicht umhin könne, scharf zu tadeln. Sein Titel sei nämlich nicht blos ‚Kaiser der Vereinigten Staaten‘, sondern: ‚Norton der Erste, der Kaiser von den Vereinigten Staaten und Protector von Mexico‘. Er verlange, daß die Gartenlaube diesen Irrthum berichtige. — Da wir nicht beurtheilen können, welche staatliche Verwickelungen sich möglicherweise aus der Nichterfüllung dieser Bitte herausstellen, so kommen wir ehrerbietigst diesem Wunsche Sr. Majestät hiermit nach.

Heute Mittag donnerten zu Ehren des hundertjährigen Geburtstags Humboldt's Einhundert Kanonenschüsse vom Telegraphenhügel und heute Abend findet ein Bankett in der Turnhalle statt. Am nächsten Sonntag wird großer Umzug aller deutschen Vereine mit einer Humboldtbüste durch die Hauptstraßen der Stadt sein und am selbigen Abende zum Schluß der Feier ein Volksfest im City-Garden stattfinden. Die beiden hier erscheinenden täglichen deutschen Zeitungen, ‚California Demokrat‘ und ‚San Francisco Abendpost‘ haben uns heute mit einem Abdruck des schönen Festgedichts von Emil Rittershaus zur Humboldtsfeier in Amerika überrascht. Ihr Th. K.“

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes

gingen wieder ein: X. in Belew (Rußland) 5 Thlr. 5 Pf. (6 Rubel); aus Woronesch 4 Thlr. 5 Ngr. 5 Pf. (5 Rubel); M. C. in Wien 2 Thlr. 23 Ngr. 5 Pf. (5 fl. ö. W.); Michael Schuller, evangel. Pfarrer in Arkeden in Siebenbrg. 2 Thlr. 22 Ngr. 5 Pf. (2 Sp.-Thlr.); C. K. in Oberstdorf 2 Thlr.; ein Leser der Gartenlaube in Ingolstadt 1 Thlr.; August H. 1 Thlr.; F. W. durch Wagner'sche Buchh. in Freiburg i. B. 10 Thlr.; C. K. in Berlin 1 Thlr.; A. M. u. L. M. 1 Thlr. 15 Ngr.; C. L. Langensalza 1 Thlr.; H. Nelsen in Jerome, Westchester County 25 Thlr.; J. H. 1 Thlr. 15 Ngr.; eine fröhliche Gesellschaft Rendsburger Freihandschützen 9 Thlr. 1 Ngr.; O. D. Bern 27 Ngr. 5 Pf. (3 Fr. 80 C. in Briefmarken); Wittwe G. in Breslau 5 Thlr.; F. in A. 2 Thlr.; C. S. v. Leuwen in Woerden 1 Thlr.; J. Priester in Memel 10 Thlr.; beim Erntefest in der Kirchfahrt Osse 4 Thlr. 25 Ngr. 4 Pf.; Ertrag eines Concerts des „Cäcilien-Vereins“ und Vereins „Frohsinn“ in Ludwigshafen 85 Thlr. 21 Ngr. 5 Pf.; Ertrag eines Concerts der Liedertafel in Prettin a. E. 21 Thlr.; Sammlung unter den Mitgliedern des Oedenburger Turn-Feuerwehr-Vereins und Eisenstädter Gesangvereins „Frohsinn“ 11 Thlr.; F. W. F. in Hildesheim 2 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Gesangvereins „Concordia“ in Friesack 25 Thlr.; Böhm in Oberlangenstadt 1 Thlr.; von einigen Herren im „Goethezimmer“ in Auerbachs Keller in Leipzig 1 Thlr. 14 Ngr. 4 Pf.; G. S. in Freiburg i. B. durch Buchhdlr. Schmidt 17 Ngr.; Nettoertrag einer theatralischen Vorstellung des geselligen Vereins in Treuenbrietzen 30 Thlr.; N. N. in Neustrelitz 5 Thlr.; Ertrag einer Privatvorstellung in Schwerin 5 Thlr. 10 Ngr.; O. in Hüsten 1 Thlr.; Sammlung in Schmiedeberg i. Schl. durch die Stadt-Haupt-Casse 15 Thlr. 4 Ngr.; Gäste des Hôtel de France in Baden durch Emil Siefert 5 Thlr.; fünf Freunde im Alster-Pavillon in Hamburg 5 Thlr.; bei einer Kindtaufe unter unbemittelten, aber willigen Gebern gesammelt 25 Ngr.; A. Simon, Cantor in Rogasen 2 Thlr.; Ertrag eines Vortrags durch B. O. in Gumbinnen 13 Thlr.; Bertha N. in O. 2 Thlr.; Samuel Hartmann in London 3 Thlr.; Fr. G. in Greifswald 1 Thr.; E. P. in Bitterfeld 1 Thlr.; Kegelclub mit der rothen und weißen Bowle in Neudamm 5 Thlr. 3 Ngr.; Gesangverein in Wüstegiersdorf 6 Thlr.; M. in Hagenow 1 Thlr.; Ertrag einer von jungen Damen veranstalteten Lotterie in Bartenstein 42 Thlr.; gesammelt bei der Fahnenweihe des Männergesangvereins in Bartenstein 5 Thlr. 1 Ngr. 6 Pf.; Nettoertrag einer musik. Abendunterhaltung in Idstein 16 Thlr.; Casino-Gesellschaft und D. u. S. in Winkel im Rheingau 10 Thlr.; Ertrag eines Dilettanten-Concerts in Staudenbühl 18 Thlr.; Angestellte u. Arbeiter der Baumwoll-Spinnerei in Holbermoor 70 Thlr.; A. in Nauscha 3 Thlr.; Fräul. E. M. 10 Thlr.; Roscher, Hiese u. Parisch 3 Thlr.; Ertrag eines Concerts des Lilienthaler Gesangvereins 18 Thlr. 23 Ngr. 5 Pf.; in der Schule zu Corbach gesammelt 4 Thlr. 24 Ngr.; C. Schinzel 3 Thlr.; M. Schumacher in Schwarzenfels 1 Thlr.; ein Abonnent in Bregenz 2 Thlr. (Summa sämmtlicher Eingänge: 4309 Thlr. 27 Ngr. 7 Pf.) **Die Redaction.**

Inhalt: Jedem das Seine. Von Ad. von Auer. (Fortsetzung.) — Ein Bild ohne Worte. Illustration. — Aus einer alten deutschen Stadt. — Aus vollem Menschenherzen. Wissenschaftliche Novellette von A. Bernstein. — Vor den Ruinen eines Kunsttempels. Mit Abbildung. — Blätter und Blüthen: Noch einmal der heilige Herr. — Schauerliche Nachtruhe. — Erklärung des Kaisers Norton des Ersten. — Quittung über neue Eingänge für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

(Fortsetzung.)

Der Ball hatte an einem Dienstag stattgefunden. Die Woche verging, Clemens ließ sich nicht bei der Tante sehen.

„Das ist doch fast eine zu große Gleichgültigkeit gegen Verwandte," brummte diese. „Gott im Himmel, wenn ein Neffe in mein Haus kommt, werde ich doch nicht gleich glauben, daß er mein Geld will, und nun gar ein Sohn Brücken's. Hm, für den Hasso plünderte er mich gern, aber doch nicht für sich und seine Pflanzen."

Am Sonntagmorgen, als Hasso wie gewöhnlich vom Lande hereinkam, hörte er schon auf dem Flur draußen die Stimmen der Schwestern in hellem Jubeltön in einander klingen.

„Was ist passirt, Dore?" fragte er diese, aber sie lachte ihn nur an und zeigte auf die Thür.

Er riß diese hastig auf und Rose trat ihm entgegen. Mit ausgestreckter Hand ging sie auf ihn zu. Sie hatte aber nicht Zeit, ein Wort des Willkommens zu sagen oder zu empfangen, Tante Rosine fuhr in höchster Aufregung dazwischen.

„Sie hält Wort, sie giebt ihr erstes Concert hier bei uns, für mich!" rief sie ganz entzückt. „Rose, das vergesse ich Dir nicht! Und wie hübsch Du geworden bist, Kind! Du wirst Liddy und Elly ausstechen — und zum Theater geht sie auch nicht, das ist brav. Das freut mich, daß Du auf mich gehört hast," so schwatzte sie bunt durcheinander.

„Rose auf's Theater gehen!" sagte Hasso. „Als ich in Berlin war, hoffte Madame Durando immer es durchzusetzen, ich wußte wohl, daß Du es nicht thun würdest, Rose."

„Nein, nein, das konnte ich dem lieben alten Großvater nicht zu Gefallen thun, das nicht!" versicherte sie.

„Nicht von den Todten reden!" rief Rosine dazwischen. „Sie holen die Lebenden nach und ich bin die Aelteste, will aber erst recht noch nicht sterben."

„Wer möchte es, wer vermöchte es, wenn man so glücklich ist," sagte Hasso, Rosens Hand noch in der seinen und das schöne Mädchen mit Entzücken betrachtend. „Du bist doch verändert, Rose," sagte er dann gedankenvoll. „Vor drei Jahren hattest Du Dein Kindergesicht noch, jetzt ist etwas Fremdes hineingekommen, was ist es?"

Eine leichte Blässe löste die frühere Farbe ihrer Wangen ab.

„Vielleicht nur Müdigkeit, Abspannung," entgegnete sie, „ich bin in den letzten Monaten sehr angestrengt worden. Ich habe mich deshalb schon jetzt frei gemacht und denke noch für einige Zeit irgendwo auf's Land zu gehen, mich bei irgend einer Pfarrers- oder Amtmannsfamilie einzumiethen, um mich gründlich zu erholen, ehe ich mein Engagement antrete."

„Komm nach Lichtenfeld heraus, ich spreche mit Bülows," rief Hasso lebhaft aus. „Es sind liebe Leute und wir haben schon frische Gebirgsluft in Lichtenfeld."

„Unsinn!" erklärte die Tante. „Wenn sie Landluft braucht, die Luft ist frisch genug hier, und wozu habe ich Gülzenow? Ihr wolltet ja das alte Eulennest immer 'mal sehen, Kinder. Gut, wenn die Bälle zu Ende sind, fahren wir hinaus und Du kommst mit."

Dieser Vorschlag war ein so unerhörter Gunstbeweis, daß Dore, die im Zimmer war, vor sich hinbrummte: „Na, nu geht die Welt unter!" Bei den Betheiligten aber erregte dieser überraschende Plan großen Jubel. Selbst Ursula fand ein paar beredte Worte, ihre Freude auszudrücken; Rosens Augen strahlten. Hasso fing den Blick auf, obgleich er wohl nicht ihm galt.

„Also nach Gülzenow, Du hast es versprochen, Tante!" rief Elly, und Liddy meinte sogar: „Können wir nicht gleich hin? wir haben genug getanzt, wir wollen gleich hin."

„Affen Ihr! Ich weiß nicht, was Ihr Euch von Gülzenow denkt, warum Ihr so dorthin verlangt. Es ist doch ein verwünschtes Nest und das einzige Gute wird sein, daß kein Wagen in unsere musikalischen Freuden hineinrasseln kann. Ich werde wenigstens nicht dulden, daß ein Gespann über den Hof fährt, während gesungen wird, und wenn ich mir wer weiß wie viel Fuder Heu dadurch vor dem Regen retten könnte," behauptete die Tante.

Hasso lachte hell auf.

„Das sollte Herr Bülow hören," rief er lustig scherzend, „er machte drei Kreuze vor der Landwirthin."

„Mag er!" sagte sie abweisend. „Güter, die nichts bringen, und Menschen, die nicht spielen oder singen, können mir gestohlen werden."

„Ich glaube, Gülzenow wird Dir halb und halb gestohlen," meinte Hasso ernsthaft. „Alle Welt sagt, es sei ein schönes Gut."

„Ich liebe nicht, daß mit aller Welt über mein Eigenthum gesprochen wird. Wenn ich mich bestehlen lassen will, wen geht's was an?" sagte die Tante rauh und warf einen mißtrauischen Blick auf Hasso, den er aber nicht bemerkte.

„Warum berührtest Du den wunden Punkt?" fragte Ursula nachher leise zu ihm; „dachtest Du nicht an ihr Mißtrauen?"

„Ach, das ganze Mißtrauen ist ja Unsinn," wies Hasso die Warnung zurück. „Soll ich deshalb schweigen, wenn sie betrogen

wird? Laß uns nur erst hin nach Gülzenow, dann werde ich mich schon umsehen und mehr sagen, wenn es nöthig ist."

Der kleine Mißton, den der Tante letztere Aeußerung hervorrief, verhallte bald. Was schadet ein Wölkchen am Horizont, wenn der Himmel sonst klar ist. Der erste fröhliche Windhauch setzt sich hinein und läßt es in tausend leichte Flöckchen zerstieben, von denen keins dem Sonnenschein zu trotzen und sich wider ihn als finstre Macht zu behaupten vermag. Der Abend kam. Die Lampen wurden angezündet, die Tante setzte sich in ihren Lehnstuhl und Rose begann zu singen.

Ja, das war doch noch ein anderer Gesang, als er bisher in diesen Räumen erklungen und das Herz der zuhörenden Musikliebhaberin erfreut und erhoben hatte. Ein stolzer Schwan zog singend durch das weite All und die Waldvöglein verstummten und lachten über die kleinen Stimmchen, mit denen sie sich in den Jubelchor der Schöpfung zu mischen gewagt und doch sich gedrängt fühlten, es wieder zu thun, dem vor ihren wachen Sinnen sich entfaltenden Zauber ihre ungekünstelte Huldigung darzubringen. Ja, das war eine herrliche Stimme, weich und seelenvoll, glockenrein und von einer seltenen Kraft und Fülle, die doch immer in den Grenzen schönen Gleichmaßes gehalten wurde. Und nun dies Verständniß der Seele, die unbeschreibliche Einfachheit des Vortrages, die in ernsten Gesangstücken geradezu erhaben war, der Eindruck war überwältigend.

Der alten Dame standen die Augen voll Thränen. Mit andächtig gefalteten Händen hörten Elly und Liddy zu, Ursula von dem fernsten und dunkelsten Winkel des Zimmers aus. Hasso begleitete die Sängerin. Dann sangen Beide zweistimmige Lieder, dann ruhte Rose und die Schwestern lösten sie ab, dann wurden drei und vierstimmige Sachen versucht, heitere und ernste, Mozart's launige Terzetten, alte und neue Opern mußten ihre schönsten Schätze hergeben, es war ein herrlicher Abend.

Auf der Straße unten blieben die Vorübergehenden stehen, in dem Hause gegenüber öffnete man die Fenster, vor der Thür versammelten sich still ungebetene Zuhörer.

„Wer wohnt dort? Was ist da los?" fragte Clemens, der Arm in Arm mit Lindemann vorüberging.

Bädeker II. blieb betroffen stehen. Er hatte Jenen halb und halb zu dem Abendspaziergang gezwungen, er wollte ihm durchaus das Flüßchen, das an seiner Heimathstadt vorüberfloß, in Mondscheinbeleuchtung zeigen, in der Residenz gab es natürlich solch klares Wasser nicht. Clemens war gutmüthig genug, dem alten reichen Particulier den Gefallen zu thun.

„Mein Gott, wissen Sie nicht, daß dort Ihre Tante wohnt? haben Sie ihr noch keinen Besuch gemacht?" fragte dieser erstaunt.

„Nein, aber ich werde jetzt hinaufgehen," entgegnete Clemens.

„Thun Sie das nicht, Sonntags wird Niemand angenommen. Die Dame liebt es nicht, daß man ihre Familienconcerte stört."

„Dann werde ich's gerade thun," rief Clemens, machte sich von Lindemann's Arm los und war mit einem fröhlichen Gruß im Hause verschwunden.

Sein kräftig tönender Fußtritt auf der Treppe, der laute Klang der Hausglocke, die er mit noch kräftigerem Ruck anzog, schallten mißtönend durch Rosens herrlichen Gesang hindurch. Rosine wurde dunkelroth.

„Tausend Donnerwetter, wer untersteht sich —" brach sie los.

Indem wurde die Thür aufgerissen, Johann erschien in derselben.

„Ich kann nichts dafür, gnädige Frau, der junge Herr lassen sich nicht abweisen," rief er ängstlich hinein.

„Wer?" schrie die Tante.

„Ich, gnädigste Tante," entgegnete Clemens, mit der größten Unbefangenheit eintretend.

„Hören Sie, Sie sind mir ein merkwürdig dreister Patron," schalt Rosine. „Die Woche hat sechs Tage, an denen Sie sich herbemühen konnten. Was haben Sie am Sonntag mein Familienconcert zu stören!"

„Tante, gehöre ich denn nicht zur Familie?" fragte Clemens in vorwurfsvollem Ton, durch den doch der Schalk hindurchklang. „War meine Mutter nicht eine Fuchs? bin ich nicht der Sohn Ihres alten Freundes? Muß ich wirklich erst meinen Paß aufweisen, ehe ich anerkannt werde? Dann, passen Sie auf, hier ist er —"

Er schritt rasch auf das Clavier zu, grüßte die um dasselbe gruppirten Damen ehrerbietig, sagte zu Hasso: „Vetter Hasso, nicht? Kommen wir endlich einmal zusammen?" setzte sich an das Instrument und nach einigen glänzend ausgeführten Passagen spielte er mit eben so sicherer Geläufigkeit als richtigem Verständniß eine Beethoven'sche Sonate, gerade die Lieblingssonate der Tante.

Er war noch nicht zu Ende, als sie schon hinter seinem Stuhl stand, und der Schlußaccord war kaum verhallt, so hatte sie ihn schon beim Kopf gefaßt und küßte ihn auf beide Wangen.

„Wahrhaftig, ein Fuchs, mein richtiger Neffe! Komm her, Goldjunge, unverschämter Windbeutel, Du bist anerkannt. Ja, Du gehörst zur Familie, zur musikalischen und schönen Linie zugleich, wie dort Deine beiden Cousinen, Elly und Liddy, die Bologneser Hündchen," setzte sie lachend hinzu. „Nun gebt Euch die Hände und nennt Euch Du."

Erröthend und lachend folgten die Zwillinge der Aufforderung. Hasso begrüßte den Vetter mit der größten Herzlichkeit, Ursula in ihrer freundlichen zurückhaltenden Weise. Wie aus tiefen Gedanken fuhr Rose aus ihrer gebückten Stellung empor, als Rosine ihr den Neffen vorstellte. Sie war ganz in ein Notenblatt vertieft gewesen und war wohl noch etwas zerstreut, denn sie erwiderte seine tiefe Verbeugung kaum, sondern maß ihn mit einem langen erstaunten Blick.

Einige Tage darauf kehrte Rose von einem Besuch heim, den sie einer ihrer ehemaligen Lehrerinnen abgestattet. Der Weg führte sie über den Markt, am Deutschen Hause vorbei. Clemens saß am Fenster. Er stand augenblicklich auf, verließ das Gasthaus und ging ihr nach.

Mit wenigen Schritten hatte er sie eingeholt, begrüßte sie und sagte, sich zu ihr gesellend und neben ihr herschlendernd:

„Ich verleugnete Sie neulich, erscheint Ihnen mein Benehmen treulos, zweideutig?"

„Wir wollen das Wort Treue nicht auf das lose Band einer oberflächlichen Bekanntschaft anwenden," sagte sie, „damit hat Treue nichts zu thun. Zweideutig allerdings war Ihr Benehmen. Sie mußten doch Gründe haben, mich zu verleugnen, triftige wohlüberdachte Gründe. Sie gaben nicht einmal der Ueberraschung, mich so unvermuthet wiederzusehen, Raum. Es liegt Nichtachtung in diesem Verfahren, und die habe ich nicht verdient," sagte Rose, ihrem gekränkten Gefühl sanft Ausdruck gebend.

„Nichtachtung! Nein, Rose, es war nur Klugheit!" entgegnete Clemens, „und was die Ueberraschung betrifft, so hatte ich im Vorübergehen Ihren Gesang gehört. So wenig ich mir aber Ihre Anwesenheit hier erklären konnte, denn ich wußte nichts von Ihrer Freundschaft mit meinen Cousinen, so war ich doch nun vorbereitet Sie zu sehen und es war mir möglich mich zu beherrschen."

„Aber wozu?" fragte sie. „Warum denn dieser Schleier des Geheimnisses über unsere Bekanntschaft? Das ist unehrlich. Was haben wir zu verbergen?"

„Ich sehr viel!" entgegnete er ausweichend, „ich ein Gefühl, dem ich nicht Raum geben darf, das ich eben so wenig aus meinem Herzen zu reißen, gegen dessen überwältigende Macht ich mich nur durch diese scheinbare Kälte zu wahren vermag. Ich habe Pläne, Absichten, muß sie haben, gegen die das Herz rebellirt, aber ich darf auf diese rebellische Stimme nicht hören. Sie müssen gut sein, Rose, müssen mir folgen, ich bin der Klügere, der Erfahrnere und es handelt sich um mein künftiges Geschick. Wenn ich es jetzt eingestehen soll, daß ich Sie kenne, seit langer Zeit kenne, wie soll ich es da verbergen, daß ich Sie liebe!"

Er hielt inne. Sie antwortete nicht. Sie schüttelte nur den Kopf, als wollte sie sagen: ich verstehe kein Wort von alledem; aber das Einzige, was sie davon verstand, sein letztes Geständniß, das schloß ihr die Lippen und durchschauerte sie mit einer Empfindung, die für einen Augenblick alles gerechte Mißtrauen überwog. Er bemerkte seinen Vortheil und fuhr vorwurfsvoll fort:

„Wie kalt Sie gesprochen haben! Oberflächliche Bekanntschaft, sagten Sie vorhin, oberflächliche Bekanntschaft, wir Beide, und doch that mir das Herz beim Abschied so weh, daß ich nicht wagte Sie anzusehen, und doch wurden Sie ohnmächtig, als ich ging."

„Mademoiselle Dufour, die kleine Tänzerin, schnitt sich in die Hand, ihr Blut bespritzte mich, ich kann Blut nicht sehen," entgegnete sie ausweichend.

„Das ist nicht wahr, Rose," sagte er, durch die Sanftheit

des Tones die Rauhheit der Worte mildernd. „Ueberlassen Sie doch das Lügen uns Männern, die oft genug der eigne schlimme Sinn, die arge Welt dazu treibt. Frauenlippen sollte keine Lüge beflecken."

„Das ist auch wahr," sagte Rose, „ich will auch nicht lügen, ich will es Ihnen überlassen. Mich bespritzte also Fräulein Dufour's Blut nicht, aber ich war schwach an dem Morgen und es kränkte mich, daß Sie nach vielfachem freundlichen Verkehr so kalt von mir schieden. Es verletzte mich, daß Aimée Dufour, daß Linda und Emmy und Natalie in Streit ausbrachen, welche die Bevorzugte in Ihrem Herzen sei, daß Jede sich auf Beweise zu berufen wußte. Sie sind kokett, Clemens. Das gestattet man höchstens Frauen, aber unter die edeln Frauen zählt man die Koketten nicht. Ich hatte Sie wirklich für meinen Freund gehalten, aber das Letzte, was nach Ihrem kalten Abschied von dem Glauben an Ihre Freundschaft oder Zuneigung übrig blieb, hat unser neuliches Wiedersehen vernichtet. Weshalb behandeln Sie mich wie eine Fremde?"

„Ich sprang wie ein Cortez an das Ufer eines neuen Landes und verbrannte meine Schiffe hinter mir," entgegnete er rasch; „man geht rücksichtsloser vorwärts, wenn man nicht mehr zurück kann, und ich will und muß vorwärts, Rose!"

„Wohin?" fragte sie staunend, „und was hindert die unbedeutende Blume am Wege Ihren Siegeslauf, daß Sie mit achtlosem Fußtritt an ihr vorüberstreifen? Ich verstehe Sie nicht, Clemens, ich muß eine deutliche Erklärung haben."

Sie waren während dieses Gespräches langsam die Straße hinunter zum Thor hinausgeschritten. Statt die Richtung nach Tante Rosinens Haus einzuschlagen, wendete sich Clemens der Promenade zu, die um diese Zeit nicht sehr belebt zu sein pflegte. Rose folgte willenlos.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, die volle Wahrheit," versicherte Clemens; „Sie werden an ihrer Bitterkeit erkennen, daß sie unverfälscht ist, wenn Sie mir auch vielleicht nicht glauben werden, daß ich die Bitterkeit nicht minder als Sie empfinde. Ich liebe Sie, Rose, ich habe Sie geliebt, so lange ich Sie kenne. Anfänglich ohne es zu wissen, dann mit vollem Bewußtsein, und daß Sie mein Gefühl erwiderten, erfüllte mich mit unbeschreiblicher Seligkeit. Das haben Sie gewußt, das müssen Sie noch jetzt glauben, auch wenn ich hinzufüge, daß ich Ihnen entsagen muß."

Auf die Freude, die einen Augenblick in Rosens Antlitz aufgeleuchtet, fiel tiefer Schatten. Die Frage: weshalb? schwebte noch auf ihren Lippen, sie unterdrückte sie und Clemens fuhr fort:

„Sie wissen nicht, weshalb mein Vater mich hierher versetzen ließ: ich will es Ihnen sagen. Er wollte meinen Verkehr mit Madame Durando abgebrochen sehen," fuhr er mit niedergeschlagenen Augen und unsicherer Stimme, als werde ihm jedes Wort schwer, fort; „alte Leute haben ihre Vorurtheile. Madame Durando ist eine brave Frau, aber ihr leichter Ton, ihre Lebensstellung verdächtigen sie."

„Ihre Lebensstellung, die auch die meinige ist — jetzt verstehe ich," sagte Rose und sah ihn mit ihren unschuldigen Augen klar und fest an.

„Nie würde mein Vater es zugeben, daß ich mir die Gattin aus jenen Kreisen wählte. Ich kann gegen meines Vaters Gebot nicht handeln. Zudem," setzte er aufsehend und ihrem ruhigen ernsten Blick begegnend, einigermaßen verlegen hinzu, „sind meine Verhältnisse der Art, daß sie es mir verwehren, um des Glückes selbst willen glücklich zu sein. Ich muß mein äußeres Loos im Auge haben —"

„Es ist genug, Sie brauchen sich nicht weiter zu entschuldigen," sagte Rose würdevoll. „Ihre Entschuldigungen sind beleidigender als Ihr Schweigen. Sie haben mich eine Zeit lang glauben gemacht, daß Sie mich liebten. Ich habe es geglaubt. Der Irrthum ist vorüber. Ihre fremde Begrüßung neulich, Ihr Verleugnen unserer Bekanntschaft hat ihn aufgeklärt, es bedarf der kalten Worte nicht, ein Verständniß zu erreichen. Es bleibt dabei, äußerlich und innerlich, daß wir uns neulich zum ersten Mal gesehen, und es wird mir nach diesem Gespräch nicht mehr schwer werden, Sie wie einen Fremden zu betrachten. Ich verstehe Ihre Wege nicht, Clemens, ich weiß nicht was für Ziele Sie haben, aber die einen scheinen mir öde und die andern in einer Region, die der Herzenswärme unzugänglich ist. Passen Sie auf, daß Sie nicht darüber hinaus in den Abgrund tiefer Herzenseinsamkeit stürzen."

Sie hatte mit einer Feierlichkeit gesprochen, die ihn verwirrte, sie sah so schön dabei aus, daß er, wie von einer dämonischen Macht erfaßt, kaum dem Verlangen widerstehen konnte, hier auf offener Straße vor ihr hinzustürzen oder sie besinnungslos in seine Arme zu ziehen. — Als sie mit kaltem Abschiedsgruß an ihm vorüberschreiten wollte, ergriff er sie heftig bei der Hand.

„Mädchen, fühlst Du nicht," sagte er gepreßt, „daß ich kalt bin, kalt sein muß, weil ein Vulcan in mir tobt, der uns Beide verderben könnte? O Ihr Mädchen, mit Eurer Unschuld macht Ihr es uns oft namenlos schwer, ehrlich zu bleiben! Rose, ich liebe Dich, aber ich kann, ich darf Dich aus tausend Gründen nicht heirathen. Du mußt mir glauben und mich bedauern, oder mir nicht glauben und mich hassen. Mein Vater, die Verhältnisse, Alles ist gegen unser Glück. Ich werde Alles thun, was Du verwirfst, was Dich irre macht, zweideutig handeln, mit falscher Zunge sprechen, Heiterkeit heucheln. Entlarve mich, wenn Du willst, aber glaube an meine Liebe. Bis an meines Lebens Ende werde ich Dich lieben, nur Dich, Du schöner, hoch am Himmel ziehender, unerreichbarer Stern!"

Seine Stimme brach im Schmelz der Wehmuth, sein Blick traf sie mit heißer Liebesgluth, seine Lippen öffneten sich halb, als habe er noch etwas, das Wichtigste, das Letzte zu sagen, aber seine Stimme starb in einem Seufzer dahin. Mit einem kräftigen Entschluß raffte er sich zusammen.

„Es ist spät geworden," sagte er leise, „soll ich Sie nach Hause bringen, Fräulein Rose?"

„Nein," sagte sie mit Festigkeit, ihre innere Erschütterung überwindend, „nein, ich kenne meinen Weg, ich finde ihn ohne Ihre Hülfe."

Auf dem einsamen Heimwege hatte Rose hinlänglich Zeit, Fassung und Ruhe wenigstens äußerlich wieder zu erlangen. Sie war tief gekränkt, und wenn auch ihr schon bei dem Abschied erschütterter Glaube an ihn jetzt vollends dahin war, so bebte doch ein schmerzvoller Ton durch ihre Seele, der sie an die Schönheit des verklungenen Hohen Liedes reinster irdischer Empfindung mahnte. Clemens hatte mit ihr gespielt. Seine Leidenschaft war ein Rausch des Augenblicks, sein Herz das eines kalten Egoisten. Er ist ein Schauspieler! sagte sie sich, und doch war es schwer, sein vortreffliches Spiel nicht für Wirklichkeit zu halten, seine bebende Stimme, sein warmes Wort, seinen heißen Blick vollendeter Kunst zuzuschreiben und nicht hingerissen zu werden von dem, was in jeder Kunst Natur sein muß, um zu wirken.

Sie gestand es sich ein, daß sie sich trotz seines kalten Abschieds wider ihren Willen gefreut, ihn in L. wiederzusehen, daß sie auf ein Mißverständniß, auf eine Lösung desselben gehofft, daß sie sich gefreut, ihn durch ihr unerwartetes Kommen zu überraschen. Das Alles war dahin und sie dazu verurtheilt, ihm kalt und fremd gegenüber zu stehen und täglich auf's Neue die Kränkung zu empfinden, daß er rücksichtslos über sie hinweg andern Lebenszielen zuschritt. Aber welchen? Was erstrebte er? Ihr Verdacht blieb an nichts Schlimmerem haften, als daß er gesonnen sei, eine reiche, glänzende Heirath zu schließen, die ihm den Weg zu einer bevorzugten Stellung im Leben bahnen sollte. Und schon der nächste Abend bestätigte ihre Vermuthung. Es war von Lebenszielen und Bestrebungen die Rede, ein Jeder sollte seine Wünsche, seine Neigungen in dieser Beziehung aufrichtig bekennen.

„Eine Ministertochter zur Frau und einen Gesandtschaftsposten," sagte Clemens gähnend.

Die Tante schlug ihm auf den Mund.

„Für's Gähnen und für die Verleumdung Deiner Person. Wer wird aus Ehrgeiz heirathen! Aber Du sagst es, Du wirst es am wenigsten thun. Nun, Hasso, Du?" fragte sie und machte eine wegwerfende Geberde, als er, seine kräftige Gestalt hoch aufrichtend, in frischem Ton sagte:

„Einen Urwald und eine Axt."

„Eine Bibliothek auf dem Lande," bekannte Ursula zu allgemeinem Gelächter.

„Ich möchte nur für's Haus singen dürfen," sagte Rose, und die Zwillingsschwestern versicherten, sie wünschten nichts Anderes, als „daß es immer so bleiben möge, wie es just sei."

Clemens war von nun an ein willkommener Gast im Hause seiner Tante. Wie er sich ihr den ersten Tag gezeigt, so blieb er. Nicht ein Fünkchen mehr Aufmerksamkeit erwies er ihr, als ihm gerade beliebte. Ihre Derbheiten erwiderte er mit Derbheit. Hundertmal des Tages nannte sie ihn „unverschämter Bengel" und doch war sie ihm gut.

„Clemens," sagte sie eines Tages zu ihm, „ich glaube, Du kümmerst Dich wirklich nicht um meinen Reichthum?"

„I," sagte er lachend, „wenn ich nur Aussicht hätte, daß er mein werden könnte, wollte ich mich schon darum kümmern. So hilft's mir nichts, wenn ich Dir noch so sehr um den Bart gehe. Ich muß das dem Hasso überlassen."

„Findest Du, daß Hasso mir um den Bart geht?" fragte sie eifrig.

„Nein, Tante, ich habe das nur so gesagt. Er mag ja ohne allen Eigennutz ein Musterknabe sein, und wenn nicht, mein Gott, wenn ihn der Gedanke an den künftigen reichen Standesherrn auf Gülzenow solide macht, da hätten wir ja einen moralischen Einfluß des Reichthums, der nicht zu verachten wäre. Wahrhaftig, wenn ich nicht Clemens wäre, möchte ich wohl Hasso sein."

Die Tante rückte sich die Haube schief, der erste Grad innerer Unruhe, der erste Verräther geheimer zwiespältiger Gefühle.

„Ich dachte, Du machtest Dir aus Geld ganz und gar nichts," bemerkte sie einigermaßen ärgerlich.

„Aus Deinem, Tante. Aus meinem würde ich mir schon etwas machen. Es ist manchmal sehr wenig lustig, daß man solch armer Schlucker ist."

Die Haube wurde wieder gerade gesetzt. Seine rücksichtslose Aufrichtigkeit bestach sie jedesmal.

„Bist Du in Verlegenheit, brauchst Du Geld? Ich will Dir geben, Clemens," sagte sie in aufwallender Großmuth.

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Junge, Du kannst's dreist nehmen, ich weiß doch, daß Du uneigennützig bist," versicherte sie. Aber er blieb bei seiner Weigerung.

„Tante, es ist mir absolut unmöglich, ich bin in der Beziehung ein stolzer Kerl," sagte er mit einer Miene, die noch abweisender war als seine Worte.

Sie wagte kein ähnliches Anerbieten wieder, und er gewann nur um so mehr Einfluß über sie.

Dore brummte über den neuen Liebling, der die ganze Hausordnung verkehren durfte, der seinen Kaffee gleich nach dem Essen verlangte, über das bürgerliche Abendbrod so lange gespottet hatte, bis es, statt nur des Sonntags, alle Abende Thee gab, und der von diesem Thee die Farbe des Braunbiers begehrte. Sie brummte und schalt über Mancherlei und machte so ihre geheimnißvollen Bemerkungen, über die ihre Herrin sie auszankte und die vielleicht nur in Ursula's Herzen ein leises Echo fanden.

Ursula's geregeltem Wesen war Clemens' keckes Sichgehenlassen wenig sympathisch, während es auf ihre Schwestern den Eindruck der Genialität machte und ihnen nur wie das Ueberspudeln männlicher Kraft erschien. Freilich erblickte Ursula nie das Gegenbild, wie Jene. Sie erfuhr es nicht, wie zart er sein konnte, wie fein, wie unbemerkt von Anderen, als dem Gegenstand der Huldigung selbst, er zu huldigen verstand. Sie wußte nichts von dem Zauber, den er da auszuüben wußte, wo er gefallen wollte, sie erfuhr den mächtigen Eindruck nicht, den es auf ein unerfahrenes Gemüth macht, wenn eine scheinbar kühle, egoistische, selbstbewußte Natur auf einmal, wenn auch nur wie von vorüberschießenden Blitzen erhellt, die reichsten Schätze des Herzens offenbart, um so reicher erscheinend, um so lockender und liebenswerther, als sie gleichsam wie ein tiefes Geheimniß bewahrt wurden, um nur dem Eingeweihten auf Augenblicke verrathen zu werden.

Der eigentliche Carneval war zwar vorüber, aber es gab doch noch so manchen Nachzügler winterlicher Freuden, an dem Clemens nun auch thätigen Antheil nahm. Obgleich er behauptete, seit zehn Jahren schon nicht mehr getanzt zu haben, eine Behauptung, der schon sein Alter widersprach, war er doch ein gewandter eleganter Tänzer, doppelt willkommen vielleicht als solcher, weil er sich rar machte, ein ziemlich geckenhaftes Kunststück, das aber, mit einiger Manier ausgeübt, doch selten des Eindruckes verfehlt.

Er tanzte nicht einmal immer mit Liddy und Elly, es hatte nicht den mindesten Anschein, als zeichne er sie oder eine der anderen jungen Damen aus, und doch hatte Keine die Empfindung, vernachlässigt zu sein, und Jede war seines Lobes voll.

Es war einmal nichts bedeutungslos, was er that.

„Ein prächtiger Tänzer!" sagten die jungen Mädchen. Die alten Damen, gegen die er sehr artig war, schwärmten für ihn, seine Collegen hatte er alle für sich, denn er war ein guter Gesellschafter, auch in dem weiteren Sinne, in dem junge Leute, die unter ‚gut' nicht immer ‚gewählt' meinen, es verstehen. Alten Herren begegnete er ebenfalls mit Aufmerksamkeit, und so hatte er schnell eine Art Beliebtheit erlangt und Alle, der alte Lindemann an der Spitze, gratulirten der Frau von Fuchs zu dem liebenswürdigen Neffen.

Rose nahm nicht Theil an diesen Gesellschaften. Ihre angegriffene Gesundheit mußte zur Entschuldigung dienen, und in der That sah sie blaß aus und Tante Rosine sah ein, daß, wenn sie singen sollte, sie unmöglich tanzen könne. Sie blieb mit Ursula zu Hause, zuweilen gelang es Hasso, sich loszumachen und dann auch auf ein Abendstündchen in die Stadt zu kommen. Das waren glückliche Stunden für Alle, auch für Rose.

Das Glück ist vielgestaltig und nicht nur, wenn es zum Himmel jauchzt, zeigt es der Seele seine durchleuchteten Schwingen. Auch die Freundschaft ist ein Glück und die unruhigen Wogen der Seele legen sich unter ihrem Einfluß, selbst wenn diese von den Wettern nichts weiß, die der Sturm in der Tiefe erregt.

Auch Ursula und Hasso ahnten nicht, daß Rose und Clemens einander in der Residenz gekannt. Stolz hieß Rose schweigen, als er sie bei jenem ersten Wiedersehen wie eine Fremde behandelte. Seit jener Unterredung mit Clemens schloß noch ein anderes Gefühl ihr die Lippen. Sie war irre an ihm, an sich selber; sie verstand nicht ihn, nicht sich. Noch verstand sie auch Hasso nicht und ihr befangenes Herz schlug für ihn zu sehr in der süßen Gewohnheit geschwisterlicher Gefühle, um an einen Wechsel auch nur denken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

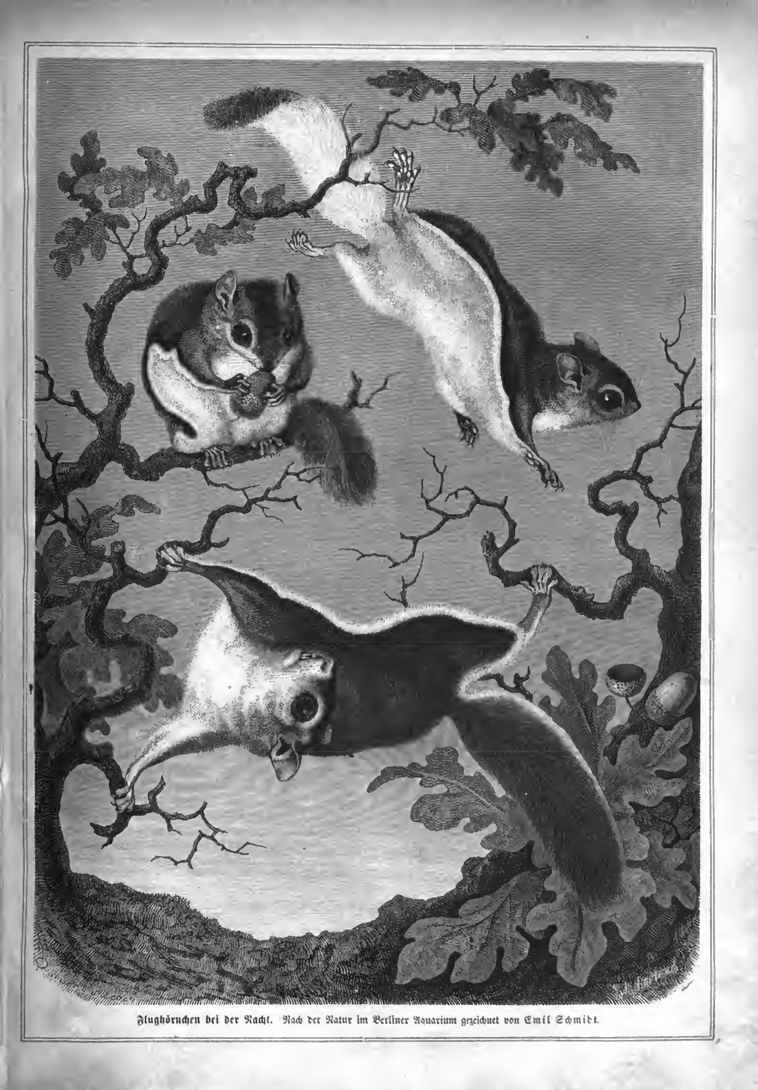
Aus dem Nachtleben der Flughörnchen.

Von Brehm.

Von jeher haben die Nachtthiere mich in besonderem Grade angezogen. An ihnen haften, in ihrem geheimnißvoll erscheinenden Treiben wurzeln liebliche Märchen und sinnlose Sagen: ihnen danken Elfen und Kobolde, Engel und Teufel Ursprung und Entstehen; mit ihnen beschäftigt sich noch heutigen Tages der von den Gegnern der Bildung herzlichst gehegte Aberglaube aller Völker und Länder. Ohne die Nachtthiere gäbe es keine Mär vom wilden Jäger und seinem höllischen Treiben; ohne sie würde das Wahngebilde vom Satan schwerlich entstanden sein; — ohne sie wäre wohl sogar Herr Tiffelhoff in Berlin unfähig gewesen, seine „Geschichte des Teufels" zu verfassen. So unterhaltend und belehrend es indeß auch scheinen mag, nachzuspüren, welches das Urbild gedachter Wahngestalten sein könne, und wie es im Laufe von Jahrhunderten in hirnschwachen Köpfen verwandelt worden, so wenig vermag die Geschichte der Verirrungen des Menschengeistes auf die Dauer zu befriedigen; der Thierkundige wenigstens wendet sich gewiß bald wieder den Urbildern selbst zu.

Ein langgehegter Wunsch von mir ging dahin, Käfige für Nachtthiere hergestellt zu sehen, in denen man die Inwohner während der Zeit ihres Wachseins mit aller Behaglichkeit beobachten könne. Dieser Wunsch ist durch das „Berliner Aquarium", welches eigentlich ein „Vivarium" genannt werden sollte, in Erfüllung gegangen. Alle unsere Käfige, Becken und Behälter können des Nachts erleuchtet werden, und wenn auch die Lampen, ihrer Anzahl

Digitized by Google



Flughörnchen bei der Nacht. Nach der Natur im Berliner Aquarium gezeichnet von Emil Schmidt.

und Lichtstärke ungeachtet, die Sonne nicht zu ersetzen vermögen, verbreiten sie doch Helle genug, um Vollmondschein nachzutäuschen und den Beobachter in den Stand zu setzen, jeder Bewegung des betreffenden Thieres zu folgen, jede ersichtliche Lebensäußerung desselben wahrzunehmen. In derartig beleuchteten Käfigen erscheinen die Nachtthiere, nachdem sie einmal völlig munter geworden, ganz anders, als man es sich hat träumen lassen. Man lernt selbst in solchen, von denen man sich wenig versprach, theilnahmwerthe Geschöpfe kennen und entdeckt an anderen eine Lebhaftigkeit, Beweglichkeit, Anmuth und Behendigkeit, von welcher man keine Ahnung hatte. Alles Spukhafte, welches man ihnen insgesammt nachgeredet, verschwindet wie immer und überall vor dem Lichte, und das Natürliche tritt in seine ewigen Rechte. Zu einzelnen gewinnt man bald eine Zuneigung, welche fast parteilich machen kann.

Unter diese letzteren zähle ich, seitdem ich sie einigermaßen kennen gelernt, die Flug- oder Flatterhörnchen, die sich bekanntlich von ihren nächsten Verwandten, den Eichhörnchen und Schlafmäusen oder Bilchen, durch einen Fallschirm unterscheiden, welcher sich als eine Haut zwischen den vorderen und hinteren Beinen ausspannt und beiderseitig behaart ist. Bei einigen Arten erstreckt sich diese Hautwucherung auch über die Gegend zwischen Vorderarm und Hals und Hinterschenkel und Schwanz. Die Haare des letzteren sind entweder zweizackig geordnet oder wie bei dem Eichhörnchen buschig gestellt. Asien beherbergt die meisten, Amerika einige Arten; Europa und zwar der hohe Norden besitzt ebenfalls ein Mitglied der Sippe.

So weit unsere Beobachtungen reichen, sind alle Flughörnchen entschieden Nachtthiere, welche über Tage einzeln oder in Gesellschaften in ausgepolsterten Baumhöhlen ruhen und erst längere Zeit nach Sonnenuntergang ihren Geschäften nachgehen. Ueber ihr Treiben und Gebahren haben wir bis jetzt nur dürftige Nachrichten erhalten können. In Südasien hindert die während ihres Wachseins herrschende Dunkelheit die Beobachtung; im hohen Norden, wo die Mitternachtssonne jene mindestens erleichtern könnte, fehlen die Beobachter. Wir wissen, daß unsere Thierchen erstaunlich gewandt auf den Bäumen umherklettern und von oben nach unten Sprünge von dreißig Fuß Weite und darüber ausführen können, von allerlei Pflanzenstoffen sich ernähren und während des Sommers oder im Frühlinge der betreffenden Heimath zwei bis vier wenig entwickelte Junge zur Welt bringen, denen die Mutter ein warmes und weiches Nestchen bereitet und sorgliche Pflege angedeihen läßt, bis sie im Stande sind, für sich selbst zu sorgen. Die im Norden der Erde lebenden Arten halten einen unterbrochenen Winterschlaf, während diejenigen, welche in milderen oder heißen Ländern zu Hause sind, jahraus, jahrein annähernd dieselbe Lebensweise führen. Hier und da ködert man sie mit ihrer Lieblingsnahrung, fängt sie und verwendet Fleisch und Fell, so zart und hinfällig letzteres auch ist, oder versucht, einen und den anderen Gefangenen zu zähmen, wenigstens in Gefangenschaft zu halten. Dies ist, kurz in Worte gefaßt, so ziemlich Alles, was wir wissen.

Unser nordeuropäisches Flughörnchen, die Ljutaga der Russen, gelangt höchst selten lebend auf den Thiermarkt, während uns der Assapan der Nordamerikaner alljährlich in mehreren Stücken gesandt wird, sich leicht halten läßt und ausdauert. Seine Leibeslänge beträgt etwa fünf, die Schwanzlänge vier Zoll; die Rückenfärbung spielt von Gelbbraun in Aschgrau, die Bauchfärbung von Weiß in Gelb; die Flug- oder richtiger Fallschirmhaut ist vor dem weißlichen Saume schwarz gebandet.

Dem Beobachter, welcher noch wenige kleine Nager in Gefangenschaft gehalten, oder Dem, welcher sich mit flüchtiger Besichtigung begnügen zu dürfen glaubt, scheinen die Flughörnchen wenig zu versprechen. In dem mit Heu oder Wolle ausgepolsterten Versandkistchen, welches sie vom Händler bringt, liegen sie, so verborgen als möglich, dicht nebeneinander zusammengeknäuelt im tiefsten Schlafe und gestatten, ohne sich zur Wehre zu setzen, dummgutmüthig jede Maßnahme. Von der albernen Wuth eines Siebenschläfers, welcher mit heftigem Schnauben und Schnarchen jede Behelligung zurückweist, bemerkt man bei ihnen Nichts; sie lassen Alles über sich ergehen: sich in die Hand nehmen, drehen, wenden, besichtigen, auf eine bestimmte Stelle setzen, wieder wegnehmen &c., ohne von ihrem scharfen Nagergebiß Gebrauch zu machen. Auch die ersten Spätabende, welche man der Beobachtung widmet, befriedigen nicht. Die Flughörnchen kommen zwar gegen neun Uhr Abends zum Vorschein, um zu fressen und zu saufen, bekunden jedoch eine Unsicherheit und Aengstlichkeit in ihrem Wesen, welche wenig für sie einnimmt. „Hübsche, aber langweilige Thierchen" lautet der Ausspruch des Unbefriedigten; „Kletterthiere mit wenig Instinct" läßt sich die billige Weisheit Anderer vernehmen.

Aber man beobachte nur weiter, und man wird bald zu anderen Anschauungen gelangen. Das zum Klettern „bestimmte" Thier zeigt seine Kunstfertigkeit aus dem sehr einfachen Grunde noch nicht in voller Ausdehnung, weil ihm der gerühmte „Instinct" über die Neuheit der Lage durchaus nicht hinweghilft, weil die Reise es ängstlich gemacht, es sich im Käfige noch nicht eingerichtet hat, ihm Alles noch fremd erscheint. Sein Gedanken- und Ideenkreis beschränkt sich auf das Gebiet der bisher erworbenen Erfahrungen und muß sich den neuen Verhältnissen erst anpassen — ganz ebenso, wie es bei dem mit Vernunft begnadeten Menschen unter entsprechenden Umständen der Fall. Unser Thierchen bedarf also einer geraumen Zeit, um alles ihm Neue zu prüfen und geistig zu verarbeiten, mit einem Worte, um sich einzugewöhnen. Zum Ruhme muß man ihm nachsagen, daß es sich schneller in die veränderten Umstände findet als viele Menschen in die neuzeitlichen Verhältnisse: schon einige Tage nach Besitznahme der neuen Wohnung sind die Flughörnchen mit ihr und der Umgebung vollständig vertraut und kennen Alles, was zu kennen nöthig. Und nunmehr endlich zeigen sie sich als Das, was sie sind.

An dem oberen Rande des Schlafkastens wird ein rundes Köpfchen sichtbar, und große, stark gewölbte Augen überschauen sorgsam prüfend das Innere des Käfigs. Dem Köpfchen folgt der übrige Leib; das Thierchen sitzt frei auf der schmalen Kante seiner Lagerstätte. Seine Stellung ist derjenigen, welche das Eichhörnchen gewöhnlich einnimmt, sehr ähnlich; der Vorderleib wird jedoch etwas mehr gesenkt, der Schwanz nicht so dicht an den Rücken gelegt als von jenem; die Hautfalte hat sich zusammengezogen und bildet eine anmuthig geschwungene Linie, welche um so schärfer hervortritt, als das sichtbar gewordene Weiß durch das schwarze Band dahinter recht zur Geltung kommt. Die kleinen Ohren haben sich gänzlich entfaltet und spielen, wie die Augen und die schnurrenbesetzte Nase, bei der noch immer fortgesetzten Prüfung. So viel wird allgemach festgestellt, daß an Gefahr jetzt nicht zu denken; unten aber steht einladend der gefüllte Freßnapf. Das bisher einem starren Bildniß ähnelnde Thierchen setzt sich endlich in Bewegung. Wie ein Schatten gleitet es zur Tiefe hernieder, gleichviel ob an senkrechter oder schief geneigter Fläche, immer mit dem Kopfe voran, ohne daß man ein Geräusch vernimmt, ohne daß man die einzelnen Bewegungen der durch die Fallschirmhaut größtentheils verdeckten Gliedmaßen unterscheiden kann; an der geflochtenen Decke des Käfigs, die Oberseite nach unten, rückt es weiter, als ginge es auf ebener Oberfläche; über dünne Zweige seiltänzert es mit derselben Gleichmäßigkeit und Sicherheit weg. Unten angekommen, läuft es mäuseartig behend über den Boden hin, macht am Futternapfe Halt, beriecht die Nahrungsstoffe, wittert sofort die den Nüssen, Eicheln, Weizenkörnern und Möhrenstückchen beigegebenen Fleischbröcklein, nimmt eines davon zwischen die Hände und verzehrt es, in artigster Eichhornstellung sitzend, huscht sodann weiter, spiegelt sich in dem Trinkwasser, nähert das niedliche Mäulchen vorsichtig der Oberfläche und tränkt sich, mehr schlürfend als leckend, zur Genüge, kehrt wiederum zum Futternapfe zurück, holt sich eine Nuß heraus, springt, mit ihr im Maule, die volle Breite der Fallhaut entfaltend, auf eine Sitzstange und klebt unmittelbar darauf, ohne auch nur eine Anstrengung zur Herstellung des Gleichgewichtes zu machen, als sei es ein zum Aste gehöriger Knorren.

Inzwischen ist eines nach dem anderen aus dem Schlafkasten hervorgehuscht, jedes hat sich ohne längeres Besinnen dem oder den unten Beschäftigten zugesellt, dieses hat sich zuerst zum Futter, jenes zuerst zum Trinknapfe gewendet und jedes ein Bröckchen, ein Nüßchen sich zugeeignet. In allen denkbaren Stellungen, welche ein Nager annehmen kann, hockt und sitzt, klebt und hängt, läuft und klettert es hier oder da in Winkeln und Ecken, auf Sitzstangen und Wänden des Käfigs.

Der erste Durst ist mit dem ersten Trunke, der erste Hunger etwas später, obschon bald genug gestillt; nunmehr geht es an das Putzen. Jedwedes Köpfchen wird mit Speichel gewaschen, mit den Nägeln der Vorderfüße gekämmt, mit den Handflächen geglättet;

dann kommt die Bauchseite, hierauf der Rücken und endlich der Schwanz daran. Dabei dreht und wendet, streckt und beugt sich das Thierchen, als ob seine Haut ein Sack wäre, in welchem der Leib lose steckt, wäscht, so weit es mit der Zunge reichen kann, kämmt die erreichten Stellen mit den Zähnen durch und zerrt mit beiden Händen andere Theile des Balges herbei, um überall fertig zu werden. Endlich ist auch dieses wichtige Geschäft beendet worden, und es regt sich die Lust zu freier, ja, ausgelassener Bewegung.

Eine kurze Weile noch sitzt unser Flughörnchen, wie überlegend, still auf der Stelle, welche es während der Ordnung seines Kleides inne gehabt. Dann folgt ein Sprung mit voll ausgebreiteter Fallhaut, quer durch die Weite des ganzen Käfigs. Nur einen Augenblick, nein kürzere Zeit noch, klebt es an der Wand; denn schon hat es sich rückwärts geworfen, rennt eine Sitzstange entlang, ist im Nu zum Ausgangspunkte zurückgekehrt und ebenso rasch irgendwo anders. Und nunmehr beginnt ein spielendes Durcheilen des Käfigs, welches keine Feder wahrheitsgetreu beschreiben kann. Auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, hin und her, oben an der Decke weg, unten längs des Bodens fort, an der einen Wand herab, an der anderen hinauf, durch das Schlafkästchen, an dem Futternapfe vorüber zum Trinkgeschirr, aus diesem Winkel in jenen, über die Sitzstange dahin, oben, unten, seitlich, laufend, kletternd, springend, hängend, klebend, rennend, gleitend, sitzend: — so und noch hundertfach verschieden bewegt sich das Thier, als ob es „tausend Gelenke zugleich regen" könne, als ob es keine zu überwindende Schwere gäbe, als ob es aufjubeln wolle oder müsse vor lauter Freude über der Lust der Bewegung. Bis auf Fußweite trete ich langsam an den Käfig heran; scharf blicke, auf das Genaueste achte ich jeder Bewegung, wiederhole das forschende Folgen zehn, zwanzig Male, versuche, die Wahrnehmung meiner Sinne zu berichtigen und — gestehe beschämt, daß ich dem Flughörnchen nicht folgen, daß ich seine Bewegungen nicht verstehen, weil nicht von einander unterscheiden kann. So klettert kein anderer Säuger, so kein anderes Thier überhaupt: der Geko mit seinen Klebefingern, welche wie Schröpfköpfe wirken und deshalb eine giftige Feuchtigkeit ausspritzen sollen, der Geko, welcher neuerdings noch von gelehrten Herren verleumdet worden, weil er sich in einer ihnen unbegreiflichen Weise bewegt, ist, so geschickt er auch jede senkrechte Fläche begeht, ein Stümper, die Spechtmeise ein Lehrling, das Eichhörnchen ein Anfänger in der Kunst diesem Meister gegenüber. Und dabei beweist mir dieser Künstler ohne Gleichen, daß er eben nur spielt; denn er beendet das tolle Jagen jederzeit, nach Ermessen und Belieben, so überraschend, daß ich immer noch mit dem Auge umherschweife, während er bereits regungslos auf einem bleistiftdünnen Zweige sitzt, als sei er nie in Bewegung gewesen. Und wieder ein Sprung, und wiederum das ganze Flughörnchen, das wahre Urbild eines geträumten, raumverachtenden Wesens. Und nun noch ein solcher Springer, und endlich noch ein dritter — —

„Wenn sie nur alle sieben herauskommen wollten, Herr Doctor," sagt der mit mir beobachtende Futtermeister, „das müßte hübsch anzusehen sein!"

„Nein, alter Seydel, da würde man gar nichts weiter sehen als umherschwirrende Schatten — die wahrhaftigen Gespenster. Aber vergleichen wollen wir: bringen Sie ein Erdeichhörnchen in den Käfig!"

Der kaum größere, wegen seiner Gewandtheit berühmte Ordnungsverwandte wird zu den Flughörnchen gesetzt, von diesen erst angestaunt, dann berochen, endlich geneckt und läuft und springt und klettert, so gut er es vermag. Es sieht aus, als krieche er neben den Flughörnchen seines Weges dahin: seine Sprünge erscheinen schwerfällig, seine Bewegungen langsam im Vergleiche zu denen seiner Genossen. Weg mit ihm!

„Ich glaube," läßt sich der Futtermeister wieder vernehmen, „der Siebenschläfer thut's ihnen gleich. Einer, welchen ich jung aufgezogen hatte —"

„Versuchen wir es meinetwegen auch mit dem Siebenschläfer!"

Es wird, unter Beobachtung aller durch die Wuth und Beißlust des unliebenswürdigen Nagers gebotenen Vorsichtsmaßregeln, ein Siebenschläfer zu den Flughörnchen gebracht. Auch er klettert, läuft und springt, gleichsam zur Probe: ein Tölpel den Künstlern gegenüber. Weg mit ihm!

„Ja, denen thut's doch kein Anderer gleich," sagt Seydel, von dem alle Thiere als Personen angesehen, behandelt und angesprochen werden.

Einmal beim Anstellen derartiger Versuche, ließ ich noch andere Thiere zu den Flughörnchen setzen, um zu erfahren, wie sie sich diesen gegenüber betragen möchten. Das Erdeichhörnchen hatten sie offenbar mit großer Theilnahme betrachtet, längere Zeit beobachtet, berochen und schließlich wohl als ungefährliches Geschöpf erkannt, wenigstens bekümmerten sie sich anscheinend bald gar nicht mehr um dasselbe; der Siebenschläfer dagegen wurde von Anfange an als verdächtig beargwöhnt und gemieden, beziehentlich geflohen, wenn er sich einem der rechtmäßigen Käfigbewohner zu nähern suchte. Diese waren von dem Erdeichhörnchen ebenfalls ohne Furcht und gleichgültig, von dem Siebenschläfer aber, wie bei ihm üblich, mit übler Laune behandelt worden. Jetzt kam eine Springmaus an die Reihe. Sie schien durch den Käfig weit mehr gefesselt zu werden als durch die Flughörnchen, welche gar nicht beachtet wurden, während diese ihrerseits dem seltenen Gaste vom ersten Augenblicke des Bekanntwerdens an ihre vollste Aufmerksamkeit zuwandten. Eines nach dem anderen gleitet zum Boden nieder und nähert sich dem Fremdlinge, um ihn kennen zu lernen. Der lange Schwanz desselben erregt die allerhöchste Theilnahme, sein Träger aber keineswegs auch Beifall. Denn ehe es sich die wegen der kleinen Kletterer unbesorgte Springmaus versieht, hat sich einer von jenen des langen Schweifes bemächtigt und bearbeitet ihn mit Händen und Zähnen. Aergerlich schnellt die Springmaus in die Höhe und schüttelt mit gewaltigem Rucke den neckischen Plagegeist ab; doch schon hängt wieder ein anderer an derselben Stelle, und es bleibt Nichts übrig, als das friedliebende Thier zu seines Gleichen zurückzuversetzen.

„Wissen Sie wohl, Seydel, daß ich diesen kleinen Flattergeistern entschiedene Raubthiergelüste zutraue? Setzen Sie schließlich noch den Grünling zu ihnen in den Käfig!"

Der Grünling hat viele Tage mit Schlangen das Gefängniß getheilt, ohne gefressen worden zu sein, ist also gewitzigt und achtet mit ängstlicher Sorge auf jede Bewegung der Flughörnchen. Diese ihrerseits gerathen beim Erscheinen des Vogels förmlich in Aufregung: sie sehen eine Beute in ihm, und eines beginnt sofort die Jagd. Der Grünling ist auf seiner Hut und entgeht, als ein im Gebauer eingewohnter, mit Gefahren vertrauter Vogel, glücklich dem ersten, dem zweiten Angriffe. Alle Achtsamkeit und Gewandtheit ist jedoch vergebens. Schon mit dem dritten Schwunge hat ihn der Nager gepackt, und nur unser Einschreiten rettet ihm das Leben, welches fortan Gefahren nicht weiter ausgesetzt werden soll.

Die unangenehme Täuschung ist bald überwunden, und wiederum beginnt das alte Treiben, das jeder Beschreibung spottende Laufen, Rennen, Klettern, Schwingen.

„Ja, wer Das nicht mit eigenen Augen gesehen hat," sagt Seydel, „der glaubt es nicht."

Und darin hat der Mann Recht.

Aus meinem Leben.

Vom Capellmeister Dorn in Berlin.

Nr. 1. Ein Concertabend am Hofe des Herzogs von Cumberland.

„Wollen Sie mit der Catalani reisen?" fragte mich Concertmeister Möser im April 1827; „Madame hat mir aufgetragen, für einen Accompagnateur zu sorgen, der sie begleiten soll auf ihrer Tour nach Dänemark, Schweden und Norwegen." Angelica Catalani, Marquise de Valabrègue (geb. 1780 oder 1784, denn hierüber sind die Angaben verschieden) hatte bereits die Linie passirt, als sie zu jener Zeit nach Berlin kam, um sich wieder öffentlich hören zu lassen. Man wußte nicht, ob ihr zweimaliges Directorat der italienischen Oper in Paris oder das zweifelhafte Marquisat des Herrn Gemahls die Schuld trug, daß, bei allem

Geiz, den man ihr vorwarf, die von 1801 bis 1814 in Lissabon und London gesammelten Schätze nicht mehr ausreichen wollten, und daß sie es für nöthig befand, noch im Jahre 1827 ihren europäischen Ruf auf's Spiel zu setzen. Indeß wurde die Kühnheit durch guten Erfolg gekrönt. Sie sang viermal im k. Opernhause, den 6., 12., 22. April und am Bußtage den 8. Mai — außerdem einmal in der Garnisonkirche — im Ganzen sechszehn Arien, darunter zwei aus Händel's Messias und zwei von Mozart (die Sextusarie „parto“ und auffallender Weise Figaro's Baßarie „non più andrai“), die übrigen Nummern von meist unbekannten wälschen Componisten, und als Zugabe einmal das „Rule, Britannia!“ Sie gehörte durch und durch der alten italienischen Schule an, ohne jedoch alles das vollendet machen zu können, was diese ausgeführt haben will; so zum Beispiel war ihre Kehlfertigkeit nicht bis zu dem Grade gebildet, um Mozart's Coloraturen brillant hervortreten zu lassen; aber die wunderbar sympathische und noch immer — obgleich minder als ehedem — kräftige Stimme übte einen hinreißenden unwiderstehlichen Zauber aus, der zum Theil auch begründet war in dem Stylvollen ihres Gesanges. In solcher Weise hatte man seit Jahren nicht mehr singen hören; es war eine ausgesprochene und abgeschlossene Individualität mit einer absonderlichen und grandiosen Methode, die hier dem Publicum anfänglich vielleicht befremdend, dann aber immer gewinnender gegenüber trat. Das englische Volkslied „Rule, Britannia!“ schlug selbst ohne alle politische Veranlassung in einer Weise durch, wie man es in Deutschland nicht für möglich halten sollte; in London hatte die Catalani es bekanntlich immer zur Ermuthigung vortragen müssen, wenn die Nachrichten von neuen Napoleonischen Siegen auf dem Continent eine zaghafte Stimmung unter den Insulanern Platz greifen ließen.

Am Concertabend des 22. April, als sie das Lied im königlichen Opernhause singen sollte, begab sich ein komisches Intermezzo, dessen Hauptacteur heute noch Mitglied des Berliner Hoftheaters ist. Das Publicum war durch die öffentlichen Blätter schon mehrmals auf das God save the king der Catalani hingewiesen worden, und so wurden Wünsche laut, die auch zum Ohr des Intendanten Grafen Brühl drangen. Dieser fühlte sehr richtig, daß ein reglementsmäßig vorgeschriebenes „Heil Dir im Siegerkranz“, wenn auch ohne deutschen Text, doch im Hoftheater, mit Ausnahme an den bezüglichen Festtagen, und namentlich bei dem allen Demonstrationen abgeneigten Sinn des alten Königs, leicht Anstoß erregen könnte. Es wurde aber verabredet, daß die Catalani eine italienische Arie mit begleitendem Männerchor als vorletzte Nummer des Programms, und hinterher das auf dem Zettel angekündigte Finale „Rule, Britannia!“ vortragen sollte. Die Herren vom Chor erhielten in der Probe die Ordre, ruhig während des englischen Volksliedes stehen zu bleiben, damit für den Fall, daß gleich darauf die preußische Nationalhymne vom Publicum verlangt würde, die Wiederholung des zweiten Theils mit vollem Chorus gesungen werden könnte. Zu größerer Sicherheit probirte man Vormittags dies Arrangement, und Abends ertönte a tempo regolato aus Parquet und Logen der Ruf: „Heil Dir im Siegerkranz.“ Nun gab es schon damals in Berlin, wie jetzt noch, unter den Theatersängern sogenannte Bratenbarden, und einer derselben hatte für den Vormittag Urlaub zu einer Festivität nach Charlottenburg bekommen, aber des Abends sollte er zur italienischen Arie wieder zurück sein. Er kam auch, jedoch etwas angeheitert und zu spät; denn die Arie war vorüber, und „Rule, Britannia!“ war vorüber, und eben sollte das Ritornell zur quasi improvisirten Schlußnummer beginnen. Da erblickt der auf der Bühne inspicirende Director Leidel den mit einer riesenmäßigen Baßstimme begabten, zwischen den Coulissen rathlos umherwankenden Spätling, und um dessen kräftige Unterstützung nicht entbehren zu müssen, ruft er ihm zu: „Hierher, mein Junge, Heil Dir im Siegerkranz!“ Gesagt, gethan; während das Orchester unter Möser's Leitung die ersten sechs Tacte als Ritornell spielt, hat sich der weiter nicht instruirte junge Mann zu seinen Collegen herangedrängt, und in dem Augenblick, da Angelica den Mund öffnen will, schnappt er ihr den Bissen fort, und mit seinem bärenhaften Organ intonirt er plötzlich aus dem Fond der Bühne ganz solo: „Heil Dir im ...“; weiter kam er nicht, denn schon merkte er den Fauxpas und verflüchtigte sich eben so rasch, als er sich versammelt hatte. Es dauerte eine Weile, bis die erschrockene Catalani, im weißen Atlaskleide und eine schwankende Reiherfeder auf dem Haupte, sich wieder so weit erholte, um mit gewohntem königlichem Anstand ihr God save the king vortragen zu können.

Zu ihr nun wurde ich vom Concertmeister Möser geführt und als derjenige vorgestellt, welchen er für fähig und willig befunden, die skandinavische Kunstreise anzutreten. Nachdem ich mich auf Verlangen sofort an den Flügel gesetzt und aus vergilbten Partituren zwei alte italienische Arien (von Cordella und Cianchettini) accompagnirt hatte, schien die Primadonna mit ihrem künftigen Correpetitor und Capellmeister zufrieden, denn ich wurde gleich für einen der nächsten Abende zum Concert im Sommerpalais des Herzogs von Cumberland, des spätern Königs Ernst August von Hannover, beordert, wozu sie mir vertrauensvoll jede Probe erließ, da sie selber noch nicht wußte, was die königliche Hoheit commandiren würde. Schon am Morgen des folgenden Tages erhielt ich vom Kammerjunker des Herzogs, dem späteren Hofmarschall von Linsingen, eine officielle Einladung, um acht Uhr in Schönhausen zu erscheinen. Berlin selbst kannte ich sehr genau, aber die Umgegend war mir damals sogar bis auf die Namen eine terra incognita. Mit vielem Behagen schlürfte ich auf dieser Tour zum Hoflager im Vorgefühl künftiger Reiseabenteuer die laue Maienabendluft ein und ergötzte mich daran, zum ersten Mal die Potsdamer Chaussée in nähern Augenschein zu nehmen, welche ich bis dahin immer nur bei Gelegenheit der Schulgarten- und Kemperhof-Concerte dicht vor dem Thore betreten hatte. (Auch der Kemper Hof, wie so viele andre Höfe, existirt nicht mehr; vor etwa zehn Jahren mußte er mit seinen schönen alten Bäumen der Victoriastraße weichen, und wo sonst die Orchestertribüne stand, erhebt sich jetzt ein hohes palastähnliches Gebäude, und in ihm als Ersatz für all die verscheuchten, ehemals dort heimischen Singvöglein hat Pauline Lucca ihr Nest aufgeschlagen.)

Endlich hält meine offne Miethsequipage vor einer großen Mauer; ich frage den Kutscher, wo denn das Schloß liege — aber er bestreitet, daß in Schöneberg ein Schloß existire, hier gebe es nur den botanischen Garten, sonst nichts. „Und das Schloß des Herzogs von Cumberland?“ „Ja, du lieber Himmel, das ist gar nicht in Schöneberg, das ist in Schönhausen.“ In der Geschwindigkeit hatte ich Süden und Norden verwechselt! Die Pferde wurden getränkt, und nun ging's in möglichster Eile durch die ganze Stadt zurück, zum entgegengesetzten Ende wieder heraus und nach dem eine Meile von Berlin hinter Pankow gelegenen Schönhausen, wo ich denn möglichst bestaubt vor dem königlichen Palais abstieg.

Die Gesellschaft saß im Garten um einen großen runden Tisch versammelt; die Catalani lebhaft sich unterhaltend zwischen dem Herzog und dessen Gemahlin, einer Schwester der Königin Louise von Preußen. Als ich von einem Kammerdiener durch das Schloß geführt in's Freie hinaustrat, bemerkte mich die Catalani zuerst und theilte mein Vorhandensein einer der jüngern Damen mit, welche sehr verbindlich mir entgegenkam und mich ohne weitere Vorstellung an den kleinen Theetisch brachte, auf welchem die Maschine brodelte. Dieses junge hübsche Fräulein, eine Prinzessin von Solms-Braunfels und Tochter der Herzogin aus deren erster Ehe, bediente mich auch selber und sprach über die projectirte Reise nach Kopenhagen &c., wofür ich ihr meine so eben überstandene Irrfahrt nach Schöneberg erzählte; dann aber ging sie zu dem großen Tisch zurück, und ich blieb nun mutterseelenallein, ohne mich in nächster Nähe des Hofes selbstständig bewegen zu können.

Diese erbarmungswürdige Existenz weckte das Mitleid eines schönen achtjährigen Knaben, der bis dahin abwechselnd auf dem Schooß der Catalani gesessen oder sich auf den Knieen seines Vaters, des alten Herzogs, geschaukelt hatte. Er kam auf mich zu und sagte: „Folgen Sie mir, ich werde Ihnen den Park zeigen.“ Mein kleiner Führer nahm mich bei der Hand, und that, wie er verheißen. Aber der Park war, und ist noch heutigen Tages, sehr unbedeutend; es gab nicht viel zu sehen . . . und so fing denn das Kind an von seinen Reisen zu erzählen, das heißt der junge Prinz beschrieb mir die Costüme aller Postillone in den kleinen deutschen Staaten, welche er kürzlich mit seinem Papa besucht hatte. Dabei aber ließ er jene interessanten Menschen in dreifacher Erscheinung — in Stalljacke, gewöhnlichem Dienstanzug und Paradeuniform — vor meine Phantasie treten; und das ging nun durch die anhaltiner Länder: Dessau, Cöthen, Bernburg, durch Reuß: Greiz, Schleiz und Lobenstein, durch Coburg, Gotha, Hildburghausen und durch Altenburg immer tiefer hinein in's heilige römische Reich, vom Stiefel mit Sporn bis zum Hut mit Feder-

busch. Mir schwindelte vor diesem echt königlichen Gedächtniß, welches zwar mitunter um einen Knopf oder um eine Schnalle und farbige Litze irrte, aber sich dann auch sofort verbesserte.

„Doch Sie hören ja gar nicht mehr zu," sagte plötzlich Mentor zum Telemach, „und ich erzähle das Alles nur um Sie zu unterhalten."

„Bitte um Verzeihung, königliche Hoheit, ich war ganz Ohr!" und mit wahrer Wollust stürzte sich der Knabe wieder in die postalische Tiefe.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung; ein herzoglicher Lakai beorderte uns nach dem Schlosse zurück. Die Gesellschaft, welche sich unterdeß um einige ältere Herren vergrößert hatte, war bereits im oberen Saale versammelt. Die Catalani stellte mich dem martialischen Cumberland vor, und nun ging's direct an das Pianoforte; ich in der Mitte — an meiner rechten Seite saß der hohe Wirth und genirte mich beim Blattumwenden um so mehr, da er sich, trotz seiner Einäugigkeit, darauf capricirte in die Noten zu sehen — an meiner Linken saß die Sängerin — und zwischen ihr und mir stand der kleine Herzogssohn, abwechselnd der Catalani in den Mund oder mir auf die Finger blickend. Er schaute mit den klaren Augen so lustig drein, daß wohl Niemand auf die Idee gekommen wäre, wie ein unerbittliches Geschick diese beiden hellen Sterne so bald in ewige Nacht tauchen sollte! Meine Position war in solcher nächsten Umgebung nicht eben beneidenswerth, und sie wurde es noch weniger, als nach einigen Messiasnummern der alte Herr den Einfall kriegte, Duette aus der „Semiramis" zu verlangen, weil er es für ganz selbstverständlich hielt, ein junger Musiker, der Clavier spiele, müsse auch Stimme haben und singen können. Zufällig traf diese Voraussetzung bei mir ein, und ich mochte mich als Assure wie als Arsace wohl leidlich genug aus der Affaire gezogen haben — wenigstens kargte die Catalani nicht mit mezza voce zugerufenem Bravo. Nach jedem der vorgetragenen Musikstücke wurde eine Pause gemacht, während welcher sich der Herzog, ohne den Platz zu verlassen, in englischer Sprache, von der ich nicht ein Wort verstand, mit der Sängerin hinter meinem Rücken unterhielt, so daß wir alle drei eine volle Stunde lang nicht vom Clavier aufgestanden sind; unterdessen tippte der kleine Cumberland langsam prüfend auf den Contratasten umher, und da ich nichts zu thun hatte, begleitete ich seine zufälligen Bässe mit improvisirter Harmonie, die seine volle Aufmerksamkeit erregte; auch hat sich später bei dem jungen Mann wirklich musikalisches Talent entwickelt. — Die Catalani schloß mit den Rode'schen Variationen.

Als das Concertino beendet war, trat die Frau Herzogin auf mich zu, sagte mir allerlei Schönes und zeigte sich als eine so enragirte Freundin kirchlicher Musik, daß ich gleich und nicht vergeblich um die Erlaubniß bat, ihr eine geistliche Cantate (der Erlösete opus 6) dedieiren zu dürfen. Zuletzt folgte stehenden Fußes ein ziemlich einfaches Souper, bei welchem ich die Bekanntschaft des auf Urlaub in Berlin anwesenden, am dänischen Hofe accreditirten preußischen Gesandten (ich glaube von Rheden) machte, der sehr ungenirt den Souverain in Kopenhagen nicht einen hohen, sondern einen rohen Herrn nannte; auch der schwedische Gesandte, Herr von Brendel, eine in musikalischen Kreisen allgemein beliebte Persönlichkeit, war unter den Gästen und sprach sehr ausführlich über die künstlerischen Verhältnisse in Stockholm. Leider sollte ich mich von denselben nicht durch eigene Anschauung überzeugen können; denn schon zwei Tage später überraschte mich Möser mit der Nachricht, daß die Catalani, in Folge schlimmer Botschaften aus Italien, ihre nordische Expedition aufgegeben, und Hals über Kopf in dolce patria zurückgekehrt sei. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Sie starb 1849 in Paris an der Cholera, und zwei Jahre später bestieg, Der im Mai 1827 auf ihrem Schooß gesessen, den Königsthron von Hannover.

Und wo sah ich ihn wieder? Am 7. Januar 1861 wurde Friedrich Wilhelm der Vierte in Potsdam zu Grabe getragen. Die zunächst der Leiche Folgenden waren der jetzt regierende König von Preußen und von ihm geführt sein blinder Vetter, Georg der Fünfte von Hannover. Vor ihnen Beiden im Sarge lag der Mann, welcher 1848 die deutsche Kaiserkrone zurückgewiesen hatte.

Aus vollem Menschenherzen.

Wissenschaftliche Novellette von A. Bernstein.

(Schluß.)

„Demokritos erklärte dem armen Pygmalion nun, daß er blos mit den Beinen in der Philosophenhöhle stecken müsse, weil ihnen am geistlosesten Theil des Leibes das Lachen nicht gegeben ist. Sein Oberkörper, der das Lachen übt, gehöre dem Sonnenlicht und der Welt an, die von außen her den Menschen den Geist einflößen.

‚Die Thoren da unten' — fuhr er fort, — ‚meinen, daß die Götter oder die Natur den Menschen eine Portion Geist mitgegeben auf die Welt, die er nach und nach in Gedanken ausgiebt. Wäre dem so, so müßten die Kinder mit der höchsten Portion des Geistes auf die Welt kommen, während wir ja sehen, daß sie da noch dümmer als die Kälber sind. Wann aber merkst Du die erste Spur des Geistes an ihnen? wenn sie das Weinen, ihr erstes Lebenszeichen, überwunden und anfangen Dich anzulächeln. Wenn sie klüger werden und die Mutter anlachen, so ist das ein Zeichen, daß vom Geist ihnen mehr und mehr zugekommen ist. Das Thier kann heulen und jammern und ist geistlos durch sein ganzes Leben. Der lachende Mensch ist der Träger des Geistes.'

‚Und nun, armer Junge,' fuhr der lachende Philosoph fort, ‚merke auf, und Du wirst begreifen, woher das kommt und was Deinem Weibe fehlt, um Geist zu haben.'

‚Wie kein anderes lebendes Wesen wird der Mensch in Schmerzen geboren. Wie keines sonst tritt er weinend in die Welt. Diese Schmerzen sind die Erwecker seines Lebens. Ihn schmerzt das Athmen. Ihn schmerzt das Tageslicht. Ihn schmerzt die Kälte der Luft. Aber im Schmerz empfängt der Neugeborene die Eindrücke der Welt außer ihm und wird die Welt und die Dinge um ihn nach und nach gewahr. Dieses Gewahrwerden und Erkennen nennen wir Geist, der sich nach jedem neuen auf den Menschen eindringenden Schmerz immer wechselnd und wachsend kund giebt, und der im Schwinden des Schmerzes sich äußert als Geist, im Lachen.'

‚Und nun,' fuhr der Philosoph lachend fort, ‚nachdem Du selber Deinen Schmerz von da unten überwunden hast und ein lachender und geistbegabterer Mensch geworden bist, nun setze Dich näher her zu mir und höre, was Deiner Frau fehlt.'

Pygmalion gehorchte; und da er wieder eine traurige Miene annahm, stieß ihn Demokritos mit den Ellenbogen an die Seite und lachte so herzhaft, daß der Geist und das Lachen auch seinem Schüler wiederkehrte.

‚Deine Frau, mein guter Junge, ist eine geborene von Stein. Sie ist nicht in Schmerzen zur Welt gekommen, das Licht der Sonne hat sie nicht geblendet, das Athmen der Luft hat ihr nicht weh gethan, die Kälte war sie als Marmorblock gewohnt. Sie war kein Wickelkind, dem jedes Band weh thut, Du hast ihr Zähne gemacht ohne Schmerzen. Sie ist nie aus der Wiege gefallen. Sie hat sich niemals den Kopf am Stuhl, am Tisch gestoßen. Sie hat niemals die Gefahren des Gehenlernens zu überstehen gehabt. Sie hat keinen Keuchhusten, keine Masern, keinen Scharlach bekommen. Sie hat nie über Schularbeiten geweint. Sie hat nie im halberwachsenen Zustand, gleich anderen Mädchen, in schmerzlicher Liebeseinbildung geschwärmt. Sie hat nie als Jungfrau die große Sorge empfunden, wo sie einen Mann herbekommen soll. Du hast sie Dir als Stein, der keine Empfindung von der Außenwelt hat, fix und fertig gemeißelt. Auf Dein Bitten hat sie Zeus belebt und da hast Du sie auf dem Fleck geheirathet. Lieber Junge, das war ein dummer Streich! Wie sollte da wohl der Geist in sie hineingekommen sein?!'

Da Pygmalion in richtiger Würdigung des Gesagten den Kopf traurig sinken ließ, stieß ihn der Philosoph wieder mit dem

Ellenbogen in die Seite und lachte und lachte so lange, bis auch Pygmalion ein Gleiches that.

‚Und nun, mein Junge,‘ sagte Demokritos, ‚soll Dir geholfen werden! Du mußt mit einem Male gut machen, was Du an Deinem guten Weibe verfehlt. Frisch auf, thu, was ich Dir sage, Du wirst Dein Wunder sehen, wie vollkommen dies helfen wird. Renne schnell heim, spring in's Zimmer hinein und sage: Guten Morgen, liebes Weib! und gieb ihr eine derbe Ohrfeige.‘"

„O Himmel," schrieen die Zuhörerinnen, die bisher dem Vortrage mit Spannung gefolgt. „O Himmel!" — „Entsetzlich!" — „Schändlich!" — „Schmachvoll!" — „Barbarisch!" —„Wie roh!" — „Wie sündhaft!" — „Welche Blasphemie!" — rief's durcheinander, während die Zuhörer des Lachens sich nicht erwehren konnten. Fräulein Laura sprang auf, bereit, dem Entsetzlichen zu entfliehen, was sie nicht mehr anhören mochte. Aber Dr. Schwarzkopf erhob sich gleichfalls und rief ein so gebieterisches „Ruhe!", daß für den Moment eine Stille entstand, jedoch eine so gespannte Stille, daß man dem sofortigen Ausbruch eines ernsten Sturmes entgegensehen mußte.

Der Sturm folgte nicht. Der Vortragende machte eine Armbewegung in so milder Schönheitslinie, um deren Effect ihn jeder Kanzelredner, der seine Carrière nicht verfehlt, hätte beneiden können; und auch den andern Arm wie zur zarten Bitte harmonisch bewegend, sprach er mit heiterer Sanftmuth: „Wohlgefällig ist jeglichem Ohr die Stimme Ihrer christlichen Entrüstung gegen die heidnische Barbarei! Wohl wußte ich, welch' ein hohes Gelöbniß Sie in meine Hand abgelegt, als Sie mir philosophische Ruhe versprachen. Aber dem höheren Bewußtsein der Civilisation, die sich ihrer vollen Glaubens-Errungenschaft bewußt ist, ziemt diese Ruhe gegenüber dem heidnischen Wesen; zumal das Ende meiner Erzählung Ihnen ein ganz anderes Ergebniß zeigen wird, als Sie es wohl erwarten möchten."

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Civilisation des Christenthums, oder das Gelöbniß der philosophischen Ruhe, oder die Verheißung eines ganz unerwarteten Ergebnisses die Geister der Zuhörerinnen beschwichtigte. Die Damen, noch voll von Entrüstung, schwiegen wirklich; selbst Fräulein Laura, die am mißtrauischsten schien, unterdrückte den Ausruf, daß sie nur noch etwas Barbarisches werde hören müssen. Sie begnügte sich, ihren Unglauben mit einer lebhaften Bewegung ihrer Finger kund zu geben, die Dr. Schwarzkopf schon öfter für das einzige Perpetuum-Mobile erklärte, welches ihm wohlgefalle.

„Lassen Sie mich," begann der Vortragende wieder im Lehrstuhl wie demüthig gebeugt dasitzend — „Lassen Sie mich flüchtigen Wortes hinwegeilen über die That des barbarischen Heidenthums. Pygmalion kam. Er fand sein edles Weib in ihrer Lieblingsstellung, in derselben nämlich, welche er selber ihr gegeben, als er sie aus dem Stein zum Kunstwerk ausgebildet. Jetzt war ihm gerade diese Stellung die entsetzlichste geworden. Das ganze Unglück übermannte ihn mit einem Male. Er stürzte auf sie zu und — es geschah das Entsetzliche."

„Was aber folgte?" fügte der Vortragende schnell hinzu und machte jetzt erst eine Pause, in der richtigen Gewißheit, daß sie nicht unterbrochen werden würde. — Sodann fuhr er fort: „Es entwickelte sich in wenig Augenblicken das Problem der Probleme. Mit unnennbarem Schmerz sprang Frau Pygmalion drei Schritte zurück. Hier richtete sie sich in einer Stellung auf, die der Gatte sie nie gelehrt, und mit einer Stimme, wie er sie nie von ihr gehört, rief sie aus: ‚Ha, Tyrann, wir versetzest Du Eins in's Angesicht! O, warum nicht lieber gleich drei Ohrfeigen mit Einem Male, Du Barbar! — Welche Idee hast Du von mir, wenn Du meinst, daß ich mir dergleichen gefallen lassen muß! Bin ich etwa noch eine empfindungslose Materie wie der Stein, in dem Du Deine thörichten Künstler-Ideen zur Erscheinung bringst? Elender, lebe ich nicht Eins in mir und für mich selbst! Ich denke, daß Du wissen solltest, wer ich bin und was ich bin! Oder bin ich nicht ich? Ha! welche Verzweiflung packt mich über solch ein Sein, das ich nicht fassen kann!‘ — Und sie schlug sich selber verzweifelnd die Hände in's Antlitz und neigte sich und beugte sich in schmerzlichem Weinen.

Und der unglückliche Gatte!?

Er hatte kaum die That begangen, als ein Zittern seine Seele faßte; da vernahm sein erstauntes Ohr, wie sie von Eins, von Drei, von Idee, von Materie, von Identität in sich, von Denken, daß sie sei, sogar von ich bin ich und vom Sein sprach, und er stürzte vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee und rief vor Begeisterung weinend aus: ‚O herrliches Weib! himmlisches Wesen, Du bist der Inbegriff alles Geistes, wie Du der Inbegriff alles Schönen stets gewesen! O, blicke herab auf Deinen armen Gatten, der in Schmerz vergeht bei Deinem großen Schmerze und wiederum in Lust aufjauchzet, wenn er die Weisheit Deiner Urgedanken hört! O, daß ich Dich so verkennen konnte, wo ich den Inbegriff aller philosophischen Systeme in Dir, Du Himmlischste der Himmlischen, habe! Ach, sei gütig und laß mich die Hände Dir vom holden Antlitz nehmen, an dem ich zum elendesten Verbrecher wurde.‘ Er ergriff ihre Arme und zog sie sanft nieder. Er blickte weinend auf zu ihr und sie weinend, nach und nach in milderen Thränen, zu ihm nieder, bis sie sich beugte in Schmerz und Wehmuth über ihn und endlich schluchzend ihn gar zum ersten Male anlächelte. Als er nun auch dieses sah, da richtete er in einer Andacht — so weit sie ein Heide haben kann — den Blick nach oben und rief jubelnd aus: ‚O Zeus, Du hast mir das geistreichste Weib gegeben! Nun bin ich ganz, ganz, ganz glücklich!‘ —

„Und er war glücklich!" fügte der Vortragende nach einer Pause hinzu, „auf wie lange? — die Tradition schweigt darüber."

Da sich Dr. Schwarzkopf verneigte und zum Zeichen, daß er fertig sei, langsam vom Sessel erhob, brach der langverhaltene Sturm mit einem Male los. Die Herren lachten, selbst der stille Psychologe lächelte und der alte Professor ging auf den Redner zu und sagte ihm lachend, daß er es doch gar zu arg mit der Philosophie treibe. Die Damen aber versicherten einstimmig, daß sie nie etwas Anderes von ihm erwartet hätten und nur das interessante Phänomen, ihm in den Irrgängen seiner „verfehlten Carrière" zu folgen, habe ihnen Geduld, oder richtiger schweigendes Mitleid, auferlegt. „O," rief Fräulein Laura, „der Herr Doctor hat uns ein Problem der Probleme gelöst. Wir wissen" — und sie streckte ihre kleinen Hände wie abwehrend gegen den Redner aus — „daß dies in der weiblichen Nachsicht liegt, die nicht ermüdet, immer auf's Neue nach einem Zuge edleren Gefühls dort zu lauschen, wo uns die Erfahrung lehrt, daß wir nur Blasphemie zu erwarten haben!"

„O, nicht doch," rief Fräulein Anna dazwischen, „weshalb sollten wir einen Lehrvortrag schmähen, der uns nur zeigen wollte, wie die stille Duldsamkeit der Frauen durch die Brutalität der Männer gemißbraucht wird?"

„Nein," fiel Fräulein Florentine ein, „nicht dieser Schlag in's Antlitz des Weibes ist das Empörendste; der Schlag gegen alles Ideale, das die Gedankenwelt aus der innersten Natur des eingeborenen Menschengeistes aufzuerbauen suchte, ist es, der uns Entrüstung einflößt! Und daß die Herren hier lachen," sagte sie mit einem Blick auf den Physiker, „beweist uns, daß sie in der That ihren Platz neben Demokritos, dem Vater ihrer gepriesenen Atom-Theorie, verdienen, obwohl sie alle stolz darauf sind, Doctoren der Philosophie zu heißen."

Entschuldigungen der Herren, Einreden, Vertheidigungen des so hart Angegriffenen und dazwischen die entfesselte Erregung der tief empörten Zuhörerinnen, die sich in erbitterte Bemerkungen gegen die ganze realistische Weltanschauung der jetzigen Männerwelt Luft machte, ließ die Wechselgespräche zu einem so tumultuarischen Grade steigern, daß Fräulein Amalie, die schweigsame Heldin des Tages, schon die Bitte an die Damen richtete, die Milde des hereinbrechenden Abends in einem Spaziergang durch den Garten zu genießen, wo man heiteren Geistes die schwere Debatte fortsetzen könne. Doch der alte Professor trat dazwischen und gab der Scene ein andere und günstigere Wendung.

„Unser junger Freund," sagte er auf den Psychologen zeigend, „gehört einer Wissenschaft an, die — Sie wissen es, meine Damen — der realistischen Richtung noch niemals gehuldigt. Er hat sich heute so schweigend verhalten, daß wir ein Anrecht haben auf ein Wort der Milde aus dem Schatz seiner Disciplin. Vereinigen Sie, meine Damen, Ihre Bitte mit der meinigen, und wir dürfen auf ein lehrreiches und beschwichtigendes Wort inmitten dieses wirren Principienstreites rechnen."

Die Damen baten nicht, nein, angeleitet von Fräulein Laura's kleinen Händen, klatschten sie jubelnd Beifall, einen Beifall, so stürmisch, wie ihn nur der Protest gegen alles Vorhergegangene

mit der Hoffnung auf eine triumphirende Genugthuung erzeugen konnte. Die Herren stimmten mit einem „Bravo" ein, dem sich eine kleine Ironie beimischte. Als ein Blick aus Fräulein Amaliens Auge dieselbe Bitte ausdrückte, nahm der mit übermüthigem Beifall Begrüßte auf dem erledigten Lehrstuhl Platz, und sein sonst blasses Antlitz mit dem lebhaften Auge und der herrlichen Stirn, von einer flüchtigen Röthe geschmückt, neigte sich freundlich der Zuhörerschaft zu, die sich im Halbkreis um ihn ordnete.

Noch einmal, ehe der Redner begann, klatschte Fräulein Laura's kleines Perpetuum-Mobile lauten Beifall, nachdem sie mit zu merklicher Absicht ihren Stuhl weit von dem des Dr. Schwarzkopf rückte. Die anderen Freundinnen widerstanden dem Zuge des Beifalls nicht und verliehen so der Scene eine höhere Weihe, in welcher der Vortragende mit weicher, aber klangvoller Stimme wie folgt begann:

„Mein Wort soll in der That nur dem Worte gelten. So oft ich im Faust die Scene las, wo der Dichter seinen Helden noch einmal von dem gefährlichen Pact zu dem Grundtext seines heiligen Originals zurückkehren läßt, wandelt mich stets der Gedanke an, daß die von ihm unbemerkte Anwesenheit des Verächters des Menschengeschlechts bereits den Sinn des unglücklichen Faust von der rechten Bahn abgelenkt habe. ‚Im Anfang war das Wort.' Das will ihm nicht das Rechte scheinen. Er kann das Wort so hoch unmöglich schätzen. Er meint, es sollte lauten: ‚Im Anfang war die Kraft.' Aber auch bei der Kraft mag er nicht stehen bleiben. Ihm hilft der Geist, auf einmal sieht er Rath! Er schreibt getrost: ‚Im Anfang war die That.' Das Wort, die Kraft, die That, das dünkt dem im Fallstrick bereits gefesselten Forscher die rechte Steigerung. Ich glaube, mit Unrecht. — Aber wie der große Dichter selber im Wendepunkt zweier Jahrhunderte stand, so charakterisirt auch diese irrthümlich aufgefaßte Steigerung die Wendepunkte unseres forschenden Geistes seit seiner Zeit. Auch in der Wissenschaft war im Anfang das Wort der Kernpunkt des Forschens. Nicht nur das Wort des Glaubens, sondern auch das Wort der Geistesregung, die wir Philosophie nennen. Da trat in gewaltigem Zuge siegreich die physikalische Weltanschauung auf, welche das Geheimniß der Kraft enthüllte und in staunenden Experimenten vor unseren Augen entfaltete. Aber auch hierbei bleiben wir nicht stehen. Die Wissenschaft wurde von der hypothetischen Kraft auf die Thatsache des Stoffes hingetrieben. Wir finden uns jetzt stärker als je auf die reale Ermittelung der thatsächlichen Erscheinungen hingewiesen. Die Devise unserer Forschung ist nunmehr: die That. Gleichwohl dünkt mich, daß darin die rechte Steigerung nicht liege.

Es wäre vermessene Blindheit, wollten wir die That mißachten. Die Beobachtung der thatsächlichen Erscheinungen hat uns in der Astronomie und in der Geologie ein gewaltiges Weltbild aufgerollt von einer ungeahnten Weite und Ferne in Raum und Zeit. Das Studium der unsichtbaren Kräfte der schaffenden Natur erschloß uns das Licht in der sonst unerkannten geheimnißvollsten Werkstatt des Werdens. Wer vor diesen Eroberungen seinen Sinn verschließt, dem bleibt der Sinn verschlossen. — Aber ist es der Menschengeist allein, der die Thatsachen zu sammeln, die Kräfte zu erforschen sucht, so kann ich dem Worte, dieser höchsten Eigenschaft der menschlichen Begabung, eine untergeordnete Stellung doch nicht anweisen. Die That spricht zu unserem Verstande, der sie zu combiniren, die Kraft zu unserer Vernunft, die ihre geheimen Räthsel zu enthüllen sucht; aber das Wort richtet sich an unsere Seele, die allein in der großen Natur eines Verständnisses und einer vernünftigen Auffassung des Weltbildes außer uns fähig ist. Versetzen wir uns in eine Natur, der noch die Menschenseele fehlt, so fehlt auch der Mittelpunkt, der die Thatsachen einigt, und der Brennpunkt, der der Kräfte Spiel zum Verständniß bringt. Fehlt die Menschenseele, die der einzige Sitz einer Erkenntniß ist, so fehlt dem Weltbilde der Einklang des Verständnisses und die Harmonie der Gesetze erforschenden Vernunft.

Ist aber das Wort die Brücke von Geist zu Geist, von Seele zu Seele, welche zur Erkenntniß und zum Verständniß des einen Menschen zu dem andern führt, so möchte ich des Dichters ‚Wort vom Wort' doch als das richtige nicht betrachten. Ich möchte statt des seinen sagen: ‚Ich kann das Wort zu hoch nie schätzen.' Wenn dies stets mir so erschien, so hat mich die Stunde unseres heutigen Beisammenseins hierin ganz besonders bestärkt. Welch' spannende Macht des Wortes haben wir so eben im scherzenden Spiel der Rede wahrgenommen! — Wie wußte der Mann der That" — der Redner blickte auf den Zoologen — „durch sein leichtes Wort die Geister zu fesseln, um die Thatsachen, die er erforscht, in scheinbaren Einklang mit Glaubensworten zu setzen! — Welch' anderer Leitung als der des Wortes bediente sich der Mann" — er blickte auf den Physiker — „der die Kräfte der Natur zu seinem Studium macht, um eine neue Telegraphie, die vieler materieller Leitungen bedarf, vor Ihrer Seele entstehen zu lassen! Und gar im Vortrage des letzten Redners, der all' unser Empfinden zu einer Höhe so zu spannen und zu erregen wußte, daß er im kühnen Griff in die Saiten unserer Seele wie auf einem Instrumente spielte, war es das Wort und nur das Wort, das über uns seine Urthat, seine Urkraft erwiesen. Darum erfaßt mich nicht Kleinmuth, wenn ich mit meiner Wissenschaft und ihrer bescheidenen Stellung vor den gewaltigen Fortschritten stehe, welche der beobachtende Geist im Gebiete der That errungen; darum fühle ich mich nicht entmuthigt, wenn ich die Eroberungen des Geistes betrachte, der die Kräfte der Natur aus ihrer geheimnißvollen Hülle an's Licht unserer Erkenntniß zieht. Ich fühle nur, daß ich, nach That und Kraft der Menschenseele forschend, vor einem höheren Probleme stehe. Darum wenden wir uns wohl auch oft von dem unendlichen Gebiet der Thatsachen des Stoffes und von den scharfsinnigen Combinationen des Ineinanderwirkens der Kräfte in stiller Stunde dem Worte großer Dichter zu, die das höchste der Probleme, die Menschenseele in ihrem Wollen und Empfinden, vor uns enthüllen. Denn überwältigt uns die Fülle der Thatsachen in der Natur und spannt der Einklang ihrer Kräfte unseren Geist zu kühnen Combinationen, so empfängt die Seele ihre tiefere Harmonie doch immer noch im Problem der Probleme, im liebevollen Wort aus vollem Menschenherzen."

Der Redner verbeugte sich leicht vor seiner Zuhörerschaft und erhob sich, begrüßt von einem Beifall der Damen, an dem der Protest gegen alle anderen Sprecher nur einen kleinen Antheil hatte. Und nicht bloß der alte Professor, der ihm in aufrichtigem Dank die Hand schüttelte, sondern auch die anderen Zuhörer, wenn auch weniger überzeugt, zollten dem redlichen Collegen, dessen Wahrheitsstreben sie achteten, ihren Beifall und suchten sich dadurch wieder in Harmonie mit den Zuhörerinnen zu setzen, die selbst der Dr. Schwarzkopf als Repräsentantinnen des Seelenlebens zu verehren versicherte.

So begab sich denn, als eben die Sonne unterging und die Milde des Abends zur Promenade im Garten einlud, die Gesellschaft aus dem Gartensaal hinaus. Nur Fräulein Amalie machte sich daselbst noch mit der eingetretenen alten Hausdienerin am Tisch zu schaffen, wo die Gesellschaft einen leichten Imbiß zum Abend einnehmen sollte. Der Professor schritt mit dem Psychologen in freundlichem Gespräch vor dem Gartensaal auf und nieder. Die Freundinnen eilten mit einiger Ostentation, um der Herrengesellschaft zu entgehen, in gemeinsamer Gruppe voran, denn Fräulein Laura mußte ihnen eine zu interessante Prophezeiung darlegen, die in den wenigen Worten bestand: „Ich verwette meinen Kopf darauf, daß sie sich noch heute verloben!"

„O," rief Fräulein Anna, wenn auch nicht überrascht, so doch lebhaft aus, „so hat er auch die Professur!"

„Sie entgeht ihm jedenfalls nicht," versetzte Fräulein Florentine, „und daß er dann um sie anhält, ist ein allbekanntes Geheimniß."

Inzwischen nahten die Herren in gemeinsamer Gruppe, der man nicht gut mehr ausweichen konnte. Fräulein Laura drückte nur noch heimlich beiden Freundinnen mit dem Finger auf dem Munde das Gelöbniß des tiefsten Schweigens aus, das diese mit feierlichem Blick auch ihrerseits bestätigten. Als die Freunde nahe genug waren, bekamen sie nur das ungetheilte Lob des Psychologen zu hören, der allein der edlen und höheren Wissenschaft obliege.

Unter freiem Himmel, so schien es, sollte sich die Discussion erneuern, die im Saale keineswegs zum Abschluß gebracht war. Allein der Eifer der zum Zwiegespräch sich gestaltenden Debatte führte unerwartet zu einer Trennung in Paaren. Der Zoologe und Fräulein Anna, die stattlichsten Gestalten der heutigen Gäste, waren so vertieft im Streite, daß sie einen Seitenweg einschlugen, ohne zu merken, daß die Anderen ihnen nicht dahin folgten. Auch

dem Physiker begegnete es, daß Fräulein Florentine gar ernstliche Fragen an ihn wegen des Problems der Fern-Malerei zu richten hatte, und er belehrte sie gern in einem eigenen Cursus vor dem kleinen Teich, der den schönen Abendhimmel widerspiegelte. So mußte sich denn auch Fräulein Laura in das Schicksal fügen, allein und ohne thätige Nachhülfe der Freundinnen vor der Rosenhecke dem Dr. Schwarzkopf zu beweisen, daß er unverbesserlich sei, wenn heute die herrliche Rede des Psychologen nicht sein allem Edlen abgewendetes Gemüth gebessert habe. Auf des „Unverbesserlichen" Geständniß, daß nur eine kleine verbessernde Hand im Stande sei, dies Wunderwerk zu vollbringen, streckte sie wieder beide Händchen abwehrend gegen ihn aus — ob zu seinem Heil? das wissen wir nicht anzugeben.

Inzwischen war auch Amalie aus dem Gartenhause getreten. Der Vater ging ihr entgegen, strich ihr mit liebevoller Hand über ihre glühende Wange und schritt gedankenvoll dem Weingang, seiner Lieblings-Promenade, zu. Der Psychologe blieb allein mit ihr.

„Ich wollte," sagte er leise, „mich bei Ihnen nur entschuldigen, wegen meines späten Erscheinens. Ich hatte einen wichtigen Gang, den ich nicht aufschieben konnte. — Ich mußte zu einer Audienz."

„Ich ahnte es," fiel sie pochenden Herzens ein.

„Sie ahnten es?" rief er lebhaft aus. „Sie ahnten es, o, so ahnten Sie wohl auch, daß sie einen erfreulichen Ausgang hatte?"

„Ich ahnte es," sagte sie bewegt und senkte den Blick zu Boden.

Es entstand eine Pause, in der Beide langsam dahin schritten. Wohin? Sie wußten's nicht. Ihm, der dem Worte eben ein beredtes Lob gesprochen, fehlte es jetzt. Er fühlte lebhafter als bei seinem Vortrage, daß wohl auch dem Worte eine Kraft vorangehen müsse, wenn es eine That einleiten sollte.

Endlich, als sie aufblickte und ihm ihr ahnungsvolles, glühendes Antlitz halb zuwendete, da faßte es ihn, eine That und Kraft zugleich. „So ahnt," sprach er bebend, „so ahnt dieses Herz auch den heißesten meiner Wünsche?" —

Er sah den Busen wogen, die Wangen einen Augenblick erbleichen und dann in flammender Röthe strahlen. Er fühlte das Herz, seines, ihres, pochen, und sah in ihrem Auge, das sie senkte, das Zeugniß tiefster Seelenregung aufsteigen, und — nicht mehr Herr des Wortes — hauchte er leise die Bitte hin: „O sprich!"

Was war's, das in die Eine, Eine Silbe das Geheimniß zweier Herzen legte?

Es war ein Wort aus vollem Menschenherzen! — Seine zitternde Hand streckte sich Verzeihung flehend nach ihr aus. Die ihrige legte sich bebend in die seine — und in dem Einen Händedruck, der Alles, Alles sagte, war Wort und Kraft und That in zwei Seelen zu Eins geworden.

Der Abendtisch im Gartensaale vereinigte die Gesellschaft in heiterer Stimmung wieder. Es ordneten sich die Paare wie zufällig. Nur der Professor am oberen Ende des Tisches saß einsam und blickte wehmuthvoll in die Zeit zurück, wo er vor Jahren, an der Seite seiner Unvergessenen, ganz dasselbe erlebte, was er ahnend auch an seinem Kinde zu entdecken glaubte. In alter guter Sitte, die er auch nach dem Austritt aus dem Consistorium hoch hielt, sprach er vor dem Mahle mit milder Stimme:

„Es segne der Herr Alle, die in seiner Liebe wandeln! Er speise uns mit dem Brode seines Geistes! und lasse leuchten sein Licht in jedem Herzen, in dem da lebt und wirkt ein liebevolles Wort aus vollem Menschenherzen!"

Ein Händepaar drückte sich heimlich ein stilles „Amen" zu.

Aus der Wandermappe der Gartenlaube.

Nr. 5. Guggisberg und seine Hochgebornen.

Noch immer giebt es romantische Thäler und lauschige Winkel in der Schweiz, die seitwärts vom Stromgebiet der Touristen liegen, die kaum der Fuß eines fremden Wanderers betreten — Erdflecken, die sich ihres stillen Glückes, ihres Alleinseins, ihrer ungestörten Häuslichkeit erfreuen.

Wohl wahr, an Großartigkeit landschaftlicher Schönheit können solche Thäler sich nicht allemal mit denen des Berner Oberlandes oder des Engadins messen. Dafür aber liegt über ihnen, wie über einem Urwalde, der Reiz der Jungfräulichkeit ausgebreitet und unter ihren Bewohnern finden wir noch jene unverfälschten Originale, jene ausgeprägten Charaktere und uralten Sitten, Sprachen und Trachten, die sich nur in abgeschlossenen, sich selbst überlassenen Gemeinwesen erhalten. Eine solche verborgene Insel ist das bernerische Bergdorf Guggisberg.

Das Dorf Guggisberg.
Nach der Natur aufgenommen von E. Rittmayer.

Nicht nur den Touristen, selbst den Schweizern ist das alte Cucansperc fast unbekannt, und aus eigener Anschauung kennen nur Wenige das „Schneewittchen über den Bergen" — das hoch und in einem vergessenen Winkel gelegene, von Bergen und wilden Bergströmen wie eine Festung umschlossene Dorf, das höchste des ganzen bernerischen Amtes Schwarzenburg.

Das Dorf Schwarzenburg ist mit der Stadt Bern durch eine gute Poststraße verbunden, deren Endstation es bildet. Wer Guggisberg besuchen will, kann Schwarzenburg, das sich überdies einiger recht guter Gasthäuser rühmt, kaum umgehen, weshalb wir es auch zum Ausgangspunkt unserer Wanderung gewählt haben. Die Entfernung von Schwarzenburg bis Guggisberg beträgt kaum zwei Stunden; von Postverbindung ist aber keine Rede mehr, dafür ist die Straße zu holprig und „stribar" (steil). Wer also nicht zu Fuß wandern will, mag eines jener leichten federlosen Fuhrwerke besteigen, die unter dem Namen Bernerwägelchen in ganz Deutschland bekannt sind.

Da doch Niemand aus unserm Leserkreise diesen Artikel als Wegweiser auf seine Alpenreise mitnehmen wird, so unterlassen wir auch die Wegschilderung und begrüßen sofort im Angesicht des Guggershorns, und nachdem wir 3500 Fuß über Meer angelangt sind, unser Reiseziel und ein vielversprechendes Gasthaus dazu. Guggisberg, das scheinbar kleine Dörfchen mit der weißen Kirche, an das ehrwürdige Guggershorn angelehnt, rings von Hügelland mit üppigen Weiden umgeben (siehe Abbildung), gewährt sofort ein freundliches Bild. Bescheiden genug sieht es

freilich aus, da es fast nur aus der Kirche, dem Pfarr- und Wirthshaus und einigen Wohngebäuden besteht, so daß man über die Größe der Kirche erstaunt wäre, wenn man nicht wüßte, daß die Pfarrgemeinde Guggisberg aus zwanzig Dörfern und Weilern mit 5600 Seelen besteht, die rings zerstreut sind und die an Sonntagen ihre Einwohner nach jener Kirche ergießen. Es ist ein einziges, wirklich rührendes Schauspiel, an einem Sonntagmorgen im Sommer, wenn die Glocken zum Gottesdienste einladen, auf dem Friedhofe zu stehen und die Ankunft der Beter zu erwarten. Aus weiter Ferne, von Berg und Thal, kommt Jung und Alt herbeigeströmt in Feierkleidern, und jene alte, im Aussterben begriffene Frauentracht, die man an Wochentagen nicht mehr zu sehen bekommt, erscheint dann noch bei alten Matronen, während die und im Baustyl der Häuser, die es uns vorführt, und wer in zwanzig Jahren auf jenem Kirchhof steht, wird umsonst nach den ernsten Matronen aus dem vorigen Jahrhundert und den noch viel älteren Holzpalästen sich umsehen. Die Neuzeit nivellirt auch hier oben, beide werden zu Grabe gegangen sein!

Die charakteristische Männertracht besteht seit Jahrzehnten nicht mehr, sie war weder bequem noch malerisch: Kniehosen mit Schnallen, Schnallenschuhe, lange rothe Weste, langer Rock mit großen Schößen und ein breitrandiger aufgekrempter Filzhut. Die Träger dieser auffallenden Kleidung wurden, wenn sie das Weichbild ihrer Heimath verließen, nicht selten verhöhnt. Jetzt haben die Männer des Guggisberg an Schnitt und Stoff dieselbe Kleidung, wie sie die Landleute im Canton Bern allgemein tragen.

Am Sonntagmorgen in Guggisberg.
Nach der Natur aufgenommen von C. Rittmayer.

Jugend sie schon längst abgelegt und die schmuckere und weniger excentrische Landestracht des Unterlandes angenommen hat.

An einem solchen sonnigen Sonntagmorgen ist denn auch das schöne Bild Rittmayer's entstanden, das wir den Lesern der Gartenlaube vorführen und das uns den Charakter und die Physiognomie von Guggisberg und seinen Bewohnern mit sprechender Treue wiedergiebt. Möge es der geneigte Leser in guter Erinnerung behalten, es sind Reliquien einer alten Zeit in der Tracht der Menschen

Die Frauen trugen ursprünglich einen kleinen, flachen, mit Perlschnüren geschmückten Strohhut, unter dem die offen getragenen Zöpfe mit langherabwallenden Zopfbändern herunterhingen. Später wurde das dunkelfarbige seidene Kopftuch angenommen, das über dem Nacken geknüpft wird und dessen Schleifen herunter hängen. Es kam erst zu Anfang dieses Jahrhunderts auf, die alte Dame auf unserm Bilde trägt es auch noch und es findet auch bei jüngern Mädchen und Frauen wegen seiner Bequemlichkeit Gnade.

Die übrige Tracht: der kurze, nur bis zum Knie reichende, enge und faltenreiche Rock (Jeppe), die glänzende, fast einem Bergmannsschurze ähnliche, über den Leib gespannte und hinten mit einer Schnalle befestigte Schürze und die unförmliche Jacke (Tschöppli) mit den flügelförmigen Ansätzen, die weißen Strümpfe und weit ausgeschnittenen Schuhe, welche das Bild vervollständigen, zeigt die Illustration mit der Treue eines Modenbildes. Irren wir nicht, so hat die Frauentracht in Sachsen-Altenburg viel Aehnliches mit dieser aussterbenden Guggisberger Frauentracht; nordische Reisende fanden sie dagegen gewissen Landestrachten in Norwegen ähnelnd.

Wiewohl Guggisberg einer jener abgelegenen Erdenwinkel ist, wo nach dem Schweizersprichwort „Füchse und Hasen sich gute Nacht wünschen", so bildet es doch den Mittelpunkt, von dem aus eine Reihe von Ausflügen und Bergbesteigungen sich ausführen lassen. Nach Westen führt die Straße in den Canton Freiburg nach einem malerischen Bergsee, Lac noir, an dem ein berühmtes Schwefelbad liegt; im Oberamt selbst liegt das nicht minder bekannte Bad Schwefelberg, nicht weit jenseits der Grenze der viel fashionablere Gurnigel. Die Aussicht, die wir von dem viertausenddreihundert Fuß hohen Gipfel des Guggershorns genießen, vergilt reichlich die darauf verwandte Mühe. Zunächst zu unsern Füßen breitet sich das Guggisberger Ländchen im Schmucke seiner reichen Wiesen und Weidegründe, seiner Wälder und Kornfelder aus. Darüber hinaus schweift der Blick über die schweizerische Hochebene hin, die Bergkette des Jura, das Rebland von Neuenburg, die Cantone Freiburg und Waadt und einen Theil des Bernerischen Tiefthales, die Seen von Murten, Biel und Neuenburg. Von der Süd- und Ostseite ist der Horizont von der Stockhornkette und ihren Ausläufern begrenzt, hinter welchen sich verstohlen einige Firnen erheben. Auf den nächstliegenden Bergen weiden zahllose Schafheerden, die von Hirten den Sommer hindurch gehütet werden, bis der Futtermangel sie im Herbst in die Thäler treibt.

Das Leben dieser Schäfer ist ein wildromantisches; fern von allem Umgang mit menschlichen Wesen verleben sie bei kärglicher Nahrung und ungenügender Kleidung den ganzen Sommer fast ausschließlich im Freien, nur bei rauhem Ungewitter Schutz unter elenden steinernen Hütten suchend. Ihr Dasein ist von Gefahren umgeben; oft müssen sie Tage lang einem verlorenen oder verstiegenen Lamm nachspüren, um es dann, wenn es sich gefunden, mit Lebensgefahr über Felsen und Trümmer zur Heerde zurückzutragen. Diese wettergebräunten Söhne der Berge sind bei alledem ein munteres, lebensfrohes Völklein und sehen ruhigen Blickes jeder Gefahr in die Augen. An schwindligen Abgründen, wo auch der geübte Bergsteiger nur behutsam auftritt, sieht man sie stehen, mit weit ausgeholtem Peitschenschwung das Echo der Berge wecken, einen im Thale unten vorüberziehenden Wanderer begrüßen oder mit melodischem Jodeln von Grat zu Grat den Cameraden den Morgen- und Abendgruß zujauchzen. Die von ihnen bewachten Schafheerden sind nicht ihr Eigenthum, sondern das anvertraute Gut verschiedener Thalbewohner. Am ersten Donnerstag im Monate September werden diese Heerden alle in's Thal getrieben und haben in dem sonst unbedeutenden, aber durch seine großartigen Schafmessen berühmten Weiler Ryffenmatt ihr Stelldichein. Dort empfangen die Hirten von den verschiedenen Eigenthümern ihren Jahreslohn; dort findet auch das „Scheiden" der Schafe statt. Ein wahres Volksfest gestaltet sich an diesem Tage in Ryffenmatt; viele Tausende von Schafen strömen herbei, Hunderte von Eigenthümern, Kaufslustigen und Neugierigen aus dem „Land herauf" drängen sich hinzu.

Jedes Haus wird dann zu einer vorübergehenden Schenke oder Herberge. Jede einzelne Heerde wird in ihre bestimmte Hürde getrieben, und kaum sind die vier- bis sechshundert Stücke eingeschlossen, so dringen auch die Eigenthümer hinein. Nun geht es an ein Suchen und Finden, Prüfen und Wiedererkennen, Betrachten, Anbinden und Herausführen, daß man kaum weiß, wohin sich seine Blicke wenden. In zwei bis drei Minuten ist die ganze Heerde gesichtet und getheilt, ohne daß dabei viel Worte gewechselt werden. Auch an tragischen Scenen fehlt es oft nicht; nicht alle Thiere finden sich vor, das eine und andere ist den Unbilden der Witterung oder den tückischen Abgründen zum Opfer gefallen, und manch' ein Bübchen vergießt heiße Thränen, wenn ihm statt des Lieblings-„Lämmlschi", das er in Empfang nehmen wollte, nur dessen Todtenschein: ein paar abgeschnittene Ohren oder das hölzerne Täfelchen mit der Nummer, das es am Halse zu tragen pflegte, gereicht wird.

Das Aeußere eines Guggisberger Hauses zeigt das Figurenbild unseres Künstlers in charakteristischer Weise. Ein einziger Blick verräth uns, daß es zwar auch von Holz, aber in seiner Bauart von den Chalets des Berner Oberlandes und Siebenthales ganz verschieden ist. Groß, an Länge und Breite von gewaltigen Dimensionen, ist es nur ein Stockwerk hoch, während das eigentliche Chalet hierin bekanntlich sich von einem steinernen Hause nicht unterscheidet. Ueber dem ernsten, sehr schrägen, einen stumpfen Winkel bildenden Dache, das mit Schindeln bedeckt und mit großen Lattnägeln und centnerschweren Steinen beschwert ist, erhebt sich nur wenig der hölzerne Rauchfang mit seiner gleichfalls hölzernen Schnee-, Sturm- und Regenhaube, die von der Küche aus ab- und zugedeckt werden kann. Gegen Südwesten, woher fast alle Gewitter kommen, reicht das Dach fast auf die Erde hinunter. Die Fenster sind mit kleinen, runden oder vieleckigen und in Blei gefaßten Scheiben versehen. Von außen sind die Wohnräume der Menschen mit reichen, schön symmetrisch geschichteten Holzvorräthen umgeben, während vor dem Stalle der nicht minder sorgfältig aufgebaute Düngerhaufen der Maßstab für den Viehstand, mithin Reichthum des Besitzers ist. — Jedes echte alte Haus in Guggisberg trägt über den Fenstern einen Spruch als Wahrzeichen, der entweder religiösen Inhaltes ist, zum Beispiel:

Gott lasse dieses Haus in Seinem Schutze sein,
Er segne Jedermann, der hier geht aus und ein.
Sein großer Allmachtsarm soll Feu'r und Wasser wehren,
Und gnädig wende ab, was immer kann zerstören.
Und wann das irdisch' Haus an unsrer Hüllen bricht,
So schenk uns einen Bau von Dir selbst zugericht.

oder mehr eine Lebensregel der Klugheit enthält:

Siehe Du in den Spiegel bald,
Wie Du Dir selbst gefallst,
Ehe Du einem anderen Mann
Sein Gebrechen zeigist an.

Brandelen Wagner.

Nicht jedem nächsten besten Neugierigen ist es verstattet, auch das Innere eines Guggisberger Hauses zu betreten. Wir aber sind eingeführt und von dem freundlichen Hausbesitzer und der rothwangigen jungen Frau dringend eingeladen. Treten wir also ein, aber ja recht demüthig, mit gebücktem Haupte, damit dasselbe nicht unsanft mit der obern Schwelle der Hausthür und an der Wohnstube nicht mit dem „Unterzug", dem die Decke stützenden Querbalken, in Berührung komme. Hier fällt uns denn beim ersten Blicke eine Reinlichkeit und Zierlichkeit auf, wie sie das runzlige wettergebräunte Dach gar nicht erwarten ließ. Längs der krystallhellen Fenster, die täglich gewaschen oder mit einem in Kirschgeist getauchten Lappen abgerieben werden, laufen der Wand nach die hölzernen Bänke, welche die Stelle der Divans vertreten, blank gescheuert. In der Ecke steht ein mächtiger Tisch aus Hartholz, oft mit reich geschnitzten oder gedrechselten Beinen, und rings um denselben an den Wänden stecken in besonderen „Kugeln" die runden Blechlöffel. Dort aber hinter der blendend weißen, von der Decke bis zum Fußboden reichenden Leinengardine steht das riesige, hochaufgethürmte Ehebett, welches mit seinem ungeheuern Gestelle, mit seiner Bettwäsche und dem Ueberfluß von Flaum ein kleines Vermögen repräsentirt und mit Recht der Stolz jeder Guggisberger Frau ist.

Während wir in der geräumigen Wohnstube uns umgesehen haben, hat ein dienender Geist uns im „Hinterstüble" ein Frühstück bereitet. Das neben dem Wohnzimmer gelegene Hinterstüble ist das Allerheiligste des Hauses, wo nur der Eingeweihte Zutritt hat. Dort ist der einfache Schreibtisch des Hausvaters mit dem Rechnungsbuch und dem Geldsack; dort bringen die erwachsenen Töchter den Sonntag-Nachmittag zu, und die Dienstboten haben nur dann Zutritt, wenn es sich um eine Strafpredigt unter vier Augen oder um einen neuen Vertrag handelt; dort endlich werden auch angesehene Besuche empfangen und bewirthet. Ein reiner Tisch ist mit Landesproducten bedeckt: mit einer Flasche Kirschgeist, Brod, Honig, Käse, „Ziger" und einer Flasche Wein. Laß Dich nicht zu sehr nöthigen, die vorgesetzte Speise ist nicht blos Schaubrod, und je größere Stücke Brod und Käse Du „weg-

Digitized by Google

sprengst", um so größere Ehre widerfährt Deinem Gastfreunde. Erwarte aber keine Teller und Messer oder daß man Dir vorschneide und vorlege; der Gast führt ein Messer in der Tasche, er mag es herausnehmen. Auch ist für die zahlreiche Gesellschaft nur Ein Glas oder Gläschen vorhanden, das der Hausherr füllt und Dir „bringt", d. h. er winkt Dir freundlich zu, verbeugt sich vielleicht gar leicht und leert es dann selbst. Dann erst wird es auf's Neue gefüllt und Dir selbst dargebracht. Willst Du ein feiner Mann sein, so leere es in Einem Zuge; auf keinen Fall stelle es auf den Tisch ab, nachdem Du einen Schluck getrunken. Die Etikette verbietet das, Du mußt es dem Wirth oder dem nächsten Gast in die Hand geben; nur dem „Henker oder Schinder" stellt man das Glas auf den Tisch hin, nachdem man „Bescheid gethan". Selbst wenn Du als Fremder eine Wirthsstube betrittst, wird Dir's mancher „bringen" und Du läufst Gefahr, mehr „Bescheid thun" zu müssen, als Dir lieb ist. Auf den Tanzböden „bringen's" die jungen Bursche den Mädchen, eine Dorfschöne erhält oft sechs bis acht Gläser auf einmal, die sie alle gleichzeitig in oder auf den Händen behalten muß, bis sie ein Glas nach dem andern dem Eigenthümer in die Hand zurückgebracht hat. Das letzte Glas muß sie nach der Etikette Demjenigen zurückerstatten, den sie auszeichnen will, und so hat sie oft Mühe, sich der vielen Trinkgefäße zu entledigen, weil jeder der Letzte sein möchte. — Die Weigerung, Bescheid zu thun, ist aber eine arge Beleidigung, ein Zeichen von Geringschätzung oder Verachtung.

Manches in diesen Sitten und Gebräuchen erinnert an das bayerische Hochland, mit welchem Guggisberg auch das Haberfeldtreiben gemein hat. Diese eigenthümliche Art von Vehmgericht wird hier „Trachselfahren" genannt und wird unter denselben Verhältnissen abgehalten, wie das Habern. Hat ein junger Bursche ein Mädchen betrogen, wird irgendwo frecher Ehebruch getrieben, ist ein Wirth als Weinverfälscher, ein Hagestolz als Wucherer, Betrüger u. s. f. bekannt, so sammeln sich Nachts die gefürchteten Rächer. Kuhglocken, Ziegenschellen, alte garnirte Posaunen und Trompeten, Pfannendeckel, metallene Waschbecken dienen als Musikinstrumente; ein Mann mit geläufiger Zunge und kecker Stirne wird zum öffentlichen Ankläger gewählt; dann setzt sich der Zug in Bewegung mit einer Musik, die „Steine erweichen, Menschen rasend machen kann". Das Dorf und die Umgebung wird durchstreift, auf öffentlichen Plätzen Halt gemacht und vom Sprecher das Sündenregister des Frevlers mit eindringlichen Worten verlesen. Zeugen werden verhört, die Umfrage an die Richter wird gehalten und das Urtheil gesprochen, das natürlich auf „Trachselfahren" oder „Karren" lautet.

Vor dem Hause des Opfers wird der Lärm, der bisher nur zur Sammlung diente, verdoppelt. Oft wird selbst eine Strohpuppe aufgestellt, auf einer Armensünderbank befestigt und nach allen Regeln des öffentlichen Gerichtsverfahrens zu irgend einer ungeheuren Strafe, Prügel, Pranger, Landesverweisung oder Verbrennung verurtheilt. In neuerer Zeit ist das Gericht aber ausgeartet, hat von seinem früheren Ernst verloren und ist bestechlich geworden. Schlaue Angeklagte ließen vor ihrem Hause, um die Execution zu verhindern, blitzableitende Korbflaschen mit Wein, Körbe voll Brod und Käse aufführen, was den zur Strafe erhobenen Arm der Volksjustiz lähmte. Natürlich duldet die weltliche Gerechtigkeit diese Eingriffe in ihre Befugnisse nicht, und die Thäter werden zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Doch sind es kaum vier Jahre, daß eine übelbeleumdete Familie auf diese Weise gebrandmarkt wurde.

Fragen wir nun nach dem Charakter und der Organisation des Guggisberger Völkleins, das wir bereits in seinen verschiedenen Lebenslagen beobachtet haben, so sind die Männer von Guggisberg, wie alle Bergbewohner, schon als Hochgeborene, von großer Körperkraft. Sie gehören ohne Zweifel zu den kräftigsten Volksstämmen und von einzelnen besonders bevorzugten Athleten werden Thaten erzählt, die an Simson erinnern und geradezu unglaublich wären, wenn sie nicht von so glaubwürdigen noch lebenden Augenzeugen verbürgt wären. Dabei sind sie von großer Gutmüthigkeit, heiter, voll Mutterwitz, worin sie kaum den Appenzellern nachstehen, gegen Fremde erst zurückhaltend, wenn aber einmal gewonnen, zutraulich und gastfreundlich. Mit allen Bergvölkern haben sie einen tiefen religiösen Ernst gemeinsam, der bis zur Neigung zum Sectenwesen geht. Es kann daher auch nicht befremden, wenn die reformatorischen Bestrebungen, die im dreizehnten Jahrhundert als Vorläufer der eigentlichen Reformation von dem südlichen Frankreich ausgingen, in diesem Hochlande lebhaften Anklang fanden und daß es Feuer und Schwert brauchte, um die „Irrlehre" mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Haushälterischer, versorglicher Sinn und Genügsamkeit zeichnen den Guggisberger aus. Leider hat sich in einigen Ortschaften der Branntwein, das Trostmittel der Armen, mit seinem ganzen Gefolge eingeschlichen. Auffallend ist die Intelligenz und mannigfache Begabung dieser auf sich selbst angewiesenen Menschenclasse, die Autodidakten sind geradezu Legion und zeigen sich nicht nur in Handwerken (z. B. Uhrmacher, die nie eine Lehre gemacht und doch untadelhafte Uhren zusammensetzen und deren kleinste Theile eigenhändig anfertigen) oder in der Musik (Orgel- und Clavierspieler von bedeutenden Leistungen, die nur das angeborene Genie zum Lehrmeister hatten), sondern auch in so abstracten Wissenschaften, wie Mathematik und Astronomie. So erzählt Herr Jenzer in seinem Buche über Schwarzenburg von einem Müller, der zugleich Schreiner, Orgelspieler, Glasschleifer, Mathematiker und Astronom war, Sonnen- und Mondfinsternisse und Planetendurchgänge auf viele Jahre hinaus genau berechnete u. dgl.

Gerne würden wir noch einen Streifzug in die Geschichte von Guggisberg unternehmen und namentlich in die ehrwürdige Vergangenheit des nördlichen und tiefer gelegenen Landestheiles, wo Kelten, Römer, Burgunder und Alemannen bereits Jahrhunderte lang geschaltet hatten, als der Urwald von Cucanspere sich zu lichten begann. Aber das Alles würde uns zu weit auf die Seite führen. Vielleicht bleibt es einem zweiten Ausflug in's Schwarzenburgische vorbehalten.

Blätter und Blüthen.

Eine Humboldt-Feier unter Palmen. Unter diesem Titel erhält die Gartenlaube eine ausführliche Schilderung des Festes, welches am 11. September dieses Jahres (man hatte äußerer Umstände halber schon diesen Tag wählen müssen) von den Mitgliedern der deutschen Colonie in Alexandrien mit Vertretern von fast allen Völkern Europa's und einem guten Theil des Orients zu Ehren Humboldt's begangen wurde. Es existiren gegenwärtig in Alexandrien fünf oder sechs deutsche Vereine und von dem jüngsten derselben, von dem Vereine „Schiller", war die Idee zur Humboldt-Feier ausgegangen.

„Das Festlocal," schreibt man uns, „befand sich in einem großen Garten, dessen fruchtreiche Dattelpalmen einen riesigen Säulentempel bildeten, in welchem hohe feurigblühende Oleander, Granatbäume, Ghazia's, Feigen, Oliven, Gummibäume bis in ihre höchsten Aeste hinauf zahllose buntfarbige Laternen schaukelten. Am Haupteingange des palmenüberragten, aus Steinen von Memphis und Theben erbauten Pavillons prangte in weithin leuchtender Flammenschrift der Name des Vereins ‚Schiller' und um ihn flatterten die riesigen Flaggen und Wimpeln des schwarzrothgoldenen Banners. Der lichtstrahlende Pavillon mit seinen hohen Portalen, mit seiner lianenumrankten, fahnengeschmückten Kuppel und mit den duftenden farbenreichen Blumenwänden glich einem Zauberpalast; von seinen dreißig Marmorsäulen aber prangten die Flaggen und Wappen der siebzehn hier vertretenen Mächte, der Halbmond des Ostens und das Sternenbanner der neuen Welt. Der Zudrang zum Feste war ein außerordentlicher; sämmtliche deutsche Vereine hatten ihre Betheiligung zugesagt und sämmtliche Consulate hatten die Einladung angenommen — je näher aber der Tag selbst gekommen war, desto mehr hatten sich die Bitten um Eintrittskarten auf Seiten der Angehörigen fremder Nationen gehäuft, wie der Islamiten aus der Türkei und Arabien und der langbärtigen Unterthanen des persischen Schahs.

Das Fest selbst begann um neun Uhr mit Ouverture und Chorgesang (‚Das ist der Tag des Herrn'), woran sich die Festrede schloß, welche das Leben und Wirken Humboldt's und seine Bedeutung für Fortschritt und Wissenschaft schilderte. Nach ihrem Schlusse wurde unter hundertstimmigen Hochs von drei Jungfrauen die lorbeer- und palmenumgebene Büste Humboldt's enthüllt, Tempel, Saal und Garten erglänzten im bengalischen Licht und bunte Leuchtkugeln, sprühende Raketen verkündeten der Stadt Alexander's, wie Deutsche auch in der Fremde noch das Andenken ihrer großen Männer zu feiern wissen. Nachdem der Beifallssturm sich gelegt hatte, folgte wieder Chorgesang (‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt'), der Vortrag des schönen Gedichts von J. G. Fischer ‚Die neue Lehre' (der Gartenlaube entnommen), und unter endlosem Jubel das Absingen des ‚deutschen Liedes'. Unter freiem, vom zauberhaften Mondlicht beleuchteten Himmel ward bald nach Mitternacht die Festtafel bereitet, an welcher sämmtliche Anwesende, die Damen

in europäischer Balltoilette, Theil nahmen; der Stadtgouverneur aber, durch Unwohlsein ferngehalten, war durch einen Pascha, sechs Beys und deren Gefolge repräsentirt. Zahlreiche Toaste und musikalische Vorträge würzten das Mahl, und ein sich anschließender Ball hielt die Gäste bis zum frühen Morgen in heiterer Stimmung beisammen."

Das Hagestolzenrecht. Daß es in früheren Zeiten für diejenigen Männer, welche sich den Fesseln der Ehe entziehen zu müssen glaubten, ein besonderes „Recht" gab, ist wohl nicht allen unserer Leser bekannt. So möge denn nachstehende Stelle aus dem „kurzen Tractat von unterschiedlichen Rechten in Deutschland von Justus Georgius Schottelius, fürstlich braunschweigischem Kammerhof und Consistorialrath (Frankfurt und Leipzig 1671)" hier als Curiosum mitgetheilt werden mit dem Bemerken, daß die darin enthaltenen Verfügungen zum Beispiel auch in Lübeck gegolten haben:

„Haben also die alten Deutschen solche Frauenfeinde und Brauthasser mit diesem sonderlichen Namen des Hagestolzen genannt, und hat der Name selbst allemal eine Beschimpfung und Auslachen verursacht, und sind die Hagestolzen zu Ehrenämtern wenig gezogen. Es ist aber derselbig eigentlich ein Hagestolz, welcher zu dem Alter und Vermögen gekommen, auch nicht durch Wahnsinn oder sonst eine erhebliche Ursache, geistlichen Stand &c. verhindert wird, daß er könne ehelich werden und ein Weib ernähren.

Derselbe, welcher leibeigen und ein Sclave ist, kann nicht ein Hagestolz sein, sondern freie Leute, die erben und vererben können.

Wie alt ein Hagestolz sein und von welchem Jahr und Tage an man eigentlich rechnen und die Hagestolzschaft anfangen müsse, darüber ist eine durchgehende Gewißheit nicht vorhanden, ein jeder Ort bedient sich des Herkommens und angenommener Gewohnheit, jedoch ist gemeiniglich als terminus a quo das fünfzigste Jahr des Alters und stehet bis dahin einem Unbeweibten die Bedenkzeit frei. In einer fast alten Landgerichtsnachricht befindet sich Folgendes: Gefrage, wie alt im Rechte ein Hagestolz sein solle? Antwort: Ein Hagestolz soll sein fünfzig Jahr, drei Monat, drei Tage; wie wohl in etlichen Aemtern dazu erfordert werden dreiundsechszig Jahre, sechs Wochen, zwei Tage.

Ob nun zwar durch öffentlichen Gesetz- und Gerichtszwang nicht eben verboten, ein Hagestolz zu werden und sich alles Heirathens zu begeben, sondern solches jedwedem freigelassen, so wird dennoch ein solcher Hagestolz, je länger, je mehr verdächtig, gehässig und verachtet, und gar selten zu vornehmen Amtsbedienungen befördert.

Sobald nun einer ein Hagestolz worden, verliert er sein Erblassungsrecht und muß sein Gut der Obrigkeit des Orts, wo er sein Domicilium hat, verlassen und vermag also nicht, durch ein Testament oder andern letzten Willen seine Güter weder an seine Blutsfreunde, noch an andere Leute zu verordnen und zu vermachen.

Es hat aber solche Confiscirung nicht statt in allen Gütern des Hagestolzen, sondern nur in seinen wohlgewonnenen Gütern und nicht in seinen Erb- oder Stammgütern. Und ist ein wohlgewonnenes Gut alles dasjenige, was ein Hagestolz in seinem Stande, Nahrung, Gewerb und Arbeit erworben, erspart und erübrigt, es mag bestehen worin es wolle, an Fahrniß oder unbeweglichen erhandelten und erkauften Gütern, an rückständigen, ausstehenden Schulden, vorhandenen Kleidern, Baarschaft, Hausgeräth &c.

Dasjenige auch, was ein Hagestolze vorhero und ehe seine Hagestolzenschaft angegangen, erworben, wird nicht separirt, sondern miteonfiscirt. Bei den alten Griechen haben die Hagestolzen bei den Ehrenschauspielen sich nicht einfinden dürfen, sie haben bei kalter Winterzeit öffentlich auf dem Markt in einem Kreis herumgehen und ein schimpfliches Hagestolzenlied selbst singen müssen. Bei den Atheniensern wurden die Hagestolzen von Weibspersonen um die Altare getrecket (gezogen) und mit Peitschen und Ruthen öffentlich gehauen. Bei den Corinthern sind die Hagestolzen, wenn sie gestorben, eines ehrlichen Begräbnisses nicht würdig geschätzt werden."

Warnung für Auswanderer. Ich habe soeben einen Brief aus Hamburg erhalten, in welchem mir das Folgende angezeigt wird:

„Es hat sich in England eine Gesellschaft zur Ausbeutung der venezulanischen Goldminen gebildet und den Beschluß gefaßt, eine Anzahl Arbeiter nach Venezuela zu senden, um daselbst für Rechnung der Compagnie nach Gold zu graben. Die näheren Bedingungen sind mir noch unbekannt, aber das ist sicher, daß die englischen Actionäre ihre eigenen Landsleute zu schonen scheinen und sich deshalb nach dem großen Menschenmarkt Deutschland gewandt haben, wo sie auch bereits, wie ich zu meiner nicht geringen Verwunderung höre, eine große Anzahl deutscher Familien für ihren Plan gewonnen haben.

„Ich kenne Venezuela und besonders Guyana genau (wenn auch nicht die Minendistricte), indem ich eine lange Reihe von Jahren da zubrachte. Ich weiß, daß der Canton Upata, wo die Minenplätze Caratal und Tupuque belegen sind, sich im Ganzen eines guten Klimas erfreut, es ist mir aber auch bekannt, daß dasselbe dem nach Gold grabenden Weißen, der den größten Theil des Tages in den feuchten Löchern arbeitet, im hohen Grade nachtheilig, ja verderblich ist, aus welchem Grunde sich auch vorzugsweise die farbigen Eingeborenen mit dieser Arbeit befassen.

„Ich war in Ciudad Bolivar (Angostura), als die Minen entdeckt wurden, und auch später, bis 1853, als eine Menge von Menschen dahin wanderte, von denen die meisten durch Krankheit und Entbehrungen umkamen, während die am Leben bleibenden elend und krank zurückkehrten. Seitdem hat sich dieser Zustand etwas gebessert, aber das Klima bleibt natürlich dasselbe, und niemals hat es den Deutschen gelingen wollen, bei persönlicher Arbeit in den Minen ihre Gesundheit zu bewahren."

So weit der Brief. — Der Zustand dort hat sich allerdings bedeutend gebessert, und der Goldreichthum der venezulanischen Minen ist bedeutend. Aber trotzdem möchte auch ich besonders alle Familien warnen, sich auf Contracte einzulassen, die den Mann zwingen, eine lange Zeit verbindlich zu bleiben, während er vielleicht in der ersten Zeit sogar erkrankt und dann mehr und mehr in Schulden geräth. — Der Tagelohn ist dort in den Minen zwei Pesos, etwas über zwei Thaler, den Tag, dagegen sind die Lebensmittel auch verhältnißmäßig theuer und das heiße Klima bei der schweren Arbeit für unsere Deutschen gefährlich.

Capitalisten haben in den venezulanischen Minen etwas zu hoffen, denn der Quarz ist so außerordentlich reich, daß er jede Arbeit bezahlt, aber der einzelne Goldwäscher übernimmt in einem heißen Klima, das er, vielleicht ohne Erfolg, mit seiner Gesundheit bezahlt, eine schwere Verantwortung, wenn er besonders seine Familie hinüber führt, ohne auch zugleich die Mittel zu haben, wenigstens anfangs für sie zu sorgen. Junge einzelne Leute, die einmal ihr Glück draußen versuchen wollen, können es schon eher wagen, aber dann müssen sie sich besonders vorsichtig mit dem Contracte stellen, wie ich es in meinem „Pareerie Vertrag" so deutlich als möglich dargelegt habe. Uebrigens wäre es dabei wohl gut, wenn sich die betreffenden Behörden näher nach diesen Contracten, die von der englischen Compagnie mit hiesigen Familien abgeschlossen sind, erkundigen und solche Contracte überwachen wollten.

Unsere Deutschen sind leider, überseeischen Versprechungen gegenüber, wie die Kinder — sie glauben Alles, was man ihnen sagt, und wenn ihnen Jemand einen oder gar zwei Thaler nur verspricht, so rechnen sie sich augenblicklich nach den hiesigen Kartoffelpreisen aus, wie prachtvoll und sorgenfrei sie davon leben können. Friedrich Gerstäcker.

Kaiser Maximilian von Mexico, dessen unseliges Gedächtniß durch die spanischen Ereignisse jüngst wieder erweckt worden, ist der Titelheld eines von J. G. Fischer vor kurzem in der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Trauerspiels. Den Lesern der Gartenlaube wohlbekannt, ist der schwäbische Sänger ein würdiger Nachfolger Uhland's, doch immer noch nicht hinreichend gewürdigt, fehlt er doch auch in der neuesten Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons, das weniger Bedeutendem willig einen Platz vergönnt. Keuscher Wohllaut der Form, mit sittlichem Ernst in das Erfaßte sich vertiefende Anschauung, männliche Gedankenschwere, alle diese nicht eben häufigen Vorzüge des Lyrikers zeichnen auch den Dramatiker aus, dessen Saul und Friedrich der Zweite nicht trotzdem, sondern vielleicht deshalb auf der heutigen Bühne Bahn sich zu brechen nicht vermocht.

Seiner neuesten Dichtung bleiben die Bretter gänzlich verschlossen, wie er selbst sich bescheidet, weil sie nun einmal die wirkliche gegenwärtige Welt nicht bedeuten dürfen, sobald höhere Personen und Interessen im Spiel sind. Nur der neugeborene Scandal hat freien Zutritt; habe ich doch in diesem Sommer ein Billet zu „Ebergenyi und Chorinsky" buchstäblich mir erkämpfen müssen. Allen Vorlesern aber sei Fischer's Trauerspiel auf das Wärmste empfohlen, im Bürgerverein zu Stuttgart hat es eine bedeutende Wirkung erzielt. In diesem Stück Geschichte giebt uns der Dichter einen Ausspruch des Weltgerichtes, mahnend und erschütternd zugleich, kein romantischer Nebel hat ihm den klaren Blick umflort, nicht sclavisches Zittern seinen unerbittlichen Griffel zum Wanken gebracht. Hören wir selbst, wie er seine Auffassung des tragischen Conflicts im Vorwort darlegt: „Maximilian und seine Freunde mit ihren monarchischen Voraussetzungen erscheinen ebenso sehr im Recht als im Irrthum, und die Mißbilligung der Verstöße ist durch das Ende des unglücklichen Kaisers mit seinen josephinischen Ideen in sehr begründetes Mitleid verwandelt. Juarez aber und sein Anhang? Wer möchte das Recht der nationalen Selbstbestimmung nicht als ein ewig unbestreitbares ahnen, auch dann, wenn es noch so lang in mißlingenden Griffen sich versucht!" Wer sich etwa an die „josephinischen Ideen" stoßen möchte, erwäge, daß es dem Dichter gestattet ist, die Höhe des Helden mit der Tiefe des Sturzes in Verhältniß zu bringen. Der eigentliche Held freilich ist Juarez und zugleich der siegreiche, in ihm triumphirt die Gerechtigkeit, was auf der Bühne nicht immer und noch seltener in der Geschichte der Fall. Aus dem reichen Spruchschatz der Dichtung nur noch das Wort des Juarez:

„Der Völker Interessen,
Ihr Eigensinn und ihre Consequenzen
Sind auch ein Papstthum, das nicht anders kann."

Möchten doch endlich die Völker zum Non possumus! sich ermannen!

A. Traeger.

Inhalt: Jedem das Seine. Von Ad. von Auer. (Fortsetzung.) — Aus dem Nachtleben der Flughörnchen. Von Brehm. Mit Abbildung. — Aus meinem Leben. Vom Capellmeister Dorn in Berlin. Ein Concertabend am Hofe des Herzogs von Cumberland. — Aus vollem Menschenherzen. Wissenschaftliche Novellette von A. Bernstein. (Schluß.) — Aus der Wandermappe der Gartenlaube. Nr. 5. Guag'sberg und seine Hochgebornen. Mit Abbildungen. — Blätter und Blüthen: Eine Humboldt-Feier unter Palmen. — Das Hagestolzenrecht. — Warnung für Auswanderer. Von Friedrich Gerstäcker — Kaiser Maximilian von Mexico. Von Albert Traeger.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

(Fortsetzung.)

Frühlingsanfänge draußen, die dem abziehenden Winter stark Concurrenz machten: Frühlingsanfänge gar in jungen Herzen! Wie kam es doch, daß den beiden jungen Mädchen, Elly und Liddy, das Leben noch viel schöner erschien denn je und daß es ihnen doch viel ernster vorkam? Wie kam es, daß ihre stillen Züge lebhafter, ausdrucksvoller wurden, ihre Gedankenwelt reicher, wenn auch noch mehr in Träumen sich verlierend, als schon reif zu klarem bestimmtem Verständniß und Wort?

Sie saßen bei einander und tauschten Eindrücke, Betrachtungen, wie das Leben sie der Jugend bietet, mit einander aus. Schweigend hörte Ursula zu. Dem jungen Mädchen war die Veränderung der Schwestern nicht entgangen. Sie hatte einen beobachtenden Geist, was himmelweit von einem spionirenden, einem combinirenden ist. Durch logisches Denken verband sie Ursache und Wirkung mit einander und da, wo ein Anderer nur eine Mischung bunter Farben gesehen haben würde, sonderten sich diese für sie zum klaren Bilde. Sie bemerkte die Veränderung der Schwestern und zagte, sie sah auch noch andere Blüthen keimen im Eden der Jugend, dem Sonnenschein hoffnungsvoll entgegen lachend und doch diese Sonne im Nebel, in Wolken, trotz allen Bemühens, den weiten Horizont zu erhellen. Woher diese Ohnmacht, woher Wolken und Nebel? Unbestimmte Furcht erfüllte Ursula's Seele, und das scheinbar heitere Geschwätz der Schwestern verscheuchte sie nicht. Kindergeschwätz, Vogelgezwitscher! Aus übervoller Brust strömt zuletzt doch der Ton, der zum Liede wird, wenn es auch nichts weiter besingt als die Seligkeit des Daseins.

„Wie freue ich mich auf Gülzenow!“ sagte Elly.

„Und den Frühling auf dem Lande,“ setzte Liddy hinzu.

„Glaubst Du, daß er noch schöner sein kann, als der Winter es war?“ fragte Elly.

„Gewiß, im Frühling wächst Alles. Waren die letzten Bälle nicht auch noch viel heiterer als die ersten?“ lautete die Entgegnung.

„Ja, ich habe nicht geglaubt, daß man so glücklich sein könnte, während man sich doch nur amüsirt,“ sagte Liddy sinnend.

„Das Vergnügen ist nur ein Strahl aus der Sonne des Glückes,“ fuhr Elly fort; „glaubst Du, daß ein unglücklicher Mensch das Vergnügen kennt?“

„Wenn Vergnügen ein Sonnenstrahl ist, den kann Jeder erhaschen, die Sonne scheint für Alle,“ begann wieder Liddy. „Aber das ist doch nur ein Bild. Die Sache selbst muß einen Grund haben. Sieh einmal, unsere Ursula ist glücklich, aber über unser Vergnügen lächelt sie und versteht es nicht.“

„Die Sonne wirft ja doch viele Strahlen, dem Einen blickt dieser, dem Andern jener in's Herz,“ mischte sich jetzt Ursula in das Gespräch.

„Also ist das Bild doch richtig,“ triumphirte Elly, „die Sonne bedeutet das Glück im Ganzen, hoch oben am Himmel steht's und wirft Strahlen über die Erde; jeder bringt uns ein anderes dem Himmel verwandtes irdisches Gut. Ursula, Du bist für uns auch ein Sonnenstrahl.“

„Und auch die Tante, Rose, Hasse,“ fuhr Liddy fort.

Elly lachte leise. „O,“ sagte sie, „der Sonnenstrahl, der die Tante bedeutet, ist manchmal etwas sehr heiß, heißer als hell.“

„Still, still, wir dürfen so etwas nicht denken, nicht sagen,“ wies Liddy die Schwester zurecht, wie man wohl sich selber zurechtweist, wenn Gedanken gegen Gefühle streiten, und Elly war fast gehorsamer, als man es in solchen Fällen oft gegen sich selbst zu sein vermag, sie bat Liddy mit einem innigen Blick ihre voreilige Bemerkung ab und sagte:

„Gewiß ist die Tante einer unserer Sonnenstrahlen, auch Dorn.“

„Und Clemens!“ setzte Liddy schnell hinzu.

Nun fingen sie an, die Vorzüge des Vetters aufzuzählen, seine Heiterkeit, sein musikalisches Talent, seinen schönen Anstand, sein wohlklingendes Organ, seine Klugheit, seine Freundschaft, seine Wahrheitsliebe und sein gutes Herz.

„Er hat Dich sehr lieb!“ sagte Elly, „hast Du das nicht gemerkt?“

„Ich habe nicht darauf Acht gegeben,“ entgegnete Jene, „ich freute mich, daß er Dir so gut war.“

Sie sahen einander an, fest, treu, als gäbe Jede der Andern ein Räthsel auf, das nicht mit Worten, nur mit Blicken zu lösen sei. Den in einander schwimmenden Augen folgten die Hände, die sie fest in einander verschlangen.

„Was ist Dir? Du zitterst und Deine Hand glüht,“ sagte Elly.

„Die Deine auch und Du hast Thränen in den Augen!“ fuhr Liddy fort.

Sie sanken einander in die Arme, ein leises Schluchzen erstickte jedes weitere Wort. Es war auch weiter nichts zu sagen. Das Räthsel war gelöst. Sie liebten Clemens, liebten ihn alle Beide. Wann hätten sie je etwas nicht gemeinsam empfunden!

„Ihr armen, armen Kinder!“ sagte Ursula, aber zwei glückselige Gesichter lachten ihr durch Thränen entgegen.

„Arme Ursula, arm wir? Ja, wenn die Empfindung uns trennte! Aber wir lieben ihn ja gemeinsam, wir wollen ja nichts weiter, als eins sein auch in diesem Gefühl, wie wir es in allen andern Dingen sind," so sprachen die Schwestern in lieblicher Verwirrung durch einander.

Vogelgesang! Das Lied der Lerche, die von der Seligkeit des Frühlingsmorgens singt!

Es war etwas Fremdes über die Schwestern gekommen. Die Unbefangenheit war dahin, die sonst ihren Verkehr mit Clemens bezeichnet hatte. Sie errötheten, wenn sein Schritt auf der Treppe erschallte, und wurden blaß, wenn er eintrat. Sie mieden seine Blicke, sie flüchteten zu einander, wenn er da war, als müßte die Eine die Andere vor ihm beschützen. Die jungen Herzen waren aus dem Schlummer der Kindheit erwacht. Die Träume desselben waren Leben geworden, und das Leben ist Unruhe.

Der letzte Ball der Saison fiel schon tief in den April hinein. Am Tage darauf sollte die Reise nach Gülzenow angetreten werden. Hasso hatte Urlaub, Clemens wollte nachkommen, da er überhäufter Arbeiten beim Gericht wegen sich im Augenblick nicht losmachen konnte. Rose dachte im Stillen: wenn er kommt, bin ich weg, weit weg. Hat er mich wirklich noch lieb, wie es manchmal ein halbes Wort, ein rascher Blick sagen will, hat er mich noch lieb, wie kann er sich, mir, diese Pein auferlegen, wie kann er sich so verstellen, so heiter, so unbefangen sein! Oder ist das Kraft, Selbstbeherrschung, nicht Verstellung? Sie blieb sich selber die Antwort schuldig.

Eine halbe Stunde vor Anfang des Balles kam Clemens zu Lindemann. „Alter Freund," sagte er, nachdem er eine Weile ruhig die Auslassungen des Andern über die Vorzüge Liddy's zugehört, „alter Freund, borgen Sie mir dreitausend Thaler!"

Er sagte das in einem Tone, als bäte er um eine Cigarre.

„Sie sind reich, ich habe Schulden, die ich jetzt gern los sein möchte. In einem halben Jahre oder Jahre, wenn ich verheirathet bin, zahle ich sie wieder."

„Wenn Sie verheirathet sind? Ei, der Tausend, sind Sie denn verlobt?"

„Noch nicht, aber ich darf nur ein Wort sagen, und ich bin's."

„Darf man fragen, mit wem? Da Ihre Heirath doch eine Garantie für mein Geld sein soll."

„Ich werde eine meiner Cousinen heirathen. Es sind artige Kinder, die Tante ist eben so reich als wankelmüthig in ihrer Gunst, wenn man sie nicht zu behandeln weiß. Ich weiß sie aber zu behandeln, verstehe es, Vortheil für mich daraus zu ziehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Mädchen ihre Erbinnen, ist die Eine meine Frau, werde ich die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen. Sie sind Geschäftsmann gewesen, Lindemann, deshalb spreche ich zu Ihnen nüchtern über die Sache; was mein Herz dabei empfindet, werde ich vor dem Altar meiner Gottheit selbst niederlegen."

Die Wärme, mit der er die letzten Worte sagte, übte nicht die beabsichtigte Wirkung. Lindemann schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das gefällt mir nicht. Sie wollen die Nichte heirathen und witzeln über die Tante an öffentlicher Table d'hôte, verspotten ihre Eigenthümlichkeiten und geben sie dem Gelächter preis."

„Sie ist eine verdrehte alte Schraube, ich heirathe sie nicht, und — wer wird's ihr wiedererzählen? Scherz muß sein!" sagte Clemens leichtsinnig.

„Hören Sie, das würde Ihr Vetter Hasso nicht thun," versicherte Lindemann.

„Loben Sie ihn nur," lachte Clemens, „ich gebe Ihnen ja alle Gelegenheit, es wie gewöhnlich auf meine Kosten zu thun. Hasso würde Sie nicht anpumpen."

„Möchte er's. Ihm gäbe ich's auf sein bloßes Wort."

„Mir nicht? Sie sind aber grob und ein rechter alter Philister!" scherzte Clemens, der wohl wußte, was er sich erlauben durfte. „Das schadet aber nichts. Sie sperren sich erst ein Bischen und thun mir nachher doch den Willen. Sie sind mir ja doch nun einmal gut trotz Hasso und Ihrer spießbürgerlichen Moral und können meine heitre Laune nicht entbehren."

„Ich habe sie bis jetzt umsonst gehabt," meinte Lindemann.

Clemens lachte. „Sie werden sie gar nicht mehr haben, wenn Sie mich zwingen meiner Liebe zu entsagen und kopfhängerisch über meine Schulden zu brüten. Sie verlieren meine Gesellschaft sicher, Ihr Geld würden Sie nicht verlieren. Besinnen Sie sich nicht lange, machen Sie mein Fahrzeug flott, daß es in den Hafen der Liebe einlaufen kann."

Er klopfte ihm zutraulich auf die Schulter. „Wir sehen uns auch den Fluß beim nächsten Mondschein an, ich bin Ihnen die Bewunderung noch schuldig geblieben," setzte er lachend hinzu.

„Mir gefällt dabei nicht, daß Sie die alte Dame dem Gespött preisgeben und daß Sie so leichtfertig sprechen können, wenn Sie an eine Verbindung für Ihr Leben denken," sagte Lindemann. „Ich habe zwar keine Erfahrung in der Sache, aber ich denke, das muß anders sein. Ich glaube, wenn ich Ihnen das Geld gebe, hören wir auf Freunde zu sein."

„Unsinn!" rief Clemens achselzuckend aus. „Was Sie für enge Begriffe, für kleinliche Besorgnisse, für spießbürgerliche Ansichten haben!"

„Ja, wir hier in dem kleinen L. halten mehr an der Moral, als Ihr in der Residenz es thun mögt."

„Ach was, der Champagner schmeckt Euch hier gerade so gut wie uns dort, und wenn Ihr weniger sündigt oder vielleicht auch nur mit weniger Raffinement, so fehlt's mehr an der Gelegenheit als am Willen. Haben Sie Ihre Jugend vergessen oder gehen Sie etwa fort, wenn wir am lustigsten sind? Ich will ja übrigens selber jetzt Philister werden, helfen Sie mir dazu. Ich scheue mich nicht, der Tante zu bekennen, daß ich nichts habe, aber ich möcht's ihr nicht eingestehen, daß ich etwas derangirt bin. Drum möchte ich gern einen anständigen Kerl zum Gläubiger. Dann kann ich sie über mich beruhigen, ohne gerade zu lügen. Ich habe dazu wenig Talent. Das Schmeicheln und Heucheln verstehe ich nicht und bin lieber besser als mein Ruf, als schlechter."

„Hm, Ihr Ruf ist eben nicht schlecht und ein guter Kerl sind Sie auch. Wenn Sie nur ein L...er Kind wären!"

„So Einer wie der und der und der!"

Clemens nannte in einem Athem ein halbes Dutzend einheimischer Namen, deren Träger den besten Roués der Hauptstadt wenig nachgeben mochten; Lindemann hielt sich die Ohren zu.

„Donnerwetter, die Zunge ist am rechten Fleck, ob das Herz, weiß ich nicht ganz, aber warten Sie," er nahm seinen Taschenkalender heraus und blätterte in demselben, „warten Sie, wann haben wir Mondschein? Zweites Viertel, wissen Sie, ist hübscher als Vollmond. Nächste Woche, gut. Verloben Sie sich erst, dann will ich Ihnen das Flüßchen zeigen, es glänzt wie Silber im Mondschein" —

„Schön, ich will für Silber schwärmen, auch für Geld, geben Sie mir Gelegenheit dazu," lachte Clemens. „Ich bin ganz in der Stimmung."

„Wir müssen auf Mondschein und die Verlobung warten, nachher mehr davon," begütigte ihn der vorsichtige Mann.

Clemens schien auf dem Ball übler Laune zu sein. Er tanzte nicht, schützte einen schlimmen Fuß vor und saß in einer Ecke des Spielzimmers, bis der Cotillon begann. Da begab er sich in den Tanzsaal und setzte sich neben die Tante. Sie wollte ihn mit einer Strafpredigt begrüßen, er schnitt dieselbe ab.

„Schilt mich so viel Du willst, ich werde Dir vielleicht gleich noch mehr Veranlassung dazu geben," sagte er in leisem, nur ihr verständlichem Ton. „Die Wahrheit muß aber heraus, ich kann's nicht länger aushalten. Ich liebe die beiden Mädchen da, Tante!" Er warf einen melancholischen Blick auf Elly und Liddy. „Ihr fahrt morgen nach Gülzenow, ich werde sehen, daß ich hier fortkomme, bis Ihr wiederkehrt. Da habe ich Dir das Räthsel meiner heutigen schlimmen Laune gelöst. Ich bin ärgerlich auf mich, daß ich nicht früher ging. Da waren mir nur die Flügel angesengt, jetzt stehe ich ganz und gar in hellen lichten Flammen!"

„Für alle Beide, Narr, für alle Beide?" rief die Tante erstaunt.

„Wundert Dich das? Ist ein Unterschied zwischen Beiden? Ich liebe Elly, ich liebe Liddy."

„Und möchtest sie Beide heirathen, Du Türke!" unterbrach ihn Frau von Fuchs.

„O nein, Eine von ihnen könnte mich zum seligsten Geschöpf unter der Sonne machen, aber — aber — —"

„Aber?" wiederholte die Tante.

„Ich bin arm!" sagte er niedergeschlagen. „Man macht in meinem Fach sehr langsam Carrière. Bis ich eine Frau ernähren

Digitized by Google

kann, ist die Jugend dahin. Bah, ich kann Hagestolz werden und studire schon jetzt an Freund Lindemann, wie der Philister sich geriren muß." Er lachte bitter.

„Du mußt ein reiches Mädchen heirathen," sagte die Tante lauernd.

„Die ich liebe, ist aber arm," entgegnete er.

„Du bist auch wohl zu stolz, Deine äußere Lage Deiner Frau verdanken zu wollen."

„Wenn man liebt, wo bleibt da der Stolz!" sagte er innig. „Liebe löscht jeden Funken von Eigennutz aus, nur der kalte Egoist berechnet. Ich würde nie ein Mädchen heirathen, weil es reich ist, aber hindern sollte mich der Reichthum nicht. Was hat er zu bedeuten? Er ist Mittel zum Zweck, er ebnet den Weg zum Ziel, das Ziel selbst schwebt so hoch darüber, wie der Himmel über der Erde."

„Hast Du nie daran gedacht, daß ich die Mädchen reich machen kann?" fragte die Tante.

„Daran gedacht wohl, aber immer wieder den Gedanken weit fortgeschoben," gestand Clemens in seiner unwiderstehlich treuherzigen Weise, die so wie die tiefste Wahrheit klang. „Hasso ist ja doch der Erbe von Gülzenow und es wäre wider alle Familienpietät und Tradition gehandelt, ihm das Gut zu geben ohne die Mittel, es zu erhalten. Sollte es in fremde Hände kommen? Hasso muß, und mit Recht, auf Berücksichtigung rechnen. Tante, das ist nur so meine und der Welt Meinung," setzte er begütigend hinzu, als die Tante nach dem Haubenband griff. „Hasso hat nie ein Wort darüber gesagt."

„Zu mir wenigstens nicht; was er mit Ursula spricht, weiß ich nicht; doch lassen wir das jetzt," erwiderte sie. „Du närrischer Mensch! Weißt also wirklich nicht, welche Du am meisten liebst? Ei, wenn nun Liddy reich wäre und Elly arm?"

„Dann Elly!" rief Clemens. „O, ich fühl's, dann nur sie!"

Die Tante sah ihn wohlgefällig an.

„Nein, es soll aber Liddy sein. Elly hat den Leberfleck, an der Andern ist kein Fehler. Hörst Du? Liddy! Du hast gesagt, Du weißt nicht, welche Du liebst. Es kommt mir zwar curios vor, aber die Mädchen sind einander so gleich, es läßt sich denken. Also Liddy."

„Tante!" stammelte Clemens.

„Ich werde Dein Fürsprecher sein, und daß Du sie heirathen kannst, dafür werde ich sorgen. Ich glaube, Du bist uneigennützig, ich weiß es. O, wenn man einmal betrogen ist, lernt man wohl seine Leute kennen. Du hast Dir wahrhaftig nie Mühe gegeben, mir zu gefallen, deshalb bist Du mir schnell lieb geworden."

„O Tante!" war wieder nur Alles, was Clemens hervorstammeln konnte.

„Es ist gar nicht die Rede davon, daß ich den beiden kleinen Dingern mein Geld hinterlassen wollte," fuhr sie immer in derselben polternden Weise, wenn auch in Rücksicht auf den Ort, an dem sie sich befanden, mit gedämpfter Stimme fort. „Gar nicht die Rede davon. Ich wollte sie nicht zu Erbinnen machen, es kommt nicht viel Glück dabei heraus. Jetzt, jetzt freilich könnte ich's ohne Gefahr thun."

„Tante, halte das, wie Du willst. Gott erhalte Dich uns noch lange. Du bist die Schöpferin meines Glückes" — Rührung erstickte seine Stimme.

Er erhob sich schnell, trat in den geschlossenen Kreis des Cotillons und forderte Liddy zu einer Extratour auf. Er flog mit ihr durch den Saal. Sein starker Arm umschloß ihre zarte Taille, seine Hand hielt die ihre krampfhaft fest. Als er sie auf ihren Platz geleitet, einen langen innigen Blick auf sie warf und wortlos den Saal verließ, fragte sie sich ängstlich: „Mein Gott, was war ihm? Weshalb sah er mich so an? Warum tanzte er nicht auch mit Elly?"

Die jungen Mädchen waren am nächsten Morgen sehr früh auf, obgleich die Reise erst um neun Uhr angetreten werden sollte. Sie warteten mit dem Frühstück auf die Tante. Ursula und Rose saßen schon am Kaffeetisch und neckten die Schwestern, daß sie so wenig vom Ball zu erzählen wußten.

„Das ist die Reisefreude, sie sind schon in Gülzenow," scherzte Rose, aber Ursula schüttelte bedenklich den Kopf, als wollte sie sagen: „das ist es nicht, leider, leider ist es das nicht."

Die Schwestern hatten Rose's Neckerei nicht gehört, ahnten nichts von Ursula's Bedenken, sie standen mit verschlungenen Armen am Fenster und blickten in den grünwerdenden Kastanienbaum vor dem Hause, in dem die Spatzen ihre Freude über den vergangenen Winter auszwitscherten. Da trat die Tante eifrig ein. Ihr Geheimniß hatte sie die ganze Nacht geplagt und gedrückt. Sie hatte vor Herzklopfen nicht schlafen können, hatte die ganze Nacht in Gedanken Verlobung und Hochzeit gefeiert, ihr Testament entworfen, geändert und wieder entworfen. Sie war unruhig und liebte Gemüthsaufregung doch gar nicht. Sie trat mit dem Entschluß ein, Liddy ihr Glück mitzutheilen, sie noch vor der Abreise mit Clemens zu verloben, und rieb sich still vergnügt die Hände in dem Gedanken, daß er ihnen dann schnell genug nach Gülzenow folgen würde. Tausend verschiedenartige Pläne durchkreuzten ihren Kopf. In dieser Stimmung trat sie in's Frühstückszimmer.

„Liddy, mein Kind, komm her," sagte sie zu dieser, nachdem der allgemeine Morgengruß ausgetauscht war, „ich habe Dir was Gutes mitzutheilen. Es schadet wohl nichts, wenn's die Anderen hören, auch Dorn mag drin bleiben, es wird es ja bald die ganze Stadt wissen. Wir werden bald eine kleine Braut im Hause haben und das wirst Du sein, Clemens bittet um Deine Hand. So, nun ist's 'raus, Gottlob! Laß Dich küssen und Dir Glück wünschen."

Liddy war leichenblaß geworden. Auf Rosens Lippen schwebte ein Ausruf tödtlichen Schreckes. Ursula war fast nicht minder erschrocken, nur in Elly's Augen leuchtete ein heller Freudenstrahl.

„Nun?" wiederholte die Tante und sah Liddy erwartungsvoll an.

„Nein, ich werde ihn nicht heirathen," entgegnete diese mit jetzt hocherglühten Wangen, „ich werde gar nicht heirathen, ich will mich nicht von Elly trennen."

„Dummes Ding, was hindert Dich mit ihr zusammen zu bleiben? Clemens geht nicht mit Dir aus der Welt. Du wirst sie täglich sehen, und wenn ich todt bin, kann sie in Deinem Hause leben."

„O nein, nein, das würde sie nicht wollen — nicht können," entgegnete Liddy ganz leise.

„Warum nicht, Liddy?" sagte Elly und umschlang die Schwester herzlich. „Ich werde sehr glücklich sein, wenn Du es bist, ich könnte mir nichts Schöneres denken, als Zeugin Deines Glückes zu sein. Weise Clemens nicht ab. Mache ihn nicht unglücklich. Das verdient er nicht, und Du hast ihn ja auch lieb!"

„Elly hat Recht. Sie ist viel vernünftiger als Du, wozu die Ziererei!" brauste die Tante auf.

„Ich kann nicht sagen, warum ich ihn nicht heirathen will," sagte Liddy, preßte die gefalteten Hände an ihre Brust und sah hülfeflehend die Tante an. „Ach, wenn er doch um Elly geworben hätte, wie glücklich würde ich sein! Er hat Elly so lieb, wie fiel es ihm nur ein, meine Hand zu wollen?"

„Es ist ihm nicht eingefallen, ich habe es so bestimmt," platzte die Tante heraus. „Er ist gerade ein solcher Affe wie Ihr, er liebt Euch Beide und weiß nicht, welche am meisten. Da habe ich Liddy bestimmt, und er war's zufrieden, und dabei bleibt es."

„Er weiß nicht, welche er liebt? Das weiß er nicht? Tante, dann liebt er Keine von uns, Keine," sagte Liddy mit größter Bestimmtheit, und Elly setzte hinzu:

„Ein Bruder kann seine Schwestern gleich lieben, Clemens liebt uns nur wie ein Bruder."

Eine schwere Last fiel von Rosens Herzen.

„Ihr drolligen Dinger nehmt das viel zu wichtig," meinte die Tante, halb und halb geärgert durch den unerwarteten Widerstand. „Diese feinen Nüancen sind alle Unsinn. Man liebt oder man liebt nicht, einen andern Unterschied giebt es nicht."

„Aber, Tante!" sagte Liddy.

„Grünschnabel!" fuhr die Tante sie an.

„Wenn man nicht weiß, wen man liebt, liebt man nicht," erklärte Elly.

„Was Ihr klug seid, auf einmal!" höhnte die Tante.

Rose hörte dem Gespräch mit größter Spannung zu. Wenn die Tante Liddy das Jawort entpreßte, was sollte sie thun? Warnen? Ihre ganze Seele sträubte sich dagegen und doch —

„Wir haben unsern Beschluß gefaßt, Keine von uns heirathet Clemens," sagte Liddy.

„Nein, Keine von uns," setzte Elly hinzu.

„Wir heirathen überhaupt nicht," versetzten sie Beide.

„Ihr seid verrückt!“ schrie die Tante sie an. „Alberne Zierliesen seid Ihr, weiter nichts! Aergern wollt Ihr mich. Geht zum Henker!“

„Tante, versteh' sie doch,“ bat Ursula, „denke doch daran, wie eins sie sind. Es will Keine ein Glück, das die Andere nicht theilen kann. Laß sie doch ihrem sichern Kinderinstinct folgen. Ich muß Dir sagen, daß auch ich Clemens nicht verstehe. Es ist unmöglich, daß er nicht weiß, welche er vorzieht. Weshalb aber Eine von ihnen heirathen, wenn er Keine liebt? Es ist Keine eines Ministers Tochter, und den Gesandtschaftsposten könntest auch Du ihm nicht verschaffen.“

„Gerade daß er seine ehrgeizigen Pläne aufgegeben hat, ist mir ein Beweis seiner Liebe,“ ereiferte sich die Tante. „Sein Gesandtschaftsposten ist im Monde, das weiß er recht gut, wo aber Hasso's Urwald liegt, weiß ich auch, da soll mir Keiner ein X für ein U machen, und die Bibliothek wird wohl nicht weit davon sein!“

Ursula wendete sich tief verletzt ab. Der Tante schien zu heiß zu werden. Sie lief an's Fenster und öffnete es.

„Die verfluchten Spatzen!“ schimpfte sie und schlug es wieder zu.

Ursula stand bei den Schwestern und liebkosete sie.

„Das hängt zusammen wie die Kletten,“ murmelte Rosine, „wenn's gegen mich geht, steht Keiner auf meiner Seite.“ Sie trat hart auf die Schwestern zu: „Nicht einen Groschen von meinem Vermögen bekommt Ihr, wenn nicht Eine von Euch den Clemens heirathet. Ihr wollt es nicht, nun gerade sollt Ihr es thun!“

Liddy und Elly starrten sie erschrocken an.

„Tante, damit wirst Du sie nicht umstimmen,“ sagte Ursula ernst, und ihr verletztes Gefühl sprach sich in Ton und Miene aus. „Das ist keine Lockung für sie. Herzen lassen sich nicht kaufen. Reichthum hat sehr wenig Werth, wenn er gegen das Glück in die Wagschale geworfen wird.“

„Du philosophirst sehr uneigennützig,“ höhnte die Tante, und sich brüsk abwendend, setzte sie, zwischen den Zähnen murmelnd, hinzu: „philosophiren, intriguiren, speculiren, das reimt sich Alles vortrefflich.“

Die Schwestern hatten es nicht gehört. Indem rollte der omnibusähnliche Wagen vor die Thür, in welchem die Tante, allen Eisenbahnen zum Trotz, die Reise zurücklegen wollte. Auch Hasso kam und Clemens, Letzterer ahnungslos, daß und in welcher Weise seine Sache geführt worden war. Die kleine Gesellschaft stiebte auseinander. Im letzten Moment hatte noch Jeder mit Reisevorbereitungen zu thun, und die allgemeine Geschäftigkeit deckte am besten die allgemeine Verstörung. Nur mit wenigen Worten konnte Rosine ihrem Schützling von der Hoffnungslosigkeit seiner Aussichten berichten. Er erschrak sichtlich. Er biß die Zähne zusammen, aber er war zart genug, der Tante keinen Vorwurf zu machen, ja, er that, als nähme er es auf die leichte Achsel.

„Ich verzage nicht,“ sagte er, „sie lieben mich.“

„Beide, das ist es eben, darum will Dich Keine. Warum hast Du denn Beide erobert, wozu?“ fuhr Rosine ihn etwas barsch an.

„Ist das meine Schuld, sind sie zu trennen? Sollte ich zwiespältiges Empfinden unter sie bringen, dann hätte ich sie noch sicherer verloren,“ vertheidigte sich Clemens.

„Und nun, was hast Du nun? Sie sind entschlossen, Dir zu entsagen.“

„Ein in Schreck gefaßter Entschluß, den die Liebe besiegen wird. Laß mir und ihnen Zeit, Tante, und schüchtere sie nicht ein. Ich gebe Liddy nicht auf.“

„Also Liddy?“ fragte Rosine.

„Ja, Liddy. Und Elly wird meine beste Bundesgenossin sein,“ versicherte Clemens.

„Nun, Glück zu, und wenn's Dir fehlschlägt, mein Junge — es soll mehr ihr als Dein Schade sein.“

Er drückte der Tante mit einem warmen Blick die Hand, der Diener meldete, daß Alles eingepackt sei, Hasso und Ursula kamen gleichfalls die Tante zu holen. Rose, Liddy und Elly waren schon hinuntergegangen.

Man konnte nicht unbefangener erscheinen, als Clemens beim Abschiede; man konnte nicht unbefangener sein, als Hasso, der von den Vorfällen des Morgens nichts ahnte. Es war ein Glück für Alle. Die betrübten Herzen der Zwillinge fingen an in neuer Lebenszuversicht zu schlagen, Ursula vergaß das Grübeln über dem Schauen, und auch Rosen war zu Muth wie einem dem Käfig entronnenen Vogel, der, erst zaghaft die Schwingen prüfend, sich plötzlich seiner Kraft bewußt wird, sie nun fröhlich regt in hoffendem Vorgefühl wiedererlangter Freiheit und sein bestes, schon halb vergessenes Lied wieder anstimmt.

Zur Mittagszeit des zweiten Reisetages kamen sie in Gülzenow an. Ein herrlicher Frühlingstag, so einer, der jubelnd in's Herz lacht, und an dem man es sich gar nicht vorstellen kann, wie die Erde ohne den grünen Frühlingsschleier ausgesehen hat, dessen leichtes Gewebe überall von Funken goldenen Sonnenlichts durchblitzt wird. Selbst das graue Schloß sah jugendlich aus und der steife alte Garten machte den Eindruck, als lache eine Matrone aus Kinderaugen. Der Verwalter, der von der Ankunft der Reisenden benachrichtigt worden war, hatte sein Möglichstes gethan, die Räume wohnlich herzustellen, dennoch fehlte es überall an dem gewohnten Comfort. Manches Stück der Einrichtung war mit Tante Rosine in die Stadt gewandert und nicht wieder ersetzt worden. Wozu auch? Seit dem Tode des vorigen Besitzers war das Schloß unbewohnt, und die hohen öden Räume machten einen fast unheimlichen Eindruck.

Die Tante schauerte zusammen, als sie über die Schwelle schritt. „Solch leerstehendes Haus ist wie ein Grab,“ sagte sie.

„Oder wie ein altes Buch,“ entgegnete Ursula, „hier und da fehlt ein Blatt, ist eine Seite zerrissen, aber etwas steht auf jeder.“

„Lies nur, Du wirst nicht viel Gutes herauslesen,“ meinte die Tante. Sie ging raschen Schrittes durch die Zimmerreihen, an jedes einzelne fast knüpfte sich eine Erinnerung.

„Hier stand meiner Mutter Sarg, in diesem Gemach ist mein Vater gestorben. Ich war fern, zum ersten Male seit Jahren abwesend, da gerade mußte er sterben. Hier auf dem Balcon sah ich meinen verstorbenen Mann zum ersten Male. Er war nicht hübsch, und Keiner außer mir fand ihn liebenswürdig. Ich war auch nicht hübsch und wurde auch nicht liebenswürdig gefunden. Ich war mir bewußt, daß ich deshalb doch liebeberechtigt und liebebedürftig war, warum sollte er's nicht auch sein? Wir paßten zusammen. Sie sagten Alle: ‚Du wirst ihn doch nicht heirathen?‘ Ich that es nun gerade. Wir paßten doch nicht zusammen. Ich hatte ihn lieb und er heirathete mich um's Geld. Um's Geld!“ wiederholte sie und trat energisch mit dem Fuße auf, während sie einen herausfordernden Blick auf die Geschwister schleuderte.

Sie hatte noch nie über ihre Vergangenheit gesprochen. Die Art, wie sie es that, schloß eigentlich jede Erwiderung aus, dennoch sagte Hasso: „Du hättest nicht mit uns herreisen sollen, wenn's Dir so weh thut hier zu sein.“

„Auf einer Stelle, auf der andern nicht,“ entgegnete sie. „Es gehen auch andere Geister hier um. Ich sehe dort unten im Garten ein wildes Kind durch die Gänge toben, das Kind bin ich. Ihr Stadtkinder, Ihr wißt gar nicht, was Vergnügen ist. Ihr verzierten zimperlichen Affen mit Euren Strohdächern von Hüten auf dem Kopf, die keinen frischen Luftzug an die Wange lassen, keinen Sonnenstrahl in's Antlitz. Ha, Sommersprossen wie Sand am Meer und die Hände braun gebrannt, die unbedeckt nach der Freude greifen und der strengen Gouvernante ein Schnippchen schlagen! Spazieren gehen mit ihr? Gerade nicht. Lange Kleider tragen wie eine Dame, tanzen lernen, französische Conversation machen, englische Bücher lesen! Wozu das Alles! Kinder, ich wuchs so frei auf wie die Rebe am wilden Wein, ich war ein glückliches Kind und ich war lange ein Kind, und als ich die Erwachsene spielen sollte, that ich's gerade nicht. Ich riß mir noch die Kleider in Fetzen am Brombeergesträuch und trat mir die Schuhe schief mit achtzehn Jahren. Clemens' Vater, mein bester Jugendcamerad, pflegte zu sagen: ‚Du bist eine wilde Range, Rosine, bist ein obstinates Geschöpf und zum Heirathen nicht zu brauchen, aber gut muß man Dir doch sein.‘ Nun, ich war ihm auch gut, bin's ihm heute noch. Wir haben manchmal Anschlag, Ball und Reifen zusammen gespielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Alexandrine Tinne auf der Reise.
Nach der Natur aufgenommen von W. Gentz.

Digitized by Google

Das Bild der Gemordeten.

Nachdem wir in Nr. 38 der Gartenlaube einen gedrängten Lebensabriß des letzten Opfers der Afrikaforschung, der kühnen Pionierin Alexandrine Tinne, von zuverlässigster Hand mitgetheilt, sind wir durch die freundliche Bereitwilligkeit des Herrn W. Gentz, der sich der persönlichen Bekanntschaft der nun Gemordeten erfreute, auch in den Stand gesetzt, unsern Lesern ein ebenso sprechend ähnliches als charakteristisches Bild dieser schönen seltsamen Erscheinung darzubieten. Auch die Nachrichten über Fräulein Tinne sind seitdem reichlicher geflossen, so daß wir jetzt unserem ersten Artikel noch das Folgende nachtragen müssen.

Die Morgenlandliebe und Reiselust unserer „Contessa Hollandese“ scheint ein mütterliches Erbe gewesen zu sein, oder sie scheint Beides mit der Mutter getheilt zu haben; denn von Frau Tinne wird erzählt, daß sie nach dem Tode ihres Gatten (um 1856) die Selbstständigkeit, welche ein großartiges Vermögen ihr bot, benutzt habe, um mit Tochter und Schwester, einer Baronin von Capellen, den Orient zu besuchen und sich auf einem reizenden Landsitz bei Kairo niederzulassen. Dort habe dann der Anblick der Pyramiden den Forschertrieb nach den Geheimnissen der noch verschlossenen afrikanischen Welt in der energischen Seele der Tochter geweckt, und sie war sicherlich von da an die Führerin auf den gewagten Zügen, erst nach Chartum und von da später zum Gazellenfluß, welche den beiden älteren Damen das Leben kosteten.

In ihrem Schmerz über so rasch aufeinander folgende schwerste Verluste — denn auch ihr Leibarzt Dr. Steudner, die beiden europäischen Kammermädchen des Fräuleins, ihr Dolmetscher Contarini und ihr deutscher Gärtner Schubert waren dieser Reise erlegen — zog sich Alexandrine Tinne in jene Einsamkeit zurück, in welcher Gentz sie traf und in ihrem Abschließen von allen europäischen Verbindungen, Sitten und Erinnerungen schon bis zum Aeußersten fortgeschritten fand.

Wir wissen bereits, daß ihr Gefolge fast ausnahmslos aus Negern bestand, und zwar aus solchen, welche, wie Freiherr von Maltzan berichtet, von Kindheit auf in Aegypten, Tripolis, Algerien und anderen halbcivilisirten Ländern gelebt und die der kriegerischen Eigenschaften, welche sie ursprünglich besessen haben mochten, durch ein in weichlichem Müßiggang zugebrachtes Leben verlustig gegangen waren. — Diese in Gefahr nutzlose Hausgarde und Dienerschaar führte ein wahres Schlaraffenleben; der orientalische Hang verleitete Fräulein Tinne sogar, Wünsche zu befriedigen, welche ihrem Frauensinn hätten widerstreben müssen: sie gestattete ihren bevorzugten Dienern auch die Vielweiberei, ja sie wählte ihrem Intendanten selbst vier junge, hübsche, weiße Algiererinnen für seinen Harem aus. Da sie dann auch anderen ihrer Diener ähnliche Vergünstigungen nicht versagen konnte, so war es kein Wunder, daß sie in Kurzem eine Colonie von Frauen und Kindern um sich entstehen sah, die ihre späteren großen Reisezüge wie kleine Völkerwanderungen erscheinen ließ.

Diese Kinder und schöne Hunde bildeten einen Lieblingszeitvertreib im orientalisch-abgeschlossenen Hausleben der Dame. Durch letztere knüpfte sich sogar ein zwar sehr lockeres, aber doch höchst abenteuerliches Band mit einem jungen deutschen Menschenleben. Aus dem Gymnasium unserer sächsischen Weinstadt Meißen entfloh, als die Nachricht von Gerhard Rohlfs' Reiseunternehmung durch die Zeitungen lief, ein Zögling, Namens Krause, und gelangte mit wirklich bewundernswerther Ausdauer und Odysseuslist bis nach Afrika und zu dem berühmten Reisenden. Dieser konnte dem Armen seinen Herzenswunsch nicht erfüllen, empfahl ihn aber an Fräulein Tinne, die ihn freilich auch nicht besser zu verwenden wußte, als zur Beaufsichtigung ihrer arabischen Windhunde. Einen Monat vor dem Antritt ihrer letzten Reise entließ sie ihn jedoch aus seiner hohen Anstellung, weil einer der Hunde crepirt war und sie angeblich durch den Anblick des Hüters nicht an diesen Todesfall erinnert werden wollte. So verdankte einem Hundetod der junge Mensch sein Leben.

Die Arabisirung der Dame ging mit ihrer steigenden Abneigung gegen alle Europäer und alles Europäische überhaupt gleichen Schritt. Dieselbe mag wohl, wie v. Maltzan vermuthet, durch die Erfahrungen ihres früheren Lebens, namentlich eine ohne ihre Schuld abgebrochene Verlobung und die Zudringlichkeit vieler junger und alter Freier hervorgerufen worden sein. Zu beklagen ist es aber, daß diese Abneigung so weit ging, daß sie es auch verschmähte, in tüchtigen, muth- und charaktervollen Männern von naturwissenschaftlicher Bildung ebenbürtige Reisebegleiter an sich zu ziehen; nicht nur die Resultate ihrer Unternehmungen blieben dadurch an Werth weit hinter dem ungeheueren Aufwand zurück, den ihre Mittel ihr erlaubten, sondern auch die Gefahren ihrer Reisen mußten bei ihrem von keinem Mann gefestigten und gezügelten Negergefolge sich mehr als verdoppeln.

War sie trotz alledem, wohin sie mit ihrem schwarzen glänzenden Hofstaat kam, ein angestaunter und hochgeehrter Gast, so verursachte ihr doch einmal ihre Kleidung und zwar in Tunis, dem „Paris der Berberei“, einen harten Anstoß. Als sie dort die consularische Protection ansprechen wollte und, in arabischer Kleidung, sich bei dem holländischen Consulatsverweser melden ließ, wurde sie abgewiesen, weil der Consul Araberinnen niemals empfange. Nach einer zweiten Anmeldung wurde sie zwar vorgelassen, aber folgendermaßen angeredet: „Mein Fräulein, als die holländische Regierung Sie an mich empfahl, glaubte ich eine anständige Dame erwarten zu können, und nun, was muß ich sehen? Eine Beduine!“ Da der Consul darauf beharrte, sich zu ihrem Führer durch Tunis nur dann hergeben zu wollen, wenn sie in europäischer Tracht erscheine, so verließ sie sofort die Stadt.

Das schreckliche Ende des schönen kühnen Frauenbildes haben wir erzählt; alle späteren Nachrichten bestätigen es so. Nach Briefen aus Tripolis vom 30. September sind die türkischen Behörden der Mörder habhaft geworden und haben auch eine junge Negerin, Jasmina, sowie einen Theil des gestohlenen Gutes zurückerhalten. Ikhenuchen, der Stammeshäuptling der Tuareggs, dessen Schutz sie sich anvertraut hatte, behauptet, er stehe mit der Escorte, welche die unglückliche Dame verrieth, in keinerlei Verbindung; er hat die Behörden bei der Verfolgung der Thäter unterstützt.

Zwei Affen-Menschen.

Von **Dr. Louis Büchner.**

Es wird in diesem Augenblicke in Darmstadt öffentlich ein lebendes Kind gezeigt, welches den Typus oder die allgemeine Bildung der neuerdings von Karl Vogt als „Affenmenschen“ bezeichneten menschlichen Mikrocephalen oder Kleinköpfe in einem außerordentlich hohen Grade an sich trägt. Daß die Verkümmerung oder mangelhafte Entwicklung des wichtigsten aller Organe, welche der Mensch besitzt, des Gehirns, den tiefgehendsten Einfluß auf dessen ganzes körperliches und geistiges Wesen ausüben könne und müsse, ist ein Satz, den uns wahrscheinlich die meisten Menschen, ob gelehrt oder ungelehrt, ohne langes Besinnen zugeben werden. Ist doch das Gehirn nicht blos ein für das Leben selbst so wichtiges Organ, daß Kinder, welche ohne dasselbe oder mit einem sogenannten Rudiment desselben zur Welt kommen (sogenannte Acephalen oder Kopflose), ihr Leben nach der Geburt gar nicht fortzusetzen im Stande sind — sondern ist es auch weiter gerade dasjenige Organ, welches durch seine verhältnißmäßig starke Entwicklung und hohe Ausbildung das eigentliche Uebergewicht des Menschen über das Thier (neben seinen übrigen Vorzügen) bedingt, oder welches den Menschen erst zu dem macht, was er in Wirklichkeit ist — zum gebornen Herrscher der Schöpfung! Es ist daher nicht sehr zu verwundern, daß man jene traurigen Geschöpfe, welchen das eigentliche Attribut oder

Erforderniß des Menschenthums mehr oder weniger fehlt, mit dem Namen der „Affenmenschen“ belegt hat, und zwar dieses um so mehr, als sie nicht blos in der Bildung und Entwicklung ihres Schädels und dessen knöcherner Zuthaten, sondern auch in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Benehmen, ihren Manieren ꝛc. so Manches an sich haben, das an unsern nächsten Verwandten im Thierreich, an den Affen, erinnert.

Freilich darf man deshalb nicht, wie Herr Albrecht Schumann in Dresden (siehe dessen: „Die Affenmenschen Karl Vogt's“, Leipzig, 1868), glauben, daß diese Geschöpfe nun auch wirkliche Affen seien oder sein müßten; es sind, wie Herr Schumann ganz richtig bemerkt, kranke, mißbildete oder in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmte Menschen, welche jedoch dadurch, daß sie auf einer solchen niedrigen Stufe menschlicher Entwicklung stehen bleiben, Charaktere entwickeln, welche in vielfacher Hinsicht an die thierische Abstammung des Menschengeschlechts, an unsere frühesten Ur- oder Eltern-Väter erinnern. Vogt hat diese merkwürdige Erscheinung aus dem sogenannten Atavismus (Ahnenbildung) oder aus der bekannten Erfahrung zu erklären gesucht, daß beinahe alle lebenden Wesen die merkwürdige Neigung zeigen, bisweilen in einzelnen der von ihnen erzeugten Nachkommen solche Kennzeichen oder Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, welche ihren frühesten Eltern oder Urahnen, die vielleicht schon seit vielen Jahrtausenden in sogenanntem fossilem Zustande in den Tiefen der Erde begraben liegen, eigen waren. Es ist gewissermaßen ein Verrath, den die Natur an sich selbst begeht, oder auch ein Sichselbstvergessen in Erinnerung an vergangene Zeiten. Oder — um es mehr wissenschaftlich auszudrücken — die Lebensbewegung, welche einer bestimmten Form seit Jahrtausenden innewohnt und sie drängt, sich stets wieder in ihren Nachkommen in gleicher Weise zu wiederholen, ist so stark, daß selbst in solchen Fällen, wo jene Form durch den Einfluß der Zeit und geänderter Umstände längst eine andere geworden ist, sie sich mitunter in den entferntesten Nachkommen kraft ihrer ursprünglichen Zähigkeit geltend macht und gelegentlich einen sogenannten Rückschlag in die ursprüngliche Form oder Lebensbewegung bewirkt. In geringerem Grade sind wir im Stande, die Erscheinungen des Atavismus oder Rückschlags beinahe alltäglich bei uns und in unseren eigenen Familien zu beobachten. Denn wie häufig kommt es vor, daß einzelne Kinder einer Familie ohne irgend nachweisbare directe Ursache körperliche oder geistige Eigenthümlichkeiten oder noch häufiger Krankheitsanlagen entwickeln, welche in der Familie selbst nicht heimisch sind, welche aber bei genauerer Nachforschung sich als solche herausstellen, die bei den Groß- oder Urgroßeltern oder aber bei einem älteren und entfernteren Seitenzweig der Familie vorhanden waren.*

Von den Gesetzen dieses Atavismus oder Rückschlags ausgehend hat nun Vogt die Theorie aufgestellt, daß die menschlichen Mikrocephalen oder Kleinköpfe eine Art von Rückschlag nach dem Typus oder nach der Bildung jenes gemeinsamen und vorweltlichen, aber längst ausgestorbenen affenähnlichen Stammvaters darstellten, von welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der heutige Affen- sowie der Menschentypus als zwei auseinandergehende Zweige desselben ursprünglichen Stammes in grauer Vorzeit sich entwickelt haben müssen. Dieser Theorie hat Karl Vogt auch in einem populären Aufsatz, der in Nr. 13 dieser Zeitschrift vom Jahre 1868 enthalten ist, Ausdruck gegeben und als Beispiel dafür eine Beschreibung und Abbildung des in einem Alexianerstift am Rhein befindlichen erwachsenen Mikrocephalen Emil N. gegeben. —

Ich will nun an dieser Stelle nicht untersuchen, ob jene Vogt'sche Theorie, welche Manches für, aber auch Manches gegen sich hat, richtig ist oder nicht, sondern überlasse es dem schon erwähnten Herrn Schumann, mit seinen geistreichen X-Y-Untersuchungen gegen Herrn Vogt und gegen die Materialisten überhaupt zu Felde zu ziehen und den Beweis zu führen, daß eigentlich Alles in der Welt Nichts ist und daß wir kein philosophisches Recht haben zu existiren, weder Herr Vogt, noch die Mikrocephalen, noch er selbst, noch ich, noch die Gartenlaube, noch Herr Keil, der sie gegründet und zum verbreitetsten literarischen Organ der Welt erhoben hat, noch die vielen Leser derselben ꝛc. ꝛc., sowie daß wir in Allem, was wir erkennen, eigentlich nur Täuschungen oder Vorspiegelungen unserer Sinne vor uns haben. Aber sollte auch die Vogt'sche Theorie unrichtig sein, so würde doch dadurch das Interesse an jenen beiden Kindern, welche ich hier beschreiben will, nicht im Mindesten beeinträchtigt werden, da sie auch ohne jede atavistische Bedeutung in ihrer thierischen Vernachlässigung und Hülflosigkeit einen wahrhaft niederschmetternden Beweis gegen alle nichtmaterialistischen oder — ich sage vorsichtiger — gegen alle nichtphysiologischen Betrachtungsweisen des menschlichen Seelenlebens bilden.

Wer einmal jene traurigen Geschöpfe gesehen und beobachtet hat, kann, auch wenn er sonst gar keine physiologischen Kenntnisse besitzen sollte, unmöglich mehr an die Versicherungen der sogenannten Spiritualisten unter den Philosophen glauben, daß der Geist oder die Seele des Menschen etwas für sich Bestehendes, vom Körper mehr oder weniger Unabhängiges oder gar demselben Entgegengesetztes sein solle. Zwar bedarf die Wissenschaft selbst solcher gewissermaßen roher oder handgreiflicher Hülfen oder Beweise nicht, da ihr zahllose anderweitige Erfahrungen und Beweismittel zu Gebote stehen, welche die Wahrheit längst bei ihr so festgestellt haben, daß sie in derartigen Vorkommnissen nur gelegentliche und erneute oder gar nicht anders zu erwartende Bestätigungen ihrer längst aufgestellten Sätze erblickt. Dagegen für den Laien ist die Unmittelbarkeit eines solchen Beweismittels um so werthvoller, weil bei ihm keine noch so treffliche theoretische Begründung oder Auseinandersetzung jenen unverlöschlichen Eindruck zu erzeugen vermag, den der eigene Augenschein oder auch nur die Erzählung eines solchen hervorzurufen pflegt; darum diese Mittheilung.

Helene Becker von Offenbach (eine Stunde von Frankfurt am Main) ist ein Kind im Alter von nunmehr sechseinhalb Jahren und von dreieinhalb Fuß Größe. Ihr Kopf oder Köpfchen, dessen eigentlicher Schädeltheil ungefähr die Größe einer starken Mannesfaust hat, besitzt (über den Haaren gemessen) einen Umfang von dreizehneinhalb Zoll (rheinisch), während eine quer über den Kopf herüber von einem Ohr zum andern gezogene Schnur eine Länge von sechseinhalb Zoll, und eine desgleichen der Länge nach von der Nasenwurzel zum Rande der Hinterhauptsschuppe über den Scheitel hinweg angelegte eine Länge von achtdreiviertel Zoll zeigt. Zum Vergleiche damit führe ich an, daß mein jüngstes, geistesgesundes Söhnchen Wilhelm, welches nur drei Jahre alt ist, einen Kopfumfang von zwanzigeinviertel Zoll hat und daß das Quermaß bei ihm eine Länge von zwölfeinhalb, das Längenmaß aber eine solche von vierzehn Zoll besitzt — also beinahe das doppelte in allen Verhältnissen. Am stärksten überwiegt das Quermaß; und dem entspricht auch die flache, von den Seiten zusammengedrückte, etwas dachförmige Gestalt des Schädels des Idiotenkindes. Von einer Stirne ist so gut wie gar nichts vorhanden, sie ist so flach, so schmal und zurückfliehend, daß man ihrer unter den Haaren kaum gewahr wird. Dagegen ist der obere Augenhöhlenrand in thierischer Art und Weise etwas hervortretend, und sogleich unter demselben schließt sich die lange, gebogene und spitz zulaufende Nase an, in einer Linie mit der Stirnoberfläche verlaufend. Dieses, sowie das fehlende oder sehr zurücktretende Kinn und die schiefstehenden Zähne, giebt dem ganzen Gesicht einen eigenthümlichen, vogelartigen Ausdruck und erinnert sehr lebhaft an die vor Jahren in Europa gezeigten und auch in der Gartenlaube abgebildeten Aztekenkinder. Der ganze Typus pflegt daher auch als Aztekentypus bezeichnet zu werden. Uebrigens ist das Gehirn selbst wahrscheinlich noch kleiner, als es sich nach den obigen Maßen voraussetzen läßt, da man allen Grund hat anzunehmen, daß die knöchernen Schädelwände ansehnlich verdickt sind.

Diesem enormen Gehirnmangel entsprechend steht das armselige Geschöpf nicht auf der Stufe des Thieres, sondern noch weit unter dem Thiere, welches Letztere trotz seiner verhältnißmäßig ebenfalls geringen Gehirnentwickelung doch diejenigen Bedürfnisse und Fähigkeiten, welche ihm vermöge seiner ganzen Organisation und seiner besonderen Stellung in der Gesammtnatur zukommen, oft bis zu einem erstaunlichen Grade zu entwickeln und zu befriedigen lernt. Dem gegenüber ist das mikrocephale Menschenkind nicht im Stande, auch nur für das kleinste seiner Bedürfnisse zu sorgen, und ein vollständig unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Es kann nicht gehen, nicht stehen, nicht sprechen, nichts erfassen, nichts festhalten; und seine fortwährenden unruhigen und affenartigen Bewegungen, sein stetes Hin- und Herschlendern des Kopfes und Körpers beruhen nur auf einer krankhaften Steigerung der sogenannten Reflex- oder unwillkürlichen Muskel-

* Das Nähere hierüber, sowie über die Gesetze der Vererbung und Erblichkeit überhaupt bittet der Verfasser in seinem Buche: „Aus Natur und Wissenschaft“ (zweite Auflage, Leipzig, 1869) und zwar auf Seite 359 in dem Aufsatze „Physiologische Erbschaften“ nachsehen zu wollen.

thätigkeit, welche sich überall da in übermäßig gesteigerter Weise geltend macht, wo der beherrschende und beruhigende Einfluß des Gehirns aufgehoben oder beeinträchtigt ist. In ähnlicher Weise ist die Reflexthätigkeit in den Muskeln eines decapitirten oder enthirnten Frosches derart gesteigert, daß schon eine mäßige Erschütterung des Tisches, auf dem er liegt, ihn zu Zuckungen veranlaßt.

Die stete Unruhe und Ungeberdigkeit der Helene Becker und ihre Empfindlichkeit gegen jedes Anfassen sind so bedeutend, daß es mir sehr schwierig wurde, die Maße ihres Kopfes zu nehmen; und diese Unruhe drückt sich auch in dem auffallenden Mangel an Schlaf aus. Das Kind schläft fast gar nicht, wenigstens nie in dauernder Weise, und das geringste Geräusch weckt es wieder auf. Dieses, sowie der Umstand, daß es Alles unter sich gehen läßt, und daß es künstlich eben so gefüttert werden muß, wie ein einjähriges Kind, macht die Pflege für ihre Eltern zu einer sehr schwierigen. Trotz dieser Pflege jedoch ernährt sich der Körper schlecht, die Eigenwärme ist gering; Arme und Beine sind mager, fühlen sich kalt an und haben ein blaurothes Ansehen. Die beiden Handwurzelgelenke zeigen überdem sogenannte rhachitische Auftreibung, die Fußgelenke dagegen nicht.

Die geistige Thätigkeit der Helene Becker kann fast gleich Null angesehen werden. Die Sinne sind zwar thätig, mit Ausnahme des einen erkrankten Auges, aber sie wecken keine Vorstellungen. Der Blick ist stier, geist- und ausdruckslos und kann Nichts fixiren. Nur der Anblick glänzender Gegenstände und das Hören von Musik, für welche letztere die Helene Becker sehr empfindlich ist, wecken ihre Aufmerksamkeit. Sie lacht nicht, schreit aber und stößt statt der Sprachlaute unarticulirte, thierische Töne hervor.

Da die Helene Becker in größeren Städten öffentlich gezeigt wird (wobei nur zu bedauern ist, daß durch marktschreierische Ankündigungen bei vielen Menschen der Glaube erweckt wird, es handle sich um ordinären Schwindel), so werden die meisten Leser der Gartenlaube Gelegenheit haben, sich durch Augenschein von ihrem Zustande zu überzeugen. Anders verhält es sich mit einem zweiten Kinde ähnlicher Art, welches vor drei Jahren in einer hiesigen Familie geboren wurde, und welches ich Gelegenheit hatte, vom Tage seiner Geburt an bis heute fortdauernd zu beobachten. Zwar ist Sophie L... nicht in so eminentem Grade mikrocephal oder kleinköpfig, wie Helene Becker. Der Umfang ihres Kopfes beträgt sechszehn drei Viertel Zoll, das Längemaß zehn und einen halben Zoll, das Quermaß zehn Zoll — und sie nimmt daher bezüglich ihrer Kopfgröße beinahe die Mitte zwischen der Helene Becker und meinem Söhnchen Wilhelm, dessen Kopfmaße ich vorhin anführte, ein. Auch ist ihre Stirn bei Weitem nicht so klein und zurückfliehend. Dagegen ist ihr Hinterhaupt sehr abgeflacht und ihr Schädel ist, wie bei der Helene Becker, von der Mitte nach beiden Seiten abfallend oder in geringem Grade dachförmig. Als das Kind zur Welt kam, war die Kleinheit seines Kopfes wenig auffallend, und man konnte noch nicht vollständig ahnen, was sein späteres Schicksal sein werde. Auffallend war uns, daß die sogenannten Fontanellen oder die offenen Stellen in der knöchernen Schädelkapsel, welche bei gesunden Neugeborenen nie fehlen, geschlossen waren. (Auch die Helene Becker kam mit geschlossenen Fontanellen zur Welt.) Je älter jedoch das Kind wurde, und je mehr sein Wachsthum zunahm, um so deutlicher erschien das Mißverhältniß seines Kopfes zur Größe seines Körpers, indem letzterer zunahm, der Kopf aber nicht. Es besteht ein beinahe absoluter Stillstand im Wachsthum der Schädelkapsel. Ein Hütchen, das die Eltern dem Kinde vor nun anderthalb Jahren kauften, paßt heute noch vollständig; und sogar ein solches, welches dasselbe als vierteljähriges Kind trug, kann ihm zur Noth heute noch aufgesetzt werden. Dieses Fehlen des Wachsthums der Schädelkapsel besteht auch bei der Helene Becker. Wenigstens behaupten die Eltern, daß der Kopf derselben seit der Geburt gar nicht gewachsen sei. Ganz richtig mag dieses indessen nicht sein. Wenigstens betrug eine Messung des Kopfumfanges, welche Professor Schaaffhausen vor nun beinahe drei Jahren bei der Helene Becker vornahm, einen Zoll weniger, als die meinige.

Nach Aussage der Eltern der Sophie L... soll sich das Kind bis zum vierten Monat entwickelt haben, von da aber in seiner Entwickelung stehen geblieben sein. Eine sehr gute Entwickelung zeigt das Zahnsystem der Sophie L..., namentlich bezüglich der Eckzähne, welche stark und über die übrige Zahnreihe etwas emporstehend sind; dagegen ist von sogenannter Schiefzähnigkeit nichts zu bemerken.

Einen sehr bedeutenden Unterschied in der Gesichtsbildung der Sophie L... im Vergleich mit der Helene Becker macht neben der mehr vortretenden Stirn und der nicht so sehr hervorstehenden Nase das ziemlich gut entwickelte Kinn, welches ja bekanntlich von Linné neben dem aufrechten Gang als das eigentliche Charakteristicum der Menschlichkeit oder als Hauptunterscheidungs-Merkmal zwischen Mensch und Thier bezeichnet worden ist. Daher macht auch die allgemeine Form des Gesichts der Sophie L... nicht jenen überaus thierähnlichen oder vogelartigen Eindruck, wie bei der Helene Becker, trotz der sonstigen großen Aehnlichkeit der beiden Physiognomieen. Namentlich hat das Auge der Sophie L... fast ganz denselben leeren, geistlosen Ausdruck, wenn es auch freundlicher erscheint. Auch verzieht sie das Gesicht zum Lächeln, wenn sie angenehm erregt wird, was durch Zurufen, Vorhalten glänzender Gegenstände oder Musik geschehen kann. Dagegen steht sie in beinahe allen anderen Beziehungen fast ganz auf der Stufe des Becker'schen Kindes, wobei allerdings auch der Unterschied des Alters in Rechnung zu bringen ist. Sie kann nicht stehen, nicht gehen, nicht allein essen oder trinken, Nichts mit den Händen ergreifen oder festhalten, nicht sprechen, ihre Bedürfnisse nicht anhalten &c. Sie kann nur schreien und unnatürliche Laute ausstoßen, ist wenig empfindlich gegen Schmerz, aber sehr zum Zorn geneigt, und von einer großen Sucht zum Beißen beseelt. Ihre Beine und Arme sind schwach, mager, schlecht ausgebildet, aber ohne Spur von Rhachitis, fühlen sich immer kalt an und zeigen eine blaurothe Färbung. Ihr Schlaf ist schlecht und kurz und muß meist durch Opium erzwungen werden; sie wacht sehr leicht auf. Die Sinne sind gut; sie hört und sieht deutlich; aber von einer durch dieselben erweckten geistigen Thätigkeit ist beinahe Nichts zu bemerken.

Das Kind macht sehr viel häusliche Pflege nöthig und wird wohl in einer Anstalt untergebracht werden. Es hat ein anderthalb bis zwei Jahre altes Schwesterchen, welches ganz gesund und körperlich wie geistig durchaus gut entwickelt ist.

Offenbar gehören beide Kinder, die Sophie L..., wie die Helene Becker, ganz in eine und dieselbe Kategorie der Mikrocephalie oder Kleinköpfigkeit, und unterscheiden sich nur dem Grade nach. An Kindern, wie die Sophie L... oder mit noch geringer entwickeltem Kleinkopf wird es wohl in keiner Stadt oder Gegend fehlen, während die Helene Becker gewiß zu den sehr seltenen Exemplaren ihrer Gattung zählt.

Es kann nicht Sache der Gartenlaube sein, über die Entstehungsweise dieser traurigen Abnormität des Menschengeschlechtes sich weiter zu verbreiten; Professor Virchow spricht sich entgegen einer Aeußerung des Prof. Schaaffhausen von Bonn dahin aus (19. Juni 1867), daß, obgleich er nicht zweifle, daß Synostosen oder Verwachsungen der Schädelnähte vorhanden seien, ihm doch eine ursprüngliche Mangelhaftigkeit in der Gehirnentwicklung vorzuliegen scheine. Damit nähert sich Virchow's Gutachten der Vogt'schen Theorie; denn die Annahme einer ursprünglichen Mangelhaftigkeit in der Gehirnentwicklung oder die Annahme einer sogenannten Bildungshemmung ist nothwendig, wenn man die Kinder als Beispiele für die im Eingang des Aufsatzes beschriebene atavistische oder „Ahnenbildung“ gelten lassen will. Mag sich indessen dieses verhalten, wie es wolle, so glaube ich jedenfalls annehmen zu dürfen, daß die Leser der Gartenlaube vorstehenden Bericht nicht ohne einiges Interesse und ohne einige Belehrung über die merkwürdigen und in ihrem inneren Wesen bis jetzt noch so räthselhaften Zusammenhange zwischen dem menschlichen Denk- und Seelenvermögen und seinem nothwendigen materiellen Organ, dem Gehirn, gelesen haben werden!

Im Grabe der Verschütteten.

„— — — — — Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht."

— so rief ich mit Schiller aus von Herzensgrund

„Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht,"

gestern, als ich aus dem Schooße der Erde wieder emporstieg zum Lichte des Tages. Freilich war's nicht besonders rosig und auch nicht gerade sehr himmlisch, dies Licht, und die Luft nicht gar rein und erquicklich, im Gegentheil, Licht und Luft und Alles ringsum war äußerst trüb und qualmig, rauch- und ruß- und dampferfüllt und sah recht schwarz und schmutzig aus — wie es im Maschinenhause eines Kohlenwerkes eben zu sein und auszusehen pflegt. Denn hier, und zwar in jener unheimlichen *Kaue des Burgker Segengottesschachtes* traurigen Andenkens war es, wo ich, nach stundenlanger Wanderung durch nachtfinstere Strecken und Schächte und nach den eigentlichen Unglücks- und Todtenstätten, wieder zu Tage fuhr, auf dem nämlichen Gestelle und von dem nämlichen Hebewerke emporgezogen aus der grausigen Tiefe von mehr als siebenzehnhundert Fuß, die ich vor zwei Monaten die schauerlich verstümmelten Opfer der schlagenden Wetter hatte zu Tage fördern sehen.

Am liebsten hätte ich die unterirdische Reise unmittelbar nach der Katastrophe selbst gemacht, auf den frischen Spuren der Verheerung, allein auf meine desfällige Anfrage an der betreffenden Stelle war ich beschieden worden, vor der Hand von meinem Vorhaben abzustehen; das Unternehmen sei augenblicklich noch mit zu vielen Gefahren verknüpft. Ich mußte mich also in Geduld fassen, bis mir ein höherer Beamter der Werke, ein wissenschaftlich gebildeter und liebenswürdiger junger Mann, schrieb:

„Kommen Sie jetzt. Es wird mir zum Vergnügen gereichen, in der Tiefe Ihr Cicerone zu sein."

Zum vierten Male schlug ich denn gestern den Weg zum Burgker Huthause ein.

Nicht ohne eine tiefe innere Bewegung schritt ich, an dem im Erdgeschoß gelegenen großen Betsaale vorüber, die Treppe zum oberen Stockwerke hinauf, wo in einem der daselbst untergebrachten Bureaux schon alle Einleitungen zu meiner Expedition in's Erdinnere getroffen waren. Zunächst hatte ich Einsicht zu nehmen von einem zu meiner Instruction ausgebreiteten speciellen Grundrisse der beiden verbundenen Werke „Neue Hoffnung" und „Segen Gottes", um nicht nur ein Bild zu gewinnen von Lage und Umfang der unter den Fluren verschiedener Dorfschaften sich stundenweit erstreckenden Gruben, sowie von den bereits abgebauten und den noch im Bau befindlichen Kohlenflötzen — soweit sich ein Laie in dem complicirten Plane zurecht finden kann — sondern und namentlich auch, um mich über Richtung und Ausdehnung des Weges zu orientiren, den wir durch die finstere Tiefe verfolgen wollten. Dann begann die — Einkleidungsscene. Die Castellanin des Gebäudes, ein freundliches altes Mütterchen, brachte das unerläßliche Bergmannshabit herbei, und wie sie, mich dünkte mit einem still sorglichen Blicke, mich ansah, während sie Stück für Stück des Costümes ausbreitete, die weite schwarze Baumwollhose, die Blouse mit dem kurzen Kragen und den vielen Knöpfen, den niedrigen krämpenlosen Filzhut und das bekannte namenlose Leder, Alles mit mancherlei Zeichen häufigen Gebrauchs, — da, ich scheue mich nicht es zu bekennen, fing mir das Herz doch gar bänglich zu klopfen an. Eine Fahrt in den Tiefbau des Kohlenschachtes bleibt für den Bergmann jedesmal gewissermaßen ein „Rechnungsabschluß mit dem Himmel", um wie viel unheimlicher und schreckensvoller muß einem Laien eine solche Einfahrt erscheinen!

Aber — das A war einmal gesagt, das B mußte somit folgen, wollte ich mich und meinen Muth in den Augen meines bergmännischen Freundes nicht total discreditiren. So rasch und tapfer, wie es gehen wollte, legte ich denn das schwarze Habit an, trat unter der Aegide meines Cicerone mit thunlichst festem Schritte in's Freie hinaus und suchte, wenn uns, wie das mehrfach geschah, zur Schicht fahrende oder von der Schicht kommende Bergleute begegneten, die meist den ihnen unbekannten neuen Cameraden neugierig musterten, meine — Befangenheit hinter einem möglichst herzhaften „Glückauf!" zu verstecken.

„Wir fahren zur Tagesstrecke ein," hob mein Mentor an. „Sie bekommen dadurch den besten Begriff von Ausdehnung und Beschaffenheit der beiden Werke. Unter ‚*Strecken*'," setzte er belehrend hinzu, „verstehen wir bekanntlich jeden auf eine größere Länge ausgehauenen Raum von annähernd regelmäßigem rechtwinkligem Querschnitt. Dienen diese Strecken, welche je nach ihrer Richtung, die sie im Flötze einnehmen, flache, streichende oder diagonale sein können, einem bestimmten Zwecke, zum Beispiel der Wetter- oder Luftführung, der Fahrung, der Kohlenförderung &c., so heißen sie Wetter-, Fahr-, Förderstrecke &c. Die *Tagesstrecke* endlich ist der an der Bodenoberfläche, vom Tage aus allmählich in die Tiefe hinabführende Weg, welchen der Bergmann zurücklegen muß, um zu seinem Arbeitsplatze zu gelangen."

Die Mündung dieser Tagesstrecke des Neuen-Hoffnungs-Schachtes befindet sich in der nächsten Nachbarschaft des Dorfes Burgk, unweit jener Schenke, wo ich meinen letzten Bericht von der Unglücksstätte niederschrieb. Ueber dem Eingange in das geheimnißvolle Herz der Erde ist ein Häuschen erbaut, in welchem die nöthigen Beleuchtungsapparate und Werkzeuge aufbewahrt werden. Wir versahen uns hier mit unsern „Blenden", den kleinen Grubenlaternen, und befestigten dieselben an einen um den Hals geschnallten Lederriemen; mein Begleiter nahm außerdem noch zwei von den in großer Anzahl auf einem Tische umherstehenden drahtgeschützten Sicherheitslampen in die Hand, bewaffnete sich mit einem Stecken und stieß die Pforte auf, durch welche man hinabsteigt in die Unterwelt.

„Haben Sie keine Angst," sagte mein Begleiter lächelnd, als er meine bedenkliche Miene sah; „die Sache sieht gefährlicher aus, als sie ist. Die Sicherheitslampen aber, die Ihnen Scrupel zu erregen scheinen, die habe ich lediglich zu Ihrer Beruhigung mitgenommen; wir brauchten sie kaum, denn von bösen Wettern hat sich jetzt keine Spur mehr gezeigt. Aber wollen Sie nicht lieber auch einen Stock mitnehmen? Er wird Ihnen die Fahrt sehr erleichtern."

Ich wandte mich sofort, einen handfesten Stab zu holen, welchen ich oben bei den Lampen hatte liegen sehen. Mit einer gewissen Hast hielt mich mein Führer zurück.

„Bitte, nicht umkehren!" sagte er. „Wir Bergleute sind abergläubisch, und Umkehren bedeutet Unglück. Ich werde den Mann oben rufen, daß er Ihnen den Stecken bringt."

Die Stütze kam, und nun that ich den ersten Schritt in die Tiefe hinab, ziemlich unsicher und zaghaft, das leugne ich nicht. Der Weg war indeß wirklich minder unbequem, als ich mir es vorgestellt hatte. Ueber Hunderte und Aberhunderte von hölzernen Stufen — wie viele, kann ich nicht angeben, denn leider habe ich in meiner Aufregung sie zu zählen vergessen, aber sie erschienen mir endlos — fuhren wir hinab. Noch konnte ich, mich umwendend, den kleinen Schimmer von Tageslicht bemerken, der durch die offen gelassene Eingangsthür hereinfiel, und so lange dünkte es mich, als habe ich noch Fühlung mit der hellen, freudigen Außenwelt da droben, als sei ich noch nicht rettungslos in den Eingeweiden der Erde begraben. Doch, wie ich mich kurz darauf von Neuem umschaute — ach, da war der tröstliche Schein verschwunden und ringsum Nacht, nichts als Nacht, in welcher blos die schwachen Oelflämmchen unserer Blenden und die beiden Sicherheitslampen meines Gefährten unmittelbar um uns herum einen matten Lichtkreis beschrieben, gerade so groß, daß ich erkennen konnte, wie eng, wie drückend, sargartig eng das Gewölbe war, das sich über unseren sich neigenden Köpfen aufmauerte. Gott im Himmel! es war, als zersprengte es mir die Brust! Ich konnte kaum athmen, und meine Füße schlotterten, als sie sich die von durchsickerndem Wasser gefährlich schlüpfrigen Stufen hinabtasteten. Ab und zu, stets aber nur auf kurze Distanzen, erweiterte sich wohl einmal das Gewölbe, nach der Höhe wie nach der Breite.

„Das ist neueres Mauerwerk," erklärte mein Begleiter. „Der Hoffnungsschacht ist schon in den zwanziger Jahren angelegt und allmählich immer weiter hinab abgeteuft worden; damals begnügte man sich noch mit sehr engen, schmalen Gängen. Wenn Sie nachher in das Segengotteswerk kommen, unsere Puppe, das

ziemlich jungen Datums ist und bei welchem alle für derartige Bauten inzwischen ersonnene Verbesserungen angewandt worden sind, da werden Sie ganz andere Gewölbe finden. Dort soll es Ihnen etwas freier um die Brust werden," schloß er und lächelte von Neuem.

Mittlerweile wuchs die Hitze von Schritt zu Schritt. Der Schweiß floß mir schon vom Gesicht und gab, verbunden mit dem Kohlenstaube und dem mich gelegentlich betröpfelnden Sickerwasser, wie ich nachmals bemerkte, mir ein vollständig feuerrüpelhaftes Ansehen. Meine rechte Hand, welche sich ängstlich an dem neben den Stufen hinlaufenden Geländer anklammerte, von dem begreiflicher Weise nicht jeden Morgen der Ruß abgekehrt wird, glich schon lange der eines in der Wolle gefärbten Congonegers. Plötzlich hörte ich hinter mir ein dumpf durch die Strecke dröhnendes Gepolter. Rasch wandte ich mich um und sah hinter uns zwei feurige Punkte glühen, die, so dünchte mir, mit rasender Geschwindigkeit und unter immer lauterem Gepolter auf uns zugesaust kamen.

„Das sind Anschläger," nahm mein Genosse wiederum das Wort, „die zur Schicht fahren. Wie Sie wissen, bezeichnen wir mit dem Ausdruck ‚Anschläger' diejenige Kategorie unserer Arbeiter, welche unten am Füllorte des Schachtes mittels eines Hebels die Signale zum Heraufziehen der gefüllten Hunde oder anderer zu Tage zu fördernder Transporte zu geben hat. Gleichzeitig notirt der Anschläger auf an den Füllorten angebrachten großen Tafeln die Quantität der von den Häuern losgebrochenen und von den Förderleuten in die Wagen gefüllten Kohle. Seine Arbeit ist minder anstrengend, als die der übrigen Grubenleute; deshalb währt seine Schicht, das heißt sein Tagewerk, auch nicht blos acht, sondern zwölf Stunden. Diese da, die uns nun bald überholt haben werden, fahren zur zweiten Schicht, welche um vier Uhr Nachmittags beginnt und folglich andern Morgens um vier Uhr endet."

„Glückauf! Glückauf!" erschallte es jetzt um uns. Die beiden Anschläger hatten uns erreicht, und ehe ich die Leute beim Lichte unserer Blenden nur etwas hatte in's Auge fassen können, waren sie an uns vorüber gestürmt, und bald schimmerten ihre Grubenlampen als ein paar verglimmende Pünktchen schon tief unter uns. Die Gewohnheit ist die größte Lehrmeisterin.

„Die fänden den Weg auch ohne ihre Blenden," meinte der mich geleitende Einfahrer, „und ich selbst könnte es auch! Diese Strecken, diese Gänge und Gewölbe, welche Ihnen jedenfalls wie ein Labyrinth erscheinen, sind eben unser eigentlicher Heimathsboden, unser tagtäglicher und nachtnächtlicher Tummelplatz."

Puff! Puff! krachte es mit einem Male und wie Donner grollte es durch die Strecke.

„Beruhigen Sie sich," lachte mein Begleiter; „der Schall ist sehr harmlosen Ursprungs, es war nur der Wiederhall einer Wetterthür, welche die Anschläger geöffnet und etwas unsanft wieder zugestoßen haben. Wir werden bald selbst bis dahin ‚gefahren' sein."

Bekanntlich ist der Bergmann ein gar vornehmer Herr; zu Fuß geht er nie, er „fährt" stets.

Alles in der Welt hat sein Ende, so auch die Stufen im Hoffnungsschachte. Aber wir waren damit um nichts gebessert, im Gegentheile. An ihre Stelle traten nun gewöhnliche Planken, über die zur Stütze der Füße in regelmäßigen Zwischenräumen kleine Querbretter genagelt waren. Die „Fahrt" wurde daher immer beschwerlicher, um so mehr, als die Feuchtigkeit des Terrains zunahm und schließlich der hölzerne Steig schwankte, als sei er über einen Sumpf gelegt, dessen Quell ich unten in einiger Entfernung schon gurgeln hörte. Ohne meinen Stab wäre ich mehr als einmal zu Falle gekommen, bis ich, nach der Unterweisung meines vorausfahrenden Demonstrators, gelernt hatte, den Ballen des Fußes fest wider die Querbrettchen zu stemmen und derart das Ausgleiten zu verhindern. Ueberdies war die Temperatur fast bis zum Unerträglichen gestiegen; ich hatte im wörtlichsten Sinne keinen trocknen Faden mehr am Leibe, da ich das Grubenhabit zum Theil über meinen eignen Kleidern trug, und die Kehle brannte mir vor Durst. Für einen Schluck Bier hätte ich wer weiß was gegeben.

„Wir nähern uns jetzt dem heißesten Punkte," sagte mein Führer; „das Klima steht dort mindestens auf zwanzig Grad Réaumur — im ewigen Schatten, der hier unten herrscht. Doch besehen Sie sich die Strecke, die sich hier links abzweigt. Es ist die ungefähr dreihundert und zwanzig Lachter (der Lachter hat sieben Fuß) lange Wetterstrecke des obern Hoffnungsschachtes; da drinnen, etwa in der Mitte, ist die Stelle, wo jene unglücklichsten der Opfer noch mehrere Stunden nach der Explosion gelebt haben, und da an den das Holzwerk des Ganges tragenden senkrechten Pfosten, den sogenannten Stempeln, wie Sie dergleichen auf unserer Tour schon mehrfach bemerkt, standen die herzerschütternden Abschiedsworte geschrieben, welche ihren schmerzlichen Widerhall durch die ganze Welt gefunden haben; da drinnen haben wir jene Brieftasche des Untersteigers Bähr gefunden, die Sie damals selbst sahen, — — es ist der letzte Zufluchtsort gewesen, bis wohin meine armen Cameraden auf ihrem Rückzuge nach dem Ausgange haben vordringen können. Dann ist ihnen im Dunste der giftigen Schwaden die Kraft geschwunden, sich vielleicht noch zu retten, und schließlich sind sie bewußt- und schmerzlos eingeschlafen. Wenn aber öffentliche Blätter berichtet haben, auch Tags darauf seien auf dieser Strecke noch Menschen am Leben gewesen, wie das andere ähnliche letzte Scheidegrüße dargethan, und diese Leidensbeweise habe die Verwaltung unserer Grubenwerke absichtlich verheimlicht und vertuscht, so widerspricht dies der Wahrheit schnurstracks. Bei Allem, was mir heilig und lieb, kann ich Ihnen betheuern, außer jenen Aufzeichnungen und Inschriften, die wahrhaftig uns Allen bis in's innerste Herz hineingeschnitten haben, ist auch nicht die allergeringste Spur entdeckt worden, daß irgend einer der von der Katastrophe Betroffenen die ersten Nachmittagsstunden des Montags überlebt habe."

Sechsundachtzig Lachter weiter unten standen wir vor der ersten Wetterthür — Wetterthüren heißen die aus Holzpfosten gezimmerten und luftdicht ummauerten Thüren, welche die Wetterwege reguliren und das Einströmen der bösen und brandigen Gase in die Strecken ausschließen sollen — es war dieselbe, deren Zuschlagen ich vorhin gehört hatte.

„Hinter ihr," fuhr mein freundlicher Mentor fort, „auf der Strecke, in die wir nun sogleich einfahren werden, sind wir, noch in den Morgenstunden des unseligen zweiten August, auf den ersten Todten gestoßen, den Steiger Schenk. Hier, gerade da, wo wir jetzt halten, entdeckten wir seine Blende; sie brannte noch, mithin war die Luft noch nicht durchaus irrespirabel, der Mann selbst lag draußen jenseits der Thür umgesunken. Auch ich halte es für möglich, daß er sich noch hätte retten können, wenn ihm das fürchterliche Ereigniß nicht die Geistesgegenwart geraubt und die Ueberzeugung, daß seine Gefährten einem unvermeidlichen Tode verfallen seien, nicht das Bewußtsein umflort und die Willenskraft gelähmt hätten. Aber, was man damals erzählt und geschrieben hat, daß Schenk unmittelbar an der zu Tage führenden Ausgangsthür der Strecke aufgefunden worden sei, — nun, Sie sehen jetzt selbst, wie sehr das auf Irrthum beruht."

Ich zog die Uhr unter der schwarzen Blouse hervor. Punkt drei hatten wir unsere Fahrt angetreten, jetzt war es fast dreiviertel vier Uhr. Freilich macht der Bergmann die nämliche Tour in dem vierten Theile der Zeit, welche ich, der ungeübte und zaghafte Laie, dazu gebraucht hatte, allein jedenfalls war der Weg zu Tage noch weit genug. Hätte Schenk sich jedoch nur noch die sechsundachtzig Lachter, bis jenseit der obenerwähnten nach links einbiegenden Wetterstrecke in die Höhe zu arbeiten vermocht, so wäre er schon in Sicherheit gewesen.

„Die Herren Zeitungsreferenten," bemerkte der Beamte weiter, „verzeihen Sie, daß ich's sage, sind bei solchen Angaben, die sich doch auf ihnen meist ziemlich ungeläufige Verhältnisse beziehen, manchmal ein klein wenig vorschnell. Kein einziger ist ja jemals hier unten an Ort und Stelle gewesen, um von den betreffenden Entfernungen und Momenten Kenntniß zu nehmen; Sie sind der Erste, welcher das Verlangen nach einem Gange durch unsere allerdings nicht anheimelnde Unterwelt geäußert hat, und ich glaube, überhaupt der erste Nichtbergmann, der sich so weit hinabwagt in ihre schwarze Tiefe."

Und immer noch abwärts ging es und abwärts. Stärker und stärker rauschte das Wasser, dessen unterirdischem Laufe wir uns nahten, schlüpfriger und schlüpfriger ward unsere Fahrt. Endlich gelangten wir an eine Strecke, die mir merklich breiter erschien als die bisher durchwanderten. Auf ihrem Boden zog sich ein doppeltes Geleise von Eisenbahnschienen hin, ein monotones Gerassel schlug mir an's Ohr, und links, ganz im Hintergrunde, sah ich ein paar Grubenlichter flimmern. Wir hatten die soge-

Digitized by Google

nannte Zwölflachterstrecke, die tiefste **Hauptförderstrecke des Hoffnungsschachtes**, erreicht, den Weg, welchen die mit Kohlen gefüllten Wagen oder Hunde durchlaufen, um von den „Orten“, das heißt den Stellen, wo der Häuer die Kohlen losbricht, nach dem **zweiten** oder **untersten Füllorte** des erwähnten Schachtes geschoben zu werden. Nach diesem Füllorte fördert die „über Tage“, oben in der Kaue, stehende Dampfmaschine die leeren Wagen hinab, um dafür die gefüllten Hunde in die Höhe zu ziehen. Das eine dieser beiden Geleise dient den anfahrenden kohlenbelasteten, das andere den rückkehrenden leeren Hunden als Bahn.

„Jetzt aufgepaßt!“ rief mir mein Gesellschafter zu, als das Rasseln dicht vor uns ertönte und die Grubenlichter uns vor den Augen flackerten, und zog mich auf den zwischen den beiden Schienensträngen liegenden schmalen freien Raum hinüber.

„Glückauf! Glückauf!“ grüßte er, und zwei beladene Hunde rumpelten, einer hinter dem andern, links an uns vorüber, während zu gleicher Zeit auf dem Gleise zur Rechten ein paar leere Wagen zurückbugsirt wurden. Es ist ein buchstäblich im triefenden Schweiße des Angesichts geerntetes Brod, dies Schieben der vollen Kohlenkarren, welches den Förderleuten obliegt. Die aus dicken Bohlen zusammengefügten, mit Eisen schwer beschlagenen Hunde wiegen jeder seine sieben Centner, und ihre Last beträgt durchschnittlich drei Tonnen oder zwölf Centner; der Fördermann muß deshalb alle seine Sehnen anspannen, muß sich mit der ganzen Wucht seiner Arme gegen die Rückwand des Wagens stemmen und die Füße so fest wie er vermag auf den Boden aufsetzen, um das Vehikel auf den Schienen weiter zu schieben. Dazu herrscht, trotz des frischen Wetterzuges, in dieser Förderstrecke noch immer die Temperatur eines russischen Bades, so daß die Arbeiter ihr Werk splitternackt verrichten. Nur der Kopf ist mit dem dicken Bergmannsfilze bedeckt, an welchem das Grubenlicht befestigt wird, und das bekannte Leder mit dem verpönten Namen um einen andern Körpertheil geschnallt.

Unablässig hatten wir fortan dergleichen Transporten auszuweichen. „Auf's linke, auf's rechte Geleis!“ commandirte mein Beschützer fortwährend, je nachdem wir bald vor einem vollen, bald vor einem leeren Wagen zur Seite flüchten mußten. Ich hatte, so zu sagen, auf dem „Qui vive?“ zu stehen, um nicht überfahren zu werden. Sie machen einen ganz eigenthümlich unheimlichen, dämonischen Eindruck, diese Begegnungen, die etwas Gespensterhaftes haben, man wähnt sich in die Schattenwelt des Tartarus versetzt, um Ewigkeiten geschieden vom wonnesamen Dasein im Lichte der Sonne.

Noch etwa zehn Minuten „Fahrens“, wobei ich mir an den die Decke der Strecke stützenden Stempeln unterschiedliche Male beinahe den Kopf eingerannt hätte oder wenigstens mein Grubenhut in Bedrängniß gerathen war, und unser erster Rastpunkt, nach fünfviertelstündiger anstrengender Fahrt, jener untere Füllort des Neuen-Hoffnungsschachtes, nahm uns auf.

„Sie sehen hier zwei Aufzüge oder Förderschachte, einen dicht neben dem anderen,“ begann mein Geleiter seine weiteren Belehrungen. „Der Hoffnungsschacht besitzt nämlich zwei kleinere Dampfmaschinen von je sechszehn Pferdekräften etwa, während auf Segen-Gottes eine einzige gewaltige Maschine von hundertundzwanzig Pferden arbeitet. So können hier immer zu gleicher Zeit zwei gefüllte Hunde auf- und zwei leere niedergefördert werden. Der Förderschacht hier zur rechten Hand war allerdings, einer Reparatur halber, an unserem Unglückstage mit Brettern zugeschlagen oder ‚verbühnt‘, wie wir das nennen, keineswegs jedoch der ganze Schacht, wie das von der Presse uns zur Last gelegt worden ist. Die Luftcirculation, die Ausförderung der bösen Wetter, die in der Regel durch den Hoffnungsschacht geschieht, war mithin keineswegs abgeschnitten, da ja die linke Schachtabtheilung vollkommen frei und offen lag. Ohnedem waren in den Seitenwänden der Verbühnung regelmäßige Lücken gelassen, damit die Ventilation im Zuge blieb.“

„Es fällt mir nicht ein, zu behaupten,“ fuhr er fort, „daß alle unsere Einrichtungen mustergültig gewesen wären, ich gebe vielmehr zu, daß wir, wie das ja immer und überall so zu gehen pflegt, durch langes Glück zu sicher geworden waren und vielleicht eine und die andere Unzuträglichkeit geduldet hatten, die mit Schuld tragen können, daß das Unglück so entsetzliche Dimensionen angenommen hat, allein daß **manche** der Anklagen wenigstens, welche Presse und Publicum wider uns erhoben haben, vor der genaueren Prüfung nicht Stich halten, davon, denke ich, haben Sie sich jetzt durch den Augenschein überzeugt.“

„Und noch Eines,“ erläuterte der Einfahrer ferner. „Auch die Gartenlaube hat von dem Wagniß des jungen Paul erzählt, der in edler Regung seines Herzens zwar, aber unbesonnen und allen Warnungen zum Trotz, den Hoffnungsschacht, dort, wo Sie unter dem Hebewerk die steile Leiter emporsteigen sehen, ganz kurz nach der Katastrophe befahren wollte. Etwa acht Lachter — sechsundfünfzig Fuß — unter der Erdoberfläche ward er bewußtlos aufgefunden und hat dann, jedenfalls noch in Nachwirkung seiner Angst und Betäubung, von Rufen gesprochen, die er aus jener Wetterstrecke heraus, deren Mündung wir oben passirt und in welcher wirklich bis zum Nachmittage noch einige wenige Unglückliche gelebt haben, vernommen zu haben glaubte. Nun, Sie kennen jetzt die Entfernungen. Von der Stelle, wo Paul lag, bis zu der gedachten Wetterstrecke, welche die Wetter nach dem ersten oberen Füllorte des Hoffnungswerkes führt, sind es gerade vierhundertneunundfünfzig Lachter; die Strecke selbst ist, wie ich Ihnen bereits gesagt und wie Sie aus dem Grundriß ersehen, dreihundertundzwanzig Lachter lang, Paul müßte folglich jenes Hülfsgeschrei aus einer Entfernung von fast siebenhundertachtzig Lachtern oder fünftausendvierhundertundneunzig Fuß, eine halbe Stunde weit, und das nicht etwa in freiem Raum, wo der Schallleitung nichts in den Weg tritt, sondern durch eine Menge von Zwischenwänden, durch Krümmungen und Windungen hindurch gehört haben. Halten Sie das für möglich? Uebrigens ist trotz der Unglaublichkeit der Aussage der Schacht sofort, und zwar in allen Theilen befahren und durchforscht, jedoch Niemand entdeckt worden, der gerufen haben könnte.“

Dagegen fand man hier an dem Füllorte, den wir soeben betrachteten, die Leichen von elf Förderleuten und zwei Anschlägern in einer Gruppe dicht neben einander liegen — es waren jene dreizehn Todte, die ich vor zwei Monaten zuerst, im Schuppen des Hoffnungsschachtes, gesehen. Der Todesengel hatte sie mit schneller, sanfter Hand berührt; zwar geschwärzt von Rauch und Qualm, aufgedunsen durch die Gase, waren doch sämmtliche der Dreizehn unverstümmelt und einige sahen aus, als schlummerten sie süß. Der eine der beiden Anschläger hatte noch die rechte Hand am Hebel, als wolle er das Signal zum Auffördern geben. Er hätte sich retten können, wenn er anschlug oder im Fahrschachte daneben zu Tage stieg — doch er wollte warten, „vielleicht möchten noch mehrere seiner Cameraden kommen und sich auch mit hinaufziehen lassen wollen.“ Dies sind die Worte des wackeren Mannes gewesen; die beiden Zimmerlinge, welche noch Zeit fanden, sich durch den gedachten Schacht in Sicherheit zu bringen, haben sie uns überliefert.

(Schluß folgt.)

Auf dem Kirchhof zu Meisenheim.

Von J. Leyser.

Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit die „Gartenlaube“ schrieb: „Friederikens Grab in Meisenheim wird vergebens gesucht, kein Stein, kein Kreuz bezeichnet es.“ Sterbend hatte die Geliebte des glücklichsten Dichters deutscher Nation sich jeden Schmuck für ihren stillen Hügel verbeten, nur ein schlichtes Holzkreuz sollte die Hand der Liebe auf denselben pflanzen. Aber während die deutsche Jugend nach Sesenheim wanderte, um die Stätten zu schauen, wo jene liebliche Idylle sich entfaltet, die, von dem süßesten Lichte magisch umspielt, aus „Wahrheit und Dichtung“ mit so ergreifenden Tönen zu uns redet: da war das schwarze Kreuz neben der Kirche zu Meisenheim allmählich zusammengebrochen, es war still und einsam geworden an dem

eingesunkenen Grabhügel, unter dem sie schlummerte, die zu den schönsten Frauenbildern gehört in Goethe's Leben, der der Dichter vielleicht die traulichsten Züge zu seinem „Gretchen“ abgelauscht.

Doch auch von ihrem Grabe sollte der Bann genommen werden. Jenes Wort der „Gartenlaube“ hatte gezündet. Zwei wackere deutsche Männer, der rheinische Dichter Hugo Oelbermann und Friedrich Geßler von Lahr, wanderten bald nachher zur verlassenen Grabstätte und beschlossen dort, einen Aufruf ergehen zu lassen zur Herstellung eines einfachen Denksteins. Ihr geflügeltes Wort ward rasch und weithin verkündet von den feurigen Zungen der Presse, bald wurden Gaben gespendet aus allen Gauen deutschen Landes, selbst aus Rußland und Siebenbürgen, und „nach mancherlei Kämpfen mit dem leidigen Philisterthum“ wurde endlich dem Lahrer Comité die Freude zu Theil, am 19. August 1866 in einfacher, aber ergreifender Feier den Friederiken-Denkstein, ein Meisterwerk Hornberger's, enthüllt zu sehen.

Es war ein lachender Sommertag dieses Jahres, als ich mit Freund Geßler von Lahr hinaus nach Meisenheim pilgerte. Bald war das schöne Rieddorf Kürzell durchschritten, eine Stunde später betraten wir den Kirchhof zu Meisenheim. An die östliche Mauer des Kirchleins lehnt sich ein einfaches, doch edel gehaltenes Denkmal, aus Goldgrund heraus grüßt uns eine Marmorbüste: es sind Friederikens Züge, wie sie der Phantasie des Künstlers entstiegen, Züge, auf denen bereits das Morgenroth der Verklärung zu spielen scheint, und doch mit jener „ganzen Anmuth und Lieblichkeit“ geschmückt wie damals, als dem Musensohne von Straßburg „ein allerliebster Stern“ am ländlichen Himmel von Sesenheim aufging. Die höchst sinnige Inschrift von Eckardt lautet:

Friederike Brion
von Sesenheim gewidmet.

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Neben Friederiken schlummert ihre Schwester Maria Salomea, Goethe's „Olivia“ (starb 1807), an der Seite ihres Gatten, des Pfarrers Marx (starb 1819). Der gebeugte Greis, den wir auf unserm Bilde erblicken, es ist der Todtengräber Hockenjos, der einst Friederiken ihr letztes Haus geschaufelt und ihren einsamen Hügel mit Nelken bepflanzt hatte, er der Einzige unter den Dorfbewohnern, der noch sichere Kunde geben konnte von dem verlassenen, vergessenen Grabe. Drüben im Pfarrhaus das Kirchenbuch besagt: „Friederike Elisabeth Brion. Samstag den 3ten April Nachmittags 5 Uhr starb dahier des weiland Johann Jacob Brion, gewesenen evang. luther. Pfarrers in Sesenheim, und weiland Maria Magdalena einer gebornen Schöll, ehelich erzeugte ledige Tochter in einem Alter von ohngefähr 58 Jahren. Es wurde dieselbe heute den 5ten April 1813 Abends um 5 Uhr begraben.“

Schon in den Sommermonaten des vorigen Jahres war ich nach Sesenheim gewandert, nach jener Stätte, wo im alten halbzerfallenen Pfarrhause jene guten Menschen gewohnt, in welchen Goethe so gern jenes reizende Familienbild verwirklicht sah, das Goldsmith in seinem

Friederike Brion's Denkmal in Meisenheim.

„Landprediger von Wakefield“ gezeichnet hat. Ich hatte das Kirchlein betreten, in welchem der kecke Musensohn an Friederikens Seite eine etwas trockne Predigt nicht zu lang fand; die Jasminlaube, in welcher er das Märchen von der „schönen Melusine“ erzählte; die „Friederikens-Ruhe“, jenes traute Plätzchen auf einem kleinen schattenreichen Hügel, wo Goethe und Friederike den süßen Traum der jungen Liebe geträumt. Nun stand ich tief bewegt an ihrem Grabe, hier, wo die Sonne eines Menschenlebens untergegangen, dessen Hoffnungsblüthen so bald der Sturm des Lebens geknickt hat. Erst ein reicher, doch nur kurzer Liebesfrühling; aber bald scheidet der Geliebte, um glänzende Bahnen zu durchwandeln: Friederike, Du treues entsagendes Herz, das eines bessern Looses werth war, Deine Stirne haben die Dornen des Lebens wund gedrückt! Im stillen Pfarrhause zu Meisenheim, wo sie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts lebte, fand sie in opferfreudiger Thätigkeit für Andre allmählich wieder den Frieden ihrer Seele und ein nützliches Leben. Der alte Hockenjos konnte nicht müde werden, mir zu erzählen von der „guten Tante“, wie Arme und Verlassene nie ungetröstet von ihr gegangen, wie sie an manchem Krankenbett, ein helfender Engel, gestanden.

Aus jener Zeit stammen auch drei Briefe Friederikens, die ich auf meinen Wanderungen durch's Elsaß zu erfunden vermochte, die aber zu ausschließlich uns fremde und gewöhnliche Verhältnisse berühren, als daß ihre Mittheilung hier besonderes Interesse erregen könnte. Diejenigen Briefe, welche Goethe und Friederike gewechselt, sind bekanntlich ausnahmslos verloren. Goethe selbst hat im Jahre 1786, vor seiner Abreise nach Italien, den größten Theil seiner Privatpapiere – „die alten Schalen“ – verbrannt, darunter ohne Zweifel auch die Briefe Friederikens. Von Goethe befanden sich aus Friederikens Nachlaß nicht wenige Briefe in den Händen ihrer Schwester Sophie; sie hat sie später in einem Augenblicke der Verstimmung gleichfalls den Flammen übergeben: „sie ärgerten sie“. Goethe nennt Friederikens Styl gut, natürlich, liebevoll; er rühmte ihre leichte, hübsche Hand; es waren Briefe eines jungen Mädchens, dessen Inneres zur reichsten Blüthe sich eben schien entfalten zu wollen. Die Schriftzüge der drei von mir aufgefundenen Briefe haben bei allem Schwunge eher etwas Hartes: gar manche dunkle Wolke war seitdem über Friederikens Haupt dahingezogen.

Länger schon fielen die Schatten zur Erde, als wir endlich schieden von dem Kirchhof zu Meisenheim und von Friederikens Grabe, auf dem eben junge Rosen erblühten, dem aber noch die schützende Umzäunung fehlte. Tief zogen mir durch's Gemüth die schroffen Gegensätze, die so schneidend in Friederikens Leben gefallen waren, der Erde höchste Lust und ihr tiefstes Leid, und an unserem Geiste rauschte mir vorüber das Wort unsers großen Dichters:

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz;
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“ —

Regentage im Gebirge.

Der Herbst neigt sich seinem Ende zu und bald werden die letzten Nachzügler jenes Heeres, welches Sommer aus Sommer ein sich in die waldgrünen Thäler des baierischen Gebirges ergießt, aus diesem verschwunden sein, um am warmen Ofen, bei der brodelnden Tasse Thee und bei der duftenden Cigarre immer wieder die schönen Erinnerungen durchzukosten, welche die reiche Beute des Sommerausfluges bilden und über den Frost und die Langeweile des in die Zimmer bannenden Winters hinweghelfen müssen.

Ja, es ist schön im Gebirge! Wer diese reine, frische, Mark und Muth stärkende Luft je eingeathmet hat, wer je durch die thaufrischen Thäler und Schluchten gewandert ist oder die steilen, sonnenbeschienenen, waldgeschmückten Höhen erklommen und mit trunkener Seele auf alles unter ihm Seiende geblickt hat — vergißt es nimmermehr. Und wer dächte nicht immer wieder an jene herrlichen blauen Mondnächte zurück? Wie mit Silber übergossen stehen die Bergwände, aber über den schweigenden Thälern liegt

Regentage im Gebirge.
Originalzeichnung von L. Bechstein in München

Digitized by Google

ein geheimnißvoller blauer Duft und die schwarzen Wälder blicken ernst auf die Dörfer und Gehöfte zu ihren Füßen, die sie wie ein schützender Kranz umgeben und in denen kein Laut, kein Ton die wunderbare Ruhe der Nacht stört. Nur der unermüdliche Brunnen rauscht, geschwätzig wie immer, und in seiner sprudelnden Fluth blitzt das Silberlicht des hoch im Blauen schwebenden Mondes.

Glücklich, wem nur solche Erinnerungen in der Seele haften, wer es nicht miterlebt hat, wenn der Himmel sich öffnet und seinen unerschöpflichen Wasserreichthum auf die Berge und in die Thäler und in die ungepflasterten Dorfstraßen gießt. Doch nein, auch das muß erlebt sein; man muß den Schrecken mitempfunden haben, der Einen überkommt, wenn plötzlich hoch oben auf einem wegen seiner Aussicht berühmten Bergrücken, zu dem man in der heitern Frühe des Morgens hinaufgeklettert ist und auf dem man sich nun der behaglichsten, wohlverdienten Ruhe hingeben will, der verhängnißvolle Ruf laut wird:

„Es tröpfelt!“

Ein entsetzter Mund hat die beiden Worte gerufen und im Nu springt die ganze Gesellschaft, welche anmuthig auf einem Wiesenfleck zwischen fichtengekrönten Felsenwänden gelagert war, in die Höhe und so viel Hände nur frei sind — man hatte sich eben daran gemacht, die aus dem stattlichen Rucksack des Führers geholte Kalbskeule zu zerschneiden und einer der Flaschen, welche weise Vorsicht auf die nur Quellwasser bietenden Höhen mitgenommen, den Hals zu brechen — so viele Hände strecken sich aus, die Wahrheit der eben gewordenen Ankündigung zu erproben.

Es tröpfelt wirklich. Eine trübe Fläche, deren eintöniges Grau nur durch einzelne tiefer ziehende, dunkler gefärbte Wolken unterbrochen ist, schiebt sich langsam am Himmel hin und dort hinter dem zackigen, kahlen, zerklüfteten Gebirgsstock zieht es schwarz und drohend herauf. Ein leichter kühler Wind bläst aus der Schlucht im Winkel und streicht über die Spitzen des Nadelholzes, die aus der Klamm unten heraufragen und fast die Füße unserer auf einer schmalen Terrasse befindlichen Vergnügungszügler berühren.

Diese sehen sich rathlos in die erschrockenen Gesichter, schon aber hat der Führer das einzig Räthliche begonnen und zusammengepackt, was er nur erraffen und in seinen weiten Rucksack schieben konnte. Er hatte den Regen angekündigt, man hatte ihm nicht geglaubt; jetzt prophezeit er, daß der Regen anhalten werde, und jetzt glaubt man ihm; das Schäkern und Lachen ist verstummt, das Tröpfeln, das die Gesellschaft aufgescheucht, ist schon zu einem leichten Regenschauer geworden. Im Nu greift man zu Plaids und Ueberziehern, die man kaum erst von sich geworfen, und Alles macht Miene, einer gescheuchten Gemsenheerde gleich, den Felsen entlang eilfertig den Pfad hinabzustürzen, den man eben erst mühsam heraufgeklommen.

Der Führer ruft ein gewichtiges Halt! Zwar hüllen sich die Berge mehr und mehr in den verhaßten grauen Schleier, der auch die ferne Ebene, auf die hier ein weiter Blick gegönnt war, dem Auge entzieht — aber ist das Hinabsteigen in das Bett der Klamm an und für sich schon nicht ohne Schwierigkeiten auszuführen, wie viel mehr jetzt, da die rings den Boden locker bedeckenden Steine, naß und schlüpfrig geworden, dem hastigen Fuß nicht mehr den gewünschten Halt bieten. Jeder Schritt muß mit Bedacht gethan werden, jede unzeitige Eilfertigkeit kann den Sturz in die Tiefe zur Folge haben. Dabei füllt das ahnungsvolle, unendliche Rauschen des niederströmenden Regens rings die Luft und schwere Zweige beugen sich widerspenstig da und dort über den schmalen Weg. Kein Geländer schützt vor dem Abgrund, der sich zur Rechten öffnet und in dessen Tiefe, dem Auge unsichtbar, der tobende Wildbach braust, auf der andern Seite aber steigt die Felsenmasse in die Höhe, und die Wenigen, welche mit einem Bergstocke versehen sind, wissen ihn hier in der ungewohnten Lage nicht zu gebrauchen.

Am bedauernswerthesten sind die Damen! Sie haben offenbar zum ersten Male ihren kleinen Fuß auf den Rücken des Gebirges gesetzt und ihn darum mit einer Stiefelette bekleidet, deren Glanzleder wohl für das schimmernde Trottoir Berlins, aber nicht für den regenerweichten, geröllreichen Boden einer altbaierischen Gebirgsklamm berechnet ist. Mit Mühe schürzen sie die regenschwere Last des faltenreichen, schon da und dort Spuren scharfkantiger Eckſteine oder spitziger Dornen zeigenden Gewandes empor, und doch sollen die schmalen Hände zugleich den für eine Regenfluth im Gebirge lächerlich kleinen Emoutcas tragen, der höchstens dem winzigsten aller Hüte, die je in eine schöne Mädchenstirn hereingeschoben waren, zum Schutze dienen kann.

Um die Aussicht kümmert sich längst kein Blick mehr, sie ist verschwunden; aber an den zerrissenen Felsenwänden rieselt es in breiten Rinnen immer mächtiger herunter, ein Quell um den andern erschließt seine unendlichen Wasser, der aus der Klamm aufgejagte kalte Wind schüttelt die niederhängenden Zweige — Alle athmen auf, da man nach stundenlangem Herabsteigen wenigstens in den Thalgrund gelangt ist und, den Wald verlassend, nun den kürzeren Weg über die Wiesen nehmen kann. Beim Heraustreten sieht man die Berge fast bis zu ihrem Fuß von grauen, langgestreckten Wolken verhangen — ein trauriger, für die nächsten Tage Unheil verkündender Anblick. Doch für jetzt drängt nur die Gegenwart und dort führt über den Wildbach ein Steg, durch dessen Benützung man bis zum nächsten Dorfe gewiß eine halbe Stunde Zeit gewinnt.

Umsonst! der vorher laut gepriesene Steg erweist sich als ein Balken, kaum einen Fuß breit, und unter ihm schäumen die Wasser des schon merklich geschwollenen Baches. Der feuchte, dunkle Balken glänzt in tausend Tropfen, aber gerade dieser unheimliche Glanz schreckt die zaghaften Gemüther der Damen, und seufzend entschließt man sich den Umweg zu machen, zu welchem ein ziemlich breiter, reichlich von Lachen und Morästen unterbrochener Fahrweg zwingt. Doch auch er führt zu dem ersehnten Dorfe, zu dem Wirthshause, dessen anmuthige Schilderung der Führer immer wieder unternommen hat, wenn der Muth zu sinken drohte.

Doch halt! Zwar der Wirth steht freundlich grinsend auf der gastfreundlichen Schwelle, aber neugierig auslugende Gesichter zeigen, daß schon längst andere Heerschaaren eingefallen sind und sicher vom Besten, was das einstöckige Haus zu bieten vermag, Beschlag genommen haben; es wird Mühe kosten, in der raucherfüllten Wirthsstube, in den schmalen Betten der Gastzimmer und auf dem Heu des Dachbodens ein Plätzchen zu finden.

Glauben Sie, daß der Regen anhalten wird? Dies ist die einzige Begrüßung, die man hier hört, und die Umschau auf die vielen Gesichter in der Runde bietet wenig erfreuliche Momente; denn ach, für den ersten Abend kann wohl ein Ländler oder Schuhplattlertanz, den man in der niedrigen Bauernstube zu sehen bekommt, entschädigen, aber dann? Morgen wird Alles, was nur an Sommerfrischlern in den einzelnen Häusern des Dorfes und in seiner Umgebung untergebracht ist, sich zum Wirthshause drängen, und Alle werden mit der verdrießlichsten Miene von der Welt nur davon zu erzählen wissen, wie die herrlichsten Ausflüge, die sie gerade für diesen Tag, gerade für diese Woche sich vorgenommen, nun zu Wasser geworden sind.

Klingelt es, wie das jetzt fast in jedem baierischen Wirthshause üblich geworden ist, um elf Uhr zur „Table d'hôte“, dann treten die Stammgäste mit sicherem Schritt, eingenetzte Touristen, die schüchtern die belegten Converte und die umgelegten Stühle umkreisen, herein; „liebenswürdige“ Mädchen folgen nach unter den Fittigen der Gouvernante. Dazu endloses Kindergewimmel, endlose Grüße und Complimente.

Nach der Table d'hôte treten die individuellen Bedürfnisse in den Vordergrund. Der Zeitungstiger, der auch auf dem Lande nicht von Politik läßt, stürzt auf die neuen Blätter los und verschlingt schon am hellen Mittag die Augsburger Abendzeitung. Der Banquier geht heim und legt sich in seinen Amerikaner, um über die Papiere gleichen Namens nachzudenken; die Mädchen ziehen die Stickerei aus der Tasche und lassen sich über ihren Fleiß den Hof machen.

Wenn jedoch ein Regentag auf dem Lande correct verlaufen soll, dann muß am Nachmittag „tarokt“ werden. Da man hier nicht an die Etiquette gebunden ist, die uns in Städten peinigt, so ist die Partie oft bunt zusammengesetzt und zeigt ein pikantes Gemisch von Hochgeborenen, Wohlgebornen und Eingebornen. Selbst das schwache Geschlecht wird zur Betheiligung gezogen, wenn im wörtlichen Sinne Noth an den Mann geht. Es giebt ja auch Tarok-Amazonen.

Solch' eine oberländische Spielpartie ist beinahe ein niederländisches Genrebild. An dem Tisch das schweigsame Drei- oder Viergespann; unter dem Tisch der langbeinige schnarchende Hundeköter, dazu das Fallen der Karten, das Rasseln der Sechser, die Seufzer der Verlierenden. Grauer Himmel liegt vor den Scheiben, blaue Tabakwölkchen füllen die Stube. Auf den Gesichtern aber

Digitized by Google

waltet jene seltsame Mischung von Eifer und Langeweile, wie sie eben nur schwermüthige Regentage zuwege bringen.

Andere wieder ziehen jenes seltsame, mit Schadenfreude gemischte Vergnügen vor, von der trockenen Altane aus zuzusehen, wie noch fortwährend nasse Mitmenschen ankommen, die einen in der duftenden Lederkutsche, die andern auf eigenen Füßen — Alle als die geschlagenen Truppen des Vergnügens. Solch' eine Procession sieht aus, als ob sie für die sieben Werke der Barmherzigkeit hergerichtet wäre, aber die heutige Welt hat kein Erbarmen mehr.

Gewöhnlich wird es gegen Abend ein wenig heller, und dann benützt man die lichten Zwischenräume dieses wahnsinnigen Regens zur Schlußpromenade. Männlein und Weiblein spazieren hintereinander, als ob sie eben aus der Arche Noah entschlüpft wären; Fräulein schwingen sich mit Zartgefühl über die Pfützen; die Buben aber üben das Horazische ire in medias res, indem sie mitten in den Schmutz springen. Ganze Karawanen begegnen sich also in der Dämmerstunde und ihr gemeinsames Thema ist, daß es morgen hoffentlich besser wird. Auch der Wirth ist dieser Meinung, und hat sich deshalb einen zerbrochenen Barometer gekauft, der ein für alle Mal auf Schön Wetter zeigt. Daher sein Name: Trostbarometer.

Nun muß noch der Abend überstanden werden. Für diejenigen, welche zu Hause, das heißt in den Bauernhäusern bleiben, welche ihnen für die Sommerzeit ein an Comfort nicht eben reiches Gelaß geboten haben, beginnen um halb acht Uhr die Mysterien des Schlafrocks und der Pantoffeln, sie organisiren in der gemietheten Bauernwohnung ein rudimentäres Souper mit Familienleben. Die zinnernen Teller des Hausherrn fühlen sich nicht wenig geschmeichelt, daß sie zur Aushülfe gezogen werden, desgleichen die Trinkgefäße, welche auf Rosen und Vergißmeinnicht wandeln. Denn dieser fromme Spruch, in Blumensprache geschrieben, fehlt selten auf den Tassen einer ländlichen Hauseinrichtung. Schlag acht Uhr wird der jüngste Sprößling in einer Commodeschublade oder in dem großen Koffer zu Bett gebracht, dann kommt die Friedenspfeife des Papa und das mütterliche Strickzeug.

Ganz anders ist es bei denen, die „ausgehen". Da sind in dem langen Wirthshaussaal die Tische dicht besetzt, Kopf an Kopf, Köpfchen an Köpfchen. Und namentlich die Mienen der letzteren haben sich nun doch schon ein wenig aufgeheitert, denn heute hat man in der Wirthsstube eine Clavierruine entdeckt, wie sie im bairischen Gebirge schon ziemlich häufig zu finden ist, und was bedarf es mehr? „U. A. W. G." — „und Abends wird getanzt"! Man kennt sich, man braucht sich, man liebt sich sogar stellenweise, also ist diese Idee formell zulässig und materiell begründet. Schnell werden die Tische bei Seite gerückt, und da Niemand anfangen will, weil die Einen zu alt und die Anderen zu jung sind, so fängt Alles auf einmal an. Mit Schrecken gewahren die Schlummernden der untern Etage diese sociale Revolution. Sie hören schreien: „Parisienne, Polkamazur', Vis à vis, Cotillon!" und dies letzte Wort ist ihr Todesstoß. Die Honoratioren aber, welche an ihrem unantastbaren conservativen Ecktisch sitzen, schauen mit Staunen auf den gottlosen Jubel der Stadtkinder.

Und so kann nun die Mitternacht herankommen, bis die Mütter schläfrig und die Töchter vernünftig werden. Der Vater mag treiben, so viel er will: nur mit Widerstreben eilt man von dannen, da man schon unter der Thür zurückprallt vor dem wüsten Lärm der Regennacht. Auf den engen Dorfwegen, zwischen den perfiden Spitzzäunen wird nach Hause geklettert; die kleine Handlaterne verlischt auf halbem Wege und der Galant, der die Damen begleitet, benutzt mit Vergnügen den Nothstand, um den Arm der Dulcinea zu erhaschen. Endlich knarrt die Hausthür und die feuchten Schatten sind hinter derselben verschwunden.

Alles ist zur Ruhe gegangen.

„Horch nur, wie es gießt," sagt die Mutter zum Vater und dieser schüttelt den Kopf und spricht:

„'S ist doch infam hier auf dem Lande."

„Horch nur, wie es gießt," sagt die ältere Schwester zur Kleinen; aber diese schüttelt den Kopf und spricht:

„'S ist doch famos hier auf dem Lande."

Und sie hat Recht: es ist herrlich auf dem Lande, es ist herrlich in den Bergen und trotz Regen und Regenwetter werden wir die Fahrt zu ihnen wiederum wagen, sobald die Lüfte auf's Neue warm und Wald und Wiese auf's Neue grün geworden sind; die Sonne aber wird siegreich auf Wald und Wiesen, auf Bergen und Höhen liegen und wir werden unendlich froh und glücklich sein.

Blätter und Blüthen.

Französische Banknoten. Das Papiergeld des Landes und der Banken gegen Fälscher zu schützen, ist das allgemeine Streben sämmtlicher Staaten. Unter den verschiedenen Systemen, welche man zu diesem Zwecke gewählt hat, ist das französische wohl das künstlichste. Man giebt die Banknoten in Gruppen oder sogenannten Alphabeten aus, von denen jedes fünfundzwanzigtausend Stück enthält, so daß auf jeden der fünfundzwanzig Buchstaben tausend Stück kommen, und numerirt die Alphabete der Reihenfolge nach. Jede Note hat nicht blos gewisse Bezeichnungen, welche sie von allen anderen unterscheiden, sondern trägt auch eine Zahl, welche angiebt, wie viel Noten desselben Werths bereits ausgegeben sind. Nehmen wir eine Tausend-Franken-Note zum Beispiel. Sie enthält das vollständige Datum ihrer Ausgabe: 25. Mai 1869; in zwei Ecken bezeichnet die Zahl 32 das zweiunddreißigste Alphabet, während ein T auf den bestimmten Buchstaben jenes Alphabets hinweist. In den beiden anderen Ecken steht die Zahl 369 und sagt, daß diese Note die dreihundertneunundsechszigste im Buchstaben T ist, und die Zahl 0,793,369 giebt an, daß am 25. Mai 1869, dem Datum dieser Note, 793,369 Banknoten, jede zu tausend Franken, gedruckt und ausgegeben waren. Unser Beispiel wird gezeigt haben, daß nicht zwei Banknoten einander vollständig ähnlich sein können, und schon dieser Umstand ist ein mächtiger Schutz gegen Fälschung.

Alles, was mit der Anfertigung der Noten in Verbindung steht, wird mit außerordentlicher Vorsicht behandelt. Das Papier wird in der Nähe von Coulommiers in einer Papiermühle gemacht, die keine andere Arbeit vornehmen darf. Ein Aufsichtsbeamter, den die Bank besoldet, verläßt die Fabrik nie. Das Papier wird mit der Hand und in ganz kleinen Stücken von der Größe der Banknoten gemacht. Jede Note trägt ein Wasserzeichen, welches nach einem gewissen Systeme wechselt. Alle Papierstücke werden hinsichtlich ihrer Stärke, Größe und Reinheit genau geprüft und so sorgfältig gesichtet, daß von je hundert sechszig verworfen und zur Stampfe geschickt werden. Die tadellosen Blätter werden von dem Aufsichtsbeamten in eiserne Kasten gepackt, verschlossen, versiegelt und der Bank von Paris zugeschickt, wo man sie einer zweiten Prüfung unterwirft. Haben sie auch diese bestanden, so legt man sie in einen größern Kasten von starkem Eisen mit zwei Schlössern. Zu jedem Schloß hat ein höherer Beamter, der Generalsecretair und der Controleur, einen Schlüssel, und ohne das Zusammenwirken dieser beiden Herren können die kostbaren Papierstückchen nicht aus dem Kasten genommen werden.

Mit noch größerer Sorgfalt als das Papier werden die Platten behandelt. An der Stahlplatte, die bei der Herstellung der heutigen Tausend-Franken-Noten benutzt wird, hat Herr Barre drei Jahre gearbeitet. Von dieser Platte nimmt man Elektrotypen, von denen jede fünfzigtausend Abdrücke liefert, ehe sie sich abnutzt. Bei Banknoten von geringerm Werth nimmt man die Photographie zur Hülfe. Man entwirft eine Zeichnung in großem Maßstabe, nimmt von ihr eine verkleinerte Photographie, gravirt nach derselben eine Platte und macht nun elektrotypische Abgüsse. Das Hinzuziehen der Photographie soll das Verfahren schneller, sicherer und wohlfeiler machen. Die Platte für die heutigen Hundert-Franken-Noten ist so fein gearbeitet, daß ihre Herstellung fünf Jahre gekostet haben soll.

Wenn neue Noten gedruckt werden sollen, so übergiebt man dem Factor der Druckerei eine entsprechende Anzahl der sorgfältig vorbereiteten und aufbewahrten Papierstücke. Diese Druckerei befindet sich in einem der neuen Gebäude der Bank von Frankreich und steht unter der strengsten Aufsicht. Die Arbeiter sind lauter ausgesuchte Leute, geschickt, fleißig und verschwiegen. Die Papierstückchen, die Druckerfarbe und die Abgüsse von den Platten werden bis zu dem Augenblick, in dem man sie braucht, unter sicherem Verschluß gehalten. Der Druck erfolgt auf Dampfpressen. Die Druckerfarbe ist blau und nur wenige Beamte kennen ihre Bestandtheile. So lange gearbeitet wird, macht ein Aufseher die Runde und beobachtet jede Presse, jeden Arbeiter und jede Handlung. Zum Druck der wechselnden Zahlen auf den einzelnen Noten dient eine besondere Presse, die so sinnreich eingerichtet ist, daß sie tausend Banknoten hintereinander druckt und die Lettern mit den Zahlen selbst wechselt. Man braucht sie kaum zu berühren, denn auch das Fortschieben der fertigen Banknote und das Unterlegen einer neuen besorgt sie allein. Nach jeder der vorkommenden Arbeiten wird die Banknote geprüft. Es wird so genau Buch geführt, daß stets ein Register zur Hand liegt, aus dem man ersieht, wie viele Banknoten seit der Gründung der Bank von Frankreich wegen Fehler im Papier, im Druck oder im Numeriren verworfen worden sind. Wenn der Factor seine fertigen Pakete abgegeben hat, so wird jede Banknote mit den Namensunterschriften des Generalsecretairs und des Controleurs gestempelt. Nun ist sie fertig und wird in einen eisernen Schrank gelegt, zu dem die beiden genannten Beamten die Schlüssel haben und in dem sie bis zum Tage der Ausgabe bleiben. Diese erfolgt erst, nachdem der Hauptcassirer an den Director berichtet hat, daß er neue Noten einer gewissen Classe braucht, worauf der Director dem Verwaltungsrath Mittheilung macht und der letztere den Generalsecretair und den Controleur ermächtigt, ihren eisernen Schrank aufzuschließen und die verlangten Noten abzuliefern. Eigentliches Geld sind

diese noch nicht und werden es erst dann, nachdem der Hauptcassirer jede mit seiner Unterschrift versehen und ihre Zahl in ein Buch eingetragen hat.

Das Leben einer französischen Banknote dauert durchschnittlich zwei bis drei Jahre und endet nicht früher, als bis sie sich in einem ganz traurigen Zustande befindet, beschmutzt, zerknittert und halb zerrissen ist. Manche sind halb verbrannt eingeliefert worden, eine hatte sich im Magen einer Ziege gefunden und eine war von einer Wäscherin in einer Westentasche verbrüht worden. Ist es dem Cassirer der Bank irgend möglich, die Banknoten noch zu entziffern und als echt zu erkennen, so giebt er eine neue dafür. Die Bank bewahrt als Merkwürdigkeiten kleine Papierfetzen auf, die auf Pappe aufgeklebt sind und einen hohen Begriff von dem scharfen Auge des Cassirers geben, der in diesen Ueberresten Bruchstücke ehemaliger Banknoten entdeckte. Sehr wenige gehen vollständig verloren. In den letzten siebenundzwanzig Jahren sind 24,000 Banknoten zu tausend Franken ausgegeben worden und von diesen hat die Bank im vorigen Januar 23,958 zurückerhalten, so daß blos 42 nicht eingereicht worden sind. Von 25,000 Noten zu fünfhundert Franken sind 24,935 zurückgekehrt. Die Bank hält sich verpflichtet, diese nicht eingereichten Banknoten jederzeit einzulösen.

Die alten Banknoten werden immer wieder in Umlauf gesetzt, nachdem man sie untersucht hat. Sind sie zu schlecht geworden, so cassirt man sie, indem man sie mit einem Stempel durchlöchert. Diese cassirten Banknoten gehen durch die Hände mehrerer Beamten und werden nach Classen zu Bündeln geordnet. In das Buch, welches den Geburtstag jeder Note angiebt, wird nun der Todestag eingetragen. Nachdem die ungültig gewordenen Noten drei Jahre in einer großen eisernen Kiste eingekerkert gewesen sind, werden sie verbrannt. Auf einem offenen Hofe zündet man ein mächtiges Feuer an und legt die Papiere in einen Drahtkäfig, der über dem Feuer hängt und in Drehung gesetzt wird. Durch die Maschen wirbeln die Aschenstäubchen in die Luft und verschwinden im unendlichen Raum. Jeden Monat einmal, wenn etwa 150,000 cassirte Banknoten sich angesammelt haben, wird ein großer Brand veranstaltet. Im vorigen Jahre wurden 2,711,000 Banknoten im Werthe von 904,750,000 Franken ausgegeben und 1,927,192 Banknoten im Werthe von 768,854,900 Franken verbrannt.

Es klingt erschrecklich, daß zweihundert Millionen Thaler Banknoten in einem einzigen Jahre absichtlich verbrannt worden sind. Glücklicherweise kann die Bank ebenso schnell schaffen, als sie zerstört. Banknoten von dem hohen Betrage, der in England und auch bei uns ausnahmsweise vorkommt, sind in Frankreich nicht gebräuchlich. Die umlaufenden Noten lauten alle auf 1000, 500, 100 und 50 Franken. Im Jahre 1846 wurden hübsche roth gedruckte Noten von 5000 Franken in Umlauf gesetzt, fanden aber beim Publicum eine so schlechte Aufnahme, daß sie eingezogen und verbrannt wurden.

Bis zur Erfindung der Photographie druckte man die Banknoten schwarz. Man befürchtete aber, daß solche Noten leicht nachgemacht werden könnten, und ging deshalb zur blauen Farbe über. Um Fälschungen anderer Art auf die Spur zu kommen, hat die Bank einen erfahrenen Chemiker angestellt, der alle neuen Erfindungen, mit denen ein Mißbrauch getrieben werden könnte, studiren muß. Fälschungen kommen äußerst selten vor. Um so größer war der Schrecken der Bankbeamten, als im Jahre 1853 falsche Hundertfranken-Noten in großer Zahl und rasch hintereinander bei der Bank einliefen. Sie waren so vorzüglich gearbeitet, daß kein Bankier, Geldwechsler oder Kaufmann den Betrug entdeckt hat. Selbst die Sachverständigen der Bank konnten die falschen Noten nur an einer kleinen schwarzen Stelle in der Nähe der Figur des Mercur von den echten unterscheiden. Acht Jahre lang machten diese Banknoten regelmäßig ihre Aufwartung und alle Bemühungen der Behörden, ihre Quelle zu entdecken, blieben ohne Erfolg. Die Bank schwieg über die Fälschung, um das Vertrauen des Publicums zu den Hundertfrankennoten nicht zu erschüttern. Endlich entdeckte man den klugen Verbrecher in der Person eines Kupferstechers, dem es gelungen war, für beinahe 200,000 Franken falsche Banknoten in Umlauf zu setzen. Im Jahre 1862 nach Cayenne transportirt, suchte er in die holländischen Niederlassungen zu entfliehen, blieb aber schwach und erschöpft im zähen Schlamme eines Flusses stecken und wurde von Krabben lebendig gefressen.

Die Bank von Frankreich leistet alle ihre Zahlungen in Banknoten, doch kann Jeder diese Papiere an einer anstoßenden Casse sofort in baares Geld umsetzen. Im vorigen Jahre wurden dort 722,000,000 Franken in Geld ausgezahlt. Eine Million Franken in größern Banknoten wiegt blos 1644 Gramm und findet in einem Paket von der Größe eines starken Octavbandes Platz. Welchen Raum diese Noten trotzdem einnehmen, wenn sie in großer Menge beisammen sind, beweist eine Anekdote von einem Gerber in Dijon, welcher öffentlich behauptet hatte, daß die französischen Staatsausgaben, die etwa 2,000,000,000 Franken betragen, in Banknoten bis zur Spitze des Thurms der St. Benigna-Kirche reichen würden. Der Gerber wurde wegen staatsgefährlicher Aeußerungen vor die Polizei geladen, aber er bewies, daß er noch zu wenig gesagt habe, da zwei Millionen von Tausend-Franken-Noten eine Säule von zweihundert Meter Höhe bilden würden.

Zu den Gewölben der Bank von Frankreich steigt man auf einer steinernen Treppe hinunter, die so eng ist, daß zwei Personen nicht nebeneinander gehen können. Um zu dem Schatze der Bank zu gelangen, muß man vier eiserne Thüren aufschließen, von denen jede mit drei Schlössern versehen ist, zu denen zwei Beamte die Schlüssel haben. In den Gewölben stehen bleierne Kisten, welche mit Säcken zu zehntausend Franken in Silber und mit kleinern Beuteln zu zehntausend Franken in Gold gefüllt sind. Silber- und Goldbarren, als Pfänder für Vorschüsse von Bankiers und Geldwechslern deponirt, sind symmetrisch zu Massen geordnet. In diesem Jahre lagen einmal für siebenhundertsechsundzwanzig Millionen Franken gemünztes und ungemünztes Gold und Silber im Gewölbe der Bank.

Bekenntnisse eines Dichters. Glaßbrenner's berühmtes Epos „Neuer Reineke Fuchs“ feiert im nächsten Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Ueber seinen ersten Erfolg avant la lettre (der zweite fand bei Th. Mundt in Berlin, der dritte bei Heinrich Laube in Leipzig 1845 statt) erzählt Hoffmann von Fallersleben, S. 241 im 4. Bande seines Werkes „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen.“ (Hannover.) Folgendes:

„Den 22. Mai 1845 gab Runge (der berühmte Chemiker in Oranienburg) eine große Gesellschaft, die er ‚ein großes Zauberfest‘ nannte. Es waren zweiundzwanzig Personen eingeladen, außer den Herren auch Frauen und Fräulein. Auch Glaßbrenner mit Frau, der erst Mittags mit der Strelitzer Post angekommen war, nahm Theil. Runge sorgte auch heute dafür, daß sich keine Langeweile blicken ließ, er wurde aber in seinem Streben, die Gesellschaft geistig anzuregen und zu beleben, heute überflügelt durch seinen Strelitzer Gast. Glaßbrenner las uns einige Abschnitte aus seinem neuesten Werke: ‚Neuer Reineke Fuchs‘. Der Erfolg konnte nicht glänzender sein, unser Genuß war ein großer, ein überraschender, wir waren Alle erfreut und gerührt. Als ich mit ihm allein war und noch ganz erfüllt von der schönen Wirkung seines Gedichts, reichte ich ihm die Hand: ‚Lieber Glaßbrenner, ich bin so freudig überrascht, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank besser kundgeben soll, als dadurch, daß ich Ihnen mein Du anbiete.‘ Ich sprach mich dann den folgenden Tag noch in einem Briefe an ihn abermals sehr theilnehmend über seinen Reineke aus.

Schon den 25. Mai antwortete er mir aus Berlin, wohin er sich von Oranienburg aus begeben hatte:

‚Dank, herzlichsten Dank, mein lieber Bender. Ich bin tief gerührt über Deine schriftliche Anerkennung meines Gedichts, bei welcher Dich Dein Freiheitsgefühl zu so großen Worten hingerissen. Wie kann ein so kindlich reines Herz in einem so langen, knetigen Körper wohnen! Wohl seit fünf Jahren klettre ich an Dir, Felsen, hinauf, und nun erst habe ich die Rose Deiner Seele gefunden, die für die Guten duftet, deren Dornen die Bösen treffen. Ach, Hoffmann, Du weißt gar nicht, was Du mit Deinem Lobe an mir gethan hast! Aus Deinen Thränen, die bei meinem Gedichte flossen, wird mein Ruhm emporblühen: ein kleines anmuthiges Blümchen. Schau' mein ganzes literarisches Leben an und glaube, daß ich das ernst meine. Als mir das Gefühl der Freiheit in den Kopf stieg und dann wieder in's Herz zurückkam, und mir fast die Brust zersprengte: da konnte ich mit meinem kleinen Talente und mit meinem noch kleineren Wissen den unendlichen Drang nicht bewältigen; ich schwamm und schwamm ohne festes Ziel, ohne innere Sicherheit, wohin die Wogen der Zeit mich trieben. Denke an das Meer in meinem Reineke Fuchs: ich hatte der Urkraft gegenüber den Gedanken, den bewältigenden, nicht gefunden; mein Witz unterdrückte die Poesie und diese blieb immer ungesehen zwischen den Zeilen liegen. Noch heute bin ich der Masse nichts mehr als ein Lustigmacher, als ein Hofnarr, der der Tyrannei unter der Maske des Scherzes bittere Wahrheiten zuruft. Das wäre nun schon, gut verstanden, Etwas, aber ich will die Tyrannei nicht belustigen, ich will nicht ihr Narr sein! Deine Lieder kamen, die so leicht scheinen, weil sie so leicht in Kopf und Herz gehen, und so schwer sind: da wurde es licht in mir, da fand ich den Gedanken für mein Talent, und:

auf dem geschnitzelten Splitter
zieht der kecke, tollkühne Ritter

auf und über das Meer dem Lande der Freiheit zu. Ich dichte ein Bändchen Lieder; sie finden Theilnahme bei den Besseren, aber das Volk wirft sie bei Seite, will das Gute darin gar nicht sehen, weil es den Lustigmacher nicht verlieren will. Was ist das? frage ich mich und fand bald die Antwort: Lieder sind immer nur noch einzelne Gedanken in Form gebracht; das Volk will ein Werk haben, ehe es an Dich glaubt. Nun schreibe ich in Neustrelitz, fern von der Welt des Heute, den ‚Fuchs‘. Ich packe das Werk ein, weiß aber nicht, ob es ein Werk ist; in banger Hoffnung (wahrhaftig wahr) reise ich und rutsche nach Preußen, das in der Welt liegt. Auf dem Markte in Oranienburg sehe ich Dich und augenblicks wird es mir klar, daß hier das immer mit bedeutenderen Menschen poetische Schicksal mitspielt. Aut — aut! ruft es mir in's Ohr; faßt Dein Gedicht Diesen, so bist Du durch; wo nicht, so bleibst Du Lustigmacher!

Denke Dir nun, was in meiner Seele in der Zauberküche unseres Runge vorging.‘ . . .“

Ein kämpfendes Bild. Diese Bezeichnung verdient Kaulbach's „Zeitalter der Reformation“, jene Perle der Wandmalerei im Neuen Museum in Berlin, welche die größten Geister einer aufwärtsstrebenden Zeit in einem Tempelraum vereinigt. Dieses Gemälde ist offenbar ein mächtiger Mitkämpfer gegen alles Dunkelmännertreiben, und von diesem Standpunkt betrachteten wir es, als wir unseren Lesern den großen Stahlstich empfahlen, durch welchen die Verlagshandlung von Alexander Duncker in Berlin die berühmte Composition des kühnen Meisters aus dem Museum in die Familienräume der Kunstfreunde überzuführen suchte. Jetzt, wo das ultramontane Mittelalter mit Sturm in unsere Gegenwart hereinzubrechen droht, geht auch A. Duncker einen Schritt weiter, indem er in einem trefflichen Kupferstich eine Thalerausgabe von Kaulbach's kämpfendem Bild in die Welt schickt, damit diese auf die Wand geschriebene Weltgeschichte in immer weiterem Kreise vor die Augen des Volks trete. Möge die Wirkung dem ausgezeichneten Mittel entsprechen!

Inhalt: Jedem das Seine. Von Ad. von Auer. (Fortsetzung.) — Das Bild der Gemordeten. Mit Abbildung. — Zwei Affen-Menschen. Von Dr. Louis Büchner. — Im Grabe der Verschütteten. — Auf dem Kirchhof zu Meisenheim. Von J. Leyser. Mit Abbildung. — Regentage im Gebirge. Mit Abbildung. — Blätter und Blüthen: Französische Banknoten. — Bekenntnisse eines Dichters. — Ein kämpfendes Bild.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auer.

(Fortsetzung.)

Ein paar Wochen vergingen schnell. Durch die sonst so stillen Räume hallten jugendliche Schritte und junge Stimmen sangen mit den Vögeln draußen um die Wette. Die Schnepfe zog und sie zog Hasso mit dem Jäger in den Wald, den schönen stillen Wald voll Feiertagsruhe und Frühlingsandacht. Auf den Feldern regte sich Leben, Frühlingsthätigkeit und Arbeit. Hasso war überall dabei und behielt doch noch Zeit genug für die Stunden am Kaffee- und Theetisch der Tante und die tausend Anforderungen der jungen Mädchen, die seine Begleitung bei den Streifereien durch Feld und Wald wünschten.

Welch ein anderes Leben und Treiben war doch auf einmal über den stillen Ort gekommen! Helle Gewänder leuchteten durch die dunklen Hecken des Gartens, freundliche junge Gesichter blickten in die Hütten des Dorfes und woben das Band wieder fest, das die lange Abwesenheit der Herrschaft gelöst und zerrissen.

Joseph vollends war glücklich, die jungen Herrschaften so herangewachsen zu sehen, und sprach seine Hoffnung aus, sie möchten bleiben, nun immer bleiben.

„Es geht hier gar zu bunt zu; es ist eine Sünde und Schande, wie die gnädige Frau betrogen wird“ — aber Hasso legte ihm Stillschweigen auf.

„Wir wollen jetzt nicht darüber sprechen,“ sagte er; „es lohnt nicht anzuklagen, wen man nicht überführen kann. Ich bin jetzt nur Gast hier; gebe Gott, daß ich's durchsetze, bald etwas Anderes hier zu sein.“

„Herr?“ fragte Joseph entzückt.

„Nicht doch, meiner Tante Verwalter,“ entgegnete Hasso.

Die leichte Herzenswunde der Schwestern heilte und der Frühling streute Blüthen über die Narbe. Von Rosens Stirn wich das Nachdenken, das Clemens' Werbung und der kleine Frühlingssturm, den sie bei den Zwillingsschwestern erregte, hervorgerufen; es war Alles wieder Harmonie, Friede, Glück und Frühlings- wie Lebensfreude. Aber nicht alle Blüthen, die der Lenz hervorruft, reifen zur Frucht, zahllose streift der Wind von den Zweigen, und der Wind ist da und Sturm geworden, noch ehe die vom Glück Berauschten die erste Wolke am Horizont gewahrten.

Ursula saß in ihrer Stube. Der altväterliche Schreibtisch des Urgroßvaters, den Tante Rosine ihr zur Benutzung zugewiesen, war mit Papieren und Büchern bedeckt, letztere aus der Bibliothek, die Ursula's strebsamem denkendem Geist manchen Schatz in alterthümlichem Einband und auf vergilbten Blättern offenbart hatte. Die Schubkästen des Tisches enthielten Familienpapiere, Briefe während des siebenjährigen Krieges geschrieben, Cabinetsordres des großen Königs, kurz manches der Aufbewahrung werthe Document, manchen Beitrag zur Geschichte der Vergangenheit, wenn auch nur der Familiengeschichte der Fuchse. Dergleichen Fäden sind doch immer Fäden aus dem Gewebe des Weltganzen und der Geist versucht zusammenzufügen, was die Zeit in scheinbar zerstörender Laune verändert und verwandelt.

Tante Rosine hatte dem Mädchen die Einsicht in die Papiere erlaubt. Sie war guter Laune und kam den Wünschen Ursula's zuvor. Sie neckte sie sogar mit ihrer Passion für alte Chroniken, nannte sie einen Actenwurm und meinte, es wäre ihr überdies lieb, wenn der alte Kram geordnet und das Werthlose verbrannt würde.

Ursula war ganz vertieft in ihre Arbeit. Nur manchmal warf sie einen Blick durch die weit offenstehenden Fensterflügel nach dem Lindenbogengang, in dem Hasso und Rose lustwandelten. Seit sie in Gülzenow waren, erschien Rose mit jedem Tage frischer, lebensfroher, und manches kleine Bedenken, das im Herzen der besorgten Ursula aufgestiegen, schwand wieder und machte fröhlichen Hoffnungen Platz, nicht minder lebhaft und warm empfunden, weil sie sich nicht an ihr, weil sie sich an Hasso's Glück anknüpften. Vom Saale her tönten Liddy's und Elly's Stimmen in anmuthigem Zwiegesang. Sie empfand mehr die Musik, als daß sie darauf hörte. Sie fühlte nur ihre Seele getragen weit über die Vergangenheit hinweg, in deren zerstreuten, abgerissenen Ueberbleibseln sie kramte. Aber dann schwieg auf einmal die Musik. Ein Wagen war vor das Portal gerollt, ein Herr ausgestiegen, es war Clemens. Wenige Minuten darauf stand er im Zimmer der Tante. „Ich konnte es nicht aushalten, ich bangte mich zu sehr und da bin ich!“ rief er aus.

„Gerade recht, Goldjunge, Du hast uns nur noch gefehlt!“ begrüßte ihn Tante Rosine.

Elly und Liddy boten ihm erröthend die Hand.

„Mit Erlaubniß, Cousinchen,“ sagte er und küßte sie frischweg auf die rosigen Lippen.

Ursula entfaltete eben einen sorgfältig zusammengelegten Bogen, der, nach dem auf demselben verzeichneten Datum und der Ueberschrift

auf der ersten Seite zu urtheilen, in eine ganz falsche Mappe unter Papiere, die frühere Pacht- und Kaufcontracte betrafen, gerathen war. Sie las mit der Miene größter Ueberraschung die Aufschrift und reichte den Bogen dem eben eintretenden Hasso entgegen, eben im Begriff, die Erklärung hinzuzufügen, als der ganz besondere Ausdruck seines Gesichtes ihren Gedankengang zerriß.

„Hast Du mit ihr gesprochen, hast Du ihr gesagt, daß Du sie liebst?" fragte sie.

„Nein," sagte er ernsthaft. „Es ist noch nicht Zeit. Ich bin und habe noch nichts; sie hat eine glänzende Laufbahn vor sich —"

„Eine, die sie am ersten sich selber, die sie Dir entfremden kann," unterbrach ihn Ursula.

„Dann hat sie mich nicht so lieb, wie ich's gemeint, wie ich sie habe," entgegnete Hasso und setzte dann mit einem leichten Seufzer hinzu: „Das weiß ich überhaupt noch nicht, Ursula, und auch das schließt mir die Lippe. Ich habe die Grenze noch nicht erblickt, auf der schwesterliches Empfinden sich von der Liebe der Jungfrau scheidet."

„Du mußt sie ihr zeigen!" bemerkte Ursula fein.

„Nicht eher, als bis ich ihr die Hand bieten kann, sie hinüberzuführen. Sie vorher fesseln, ihre Unerfahrenheit, die Unkenntniß ihres eignen Herzens zu meinen Gunsten benutzen, nimmermehr. Ach, ich denke manchmal, Liebe ist Ueberraschung und die Gewohnheit des Liebens schließt jene aus."

„Hat Dich denn das Gefühl überrascht, warst Du denn nicht auch daran gewöhnt, sie zu lieben?" fragte Ursula.

„Doch kam die Ueberraschung," entgegnete Hasso. „Als ich sie jetzt wiedersah, war die Kindergestalt in meinem Gedächtniß verwischt und Ueberraschung löschte die Gewohnheit aus."

„Nun gut, wer sagt Dir, daß nicht auch bei ihr derselbe Wechsel stattfand?" meinte Ursula. „Du bist zaghaft und mißtrauisch, Hasso!"

„Nein, mir ist nur ihr Glück theurer als das meine," versicherte er.

„Du sahst so glücklich aus, als Du eintratest," bemerkte Ursula.

„Ich war es auch," versicherte er. „Ich bin es jedesmal, wenn ich diese liebe Stimme gehört, dies holde Antlitz gesehen habe. O, wie brennend wünschte ich dann, ich hätte nicht erst Jahre der Arbeit vor mir, eine ihrer würdige Häuslichkeit zu erwerben! Ich denke nicht an Reichthum, Ursula, nur an Sicherheit des Auskommens. Mein Reichthum ist sie und schon die Vorahnung eines solchen Reichthums macht glücklich. Ja reich sein, reich, so reich, meine Seele für diesen Reichthum!"

Das Getöse der heftig in's Schloß fallenden Thür unterbrach seine Ekstase.

„Die Tante!" sagte Ursula.

Sie hatten alle Beide ihr Eintreten nicht bemerkt. Sie kam, von Liddy, Elly und Clemens begleitet, den Hasso und Ursula eben so wenig gleich bemerkten, als sie die bestürzten, verlegenen Mienen der Zwillingsschwestern gewahrten. Hasso war bestürzt. Er wußte nicht, waren seine Worte gehört, sein Geheimniß verrathen?

„Da bring' ich den Clemens!" sagte die Tante.

Jetzt erst gewahrten sie diesen, der sie auf's Unbefangenste begrüßte.

„Wir kommen wohl ungelegen und stören ein geschwisterliches tête-à-tête, bei dem die verborgensten Gedanken zu Tage kommen. Weißt Du in Deinem Alter nichts Besseres zu wünschen als Reichthum?" fügte sie in geringschätzendem Tone hinzu.

Hasso warf der Schwester einen Blick zu, der ihr die Erklärung von den Lippen abschnitt, so deutlich sagte er: Gottlob, sie weiß nicht, wovon die Rede ist. Der Tante erwiderte er:

„Es giebt mancherlei Reichthum, Tante. Er ist nicht immer blos nach Gold zu rechnen."

„O nein, auch nach liegenden Gründen, Gülzenow zum Beispiel," entgegnete sie.

„Ja wohl; aber an Gülzenow hatte ich in dem Augenblick nur bedingungsweise gedacht," sagte er harmlos.

Ursula verstand besser der Tante Empfinden und die Auslegung, die sie Hasso's Ausruf gegeben.

„Man weiß doch, wovon Ihr sprecht, wenn Ihr allein seid," fuhr Rosine fort; „Hasso hat bisher noch nie mit einer Miene verrathen, daß er sich Reichthum wünscht."

„Ich wünsche ihn mir auch nicht," sagte Hasso ruhig.

„Tante," sagte Clemens in harmlosem Tone, „was ist Schlimmes an dem Wunsch? Ich wünsche mir täglich Reichthum —"

„Ja Du, Du aufrichtige Seele!" sagte die Tante mit der eigenthümlichen Betonung, die Lob für den Einen und Tadel für den Anderen in dieselben Worte legt.

Eine kleine Pause der Verlegenheit folgte. Ursula hielt noch immer das Document in den Händen. Sie hatte es Hasso geben wollen, aber nun sie nicht mehr allein mit ihm war, ging das nicht und sie schob es sacht unter ein Pack anderer Papiere.

Tante Rosinens unruhig umherschweifender Blick bemerkte die Bewegung.

„Was versteckst Du da?" fragte sie heftig.

Eine leichte Röthe überflog Ursula's Gesicht.

„Nichts, Tante," entgegnete sie; „es ist ein Document, das nicht die mindeste Bedeutung hat."

„Ich werde es aber doch wohl sehen dürfen, gieb es her!" fuhr Rosine gereizt fort.

Ursula gehorchte. Die Tante riß ihr das Blatt mehr aus den Händen, als daß sie es entgegennahm.

„Was ist das?" sagte sie, es betrachtend und las dann: „Entwurf zu meinem Testament." „Wessen Testament?" rief sie hastig aus und blickte nach der Unterschrift. „Joachim Hasso, Freiherr von Fuchs," las sie. „Der Großvater," setzte sie murmelnd hinzu. „Ihr Beide wißt natürlich, was darin steht?" fragte sie Hasso und Ursula, wartete aber des Ersteren verneinende, der Letzteren bejahende Antwort nicht erst ab, sondern vertiefte sich auf's Neue in die Betrachtung des vergilbten Bogens. Ihre Augen hafteten starr auf den Zeilen, dann schlug sie die Blätter zurück und begann ihn von Anfang an zu lesen, während die Anderen sie in unbeschreiblicher Spannung beobachteten.

„Ein Testamentsentwurf meines Großvaters," sagte sie endlich, den Bogen wieder zusammenfaltend und Hasso und Ursula mit feindlichen Blicken messend. Sie sprach langsam, aber ihre Lippen zuckten und auf ihrer Stirn zeigten sich die rothen Flecken, die bei jeder Gemüthsbewegung aufzusteigen pflegten, in erhöhtem Maße. „Ein Testamentsentwurf meines Großvaters, zwei Tage vor seinem Tode geschrieben. Den darin enthaltenen Bestimmungen gemäß ist die weibliche Linie vom Besitz des Gutes, aus welchem mein Großvater ein Lehen gebildet wissen wollte, ausgeschlossen; mein Vater hatte also nach ihm kein Recht, Gülzenow zu verkaufen, sondern es kam nach seinem Tode an Dich, Hasso. Da nimm und sieh, was Du gegen mich ausrichten kannst." Sie hielt ihm das Document hin.

„Nichts, Tante," erklärte Hasso ruhig; „das Blatt hat nicht die mindeste gesetzliche Kraft. Es ist nur ein Testamentsentwurf, kein Testament."

„Aber," fuhr Rosine in immer größerer Erregung fort, „von meines Vaters Hand und von seinem Todestage datirt, an dem ich leider fern war, steht darunter geschrieben —" sie hielt Hasso das Blatt vor die Augen, er las, was Ursula schon vorher gelesen, und was sie hauptsächlich bewogen hatte, das Blatt vor Tante Rosinens Augen zu verbergen: „Zu spät. Am Ende meines Lebens fühle ich mich zu schwach, noch selbst den Wünschen meines Vaters nachzukommen. Dir ein Erbtheil zu hinterlassen, bin ich nicht berechtigt, Rosine; Du müßtest denn als solches die Pflicht ansehen, Deines Vaters Versäumniß nachzuholen und Deines Großvaters Wünsche zu erfüllen."

„Das heißt," sagte Rosine, als Hasso schwieg, „das heißt: opfere Dein Eigenthumsrecht und mache Hasso zum Herrn von Gülzenow. Heißt's nicht so? Verstehst Du's anders?"

„Nein, Tante," antwortete Hasso, „es heißt so und Deines Vaters Meinung ist nicht mißzuverstehen. Dein Recht ist aber eben so klar als sein Wunsch. Wenn ich mich auf Seiten Deines Rechts stelle, was willst Du thun? Du kannst mich nicht zwingen, von Deiner Pietät Nutzen zu ziehen, und wenn Du geben willst, es wird Keiner da sein, zu nehmen."

Rosine sah ihn überrascht an, dann überflog ihr Blick die Umstehenden. In den Augen der Schwestern glänzte die warme Mitempfindung für den Entschluß des Bruders, um Clemens' Lippen spielte ein eigenthümliches Lächeln und ein rascher Blick streifte die Tante, der zu sagen schien: Läßt Du Dich wirklich düpiren? Ihr Gesicht verfinsterte sich wieder. „Darüber wird Dein Vormund entscheiden!" sagte sie barsch.

„In wenigen Wochen bin ich mündig," entgegnete Hasso und

fuhr dann, sich dem Stuhl der Tante nähernd, in herzlichem Ton fort: „Im Ernst, Tante, ich verdränge Dich nicht von Deinem rechtmäßigen Besitz, bei Gott, ich thu's nicht! Mach' mich zum untersten Inspector in Gülzenow, laß mich auf Deinem Eigenthum und zu Deinem Nutzen meine Kräfte verwerthen, das wird mich glücklich machen und erfüllt dem Sinn nach doch auch Deines Vaters Wunsch. Es ist für meine Zukunft gearbeitet, und was könnte ich denn Anderes und Besseres thun, selbst wenn ich Herr wäre!"

„Bravo, Hasso!" applaudirte Clemens, „das war wie ein großmüthiger Mensch und wie ein feiner Diplomat gesprochen, denn Du weisest zurück, was Dich herabsetzen müßte, und erringst auf dem leichtesten Wege die Erfüllung eines längst gefaßten Planes. Ich gratulire Dir, lieber Freund;" er klopfte ihn auf die Schulter, „der Inspector ist Dir sicher, das kann Dir allerdings die Tante jetzt kaum abschlagen."

„Warum denn nicht? Nun gerade!" fuhr die Tante auf. „Mit Speck fängt man Mäuse, mit schönen Worten Narren, die Künste der Diplomatie haben nie etwas bei mir gegolten. Ich brauche keinen Diplomaten zum Inspector. Hm, die Falle war hübsch aufgestellt, Jungfer Ursula, aber das Wild ist eine Katze, und die gehen nicht in Mäusefallen. Such' nur weiter in dem Krimskrams von alten Schriften, vielleicht findest Du auch noch das wirkliche Testament, das mich auch gerichtlich verjagt, nicht nur moralisch. O, jetzt kann ich mir die Passion für das alte Gerumpel erklären, Sie verwünschte alte Jungfer Chronika! Sie mag hier bleiben unter Motten und Spinnen und dem jungen Herrn auf Gülzenow die Wirthschaft führen; ich habe genug von der Fischerei im Trüben und dem Wirken im Stillen!" Sie schleuderte einen wüthenden Blick auf das erschreckene Mädchen, das sich ängstlich an Hasso anschmiegte, unfähig ein Wort zu erwidern.

„O Tante!" riefen Elly und Liddy, „Du bist grausam, Du bist ungerecht!" Dabei umfaßten sie Rosine mit flehenden Geberden; die aber stieß sie erst unfreundlich von sich, dann, als besänne sie sich anders, sagte sie hastig: „Nein, Ihr, Ihr kommt! Ihr habt keine Schuld an den Intriguen der Beiden, Ihr könnt bei mir bleiben. Du, Liddy, wirst Clemens heirathen, Clemens wird mein Erbe, wenn sich nicht noch etwa irgendwo ein Testamentsentwurf findet, der auch über mein baares Vermögen verfügt. Kommt, Kinder, morgen reisen wir ab, bis dahin wird uns der neue Herr von Gülzenow wohl beherbergen."

Sie machte Hasso eine spöttische Verbeugung, dieser war bleich, aber auch stumm wie der Tod. Kein Wort der Erwiderung kam über seine wie der Schwester Lippen, aber als Elly und Liddy von dem Hohn, der Leidenschaft, ja, der Rohheit der Tante verscheucht, zu ihm flüchteten, da schloß er sie fest und innig in seine Arme. „Vierklee!" lachte Frau Rosine höhnend auf, „viel Glück für den Finder, mir hat's keins gebracht." Die Leidenschaft erstickte ihre Stimme, sie bewegte die Lippen krampfhaft, griff mit den Händen in der Luft herum, riß sich dann mit einem kräftigen Ruck die Haube ab, warf sie in die entfernteste Ecke der Stube und verließ das Zimmer.

„Ich will sie nur beruhigen," flüsterte Clemens und eilte ihr nach.

Einen Augenblick standen die Geschwister wie starr vor Erstaunen, dann sagte Hasso, bemüht einen leichten Ton anzustimmen und die am Boden liegende Haube aufhebend:

„Sie flog, getrost, nun geht der Paroxysmus vorüber, nun wird sich bald wieder mit der Tante reden lassen und Alles wieder gut sein."

Aber es wurde nicht so bald wieder gut, und die mit ihr redeten, waren andere, gewaltigere Stimmen, als sie aus irdischen Kehlen hinüberklingen, von Seele zu Seele Verständniß wecken und vermitteln, und ein Dasein an's andere knüpfen mit unsichtbaren Fäden, die reißen und halten und wieder angeknüpft werden, Nichts bedeuten und Alles, und deren Echo in der weitesten Vergangenheit und fernsten Zukunft wiedertönt.

Der furchtbaren Aufregung der Dame machte diesmal keineswegs der Fall der Haube ein Ende, eine tiefe Ohnmacht folgte, die ihre Umgebung in die höchste Angst versetzte, und aus der sie keineswegs zu veränderter Gemüthsstimmung zu erwachen schien. Sie war nicht zu bewegen, zu Bett zu gehen, verlangte allein gelassen zu werden und nickte verdrießlich, als Dore erklärte, sie sei Niemand, und sich mit ihrem langen Strickstrumpf in die entfernteste Fensterecke setzte.

Es war noch früh am Tage, Mittagszeit noch nicht vorüber. Die Tante wandelte mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, dann schickte sie Dore fort und ließ Clemens rufen. Wohl eine Stunde blieb er bei ihr, dann kam er mit verstörten Zügen wieder heraus. Er stürzte zu Hasso und zog ihn in eine Ecke.

„Ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf, wenn sie mich zum Erben einsetzt," sagte er gepreßt, „und doch mit ihrem Wahlspruch: ‚gerade und gerade nicht', ist sie's im Stande. Warum habt Ihr sie doch so mißtrauisch gemacht?"

„Womit?" fragte Hasso. „Keines von uns hat ihr je ein falsches Gesicht gezeigt."

„Aber Ihr habt sie nicht behandelt. Menschen mit ihren Eigenthümlichkeiten müssen behandelt werden!" fuhr Clemens fort.

„That'st Du das, und wohin führte es?" fragte Hasso.

„Bei Gott, ich habe nie den Uneigennützigen gegen sie gespielt," versicherte Clemens, „aber ich habe kein Recht an sie und deshalb habe ich ihre Gunst."

„Nun, so nimm sie als Dein Recht, am Ende ist sie auch das beste Recht," sagte Hasso freundlich. Es war kein Argwohn in seiner Seele.

„Die Schrift, die Ihr gefunden, sichert Dir wenigstens Gülzenow," fuhr Clemens fort.

„Und das spart Dir die zweite Kugel," scherzte Hasso in dem freundlichen Bemühen, den im höchsten Grade aufgeregten Menschen zu beruhigen.

„Aber, Hasso, begreifst Du denn nicht meine Lage?" rief Clemens halb unwillig aus.

„Gewiß," sagte Hasso nun wieder ruhig, „doch Dinge, die man nicht ändern kann und an denen man unschuldig ist, die muß man von der besten Seite nehmen."

„Wenn Liddy wenigstens meine Liebe erwiderte, ach, ihr Widerstand trägt auch viel Schuld, und ich habe den Muth verloren, ihn zu brechen."

„Laß das, das Mädchen hat Recht, in diesem Punkt verstehe ich Dich auch nicht," sagte Hasso.

„In diesem Punkt hat mich die Tante am allerschlechtesten verstanden und mein Empfinden sehr falsch interpretirt. Doch das ist nun vorbei, zu spät und nicht wieder gutzumachen," sagte Clemens düster.

„Du hast Recht," erwiderte Hasso, „und wenn Du diese Geschichte auf sich beruhen lässest, so ist es gewiß das Beste. Die Schwestern sind ein Paar Sympathievögelchen; fliegt das Eine fort, das Andere würde sterben. Was das Uebrige betrifft, die Erbschaft — für's Erste wollen wir uns getrösten, daß die Tante nicht todt ist und noch lange leben kann, und dann — auf Ehre! das Geld ist Dir gegönnt. Ich habe meinen Urwald und meine Axt sicher und wo ich mir eine Lichtung haue, da wird auch Platz für die Schwestern sein." — —

Tante Rosine saß an ihrem Schreibtisch, sie hatte soeben ein Billet geschrieben, gesiegelt und befahl Doren nach Johann zu klingeln. Bald darauf sah man die alte Kutsche des verstorbenen Herrn hinausrasseln. Als sie aus dem Gesicht war, setzte sich Rosine wieder zum Schreiben hin. Sie schien ruhiger geworden, die Röthe auf ihrer Stirn war verblichen, nur hin und wieder seufzte sie tief auf, als werde ihr das Athmen schwerer als gewöhnlich. Nichts unterbrach die Stille als das Kratzen der Feder auf dem Papier und hin und her das Zusammenschlagen der Stricknadeln an Dorens großem grauen Strumpf.

Unheimliche Geister schienen in das Schloß eingezogen zu sein. Wo war die frohe Stimmung geblieben, die ruhige Behaglichkeit der vergangenen Tage? Nach ein paar langsam dahingestrichenen Stunden kehrte die Kutsche von der Ausfahrt zurück und zwei Herren stiegen aus und wurden zu Tante Rosine gelassen. Den Einen kannten die Geschwister von einem Besuch her, den er einmal in L. bei der Tante geschäftlicher Angelegenheiten wegen abgestattet. Es war ein Rechtsanwalt aus der benachbarten Stadt, ein früherer Bekannter der Gülzenower Herrschaft. Nun wurde auch Dore aus dem Zimmer entfernt. Es zweifelte wohl Keiner, was sich drinnen begab, aber nur auf Clemens' Antlitz, an seinem Wesen verrieth sich etwas von innerer Unruhe.

Nach Verlauf einer Stunde etwa wurde Dore zur Tante ge-

rufen, aber nur um Ursula mitzutheilen, daß die Herren zur Nacht bleiben würden, und Hasso zu ersuchen, die Honneurs des Hauses zu machen. Das war keine so leichte Aufgabe, und obgleich es dem Rechtsanwalt und seinem Begleiter nicht an gewandter Weltbildung fehlte, die auch Clemens in hohem Grade besaß, wenn er sie geltend machen wollte, und die bei allen Uebrigen durch eine glückliche Unbefangenheit ersetzt wurde, so war doch die schwüle Stimmung nicht ganz zu bemeistern, und selbst der singende Theekessel und die Flammen des Kamins, die trotz der Frühlingsluft draußen in den hohen gewölbten Räumen noch kaum entbehrt werden konnten, lockten die geflüchteten Geister harmloser Laune nicht herbei.

In dem Zimmer der Tante unterbrach Dore das Stillschweigen. „Ich kann mir denken, was Sie gethan haben," sagte sie. „Hat es Ihnen Ruhe gegeben?"

„Nein," fuhr die Dame sie an.

„Dann ist's nicht richtig damit, sonst würden Sie Ruhe haben. Wenn man sein Haus bestellt hat, hindert keine Sorge das Einschlafen, wenn auch der Schlaf noch lange nicht kommt. Hier bleibt er hoffentlich auch noch lange weg." Die Alte sprach mit gedämpftem Ton und über das harte runzelige Gesicht flogen Schatten der Wehmuth. Frau von Fuchs sah es und wurde gerührt.

„Ich habe Dich nicht vergessen, alte Seele," sagte sie weich.

„Ach was, an mir ist nichts gelegen," brummte Dore.

„Ja, ich weiß, Du bist uneigennützig, Du lauerst nicht auf meinen Tod." —

„Wer thut's?" fragte Dore heftig.

„Der, der seine Seele für Reichthum einsetzen möchte, aber immer so that, als sei die Welt ein Urwald und sein höchstes Vergnügen, sich mit der Axt einen Weg hindurch zu bahnen. Sie, die nicht ruhte, bis sie unter dem alten Kram wirklich das Papier gefunden, von dem die Leute immer behaupteten, es sei da, was ich nie glauben wollte. Diese Beiden, die es so sehr hierherzog nach dem alten Eulennest; nun mag der Hasso sehen, wie er damit fertig wird. Eine Mißernte, die unvermuthete Kündigung einer Hypothek, und er kann sehen, was er mit der Verschreibung des Großvaters ausrichten wird. Er bekommt keinen Groschen von mir, nicht einen Pfennig mehr, als meines Vaters Worte für ihn bewirkt haben."

„So werden's also Elly und Liddy haben?" fragte Dore.

Die Tante schüttelte heftig den Kopf. „Sie stehen nicht zu mir, sie stehen zu den Geschwistern. Was Diese trifft, mag auch sie treffen."

„Nun, so hol' mich der . . .," polterte Dore heraus. „Sie werden doch nicht den Herrn Referendarius zum Erben eingesetzt haben?"

„Was geht's Dich an, was hast Du dagegen?" fragte Rosine.

„Der Herr Referendarius, der nicht wußte, was sonst jeder Christenmensch mit fünf Sinnen wissen muß, welches von den hübschen Kindern er lieben sollte, nur weil er's in jedem Fall der Frau Tante recht machen und Gunst und Erbschaft sicher haben wollte —"

„Boshafte Auslegung!" unterbrach sie die Tante.

„Der Herr Referendarius," fuhr Dore fort, „dem der vorsichtige Herr Lindemann die dreitausend Thaler nicht eher pumpt, als bis die Verlobungsanzeige in den Schuldschein gewickelt werden kann —"

„Was redest Du da? Was hast Du Dir für Unsinn aufbinden lassen?" unterbrach sie abermals die Dame und abermals fuhr Dore in derselben Weise fort:

„Der Herr Referendarius, von dem der grobe Witz stammt, daß, wenn der verstorbene Herr Major nicht ein solches Weib gewesen wären, die gnädige Frau nicht ein solcher Kerl sein würden —"

„Wann, wo hat er das gesagt? Woher weißt Du diese Impertinenz?"

„Die noch dazu hinkt," fuhr Dore fort, „denn ein paar forsche Redensarten wie: geh zum Henker oder hol Dich der Teufel, machen noch den Mann nicht aus, höchstens ein Mannweib, das zwar schimpfen und sich rühmen kann, sich aber doch durch eine glatte Zunge übertölpeln läßt."

„Dore, aus dem Zimmer, aus dem Dienst!" schrie die Dame sie an. „Ich habe genug von Deiner Grobheit!"

Dore strickte ruhig fort.

„Wann, wo hat er das gesagt, woher hast Du es erfahren?" fuhr die Dame heftig fort.

„Na, wozu ist denn die Klatscherei in der Welt?" meinte Dore naiv; „und wenn solcher Herr sich nicht scheut, solche Reden an offener Wirthstafel zu führen, himmlischer Gott, da giebt's Ohren genug, die 's hören, und Zungen genug, die es weiter tragen. Das vom Herrn Lindemann steht hier, und ich muß es nur gestehen, ich habe das Billet gestohlen, für alle Fälle, man kann nicht wissen!" fuhr Dore fort und holte aus ihrem Strickbeutel ein zusammengefaltetes Papier hervor und gab es Rosinen. „Was ist er so nachlässig und kramt seine Brieftasche auf dem Tisch aus, wenn er solche Dinge drin hat! Ich fand's beim Staubwischen und guckte hinein und dachte, das könnte am Ende die Grube werden, in die er selber hineinfällt, wenn er sie für Andere fertig gegraben."

Während sie so fortschwatzte, hatte Frau von Fuchs das Billet gelesen.

„Also auch er falsch!" sagte sie tonlos. „Natürlich, er ist ja auch mit mir verwandt."

„Auch er falsch? Nur er!" verbesserte Dore, aber Rosine hörte nicht darauf.

„Dore, ich werde Dich zur Erbin einsetzen," fuhr die Dame auf einmal aus ihrem Sinnen auf.

„Thun Sie's, dann ist's dem Hasso sicher," sagte Dore unbesonnen.

„Ihr seid Alle wie verhext. Der Hasso, der Hasso! Das ist Dein und Leo's und auch des Clemens drittes Wort. Alte, er ist doch nicht falsch. Hättest Du gehört, wie er für Hasso sprach —"

„Der Schlaukopf!" sagte Dore indignirt. „Er sprach für den Hasso, und Sie? Sie sagten: ‚Nun gerade nicht.' Sehen Sie, das ist ja Ihr Narrenseil, an dem Sie Jeder herumführen kann, der mehrlich genug ist, Sie daran anzufassen."

Die Dame sah sie groß an. War ihr die Wahrheit von Dorens Worten einleuchtend? Sie seufzte auf.

„So hol' Euch Alle der Henker!" fluchte sie und setzte dann, leise zwischen den Lippen murmelnd, hinzu: „Das erste beste Waisenkind wird gut sein zu meinem Erben, was kümmere ich mich um die ganze Sippschaft!"

Und wieder verfiel sie in tiefes Sinnen und ihre Züge nahmen eine Schlaffheit an, die Doren beängstigte.

„Sie reißt die Mütze nicht ab," sagte Dore und sah sie mit besorgtem Kopfschütteln an, da plötzlich weckte ein süßer melodischer Laut Frau von Fuchs aus ihrem Nachdenken.

Ein glücklicher Impuls hatte Rose getrieben an's Clavier zu gehen und ein Lied zu beginnen. Drinnen im Gesellschaftssaal war die Stimmung so schwül, auf die Tante, wußte sie, wirkte Musik allemal wohlthätig, und ihre Seele schmachtete nach der Harmonie der Töne. Sie stimmte eines jener lieblichen Schlummerlieder an, die nicht nur unruhige Kinder in den Schlaf zu lullen, die auch eine unruhige Seele mit ihrer einfachen, anmuthigen Melodie zu beschwichtigen vermögen.

(Schluß folgt.)

Ein gerettetes Bild.

Eine freudige Ueberraschung bot der Abend des zehnten November 1868 den Mitgliedern des Schillervereines in Leipzig, die, wie seit 1840, wo Robert Blum, Gustav Kühne, Karl Beck, Robert Friese, Ed. Burckhardt u. A. den ersten Anstoß dazu gaben, alljährlich, zur Feier des Geburtstags ihres Dichters in den Sälen des Hôtel de Pologne versammelt waren.

Nach bewährtem Herkommen zerfällt eine solche Schillervereins-Feier in zwei Theile: einige durch Schiller'sche Poesie, die Kunst der Musik und die Festrede irgend eines namhaften deutschen Gelehrten verherrlichte Stunden, und dann den geselligen und geistigen Genuß einer Festtafel.

Der erste Theil war vorüber, die Festrede des Professor

Friedrich von Schiller.

Nach dem Originalbilde von F. A. Tischbein, im Besitz des Schillervereins in Leipzig.

Gosch aus Halle über den Torso „Demetrius“ die Declamationen hervorragender Mitglieder der Leipziger Bühne und die Vorträge der berühmtesten Meister der Gewandhaus-Capelle hatten die Stimmung der Versammlung von allem Alltags- und Geschäftsüberzug gereinigt und die Empfänglichkeit für alles Schöne sichtlich erhöht. Da geschah etwas Ungewohntes. Eine mit weißem Tuch verhängte Staffelei ward auf das für die Vorträge der Künstler errichtete Podium getragen und Oswald Marbach, dermal Vorsitzender des Vereins-Vorstandes, wendete sich an die Festgenossen mit folgendem dichterischem Wort:

„Ihr kennt sie ja, die rührende Gestalt,
Die sanft das Haupt zur Erde niedersenkt,
Sich beugend vor des Todes Allgewalt
Zum Staube träumerisch die Blicke lenkt.
So neigt die reife Aehre sich zur Erde,
Wenn ihr der Schnitter mit der Sense naht,
Und bietet mit demüthiger Geberde
Ihm ihre Früchte dar als neue Saat

‚Er war der unsre' — ja, so stand er da:
‚Den Leiden und dem Tode früh vertraut',
Bevor das Unvermeidliche geschah, —
So haben unsre Väter ihn geschaut!
Er war der unsre — nein: wir sind die Seinen!
Er ist und lebt! Kein Tod hat ihn geraubt!
Und nie und nimmer wird der Tag erscheinen,
Wo Er zum Staube neigt sein edles Haupt!

Er lebt und strahlt, wie heut, so immerdar,
Geschlechter schau'n Ihn im Vorübergehn
Und neigen Ihm sich, den unwandelbar
Sein Licht ausstrahlend sie am Himmel sehn.
Das ist der Dichter, der befreit vom Scheine
Der Sterblichkeit vor Geistesaugen schwebt!
‚Was uns noch Alle bändigt, das Gemeine,
Liegt hinter ihm': Er hat gesiegt! Er lebt!"

Und als in diesem Augenblick die Hülle fiel, mußte vor diesem Bilde Jedermann der Wahrheit Beifall zollen von Marbach's Schlußworten:

„O sehet, wie mit ahnungsvollem Graus
Der Künstler unsern Schiller einst geschaut:
So blickt der Dichter in die Welt hinaus,
Die ihm gehört, die sich sein Geist erbaut!
So steht er da verklärten Angesichtes,
Vom Weltbeherrschermantel stolz umwallt,
Aus seinen Augen quillt ein Strom des Lichtes,
Aus seinem Munde Geistes Allgewalt!"

Ja, so lebensstolz in Haltung und Blick tritt aus dieser Leinwand Friedrich Schiller's Haupt hervor, als ob sein „Freude, schöner Götterfunken" ihm noch auf den Lippen schwebte. Es ist offenbar, daß hier ein Künstler es gewagt, die gewöhnlichere Auffassung Schiller's, die uns neben dem tiefen Denker den körperlich leidenden Mann nicht vergessen läßt, zu vermeiden und das gesunde, kühne, geistige Wesen des großen Dichters in dessen bildlicher Erscheinung allein wiederzugeben.

Woher kam aber dieser seltene Schatz? In einer Leipziger Auction ward das Gemälde vom Vereins-Vorstand erstanden, zu dessen Pflichten es gehört, alle literarischen und artistischen Werke, welche für seine Schiller-Andenken-Sammlungen in dem, dem Vereine gehörigen Häuschen in Gohlis, in welchem Schiller 1785 gewohnt, sich eignen, aus der Vereinscasse zu erwerben. So unscheinbar und verschwärzt das Bild war, so ließ es doch Schiller's energische Züge und einen guten Künstler nicht verkennen. Aber erst nachdem ein Meister in der Restaurirung, der Leipziger Maler A. F. Schiertz, es in seiner ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt und links am Rande die Inschrift entdeckt hatte: „Tischbein p. 1804", erkannte man seinen Werth ganz und fand es angemessen, die Uebergabe desselben an den Verein der Festfeier einzuverweben.

Für Leipzig hat das Bild sogar doppeltes Interesse, insofern es von einem seiner Akademie-Directoren herrührt. Den Namen Tischbein tragen zwölf Maler und zwei Malerinnen. Johann Friedrich August Tischbein, 1750 in Maestricht geboren, wurde, nachdem er sich in Frankreich und Italien gebildet und in Holland, Arolsen und Dessau sich als Familienportraitmaler Ruf erworben, im Jahre 1800 Oeser's Nachfolger als Director der Kunstakademie in Leipzig. Dort verkehrte er mit Schiller im December 1801 und im April 1804, und damals wurde unser Bild, und zwar im Auftrag von Schiller's Verleger Crusius, gemalt und im folgenden Jahre auf der Kunstausstellung in Dresden gezeigt.

Eine Copie in Oelfarben hat mit Bewilligung des Vorstandes des Schillervereins der Maler Robert Krause in Leipzig für den Componisten Richard Wagner ausgeführt. Um das für alle Zeit hochbedeutsame Werk Tischbein's der Nachwelt sicher zu erhalten, hat der Vereinsvorstand dasselbe mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes des Leipziger Schillervereins dem Städtischen Museum zu Leipzig übergeben, für das Schillerhaus zu Gohlis aber eine lebensgroße Copie in Kreidezeichnung von dem Maler M. Müller herstellen lassen; demselben Künstler wurde zugleich gestattet, das Werk in kleinerer Ausführung nachzubilden, und so ist es jetzt den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. F. H.

Im Grabe der Verschütteten.

(Schluß.)

„Jetzt einmal eine Excursion da rechts hinein!" sprach mein Cicerone im Orcus. Ich sah nach der angedeuteten Richtung hinab; da unten blitzten zwei Lichterchen herauf. In ein paar Augenblicken hatten wir sie erreicht. Wir waren „vor Ort", mitten drin in einer ansehnlichen, hohen, gerundeten Höhle, die man aus dem Kohlenflötze herausgearbeitet hatte, und Decke und Wände der Grotte glänzten von den schönsten, massiven, schwarzen Diamanten.

„Glückauf! Glückauf!" rief's von Neuem herüber und hinüber. Zwei Häuer, schon ziemlich bejahrte Gesellen, hatten hier ihr mächtiges Arbeitsfeld; um einen weiteren Umblick zu haben, trugen sie ihre Blenden hoch oben an den Hüten, und die umherliegenden Kohlenblöcke und ein hinter ihnen gefüllt stehender Korb bekundeten, daß sie ihre Schicht tüchtig ausnützten. Diese Körbe holen dann die Förderleute ab und entleeren dieselben in die oben auf der Förderstrecke bereitgestellten Wagen. Das Werkzeug des Häuers, das „Gezähe", wie es in der Bergmannssprache heißt, ist sehr einfacher Art; sein Hauptinstrument bildet die Keilhaue. Mit derselben schlägt er unter die abzubauende Kohlenmasse zunächst einen horizontalen, anderthalbe Elle tiefen Einschnitt, den Schram. In diesen wird alsdann mittels eines eisernen Bohrers ein etwa sechsunddreißig Zoll tiefes und drei Viertel Zoll weites Loch ausgegraben, in welches die an die Zündnadel, einen Eisenstab, gespießte, zwölf Zoll lange Pulverpatrone zu liegen kommt. Oben rammt man das Bohrloch mit einer festen Masse zu, „besetzt" es, wie das Kunstwort lautet. Aus Patrone und Besatz wird hierauf die Zündnadel wieder herausgezogen und so der Zündcanal gewonnen. Eine Rakete bewirkt schließlich die Explosion, durch welche die Kohlenblöcke von der Wand losgesprengt werden. Damit nun aber Decke und Wände der ausgehöhlten Grotte nicht am Ende einstürzen, wenn sie der stützenden unteren Kohlenschichten beraubt sind, schlägt der Häuer, je weiter er im Abbauen vorrückt, immer mehr Träger oder Stempel, dicke Holzpfosten, ein, welche einem Zusammenbrechen des Gewölbes vorbeugen.

Von noch zwei oder drei solchen „Orten", an deren jedem stets blos zwei Häuer zu arbeiten pflegen, sahen wir auf unserer Weiterfahrt die Blenden heraufblinken; alle anderen lagen abseits unserer Tour, in den von uns nicht berührten Seitenstrecken, viele schon weiter oben. Solcher „Orte" oder Arbeitsstellen zur Kohlengewinnung enthält das Neue-Hoffnungswerk augenblicklich vierzig, ebenso viele der Segen-Gottesschacht, doch können noch mehrere „belegt", d. h. von Arbeitern abgebaut werden. Da nun vor jedem „Orte" immer zwei Häuer während einer Schicht beschäftigt sind und die Tagesarbeit in drei Schichten eingetheilt ist, so ergiebt sich hieraus für jedes der beiden Werke eine Gesammtzahl von zweihundertundvierzig Häuern.

Das Quantum von Kohle, welches ein Häuer pro Schicht gewinnen kann, ist natürlich hauptsächlich von der festeren oder weicheren Beschaffenheit des Kohlenflötzes abhängig, im Durchschnitt läßt sich indeß annehmen, daß ein geübter Häuer während einer achtstündigen Schicht fünf bis sechs Tonnen Kohle losbricht. Sonach würden die beiden vereinten Gruben täglich die erkleckliche Summe von zweitausendvierhundert bis zweitausendneunhundert Tonnen Kohle liefern.

Bis jetzt hatte ich von der durch das Unglück verursachten Zerstörung nur wenige Spuren zu Gesicht bekommen, höchstens sah ich dann und wann an einem neuen Deckenbalken, da und dort an einem frischen Stempel, daß das Zimmerwerk theilweise zertrümmert

gewesen war. Bis in das Innere des Hoffnungsschachts herein waren wohl die tödtlichen Gase, nicht aber die eigentlichen zerschmetternden Schlagwetter geströmt; andererseits hatte man mit bewundernswerther Thätigkeit das Getrümmer, die sogenannten Berge, schon beseitigt, die Gänge und Strecken wieder aufgeräumt, „aufgewältigt“, das zerrissene Holzwerk durch neues ersetzt.

„Sie werden später in der Nähe vom Flachen Nr. 9 noch Reste der damaligen Verheerung erblicken, die Ihnen freilich nur ein mattes Bild des furchtbaren Chaos geben, in welches die Katastrophe diese Strecken hier verwandelt hatte.“

„Flache Nr. 9?“ frug ich. „Was heißt das? Sie sprechen in Räthseln zu mir.“

„Ja so,“ erwiderte mein Führer; „ich vergaß ganz, daß Sie Keiner vom Fache sind. Sie ‚fahren‘ schon so stramm und tapfer, daß ich Sie augenblicklich für einen bergmännischen Cameraden hielt. Nun, Flachen nennen wir Strecken, die, ungefähr zweihundert Lachter oder vierzehnhundert Fuß von einander entfernt, auf der Steigung des Flötzes in großen Längen, oft durch ein, ja zwei Schachtreviere hindurch getrieben sind. Zwischen diesen verschiedenen Flachen, welche wir durch Zahlen bezeichnen, werden die einzelnen Bauabtheilungen, die Orte, gelegt, von denen wir soeben einen in Augenschein genommen haben.“

Ich wandte mich, um weiter zu fahren.

„Halt!“ rief er, „noch einen Moment. Betrachten Sie sich einmal die kleine Wetterthür da zur Rechten etwas näher. Diese oder vielmehr der Umstand, daß ein nachlässiger Arbeiter sie zu schließen versäumt hatte, trägt wesentlich die Schuld an unserem unerhörten Unglücke. Durch diese Wetterthür zieht nämlich ein Theil der hier aus dem Flachen Nr. 7 ausströmenden Wetter dem Flachen Nr. 9 zu in die über der Dreiunddreißig-Lachtersohle gelegenen Baue, der leichtsinnige Mensch aber hatte durch das Offenlassen der Thür jetzt allen Wetterzug nach jenen Bauen unmöglich gemacht, und die ohnedem durch den niedrigen Barometer- und hohen Thermometerstand tiefer getretenen Gase können nur durch die verhängnißvolle Thür in die Arbeitsräume gezogen sein. Durch den von der Explosion bewirkten heftigen Stoß sind auch die Gase, welche sich in anderen Räumen angesammelt hatten, heraus- und dem frischen Wetterstrome entgegengeschleudert worden, so daß in Zeit weniger Secunden der ganze schöne Bau zertrümmert und mit ihm das Leben so vieler Menschen verloren war. Die nach der Explosion sich entwickelnden irrespirablen Gase sind durch die Flachen Nr. 9 und 10 den oberen Bauen des Hoffnungsschachtes und jener vorhin von uns berührten Wetterstrecke zugezogen. Zwischen diesen beiden Flachen hat sich die Luft noch einige Zeit so erhalten, daß die dort befindlichen Arbeiter bis zum Mittag des zweiten August leben konnten und erst durch die allmählich eindringenden brandigen Wetter umkamen. — Da haben Sie die Geschichte unsers Jammers!“

„Nun aber die Blenden bei Seite gestellt; so, hierher!“ befahl mein Geleiter. „Wir wollen jetzt einmal dem wahren Herde des Unglückes unsern Besuch abstatten, und dahin sollen uns nur die Sicherheitslampen begleiten. Sie wissen,“ suchte er mich zu ermuthigen, denn jetzt, wo wir dieser allergefährlichsten Stelle auf den Leib rückten, begann mich das Herz doch wieder etwas im Stiche zu lassen und meine Hand zitterte, als ich mein Grubenlicht vom Halsriemen löste und auf den Boden stellte, „Sie wissen, ich gebrauche diese Vorsichtsmaßregel blos Ihretwegen; ich selbst hätte kein Bedenken, auch mit dem offenen Geleuchte hineinzufahren, überzeugt, wie ich bin, daß jetzt kein Atom von bösen Wettern da drinnen lauert.“

Ich gab mir Mühe, seinen Trostworten zu glauben, es wollte mir indeß nicht recht gelingen.

„Gott! der Geruch!“ stieß ich voller Angst heraus.

„Ja, ja,“ antwortete er, „es riecht schon ein Bißchen brandig, allein das hat nichts zu sagen; so riecht's hier immer. Nur frisch vorwärts! Kommen Sie! Die Sache hat keine Gefahr.“

„In dieser Strecke hier,“ erläuterte mein Freund weiter, „östlich vom Flachen Nr. 9 sind die Unholde, die schlagenden Wetter, losgelassen worden, ohne Widerrede vom offenen Geleuchte eines armen Teufels von Bergmann entzündet, der ahnungs- und arglos einfuhr. Doch, halten Sie Ihre Lampe etwas tiefer, damit Sie besser wahrnehmen können, wie unsere tückischen Feinde gehaust haben.“

Da war in der That noch das völlige Graus der Zerstörung. Gleich am Eingang mußten wir uns über die Reste eines Förderwagens hinüberarbeiten — als sei es ein kleines Holzstäbchen gewesen, so zerrissen, zertrümmert, zerstückelt lag das sieben Centner schwere Vehikel da! Weiter hin kamen wir an einen Steinblock — er war höher und breiter, als der Tisch, an welchem ich eben schreibe, eine massive Masse von vielen, vielen Centnern, und ausgebrochen aus dem Felsgewände und herabgeschleudert, als wäre es ein leichter Kiesel! Und so umgab uns ringsum, kaum daß wir Platz hatten, uns dazwischen hindurchzuwinden, das wildeste Durcheinander von Trümmern: eine zweite Hunderuine, noch mehr zerschellt als die erste, neue Felsblöcke, Balken, Zimmerwerk, Alles im wüsten Gemeng, zu einem chaotischen Berge aufgeschichtet.

Jetzt hatte ich eine Vorstellung von der Gewalt der Explosion, von der gigantischen Expansionskraft dieser Gase! Daß nichts Anderes, als die Ausdehnung der Luft, diese massenhafte Zerstörung, dieses Auseinandersprengen des festesten Gesteins, dieses Herabschleudern der wuchtigsten Felsblöcke bewirkt hat — trotz aller und unwiderstehlicher demonstratio ad oculos, muß man sich förmlich überwinden es zu glauben.

„Und auch hier ist schon ziemlich aufgeräumt,“ hob mein Begleiter wieder an; „als wir zuerst hier eindrangen, nach den Resten der unglücklichen Opfer zu suchen, da sah es noch ganz anders aus. Hier in dieser Strecke haben wir die letzten Leichen gefunden — Leichen, nein, so kann man nicht sagen, es waren nur einzelne zerstückelte und verstümmelte Gliedmaßen, da ein Arm, dort ein Bein, drüben ein verbrannter, halb verwester Kopf — eine Recognition dieser schauerlichen Reste blieb natürlich ganz außer Frage. Und wie hier, so thürmte sich überall, wo wir jetzt hinkommen werden und zum Theil schon durchgekommen sind, die Verheerung auf. Sie können sich nun denken, welche Arbeit wir hatten, unter diesen Massen von ‚Berge‘ die Todten aufzufinden, und wie noch viel schwerer es war, sie über das Getrümmer hinweg und zu Tage zu schaffen! Keiner von uns hier in Burgk, die wir das mit erlebt und mit durchgemacht haben, wird je diesen entsetzlichen August vergessen, und wenn er, in Glück gebettet, Methusalem's Jahre erreichte! — Neues werden Sie nicht sehen, die Verwüstung ist tiefer drinnen ganz die gleiche wie hier.“

Ich hatte an der einen Probe genug und sehnte mich, die verhängnißvolle Sicherheitslampe wieder los zu werden und in minder gefährliche Regionen zu gelangen. Noch immer aber ging's tiefer und tiefer hinunter, in dem Flachen Nr. 9 weiter und weiter, bis wir in einen prachtvoll gemauerten Querschlag, ein fast elegant zu nennendes, hinlänglich hohes und weites Gewölbe kamen. Es gehört bereits dem Segen-Gotteswerk an, dessen unterem Füllorte, dem tiefsten Punkte des gesammten Grubencomplexes, als der letzten Station unserer unterirdischen Reise, wir uns näherten. Ehe wir jedoch in dies schöne neue Gewölbe einbogen, galt es, noch einen Augenblick an einer denkwürdigen Stelle zu verweilen, wo am zweiten August der Tod eine reiche Ernte gehalten hatte. An gewissen Plätzen der Strecken, meist in einer etwas ausgebuchteten Höhlung, sind nämlich Vorrichtungen angebracht, primitivster Art, nur aus horizontal an den Wänden hinlaufenden rohen Holzpfosten bestehend, wo sich der Bergmann vor dem Beginn jeder Schicht das, während seiner Ruhezeit, inzwischen frischgeschärfte und hier aufbewahrte Werkzeug, das Gezähe, abzuholen hat. Auch am Unglücksmorgen war das geschehen; wenige Schritte vom Gezähe standen oder lagen sechsundzwanzig Häuer todt niedergestreckt, welche eben im Begriffe gewesen waren, mit ihren Instrumenten „vor Ort“ zu fahren. Alle übrigen Leichen, namentlich die im Hoffnungsschachte, wurden mit wenigen Ausnahmen schon an den Arbeitspunkten selbst aufgefunden.

Die Wetter zogen schärfer und schärfer herein, die Flämmchen unserer Leuchten schlugen mehr und mehr zur Seite, je näher wir dem Endziele unserer Fahrt, dem untern Füllorte des Segengottesschachtes, rückten, durch welchen, wie die Leser der Gartenlaube wissen, im normalen Laufe der Dinge die frische Luft einzieht, „die frischen Wetter einfördern“. Die Dampfbadhitze, die wir noch vor Kurzem ausgehalten hatten, war nachgerade einer sehr empfindlichen Kühle, ja Kälte gewichen, und die Förderleute, denen wir hinter ihren Hunden noch häufig begegneten, waren keine nackten Dämonen mehr, sondern staken sämmtlich in ihren rechtschaffenen Bergmannskitteln wie wir auch.

„Da fühlen Sie nun selbst, ich fürchte fast, unangenehm, wie gar kräftig unser Wetterzug ist,“ sagte der Einfahrer, indem er

Digitized by Google

sich nach mir umwandte. „Sehen Sie nur, ich muß den Docht meines Geleuchtes höher schüren, sonst bläst mir die Luft das Flämmchen aus. Ach, und Ihre Blende ist schon ausgegangen,“ setzte er hinzu und hielt mir seine Lampe her, um die meinige daran wieder zu entzünden. „Man hat uns auch den Vorwurf gemacht, unsere Wetterführung tauge nichts, sie sei nach veralteten Principien organisirt und wir hätten keinen künstlichen Ventilator gehabt. Das Letztere ist wahr, einen solchen Ventilator hatten wir nicht, und wir müssen nun auf amtliche Verordnung uns einen bauen. Ich kann Sie aber sach- und wahrheitsgemäß versichern, die Systeme dieser Ventilatoren, wie sie bisher in Gebrauch waren, die sogenannten Fabri'schen, hätten für unsere Zwecke durchaus nicht genügt; bei einem Kohlenbau, wie z. B. in Oberschlesien, wo der abzubauende Kohlenflötz oft nur einige zwanzig Lachter unter Tage streicht, mögen sie ausreichen, für unsern Tiefbau von zweihundertfünfzig Lachtern und mehr hätten sie keinen Effect machen können; da war unsere seitherige Wetterführung viel wirksamer. Von dem obern Füllorte allein wird ein Wetterstrom, der in den heißesten Tagen des August nicht weniger als 36905 Cubikfuß in der Minute beträgt, den östlichen Bauen dieses Schachtes hier und den sämmtlichen darüber befindlichen Bauen der Neuen Hoffnung zugeführt, während der zweite untere Füllort, der also, wo wir jetzt stehen, den westlich gelegenen Bauen, die übrigens von keiner beträchtlichen Ausdehnung sind, einen Wetterstrom von etwa zweitausend Cubikfuß in der Minute zuführt, welcher durch das Flache Nr. 7 in die tiefste Stelle des Hoffnungsschachtes eintritt, jene Zwölflachterstrecke, die wir mit einander befahren haben.

Aber nun genug der Belehrung! Sie werden müde sein, ruhen wir darum auf der Bank dort ein paar Minuten aus, ehe wir uns von der Maschine wieder an das Licht des Tages aufziehen lassen.“

Die Reise durch die Unterwelt war vollbracht, sonder Fährniß und Abenteuer. Von keinem bösen Wetter getroffen, von keiner Wand, von keiner Decke lebendig begraben, saß ich wohlbehalten auf der Bank im Füllorte, — allein das allerschlimmste, das weitaus gefährlichste Stück meiner instructiven Expedition, die Auffahrt zum Lichte aus einer fast achtzehnhundert Fuß messenden Tiefe auf schwankem Gestelle, also in einer Art von Schlot in die Höhe, in welcher der Thurm des Straßburger Münsters nahezu vier und ein halb Mal übereinander gesetzt werden könnte! — das stand mir noch bevor. Der Gedanke hatte etwas unbeschreiblich Grausiges, — er betäubte mich beinahe; ein kleiner Riß nur des Drahtseils, dem wir uns anzuvertrauen hatten, ein Defect an irgend einer beliebigen Schraube oder Parcelle der Dampfmaschine oben, ein falsch verstandenes Signal, — und wir waren verloren. Aber wollten wir nicht noch drei Stunden durch Strecken und Gänge fahren, über endlose Planken und Stufen klettern, um wieder da an's Licht zu steigen, wo wir eingefahren waren — und das möchten kaum meine Füße und Kniee erlaubt haben, — so blieb uns nichts Anderes übrig, als der Hebeweg.

„Schlagen Sie an,“ commandirte mein Genosse — „daß man einige Bohlen auf das Gestelle legt, damit wir mit den Füßen nicht durchtreten; und dann,“ wandte er sich zu mir, „wenn die so ausgestattete Schale wieder herunter kommt, dann in Gottes Namen darauf und zu Tage! Das Tau ist ganz neu; wie Sie sehen, auch stark genug; es ist aus neunundvierzig einzelnen Drähten vom besten Holzkohleneisen auf das Festeste zusammengeflochten und wiegt seine vierundfünfzig Centner. Das hält uns Zwei schon; trägt es die zwanzig und mehr Centner wiegenden vollen Hunde, dann trägt's uns gewiß! Also diese Angst wenigstens scheuchen Sie sich aus der Brust.“

Während wir auf unsere Reisekutsche warteten, theilte er mir noch einige Einzelheiten der Augustkatastrophe mit.

„Der Luftdruck war unter Anderem so gewaltig,“ erzählte er, „daß er hier das gesammte Holzwerk des Förderschachts zur Seite, zum Theil auch auseinander gepreßt hatte; und manche Stempel und Deckenbalken drüben im Hoffnungsschachte standen völlig umgedreht da, als wir zuerst eindrangen. Auch werden Sie bemerkt haben, wie, und lediglich durch diesen Luftdruck, in dem so schön gemauerten Querschlage, den wir vor wenigen Minuten durchwandert sind, ganze ellenlange Stücke aus dem Deckengewölbe, manchmal viele Zoll tief, gerissen waren. Daß alles Holzwerk darin und hier im Segengottesschacht überhaupt erneut werden mußte, haben Sie jedenfalls auch wahrgenommen. Die Wiederherstellung der Werke kostet Hunderttausende von Thalern, doch das möchte Alles sein, unser Chef ist reich, sehr reich, einen Andern hätte das Unglück vielleicht finanziell ruinirt, ihn ruinirt es nicht. Aber die Menschen, meine armen Cameraden — das frißt ihm und uns Allen am Herzen. Und das Aufsuchen, das Heraushacken und Herausschaufeln der Todten, das ich so manchen Tag mitgeleitet habe, und bei dem man in beständiger Gefahr schwebte, entweder in den bösen Wettern zu ersticken oder von dem Getrümmer erschlagen zu werden — es war entsetzlich, viel entsetzlicher, als es irgend eine Schilderung dargestellt hat und darzustellen vermag! Welche Scenen boten sich uns dabei dar! Bei einer habe ich damals laut aufgeweint. Denken Sie, da draußen, gar nicht weit von hier, fanden wir die Leiche eines alten, grauhaarigen Häuers liegen, und fest an sie geschmiegt, das hübsche, blonde Köpfchen an den breiten Rücken des Greises gepreßt, wie um hier Asyl und Stütze zu suchen, ruhte der Körper eines kaum sechszehnjährigen Burschen, eines sogenannten Hundejungen. Es war unser hübschester Junge, ein allerliebster, von Allen wohlgelittener Mensch. Ich habe den Anblick lange nicht aus den Augen bringen können!“

Die Kette rasselte, die Förderschale stampfte polternd auf — jetzt galt es!

„Schlagen Sie Achtung!“ gebot der Einfahrer.

Es geschah.

„Signalisiren Sie nochmals Achtung, damit man oben ganz besonders auf der Hut ist!“

Auch das erfolgte.

„Und nun herzhaft vorwärts!“

Die sechs ominösen Schläge wurden gethan, die einen Menschentransport ankündigen, jene Schläge, die ich damals so oft mit klopfendem Herzen gezählt hatte oben in der Kaue, als sie die Ankunft neuer Opfer bedeuteten, und wir stiegen auf das Gestell, mein Geleiter links, ich zur Rechten.

„Bücken Sie sich, daß Sie sich nicht den Kopf einstoßen, und halten Sie sich fest am Gestell an.“

Dann faßte er mich selbst am Kittel, und — neues Kettengerassel, langsam, unsäglich langsam bewegte sich unser Vehikel in die Höhe. Dicht vor mir lag die enge Wand des Schachtes, aber bald sah ich nichts mehr, mir schwindelte, und ohne den Halt an meinem Gefährten wäre ich unbedingt umgesunken und — verloren gewesen. Nach einigen Secunden schwand der Taumel, allein nur um desto unangenehmeren Empfindungen Platz zu machen. Von Zeit zu Zeit, jedenfalls durch ungleiche Aufwickelung des Taues, geschah die Bewegung ruckweise, so daß der ganze Körper zitterte und jedes Mal mir der Gedanke kam, der Apparat zerbreche oder stürze unregiert in die endlose Tiefe hinab. Es war buchstäblich, im eigentlichsten Sinne des Wortes Todesangst, was ich litt. Der kalte Schweiß perlte mir auf der Stirn, dazu tropfte mir das Wasser durch den Kragen meiner Blouse auf den Hals und bis auf den Leib hinab, daß ich immer unwillkürlich zusammenzuckte, und die Luft heulte in dem tiefen Schlauche, als seien zweimalhunderttausend Teufel um uns losgelassen.

„Sind wir jetzt bald oben?“ frug ich meinem Nachbar mit matter Stimme.

„Noch nicht die Hälfte,“ lautete seine niederschmetternde Antwort.

Nein, ich kann es nicht länger ertragen! dachte ich, und von Neuem begann mich Schwindel zu umnebeln, wie scheinbar die Wand des Schachtes vor mir in die Tiefe hinabglitt. Dann wieder zogen alle möglichen Visionen an mir vorüber, mein unglückbedeutendes Umkehren oben am Eingang zur Tagesstrecke fiel mir ein und anderes tolles Zeug mehr, meine Pein stieg von Secunde zu Secunde, bis ich auf's Neue halb bewußtlos stand und von meinem Führer fester gepackt wurde.

Ein neuer, diesmal Mark und Bein erschütternder Ruck. „Jetzt aber ist's wirklich aus!“ dachte ich, aus meiner Betäubung aufgerüttelt — allein siehe da! von oben kommt's heller und heller herein und langsamer, immer langsamer geht die Fahrt — wir nahen dem Tage. Und doch, diese letzten Secunden schienen die fürchterlichsten; denn je näher der Oberfläche, desto tiefer war der Sturz. Aber das Tau riß nicht, die Schraube gab nicht nach, kein Unheil ereignete sich; nur noch ein Ruck und Schlag kam, doch es war der letzte. Wir waren oben in der bergenden Kaue, das Gestelle stand mit dem Niveau ihrer Diele gleich, die

umgebende Schranke öffnete sich, ich trat auf den sichern festen Boden, vom Lichte geblendet wie eine Eule, und athmete lang und athmete tief.

Ein herzenskräftiges Glückauf erscholl aus dem Munde der umstehenden Arbeiter, und selten im Leben habe ich einen Gruß so warm, so recht aus tiefinnerster Brust, so jubelnd erwidert, wie dies Glückauf oben in der schwarzen, rußigen Kaue.

Mittlerweile war es Abend geworden; der Mond lag silbern auf der Hochfläche, wie ein Feuermeer sprühten die Funken aus den Schloten der Coaksöfen in den sternenklaren Nachthimmel hinein, und aus dem Thale herauf blitzten unzählige Lichter und sprachen von trauten Menschenheimstätten und trautem Zusammensein — und wie ich dann am Hange des Windberges, dessen finsterer Schooß mich mehr als drei Stunden lang umschlossen hatte, in den Grund hinabstieg, da erschien mir meine Auffahrt aus der Tiefe wie ein wüster Traum, wie ein Alpdrücken, wie eine Fieberphantasie, und ich konnte mich nicht satt athmen an der frischen Himmelsluft, nicht satt sehen an dem rings ausgegossenen Lichte, wenn es auch nur das Licht des Mondes war. Aber nie im Leben wieder auf dieses grausige Schachtgestelle! Mit diesem stillen Gelöbnisse rückte ich mich, nachdem ich meinem liebenswürdigen Führer noch einmal herzlich gedankt hatte für sein treues, lehrreiches Geleite, in der Ecke des Bahncoupés zurecht, welches den Müden nach Hause trug.

H. Scheube.

Der neueste Gegner des Papstthums.

Der Brief des Paters Hyacinthe an seinen Ordensgeneral hat in allen Ländern unseres Welttheiles das lebhafteste Aufsehen erregt. Dieser Brief ist ein Ereigniß von um so größerer Tragweite, als sich der frühere Carmelitermönch in frischem kräftigem Mannesalter befindet und, wie man annehmen darf, entschlossen ist, den Kampf, den er so muthig begonnen, eben so muthig fortzusetzen. Die Gartenlaube, als freisinniges Organ der Zeit, wird nicht unterlassen können das Portrait und die Lebensskizze des muthigen Mannes zu bringen, auch wenn sie, wie das bei ihrer großen Auflage begreiflich, damit allen übrigen illustrirten Zeitungen nachhinkt.

Pater Hyacinthe.

Pater Hyacinthe, oder wie er mit seinem Familiennamen heißt: Charles Loyson, 1827 in Orleans geboren, besuchte mit seinem ältern Bruder das Collège in Pau, wo er sehr eifrig den classischen Studien oblag. Er machte sich damals durch einen sehr lebhaften Sinn für die Poesie bemerkbar und unterließ es nicht, in den Erholungsstunden den Musen zu opfern, aber nur im Stillen und zu seinem eigenen Vergnügen. Er hat seine poetischen Versuche niemals der Oeffentlichkeit übergeben. Es muß dies hier deshalb bemerkt werden, weil seine Widersacher ihn als schlechten Poeten lächerlich zu machen suchen. Man hat ihm theils absichtlich, theils unabsichtlich mit einem seiner Vettern verwechselt, dessen Musenkinder allerdings nicht sehr gerathen sind.

Charles Loyson hatte kaum das achtzehnte Jahr zurückgelegt, als er in's Seminarium St. Sulpice zu Paris trat. Hier wurde sein Gefühl der Unabhängigkeit gar oft durch die Regeln des blinden Gehorsams stark verletzt. Er unterwarf sich denselben freilich, aber nicht ohne innern und äußern Kampf, und es kam nicht selten zwischen ihm und seinen Vorgesetzten zu inneren Conflicten. Sein Fleiß, die Reinheit seines Charakters und die Strenge, mit der er diese Reinheit überwachte, rangen jedoch seinen Obern volle Anerkennung ab, und nachdem er vier Jahre im genannten Seminare zugebracht, erhielt er die priesterliche Weihe und wurde bald darauf zum Professor der Philosophie am Seminar zu Avignon, dann zum Professor der Theologie am großen Seminar zu Nantes und endlich zum Vicarius im Sprengel St. Sulpice zu Paris ernannt. Als solcher that er sich bereits durch seine Beredsamkeit hervor. Indessen blieb er nicht lange in dieser Stellung. Er trat in den Orden der Dominicaner. Die bitteren Enttäuschungen, die er in diesem Orden erlebte, trieben ihn 1862 nach Lyon, wo er in's Carmeliterkloster trat. Der junge Carmelitermönch erwarb sich in dieser großen Stadt schnell den Ruf eines Kanzelredners von hoher Bedeutung; man drängte sich so sehr nach den Kirchen, wo sein gewaltiges Wort erklang, daß ihn der Bischof von Perigueux einlud, in der berühmten Kathedrale dieser Stadt während des Advents eine Reihe von Predigten zu halten. Der

Erfolg blieb hinter den großen Erwartungen nicht zurück. Im Jahre 1864 kam er nach Paris. Hier bestieg er zuerst die Kanzel in der Madeleine, und schon nach der ersten Predigt war er der Held des Tages. Er predigte dann fünf Jahre während des Advents in der Notre-Dame-Kirche, und diese war dann immer so überfüllt, daß viele Hunderte, die sich von allen Enden und Ecken der Riesenstadt herbeigedrängt, keinen Zulaß finden konnten.

Wenn ihm nun diese Predigten, auf die wir bald zurückkommen werden, neben unzähligen Bewunderern auch viele heftige Widersacher zuzogen, so wurden dieselben auf's Unversöhnlichste erbittert, als der Pater im vorigen Winter in einer Versammlung der Friedensliga und in Anwesenheit eines protestantischen Geistlichen und des Oberrabbiners von Paris ausrief, die mosaische, katholische und protestantische Religion seien Himmelsschwestern von ganz gleichem Range. Die finsteren Eiferer, die nicht genug bedauern können, daß die Scheiterhaufen für immer erloschen und daß die Inquisition für immer verschwunden, die finsteren Eiferer schrieen Ach und Zeter und beschuldigten den muthigen Pater der Gottlosigkeit. Dieser konnte und wollte keinen Schritt zurückweichen, und ein völliger Bruch war vorauszusehen. Der Bruch erfolgte denn auch bald durch seinen vom zwanzigsten September datirten Absagebrief. Die erste Abschrift desselben wurde dem „Temps“ zur Verbreitung eingesendet; zwei andere Abschriften gingen sodann nach Rom ab.

Am zwanzigsten September dieses Jahres hat Pater Hyacinthe mit der Ordenstracht seinen Mönchsnamen abgelegt. Er heißt jetzt wieder Charles Loyson. In diesem Augenblicke befindet er sich in den Vereinigten Staaten; aber noch vor Ende dieses Jahres wird er sich in Rom einfinden, nicht um dort zerknirscht Pater peccavi zu seufzen, sondern seine Ansichten unerschrocken zu verfechten. Er wird diesmal freiwillig nach Rom gehen. Voriges Jahr ist er vom Papste nach der ewigen Stadt citirt worden, um sich gegen die Anklagen zu vertheidigen, welche die ultramontane Partei gegen ihn erhoben. Bevor er sich indessen vor Pius dem Neunten stellte, wohnte er in seiner Ordenstracht den Verhandlungen des italienischen Parlamentes bei, was den Haß seiner Feinde womöglich noch vermehrte. Vergessen wir auch nicht zu erwägen, daß Abbé Loyson, sobald er das traurige Schicksal der Nonne Ubryk vernahm, seine Schwester, die sich ebenfalls im Kloster der Carmeliterinnen befand, aus demselben befreite.

Der große Ruf, dessen sich Abbé Loyson als Kanzelredner erfreut, ist durchaus gerechtfertigt. Das Wort fließt ihm leicht und voll von den Lippen. Seine Stimme ist eben so stark als wohlklingend, und er weiß durch die Kraft der Ueberzeugung seine Zuhörer zu begeistern. Mehrere sonst nicht leicht erregbare Personen haben uns versichert, daß sie durch seine Rede vor den Mitgliedern der Friedensliga im Herz'schen Saale wahrhaft hingerissen worden seien, und daß sie niemals den Eindruck vergessen werden, den diese Rede auf sie hervorgebracht.

Abbé Loyson hat vor Kurzem seinen zweiundvierzigsten Geburtstag gefeiert. Er ist also ein Mann, der kaum das Schwabenalter zurückgelegt. Seine äußere Erscheinung verräth keine ungewöhnliche Begabung. Er ist stämmig gebaut, und sein großer energischer Kopf sitzt auf sehr breiten Schultern. Die Ascetik des Klosters hat seinen Körper nicht vor der Zeit zerstört. Seine Stirne ist hoch und breit, sein Gesicht voll und derb, und in den Zügen drückt sich mehr Energie als geistige Ueberlegenheit aus; der feingeschlitzte Mund bekundet jedoch den Redner, dessen Wort die Massen zu beherrschen vermag. In der Unterhaltung zeigt sich der Abbé als ein sehr bescheidener Mann, der Andere gern reden läßt und eher lernen als lehren will. Er ist in seinem Urtheil sanft und mild, und seine Sittenreinheit ist so groß, daß auch seine blindesten und abgesagtesten Feinde dieselbe musterhaft nennen.

Die Ultramontanen haben indeß keine Zeit verloren, dem gefährlichen Carmeliter Verdächtigungen und Verleumdungen nachzuschleudern. In einem der wohlfeilen Büchelchen, durch die ihre Presse das Urtheil des Volks zu verwirren sucht, finden wir seinen Lebensgang erzählt und die Triebfedern seiner Handlungen enthüllt. In dieser Sammlung frommer Lügen wird Pater Hyacinthe den Ketzern und Apostaten zugezählt, die der Teufel der Popularität verführt hat. Das Urtheil über einen Menschen seiner Art läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Welch' ein Schuft! (quelle canaille) aber Talent hat er. Die Eigenliebe“ — wir lassen immer den halb geifernden, halb salbungsvollen Feind sprechen — „hat Pater Hyacinthe zu dem Glauben verleitet, daß er Victor Hugo und Lamartine entthronen könne. Vom Schwindel der Eitelkeit erfaßt, ist er mit der Hartnäckigkeit eines castilischen Maulesels dem Abgrunde zugerannt. Er hat sich der Hölle verpfändet, um neue Schrecken, wie die von 1793, heraufzubeschwören, aber Frankreich wird ihm auf diesem Wege nicht folgen. Den Scandal seines Briefes leitete er durch einen anderen Scandal ein, durch die Fortführung seiner Schwester aus dem Kloster. Da haben die österreichischen Juden die einfältige Lüge von Barbara Ubryk erfunden. Pater Hyacinthe wußte und wurde von dem Superior des Klosters seiner Schwester ausdrücklich daran erinnert, daß geisteskranke Nonnen mit der höchsten Milde behandelt und mit der liebevollsten Sorgfalt gepflegt werden. Trotzdem führte er seine Schwester mit sich fort, ‚und am andern Tage erfuhr man, daß die Nonnen von Krakau von den Gerichten freigesprochen worden seien. Die liberalen Zeitungen hatten mithin auf der ganzen Linie gelogen!‘

Die Entsagung seines Predigtamts ist eine Rückkehr zu den Fleischtöpfen Aegyptens: die Fastenspeise ist dem Carmeliter zu mager gewesen. Freilich hat ihm, dem Mann der Phrase, ‚die jungfräuliche Reinheit der Wahrheit‘ eben so wenig gefallen können, wie der anspruchsvollen Barbara Ubryk die ‚höchste Milde und liebevollste Sorgfalt ihrer Mitschwestern‘. Aber sein Loos wird schrecklich sein: Gewissensqualen in schlaflosen Nächten und endlich der Sturz in die Finsternisse des Abgrundes, wo er die Protestanten und Juden finden wird, welche die Katholiken umgeben, wie die beiden Schächer den Heiland am Kreuze.“

Also die Frommen über den Pater Hyacinthe, jetzt Herrn Loyson. Bereits ist die große Excommunication über ihn ausgesprochen worden.

Schöne Geister und schöne Seelen.

Von F. von Hohenhausen.

3. W. von Humboldt und die Doctorin Diede.

Am 16. Juli 1846 starb eine einsame alte Frau in einem ärmlichen Hause der Wilhelmshöher Allee zu Cassel; sie war eine fünfundsiebenzigjährige Greisin und fristete ihr Leben mit ihrer Hände Arbeit und zwar mit einer Arbeit, die eigentlich nur für die Jugend paßte. Zarte künstliche Blumen hatten ihre alten zitternden Hände geschaffen. Aus der Werkstätte des einsamen trauernden Alters ging der zierliche Blumenschmuck hervor, den die lachende Jugend in Gesellschaft und auf Bällen trug. Wie manche Thräne, wie mancher Seufzer der Erinnerung mochte die mühsame Arbeit begleitet haben!

Die arme alte Frau, die Blumen und Kränze flocht, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, war auch einst ein junges Mädchen, wohl schöner als die Trägerinnen ihrer Arbeiten; sie war auch glücklich gewesen, aber freilich nur sehr kurze Zeit! Sie war eine Pfarrerstochter, anmuthiger und liebenswürdiger, wie jemals eine solche von den Dichtern damaliger Zeit erfunden und gefeiert worden ist. Durch den Vicar of Wakefield, Voß' Louisen Idyll, und selbst Bürger's Pfarrer von Taubenheim hatten die Pfarrerstöchter einen poetischen Nimbus erhalten, den auch Goethe bei seiner Friederike von Sesenheim als bezaubernd empfand.

Die arme alte Blumenmacherin hieß Charlotte Hildebrand, ihr Vater war ein wohlhabender Pfarrer im Hannoverschen; sie hatte eine sorgfältige Erziehung, eine beinahe gelehrte Bildung empfangen. Mit neunzehn Jahren schwärmte sie für's „Wahre, Gute und Schöne“, las philosophische Schriften, dichtete und sehnte sich nach einer idealen Freundschaft. Sie lebte auf dem schönen Stückchen Erde, welches durch das Wesergebirge gebildet wird. Die lieblichen Bergschluchten, die saftgrünen Wiesen, die Eichkämpe

und die strohgedeckten Bauernhäuser waren die malerische Staffage ihrer Spaziergänge und Landpartien.

Namentlich führten letztere sie oft nach einem Jagdschlößchen des Landesherrn von Bückeburg, Baum genannt, das einsam wie ein Falke in einer grünen Wildniß thronte. Hier hatte Herder gewohnt als Günstling des Feldherrn und Philosophen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, und als Freund seiner liebenswürdigen Gemahlin, eines Fürstenpaares, das der alte Mendelssohn verehrt und geschildert hat in seinen Schriften. Ein Grabmal erhob sich über den vereinigten Särgen des durch eine glückliche Ehe und anbetende Liebe verbundenen Paares; es bildete einen Wallfahrtsort für alle schwärmenden Gemüther damaliger Zeit.

Auch die holde Pfarrerstochter nährte dort ihre jugendliche Phantasie mit Träumen von einer idealischen Ehe und ahnte nicht, daß sie sich nie erfüllen sollten. Die Erinnerung an das Jagdschlößchen Baum bei Bückeburg war eines der freundlichsten Bilder ihres einsamen Alters! Aber auch die anderen schönen Punkte des Wesergebirges sah das junge Mädchen in Begleitung ihrer wohlhabenden Eltern, die, der damals schon verbreiteten Sitte gemäß, alljährlich einen Badeort besuchten. Das nahe Rehburg mit seinen unvergleichlichen Tannenwäldern und Wiesenmatten, das liebliche Eilsen, das in dem tiefen Thalkessel mit seinen rothen Dächern wie eine Schale frischer Aepfel in grünen Blättern sich ausnahm, und zuletzt auch das stolze Modebad von damals, Pyrmont, lernte Charlotte Hildebrand kennen.

In dem Lindendom der Pyrmonter Allee saß sie einst mit ihrem Vater auf einer Bank nahe an der kühlenden Fontaine, da setzte sich ein Jüngling zu ihnen. Er hatte einen schlechten Rock, aber gute Manieren; er war häßlich, aber er sah geistvoll aus. Man wurde damals leichter bekannt in den Bädern, man war nicht so mißtrauisch wie jetzt gegeneinander, und binnen wenigen Minuten hatte das schöne junge Mädchen ihren Nachbar zu einem eingehenden philosophischen Gespräch begeistert. Sie lauschte auf seine Worte, als kämen sie aus einer bessern, bisher nur geahnten Welt, und er freute sich des lieblichen Ohrs, des holden Mundes, die so verständnißreich hören und so anregend reden konnten.

Der Pfarrherr, ebenfalls von dem Jüngling bezaubert, den er für einen Göttinger Studenten hielt, lud ihn herablassend zum Mittagsessen ein, und man ging gemeinschaftlich in den Speisesaal. Dort enthüllte es sich denn, daß der feurige Redner allerdings ein Student aus Göttingen, aber ein sehr vornehmer, Wilhelm von Humboldt aus Berlin, war.

Es ist bekannt, daß er damals und auch später ein sehr unscheinbares Aeußere besaß; im besten Frack sah er noch aus wie ein Schneiderlein, grau, klein und dünn, wie mußte er sich erst in dem schlechten Reiseanzug ausnehmen! Aber die junge Freundin erkannte doch die innere Schönheit und sprach noch nach einem halben Jahrhundert von „der klaren Ruhe seines Wesens und von der wohlthätigen Wirkung seiner Unterhaltung, von dem tiefen, nie erloschenen Eindruck, von den geheiligten Empfindungen“, die er in ihr hinterlassen hatte.

Drei glückliche Tage eines freien, unbeschäftigten Badelebens, in dem man stets die dreidoppelte Stundenzahl anderer Tage besitzt, flossen dem jungen Mädchen im ununterbrochenen Verkehr mit Wilhelm von Humboldt dahin. Er schrieb ihr nach damaligem Gebrauch eine pathetisch zärtliche Sentenz in ihr Stammbuch und reiste ab, ohne ein Wort von Liebe geredet zu haben, obwohl sein ganzes Herz durchglüht schien von dem seelischen Liebreiz der Pfarrerstochter. Sie selbst fühlte sich unendlich bereichert im Innern und pflegte noch mehr als sonst eine schwärmerische ernste Stimmung in sich; sie war zu bescheiden, zu echt weiblich demüthig, um irgend eine Hoffnung auf eine nähere Verbindung mit dem vornehmen, geistig bedeutenden Jüngling zu hegen, in dem ihr liebevoller Scharfblick schon den einst berühmten Mann erkannte. Sie verschloß „die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste ihres Innern und sprach nie darüber, sicherte sie so vor Entweihung durch fremde Berührung“.

Diese Begegnung fand am 16. Juli 1788 statt. Humboldt hatte die Absicht ausgesprochen, im Herbst das Pfarrhaus zu besuchen. Er kam aber nicht, sondern blieb länger als er wollte bei Jakobi in Pempelfort, dem damaligen Sammelplatz großer Geister. Wie mag das junge Mädchen sehnsüchtig geharrt und in dem kleinen Garten, wo Rosen und Gemüse durcheinander wuchsen, nach dem Seelenfreund ausgeschaut haben! Sie beschreibt einmal gelegentlich ihr Vaterhaus und seine hübsche idyllische Lage im Grünen; ein Bächlein rauschte an der Gartenhecke vorüber und ein schwankender Steg führte in einen Wiesengrund von Gebüsch umgeben. Dorthin lenkte das junge Mädchen am liebsten die Schritte, wenn es allein sein und träumen wollte. Die Herbstnebel wallten wie Schleier im Mondenschein und zauberten Ossian'sche Bilder vor die Augen der holden Schwärmerin. Sie las ihr Stammbuchblättchen im stillen Kämmerlein wehmüthig durch:

„Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Pyrmont, 1788. Wilhelm von Humboldt.“

Aber die „mitempfindende Seele“ blieb aus! Statt dessen kam ein Doctor Diede und warb dringend um die hübsche, wohlhabende Pfarrerstochter. Sie hätte ihm gern einen Korb gegeben, aber ihre Eltern fanden an ihm nichts auszusetzen und verlangten streng ihr Jawort. Es gehörte in früheren Zeiten gewissermaßen zum Anstand, die Töchter recht früh zu verheirathen, und jede rechtschaffene Mutter hielt es für eine häusliche Schmach, wenn sie dieselben lange bei sich behalten mußte. Wie mancher Mädchentraum ist und wird von einem unwillkommenen Freier zerstört!

Als Frau Doctorin Diede zog die kaum zwanzigjährige Charlotte in Cassel ein; sie erzählte dies Ereigniß mit den melancholischen kurzen Worten: „Ich wurde verheirathet im Frühling 1789, lebte nur fünf Jahre in dieser kinderlosen Ehe und ging keine zweite ein.“

Nur drei Jahre später verheirathete sich auch Wilhelm von Humboldt mit einer reichen Erbin, Fräulein von Dachröden, die als geistreiche Schönheit, obwohl sie etwas verwachsen war, viele Männer bezauberte, unter Anderen auch den Baron von Burgsdorf, den Baron von Seufft-Pilsach u. A. m. Jedoch lebte sie in einer durchaus glücklichen und harmonischen Ehe mit Humboldt, dem sie zwei Söhne und drei Töchter schenkte. Er sprach stets mit der höchsten Achtung und Liebe von ihr; sein Zeugniß scheint uns ausreichend, um die Verleumdungen zu widerlegen, die bald laut, bald leise sich gegen sie erhoben haben.

Die Ehe der Doctorin Diede wurde nach fünfjähriger Dauer geschieden; sie war ohne Neigung in diese Ehe eingetreten und glaubte sich deshalb berechtigt, dieselbe aufzulösen, ein moralischer Irrthum, den sie schwer büßen sollte!

Der jungen Frau war die Fessel der Ehe besonders drückend erschienen, weil sie eine romantische Neigung empfand für einen hessischen Edelmann; sie hoffte, er würde sie durch eine eheliche Verbindung für das Opfer ihres Rufes und für das öffentliche Aergerniß, welches ihre Ehescheidung gab, entschädigen, aber sie hatte sich in ihm getäuscht. Er war eine rohe Natur, er verlachte ihre sentimentale Liebe und heirathete später seine Haushälterin.

Durch ihre Scheidung war die Doctorin Diede um die sichere Stellung als Frau gekommen, und in den Kriegsjahren unter Napoleon's Joch verlor sie auch ihr ganzes Vermögen. Sie lebte einige Zeit in Braunschweig, wo der mildherzige Herzog ihr einen Ersatz für ihre Verluste versprach, allein er konnte seine gute Absicht nicht ausführen, er fiel bei Waterloo. Ohne alle Hülfsmittel, nicht mehr jung, kränklich und verlassen, war die Doctorin Diede der Verzweiflung nah und sah kein einziges Hülfsmittel als erreichbar vor Augen.

Da fand sie in den Zeitungen den Namen Wilhelm von Humboldt lobend erwähnt, der als Bevollmächtigter des Königs von Preußen beim Congreß in Wien thätig war. Die theure Erinnerung an die drei glücklichen Tage in Pyrmont gab ihr den Muth, sich in ihrer großen Noth an den jetzt berühmten, mächtigen Mann zu wenden. Sie begann unter Herzklopfen und Thränen folgenden Brief: „Nicht an Eure Excellenz, nicht an den königlich preußischen Minister — nein, an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit so großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie so früh durch geistige Begabung gestellt sind, machte es mir nicht schwer von Ihnen oft zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. . . . Ich habe das liebe Blättchen unter

den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen, das ich mir zurückerbitte, wird Eure Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Ereignisse Ihres Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüth sind solche Eindrücke tiefer und unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit könnte mich zurückhalten, Ihnen nach sechsundzwanzig Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) die ersten ungekannten Regungen erster erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edlern Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwicklung des Charakters aber ist es von höchster Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Die Gefühle wandelt die Zeit. Das tief in's Gemüth gesenkte theure Bild aber erbleicht nie. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fortan mein Ideal von Männerwerth und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier richtete sich mein Muth auf, wenn mein Glaube an die Menschheit schwankte! Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung), ich bin gereift unter großen Schmerzen, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht."

So hatte denn dies arme Herz doch noch das Liebesgefühl sich klar eingestanden, welches sie damals in dem schönen Pyrmont beseligte, und welches sie ein Vierteljahrhundert verschwiegen hatte.

Auf diesen mit dem Herzen geschriebenen Brief antwortete der preußische Minister noch am selben Tage, da er ihn erhielt. Er war tief gerührt und ergriffen von dieser Jugenderinnerung; vielleicht mochte auch ein leises Bedauern durch seine Seele ziehen, daß so liebliche Rosen der Liebe ungekannt und ungeahnt von ihm einsam verwelkten. Zugleich fühlte er auch wohl die Verpflichtung, einem unglücklichen Wesen, das auf ihn vertraute wie auf die Versehung, wirklich ein Erretter zu werden. Er schrieb ihr voll der herzlichsten Theilnahme und dem edelsten Zartgefühl; er überredete sie, auf einige Zeit sich ganz seiner Fürsorge zu überlassen, und zwang sie geradezu eine Geldsumme von ihm anzunehmen, um erst alle Nahrungssorgen von ihr zu entfernen. Ihr Stolz bequemte sich jedoch nur so lange dazu, als ihre Kränklichkeit anhielt; sie ging auf Humboldt's ausdrücklichen Wunsch nach Göttingen, weil sie dort noch von den Jugenderinnerungen zehren konnte, die der geliebte Freund dort hegte. Sie folgte dem Rath desselben, sich zu schonen, als sie sich aber wieder wohl fühlte, zog sie nach Cassel zurück und begann ihre mühsame Blumenarbeit. Nur auf dringendes Bitten Humboldt's entschloß sie sich eine kleine Pension von ihm anzunehmen, die als regelmäßiger Zuschuß eine große Erleichterung ihres Broderwerbs darbot.

Aber eine andere Gabe des Freundes gewährte ihr wahres Lebensbrod, unvergängliche Seelenspeise, die Briefe, die er ununterbrochen mehr als zwanzig lange Jahre ihr schrieb; sie sind Eigenthum der gebildeten Welt geworden und ein Trostbuch für alle Vereinsamten darin. Wer kennt nicht Humboldt's Briefe an eine Freundin? Mit dem edelsten Zartgefühl und einer rührend liebenswürdigen Ritterlichkeit schrieb der alte Mann an seine einsame alte Freundin und gab ihr Trost, ja mehr als das, er gab ihr auch Freude, denn er regte sie zu geistiger Thätigkeit an, indem er Alles mit ihr besprach, was in den Kreis seines eigenen Dichtens und Trachtens kam.

Der verneinende Geist der Zeit hat den edlen Briefsteller oft lächerlich zu machen gesucht, wegen dieser innigen Hingabe an eine arme alte Frau. Der Beweggrund dazu läßt sich einfach erklären, wenn man bedenkt, „daß nichts den Menschen so innig an einen andern fesselt, als das Bewußtsein ihn bis in's innerste Herz zu beglücken". Dies Bewußtsein konnte Humboldt in vollstem Maße seiner alten Freundin gegenüber haben; der geistige Zusammenhang mit ihr bildete den einzigen Lichtpunkt ihres sonst so dunklen Lebens.

Zweimal machte er ihr auch die Freude, ihn von Angesicht wiederzusehen; die beiden alten Herzen genossen wehmüthig die verblichenen Erinnerungen ihrer Jugend zusammen und die briefliche Verbindung wurde nur noch inniger nach diesem mündlichen Verkehr. Niemand hatte geahnt, daß der berühmte Humboldt die einsame kümmerliche Behausung der armen, vergessenen, einst vielfach getadelten Doctorin Diede aufgesucht hatte, selbst die wenigen nähern Bekannten, die sie noch in Cassel besaß, erfuhren nichts davon. Ebenso verborgen hielt sie das ihr so heilige Briefgeheimniß; erst nach Humboldt's Tode enthüllte sie es, weil sie es für Pflicht hielt, den reichen Geistesschatz nicht eigennützig für sich allein zu behalten, sondern ihn der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Sie ging mit Eifer an die Herausgabe von Humboldt's Briefen, nachdem sie dieselben beinah zu ängstlich von jeder möglichen Indiscretion im Urtheilen über Andere gesichtet hatte. Eine damals junge literarische Celebrität, Therese von Bacharacht, geborene von Struve, war ihr bei dieser Arbeit behülflich und erhielt von ihr dieselbe als eine Art Schenkung für früher ihr gewährte Unterstützungen.

Diese liebliche Therese war eine frische Rose in dem verdorrten Lebenskranze der Freundin Humboldt's; sie war eine Pathin von Therese Huber, mit der ihr Vater als russischer Gesandter in Stuttgart sehr befreundet gewesen war. Durch den nahen Verkehr mit dieser Schriftstellerin wurde Therese gleichsam für die Literatur prädestinirt; sie lernte die Doctorin Diede als Lehrerin kennen und enthusiasmirte sich für die geistvolle Dulderin, die in ihrer Freude über die jugendliche Verehrerin eine sehr schmeichelhafte Beschreibung über dieselbe an ihren Freund Humboldt sandte. Leider führte der spätere allzu romantische Lebenswandel der reizenden Therese Zerwürfnisse mit der streng moralisirenden Doctorin Diede herbei und veranlaßte auch nachtheilige Einwirkungen auf die Herausgabe der Briefe Humboldt's, namentlich ist darin wohl die Ursache zu suchen, daß dieselbe so wenig Eigenes aus der Feder der Empfängerin enthält. Die geschickte Hand Theresens würde gewiß darin bessere Auswahl getroffen haben; es ist sehr zu bedauern, daß die geistreichen Aussprüche, die oft an Rahel erinnerten, der Lesewelt verloren gegangen sind.

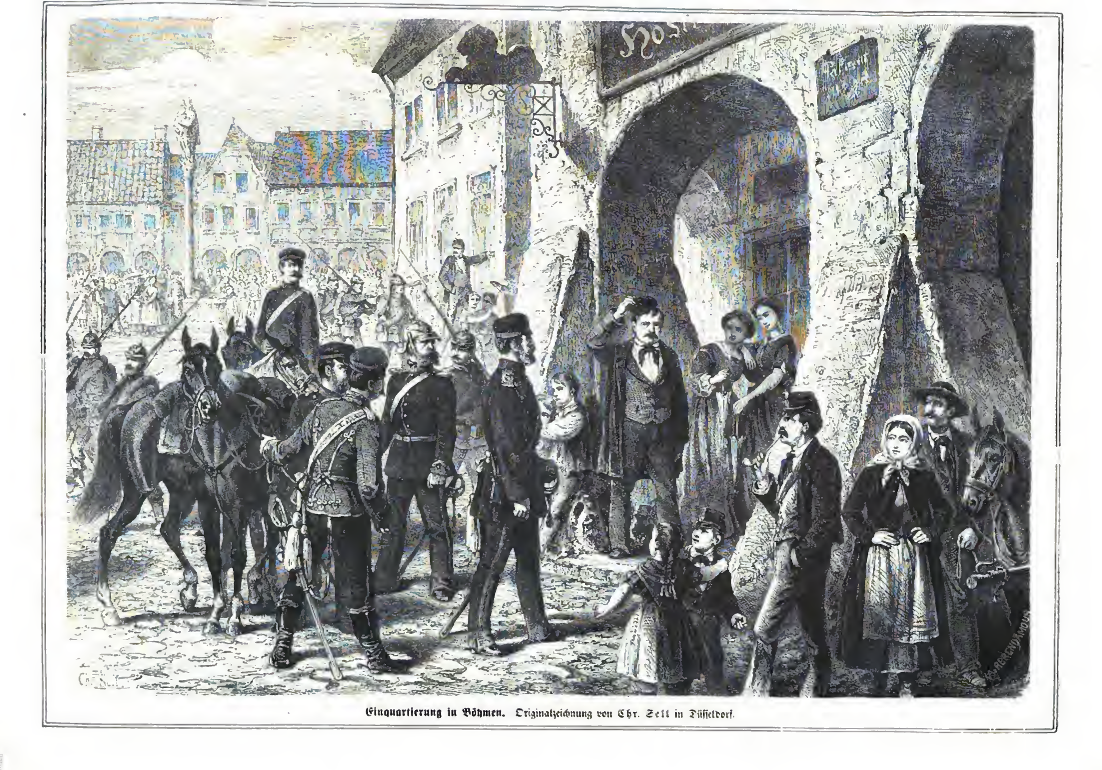
Die Doctorin Diede überlebte ihren Freund länger als zehn Jahr und hatte noch den Trost, daß der edle Alexander von Humboldt die Pension auszuzahlen übernahm, welche sein Bruder ihr als Unterstützung gegeben hatte.

Erinnerungen aus dem letzten deutschen Kriege.

Nr. 14. Einquartierungs Freud und Leid.

Die Schlacht von Königsgrätz war geschlagen und in aufgelöster Flucht entschaarten sich die Oesterreicher weithin durch das böhmische Land. Einen heißen, blutigen Kampfestag hatten wir durchfochten und bei der Tapferkeit der Gegner, namentlich der sächsischen Truppen, die uns gegenüberstanden, schreckliche Verluste erlitten. Von meinem Bataillon lag fast die Hälfte der jungen, lebenskräftigen Männer, die so frisch und fröhlich mit mir die Heimath verlassen, theils verwundet, theils leblos auf dem blutigen Gefilde. Und wir noch Lebenden waren durch die oft fehlende Nahrung und das unregelmäßige Leben, durch die weiten Eilmärsche und die heißen Gefechte so erschöpft, körperlich und geistig, daß uns eine längere Ruhe dringend nöthig war. Bis jetzt hatten wir in der Avantgarde unseres Armeecorps gestanden und wenig Ruhe gehabt; da mußten nach langem, erschöpfendem Marsch noch die Vorposten bezogen und Patrouillen gegangen werden, und so entbehrten wir bei so mühevollen Tagen auch noch des stärkenden Schlafes. Auch die Führer erkannten unsern Zustand wohl, deshalb wurden wir kurz nach der Schlacht bei Königsgrätz in die Reserve der Division genommen und hatten von jetzt an nur kleine, wenig anstrengende Tagemärsche.

Schon seit langer Zeit war unser Nachtlager nur der kalte Erdboden, der nur manchmal durch untergelegtes Heu oder Stroh etwas angenehmer gemacht werden konnte, und unsere Decke der oft sehr trüb umzogene Himmel gewesen. Es war also natürlich, daß wir Alle uns recht darnach sehnten, einmal wieder unter Dach und Fach zu kommen. Oft, wenn ich so auf wenigem Stroh



Einquartierung in Böhmen. Originalzeichnung von Chr. Sell in Düsseldorf.

liegend recht jämmerlich im nächtlichen Regen fror und vergeblich den Schlaf erflehte, erinnerte ich mich daran, mit welch' maulendem Gesicht und ärgerlichem Unbehagen ich mein erstes Strohlager in Polnisch Breule, einem kleinen Dorfe Schlesiens, eingenommen und mit Schmerzen der weichen mütterlichen Federbetten gedacht hatte. Doch tempora mutantur! jetzt hätte ich wohl viel gegeben ein solches Lager wieder einmal zu genießen!

„O Wonne! Heut' kommen wir in Quartier!" lief es von Mund zu Mund, als wir zum Abmarsch vom Bivouac antraten. Fünf Stunden hatte unser Marsch gedauert, bald bergauf, bald bergab, bald durch grünende Wiesen und fruchtbare Felder, und bald durch duftigen Wald; da lag in einem lieblichen Thale unter uns das ersehnte Ziel, ein kleines Dörfchen. In vielfachen Windungen führte uns die Chaussee den Abhang des Berges hinunter; vor dem Eingang in's Dorf machten wir Halt, die Fouriere meiner Compagnie erschienen und theilten die Quartierbillets aus.

„Strzevo", radebrechte ich von meinem Zettel, „Schenkwirth des Dorfes." Mit mir hatte das gleiche Quartier ein Unterofficier, Cadet Z., mit neun Mann zu theilen.

„Still gestanden, das Gewehr über, marsch!" commandirte der letztere seinen Hausgenossen, und hinter dem kleinen Zuge her schritt ich in's Dorf. Einen schmutzigen, zerlumpten Jungen, der, beide Hände im Munde, eifrig beschäftigt war, mit der Reinigung seiner Finger auch noch einen Zungenschmaus zu verbinden, und uns verwundert anglotzte, rief ich an: „Wo liegt denn das Wirthshaus des Dorfes?"

„Nerozumi!" (ich verstehe nicht) war die Antwort.

„Das Wirthshaus oder die Schenke des Dorfes mein' ich!" schrie ich nochmals.

Ein höhnisches Grinsen überlief sein Antlitz; endlich zog er die eine Hand aus dem Mund. „Nerozumi!" ertönte wiederum, und dahin lief er!

Ein zweiter Versuch, dasselbe Resultat. Verblüfft drehte ich mich nun zu meinen Leuten um, die mich aber auch nicht sehr schlau ansahen; eine dämmernde Ahnung stieg in unserer Seele auf, und in ein schallendes Gelächter brachen wir aus, als Cadet Z. seufzend unseren Gefühlen die Worte verlieh: „Das sind wirklich böhmische Dörfer!"

Was war zu thun? Entschlossen trat ich auf ein Haus zu und pochte an die Thür; ein Weib erschien, das ich nach seinem Aeußeren und nach dem Blick, den ich in das Innere der Wohnung warf, dringend in dem Verdacht hatte, die Mutter jenes vorhin erwähnten Buben zu sein. Ich frug wiederum nach der Lage des Wirthshauses und wies zu gleicher Zeit mein Quartierbillet vor; aber wiederum dieselbe Antwort: „Nerozumi". Um mich verständlich zu machen, deutete ich nun auf ihr Haus und machte die Bewegung des Trinkens. Fest überzeugt, jetzt einen sichern Erfolg erlangt zu haben, schielte ich triumphirend seitwärts, um mich an den sicher über meine geschickte Zeichensprache staunenden Mienen der Soldaten zu weiden. Mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit ergoß aber das Weib einen Schwall unverständlicher Worte über mich, aus denen ich nur das öftere, mit Betonung wiederholte „voda" (Wasser) verstand; dann stürzte sie in das Haus zurück und erschien mit einem Krug Wasser. Sie hatte geglaubt, wir wollten bei ihr trinken. Etwas beschämt schüttelte ich mit dem Kopfe, wies nochmals auf unser Quartierbillet hin und rief ihr mit stolpernder Zunge den Namen unseres künftigen Wirthes „Strzevo" zu.

Laut lachte das Weib über unsern Barbarismus auf; aber wir waren zu erfreut, um dies zu strafen, als wir sahen, sie hatte unser Verlangen verstanden. Mit der Hand winkend eilte sie vor uns her und führte uns zu einem niedlichen Hause, das vortheilhaft von seiner Umgebung abstach. Wir traten hinein, und einem lieblichen Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, das uns entgegentrat, übergab ich, obgleich fest überzeugt, nicht verstanden zu werden, mit den Worten: „Zwölf Mann Einquartierung!" unseren Zettel.

„Treten Sie gefälligst ein!" ertönte zu unserer freudigen Ueberraschung aus dem Munde des Mädchens.

„Wie? Was?" sagte ich, „Sie sprechen ja deutsch!"

„Nun, ist denn hierbei etwas zu verwundern?" entgegnete sie schelmisch lächelnd. „Doch machen Sie sich's nur bequem, ich werde unterdeß etwas zu essen besorgen;" und wie eine kleine Elfe, so flink und hurtig, so zierlich und anmuthig verschwand sie durch die Thür, deren braune, eichene Pfosten ihr liebliches Bild, das uns mit feinem blonden Haar und den funkelnden, lachenden blauen Augen so traulich anheimelte, gar eigen umrahmten. Noch sann ich nach, wie wohl eine solche Blume auf diesem Boden hatte entstehen und gedeihen können, als schon Z. jubelnd ausrief: „Hier ist es gut sein, Herr Lieutenant, wir haben den Vogel abgeschossen." Dann schnalzte er laut mit der Zunge, tanzte durch das Zimmer und warf einen verzweifelt verliebten Blick auf die geschlossene Thür, durch welche eben unsere kleine Fee verschwunden war. Unsere erste Sorge war nun, die Spuren des Marsches von uns zu entfernen. Z., ein Rheinländer, konnte damit nicht fertig werden, schon zum zwanzigsten Mal schaute er in den Spiegel, strich sich kühn die Haare zu einer stolzen Tolle empor und drehte dem Schnauzbart zwei schwungvolle Spitzen. Ueber seine siegeszuversichtliche Eitelkeit in ein helles Gelächter ausbrechend, verließ ich das Zimmer und trat in den Hof, als ich plötzlich hinter mir die wohllautenden Worte hörte: „Was erfreut Sie denn so, Herr Preuße?" Und sieh! Das liebliche Mädchen stand hinter mir und schaute mich mit den blauen Augen so wundersam an. „Worüber lachen Sie denn so?" wiederholte sie erröthend, da ich, ohne zu antworten, sie nur stumm anschaute.

„Wo wollen Sie denn hingehen?" frug ich, da ich sah, daß sie ein leeres Körbchen in der Hand trug.

„Ach, nur in den Garten, um etwas Grünes für die Suppe zu holen," war die Antwort.

„Nun, dann werde ich Sie begleiten, wenn Sie es erlauben, und Ihnen den Grund meiner Heiterkeit mittheilen." Zögernd nickte sie, und munter plaudernd schritt ich neben der anmuthigen Gestalt hin. Wie wundervoll tönte ihr silbernes Lachen mir im Herzen wider; wie behende glitt das zarte Füßchen durch das duftende Grün, und wie geschäftig pflückte das Händchen die würzigen Blätter!

„Ich weiß nicht," sagte ich, „Sie sind doch wohl eine geborene Deutsche; woher reden Sie sonst wohl diese Sprache so rein, woher das blonde Haar und die blauen Augen?"

„Ach!" sagte sie, und trauernd und trüb umwölkte sich das zarte Antlitz. „Mein Vater ist ein Böhme, aber meine gute selige Mutter war eine Deutsche; ich hatte sie so lieb, so lieb, und mit gleicher Zärtlichkeit umfaßte mich ihr Herz; sie war so gar nicht wie die Frauen hier im Dorf, die so unreinlich und unwissend, so falsch und gefühllos sind. Ihr verdanke ich mein Wissen und die Kenntniß ihrer Muttersprache; allein wo sollte ich hier etwas lernen? Und manches schöne deutsche Lied, das ich aus ihrem Munde gehört, steht mir fest im Herzen eingeschrieben und seine sanften, treuen und milden Melodien beruhigen oft meinen Schmerz und die Sehnsucht nach der theuren Abgeschiedenen. Es ist dann, als spräche ihr Geist in den schmelzenden Tönen zu mir." Traurig senkte sie das Köpfchen. „Mein Vater," so erzählte sie weiter, „lernte sie in Prag kennen, heirathete sie dort und zog dann mit ihr hierher. Er hatte sie sehr lieb, aber er verstand das zarte Wesen meiner Mutter nicht, und so verletzte er sie oft, wo er es selbst gut mit ihr meinte. Dazu mochte noch kommen, daß sie sich unter diesem ungesitteten Volk stets fremd fühlte. So kümmerte sie hin und verschied wie ein zartes Pflänzchen, das nur auf heimischem Boden unter der sorgsamsten Pflege gedeihen kann. Mein Vater war sehr erschüttert von ihrem Tode, und der noch immer zehrende Gram hat ihn sehr darniedergebeugt, und so," setzte sie, sich von ihrer Traurigkeit aufraffend, hinzu, „führe ich eigentlich die Wirthschaft allein."

„Dann müssen Sie auch gut Böhmisch sprechen?" frug ich.

„O ja," erwiderte sie, „noch besser als das Deutsche; aber ich habe dieses in mein Herz geschlossen, als die Sprache meiner lieben Mutter, und freue mich jedesmal inniglich, wenn ich die Gelegenheit habe, mit Jemand einmal wieder in dieser Sprache zu reden. Doch Sie wollen gewiß Böhmisch von mir lernen?" frug sie, mich schelmisch anblickend.

Ich weiß nicht, wie mir in diesem Augenblick der Muth kam. „Ja, ja," nickte ich und schaute ihr in das rosige Antlitz; „was heißt denn im Böhmischen: ‚Holdes Mädchen'?"

„Heská holka," antwortete sie zögernd.

Und dann fuhr ich fort: „‚Ich liebe Dich'?"

„Já tebe mamrád," flüsterte sie.

„‚Gieb mir ein Küßchen'?"

Digitized by Google

„Dej mi hubiczku," sagte sie erröthend und mit abgewendetem Antlitz.

Da faßte ich heiß ihre Hand, führte sie an mein Herz und flehte noch einmal: „Heská holka, já tebe mamrád, dej mi hubiczku!"

Und mit verschämten Wangen mich schelmisch anschauend und leise den Kopf schüttelnd, lispelte sie: „Nerozumi" (ich verstehe nicht).

Aber als ich sie trüb anschaute und ihre Hand fallen ließ, da sprang sie auf, umfing mich heiß, und innig preßten sich ihre würzigen Lippen auf die meinigen. „Du böser Mensch!" hörte ich noch, und verschwunden war sie wie ein schöner Traum, den man vergeblich zurückwünscht. Aber mit tiefen, unvergeßlichen Schriftzügen sind meinem Herzen für immer jene Worte, mein erstes Böhmisch, eingegraben: „Heská holka, já tebe mamrád, dej mi hubiczku".

Es war dies mein süßestes Abenteuer in Feindesland. Unser nächstes Quartier sollte das Städtchen A. sein.

In der Nähe desselben angekommen, befahl mir der General, auf einem Einspänner, den ich in einem benachbarten Gehöfte aufgetrieben, vorauszueilen und für den Stab und die in den Ort selbst kommenden Truppen Quartier zu machen. Als ich in das Städtchen einfuhr, hatte ich den schon lange ungewohnten Anblick zahlreicher Menschen auf der Straße, wurde auch durch die festlichen Kleider derselben daran erinnert, daß Sonntag sei, woran ich noch gar nicht gedacht hatte. Der Gottesdienst war gerade zu Ende. Wie manches Gebet um Abwendung der drohenden Kriegsgefahr mag von den zahlreichen Andächtigen, welche der Kirche entströmten, zum Himmel emporgesandt worden sein! Um so größer war der Schreck beim Anblick der feindlichen Ankömmlinge.

In dem am Ring gelegenen Rathhaus fand ich den Bürgermeister, einen würdigen alten Herrn, welcher schon bei Leipzig als österreichischer Officier gefochten hatte. Er, welcher damals die Preußen als Alliirte kennen gelernt hatte, wußte, daß sie nicht die undisciplinirte Herde waren, als welche sie verschrieen wurden, und daß die über sie verbreiteten Gerüchte auf Unwahrheit oder Uebertreibung beruhen mußten. Er wußte aber auch aus eigener Erfahrung, daß der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk ist, und daß feindlichen Truppen gegenüber die größte Zuvorkommenheit zugleich die größte Klugheit ist. Das Geschäft der Einquartierung war daher schnell abgemacht. Ich erhielt eine Anweisung für den ganzen Stab auf den am Ring, in der Nähe des Rathhauses, gelegenen Gasthof zum goldenen Löwen, und machte mich, während der Bürgermeister die Einquartierung der angekündigten Truppen vorbereitete, wieder auf den Weg, um meinem Commandeur Bericht zu erstatten. Als ich am goldenen Löwen vorbeikam, sah ich an einem Fenster ein hübsches Mädchen, welches aber sogleich verschwand, als es bemerkte, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben.

Nachdem der General die durch und in den Ort rückenden Truppen hatte bei sich vorübermarschiren lassen, begab er sich nach seinem Quartier, von dem ich ihm mitgetheilt hatte, daß es nach den Aussagen des Bürgermeisters und auch dem äußern Ansehen nach zu den besten Erwartungen berechtige. Hier wurde er aber von dem Wirth in zwar sehr devoter Haltung, doch mit der deutlich erkennbaren Absicht des größtmöglichsten passiven Widerstandes empfangen, so daß er, hierdurch unangenehm berührt, nach kurzer kalter Begrüßung sich sofort auf die ihm bestimmten Zimmer zurückzog. Freund Sell in Düsseldorf hat diese Scene später zu einem vortrefflichen Bilde benützt. Ich hatte während dessen aber bemerkt, daß hinter der halboffnen Thür verstohlen zwei junge Mädchen, deren eine ich schon vorhin am Fenster gesehen hatte, lauschten. Wenn sie auch sehr ängstlich schienen, so war die weibliche Neugier, die fremden Soldaten, welche die ihres Kaisers besiegt hatten, zu betrachten, doch größer als die Furcht vor denselben. Natürlich zogen die schmucken Begleiter des Generals ihre Augen am meisten auf sich, und da auch dieses mir nicht entging, so stützte ich hierauf die Hoffnung, daß sich, ungeachtet des schlechten Empfanges seitens des Wirths, hier doch noch ein gutes Einvernehmen anbahnen würde. —

Der Nachmittag verging zum größten Theil unter dienstlichen Geschäften. Als ich gegen Abend in die Gaststube kam, fand ich hier die beiden jungen Mädchen und versuchte mit denselben eine Unterhaltung anzuknüpfen. Anfangs ohne den gewünschten Erfolg. Ich fand einen heftigen patriotischen Haß gegen alles Preußische. Besonders bei der braunäugigen Antonie, der Nichte des Wirthes, einer geborenen Wienerin; weniger bei der blauäugigen Marie, der Tochter des Wirthes. Aber gerade dies reizte mich; die Erinnerung an meine schöne Böhmin von gestern hätte mich sonst hier kalt gelassen. Es gelang mir denn auch wirklich, nach und nach die Zurückhaltung der Mädchen zu besiegen; und als ich mich endlich als ein gewandter Spieler auf dem vorhandenen Clavier erwies, wurden sie zutraulicher und ich konnte mit meiner „schönen Feindin", Antonie, wenn auch noch nicht Frieden, so doch wenigstens einen vorläufigen Waffenstillstand schließen.

Auch der Wirth kam herzu und legte allmählich sein verschlossenes mißtrauisches Wesen ab. Hierzu mag wohl die gute Mannszucht der Truppen, und daß sie nur das zum Leben Nothwendige verlangten, nicht wenig beigetragen haben. Als sich später der General mit den anderen Officieren seines Stabes ebenfalls dort einfand, fand er die ganze Familie vollständig umgewandelt. Der Wirth war die Zuvorkommenheit selbst und suchte auf jede mögliche Weise den schlechten Eindruck seines ersten Empfanges zu verwischen. — Da im goldenen Löwen die angesehensten Bürger des Städtchens den Abend zuzubringen pflegten, so fanden sie sich mit den bei ihnen einquartierten Officieren zur gewohnten Stunde ein. Je mehr man unter einander bekannt wurde, desto mehr entwickelte sich ein angenehmer Verkehr, und Alles verlebte einen heitern geselligen Abend. —

Zu böhmischen Studien fand sich hier freilich weder Zeit noch Gelegenheit, denn schon am nächsten Morgen wirbelte die Trommel wieder zum Aufbruch, wohl aber nahm man überall als gute Freunde Abschied und sprach von beiden Seiten die Hoffnung aus, sich bald unter friedlichen Verhältnissen wiederzusehen. Daß der Abschied im goldenen Löwen nicht minder herzlich war, ist selbstverständlich. Ich hätte mich auch gerne von den Damen verabschiedet. Dieselben waren aber leider noch nicht sichtbar. Als ich bereits meinen Säbel gezogen hatte und im Begriff, in die Linie einzutreten, noch einmal meine Augen an dem Hause entlang wandern ließ, erschien jedoch an einem der obern Fenster ein blühendes Antlitz, erwiderte erröthend meinen Gruß und verschwand ebenso schnell wieder. —

Ob ein Wiedersehen irgend welcher Art stattgefunden hat, können wir heute noch nicht verrathen. Vielleicht erzähle ich später einmal Etwas davon.

Blätter und Blüthen.

Aennchen von Tharau und Simon Dach. Wohl jeder Deutsche kennt Simon Dach's Volkslied „Aennchen von Tharau", wenigstens in der Herder'schen Uebersetzung desselben in's Hochdeutsche; aber nicht Allen dürfte die Entstehung des Gedichts und das Verhältniß Dach's zu Aennchen bekannt sein. Fast allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß Simon Dach Aennchen geliebt und ihr, obgleich seine Liebe nicht erwidert wurde, dieses Gedicht gewidmet habe. In ähnlicher Weise faßt auch Wilibald Alexis (Dr. Häring) in seinem Lustspiel „Aennchen von Tharau" das Verhältniß Dach's zu Aennchen auf. Er führt uns in demselben Aennchen als ein liebenswürdiges Edelfräulein vor, während er Dach als einen pedantischen, fast kindischen Professor der Poesie schildert, mit dem Aennchen ihr loses Spiel treibt. Eine andere Ansicht über das Verhältniß Dach's zu Aennchen ist diese, daß Aennchen Dach's Liebe zwar erwidert, jedoch von ihren Verwandten gezwungen worden sei, mit Dach, der damals kärglich besoldeter Lehrer an der Domschule in Königsberg war, zu brechen.

Beide Ansichten sind irrig. Dach hat in keinem intimen Verhältniß zu Aennchen gestanden, und das betreffende Gedicht ist weiter nichts als ein Carmen, welches Dach zur Hochzeitsfeier Aennchens mit seinem Freunde Partatius dichtete. Den Beweis dafür enthält die Kirchenchronik des bei Königsberg i. Pr. gelegenen Ortes Tharau. In derselben heißt es: „Andreas Neander, Pfarrer in Tharau, ist Anno 1630 gestorben. Dieser hatt von seiner Ehegattin, die eine Sperberin von Gebuhrt gewesen, nebst einem Sohne, eine einzige von gestalt angenehme Tochter nahmens Annam hinterlassen, welche die Anke von Tharau ist, von der das bekandte Liedt oder Aria (Anke vom Tharau ös, de my gefött) herrühret, so in Alberti Arien gedruckt zu finden ist, undt von dem berühmten Preußischen Poeten Simon Dach, welcher

damalen noch ein Studiosus gewesen, bei deroselben Hochzeitt gemachet worden, indem dieselbe nach ihres seligen Vatern Tode 11 Jahr alt in die Pflege undt Aufferziehung ihres Vormundes Herrn Stolzenbergs, Kauffmanns und Mälzenbräuers in Königsberg auffgenommen und 7 Jahr nach desselben Tode im 18. Jahre ihres alters ist verheyrathet worden an Johannem Partatium der Zeitt Pfarrer in Trempen, Insterburgischen Ampts, nachmalen aber in Laukischken, Labiauen Ampts: woselbst sie nach des Partatii Tode noch 2 Successores, nemlich Herrn Gruben und Herrn Melchior Beilstein in demselbigen Pfarr Ampt geheyrathet hatt. Endlich hatt einer ihrer Söhne von der ersten Ehe, Herr Friederich Partatius, littauischer Pfarrer in Insterburg, Sie, da Sie verwitwet undt ganz unvermögendt gewesen, zur Verpflegung zu sich genommen. Undt da auch derselbige zu Ihrem großen Leidwesen Anno 1688 im Osterfest verstorben, ist Sie doch von dessen Witiben, Frau Elisabeht, einer gebornen Schützin, biß an Ihr seliges Ende verpfleget undt zu Insterburg Anno 1689 umb Michaelis im 71sten Jahre ihres Alters begraben worden."

Diese Lebensskizze Aennchens ist um so glaubwürdiger, weil sie von einem Pfarrer herrührt, der die oben erwähnte Schwiegertochter Aennchens, Frau Elisabeth, geborne Schütz, heirathete und somit die Nachrichten über Aennchens Leben aus der zuverlässigsten Quelle schöpfen konnte.

Die Herder'sche Uebersetzung des Dach'schen Volksliedes ist, was Herder auch selbst einräumt, nicht als eine gelungene zu bezeichnen; besonders mangelt der Uebersetzung der kecke Humor, von dem das Original fast übersprudelt. Auch hat Herder die letzten Strophen nicht übersetzt, wahrscheinlich, weil sie ihm nicht in den bei der Uebersetzung der ersten Strophen angeschlagenen Ton paßten. Die Strophen, welche von Herder nicht übersetzt sind, lauten in zwanglosem Hochdeutsch:

„Was ich gebiete, wird von Dir gethan,
Was ich verbiete, das lässest Du stahn.
Was hat die Lieb' doch für einen Bestand,
Wo nicht ein Herz ist, ein Mund, eine Hand;
Wo man an den Haaren sich zieht und sich schlägt
Und gleich den Hunden und Katzen verträgt.
Ankchen von Tharau, wir werden's nicht thun;
Du bist mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn;
Was ich auch wünsche, Dich wird's nicht erbosen,
Ich lass' den Rock Dir und Du mir die Hosen.
Dies ist, o Ankchen, die süßeste Ruh:
Ein Leib, eine Seel' sind wir beid', ich und Du.
Das macht das Leben zum himmlischen Reich;
Durch Zanken allein wird der Hölle es gleich."

Simon Dach wurde später als Professor der Poesie an der Albertina zu Königsberg ein gar frommer Mann und erklärte auf dem Sterbebette, daß ihn keines seiner Gedichte so sehr gereue, wie das Lied Aennchen von Tharau. Es ist eigenthümlich, daß gerade das Gedicht, welches den Namen Simon Dach's unsterblich gemacht hat, von dem Dichter selbst für ruchlos gehalten wurde.

A. L.

Kleiner Briefkasten.

Redaction des Sächs. Gzblts. in S. Die Angriffe auf Mazzini und Fräulein Ludmilla Assing in Nr. 81 Ihres Blattes sind ungerecht. Abgesehen davon, daß Mazzini nirgends den Tyrannenmord gepredigt hat (und es würde Ihnen schwer fallen, in seinen Schriften irgend eine Stelle zu finden, welche dies thäte), ist er gelegentlich des Tibaldi'schen Attentats in contumaciam verurtheilt worden, obgleich gar keine Beweise gegen ihn vorlagen und lediglich durch die Willkürlichkeit der vom persönlichen Haß des Kaisers gegen ihn beeinflußten französischen Gerichte. Auch Orsini handelte allein aus eigenem Antrieb; noch mehr, er war gerade zu jener Zeit mit Mazzini gespannt, und aus seinen eigenen, italienisch und englisch gedruckten Memoiren geht zur Genüge hervor, daß sein Attentat mit Mazzini gar nichts zu thun hatte. Dieser aber — und das wissen Alle, die mit der Geschichte Italiens vertraut sind — war es, der die italienische Freiheitsbewegung organisirte. Garibaldi ist nur als deren ausführender Arm zu betrachten; Cavour aber war es, der ihr im ersten Anfange auf jede Weise entgegenwirkte und die Sache erst guthieß, als der Sieg gesichert war und er die Früchte pflücken konnte.

S. H. in Dresden. Materialismus? Lieber Herr, das ist ein heikles Thema, das uns, wollen wir wahr und consequent schreiben, zweifellos mit der heiligen Hermandad in Conflict bringen muß. Doch soll schon nächstens Ihren Wünschen genügt werden, vorläufig empfehlen wir Ihnen als Vorstudium das Capitel: „Geist und Seele" in Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen. Achte Auflage, Seite 215 ff. In klarer, allgemein verständlicher und überzeugender Weise schildert der bekannte Verfasser in diesen Blättern die Functionen des Gehirns und setzt namentlich die Begriffe Geist und Seele, die so oft falsch aufgefaßt oder verwechselt werden, in prägnanter und geistreicher Fassung auseinander. Sie werden darin bestätigt finden, daß mit Geist die Arbeit des Gehirns und mit Seele nur die den Stoffwechsel unterhaltende Ursache, d. h. das den Stoffwechsel bedingende eigenthümliche Zusammen- und Auseinanderwirken der organischen Stoffe in einem Organismus zu bezeichnen ist.

O. C. in P. Dieser „Fluch" bringt Ihnen noch keinen Segen in's Haus — wir bedauern die Arbeit ablehnen zu müssen.

Rsk. in Smithsfield, Cape of good hope. Wir freuen uns, in so weiter Ferne so treue Leser unseres Blattes zu finden. Ihre Beiträge sind willkommen.

V. F. in K. Von Auerbach's „Barfüßele", illustrirt von Vautier, sind bereits 2 Lieferungen erschienen, und heute bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Verlassen Sie sich darauf, daß dieses Prachtbuch noch vor Weihnachten complet in Ihren Händen sein wird.

P. R. in New-York. Der diplomatische Verkehr Preußens mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten wird ausschließlich in deutscher Sprache geführt, mit allen übrigen Staaten, die Schweiz gelegentlich ausgenommen, nur französisch. Während der sogenannten neuen Aera (unter dem liberalen Ministerium, das der Prinzregent berufen) wurde auch nach dem Auslande Alles ausschließlich deutsch geschrieben, jetzt aber wieder französisch.

Für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute des Plauenschen Grundes

gingen ferner ein: J. M. P. H. J. K. A. B. 5 Thlr. 20 Ngr. (10 Fl. holl.); H. Knenfel in Krewin 4 Thlr. 6 Ngr. (5 Rubel); J. Ph. L. 2 Thlr. 25 Ngr. (5 Fl. rhein.); Citty u. Lutta aus Riga 3 Thlr. 11 Ngr. (4 Rubel); W. Möller in Zbirow 1 Thlr. 3 Ngr. (2 Fl. österr. Währ.); Karl Thieme in Kirchheimbolanden 4 Thlr. 8 Ngr. 5 Pf.; P. St. in Frankfurt a. O. 10 Thlr.; eine Gesellschaft von Unterofficieren des hessischen Pionier-Bataillons Nr. 11 in Castel 3 Thlr. 17 Ngr. 7 Pf.; die Schüler der VI. a. und b. Knaben-Classe der 3. Bürgerschule zu Leipzig 2 Thlr. 12 Ngr. 6 Pf.; Z. Z. Greiz 3 Thlr. 10 Ngr.; die Schüler der 2. u. 3. Cl. der Bürgerschule in Jüterbogk 2 Thlr.; B. R. in Spremberg 2 Thlr.; von Turnern aus Arnstadt, Eisenach, Gotha, Ohrdruf, Ruhla und Wechmar bei einer Turnfahrt auf die Wachsenburg 8 Thlr. 3 Ngr. 5 Pf.; durch Stiller'sche Hofbuchhandlung beim „Conditor" in Malchin gesammelt 4 Thlr. 15 Ngr.; A. B. Berlin 1 Thlr.; Erübrigtes von dem kleinen Verdienste einer armen Witwe 2 Thlr.; K. in Mewe 1 Thlr.; dramatischer Verein in Schlotheim 14 Thlr.; aus Nerzerburg bei Gießen 1 Thlr. 12 Ngr. 7 Pf.; Exped. d. Stadt- und Landfreund in Königsberg i. d. N. 2 Thlr.; Leser und Freunde der Gartenlaube in Fischbach i. Schl. 10 Thlr. 5 Ngr.; O. in Tichau 1 Thlr.; Netto-Einnahme für eine von Dilettanten veranstaltete theatralische Abendunterhaltung in Langensalza 74 Thlr. 10 Ngr. 5 Pf.; G. Hit in Auerbach 1 Thlr.; Ertrag einer Abendunterhaltung des Liederkranz in Thum 5 Thlr.; Th. Dörsam, Lehrer in Kriegsheim, 9 Thlr. 6 Ngr.; Ertrag eines Kirchen-Concerts in Hopfgarten bei Weimar 6 Thlr. 2 Ngr.; von dem Reinertrag eines Concerts der Liedertafel und des Liederkranzes in Eisenach 14 Thlr. 20 Ngr.; Dr. Oscar Kreß in Evansville, Staat Indiana, V. St. Amerika, 10 Thlr.; Sammlung im Verein für Literatur in Braunschweig 8 Thlr.; Organist Schulze in Wriezen a. O. 1 Thlr.; Ertrag einer Theater-Vorstellung der Concordia-Gesellschaft in Friedland, R. B. Breslau 7 Thlr.; Arbeiter im Hüttenwerk Gottow bei Luckenwalde 1 Thlr. 19 Ngr.; gesammelt bei einer Abendunterhaltung von Turnern und Turnfreunden in Schotten 13 Thlr. 1 Ngr.; Gewinn eines Strichversens von fünf Altonaern 1 Thlr.; Sammlung der Exped. des „Ammerländer" in Westerstede 2 Thlr. 21 Ngr.; von einer fröhlichen Gesellschaft in Sörup 8 Thlr. 3 Ngr.; Reinertrag eines Concerts des Gesang-Vereins Frohsinn in Kühren bei Wurzen 8 Thlr. 14 Ngr.; die Notenstecher der F. W. Garbrecht'schen Officin in Leipzig 2 Thlr. 15 Ngr.; Sänger-Verein in Ueberlingen 4 Thlr. 19 Ngr. 6 Pf.; Bergwerksbesitzer G. Rehm in Aachen 50 Thlr; G. Schirmer, Musikalienhandlung in New-York 25 Thlr.; Netto-Einnahme einer musikal. Abendunterhaltung zu Treptow 9 Thlr. 10 Ngr.; Ertrag einer musikal. Abendunterhaltung des Männer-Gesangvereins Concordia, Arbeiter-Bildungvereins und der Capelle des Feuerwehr-Corps in Offenburg 35 Thlr.; von sechs Herren durch Post-Exped. Gerh. (16 Fl. 42 Kr. rhein.) und Ertrag einer Sammlung von dem Gesangverein Sängerbund in Neckar-Steinach (18 Fl. 4 Kr. rhein.) 19 Thlr. 26 Ngr. 5 Pf.; Ungenannt 2 Thlr.; Leser der Gartenlaube in Striegau 1 Thlr.; Kaufm. Karl Löffler in Gambach 2 Thlr.; in einer Gesellschaft in Nördlingen gesammelt 4 Thlr. 2 Ngr.; Ertrag eines Concerts des Männer-Gesangsvereins und der Capelle Lenzen in Limburg a. d. Lenne 31 Thlr.; gesammelt in der Loge „zu den drei goldenen Schlüsseln" in Berlin 60 Thlr.; Reinertrag eines Concerts des Gesangvereins „Erholung" der Arbeiter der mechan. Weberei in Günzburg 20 Thlr.; A. W. aus Eisleben 1 Thlr.; C. S. 2 Thlr.; Sammlung des Bürgermeisters Bertram in Groß-Breitenbach 17 Thlr. 1 Ngr. 3 Pf.; Sammlung in Alfeld, Prov. Hannover, durch die Liedertafel daselbst 39 Thlr. 14 Ngr.; S. u. C. B. in H. 12 Thlr.; Sammlung in Puszta Kengyel u. Grüger (Heveser Com. in Ungarn) durch Hermine Lederer in Pest-Waitzen 5 Thlr. 15 Ngr. (10 Fl. österr. Währ.); Moritz Zumpel in Waitzen im Namen Mehrerer 7 Thlr. 16 Ngr. (13 Fl. 50 Kr. österr. Währ.); L. u. H. R. in New-York 5 Thlr. (5 Dollars A. C.); F. B. in San Francisco 3 Thlr. (3 Dollars A. C.); Sp. in Greifswald 1 Thlr.; Otto Borpszewski in Dramburg 2 Thlr. 23 Ngr.; Reinertrag eines Concerts der Gesellschaft „Vesta" in Erfurt 30 Thlr. 19 Ngr. 5 Pf.; gesammelt von den Schülern und Schülerinnen der 1. Bezirksschule zu Leipzig für die hinterlassenen Schulkinder 20 Thlr. 10 Ngr.; Sammlung in Las Vegas, Neu Mexico, durch J. Knauer 30 Thlr. (30 Dollars A. C.); Ergebniß einer Humboldt-Feier der sämmtlichen Logen und Vereine in Lawrence, Mass. 60 Thlr.; von den Mitgliedern des Arbeiter-Bildungsvereins in Tuttlingen 5 Thlr. 8 Ngr. 2 Pf.; Philharmonia in Büdingen 5 Thlr. 21 Ngr. 4 Pf.; gesammelt im Tirolerbierhause von M. Lechner am großen Neumarkt in Hamburg 6 Thlr. (Summa sämmtlicher Eingänge: **5091 Thlr. 15 Ngr. 7 Pf.**)

Berichtigung. In letzter Quittung (Nr. 42) muß es in der dritten Zeile von unten statt **Holbermoor 70 Thlr., Kolbermoor** heißen.

Zur Beachtung. Mit dieser Nummer schließen wir die speciellen Quittungen in diesem Blatt über die eingegangenen Beiträge und werden über etwa noch später eingehende von Zeit zu Zeit nur summarisch Bericht erstatten.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 46. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Hermann Schmid.

1. Unter den Linden.

Wo der Ausfluß des Tegernsees, die grüne Mangfall, plötzlich mit starker Krümmung von ihrem Rinnsale zwischen den Vorbergen abweichend, sich durch das Gestein Bahn gebrochen hat, um in der lieblichen breitgedehnten Thalmulde von Aibling ihr klares Gewässer dem Innstrome entgegenzutragen, rollte vor Jahren — lange, eh' der Dampf sich die Eisenstraße gebahnt hatte — auf dem weißen, gemächlich über die Höhen des Haunbelds abfallenden Sträßchen ein bäurisches Fuhrwerk lustig in den herrlichen Maimorgen hinein. Die zwei stattlichen, vor dasselbe gespannten Rothschimmel mit ihrem einfachen, aber zierlichen und spiegelblanken Geschirr zeigten, daß der Besitzer zu den wohlhabendsten Bewohnern der Gegend gehören mußte; noch mehr war dieß der Fall bei dem fein angestrichenen und bequem gepolsterten Wägelchen, das, nach Schweizerart gebaut, ein fast stattliches Ansehn hatte.

Eben ging die Straße etwas abschüssiger zu Thal: der den Wagen führte, war daher von seinem Vordersitz abgestiegen und hatte die Sperrkette in's Rad eingehängt; dennoch hielt er das Gespann noch eine Weile an und schaute in die morgenbeleuchtete Landschaft hinaus.

Weithin dehnte sich die Ebene, bis an die morgenduftigen Berge hin, ein weites in grünen Hügelwellen gartenartig ausgebreitetes Land, von dunklen Waldflächen schattirt und mit ragenden Kirchthürmen, blinkenden Schloßzinnen und weiß schimmernden Ortschaften wie mit Lichtpunkten bestreut; zwischen den Saatfeldern leuchteten, in vollster Blüthe befindlich, zahllose Obsthaine wie blumenüberschüttete Beete hervor und als Einfassung wanden sich in den anmuthigsten Linien Raine und Höhen mit grünen Gebüschen und reichen, markigen Eichenkronen wie lebende Kränze darein, nur stellenweise blitzte zu angenehmer Unterbrechung das blanke Kiesgeröll aus dem Rinnsal der Mangfall empor oder das kräftige Rothbraun der Haidestrecken und Torfmoore verrieth, daß das ganze weite Land einst Seegrund gewesen, über dem die Wogen eines Urmeeres gebrandet. In duftiger Ferne streckten sich die Berge nach drei Seiten aus, wie der Gürtel um ein schön gefaltetes Gewand, oder wie Liebesarme, die sich ausbreiten, das Land schützend zu halten und an die Brust zu drücken. Während nach Osten hin sich der Höhenzug an der Glonn entlang mit den Schlössern von Maxlrain und Aibling verlor, stiegen westlich über den waldigen Vorbergen die Gebirge immer höher hinan, über die Stufen des Irschenbergs hinauf bis zum Jägerkamp und Brecherspitz, wo der Schliersee in grüner Tiefe schläft, bis zum Miesing und dunkelschattigen Breitenstein. Von drüben aber drängten der sagendämmernde Untersberg und der Staufen heran, die Götterer Wand stürzte ab und die Kampenwand erhob das dräuende Haupt, und die Riesen schoben den gewaltigen Rücken vor, bis zu den phantastischen Zacken des Kranzhorns, gegenüber war die hohe Madron gelagert und zwischen beiden leuchtete das Thor, das sich der Inn gebrochen, und das sie gleich zwei steinernen Wächtern hüten, während darüber der Wildkaiser seine gewaltigen Felswände aufrichtet, als ob er dem Flüchtling nachblicken wolle, der, aus den Engen Tirols befreit, sich brausend hinausstürzt in die Ebene. In der Mitte des ganzen Bildes erhob der Wendelstein, zu beiden Seiten von den Berghäuptern wie ein Herrscher von den Vasallen umdrängt, die majestätische Felsenstirn, an der im Rothgold der eben aufgegangenen Sonne ein lichtes Wölkchen wie ein königliches Stirnband flatterte.

Es war wohl begreiflich, wenn der Blick des Burschen an dieser Umschau verweilend haften blieb; auch ließ sein offenes Antlitz erkennen, daß ihm weder das Auge fehlte, die Schönheit zu gewahren, noch das Herz, sie zu fühlen. Er war groß und schlank gewachsen, und in die bäuerliche Festtracht der Landleute gekleidet, wie sie in den anstoßenden Thälern jenseits der Berge noch heimisch ist, während sie im Vorlande durch den steten Verkehr mit städtischen Elementen sich längst verloren und einem Gemenge Platz gemacht hat, das nicht städtisch ist und auch jeder ländlichen Eigenart entbehrt. Auf seinem braunen Kraushaar saß der grüne Spitzhut mit goldener Troddel, Gemsbart und Hahnenfeder, wie ihn die Bursche an der Schlierach tragen, tief hinein in die Engen von Zell und heraus in die Berghalden und Obsthügel von Au. Die kurze graue Joppe mit grünem Sammetstoß legte sich kragenlos auf das weiße vom grünen Hosenträger gekreuzte und von dem breiten Ledergürtel umfaßte Hemd; leicht hing die schwarze Hose von Gemsleder um das wettergebräunte sehnige Knie; zierlich gemusterte Wadenstrümpfe und tüchtige, fast etwas ungeschlachte Bergschuhe vollendeten den Anzug, der, allen Anforderungen für leichte Bewegung bei der Wanderung und Arbeit in den Bergen entsprechend, damit den Vorzug eines gefälligen Anblicks verband, indem er die natürlichen Körperformen in ihrer ungehemmten Entwicklung zeigte.

Das Gesicht des Burschen stand mit dem guten Eindruck seiner Gestalt nicht in Widerspruch: unter der kräftig gebogenen Nase und dem nie fehlenden Schnurrbart zeigte sich ein angenehmer, nur etwas trotziger Mund; auch die etwas starken Brauen deuteten auf eine entschlossene Sinnesart, desto freundlicher aber und gewinnender blickte darunter ein Paar frischer Augen von der Farbe der reifenden Weichsel.

Dem Manne, der im Wagen sitzen geblieben war, schien der Aufenthalt etwas zu lange zu dauern; einige Augenblicke sah er dem Knechte wie beobachtend zu, um dann in grollende Vorwürfe auszubrechen. Es war ebenfalls ein großer, aber breitschultriger und etwas schwerfälliger Mann, auf dem Kopfe einen runden niedrigen Hut, wie ihn die Vorlandbauern zu tragen pflegen, neben der schwarzen Schnur und Troddel dadurch kennbar, daß die eine Hälfte glatt, die andere wie sträubend aufgebürstet ist. Die Kleidung bestand aus einem dunklen langschößigen Tuchrocke und bunter Seidenweste, beide mit einer enggeschlossenen Reihe silberner Spitzknöpfe besetzt. Das Antlitz des Mannes war nicht unschön, aber entstellt durch die gelbe krankhafte Gesichtsfarbe, so wie durch das Gepräge unwilliger Verdrossenheit und mürrischer Ungeduld, das in den Zügen wie in der ganzen hastig unruhigen Haltung sich kundgab.

„Na, wie lang soll das Gebandel noch dauern?" rief er. „Es ist wohl das erste Mal, daß Du die Radketten einlegst? Warum schaust Du so lang und fahrst nit weiter?"

Der Bursche wandte sich leicht nach ihm um, und bei dem freundlichen Lächeln in seinen gutmüthigen Zügen trat der unwirsche Ausdruck des Andern noch stärker hervor. „Ich bin schon lang fertig," sagte er, „aber ich hab' gemeint, Ihr werdet's haben wollen, daß ich da stillhalten soll . . ."

„Stillhalten? Wegen was denn?" zankte der Alte. „Du weißt doch, daß ich's eilig hab' und daß ich so bald als möglich an Ort und Stell' sein möchte, noch eh' die Wallfahrerleut' kommen!"

„Brauchst nit zanken deßwegen, Feichtenbauer," erwiderte der Knecht, indem er die Pferde antrieb und dann neben dem Gespann herschritt, es vorsichtig in den steinigen Geleisen des Hohlwegs leitend. „Ihr kommt früh genug, wohin Ihr wollt," fuhr er dann fort und deutete mit der Peitsche in die Ebene hinunter, „dort, hinter dem Dorf, aus den großen Bäumen schauen die zwei Kirchthürme schon heraus; in einer halben Stunde sind wir dort — es ist kaum sechs Uhr und vor acht Uhr, das wißt Ihr ja besser wie ich, können die Wallfahrer gar nicht hinkommen. Der Bühel da aber ist weit und breit bekannt und berühmt wegen der schönen Aussicht, die man da hat, in die Berg' und über das ganze Land; es kommen alle Jahr' so und so viel Fremde, die eigens deßwegen herreisen und heraufsteigen . . da hab' ich gemeint, Ihr werdet's auch ein bissel anschau'n wollen!"

„Was frag' ich nach der Aussicht?" polterte der Bauer. „Wenn andere Leut' Narren sind, so muß ich deswegen nit auch Einer werden! Ich hab' die Berg' schon viele hundertmal gesehn, sie schauen einmal aus wie das anderemal . . . von der Aussicht kann ich nichts herunter beißen, die hilft mir auch nicht für meine kranken Händ'."

Der Knecht erwiderte nichts; sein Blick hing noch immer mit Wohlgefallen auf der herrlichen Landschaft, wie dieselbe durch eine Wendung des Wegs in einem Waldausschnitt auf Augenblicke wieder sichtbar wurde; dabei ließ er aber das Fuhrwerk keine Secunde außer Acht und war sorglich bemüht, die großen Steine zu vermeiden, welche den Füßen der Pferde wie den Rädern Gefahr drohten. „Das ist ein böser Weg," rief er dazwischen, „ich will froh sein, wenn wir glücklich drunten sind — es wär' doch gescheider gewesen, wir wären das andere Sträßel gefahren: es ist viel besser, das bringt den kleinen Umweg wieder herein . . ."

„Warum nit gar!" unterbrach ihn der Bauer zornig. „Ich werd' doch nicht eine Straß' fahren, auf der mir gleich am Anfang' eine Blindschleich' über den Weg triecht! Da hätten wir ein schön's Unglück haben können!"

Der Bursche schüttelte lachend den Kopf. „Ho," sagte er, „wenn das Unglück kommen soll, findet es uns überall — da thut die arme Blindschleich' nichts davon und nichts dazu!"

„Wendel, Wendel," rief der Bauer entgegen, „red' mir nit so daher, ich kann solches gottloses Zeug nit hören! Es ist mir schon ein paarmal so vorgekommen, als wenn's mit Dein' Christenthum nicht recht sauber wär', als wenn Du auch einer von denen Freigeistern wärst, die nichts glauben . . . wenn ich Dir gut zu einem Rath bin, so nimm Dich in Acht . . ."

Der Bursche fand nicht Zeit zur Erwiderung: bei den letzten Worten des Bauers ertönte ein lautes Krachen, das Wägelchen neigte sich zur Seite und wäre vielleicht umgestürzt, hätte nicht der kräftige und besonnene Bursche es gerade im rechten Augenblick mit Armen und Schultern gestützt und zugleich die an seinen Ruf gewöhnten Pferde zum Stillstande gebracht. „Was ist's denn?" rief der Bauer mit einem rohen Fluche. „Was ist denn geschehn? Warum giebst Du nit besser Acht? . . . da siehst, was dabei heraus kommt, wenn man seine Augen alleweil wo anders hat, als wo sie hingehören!"

Wendel wurde roth, seine Augenbrauen zogen sich zusammen und eine derbe Zurückweisung des ungerechten Vorwurfs brannte ihm auf den Lippen, aber er bezwang sich und sagte, zu dem beschädigten Wagen niedergebeugt, zwar finsteren Blickes, aber in gelassenem Tone: „Das Gered' hat keine Heimath, Feichtenbauer — auf einem solchen Weg hilft alles Achtgeben nichts . . . Ihr seht, die Blindschleich' hat doch nicht Recht gehabt, denn auf dem andern guten Weg' wär' die Achs' am Wagen ganz geblieben. . . . Zum Glück ist der Schaden nicht gar zu groß und bald wieder so weit zusammengeflickt, daß es den Berg hinunter und bis in's Dorf aushält . . ."

„Ueber den Berg hinunter?" rief der Bauer ärgerlich. „Was fällt Dir ein? Kreuz-Birnbaum, warum muß ich so ein elender Mensch sein, daß ich mich nit rühren kann wie andere Leut'! Laß' mich aussteigen und dann kehr' den Wagen um . . . Na," fuhr er Wendel an, als dieser, seine Arbeit unterbrechend, verwundert und fragend zu ihm emporsah, „was gaffst mich so an? Du wirst doch nit glauben, daß ich auf dem Weg' weiter fahr', wo mir so 'was aufgestoßen ist? Das ist eine böse Vorbedeutung — wer weiß, was uns noch Alles passiren könnt'!"

„Das kann nit Euer Ernst sein, Feichtenbauer," entgegnete der Bursche kaltblütig. „Jetzt soll ich umkehren, wo wir nur noch ein paar Büchsenschuß zu fahren haben? Ich glaub', Ihr wollt mich vexiren . . . man könnt' ja mit dem besten Willen nit umkehren, so eng ist der Weg. . . . Erst unten ist Platz dazu, da müßten wir erst den Berg wieder herauf und auf dem obern Weg weiter, das wär' hell-licht, als wenn wir von Weilheim zu Haus wären, und wir kämen ja auch viel zu spät an die Kirch' . . ."

Während dieser Rede war er mit dem rasch zusammengebundenen Wagen langsam vorwärts gefahren und trotz des Schreiens des Bauers unten am Abhange angekommen; jetzt schwang er sich leicht auf seinen Sitz und trieb die Pferde zum vollsten Laufe an, daß das Wägelchen auf der Ebene wie vom Winde getrieben dahin flog.

„Halt, Kerl, verfluchter!" rief fortwährend der Bauer. „Kehr' um! Ich will's haben, daß Du umkehrst, . . ." aber Wendel war wie mit Taubheit geschlagen und ließ die Pferde immer noch rascher ausgreifen, daß der Bauer, völlig außer sich gerathend, ihn an der Schulter faßte, als ob er gesonnen sei, ihn vom Wagen zu werfen. Der Bursche erwiderte nur dadurch, daß er sich umwandte, dem Zornigen sein völlig ruhiges Gesicht zeigte und ihn mit den dunklen Augen so fest und entschlossen ansah, daß ihm der Muth entfiel, die beabsichtigte Mißhandlung zu versuchen. Grimmig lehnte er in den Wagen zurück und schalt in sich hinein: „Kreuz Birnbaum — es wird alleweil schöner, die Ehhalten wachsen Einem noch völlig über den Kopf! Ist der Bursch noch kein Jahr in meinem Haus und thut schon, als wenn er der Herr wär' und ich der Knecht!"

Er hatte nicht mehr lange Zeit, seinen grollenden Gedanken nachzuhangen, denn die Rothschimmel rührten kaum den Boden mit den Hufen und rannten so flüchtig, als hätten sie keine Last hinter sich; wie weichende unklare Schattengestalten flogen Bäume und Häuser vorbei und nach wenigen Augenblicken hielten sie auf dem einsamen Felde an einer Kirche, welche ihre Thürme hoch empor trug über den stattlichen Lindenbäumen, die ihren Eingang beschatteten, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Gegend, welchem in gläubiger Hoffnung und frommem Vertrauen jährlich viele hundert Wallfahrer entgegen ziehen.

Noch war es völlig still an der geweihten Stätte; durch das weit geöffnete Thor drang der Blick noch ungestört in die feierlich kühle Dämmerung des leeren Gotteshauses, auch nebenan im

Pfarrhofe regte sich nichts; dafür waren aber die Finken und Meisen in den Wipfeln schon desto lauter, hoch darüber hinaus trillerten unsichtbare Lerchen und vom Kirchendach verkündete ein munterer Staar mit lustigem Kreischen und fröhlichem Flügelschlagen, welch' herrlichen Platz in einem hohlen Lindenaste er für sein Nest und seine Brut ausgefunden. Allerdings war auch schon ein menschliches Wesen zugegen, aber es hielt sich tief im Grunde der Kirche verborgen: ein altes Mütterchen aus dem nahen Dorfe, das sich schon so zeitig eingefunden, weil es bei seiner hülflosen Gebrechlichkeit das Gedränge fürchtete und sich unter dem Chore den gewohnten lieben und guten Platz sichern wollte, von wo man Kanzel und Altar zugleich übersehen konnte.

„Geh' jetzt," sagte der Bauer zu Wendel, „ich will in die Kirche hinein — fahr' indessen mit den Schimmeln eine Strecke auf dem Waldweg' hinaus, damit sie langsam verdampfen von dem schnellen Fahren ... in einer halben Stund' kommst Du wieder, aber nicht eher — das sag' ich Dir! Könntest auch indessen in's Dorf hinein zum Schmied und die Achs' anschweißen lassen ..."

Wendel zögerte. „Der Wagen halt't wohl," sagte er, „wenn aber der Schmied darüber kommt, kann's leicht ein paar Stunden dauern; Ihr müßtet dann warten und am Ende gar zu Fuß gehn ... es ist gescheider, Ihr laßt mich da bleiben; den Schimmeln schadet's nicht, sie haben sich kaum warm gelaufen und ist ihnen kein Härl' naß geworden — ich will sie derweil drüben am Zaun anbinden, dann bin ich doch in der Näh' und könnt' Euch helfen, wenn Ihr mich etwa braucht ..."

„Ich brauch' Dich nicht," eiferte der Bauer, „Dich nicht und Niemand Andern nicht! Ich wüßt' nicht, bei was Du mir helfen solltest, und wenn's wär', Du, der mir Alles zuwider thut, Du wärst der Letzte, von dem ich mir helfen ließ!"

„Das ist mir leid, Feichtenbauer," sagte Wendel und sah ihn mit seinen dunklen Augen so recht treuherzig an, „mein Wille ist das gewiß nicht, und wenn ich nur wüßt' wie, ich wollt' Euch gern zeigen, daß ich nit dran denk', Euch zuwider zu sein.... Und was das Helfen anlangt, so bild' ich mir halt ein, Ihr seid da hergefahren wegen Euren kranken Händen! Wenn die jetzt auch besser geworden sind, das weiß man ja doch, daß Ihr noch alleweil nit recht allein zurecht kommt, also wär' es ja doch nit unmöglich, daß ich Euch behülflich sein könnt'! ..."

„Nichts, nichts!" rief der Bauer abwehrend. „Ich will allein sein — mach', daß Du weiter kommst!"

„Na — wenn Ihr's durchaus wollt, so muß ich wohl gehn," entgegnete Wendel bedenklich, „aber wundern darf's Euch nit, Feichtenbauer, wenn ich's nit begreifen kann! Wenn Ihr Euch doch einmal verlobt habt, warum muß denn das so ein Geheimniß sein, daß Ihr da sein müßt, eh' noch die Wallfahrer kommen, und daß kein Mensch dabei sein darf? Das sieht ja schier aus, als wenn Ihr Euch schämen thätet mit Eurer Verlobniß?"

„Mach' daß Du mir aus den Augen kommst!" schrie der Bauer in aufgebrachtem Tone und so laut, daß die Alte in der Kirche aufhorchte und nach der Ursache des Lärmens herauslugte. „Geh' Deinen Weg und merk' Dir's, ich kann's nicht leiden, wenn mir Eins immer darein red't und Alles besser wissen will! Kreuz-Birnbaum — scher' Dich einmal zum Teufel und schau mir auf die Schimmel, daß keiner verschlagt ... Du kannst mir's doch nicht bezahlen von Deinem Liedlohn, Du Bergler-Rothnickel. Du sprecherischer!"

Wieder hatte Wendel mit seinem heiß aufsteigenden Unmuth zu kämpfen, aber es war, als ob eine unsichtbare Macht das schon auf der Lippe schwebende Wort gebannt hielt, und langsam lenkte er das Gespann in ein Feldsträßchen hinein, von den Blicken des Alten begleitet, bis ihn eine Hecke verbarg.

Der Feichtenbauer sah noch einmal nach allen Seiten um sich und schritt dann der Kirche zu.

Diese war ein sonderbares Gebäude, in jener Zeit, in welcher alles Unnatürliche und Verschnörkelte für schön galt, statt einer Capelle, die für den Zudrang der Andächtigen zu klein geworden, in der Art erbaut, daß sie diese, die unversehrt stehen geblieben, umgab und einschloß wie die Schale den Kern oder ein größeres Gehäuse das darin eingeschachtelte kleinere. In diesem innersten Heiligthum, dessen durchbrochene Kuppel Engelgestalten umschwebten, stand auf einem reich verzierten Altar, von einem Strahlenkranze umgeben, das Marienbild, von dessen Wundern sich der fromme Wahn in jeder Noth den Trost erwartete und für jedes Gebrechen die Heilung. Um die Kirche zogen sich niedrige gemauerte Gänge hin, an deren Wandflächen, von ländlichen Künstlerhänden gemalt, die Geschichten all' der Ereignisse dargestellt waren, wo Dieser oder Jener dankbar verkündete, daß die gehoffte Hülfe ihm wirklich zu Theil geworden und die angerufene Heilige für ihn ein Wunder gewirkt habe, sei es nun, daß sie ihn aus Räuberhand, oder Schlachtgefahr, oder Wassersnoth gerettet, oder seine Habe bewahrt hatte vor Feuer, Gewitter und Hagelschlag. Einer frischen Quelle, die, durch ein Göpelwerk getrieben, ihre Fluth in ein kleines Steinbecken ergoß, war zudem die Kraft zugeschrieben, ähnliche Wunder zu thun, und an den Wänden verkündeten bunt gemalte Schilder und Inschriften die Namen aller Uebel und Krankheiten, gegen welche derjenige sich auf Jahr und Tag verwahren konnte, der den an einem Kettlein hängenden eisernen Schöpflöffel füllte und austrank.

In dem einen der Gänge aber lehnte ein großes Kreuz, aus starken unbehauenen Balken zusammengefügt, der Sage nach an Gestalt und Gewicht jenem von Golgatha vollkommen gleich; und wer dies Kreuz auf die Schultern nahm und um die Kirche zog, dem war besondere Gnade verheißen und die Erfüllung seiner wichtigsten und geheimsten Anliegen.

Nach dem Orte, wo das Kreuz sich befand, richtete der Feichtenbauer seinen Schritt; in der Gluth der Schmerzen, die den Winter über ihn in den Händen gemartert, hatte er das Gelübde gemacht, wenn er davon befreit würde, das Kreuz auf die Schulter zu laden und um die Kirche zu ziehn. Das Uebel hatte sich, wenn auch nicht verloren, doch beträchtlich gemildert, so daß er Hände und Finger wieder etwas gebrauchen konnte; darum trieb ihn jetzt sein Gewissen, das Gelübde zu erfüllen. Am Dreifaltigkeits-Sonntage hatte er das Kreuz zu ziehen versprochen, weil an diesem ein Hauptfest in der Kirche gefeiert wurde; jetzt war er wirklich an diesem Tage da, aber zu so früher Stunde, daß er sicher darauf zählen durfte, keinen Zeugen seines Unternehmens zu haben. Mit den Schmerzen hatte auch sein frommer Eifer sich abgekühlt, und so hatte er bei sich ausgeklügelt, daß er sein Versprechen doch erfülle, wenn es nur an diesem Tage geschehe, denn daß er das Kreuz vor den versammelten Wallfahrern ziehen wolle, das hatte er keineswegs ausdrücklich gelobt — Wendel hatte ganz recht vermuthet, er wollte nicht verspottet sein, und dann, gewiß wußte er ja doch nicht, ob ihm das Gelübde geholfen oder die Salben des Baders und das Haufwerg, womit er ihm die Hände umwickelt hatte. Dennoch trieb ihn die Furcht, daß in Folge seiner Untreue die erbetene Hülfe sich nachträglich in Strafe verwandeln könne, und so maß er bedenklichen Blicks das schwere Kreuz und die daran befindlichen Eindrücke und Spuren, welche zeigten, wie oft und eifrig dasselbe schon getragen worden war. Dann bückte er sich und lud es auf seine Schultern, was ihm als einem kräftigen, früher arbeitgewohnten Mann nicht besonders schwer ankam, obwohl er sich hart that, das Holz mit den immerhin noch ungelenken Armen und Händen in der rechten Lage zu erhalten. Langsam, ein halblautes Gebet murmelnd, trat er mit seiner Last in's Freie; er war aber nicht zwanzig Schritte weit gekommen, als er an seiner nachlassenden Kraft erkannte, daß die Krankheit nicht allein in den Händen gelegen, sondern einen tieferen Sitz gehabt haben mochte; das Kreuz lastete mit einer Riesenwucht auf ihm, die mit jedem Schritt sich zu verdoppeln schien, und bald vermochte er kaum mehr sich aufrecht zu erhalten. Dennoch raffte er sich zusammen; die einbrechenden Kniee spannten sich noch einmal und er schleppte seine Bürde noch einige Schritte vorwärts. Jetzt aber kam eine neue lösende Schwäche über ihn, die Kanten der Balken schnitten ihm auf der Schulter ein wie eine glühend gewordene Schneide, der Schweiß begann ihm über die Stirn zu träufeln und vor den Augen flirrte es ihm wie durcheinanderwogende Nebel. Mit einer letzten Anstrengung brachte er das Kreuz noch um einen Ruck vorwärts, dann vermochten seine schwachen Arme und Hände nicht mehr, das Marterholz im Gleichgewicht zu halten, dröhnend fiel es zu Boden, und der Träger stürzte bewußtlos unweit desselben zusammen.

Er war jedoch kaum zur Erde gekommen, als schon ein Paar kräftige Arme bereit waren, ihn wieder aufzurichten: trotz des strengen Verbots hatte Wendel das Gespann in der Nähe am Zaun angebunden und war herbeigekommen, um seinem Herrn, von dessen Vorhaben er eine Ahnung haben mochte, im Falle der

Noth beizuspringen. Die Erschöpfung des alten Mannes war aber zu groß, um so rasch zu weichen; erst als Wendel hinwegeilte und ihm aus seinem Hute, den er an der Wunderquelle gefüllt, Gesicht und Schläfe mit frischem Wasser bespritzte, ließ die Erstarrung der Glieder nach: ein schwerer seufzender Athemzug hob die Brust und im nächsten Moment war zu erwarten, daß er die Augen öffnen werde. Wendel kniecte neben dem schwach und noch halb bewußtlos sich Aufrichtenden so, daß er ihn von rückwärts unter den Armen gefaßt hielt und nicht fürchten mußte, dem ersten Blicke des Erwachenden zu begegnen.

„Hoho, was giebt's denn da für eine Komödie?" rief plötzlich eine grobe Stimme und ein noch roheres Gelächter folgte darauf — ein junger schmächtig gebauter Bursche mit bleichem eingefallenem Gesicht, um welches das aschblonde Haar schlaff hernieder hing, stand verwundert vor den Beiden. Eine kurze schwarze Sammetjacke hing ihm lose um den Leib und die hageren Beine steckten in eng anliegenden Hosen von Hirschleder, während hohe weiche Stiefel bis über die Kniee hinauf reichten. Die Weste unter der Jacke war offen und ließ Hemd und Kragen sehen, von welchem ein buntes Seidentuch, von einem silbernen Ringe im Knoten gehalten, breit herunter hing; Jacke und Weste waren eng mit Silbermünzen als Knöpfen besetzt und aus der Tasche baumelte eine dreifache großgegliederte Uhrkette prahlerisch hin und wider. Die Züge des Angesichts waren wohlgeformt, aber unangenehm durch ihre Magerkeit und Blässe; aus den grauen Augen blitzte freche Verwegenheit und um den schmalen gekniffenen Mund lauerte der Hohn.

„Was hat's denn da gegeben?" rief er wieder. „Der reiche Feichtenbauer liegt auf dem Boden ... hat er einen Rausch oder will er etwa gar ein Heiliger werden und das Kreuz ziehn?"

Er hätte wohl noch mehr gesprochen, aber Wendel rief ihm abwinkend und mit gedämpfter Stimme zu: „Still, rühre Dich nicht, Domini, komm daher und nimm den Bauern statt meiner in den Arm. . . . Thu, als wenn Du gerade dazu gekommen wärst und wolltest ihn aufheben . . ."

„Ich?" fragte der Bursche lachend, doch etwas gemäßigten Tons entgegen. „Wie soll denn ich zu der Ehr' kommen? Ich mein' ich kenn' Dich, bist Du denn nicht Knecht bei ihm, auf dem Feichtenhof?"

„Ja ja," erwiderte Wendel dringend, „aber ich will nit, daß er mich sieht, wenn er die Augen aufmacht . . . eben deswegen, weil ich sein Knecht bin . . ."

„So?" rief jetzt Domini, näher tretend, indem es in seinen Augen listig aufzuckte. „Dann geh' nur Deiner Weg' . . . das kommt mir just gelegen!" Er ließ sich nieder und hatte eben Wendel's Stelle eingenommen, als der Bauer die Augen öffnete und mit klarer Besinnung um sich sah.

Wendel hatte sich lautlos an die Kirchwand gedrückt und war verschwunden.

„Wo bin ich denn?" sagte der Bauer. „Was ist denn geschehen und wer ist denn bei mir? Da ist ja gar der Metzger Domini. . . . Wie kommt denn Ihr zu mir?"

„Freilich bin ich's," erwiderte der Bursche lachend. „Ihr werdet mich doch noch kennen, haben wir doch schon manches Glasel miteinander ausgestochen, und ist ja früher keine Woche vergangen, wo ich nicht bei Euch eingekehrt wäre. . . . Ich bin gerade recht gekommen, wie Ihr niedergefallen seid!"

„Niedergefallen? Ich?" sagte der Bauer, den Verwunderten spielend und warf einen scheuen Blick nach dem Kreuze und der Umgebung, ob sonst Niemand zugegen sei.

„Wißt Ihr nichts mehr davon? Schaut nur her. Ihr liegt ja noch halb und halb ... ich bin eben den Feldweg hergekommen und wollt' in's Dorf hinein um nachzufragen, ob es nichts zu handeln giebt, da hab' ich aus der Fern' einen Mann gesehn, der sich mit dem Kreuz geschleppt hat; ich hab' sehen wollen, wer der Lapp' wohl sein könnt'. Das hätt' ich mir freilich nit im Traum einfallen lassen, daß es der Feichtenbauer ist!"

„Frevelt nicht mit solchen Dingen," sagte der Bauer, der sich jetzt völlig aufgerichtet hatte, „man weiß doch nie gewiß, wie es damit ist. . . . Das Kreuz, sagt Ihr? Ja ja, jetzt fallt es mir schon ein, wie es zugegangen ist: ich bin zu früh hergekommen, da bin ich um die Kirch' herum gegangen, hab' mir die Bilder angeschaut — da hab' ich auch das Kreuz stehen sehen und da ist mir eingefallen, ich wollt' probiren, ob ich es heben und tragen könnt' . . . so hab' ich's aufgenommen, bin aber dummer Weise gestolpert und hingestürzt, aber nicht im Ernst, das könnt Ihr Euch wohl denken . . . es ist nur Spaß gewesen!"

„Versteht sich! Nichts als Spaß!" erwiderte der Viehhändler mit widerlichem Gelächter. „Es hat wohl einmal geheißen, die Finger seien Euch krumm und steif geworden von lauter Geldzählen, aber wer den Feichtenbauer kennt und wer weiß, daß er früher nirgends gefehlt hat, wo's lustig hergegangen ist, der wird von ihm auch nit glauben, daß er ein Betbruder geworden ist und sich verlobt hat wie ein altes Weib! Das ist was für die Armen, die sich sonst nit zu helfen wissen — ein reicher Mann wie Ihr, der nimmt aus seinem Kasten einen Sack voll Kron'nthaler und fahrt in's Gastein oder nach Aibling hinüber in's Bad, das hilft besser und gewisser . . ."

„Freilich, freilich," erwiderte der Feichtenbauer, indem er in das Lachen desto lauter einstimmte, je mehr er sich innerlich getroffen fühlte, „das will ich auch, das hab' ich schon lang' im Sinn, daß ich in's Bad gehen will, ich kann's ja zahlen; aber in's Gastein ist es mir lieber, Aibling, das ist mir zu nah ... wißt Ihr, wenn ich nach Gastein gehe, Domini, das hat gleich ein ganz anderes Gesicht! Aber Ihr müßt mir jetzt einen Gefallen thun ..."

„Nur heraus damit!" rief der Bursche. „Der Feichtenbauer kann von mir verlangen was er will!"

„Es ist nicht viel," fuhr der Bauer fort, „aber . . . Ihr wißt ja, wie die Leut' sind! Bei Euch ist es was andres . . . Ihr kennt mich und so hab' ich nichts dawider, daß Ihr just dazu gekommen seid, vorhin, wie ... nun, zu dem Spaß von vorhin, mein' ich, Ihr versteht mich wohl ... es ist mir sogar recht lieb, daß gerad' Ihr gekommen seid, und ich seh's als eine gute Vorbedeutung an. Aber die Leut' sind oft gar eigen, ich möcht' drum nicht, daß etwas davon auskäm' . . . Ihr müßt mir also den Gefallen thun und Niemand von dem, was Ihr gesehn habt, etwas sagen . . ."

„Niemand! Keiner Menschenseele!" betheuerte Domini und seine Augen blitzten wieder listig auf wie vorher. „Auf das könnt Ihr Gift nehmen, Feichtenbauer ... das bleibt unter uns Zweien und ich werd's so wenig ausplaudern, als das Holzkreuz da, das wir aber wegen den Leuten doch wieder an seinen Platz stellen müssen. . . . Aber was habt Ihr nun vor?" fuhr er fort, indem er die Last auf der Erde fortzog und dann an die Wand lehnte. „Wo wollt Ihr denn eigentlich hin, Feichtenbauer? Wollt Ihr dableiben und Euch noch einen Spaß machen?"

„Ich habe mein Fuhrwerk bei mir," erwiderte der Bauer, „und habe nur den Knecht damit bei Seite geschickt . . ."

„So?" sagte Domini so völlig unbefangen, als habe er wirklich nicht die leiseste Ahnung von der Anwesenheit des Knechts. „Desto besser — dann fahren wir miteinander in's Dorf hinüber, ich hab' mit dem Bergwirth ein Geschäft abzumachen . . ."

„Von Herzen gern," sagte der Bauer etwas zögernd. „Aber es wird nur nit recht gehn wegen meiner Tochter . . ."

„Eure Tochter?" rief Domini rasch und in seinen Augen funkelte es noch stärker als zuvor. „Ist die schöne Christel auch da? Wo ist sie denn — gewiß in der Kirche?"

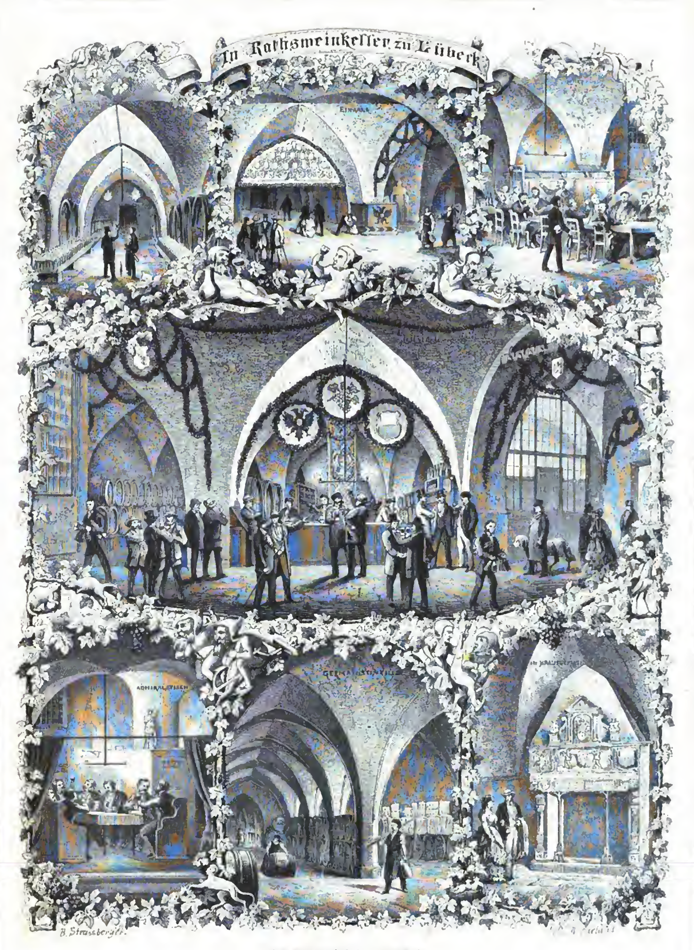
(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kneipen.

2. Der Rathskeller zu Lübeck.

Zu Lübeck im Rathskeller saßen spät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken,
Wo tief gebräunt die Eichentafel steht
Aus unsers letzten Kriegsschiffs Planken. E. Geibel.

Eines der heimischsten Locale Lübecks, der alten Hansastadt, ist unstreitig der „Rathsweinkeller" daselbst, ja, er ist gleichsam eine poetische Oase, in welcher nie ein anderer Sonnenstrahl glänzt, als der im Rebenblut funkelnde. Sein Eingang ist am Markt, seine Räume aber befinden sich unter der Börse und dem Rathhause, doch haben sie mit dem wunderlichen Bau dieses Products der verschiedensten Jahrhunderte nichts gemein, denn die Architektur



Im Rathsweinkeller zu Lübeck.
Nach der Natur aufgenommen von Fr. Schmidt in Lübeck.

des Kellers ist gänzlich schmucklos, und entspricht völlig dem dreizehnten Jahrhundert, in dessen Mitte seine Erbauung aller Wahrscheinlichkeit nach fällt. Wenigstens lagerten schon 1289 mehr als eintausendeinhundert Ohm Wein in demselben, der Privaten gehörte, abgesehen von dem, der Eigenthum des Rathes war.

Der ursprüngliche Zweck des Kellers ist unschwer zu erkennen. Die Verwaltung einer Stadt hatte im Mittelalter in vielen Beziehungen Aehnlichkeit mit der Verwaltung eines großen Hauswesens, und der Rath, welcher die auswärtigen Angelegenheiten leitete, Recht sprach und Verordnungen erließ, mußte sich auch der Sorge für den Haushalt unterziehen.

War dieser — und die Pflicht hierfür lag hauptsächlich den „Kämmereiherren" ob — in allen andern Beziehungen wohl geordnet und eingerichtet, so durfte auch gewiß ein guter *Weinkeller* nicht fehlen. Der Rath bedurfte des Weines für seine Gäste, für Fürsten und vornehme Herren, für Gesandte und Abgeordnete befreundeter Städte, die häufig in der Hansahauptstadt anwesend waren. Dann aber war eine Weinhandlung auch das beste Mittel zur Erhaltung eines guten Einvernehmens mit den benachbarten Höfen, welche einen großen Einfluß auf die Sicherheit des Handels ausüben konnten und einen guten Trunk wohl zu schätzen, sich denselben aber nicht so leicht zu verschaffen wußten, wie die reiche Handelsstadt durch ihre weit verzweigten Verbindungen. Ueberdies unterlag der damalige Weinhandel einer strengen obrigkeitlichen Aufsicht; es wurde vorzugsweise darauf gesehen, daß die Käufer richtiges Maß und gute unverfälschte Waare erhielten. Um dies nun schneller überwachen zu können, war es wünschenswerth, allen Wein an *einem Orte* gelagert zu halten, weshalb denn auch schon in den ältesten Zeiten befohlen wurde, sämmtliche Weine, welche die Kaufleute einführten, in den Rathskeller zu bringen und sie dort unter Aufsicht bearbeiten zu lassen.

Fünfundzwanzig Stufen führen in die beliebten unterirdischen Räume und deren einfach schöne Wölbungen, die sich auf viereckige, kurze und derbe Pfeiler stützen. In dem sogenannten „langen" Keller aber, der sich unter den Goldschmiedsbuden bis zur „Wage" erstreckt, bestehen die Gewölbe aus schönen gothischen Spitzbogen, mit sauber gegliederten Rippen, deren Schlußsteine die Form eines Dreiecks bilden. Die Mittelpfeiler jedoch sind theils viereckig und von Granit, theils achteckig und aus Formsteinen aufgemauert und lassen darnach auf ein *jüngeres* Alter schließen. Zwischen diesen Wölbungen lagern hohe, riesengroße, reich mit schöner Holzschnitzerei versehene Fässer, voll köstlichem zweihundertjährigen Rheinwein, Tokaier, Johannisberger, Markobrunner Ausstich, Liebfrauenmilch, Steinwein &c., mächtige Schlagschatten über die weiten rohsteinernen Hallen werfend, in denen dem Herzen große Erinnerungen entströmen und wo man die nüchterne Gegenwart vergißt, da Alles von Poesie und Rheinwein funkelt.

In jener Zeit freilich, wo *alle* Weine, sowohl „Bastert" wie „Malvasier", in der Herren Weinkeller gehörten, und dieser noch unter der Aufsicht zweier Rathsherren, Weinherren (de Wynmestere) genannt, stand, das Kellerpersonal einen Hauptmann und vier Gesellen, einen Faßbinder, einen Schreiber und zwei Weinzapfer zählte, mag sein Lager allerdings einen imposanteren Eindruck gemacht haben als jetzt, allein die innere Einrichtung und Umrahmung dieser gemüthlichen und eigenthümlichen Räume sind doch bis heute dieselben geblieben und wohl werth, daß wir sie etwas näher betrachten.

Wir treten an die Eichenplanke, „Admiralstisch" genannt. Dieser Tisch soll *Marx Maier's* Lieblingssitz gewesen sein, an dem er beim blinkenden Römer mit seinem Freunde *Jürgen Wullenweber* manche Pläne und Entschlüsse für die Zukunft gefaßt. Es war eine große Zeit für Lübeck, als diese beiden Männer in ihr lebten, eine Zeit, die schwerlich je wiederkehrt. Ich weiß nicht wie es kommt, aber jedes Mal, wenn ich mich der Eichenbohle nähere, glaube ich dort beide Männer zu erblicken, und unwillkürlich drängen sich Geibel's Worte auf meine Lippen:

Der Eine saß, geschmückt nach alter Art,
Mit Sammetschaube, Krauf' und Kette,
Umlaufen Wang' und Kinn vom blonden Bart,
Die mächt'ge Stirn beschattet vom Barette.
Das blaue Auge zuckt in scharfem Glühn,
Als hing ein Weltgeschick an seinem Winken —
So saß er da, gebeugt und dennoch kühn,
Und starrt' in seines Römers Blinken.

Der Andre stand, die Hand an Schwertes Knauf,
Riesig, vom Haupt zum Fuß in blankem Erze.
Wie Blut an seinem Panzer spielt herauf
Der rothe Flackerschein der Kerze.
Ein wild und rauh' Gesicht! Ich spürt' es bald,
Hier war die Faust — *dort* das Ersinnen.
Da, murmelnd, wie der Wind durch Herbstlaub wallt,
Hört' ich des Ersten Worte rinnen.

Auch an die „Rose" und die „Linde" knüpfen sich, obgleich beide Zimmer nur aus weißen, übertünchten Wölbungen bestehen, ebenfalls Erinnerungen aus dem Mittelalter, indem in ihnen damals die Patricier und Kaufleute verkehrten; jene in der Rose, diese in der Linde. Die alten lübischen Chroniken erzählen einstimmig, daß um die Fastnacht die älteren Patricier in feierlicher Procession paarweise, unter klingendem Spiel und mit brennenden Fackeln in den Rathskeller gezogen sind, wo sie einen Rundgang gehalten, sich darauf in der „Rose" niedergelassen und bei offenen Thüren die mit gutem Rheinwein gefüllten Becher fleißig geleert und dabei gesungen, gescherzt und gelacht haben über die Späße der in ihrem Solde stehenden Narren. Die Mitglieder der Kaufleute-Compagnie folgten unmittelbar den „Zirkelbrüdern" (Patriciern) in den Rathskeller und begaben sich in die „Linde", wo sie gleichfalls bis tief in die Nacht hinein zechten und dann wieder in der Ordnung, in welcher sie gekommen, ihrem Compagniehause zueilten. Nur Kranke und Bettlägerige durften sich von diesen Kellerbesuchen ausschließen.

Dies Beispiel, von den ersten Ständen gegeben, wurde, wie sich leicht denken läßt, von den unteren Ständen nachgeahmt, wodurch in dem Keller während der drei Fastnachtstage das lauteste Leben hervorgerufen wurde. Das Gedränge war dann derartig, daß die umfassendsten Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung ergriffen werden mußten. Man verbot, mit ungewöhnlichen Waffen (Kolben und Streithammer) zu kommen. Der Degen ließ sich damals bei dem Bürger ebenso wenig verbieten, als das Erscheinen der Frauen, weshalb sich der Markgraf Albrecht von Meißen über das Letztere (1478) bitter beschwerte und von dem Rathe verlangte, den „Frauenzimmern" den Besuch des Rathskellers zu versagen. Allein was half's? Alle Chroniken theilen in ironischer Weise mit, daß das Verbot, das wirklich erfolgte, gar wenig befolgt wurde, woraus wir schließen, daß man schon damals in Lübeck für Gesellschaften ebenso geneigt gewesen, als es in der Jetztzeit der Fall ist. Ja, wenn es nicht eine Sage ist, so sollen die lübischen Junker sogar nicht angestanden haben, in diesen Räumen die sogenannten „Brautfeste" zu feiern und zwar in derjenigen Zelle, die noch jetzt das Brautgemach heißt und wo noch heutigen Tages der alterthümliche sehenswerthe „Kamin" steht, der nebst Hahn und Henne und anderen Verzierungen folgende plattdeutsche Inschrift führt:

Mannig man lude (laut) singet,
Wen man em de Brut bringet,
Wuste he, wat man em brochte,
Dath he wohl wenen mochte.

Wollen wir jedoch ganz von dieser Sage absehen, so zeigt diese Inschrift doch jedenfalls auf *gesellige* Freuden hin, die vorzugsweise in diesem Gemache abgehalten wurden und zwar seit dem Jahre 1575, in welches die Erbauung des Kamins fällt. Nach dem *Wappen* zu schließen, gehörten die Erbauer dem patricischen Geschlechte derer von Stiten an.

Nicht selten wurde die schon so freudige Stimmung im Rathskeller durch Musik noch erhöht, welche außer den fahrenden Musikanten die „Spielleute" des Rathes, aus acht Personen bestehend, unter dem „Spielgraven" (Musikdirector) aufführten: vier von ihnen bliesen die Trompete, die andern vier schlugen die Pauken. Sollte die Musik jedoch vollständig sein, so wurden noch ein Geiger, ein Pfeifer, ein Lauten- und ein Trommelschläger hinzugenommen.

Ueber die Verhältnisse des Weinhandels und Weinkellers geben mehrere Documente Aufschlüsse. Die älteste dieser „Ordnungen" stammt aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und enthält im Wesentlichen Folgendes: Wein, der zu *Schiff* an die Stadt kommt, darf ohne Weiteres in den Keller gebracht werden, doch ist eine Untersuchung durch die Weinherren und Erlaubniß derselben erforderlich, wenn er *verkauft* werden soll. Wein dagegen, welcher zu *Wagen* hereinkommt, darf nur bis *an* den Keller gebracht werden und ist erst eine besondere Erlaubniß der

Digitized by Google

Weinherren nöthig, um ihn hinunter zu bringen, welche diese erst geben, nachdem sie ihn untersucht haben. Für jedes Faß Wein, das im Keller lagert, es sei klein oder groß, es liege kürzere oder längere Zeit, werden sechsundzwanzig Pfennige Miethe bezahlt, vierundzwanzig an die Weinherren und zwei an den Kellerhauptmann. Wenn der Wein verkauft wird, ist eine Abgabe von sechszehn Pfennigen unter dem Namen Tappegelt (Zapfgeld) zu entrichten, acht an die Weinherren, acht an den Hauptmann. Auch fremde Kaufleute, Gäste, dürfen Wein im Rathskeller haben. Alle Weine stehen unter Aufsicht des Hauptmanns. Damit die einzelnen Parteien gesondert bleiben, werden an jedes Faß zwei Schlösser gelegt, eins von dem Eigenthümer und eins von dem Hauptmann. Wenn ein Faß Wein von den Weinherren zum Verkauf für geeignet erklärt ist, so muß der Eigenthümer entweder es innerhalb dreier Tage nach auswärts senden, oder, wenn er es hier verkaufen will, so muß er sofort damit beginnen und darf, bis es leer ist, kein anderes anstechen, aber auch nicht dasselbe wieder auffüllen, um den Inhalt zu vermehren.

Bisweilen bediente sich der Rath des Kellers selbst, um darin vornehme Gäste zu bewirthen; dies that er auch unter Anderen im Jahre 1518, als der Herzog Friedrich von Holstein in Lübeck seine Hochzeit mit der Tochter des Herzogs von Pommern feierte.

Alljährlich jedoch, wenigstens im 16. Jahrhundert, veranstalteten die Bürgermeister, Kämmereiherren und Weinherren Mahlzeiten in der „Linde", an denen jedoch nicht immer der ganze Rath theilnahm.

Zu diesen Gastereien hatte der Hauptmann des Kellers die Tafellaken und Handtücher, die Silberkannen und Silberschalen, die Hasen und Kapaunen zu liefern, während er an Martini dafür zu sorgen hatte, daß die Bürgermeister, die Rathsmitglieder, die Kämmereiherren ꝛc. ihre richtige Gans erhielten, wozu sich unter Umständen je nach dem Range noch ein Schwan gesellte.

Ein allgemeines Volksfest war die Ankunft des ersten frischen Weines. Wem Gott „die Gnade" gab, den ersten frischen Wein an den Rathskeller zu bringen, erhielt von den „Herren" die Erlaubniß, ein Faß *stübchenweise* verkaufen zu dürfen, „acht Tage langs," „so dür as he will." — Diese Ankunft des *ersten* Weines beschreibt der alte lübische Chronikenschreiber *Heinrich Rehbein* auf folgende Weise: „Anno 1609 im Novembri habe ich das allererst gesehen, so vor hundert oder zweihundert Jahren zu Lübeck Brauch gewesen ist. Nemlich, wenn um Martini oder bald hernach der Rheinische Must in's Ehrbaren Raths Weinkeller gekommen ist, hat man denselben mit Pfeifen und Trommeln auf den Markt geführt, nemlich also dergestalt: Wenn die Kärner, ihrer zehn oder zwanzig, weniger oder mehr, an das Stadtthor erstlich angekommen, haben daselbst schon ein Pfeifer und ein Trommelschläger gewartet und sich beide auf ein Faß gesetzet, so auf dem ersten Karren gelegen, wo sie ihr Amt mit Pfeifen und Trommelschlagen verrichtet, bis die Kärner den Markt erreicht, auf dem sie mit den Weinfässern dreimal herumgefahren, wobei immer gepfiffen und auf die Trommel geschlagen worden: endlich hat man vor dem Weinkeller still gehalten. Hier haben die Fuhrleute ihre Pferde abgespannt und die Wagen sammt den Weinen stehen lassen; nun erst ist auch der Pfeifer und der Trommelschläger von dem Fasse herunter gestiegen und sind dann ihrer Wege gegangen."

Wenn auch unzweifelhaft *Rheinwein* der wichtigste von allen Weinen gewesen ist, der in dem Rathskeller zu Lübeck verschänkt wurde, so lagerten daselbst auch andere Weinsorten, die unter den Namen Alchonwer, Alhoie-Wein, Frankenwein, Gobbin-Wein, Roßberger, Landwein, Patower, Rathenower und Rummenier vorkommen. Doch verschwinden alle diese Weine bald wieder, nur der zuletzt genannte (ein spanischer Wein) behauptet sich bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. An ihre Stelle traten Malvasier (Muscateller), Alicante, Petersimenes, Canariensect und Bastert; letzterer ward sogar Bedürfniß für den, der allzu viel Rheinwein getrunken hatte.

Für jeden Wein gab es auch ein besonderes Trinkgefäß. Rheinwein trank man aus grünen Römern; Malvasier, Alicante und Petersimenes aus silbernen Schalen; Bastert und Sect aus krystallenen Gläsern.

Die Steigerung der Weinpreise konnte jedoch nicht ohne Einfluß auf den Absatz bleiben und es war auch die Ursache, weshalb manche Kaufleute, die in Hamburg oder am Rhein vortheilhafte Bezugsquellen hatten, von dem ihnen zustehenden Recht Gebrauch machten, gegen Erlegung der Accise sich für ihren Hausbedarf selbst Rheinwein zu verschreiben. Andererseits vermehrte sich aber auch der Absatz des Kellers nach außen, und für den versandten Wein wurde dem auswärtigen Käufer die Accise berechnet, von welcher der im Keller gekaufte, in der Stadt selbst consumirte Wein frei war. Die auf solche Weise durch den von Privaten eingeführten und den vom Rathskeller ausgeführten Wein gewonnene Accise betrug 1654 zweitausendvierhunderteinundsiebenzig Mark. Jedenfalls war der Betrieb und die Verwaltung derartig, daß sich ein jährlicher Ueberschuß ergab. Aber leider wurde derselbe zu ganz anderen Zwecken verwandt! In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nahmen dergleichen ungehörige Verwendungen in solchem Grade zu, daß sie nicht nur den ganzen Gewinn des Kellers verschlangen, sondern diesen sogar in bedeutende Schulden stürzten. Man suchte zu retten was möglich und — *verpachtete* den Rathskeller.

Der erste Pächter des Kellers, Daniel Jacobi, trat im Jahre 1666 die Pacht an für die jährliche Pachtsumme, oder wie man damals sagte, „Pension" von fünftausendsechshundert Mark (zweitausendzweihundertvierzig Thaler Preußisch). Dafür wurden ihm alle Räumlichkeiten des Kellers auf zehn aufeinanderfolgende Jahre verpachtet, mit der einzigen Beschränkung, daß er das sogenannte „Herrengemach" auf Erfordern den „Herren" des Rathskellers zur Ausübung der Jurisdiction einräumen mußte. Der „Ohmhof", wo die Fässer gemessen und gebrannt wurden, und der „Tafelhof" waren in die Pacht eingeschlossen, jedoch mit der Verpflichtung für den Pächter, beide Grundstücke in gutem baulichem Stande zu erhalten. Die Gerechtsame des Rathsweinkellers gingen demnach in ihrem ganzen Umfange auf den Pächter über. Er hatte allein das Recht, in Lübeck Rheinwein und die sogenannten „heißen" Weine im Detail zu verkaufen, durfte aber den Preis nicht überschreiten, den der Rath ihm gesetzt hatte. Das Stübchen Rheinwein galt nur drei Mark, das Stübchen Malvasier und Alicante vier Mark, Petersimenes- und Xereswein zwei Mark acht Schilling.

Eine Zeit lang ging das so ganz vortrefflich. Plötzlich aber schien alle Mühe der Pächter, den Keller im alten Flor zu erhalten, umsonst; er ging mehr und mehr zurück, daß denn endlich im Jahre 1812 gar nur fünfundfünfzig Mark (zweiundzwanzig Thaler Preußisch) jährliche Pacht für den Rathskeller geboten werden durfte. Das geschah aber auch zur Zeit der französischen Occupation!

Jetzt haben die gemüthlichen und erinnerungsreichen Räumlichkeiten des Rathskellers ihre magnetische Anziehungskraft längst wieder gewonnen und werden von Einheimischen und Fremden bei jeder sich darbietenden Gelegenheit entsprechend frequentirt. Hauptsächlich dienen sie Vereinen, die hier tagen, fast regelmäßig als Versammlungsort. Am zahlreichsten jedoch werden die unterirdischen Kellerräume in den schönen Tagen der Weihnachtszeit besucht, wo der Lübecker auf vierzehn Tage den Philister abwirft. Dann gleicht in Wahrheit der lübische Rathskeller einem deutschen Karawanserai. Summt es dann doch die Stufen auf und ab wie in einem Bienenkorbe, ebbet und fluthet es doch aus und ein vom Frühroth bis zum Sternenglanz! Aber freilich legt die ganze Republik auch dann ein anderes Colorit an und die sonst etwas ängstlich beachtete Ehrbarkeit darf schon einmal über die Schnur schlagen, ohne daß es Anstoß erregt. Welch' ein buntes Leben ist dann in dem Rathskeller zu Lübeck! Frauen und Jungfrauen, Männer und Jünglinge, Dienstmädchen und Diener trinken aus grünen Römern Rheinwein oder Malaga, essen dazu Marcipan und Confect, lassen die Gläser seelenvergnügt erklingen, singen, schäkern, lachen, ganz wie ehemals die Patricier und Junker, ohne sich den geringsten Zwang anzulegen. Mit dem „Dreikönigstage" zieht der Lübecker zwar wieder den Philister an, versäumt aber nicht, dem Rathskeller auch später noch Besuch abzustatten nach altherkömmlicher Weise.

H. A.

Aus meinem Bilder-Album.

Von Franz Wallner.

Ludwig Löwe und Kaiser Franz. — Director Karl. — Ascher im Lager der Welfen.

Da ich nie ein Tagebuch geführt, weder Notizen noch andere Erinnerungsblätter verzeichnet und aufbewahrt habe, so laufen die Bilder meines bewegten Lebens etwas wirr und lückenhaft durcheinander und verwischen sich gerade da oft bis zur Unkenntlichkeit, wo sie am interessantesten sich gestalten könnten. In solchen Fällen blättere ich in den vielen Portraitalbums, die ich seit Erfindung der Photographie in aller Herren Länder massenhaft gesammelt und durch Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographien aus der ersten Zeit meiner Laufbahn vermehrt habe.

Freilich gleicht eine solche Wanderung einem Gang über den Kirchhof, die meisten Originale ruhen unter dem Grase, die frischesten Erinnerungen finden ihren Ausgangspunkt an Gräbern! — Oft aber stoße ich zu meiner Freude auch auf eine immergrüne Eiche, die trotz der Jahre, trotz der Stürme, welche über sie hinweg gerauscht, noch frisch und kräftig stehen blieb. Eine solche Eiche ist Ludwig Löwe, trotz seiner sechsundsiebenzig Jahre noch eine Zierde, eine feste Säule des hochberühmten Burgtheaters in Wien. Nur derjenige, welcher Löwe noch in seiner vollen Blüthe in Rollen wie Mortimer, Correggio, Fürst Wladimir, Narr im Lear und hundert anderen Gebilden der darstellenden Kunst zu bewundern Gelegenheit hatte, kann sich einen Begriff machen von der hinreißenden Gewalt des Wortes. Löwe's glühende Begeisterung theilte sich dem ganzen Auditorium mit, und die Aufführung von classischen Stücken, in denen die Meister Löwe, La Roche, Anschütz, Fichtner, die große Schröder und die ihr ebenbürtige Sophie Müller wirkten, gemahnte an hehren Gottesdienst, dem die Gläubigen in frommer Andacht lauschten. Es war dies eine große Zeit für das größte deutsche Kunstinstitut, eine Zeit, an welche sich ältere Besucher desselben noch mit berechtigtem Enthusiasmus erinnern. Daß ein Mann wie Löwe ein reiches Schatzkästchen von Erinnerungen in sich birgt, versteht sich wohl von selbst; leider hat er sehr wenig davon durch den Druck festhalten lassen, und nur gelegentlich im heiteren Freundeskreise sprudelt die Quelle dieser Mittheilungen in erfreulicher Weise.

Als man dem Kaiser Franz dem Ersten mit vieler Mühe die Erlaubniß zur Aufführung des „Wilhelm Tell" abgerungen hatte, erregte dies „Ereigniß" im Publicum Fanatismus. Wie wurde dieser Tell aber gespielt! Anschütz in der Titelrolle, unerreichbar als Repräsentant biederherziger Schlichtheit und innigen Gefühls, der heißblütige Löwe als Arnold, Fichtner als Rudenz, kurz jede Rolle, bis auf die Episode der Armgardt herab, von einem Künstler ersten Ranges dargestellt. Wenn die einzige Schröder-Armgardt dem bäumenden Rosse Geßler's in die Zügel fiel und sich in Wahrheit mit ihren Kindern unter die Hufe des Thieres warf, wenn sie dämonisch dem Vogt entgegenrief:

> Hier lieg' ich
> Mit meinen Kindern — Laß die armen Waisen
> Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
> Es ist das Aergste nicht, was du gethan! —

wenn sie, die größte Rednerin, die gewaltigste Darstellerin, welche die deutsche Bühne je gekannt, diese Worte donnerte, da schwoll dem Zuschauer vor bangem Entsetzen das Herz in der Brust; man war nicht im Theater, nein, zurückversetzt fand man sich auf den Schauplatz der Gräuelthaten eines Geßler, im warmen Mitgefühl mit den Leiden des armen Volkes.

Es versteht sich von selbst, daß eine solche Darstellung der „Novität" mit Jubel aufgenommen wurde, und die Regisseure des Hoftheaters hielten es für ihre Pflicht, dem Kaiser für die Allerhöchste Bewilligung zur Aufführung in einer erbetenen Audienz persönlich zu danken.

„Gut," sagte der Kaiser, „ich nehme Ihren Dank an; aber Ihr müßt mir jetzt auch eine Gefälligkeit erweisen, Ihr müßt mir nun ein von mir gewähltes Stück eben so gut aufführen."

„Majestät haben zu befehlen! Welches Stück soll dies sein?"

„Fiesco."

Man denke sich das Erstaunen der Theaterleute: der reactionärste Fürst Europas befiehlt die Aufführung des revolutionärsten deutschen Stückes! Einer der Regisseure gab dieser Verwunderung in bescheidenster Weise Ausdruck.

„Ja sehn's," entgegnete Franz der Erste, „im Tell siegt die Revolution, im Fiesco unterliegt sie, denn Verrina, das Haupt derselben, kehrt wieder zum Doria zurück, nachdem Fiesco von der Strafe ereilt worden ist. Und dieses Zurückkehren zum alten Herrscherhaus muß vor den Augen des Publicums geschehen. Darum will ich, daß der Schluß des Stückes so geändert werde, daß nach den letzten Worten des Verrina: ‚Ich gehe zum Andreas,' eine rauschende Musik einfällt und der Doge mit seinem ganzen Gefolge im glänzenden Zug auf die Bühne kommt, wo sich ihm die Führer der Revolution, Verzeihung flehend, zu Füßen stürzen; so zwar, daß es dem Zuhörer klar wird, daß die Umsturzpartei unterliegt."

So geschah es, und diese vom Kaiser selbst angegebene Schlußänderung des Fiesco blieb bis zum Jahre 1848 in voller Kraft. Nach dem Sturz Fiesco's zog Andreas Doria mit seinem Hofstaat in einem mit unerhörtem Pomp in Scene gesetzten Zuge durch die Straßen, wo sich die Verschworenen, pantomimisch um Gnade flehend, auf die Kniee stürzten.

Diese Aenderung rührte, wie oben erzählt, direct vom Kaiser her, auf dessen Befehl sich „das Laster er—geben und die Tugend zu Tische setzen" mußte. Es ist dies wohl die einzige dramaturgische Handlung im Leben Franz des Ersten, der überhaupt um Theatersachen sich so wenig kümmerte, daß er nach der ersten Aufführung von Grillparzer's „König Ottokar's Glück und Ende" zu seiner Begleitung äußerte: „Ich bin recht froh, daß ich das Stück heute gesehen habe, das wird gewiß verboten werden."

Direct geschah dies zwar nicht, aber man ließ die Aufführungen einschlafen, bis Laube dies Werk des genialsten vaterländischen Dichters wieder aufs Repertoire brachte.

Zu den Lieblingserinnerungen Löwe's gehört eine Episode aus seiner frühesten Jugendzeit, wo er den schroffen und finstern Beethoven als Postillon d'amour benützte. In das hübsche Töchterchen eines Vorstadtwirthes bis zum Sterben verliebt, verboten die Eltern dem Schauspieler das Haus, weil sie eine „Mißheirath" fürchteten. Beethoven standen die Thore des Paradieses, hinter welchen die schöne Marie waltete, weit offen, und so wußte der glühend heiße Kunstjünger den ernsten, schwer zugänglichen Beethoven zu bestimmen, ihm ein Briefchen an die Heißgeliebte mitzunehmen und die Antwort derselben in Empfang zu nehmen. Er that es aber nur mit dem größten Widerwillen und nach heftiger Weigerung. Als ihn Löwe nach zehn Jahren wieder aufsuchte, war er schon vollständig menschenscheu geworden und wußte sich, wie er behauptete, nicht mehr auf das kleine Abenteuer, ja kaum mehr an Löwe selbst zu erinnern; kurz, er empfing letzteren so barsch und unwirsch, daß diesem die Lust verging, den genialen Tonkünstler nochmals zu behelligen. — —

Ich stoße hier auf das Bild des bestverleumdeten deutschen Theaterdirectors, auf Karl's Portrait. Auf keinen Director ist ein so vollgerüttelt Maß von Schmach und Schimpf gehäuft worden als auf diesen, und doch wußte er alle Mitglieder durch eine lange Reihe von Jahren seinem Institute zu erhalten, und nicht blos die Träger desselben, wie Scholz, Nestroy, Kunst ꝛc., nein, auch die schlecht besoldeten Mittelglieder der Kette seines wohlgefugten Ensembles erneuerten Jahr für Jahr ihre bescheidenen Contracte, die sie „an den Tyrannen" knüpften. Das Geheimniß lag wohl hauptsächlich in der eisernen Ruthe, die er über Alle schwang, in dem heillosen Respect, den wir Alle vor ihm hatten. Alle, ohne Ausnahme, die größten Maulhelden, die ärgsten Schreier wurden zahm und flügellahm, wenn Karl mit seiner unglaublichen Energie und unverbrüchlichem Ernst die Proben leitete, wenn er eine und dieselbe Scene zehnmal wiederholen ließ, bis Alles klappte und in einander griff. Und dabei verstand er Alles selbst zu machen; die Worte „das geht nicht" standen nicht in seinem Lexikon. Ich hatte einst in einer Dienerrolle auf den rückwärtigen Tritt eines im Carriere vorbeifahrenden Wagens zu springen. Es gehörte dies rasche, von den Inhabern der Equipage ungesehene

Digitized by Google

Anspringen zur Handlung des Stückes und konnte nicht umgangen werden. Vergebens aber bemühte ich mich, den Tritt zu erreichen; trotz zahllosen Vorfahrens sprang ich immer zu kurz, so daß ich sowohl wie Karl unwillig wurden, und als er mir meine Ungeschicklichkeit wieder vorwarf, rief ich ärgerlich aus: „Entschuldigen Sie, Herr Director, ich war nie Bedienter." „Ich auch nicht," antwortete er rasch; „fahr' vor, Johann, so rasch als möglich." Während er dies sprach, hatte er den Mantel auf die Erde geworfen und stand leichten Sprunges auf dem Tritt des vorbeirasenden Gefährtes. „Sehen Sie, Herr Wallner, man braucht hierzu nicht Bedienter gewesen zu sein; nur ein bischen Behendigkeit und ein wenig guter Wille gehört dazu."

Weiß der Himmel, woran es lag, von dem Augenblick an, wo mir mein Director das kleine Kunststück vormachte, traf ich es auch, ich sprang nie mehr zu kurz.

In dem Drama „Der Glöckner von Notredame" war Kunst nie im Stande, die Esmeralda, an der Außenseite der Mauer emporkletternd, im Arme zu halten und von oben herab das Wort „Asyl" unter die Menge zu brüllen, bis es ihm Karl zeigte, die schwere Frau Pann, so hieß die Darstellerin der Esmeralda, wie eine Feder auf den Arm nahm und katzengleich mit ihr an den Eisenklammern emporkletterte. In jeder körperlichen Uebung, im Fechten, Tanzen, Reiten, Turnen, war er Meister, im Arrangement von Massen und der malerischen Verwendung von zahlreichen Comparsen, bei Schlachtspectakeln, Volksscenen rc. kam ihm kein Regisseur gleich.

Ich erinnere mich eines Schauspiels, „Der Leuchtthurm von Eddystone" betitelt, auf welches er die Hoffnung großer Erfolge baute, die hauptsächlich in den Arbeiten des berühmten Maschinisten Roller (jetzt in Petersburg) ihren Grund hatten. Zum Schluß stürzte der gewaltige, scheinbar massiv gebaute Leuchtthurm durch die Wucht eines Erdbebens in Trümmer, diese begruben den Intriguant des Stückes, den Herr Spielberger darzustellen hatte, während sich die gewaltigen Meereswogen darüberhin wälzten. Die Wirkung dieses Meisterstückes von Malerei und Theatermaschinerie war bewältigend. Als bei der ersten Probe diese Massen von Stein, Eisen und Holz unter vulcanähnlichem Toben der Elemente einstürzten, als der gewaltige Bau in seinen Grundfesten zu wanken anfing, konnte sich Keiner von uns eines Schauers erwehren. Roller selbst leitete sein Werk meisterhaft und hatte genau mit dicken Kreidestrichen die Stelle bezeichnet, auf welche Spielberger sich hinzustürzen hatte. Spielberger, der keine Ahnung von dem Folgenden hatte, legte sich behäbig auf den Boden hin, als rechts und links neben Kopf und Körper schwere Eisenklammern, Holzpflöcke rc. niederprasselten, und alle Lärmmaschinen der Bühne dazu ihre Höllenmusik ertönen ließen. Leichenblaß erhob sich der Schauspieler und erklärte, nicht für alle Schätze der Welt diese nach seiner Ansicht lebensgefährliche Stelle wieder einzunehmen. Vergebens alles Zureden, umsonst ließ Roller den complicirten Bau zwei Mal aufrichten und über sich selbst zusammenstürzen; Spielberger blieb bei seiner Behauptung, er sei nach seinem Contract verpflichtet, seine Rollen zu sprechen, zu spielen, nicht aber sich todtschlagen zu lassen. Es blieb Karl nichts Anderes übrig, als die Rolle selbst zu übernehmen und sich unter der Wucht der Leuchtthurmtrümmer an dreißig aufeinander folgenden Abenden begraben zu lassen.

Schlachtenspectakel und alle Gattungen Militärschauspiele arrangirte er mit unerhörter Geduld und Präcision, das scheinbar Unmögliche wurde unter seiner Leitung zur Wirklichkeit. Freilich kam es ihm nicht darauf an, die Leute ununterbrochen zehn Stunden lang in Athem zu erhalten, um die Proben am nächsten Tage für ebenso lange Zeit wieder zu beginnen. „Beim Theater," sagte er einst zu mir, „muß der Director entweder seine Schauspieler maltraitiren oder sein Publicum; da aber die Schauspieler davon leben und den kleineren Theil bilden, so quäle ich lieber diese als die Zuschauer."

Daß er früher Officier war, wo er seinen Familiennamen Baron von Bernbrunn führte, kam ihm, nebst seiner exquisiten Erziehung, sehr zu statten. Aus seinem eigenen Munde habe ich die nachfolgende Mittheilung des Grundes, warum er seine militärische Carrière aufzugeben gezwungen war.

Er hatte ein intimes Liebesverhältniß mit einer Schauspielerin des Leopoldstädter Theaters. Ich erinnere mich nicht mehr genau des Namens. Sie hieß Eigenwahl oder Eigensatz. Dieses Verhältniß mit dem jungen schmucken Officier war nicht ohne Folgen geblieben; der junge Sprößling desselben wurde nach dem Dorfe Hernals bei Wien in Pension gegeben. Da verliebte sich die junge Künstlerin in einen Collegen und löste die zarten Bande, welche sie an den Officier gefesselt hatten. Dieser, von wüthender Eifersucht entbrannt, fuhr zur Pflegerin seines Kindes, schnitt die Wiegenbänder durch und setzte sich mit dem wimmernden Wurm in einen Fiaker, der ihn zu der renommirten Leinwäschewaarenhandlung zur Katze am Graben nach Wien bringen mußte. Dort ließ er das kleine Geschöpf in blendend weißes Linnen kleiden, während welcher Procedur dasselbe ein gellendes Geschrei erhob. Hierauf frug er, wie er erzählte, in großer Verlegenheit, womit man so ein Ding füttere, und bat, demselben etwas Nahrung zu geben.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen, Karl fuhr, den kleinen Liebeszeugen sorgfältig unter dem Mantel verborgen, in das damals winzig kleine Theater in der Leopoldstadt, zu jener Zeit Kasperltheater geheißen, an dessen Stelle er später den jetzigen Prachtbau in's Leben rief. An jenem Abend, wo er in der dunkeln Proseeniumsloge des Anfangs harrte, hatte er wohl von den Dingen, zu denen er später an diesem Platz berufen war, noch keine Ahnung. Man gab das Weißenthurn'sche Schauspiel „Der Wald bei Hermannstadt". Als die gewesene Geliebte des Baron Bernbrunn in der Rolle der Elisena die Scene betrat, erhob sich dieser in der Bühnenloge und hielt der Schauspielerin den weißgekleideten Säugling mit dem donnernden Ruf entgegen: „Treulose, kennst Du dies Kind?!" Die furchtbar erschrockene Schauspielerin fiel mit einem Schrei in Ohnmacht, das Stück war zu Ende und die militärische Laufbahn Karl's auch!

Ein halbes Jahrhundert lang hat sich der Erbauer des Karltheaters, des Palastes, welcher auf sein Geheiß an der Stelle des früheren Kasperltheaters erstand, gemüht und geplagt, nach Reichthum gejagt, und wofür? — für undankbare, lachende Erben, welche die Todesstunde ihres Verwandten wie eine Erlösung begrüßten! Und wie spitzfindig auch das Testament angelegt und verclausulirt wurde, der übervorsichtige Mann konnte doch nicht verhindern, daß die erworbenen Summen in alle Winde verflogen! Mit wenig Ausnahmen sind die Karl'schen Erben wieder blutarm geworden, während die Pächter des Institutes, wenigstens diejenigen, welche ihr Geschäft verstanden, in wenig Jahren zu sehr wohlhabenden Leuten wurden. Nestroy, Treumann und jetzt Anton Ascher fanden und finden noch reichen Lohn für ihre Mühe.

Wir wollen uns bei dem letzten geistigen Erben Karl's einführen lassen. Derselbe ist dringend beschäftigt, man bittet uns einige Augenblicke zu warten, und führt uns in einen geschmackvoll ausgestatteten Saal, den rauschende schwerseidne Vorhänge und prächtige schwellende Möbel zieren. Ebenso bequem ist das daneben liegende Arbeitszimmer des Directors ausgestattet, aus dem uns der aromatische Rauch einer feinen Havanna entgegenduftet. Hier sieht es wirklich nach „Arbeit" aus, den riesigen Schreibtisch und die nebenstehenden Etagèren bedecken zahllose Manuscripte und gedruckte Theaterstücke in deutscher, französischer und englischer Sprache, die meisten bereits mit Notizen und Bemerkungen bezeichnet, dazwischen zeugen Einladungskarten, vom Minister und Geldfürsten bis in alle geselligen Vereine rc., für die Beliebtheit dessen, an den sie gerichtet sind. Ascher kommt uns mit altbewährter freundschaftlicher Liebenswürdigkeit entgegen, ehe wir es uns versehen, ist ein Stündchen verplaudert, eine Verabredung getroffen für den Abend, wenn sich der seltene Fall ergeben sollte, daß der Schauspieler Ascher, das fleißigste Mitglied des Directors Ascher, über einen freien Abend disponiren kann.

Nicht immer hat das Streben des Künstlers ihm so reiche Früchte eingebracht, viele, viele Irrfahrten, trüb und aussichtslos, hat derselbe durchmachen müssen. Wenn Ascher, in recht vertraulichen Kreisen, mit dem hinreißenden Feuer, mit dem er zu erzählen versteht, eine Episode aus seiner Anfängerzeit mittheilt, so straft er die gang und gäbe Redenart: „Hat der Mensch Glück!" recht entschieden Lüge, und bringt das alte deutsche Sprüchwort zu Ehren, daß Jeder seines eigenen Glückes Schmied sei.

Eine solche Episode aus des „Künstlers Wanderjahren" wollen wir zum Besten geben, zugleich als Beleg des grellen Unterschiedes zwischen den deutschen Theaterzuständen von „Einst" und „Jetzt".

Der neunzehnjährige Kunstjünger hatte bereits die Bühnen

mehrerer Landstädte mit seinem Talent beglückt, welche auf der Landkarte aufzufinden selbst dem gelibtesten Geographen einige Mühe verursachen würde, als ihn plötzlich in Mannheim ein wirklicher und veritabler Engagementsbrief an das Hoftheater in Mecklenburg-Schwerin mit den ausschweifendsten Hoffnungen erfüllte. Kölbel (Sturm und Koppe), dessen Theateragentur damals einzig und allein den Verkehr zwischen den Mitgliedern und Bühnenvorständen vermittelte, überraschte Ascher mit der Offerte in Schwerin drei Gastrollen zu geben, jede mit einem Honorar von drei Friedrichsd'or belohnt, und nach dem glücklichen Ausfall derselben mit der Aussicht auf dauerndes Engagement. Das war nun Alles recht schön und gut, allein wie hinkommen, die enorme Strecke aus dem badischen Lande in's Reich der Stockprügel, eine Reise, die damals noch kein Schienenweg abkürzte? So schlängelte sich der arme Mime zu Fuß, wenige Gulden in der Tasche, freilich auch mit wenig Gepäck beschwert und belästigt, durch ganz Süddeutschland, bis nach Hameln, wo das ganze Vermögen des strebsamen Schauspielers den geringen Effectivstand von einem Thaler auswies. Ein Thaler war selbst damals wenig, der Weg von Hameln nach Schwerin auch zu jener Zeit sehr weit. Vor der Hand wurde der Stellwagen bis Hannover benutzt, dessen Fuhrgeld die riesige Summe von zwanzig Silbergroschen verschlang, so daß Ascher in der Vorstadt Linden in einer kleinen Kneipe, die einem früheren Schauspieler Wutke gehörte, mit fünf Silbergroschen baaren Geldes im Seckel, in der Hauptstadt des Welfenlandes seinen trübseligen Einzug hielt.

In dem Stellwagen hatte ihn ein günstiges Geschick mit einigen Kunstgenossen, einem Tenoristen Pfeiffer — der einige Jahre später in Bremen verunglückte —, dem Theaterinspicienten von Hannover und dessen Frau zusammengewürfelt. Rasch war gegenseitig „das Handwerk" herausgewittert, und Ascher erhielt den dringenden Rath, sich doch in Hannover dem Intendanten Baron von Schulte und dem Director, dem bekannten Herrn von Holbein vorzustellen, da dem dortigen Hoftheater ein jugendlicher Liebhaber fehle. Jetzt seien zwar noch vier Wochen lang Ferien, allein wenn ihm die Direction ein Engagement zusichere, so wär' es ja ein Leichtes, darüber hinwegzukommen.

So märchenhaft, und nach dem damaligen Theaterusus mit Recht, dem Wanderkomödianten die Idee vorkam, das Glück könne ihm eine Anstellung am Königlichen Hoftheater zu Hannover in den Schooß werfen — mit derselben Berechtigung konnte er nach seiner Ansicht den Haupttreffer der großen Lotterie ohne Loos erwarten — so blieb er doch in seinem Gasthaus sitzen, hauptsächlich weil er nicht wußte, wo sonst für ihn ein Bissen für den knurrenden Magen, ein Kissen für das müde Haupt zu finden sei. Also wurden zuerst bei Freund Wutke nicht nur die letzten fünf Groschen verkneipt, sondern in Hoffnung auf bessere Zeiten sogar das Budget überschritten. Da das schmale Bündel außer einiger weißen Wäsche und den damals bei jedem Künstler unentbehrlichen Tricots keine salonmäßigen Kleider barg, so lieh ihm der gutmüthige Kneipier den eigenen schwarzen Anzug, um der Entscheidung seines Geschickes standesgemäß entgegen gehen zu können. Der Intendant war mit dem König auf der Jagd, Herr von Holbein verreist. Letzterer würde morgen zurückerwartet. Mit diesem trostlosen Bescheid mußte Ascher an der Schwelle des Kunsttempels umkehren. Das Deficit war einmal da und wuchs, wie heut' zu Tage in allen Staatshaushaltungen, lawinenartig. Selbst mit dem seltenen Luxus eines Glases Punsch regalirte sich der aufgeregte Wanderer.

Herr von Holbein empfing den Jüngling am folgenden Tag mit kühler Herablassung, gestattete ihm aber, sich Nachmittags im Theater einzufinden, um auf der Bühne einige Scenen aus Don Carlos vorzutragen. Auch der Herr Intendant, der von der Hofjagd zurückgekehrt sei, werde dieser Probe beiwohnen. Mit einem Gefühl, das etwas nach Hochgericht schmeckte, betrat Ascher nach eingenommenem bescheidenen Diner die Bretter, auf denen sich sein Geschick entscheiden sollte.

Aus dem Parterreraum, der in undurchdringlicher Finsterniß vor ihm lag, schallte die Bitte des Directors herauf, gefälligst anzufangen. Ein leises Gemurmel rief die Vermuthung hervor, daß der Vorstand des Hoftheaters Gesellschaft mitgebracht habe. Ascher begann nun die einzelnen Scenen, Monologe und Phrasen, soweit sich selbe zusammenhanglos bringen ließen, seinem unsichtbaren Publicum vorzutragen; als sich seinem feinen Ohr das leise Herüberschleichen gegen die Thür und das Knarren der letzteren hörbar machte. „Aha," dachte er mit wahrem Galgenhumor, „die hätte ich hinaus gespielt, nun lassen sie mich hier allein Don Carlos declamiren bis in alle Ewigkeit." Während einer Pause der Erschöpfung rief ihm Herr von Holbein, der also noch anwesend war, zu: „Bitte, gedulden Sie sich einen Augenblick, ich habe meine Frau holen lassen, damit selbe Sie in einigen Scenen unterstütze." —

Herr von Holbein hatte sich nämlich, nach seiner Scheidung von der bekannten Maitressen-Gräfin von Lichtenau, auf's Neue mit der trefflichen Schauspielerin Johanna Göhring verheirathet. Diese erschien nun, während auf der Vorderbühne mit einer gewissen Feierlichkeit die Lampen angezündet wurden, bei deren Schein man im Zuschauerraum den Herrn Intendanten in Begleitung einiger Kunstfreunde erblicken konnte. Frau von Holbein sprach dem schüchternen Schauspieler — Ascher war zu jener Zeit wirklich schüchtern — Muth ein, und so spielte dieser nebst einigen Don Carlos Fragmenten noch die große Scene des Mortimer mit der Maria, und einige Bruchstücke aus Holbein's „leichtsinnigem Lügner".

Nach dieser Probe erklärte Holbein, daß der Debütant ihm eben so wohl gefallen habe, als dem Herrn Baron von Schulte, daß er aber nicht berechtigt sei, ohne Einwilligung des Kronprinzen, der sich jede wichtige Entscheidung in Theaterdingen vorbehalten habe, ein festes Engagement abzuschließen. Wenn er also das Probespiel nach der Rückkehr des hohen Herrn, die in acht Tagen erfolgen werde, wiederholen wolle, so könne er, wenn er allerhöchsten Ortes gefiele, auf eine dauernde Anstellung rechnen. Das war nun Alles recht schön und gut, aber — acht Tage warten! — Ascher kehrte mit einer nicht zu verkennenden Pantomime und wehmüthig-ironischem Lächeln die leeren Taschen um.

„Das hat nichts auf sich," antwortete der Chef, „ich gebe Ihnen fünf Thaler Wartegeld für —" „die Woche," erwartete Ascher zu hören, dem der Schlußsatz „für jeden Tag" wie Sphärenmusik in die Ohren klang! —

Das ganze Weltall löste sich für Ascher in die harmonischen Worte auf: „Fünf Thaler für den Tag." Leichte Flügel brachten ihn in die entlegene Kneipe zurück, jubelnd schüttelte er seinen gutmüthigen Wirth mit den Worten: „Fünf Thaler den Tag! Sie sind heute mein Gast für Alles, was gut und — billig ist. Fünf Thaler! Ein Feenmärchen! Nicht wahr, ich träume nicht? Es ist keine Seifenblase, die beim Erwachen zerrinnt? Fünf wirkliche Thaler, ich bin der Rothschild unter den Schauspielern!" So jubilirten tausend Stimmen in und aus dem jungen Mimen, dessen Angst nur in der Befürchtung lag, der Kronprinz möchte zu früh zurückkommen.

Endlich am neunten Tage meldete der Theaterdiener, Seine königliche Hoheit habe das Probespiel: Scenen aus „Cabale und Liebe", „Maria Stuart" und „Leichtsinniger Lügner" auf heute Mittags ein Uhr befohlen. Als Ascher klopfenden Herzens auf der Bühne erschien, wurde ihm mitgetheilt, daß der Kronprinz die Scenen im Costüm sehen wolle. Da Seine Hoheit, der nachmalige, jetzt verstoßene König von Hannover, schon damals nicht sehen — wollte, so hatte jener Befehl allerdings etwas peinlich Komisches an sich.

Das Haus war vollständig erleuchtet, der Thronfolger mit seinem ganzen glänzenden Hofstaat harrte der Dinge, die da kommen sollten. Der Umstand, daß unserm jungen Helden noch an demselben Tage ein zweijähriger Contract mit jährlich achthundert, eventuell tausend Thalern Gehalt, und fünfzig Thaler Wartegeld für die Ferienzeit vorgelegt wurde, bewies, daß man „Allerhöchsten Ortes" seine Leistungen mit Wohlgefallen aufgenommen habe; und als wirklicher königlich hannoveranischer Hofschauspieler verließ Ascher jubelnd und selig das Haus.

Schon nach seinen ersten Rollen, von denen die Bestätigung des Vertrages abhängig gemacht war (Richard Wanderer und Wildenberg in Raupach's Geschwister), wurde ihm diese zu Theil, und ein glücklicherer Künstler als er lebte wohl kaum in den weiten Räumen des deutschen Vaterlandes. Armer Junge, schon naht das Mißgeschick und schleicht auf leisen Socken an Dich heran, schleicht heran in Gestalt eines Ereignisses, dem Dein Künstlergemüth mit freudiger Erwartung entgegenjauchzt!

Seydelmann, der große Seydelmann, wurde zum Gastspiel erwartet. Sein erstes Auftreten als Carlos im „Clavigo"

war festgesetzt, Ascher mit der Titelrolle betraut, dieser schwierigsten Aufgabe für einen Anfänger, sei er auch noch so talentvoll. Auf die Frage, ob er die Rolle schon gespielt, antwortete er mit einem kühnen „Ja“, ausgepreßt von der Angst, die Rolle sonst zu verlieren, in Wahrheit aber waren ihm Rolle und Stück unbekannt. Man denke sich nun sein Entsetzen, als er bei seiner Heimkunft die voluminöse Partie und die Anzeige vorfand, daß die erste Probe am nächsten Tage stattfinden solle. Man muß das glänzende Gedächtniß Ascher's und dessen eiserne Willenskraft kennen, um zu begreifen, daß er nach einer im angestrengtesten Studium hingebrachten Nacht, wenigstens der Worte des Clavigo mächtig, zur Probe sich einfinden konnte. Nach dieser Probe machte ihm Seydelmann in seiner ruhig ironischen Manier das zweideutige Compliment: „Sie haben eine Eigenschaft für den Clavigo, die Jugend.“

Abends wurde der Unglückliche in eine altmodische Uniform gesteckt, deren riesig hoher Kragen ihm über die Ohren zusammenschlug, während die Weste vorne zwei Hände breit unter dem gestickten Rock sich hervorschob, kurz der arme Clavigo gewährte in seiner Unbeholfenheit in diesem Costüm einen so burlesken Anblick, daß bei seinem Erscheinen ein heiteres Lächeln die Gesichter der Anwesenden überflog. Ihm gegenüber sah der bildschöne Carl Devrient als Beaumarchais wie ein Halbgott aus. In der großen Scene des ersten Actes hatte Ascher alle Anmerkungen des Dichters für Clavigo während der großen Erzählung des Beaumarchais nur zu gut inne, und brachte die Anordnungen des Autors: „verliert alle Munterkeit aus dem Gesichte“, „ist in entsetzlichster Verlegenheit“, „bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Stuhl“, „es entfährt ihm ein tiefer Seufzer“ ꝛc., in zwar gewissenhafter, aber mehr für eine Posse als für die Tragödie passender Weise zur Anschauung. Die erwähnte Erzählung schließt mit den Worten: „Unterdessen das Frühstück“. Hierauf soll nach einer Pause Clavigo die Worte: „Luft, Luft!“ in dumpfer Beängstigung vor sich hin murmeln. „Luft“ aber nennt man in Hannover auch eine beliebte süße Mischgattung von Schnaps in localer Bezeichnung. Als daher Devrient seine lange Rede mit den Worten: „Und nun das Frühstück“ schloß, brüllte Ascher, ohne Pause und Uebergang, die Worte: „Luft, Luft!“ heraus. Das Haus bebte von dem rasenden Gelächter des Publicums, einem Gelächter, welches wie die Grabmusik aller seiner Hoffnungen dem armen Künstler in die Ohren gellte. Nicht nur für diesen Abend war der vorhergegangene günstige Eindruck verwischt, auch das nächste Auftreten (Don Carlos, Grunert spielte den König Philipp) brachte dem Publicum nur „ein recht mäßiges Vergnügen“. Bei dem warmen Ehrgefühl Ascher's war ihm die Situation doppelt peinlich geworden.

Da kam von Dresden die Requisition, daß er heimkehren und seiner Militärpflicht genügen solle. Herr von Holbein, vielleicht froh die neue Erwerbung loszuwerden, deren Werth er noch nicht zu würdigen gelernt hatte, gab ihm die erbetene Entlassung nebst einem zweimonatlichen Gehalt als Abfindung für die Lösung des Contracts.

Ein glücklicher Stern führte Ascher in Dresden zu Ludwig Tieck, der sein Auftreten als „Landwirth“ im gleichnamigen Schauspiel der Prinzeß Amalie vermittelte, ein Debut, welches so glänzend ausfiel, daß ihm Ludwig Tieck nach demselben das in diesem Munde doppelt ehrenvolle Compliment machte: „Seit siebenzehn Jahren haben wir nach einem jugendlichen Liebhaber geschmachtet, den wir jetzt in Ihnen gefunden.“ Dies will etwas sagen an einer Bühne, wo ein Emil Devrient wirkte, der übrigens dem neuen Collegen mit herzlichem Wohlwollen und thatsächlicher Freundschaft entgegen kam. Durch die Vermittlung Tieck's wurde die Militärpflicht Ascher's gelöst und ein glänzender Contract an der königlichen Hofbühne erwirkt, die den jungen Mann bald zu ihren beliebtesten Mitgliedern zählte.

Der Krystallfund am Galenstock.

Von Max Wirth.

Alljährlich ziehen Schaaren von Touristen einerseits von Meiringen über die Furka in's Reußthal, andererseits aus dem Reußthal durch's Meienthal über den Sustenpaß nach Meiringen, — nur selten verirrt sich aber ein Fremder in die zwischen diesen beiden Gebirgspfaden liegende Hochalpen- und Gletscherwelt. So oft ich in den Herbergen am Steingletscher oder am Rhonegletscher Rast machte, erfaßte mich die Sehnsucht jenes über ihnen in Lichtglanz thronende Firnengebiet zu durchforschen. Dr. Abraham Roth's prachtvolle Schilderung einer Fahrt über den Trift- und Rhonegletscher, das schönste Kleinod seiner „Berg- und Gletscherfahrten“, sowie die Errichtung einer Hütte mitten im Triftgletscher von Seiten der Berner Section des schweizerischen Alpenclubs, brachte endlich meinen Entschluß zur Reise. Ich brachte in Begleitung meines Bruders und der beiden Führer Andreas und Johann von Weißenfluh aus Mühlestalden vier Nächte auf dem Heulager der Clubhütte zu, die mit einem guten Kochapparate ausgerüstet ist, und sechs Stunden von der nächsten Hütte im Gadmenthal, zwölf Stunden von der Grimsel entfernt liegt. Jeden Morgen wurde ein anderer Gipfel von elf bis zwölf tausend Fuß erstiegen: zuerst der Schneestock mit seinem dachartigen Firngrat, von dem wir rittlings die Beine auf der einen und der andern Seite herunterbaumeln ließen; den anderen Tag der hintere Thierberg, während mein Bruder, weil er sorgloser Weise zu wenig Gebrauch von seinem Schleier gemacht hatte, schneeblind in der Clubhütte Eisüberschläge machen mußte; den dritten Tag der Dammastock, der den Galenstock um dreißig Fuß überragende höchste Gipfel dieses Gebirgszuges.

Nachdem wir in dieser Nacht uns einer herrlichen Mondbeleuchtung erfreut, bei der die umliegenden Schneegipfel in einem zauberischen Lichtmeer schimmerten, — und vor Mitternacht noch einen verspäteten Gletscherwanderer, der von Grimsel und Galenstock kam, mit einer aus Liebig'schem Fleischextract gebrauten Suppe erquickt hatten, wollten wir am folgenden Tage den noch jungfräulichen, zwischen dem Damma- und Galenstock gelegenen Rhonestock erklimmen und von da einen Paß nach der neuen Furkastraße hinab suchen. Wind und Wetter vereitelten aber unser Vorhaben, so daß wir froh waren, mit heiler Haut die Grimsel zu erreichen und uns durch die Ersteigung des mittleren Wetterhorns vom Urbachthal und Rosenhorn aus nach Grindelwald hinab zu entschädigen.

Was uns mißlungen, das glückte wenige Wochen darauf den Herren Gebrüdern Lindt von Bern mit den Guttaner Führern Sulzer, Vater und Sohn. Dieselbe entkleideten den Rhonestock seiner Jungfräulichkeit und stiegen von da über den „Tiefen Sattel“ auf den Tiefengletscher hinab, dessen Abfluß von der neuen Furkastraße überbrückt wird.

Bei dieser Gelegenheit bemerkten die genannten Alpenclubbisten östlich vom Galenstock am östlichen Rande des Tiefengletschers, ungefähr da, wo auf der eidgenössischen Stabskarte Blatt XIII. unten rechts im Worte „Gletschhorn“ der Buchstabe O sich befindet, ein mächtiges „Strahlband“, das heißt einen Gang oder eine Schichte im weißen Quarz, welche sich in einer Mächtigkeit von sechs bis zwölf Fuß, fünfzig bis sechzig Fuß breit, durch eine mehrere hundert Fuß hohe Granitwand (Fluh) schräg hinaufzieht.

Schon im vorigen Jahrhundert war eine große Krystallhöhle am Lauteraargletscher im benachbarten Gebirgsstock entdeckt worden, aus welcher mehrere Tausend Centner weißer Krystall nach Mailand verkauft wurden, wo sie, als Schleifwaare sehr geschätzt, zu hohen Preisen in den Handel kamen, da die Krystallglasfabrikation noch nicht entwickelt war. In den letzten Jahrzehnten ist die Gegend um den Galenstock wegen ihrer reichen Ausbeute an Krystallen von Gemsjägern und Hirten fortwährend durchforscht worden, und der alte Papa Weißenfluh hatte manch' ein prächtiges Exemplar von seinem Platz, der lange seine Privatdomaine war, in's Thal gebracht und an Fremde und Schleifer verkauft.

Die obengenannten Gletscherfahrer hatten in jenem „Strahlband“ etwa hundert Fuß über dem Gletscherrand einige dunkle Stellen bemerkt, welche von Peter Sulzer als Löcher erkannt wurden. Derselbe behauptete sofort, daß daselbst wie in allen Quarzbändern „Strahlen“, d. h. Bergkrystalle verborgen seien.

Das Erklettern der steilen Granitwand erschien aber zu schwierig, das Wetter zu ungünstig und die Tageszeit zu weit vorgerückt, um noch eine genauere Untersuchung vornehmen zu können. Vierzehn Tage später machten sich die beiden Sulzer allein auf den Weg den Fundort zu erspähen, und es gelang dem verwegenen Sohne Andreas zu den erwähnten Löchern am Quarzbande emporzuklettern. Er untersuchte die Löcher, welche in eine dunkle Höhle zu führen schienen, mit seinem Hakenstock, und es gelang ihm neben feinem Sand einige Stücke schwarzen Bergkrystalls herauszuziehen. Schlechtes Watter und die Gefahr der Stellung hinderten die Sache damals weiter zu verfolgen.

Erst im folgenden Jahre, im August 1868, wurde das Unternehmen wieder aufgegriffen. Da gelang es zuerst Andreas Sulzer, Johann von Weißenfluh, Lehrer Ott und Kaspar Bürki aus Guttanen, ein erstes größeres Stück von fünfzehn Pfund aus einem Loch herauszustöbern. Bald kam neue Mannschaft aus Guttanen und man ging nun daran, ein benachbartes Rundloch von acht bis neun Zoll Durchmesser durch Sprengung zu erweitern. Welche gefahrvolle Arbeit es war, auf schmalem Granitgesimse, hoch über dem Abgrund, mit Schlägel und Sprengzeug zu hantiren, das beweist Lindt's Schilderung des Besuches der Höhle, welche im Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs abgedruckt ist. Derselbe rechnet vier Stunden von der Furka zur Höhle und fährt dann fort: „Am Fuße der Felswand bildet der Gletscher eine fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Gwächte (steiler Schneehaufen), von der man an den Felsen hinuntersteigt, um dann schräg der Wand entlang auf wenige Zoll breiten Vorsprüngen und Ecken zur Höhle zu gelangen. Die Erklimmung ist aber keine leichte Sache, denn nur wenige der besten und kühnsten Steiger wagen es ohne Hülfe hinaufzukommen. Zwei Stellen namentlich erfordern viel Sicherheit und Gewandtheit im Klettern; der erste böse Tritt ist eine senkrechte Granitplatte ohne alle Unebenheiten und so hoch, daß ein Mann von mittlerer Größe mit ausgestreckten Armen nur eben die Finger am obern Rande anhängen kann, mittelst welchen Griffes man sich hinaufziehen muß.“

Ausbeutung der Krystallhöhle am Tiefengletscher, Canton Uri, im August 1868.

Da Lindt das erforderliche Maß nicht hatte, so mußte er sich am Seil hinaufziehen lassen; von unten kann nicht nachgeholfen werden, weil die Felskante für zwei Mann zu schmal ist. Weiter oben hat man sich um einen vorspringenden rundlichen Granitkopf herumzuschwingen und braucht dazu Sehnen und Muskeln aus Stahl, Glieder, die sich blutegelartig ansaugen und anklammern können. Für ordinäre Sterbliche wird ein Seil hinter dem Felskopf durchgezogen und dasselbe um die Faust gewickelt, damit der Körper sich schwebend erhalte. Ein zweites Seil wird um den Leib befestigt und von dem jenseits stehenden Führer angezogen; sodann folgt eine gewaltige Anstrengung der Arme und Beine und man ist am Ziel. Bei Lindt's Besuch war die Witterung sehr ungünstig, die Felsen mit Eiszapfen befranzt, der fortwährend fallende Schnee verwandelte sich in eine breiige Masse, die Wände trieften von eisiger Nässe, dazu brauste von Zeit zu Zeit ein Windstoß (Gut) die Schneefelder herauf und jagte in weitem Schwung den Firnstaub um die Häupter, so daß die Führer bedenklich wurden.

Noch schlimmer war es den Entdeckern der Höhle ergangen. Sturmesgeheul war eine lange, lange Nacht hindurch das Schlachtlied der verwegenen Gesellen, welche die Windstöße zuweilen von dem Felsen in den Gletscher hinab zu fegen drohten. Hagel und Regen machten die leichtbekleideten Glieder erstarren; zähneklappernd schmiegten sich die „Strahler“, an Rettung fast verzweifelnd, so eng als möglich aneinander, jeder wärmenden Bewegung beraubt, ohne belebendes Getränke und hinreichende Nahrung. So brachten die abgehärteten Männer die sturmdurchtobte Nacht auf kleinen Vorsprüngen vor dem Loche zu, unter ihnen der Abgrund, über ihnen die gellende Fluh. Halb erstarrt und bis auf die Haut durchnäßt, begannen sie mit Tagesgrauen ihre Arbeit auf's Neue, und es gelang mit einem dritten Sprengschuß die Oeffnung genügend zu erweitern, um den erstaunten Blicken eine weit in's Innere des Felsens gehende Höhle bloßzulegen.

Dieselbe war bis zu einem Fuß von der Decke von einer Schuttmasse angefüllt, welche aus Quarz- und Granitstücken sowie Chloritsand bestand. In einiger Tiefe erschienen einzelne in dem Schutte eingebettete rabenschwarze Krystallflächen, und nun war der Schatz gefunden! Da lagen abgelöst von der Felswand, an der sie gewachsen, tausend prachtvolle kohlschwarze Krystalle oder Morernen, darunter auch einige hellere Stücke oder Rauchtopase im Gesammtgewicht von gegen dreihundert Centnern. Nur ein kleinerer, faustgroßer Krystall hing noch am Felsen. Klumpen von kleineren Krystallen oder Drusen fanden sich nicht vor, sondern meist Stücke von mehreren Pfunden bis zu mehreren Centnern, gegen fünfzig ein- bis zweicentnerige Stücke, fünfzehn bis zwanzig von über zwei Centnern und zwei von über drei Centnern. Neben wohlerhaltenen prachtvollen Cabinetstücken fand sich auch mehr oder weniger beschädigte, zerbrochene oder mangelhaft entwickelte Schleifwaare.

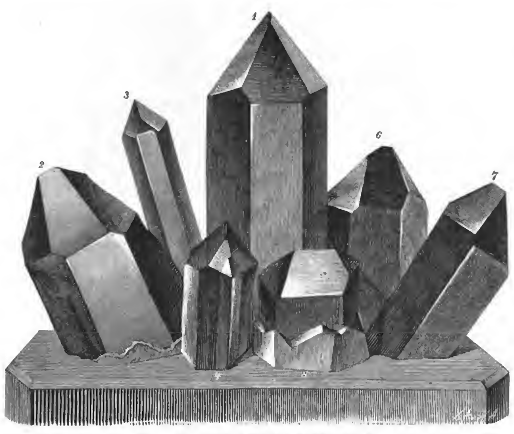
Nachdem die ersten Entdecker gegen zwanzig Centner geborgen, brach die ganze wehrhafte Mannschaft von Guttanen, gegen siebenzig Mann, mit Hämmern, Picken, Schaufeln, Seilen und Tragkörben auf, um den Schatz zu heben. Und so wurde Anfang September in Zeit von acht Tagen die ganze Höhle geräumt, die kleineren Krystalle auf den Gletscher geworfen, die schöneren und größeren theilweise in Säcke verpackt, am Seil heruntergelassen, und zur Vorsicht durch ein sogenanntes Widerseil von der Wand weg auf den Gletscher gezogen. Von da wurden die Krystalle in Tragkörben, die größeren auf Schlitten auf die Furkastraße und sodann zu Wagen nach Oberwald im Canton Wallis gebracht, gegen fünfzehn Cenner aber auf dem Rücken über die Gletscher nach der Grimsel getragen. Die Nachricht, daß der Canton Uri sein Territorialrecht zur Geltung bringen wolle, beschleunigte die Wegschaffung, so daß die Bergung des Fundes zum Nachtheil vieler Stücke in fieberhafter Hast betrieben wurde. So dauerte der Transport eine Woche lang Tag und Nacht, während deren

kein Schlaf die „Strahler“ erquickte. Ein mit centnerschwerer Last bebürdeter Mann stürzte in einen fünfzig Fuß tiefen Schlund, konnte sich aber unter Hinterlassung seines Schatzes wieder herausarbeiten.

Dem Urner Landjäger, welcher zur Beschlagnahme der auf Urner Gebiet liegenden Stücke heranrückte, gelang es daher nur, drei größere Krystalle im Gesammtgewicht von sechs Centnern mit Beschlag zu belegen, worunter allerdings einer der größten von zweihundertsechszig Pfund.

Nachdem der Fund durch Herrn Lindt constatirt war, begaben sich die Herren Altgroßrath Bürki und der Geologe Edmund von Fellenberg an Ort und Stelle, um die Krystalle zu prüfen, zu classificiren und die Verwerthung, beziehentlich Vertheilung der Cabinetsstücke an die verschiedenen Museen Europas zu unterstützen. Genf, welches den genannten Herren zuvorgekommen, ist es gleichwohl nur gelungen, Stücke dritten Ranges zu acquiriren. Ein vorzüglicher Krystall von hundertdreißig Pfund wurde von den Herren R. Piggott und E. v. Fellenberg, ehemaligen Zöglingen der Bergakademie zu Freiberg, der dortigen Sammlung geschenkt. Die Museen von Zürich, St. Gallen und Basel besitzen jedes ein ausgezeichnetes Exemplar, welche zu sechs bis sieben Franken das Pfund angekauft wurden. Eines der schönsten Stücke war an das Museum in Paris gesandt, ist aber dort zurückgewiesen worden, weil die Regierung den erforderlichen Credit von fünfzehnhundert Franken nicht bewilligen wollte.

Die sieben schönsten Stücke des ganzen Fundes bilden die große Gruppe im Museum von Bern, welche von Herrn Bürki zum Preise von achttausend Franken acquirirt und in liberaler Weise dem genannten Museum zum Geschenk gemacht worden sind. Die Perle dieser Gruppe ist der „König“, welcher siebenundachtzig Centimeter Höhe, einen Meter Umfang hat und zweihundertfünfundfünfzig Pfund wiegt. Nach ihm kommt der „Großvater“ von zweihundertsiebenundsechszig Pfund Schwere, neunundsechszig Centimeter Höhe und hundertdreiundsechszig Centimeter Umfang. Die Berner Krystallgruppe mag nach Farbe und Größe als die bedeutendste betrachtet werden, welche irgend ein Museum aufzuweisen hat.



Die große Krystallgruppe im Museum zu Bern.

1. Der König, Höhe 87 Centimeter, Umfang 100 Centimeter, Gewicht 255 Pfund. — 2. Der Dicke, Höhe 68 Centimeter, Umfang 110 Centimeter, Gewicht 210 Pfund. — 3. Der Arm, 39 Pfund. — 4. Der Jüngling, 56 Pfund. — 5. Der Spiegel, 33 Pfund. — 6. Zwilling I., Höhe 72 Centimeter, Umfang 84 Centimeter, Gewicht 130 Pfund. — 7. Zwilling II., Höhe 71 Centimeter, Umfang 77 Centimeter, Gewicht 125 Pfund.

Jedem das Seine.

Von **Ad. von Auer.**

(Schluß.)

Als der Gesang zu Ende, war Rosinens ganzes Aussehen wie verwandelt, ihre gebeugte Haltung wieder stramm, ihre schlaffen Züge belebt. „Hol' mir die beiden Herren herein, ich muß sie nochmals sprechen, aber Rose soll jetzt nicht singen, erst nachher, wenn ich fertig bin,“ gebot sie Doren. Abermals verging eine geraume Zeit in geheimer Conferenz.

„Sie tappte im Finstern, die gute gnädige Frau, ich habe ihr ein Licht aufgesteckt, ich,“ sagte Dore zu den Geschwistern, mit triumphirendem Seitenblick auf Clemens. „Es ist wahrhaftig wahr, daß wir Menschen manchmal vom Teufel besessen sind. Ich hatte ihn schon tüchtig in seinem Versteck aufgestöbert, und als Fräulein Rose sang, war Alles wieder in Ordnung.“

War denn wirklich Alles wieder in Ordnung, so wie Dore es meinte? Als sie wieder zu ihrer Dame gerufen wurde, verlangte diese, zur Ruhe zu gehen. Der Herr Rechtsanwalt und sein Freund hatten sich empfohlen. Tante Rosine ließ die Thür ihres Schlafzimmers offen und ließ Rose bitten, etwas zu singen, sehen wollte sie jedoch Niemand. Rose erfüllte ihren Wunsch. Die Dame saß aufrecht in ihrem Bett und hörte zu, als müsse sie neue Lebenskraft aus den süßen Tönen schöpfen. Ihre Augen glänzten, ihr Athem ging fast hörbar laut, plötzlich stürzten heiße Thränen aus ihren Augen. Rose sang den Refrain eines bekannten Liedes, eines der Lieblingslieder der Dame:

„Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen,
Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Dore, die noch an ihrem Bett stand, sah sie betroffen an.

„Es hat nicht sollen sein!" wiederholte Rosine gepreßt. „Von Allen getäuscht, von Allen betrogen! Treu nur eine Magd, dankbar vielleicht eine Fremde!"

Dore sah sie kopfschüttelnd an. „Es ist wahrhaftig noch nicht Alles richtig," sagte sie. „Ich hole den Herrn Rechtsanwalt wieder, wir machen ein neues Testament oder gar keins und zerreißen das alte" — sie machte Miene zu gehen, Rosine hielt sie zurück.

„Was fällt Dir ein, ich bin kein Kind!" fuhr sie sie barsch an.

„Leider nicht, sonst möchte ich jetzt wohl Ihre Gouvernante oder lieber Ihre Mutter vorstellen und Ihnen in's Gewissen reden, und wenn's hälfe, befehlen, sich Ruhe zu schaffen. Sie werden nicht schlafen mit dem dummen Testament im Kopf."

„O doch, tief, fest. Ich fühl's. Geh' nur und laß mich in Ruhe."

„Wem haben Sie Ihr Vermögen vermacht?" fragte Dore, anstatt zu gehorchen.

„Was geht's Dich an?" lautete der Bescheid.

„Sehr viel, denn man hat doch Ehrgeiz für seine Herrschaft und will nicht, daß sie schlechte Dinge thut."

Rosine legte sich auf die andere Seite, das Gesicht der Wand zugekehrt. Dore blieb am Bett stehen und fuhr fort in ihrem barocken Kauderwälsch von treuherziger Gesinnung, zutäppischer Grobheit und warmem Liebeseifer auf ihre Dame einzureden, bis dieser ein Schatten nach dem anderen von der Seele fiel, das ganze künstliche Gewebe von Selbstquälerei, Mißtrauen, Zorn und Rache in lauter Dunst und Nebel zerfloß, und sie schon anfing, sich von Herzen eine Thörin zu schelten, noch ehe Jene zum endlichen Punkt ihrer Rede gelangt war. Sie lag noch mit dem Gesicht der Wand zugekehrt, der Athem ging noch schnell und die Hände zuckten unter der Bettdecke. Dore dachte jeden Augenblick, jetzt würde sie nach der Nachtmütze greifen und diese in die Lüfte schleudern, aber nichts davon. Sie drückte ihr Gesicht tiefer in die Kissen.

„Geh'," sagte sie, nicht gerade sanft und nachgebend, aber doch mit einem seltsamen Beben der Stimme, das bekämpfte Gemüthsbewegung verrieth, „geh', morgen —"

„Morgen wollen Sie ein vernünftiges Testament machen?" drang Dore in sie, aber sie erlangte keinen andern Bescheid, als ein nochmal wiederholtes „morgen, morgen!"

Ja morgen! Schiebe doch Keiner das Gute auf, das sich heut thun läßt, wer weiß ob der Morgen noch sein ist! Morgen! Am nächsten Morgen lag die Freifrau Rosine von Fuchs kalt und starr in ihrem Bett, und was sie sich auch für den Tag vorgenommen haben mochte, welche Pflichterfüllung, sie blieb unvollbracht, welche Liebesthaten, sie geschahen nicht, welche Sühne für verübte Ungerechtigkeit, sie war nimmer wieder gut zu machen. Das Herz kalt, die Lippen stumm, das Auge geschlossen für immer.

Da waren nun auf einmal alle Leidenschaften still geworden, hoch über allem Wechsel des Irdischen schwebte ein erlöster Geist. War sein Denken und Empfinden noch erdenwärts gerichtet, wie klein mußte der befreiten Seele der Grund des Zwiespalts erscheinen, den sie nicht zu bewältigen vermocht, so lange sie noch die irdische Hülle belebte! Man geht und nimmt nichts mit von all' den Gütern, die uns so wichtig erschienen, nichts von äußerm Besitz, nichts von der Bildung, nach der man gestrebt, der Bedeutung, mit der man sich brüstete, dem Ehrgeiz, der uns trieb, nur was unverfälscht, was Gottähnliches im Herzen war, hilft uns über die grausige Brücke, die vom Tode zum Leben führt.

Dieser plötzliche Todesfall erregte eine unbeschreibliche Bestürzung. Selbst Clemens ging mit blassem Gesicht und verstörter Miene umher, und während die tiefe Erschütterung der Geschwister durch den Gedanken verstärkt wurde, daß ihr letztes Beisammensein so von Zorn und Mißtrauen getrübt gewesen, wirkte die Erinnerung an die letzte, voll über sein Haupt ausgeschüttete Gunst der Verstorbenen im Augenblick mehr betrübend als erhebend und beruhigend auf Clemens.

Er wußte es, daß er der Haupterbe sein würde; Rosine hatte es ihm gesagt. Wo war der Triumph hin, den er bei dieser Eröffnung empfunden? Leuchtete ihm dabei die Zukunft hell auf, in der er alle die kleinlichen Sorgen um seine Existenz abwerfen und als reicher Mann so ganz anders seinem Schicksal, seinem Vater, seinen Freunden und Gefährten gegenüberstehen würde, so preßte ihm jetzt die so unerwartet schnelle Erfüllung seiner Hoffnungen das Herz angsthaft zusammen. Ein häßliches Wort klang ihm in's Ohr: Erbschleicher. „Es ist nicht wahr!" rief er in seinen verstörten Gedanken dagegen. „Was habe ich denn gethan? Ich habe mir Liebe erworben, weiter nichts. Ich habe theilen wollen; daß die einfältigen Mädchen mich zurückwiesen, kann ich dafür? Vielleicht sind sie jetzt willfähriger," dachte er weiter; „aber nein, nein, jetzt will ich nicht, jetzt — o Rose!" seufzte er unwillkürlich und in dem Herzen des kalten Egoisten strömte das Blut heiß durch die Adern und zeigte ihm die Stelle, wo er verwundbar war.

Auf Hasso's Benachrichtigung und Ruf eilte der Major von Brücken herbei. Man hatte nur seine Ankunft erwartet, den Sarg zu schließen. Tief bewegt umstanden sie Alle noch einmal die stille, friedlich auf ihrem letzten Ruhelager liegende Gestalt.

Schon hundertmal hatte Dore ihre letzte Unterredung mit der Verstorbenen erzählt, noch einmal wiederholte sie deren Scheidewort: „Morgen, auf morgen. Was sie meinte, weiß ich," setzte sie hinzu und legte ihre Hand auf die Brust der Todten; „aber Gott trat dazwischen und der Morgen brach für sie im lieben Himmelreich an. Da giebt's kein Geld und Gut mehr zu vertheilen."

„Nein," sagte Hasso, „da giebt's aber auch keinen Zorn, kein Mißtrauen mehr, und was sie hier bezweifelte, dort oben wird sie es wissen."

„Daß wir sie lieb gehabt, daß wir dankbar sind, daß wir sie nicht vergessen werden, nicht?" stammelte Liddy mit strömenden Thränen und in Hasso's ruhigem zuversichtlichem Blick die Antwort suchend.

Das Begräbniß war vorüber. Der Rechtsanwalt und sein Begleiter erschienen abermals auf dem Schloß. Das Testament wurde geöffnet. Alle waren sie dabei gegenwärtig, der Major, die Geschwister, Clemens, Rose, Dore. Der letzte Wille war in kurzen deutlichen Worten gesagt. Hasso wurde in dem Besitz von Gülzenow bestätigt, die drei Schwestern seiner Fürsorge überwiesen. Für Dore war ein ansehnliches Legat ausgesetzt, zur Erbin ihres Baarvermögens Rose Fröhlich eingesetzt. Die Wirkung dieser unerwarteten Bestimmung war unbeschreiblich.

„Nein, nein, niemals darf das geschehen!" rief Rose flehend, die Hände wie abwehrend gegen Hasso ausgestreckt.

Clemens hatte Mühe, seine Haltung zu bewahren, sein Horizont zog sich düster zusammen, dann fuhr ein Blitz hinein und zerriß die Wolken. Ein triumphirender Blick schoß aus seinen Augen.

„Nur Zeit, nur Zeit," murmelte er vor sich hin; dann ging er auf Rose zu und bot ihr die Hand, indem er leise sagte: „Meine Hoffnungen sind vernichtet. Die bunte Seifenblase des Glückes, nach der ich haschte, ist zerronnen. Das Glück, das wirkliche Glück ist sicherer verloren als vordem. Sie sind reich, Rose, das trennt uns für immer, aber —" seine Stimme wurde noch leiser, sein Blick umflort, „ich habe dennoch nur Sie geliebt!" stieß er hervor und wendete sich rasch weg, den Blick der Verachtung nicht mehr gewahrend, den sie ihm zuwarf.

„Herr!" redete ihn Dore an, „damit Sie nicht eine Falsche in Verdacht haben, ich fand das und zeigte es der gnädigen Frau." Sie wendete ihm trotzig den Rücken, ein Billet in seiner Hand zurücklassend, das er voller Erstaunen betrachtete, dann las er:

„Schicken Sie mir Ihre Verlobungskarte mit Fräulein Liddy oder Elly, und Sie erhalten gegen Schuldverschreibung die gewünschten dreitausend Thaler. Sicherheit muß sein auch unter Freunden. Ihr ergebener

C. Lindemann."

„Verdammt!" sagte Clemens, und mit einem kräftigen Fluch den Boden stampfend, riß er das Billet in tausend Stücke.

Rose weinte vergebens. Vergebens bat sie die Geschwister, flehte sie an, ihr zu helfen, diesen Theil des Testaments rückgängig zu machen, wiederzunehmen, was ihnen zukomme, was sie nur einer Laune zu danken habe, was sie tief unglücklich machen würde. Sie wies auf jenen letzten Abend hin, auf Dorens Versicherung von dem Umschwung in der Stimmung der Tante, auf ihr bedeutungsvolles „Auf morgen".

„Hätte sie den Morgen erlebt, sie würde das Testament geändert haben," betheuerte sie hoch und heilig.

„Aber sie starb, ihr Tod besiegelte ihren Willen und Gott erkannte ihn an," entgegnete Hasso. „Nimm es nicht für Trotz, für Indignation unsererseits," fuhr er in sanfter Weise fort, „nimm es nur für echten und gerechten Stolz, daß wir nicht nehmen wollen, was uns nicht zukommt. Die Tante war Herrin ihres Eigenthums, wem sie es geben wollte und weshalb, ob aus Liebe, aus Laune, gleichviel aus welchen Gründen, sie bestehen zu Recht. Ich wüßte aber keinen Grund des Rechts, der Billigkeit, der die Annahme Deines Opfers rechtfertigte. Du bist ärmer als wir. Wenn Gott Dich Deiner Stimme beraubt, hast Du nichts."

„Ich habe Euch, meine Geschwister!" sagte Rose innig.

„Nun gut, so haben wir Dich, wenn wir je in Noth gerathen sollten," entgegnete Hasso in gleicher Weise.

Rose preßte ihre Stirn in beide Hände. War dort ein Gedanke, der Hasso's Annahme widersprach und den sie zurückzudrängen strebte?

„Gieb Dich zufrieden, Kind," tröstete Dore sie. „Du bist keine Erbschleicherin gewesen, Du wahrhaftig nicht, und um diese hat's nicht Noth. Was ich habe, haben sie auch, ich gebe mich ihnen doch in Pension und sie müssen mich zu Tode füttern."

Ihr Wort erregte den Jubel der Geschwister.

„Von Dir werden sie nehmen, von mir nicht," sagte Rose gekränkt.

„Wir nehmen auch von ihr nicht, wir nehmen sie nur," sagte Hasso lächelnd.

In Rosens Zügen malte sich ein eigenthümlicher Kampf.

„Jedem das Seine!" scherzte Dore. „Ich bin auf dem Lande zu brauchen, denn ich bin dort aufgewachsen und kann mit Rath und That helfen und sie werden Beides brauchen, aber Du bist zu was Anderem erzogen. Du wirst nicht schlechter singen, wenn Du denken kannst, Du brauchst es nicht um's Geld zu thun, und Dir gönnt Jeder die Erbschaft, wir erst recht!"

„Wir erst recht nicht," fuhr Ursula in demselben Tone fort. „Gönnen, das Wort hat der Neid erfunden, seinem bohrenden Stachel die Spitze abzubrechen. Dem Gönnen hallt immer ein Seufzer nach. Die Freude weckt ein reinklingendes Echo."

Ueber Rosens Wangen perlten helle Thränen.

„Daß Reichthum so drücken kann, hätte ich nie geglaubt!" seufzte sie, und wieder zuckte es über ihr Gesicht wie aufblitzende Entschlüsse, wie Zagen und Hoffen in jähem Wechsel. Auf einmal faßte sie Hasso heftig bei der Hand. „Komm'", sagte sie, „ich muß Dich allein sprechen."

Sie zog ihn in das Nebenzimmer. Sie war furchtbar erregt, die Hand, die noch in der seinen ruhte, war eiskalt, in ihren Augen malte sich holde Scham.

„Verachte mich nicht, Hasso," sagte sie, „es ist nicht unweibliches Empfinden, es ist die Gewalt der Umstände, die, Ungewöhnliches mir auferlegend, mich über Gewohnheit und Sitte hinaushebt. Es ist das vollendete Zutrauen, das ich in Deine Ehre, Deinen Zartsinn, Deinen Glauben an meine Weiblichkeit setze, das mich zu der ungewöhnlichen Frage drängt, die ich vor Gottes Angesicht an Dich richte, er, unser einziger Vertrauter bei der Lösung dieses Conflicts. Hasso, dieser Reichthum drückt mich zu Boden wie Diebstahl, er droht mir wie ein Fluch. Aus Trotz und Eigensinn ist er mir verschrieben worden, der nächste Tag würde ihn mir wieder genommen haben, wäre der Verstorbenen die Zeit zur That geblieben. Du willst mich nicht von der Last befreien, nun gut, nimm mich dazu mit der Last. Bin ich Dein Weib, so hört das Mein und Dein auf, eine Streitfrage zwischen uns zu sein."

Sie hatte zagend ihre Rede angefangen, Scham glühte auf ihrer Stirn, bebte wie leiser Fieberfrost durch ihre Glieder, aber während sie sprach, erhöhte das Gefühl der Reinheit ihrer Absichten ihren Muth und liebliche weibliche Schüchternheit, von der Energie eines festen Entschlusses besiegt, durchglühte ihre Worte, als sie leise hinzusetzte: „Ich glaube, Du hast mich lieb, wie ich Dich, wenn wir auch Beide zu sehr daran gewöhnt waren, um es besonders zu bemerken. Erst seit Kurzem sehe ich anders in Dich, in mich hinein. Du könntest leicht zu stolz sein, um die reich gewordene Geliebte zu werben, Hasso, da ist meine Hand, laß uns an den Reichthum nicht denken und glücklich sein."

Sie reichte ihm mit unnachahmlicher Anmuth die Hand hin, er ergriff sie mit einem halb erstickten Ruf jauchzender Freude, er küßte sie, drückte sie an sein Herz. Es war ein ungetheiltes wonniges Entzücken, das ihn durchströmte, wie es nur auf Augenblicke in das menschliche Leben hineinleuchtet, in einem solchen Augenblick die Seele allerdings mit unendlichem Reichthum überschüttend.

Einen Augenblick, dann kam die Ueberlegung. „Wenn Du nur edelmüthig wärst, wenn Du mich nicht liebtest, wenn Du Dein geschwisterliches Empfinden für Liebe nähmst und die Täuschung zu spät gewahrtest, Rose, ich ertrüge es nicht!"

„Nein," sagte sie, „keine Täuschung mehr, die Täuschung ist eben überwunden und ich kenne mich jetzt besser. Hasso, es blitzte einmal ein Licht in meine Seele hinein, das mich blendete, es klangen Schmeichelworte in mein Ohr, die ich für Wahrheit nahm. Mein Herz schlug stürmisch und heiß, aber wie Mehlthau auf eine Pflanze fiel jenes Mannes kalter Egoismus auf die keimende Liebesblüthe. Es war eine taube Blüthe, Hasso, sie fiel ab, in den Kern der Pflanze drang das Gift nicht. Mein Herz ist frei, ist Dein, das schwöre ich Dir zu, und," setzte sie mit lieblicher Verschämtheit hinzu, „das Bild, das es ganz erfüllt, ist Deines. Seit wir hier sind, habe ich Dich täglich lieber gewonnen. Glaubst Du mir nicht, Hasso? Du sollst mich nicht um's Geld heirathen, es gilt Herz gegen Herz."

„Rose, Engel, Gottes Segen mein!" rief Hasso mit erstickter Stimme und sank zu ihren Füßen nieder.

Die Thür öffnete sich, die Glücklichen sahen und hörten es nicht. Clemens stand auf der Schwelle. Sein Gesicht war todtenblaß, seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen. „Verrechnet, verrechnet überall!" stieß er zwischen den Zähnen hervor, dann verließ er das Zimmer, ohne daß die in das holde Entzücken eines ersten Liebesgeständnisses versunkenen beiden glücklichen Menschen sein Kommen und Gehen auch nur gewahrt hätten.

Im Herbst desselben Jahres feierte das junge Paar seine Hochzeit. Ziemlich um dieselbe Zeit kehrte Clemens seiner Heimath den Rücken. Lindemann hatte die dreitausend Thaler nicht gezahlt und so viel richtiges Gefühl hatte Clemens noch in der Seele, daß er sich schämte, Hasso um Hülfe zu bitten. Er entfloh seinen Gläubigern, er entfloh den drückenden Verhältnissen, in die seine Schulden ihn versetzt, entfloh den Vorwürfen seines Vaters, und hinterließ diesem nur ein paar Zeilen, in welchen er ihn, Abschied nehmend, bat, womöglich seine Angelegenheiten zu ordnen, und mit Hinweis auf sein musikalisches Talent als eine sichere Quelle seines Fortkommens, versprach, alle seine Verbindlichkeiten in Kurzem zu lösen. Der alte Herr biß die Zähne zusammen und warf den Brief in's Feuer. Er machte öffentlich bekannt, daß er nicht im Stande sei, für die Schulden des Sohnes aufzukommen, verbot seiner Tochter, Clemens' Namen zu nennen, und damit war äußerlich die Sache abgethan. Was innerlich in ihm vorging, sah nur Einer, und es wird wohl dereinst mit im Schuldbuch des Sohnes stehen.

Clemens' klingende Schulden zahlte durch Lindemann's Vermittelung Hasso im Stillen ab, nicht ahnend, daß dieser es an Clemens schrieb, und noch weniger vermuthend, daß er durch diesen Act natürlicher Großmuth sich den Vorzug erwarb, künftig unter die Merkwürdigkeiten L.'s gezählt zu werden, wenn auch zu einer, die das Städtchen leider nur kurze Zeit in seine Mauern einzuschließen so glücklich gewesen war.

Von Clemens' treulosem Verrath an der Liebe erfuhren die Zwillingsschwestern nichts, der blieb Geheimniß zwischen Rose und Hasso, und Dorens Combinationen wiesen sie mit Entrüstung zurück, ja, es war dies die einzige Gelegenheit, bei der sie fast in Zorn geriethen. Wer hätte auch so grausam sein mögen, den unschuldigen Cultus zu stören, den sie ihrer ersten und einzigen Jugendliebe widmeten. So war denn das geschwisterliche Kleeblatt

jetzt auf heimathlichen Boden versetzt, die Wurzeln immer fester in einander schlingend, und kein Sturm, kein Unwetter störte mehr den sonnigen, wolkenreinen Frieden, in welchem allein es leben und gedeihen mochte.

Auf dem hübschen Gülzenower Kirchhof aber schläft Rosine den letzten friedlichen Schlaf. Blumen schmücken ihr Grab und eine mächtige Hängebirke senkt ihre wehenden grünen Zweige auf die Ruhestatt der Verstorbenen hinab. Ihr letzter Wille ist buchstäblich erfüllt, und doch geschah das Gegentheil von dem, was er gebot. Ihr Wahlspruch scheiterte an den Pforten des Jenseits und die ewige Weisheit wandelte in Segen um, was irdische Thorheit in eigenmächtigem Trotz zum Unheil zu verwirren versuchte.

Blätter und Blüthen.

Räuberadel und Schäferadel. Wilhelm Tietz, hochadeliger Schäfer zu K., einem der Güter des Herrn von D., ist der Urtypus eines jener kostbaren Originale, wie man solche in deutschen Gauen heutzutage vielleicht nur allein noch in der Abgeschlossenheit des fröhlichen Alt-Mecklenburg findet. Unter vielen anderen Verdiensten muß ihm auch das vindicirt werden, die deutsche Sprache mit den beiden oben stehenden Begriffen bereichert zu haben. Die Gelegenheit, bei der diese Sprachbereicherung statt hatte, war aber diese.

Anno so und so verstarb zu N. in Mecklenburg Herr X., unbekannte Größe, dunkler Ehrenmann und ehemaliger Schäfer, mit Hinterlassung von vier Söhnen und eines stolzen Vermögens in Liegenschaften und baaren Geldern, erworben durch kluge Benützung der Zeitverhältnisse, durch allerlei Manöverchen und Manipulationen, die von angeborener Schlauheit Zeugniß ablegen, auch den alten Erfahrungssatz wieder bestätigen, daß es unbedingt Leute giebt, die immer draußen sind, wenn's Glück regnet, mögen solche Leute sonst auch allgemein für dumm gelten. Uebrigens der Dumme hat's Glück und Dame Fortuna ist eben ein Weib. Was will man sagen?

Herrn X., des einstigen Schäfers, vier Söhne theilten die väterliche Hinterlassenschaft, erwarben Jeder ein stattliches Rittergut und fanden danach, daß es nicht passend sei für reiche Gutsbesitzer mit der ihnen natürlich gewachsenen väterlichen Schäfernase noch ferner herumzulaufen, sie beschlossen deshalb, sich diese ihre Nase durch den Adel vergolden zu lassen. In Wien braucht man immer Geld, dahin wandten sie sich also und erstanden dort für so und soviel Tausend blanke Silberthaler die Berechtigung, ihrem Namen das Wörtlein „von" vorsetzen zu dürfen nebst einem vom Heroldsamt ihnen aufgerissenen, prächtig gezeichneten Wappen. Solches geschah anno domini 1812. Im Herbst des gleichen Jahres wurde, wie gewöhnlich, der Landtag nach Malchin ausgeschrieben, und einer der vier nunmehrigen Gebrüder von X. faßte den glorwürdigen Gedanken, von dem Recht der adeligen Gutsbesitzer, auf dem Landtage, dem er als einfacher X. bisher fern geblieben war, in rother Landstands-Uniform erscheinen zu dürfen, allsogleich Gebrauch zu machen, und trat denn auch in funkelnagelneuem, prachtvollem rothen Frack mit goldenen Candillenepaulettes, weißen Casimir-Unaussprechlichen, den Degen an der Seite, in Malchin auf. Mit spöttischen Blicken und ironischem Lächeln empfingen adelige und bürgerliche Landstände den neugebackenen Edelmann im Sitzungssaal, die alleinige Zielscheibe des Hohnes Aller ward er an der Tafel der Landtagscommissarins. Acht Tage lang bot der Herr Otto Leopold Theodor Ferdinand von X. in dem Panzer seiner neuen Würde und seiner kostbaren Uniform allen Witzpfeilen Trotz, dann fuhr er traurig und niedergeschlagen heim in der glänzenden, mit Vieren bespannten Staatscarosse mit dem strahlenden Wappen auf dem Schlage. Zu Hause angekommen, läßt er sein Weib und seine Domestiken, seine Wirthschafter und Dorfinsassen seine Niederlage in übelster Laune empfinden, und in tiefem Mißmuth reitet er über seine Felder. Kommt er da auch an die Scheide seines Gutes. Drüben auf jenseitiger Gemarkung hütet Wilhelm Tietz auf herbstlichem Dresch seine Schafe. Beide, Herr von X. und der Schäfer, kennen sich sehr gut, hat doch der Alte die vier Jungen seines ehemaligen Standesgenossen, des reich gewordenen Schäfers X., aufwachsen sehen. In dem unabweisbaren Drange jedes Leidenden, einen Vertrauten zu haben, dem er sein Herz ausschütte, erzählt Herr von X. dem Schäfer seine Begegnisse auf dem Landtage, klagt ihm sein ganzes Leid und schließt sein Klagelied mit den Worten: „Und ich bin doch nun so gut ein Edelmann, als D. einer ist und L. und O. und R., worüm ästimirten sie mir nu nich? Und was die bürgerlichen Gutsbesitzer waren und die Burmeisters, die hatten mir auch for'n Narren. Begreifst Du das, Tietz?"

Der alte Schäfer greift in sein rothgeblümtes Halstuch, in dem das Kinn tief steckt, hinein und antwortet nur mit einem gedankenvollen „Hm! Hm!"

„Na, worüm ästemir'n sie mir nich als Edelmann?" forschte Herr von X.

„Ja, Herr — gnedig Herr, wull ick segg'n" — replicirt da Wilhelm Tietz, mit schlauem, ein wenig ironischem Blinzeln, nach einigem Nachdenken, „wenn Se't weten will'n, denn wi' ik't Se segg'n."

„Nun?"

„Je, sehn's, mien gnedig Herr un all de annern Eddellüd hierrümme, de stamm'n all ut den'n oll'n Röweroadel, un de is so olt as de Welt is. Se Ehr Oadel öwer, dat is man so'n niegen Scheperoadel, nich Fisch nich Fleesch, wecke sall den'n ästemir'n?! De Eddellüd nich und de Börgerlichen nich. Sehn's, gnedig Herr, dat is denn de Soak."

Herr von X. ritt schweigend davon. Ob er das ein wenig dunkle Dictum, dunkel wie alle Sentenzen einsamer Denker, verstanden hatte, bleibt ungewiß, auf den Landtag jedoch ist er niemals wieder gegangen. Wohl aber läßt er seinen Sohn bei Tisch obenan sitzen, weil der junge Edelmann schon einen Ahnen hat, also vornehmer ist als der Vater.

Zur Beachtung für Vélocipèdes-Verkäufer. Wir lernen nie aus, und wenn die Reclame auch in Deutschland schon eine ganz achtbare Höhe erreicht hat, wenn der Verfasser der Revalescière, geb. Revalenta-arabica, schon in seinen Annoncen die fast ständige Anzeige bringt, daß er — außer zahlreichen anderen Fällen — mit seinem Arzneimittel (Linsenmehl) selbst eine ältliche Dame curirt habe, welche fünfzig Jahre an Verstopfung gelitten, wenn R. F. Daubitz und der „ewige Hoff" auch die Zeitungen bis zum Ekel mit ihren Anpreisungen füllen, so können wir trotzdem noch immer von anderen Welttheilen und Ländern lernen.

In „La opinion nacional", die in Caracas (Venezuela) erscheint, lese ich vom 14. September 1869 eine Anzeige, die ich den deutschen Vélocipèdes-Händlern nicht vorenthalten darf. Eine weitere Erklärung ist nicht nöthig.

„Weg mit den Pferden!

Es wird nur der folgenden Zusammenstellung bedürfen, um dem Publicum zu beweisen, wie groß der Unterschied zwischen jenen wilden und den zahmen Bestien ist.

Vélocipèdes,

zu haben im London-Bazar.

Zahlen lügen nicht.

Eine Rozinante		
Kostet jedenfalls. . . .	200	Pesos,
Geräth, Sattelzeug etc.	75	„
Frisches Futter und Streu	180	„
Welschkorn (jetzt sehr theuer)	60	„
Stallknecht	96	„
Wartung der Thiere etc.	6	„
Geräthschaften, Striegel etc.	15	„
	632	Pesos.

Ein Vélocipède		
Erster Classe nicht mehr als	175	Pes.
Geräth, Futter etc.	000	„
Kosten (jährlich) eine Flasche Oel	— „	50 C.
	175 Pes.	50 C.

Unterschied also 456 Pesos 50 Centavos — gar nicht gerechnet die verschiedenen Unbequemlichkeiten mit einem Pferde: Schlagen, Beißen, Bocken, den Aerger mit den Leuten, Beschlagen, Thierarzt etc. etc. Deshalb kauft **Vélocipèdes. Kauft! Kauft!"**

Kleiner Briefkasten.

Herrn L. in Dresden. Der Umstand, daß die angekündigte Erzählung von Herman Schmid „Die Türken in München" den laufenden Jahrgang weit überschritten hätte, machte uns den Abdruck derselben in diesem Jahre unmöglich. Wir freuen uns, daß wir Ihnen als vollgültigen Ersatz die heute beginnende Erzählung bieten und Ihren Wunsch, nach so langem Stillschweigen des geschätzten Verfassers wieder eine Arbeit aus seiner Feder zu erhalten, auf diese Weise erfüllen können.

Im Verlage von **Ernst Keil** ist erschienen:

Ludwig Steub,

Altbayerische Culturbilder.

Elegant brosch. Preis 1 Thlr.

Unstreitig ein interessantes und gewichtvolles Buch. An dem Beispiele des fröhlichen und von der Natur so reich gesegneten Altbayern, wo sich aber Pfaffenthum und finsterer Ultramontanismus noch einer möglichst unerschütterten und ungestörten Herrschaft über das schöne und kraftvolle, aber roh und rauh, wüst und unwissend gebliebene Landvolk erfreuen, an diesem bemerkenswerthen Producte kirchlicher Volkserziehung zeigt uns der Verfasser die Nothwendigkeit zu energischem Ankämpfen gegen jenes culturwidrige Element in einer Weise, daß sie mit Händen zu greifen ist. Es geschieht dies nicht auf dem Wege des Raisonnements und der tendenziösen Betrachtung, sondern mit Hülfe der scharfen Beweise, die sich Ludwig Steub als gründlicher Specialforscher aus der älteren und neueren Geschichte zu holen und für das Verständniß unserer Zeitbewegung und ihrer Fragen nutzbar zu machen weiß.

„Europa."

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 47. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

„Nein, meine Tochter ist noch nicht in der Kirche," erwiderte der Feichtenbauer, „sie soll erst nachkommen; sie hat sich's nit nehmen lassen, und will durchaus mit den Wallfahrern in der Procession gehn ... Ihr wißt ja, wie die Weiberleut' sind!"

„Ja wohl, ja wohl," rief Domini mit spöttischem Lachen, „denen ist nicht gut, wenn sie nicht ein paar Stunden laufen können und Amt und Predigt im Leib haben ... aber jetzt ist es kaum acht Uhr und bis die ganze Geschichte aus ist, kann's zehn Uhr werden — so lang' werdet Ihr doch nicht da herstehn und warten wollen? Kommt mit hinüber — der Bergwirth hat noch rothen Tiroler, das ist ein Capital-Wein, bis dahin können wir ein paar Flaschen auspemseln und sind lang wieder zurück ..."

Der Bauer konnte sich nicht entschließen. „Ich weiß doch nit," sagte er, „die Christel wird nit wissen, wo sie dran ist — ich hab' ihr gesagt, daß ich auf sie warten will ..."

„Was schadet das?" lachte Domini. „Ihr seid der Herr vom Haus, Ihr habt Euch halt anders besonnen und laßt sie auf Euch warten — kommt nur mit und thut mir den Gefallen ... ich hätt' nit geglaubt, daß Ihr Euch so lang' besinnen thätet, mir auch etwas zu lieb zu thun!"

„O nein," rief der Feichtenbauer, „ich besinne mich keinen Augenblick — Ihr sollt sehn, was ich auf Euch halte — ich gehe mit Euch in's Bergwirthshaus hinüber! Ich weiß jetzt schon, wie ich die Geschichte einrichten kann! Ich bin der Herr vom Haus und lass' meiner Tochter sagen, daß ich mich anders besonnen hab', sie soll nach dem Gottesdienst auch hinüberkommen in's Bergwirthshaus und mich abholen ..."

„So ist's recht!" rief Domini, während sie miteinander an der Kirche hinschritten und bei den Linden ankamen. Wendel fuhr eben aus dem Seitensträßchen heran, als habe er im Augenblick die aufgetragene Fahrt beendigt. „Aber wer soll denn Eurer Tochter 'was ausrichten? Ich sehe ja weit und breit keinen Menschen!"

„O dafür weiß ich Rath," entgegnete der Bauer und wendete sich dem Knechte zu. „Steig' ab, Wendel," sagte er, „und Ihr, Domini, nehmt die Zügel, weil meine Hände zu so etwas doch noch immer ein böses Gesicht machen ... Na, wie lang' besinnst Du Dich wieder?" fuhr er auf, als Wendel dem Befehle nicht sofort nachkam. „Hast vermuthlich wieder 'was einzuwenden dagegen? Absteigen sollst Du, hab' ich gesagt — wir fahren hinüber zum Bergwirth. Du bleibst da und wartest auf meine Tochter und sagst ihr, sie soll nachkommen, wenn der Gottesdienst aus ist, und begleitest sie hinüber ..."

„Der Wendel soll das thun?" raunte Domini dem Alten in's Ohr, indem er den hübschen Burschen genauer ansah und ihm aus den Augen ablas, daß ihm der Auftrag keineswegs willkommen und der Unmuth, der sich zuerst in seinen Mienen ausgesprochen, durch das Nachfolgende völlig verstärkt war. „Ein Knecht und Eure Tochter ... ist das ein Zusammenstand?"

Er hatte während dessen den Wagen bestiegen und Wendel die Zügel abgenommen, ohne auch nur durch einen Augenwink zu verrathen, daß sie sich kannten oder sich begegnet waren.

„Warum etwa nicht?" entgegnete der Feichtenbauer, wohl auch etwas gedämpft, aber immerhin laut genug, daß Wendel jedes Wort verstehen konnte. „Eben weil er der Knecht ist, muß er thun, was ich ihm anschaff', und muß ihr den Bündel nachtragen, wenn ich's haben will! Ihr werdet doch an nichts Anderes denken," setzte er auflachend hinzu, „für die Feichtenbauern-Christel ist ein solcher Bergler Kothwickel gerade so, als wenn er gar nicht auf der Welt wär' ..."

Im Geräusch des hinwegrollenden Wagens verloren sich die letzten Worte, dennoch hatte das Gehörte genügt, dem zurückbleibenden Wendel das Blut in's Gesicht zu jagen, und wäre der Bauer nicht schon weit aus dem Bereiche seiner Stimme gewesen, diesmal hätte der Unmuth in Wendel die Oberhand behalten und er hätte die treffende Antwort auf die wiederholte Beschimpfung kaum zum dritten Male niedergeschluckt; er biß die Zähne auf einander und ging, da er die Antwort doch auf ein ander Mal verschieben mußte, der Kirche zu, die Marterbilder in den Gängen zu besehn und die frommen Sprüche darunter zu lesen. Dabei wurde es ruhiger in seinem Gemüth, und gelassen setzte er sich dann unter den Linden in's Gras, an ein angenehmes Plätzchen, wo er den Blick frei hatte in das offene steinerne Gotteshaus, und über sich in das unermeßliche Haus Gottes, das rings auf den Hügelreihen und Bergen wie auf Wänden und Säulen ruhte und dessen Gewölbe hoch über den wandelnden Wolken empor stieg, ewig fest und unwandelbar. Es war still geworden ringsum; auch die Vögel waren vor der steigenden Sonne verstummt, welche für einen Frühlingstag ungewöhnlich heiß und gewitterkündend hernieder-

strahlte; wie zur Abkühlung und Erquickung hatte sich dafür ein Lüftchen aufgemacht, das rauschend durch die Wipfel ging und manchmal ferne halbverwehte Glockentöne heran trug, mit welchen in den benachbarten Dörfern die durchziehenden Wallfahrer begrüßt wurden. Manchmal mischten sich auch die Töne fernen Gesangs und laut betender Stimmen darein und verkündigten, daß der Feichtenbauer keinen großen Aufwand von Geduld nöthig gehabt hätte, das Eintreffen des Wallfahrtszuges abzuwarten.

Wendel saß und horchte und sah schweigend um sich.

Die erregten Wellen seines Gemüths hatten sich wieder gelegt; sie strömten ruhig dahin, friedliche Gedanken schwammen darauf wie lustig gleitende Schifflein und trugen ihn mit sich, hinweg in ferne andere Orte, zurück in langvergangene Tage. Das Rauschen der Linden gemahnte ihn an die Stimmen des Tannenbühels, der weit drüben jenseits der Berge lag, zur Seite einer kleinen hölzernen Hütte, in der einst seine Eltern gehaust; aus den Tönen klang es ihm zu wie die Stimme der Mutter, die ihm noch unvergessen in der Seele lebte. Die Jahre der Kindheit zogen an ihm vorüber und das Klingen kam ihm vor wie das Geläute seiner heimathlichen Dorfkirche, so feierlich wie damals, als er zum ersten Male an der Hand der Mutter zur Sonntagsandacht ging — so ernst, wie an jenem Tage, wo er mit ihr an dem offenen Grabe des Vaters stand, der ein Holzarbeiter gewesen und beim Fällen eines Baumes, von den stürzenden Aesten erfaßt, ein schnelles und frühes Ende gefunden. Er sah dann die Zeit kommen, wo auch die Mutter nebenan in eine Grube gelegt worden war und wo er verwaist unter fremden Menschen aufgewachsen und das harte Brod früher Dienstbarkeit gegessen — er sah die Orte wieder, in denen er eine kurze Unterkunft gefunden, bis zu dem Tage, wo er sich aus den Bergen heraus in's Vorland verdungen hatte und auf den Feichtenhof gekommen war; er empfand es wieder, wie es ihn dort zuerst angeheimelt, wie noch nirgends, denn das stattliche Gehöft lag gerade so auf der Anhöhe in einem Hain von Obstbäumen, wie die Hütte der Eltern gelegen hatte, und wie dort lehnte es sich seitwärts an einen Bühel voll dunkelgrüner Fichten und Tannen, daß er beim ersten Anblick zweifelnd stehen blieb, als ob er irre gegangen und statt in den fremden Ort in die Heimath zurückgewandert wäre. Er sah das Jahr, das er dort zugebracht, wie einen einzigen schönen Tag an sich vorüberziehn, denn noch nirgends war ihm so wohl und heiter gewesen um Herz und Sinn, an keinem Orte war ihm die schwerste Arbeit so linderleicht aus der Hand geflogen — dazwischen hinein schwebte ihm ein liebes, zwar ernsthaftes, aber doch freundliches Angesicht vorüber und sah ihn mit den blauen Augen so wunderbar an, als wollten sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen, und eine Stimme klang ihm im Ohr nach, aus der es ihn so eigen ansprach, wie einst aus der Stimme der Mutter, und deren Laut ihm so unvergeßlich geblieben, wie dieser. . . .

Er war so tief in's Träumen versunken, daß er wie erschrocken auffuhr, als mit einem Mal hoch über ihm die Glocken der Kirche zu läuten begannen, um die Wallfahrer zu begrüßen, deren Zug bereits nahe heran schritt — ein lieblicher Anblick, denn zwischen den grünen Baumwipfeln wehten die rothen Fahnen mit den goldblitzenden Knäufen und Kreuzen gar schön hervor und der unabsehbare Zug geschmückter Menschen schritt feierlich heran, jetzt durch eine Reihe nickender Gebüsche versteckt, jetzt sich hindurch schlängelnd zwischen den grünen Saaten, die sich beugten und weithin wallten wie grünes Gewässer. Auch in der Kirche hatte es begonnen sich zu regen; der Meßner war geschäftig daran, die Kerzen auf dem Hochaltare zu entzünden, und ein leise gehauchter schwebender Ton zitterte durch die heilige Halle und verkündete, daß auch der Lehrer bereits auf dem Chore seinen Platz eingenommen hatte, um die Ankommenden mit den Feierklängen der Orgel zu empfangen.

Es währte nicht lange, so schritt der Zug an Wendel vorüber, der seinen Platz hart am Eingange der Kirche gewählt hatte, zuerst die Musiker und Fahnenträger, die ihre rothen Standarten den Linden in die grünen gastlichen Arme legten, der Pfarrer im weißen Chorrock, die Ministranten mit den rothen Kutten darunter, emsig die Klingeln handhabend oder das Weihrauchfaß schwingend, daß der Duft in ringelnden Wölkchen emporstieg zu denen des Himmels, die oben lustig vorüber zogen. Mächtig und voll erklangen die Glocken in das laute vielstimmige Gebet, von drinnen aber brauste majestätisch die Orgel heraus und auch ein minder fromm geartetes Gemüth hätte sich erhoben gefühlt und mit eingestimmt, wenn es in feierlichen Absätzen erscholl: „Heilig — heilig — heilig ist der Herr Gott Zebaoth; Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll!"

Der Wallfahrer waren viele und vielerlei: Männer und Frauen, Kinder und Greise — vornehm und niedrig, arm und reich; manch' ein Angesicht durchleuchtet von andächtiger Erhebung, manches gleichgültig, ohne Ausdruck und Gedanken den gewohnten Brauch übend und die lange gelernten Worte wiederholend. Zu den Ersteren gehörte ein Mädchen, das unter mehreren Altersgenossinnen einherschritt, durch nichts vor ihnen ausgezeichnet und doch die Bedeutsamste von Allen. Sie hatte die schönen blauen Augen nicht kopfhängerisch zu Boden gesenkt, sie hielt nicht die gefalteten Hände nonnenhaft empor, und doch stand es in jedem Zug ihres Angesichts zu lesen, daß sie vollkommen ergriffen war von der Feier des Augenblicks, daß ihre ganze Seele die Worte mitbetete, die sie sprach. Ihr Mieder war nicht anders, das Silbergeschnür daran nicht reicher als das der Uebrigen; sie trug denselben niedrigen und breitrandigen Hut, der damals noch in der ganzen Umgegend üblich war, seitdem aber von dem häßlichen Kopftuch verdrängt wurde, dennoch fiel sie unter Allen auf wegen der eigenthümlich ernsten Anmuth ihrer Züge, wegen ihres freudig entschiedenen Wesens, das sich an ihr kund gab und das ahnen ließ, es müsse auch in ihrem Innern Alles hell und klar sein wie ein Bergwasser, dem man sicher trauen darf, weil man ihm bis auf den Grund sehen kann.

Wendel, der sie schon von ferne gewahr geworden, erging es nicht anders; er fühlte, wie ihm das Blut mächtig zum Herzen und glühend zur Stirn drängte, und hätte er jetzt gleich vor sie treten müssen — der sonst so gewandte Bursche wäre ihr wohl ohne Rath und Wort gegenüber gestanden; es war recht gut, daß das Gedränge am Eingange den Zug etwas stocken machte, er gewann dadurch Zeit, die Sprache und sich selbst wiederzufinden.

„Grüß Gott!" flüsterte er halblaut der Vorüberschreitenden zu. „Der Bauer schickt mich, daß ich Euch sagen soll, er sei voraus in's Bergwirthshaus. Ihr sollt . . ."

Er wollte noch mehr hinzufügen, aber das Mädchen ließ ihn nicht zu Ende kommen; so ruhig und freundlich ihre Augen eben geblickt hatten wie ein wolkenlos blauer Himmel, so gewitterhaft verfinsterten sie sich plötzlich und was ihn aus denselben entgegen kam, hatte vollständig die Wirkung des Blitzes. „Das hat wohl Zeit!" rief sie in strengem Tone. „Ihr solltet Euch schämen, eine Störung zu machen in einem solchen Augenblick." . . .

Wendel hatte vor Ueberraschung noch kaum recht verstanden, was er gehört, als die Zürnende schon innerhalb der Kirchthür verschwunden war — halb betäubt starrte er ihr nach; er sah die nach ihr Kommenden nicht mehr, er stand unbeweglich, bis drinnen vom Chore herab Trompetenruf und Paukenwirbel erscholl; der Priester war zum Beginn der Feier an den Altar getreten. Das schmetterte auch ihn aus seiner Betäubung auf und jagte ihn von der Kirche weg, in heftigem Kampfe mit sich selbst, was er beginnen solle. Er fühlte die Kränkung um so bitterer, als sie ihm offen vor der ganzen Menschenmenge angethan worden, als er, seines guten Willens bewußt, wie Alle, die ihren Weg durch sich selbst gemacht haben, einen erhöhten Grad von Selbstgefühl in sich trug, der jedes erfahrene Unrecht doppelt schmerzlich machte. Aber hatte Christel denn nicht das volle Recht, so zu handeln, wie sie gethan? War sie doch die Tochter, die einzige Tochter und darum bald selbst die Herrin des Hauses — was war es also, weshalb das schroffe Benehmen des Mädchens ihn so besonders empfindlich berührte?

Zum ersten Male hatte Wendel Anlaß, sich eine solche Frage zu stellen, und je schärfer und schärfer er zu ihrer Beantwortung in die Tiefen seines Herzens blickte, desto heller leuchtete ihm ein verborgener Funke gleich einer glimmenden Kohle entgegen, desto weniger konnte er es vor sich selbst verbergen, daß das Mädchen für ihn nicht die Herrin und die Tochter des Hauses und seine Ergebenheit für sie eine ganz andere war, als die eines treuen Dienstboten. Er erschrak vor sich selbst bei der unerwarteten Entdeckung und war rasch entschlossen, einen andern Dienst zu suchen und ein Haus zu verlassen, wo ihn, den armen Dienstknecht, doch nichts erwartete als stete stumme und hoffnungslose Qual, oder wenn sein Geheimniß jemals entdeckt würde, zu allem Leid noch ein aufgehäuftes Maß von Schmach und übermüthigem Spott.

In diesen Gedanken schritt er wieder der Kirche zu, wo er der Botschaft halber das Mädchen noch abwarten wollte, und es gelang ihm, durch eine der halboffenstehenden Seitenthüren noch hineinzuschlüpfen und ein Plätzchen zu finden, als eben der Geistliche in Mitte des Hochamts den Altar verlassen und die Kanzel bestiegen hatte, und nun in erhebender Rede den Segen und das Glück des Christen pries, der keine Ursache habe zu bangen vor irgend einem Leid oder Geschick der Erde, denn über ihm walte der dreieinige Gott, ein Gott unendlicher Macht, denn „Himmel und Erde seien seiner Herrlichkeit voll“!

Wendel war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, als daß die Worte des Predigers für den Augenblick tiefer zu dringen vermocht hätten, als in sein Ohr — seine Seele war bei anderen Dingen und saß ihm bald völlig in den Augen, denn an der Säule vorüber gegen die Kanzel blickend gewahrte er bald, daß er gerade so stand und des Gedränges wegen stehen bleiben mußte, daß er Derjenigen, die er fortan zu meiden entschlossen war, gerade in's Angesicht sah. Sie hatte sich bei Beginn der Predigt in den Kirchstuhl gesetzt und saß nun, den Kopf nach der Kanzel gewendet, ernst aufmerkend mit unverwandtem Antlitz und voll aufgeschlagenen Augen vor ihm da. Und je mehr er das liebe, holde Antlitz betrachtete, desto unbegreiflicher dünkte ihm, was ihm kurz vorher begegnet war — dieselben Augen, die ihn so zürnend angeblitzt hatten, und die jetzt so ruhig nach oben gerichtet waren wie ein sanfter Stern der Sommernacht, hatten ihn schon manchmal mit Blicken gegrüßt, aus denen es ihn anschien wie ein freundliches Morgenroth, wie der erste lichtbringende Sonnenstrahl eines schönen Tages. Als er ihr unlängst die verlaufene schwarzscheckige Kalbin, die sie so gern hatte, wiederbrachte in der finstern Nacht, da Alle schon das Suchen und die Hoffnung des Findens aufgegeben, hatte sie ihm da nicht mit einem Blick gedankt, in dem mehr zu liegen schien als die Zufriedenheit der Herrin und der Dank der Hausgenossin? Und als er neulich vom Rosenheimer Markt ihr das Lied vom schönen Tegernsee, das sie so gerne hörte und sang, gedruckt mitbrachte, war es nicht gewesen, als ob sie es schon auf der Zunge gehabt, ihn „lieber Wendel“ zu nennen und ihm zum Danke gar die Hand zu reichen? So hoch und weit die Hallen der Kirche emporstiegen, so erfrischend kühl die Mailuft durch die offene Pforte säuselte — es war ihm zu eng und zu heiß und trieb ihn wieder hinaus in's Freie, wo er hochaufathmend zwischen den Saatfeldern dahinschritt und so tiefsinnig in die Halme des eben in Aehren schießenden Weizens und die rothen Kleeblumen hinein sah, als wolle er das geheime Gesetz ihres Werdens und Wachsens ergründen oder als suche er das vierfache Kleeblatt, welches der Sage nach an seinen Träger das Glück zu bannen vermag.

Der Wiederbeginn des Geläuts erinnerte ihn an das Ende des Gottesdienstes und daß es Zeit sei zur Kirche zurückzukehren; unfern des Hauptthors unter den Linden blieb er stehn, weil er von dort die Wege nach allen Richtungen überblicken konnte. Bei den letzten volltönenden Cadenzen der Orgel drängte bald das strömende Volk in's Freie und so einmüthig wie vorher zu Gebet und geistiger Erhebung eilten jetzt die Schaaren der leiblichen Erquickung im nahen Wirthshause zu. Rasch hatte die Kirche sich entleert, bald kamen an dem Harrenden nur noch verspätete Einzelne vorüber, und nicht lange, so stand Wendel wieder ganz allein unter den Linden, ohne die Erwartete erblickt zu haben: sie mußte entweder noch allein in der Kirche geblieben sein, oder er hatte, trotz seiner Aufmerksamkeit, sie dennoch im Gedränge übersehen.

Eben wollte er zur Thür um hineinzublicken, als er leichte Schritte hinter sich vernahm und, rasch sich umwendend, der Gesuchten hart gegenüber stand.

Es war wirklich Christel — aber nicht mehr streng und herrisch wie vorher; sie war sichtbar befangen, fast wie bittend sah sie ihn mit den schönen blauen Augen an und streckte ihm zu Gruß und Versöhnung die Hand entgegen.

„Ich bin vorhin recht schiech (garstig) mit Euch gewesen, Wendelin,“ sagte sie mit sanfter, leicht bebender Stimme, und des Burschen ganze Seele zitterte nach, „ich hab' gemeint, es wär' nur so eine übermüthige Art, daß Ihr mich während des Umgangs angeredet habt . . . jetzt weiß ich es freilich besser! Ich weiß es von der alten Wabi — die hat mir drinnen beim Herausgehn Alles erzählt — wie der Vater wieder so ungut gewesen ist mit Euch, und wie Ihr so geduldig gewesen seid mit dem kranken Mann, der oft selber nit weiß, was er will . . . Ihr habt ihm geholfen und seid sogar weg von ihm, bloß damit er's nicht sehen sollt' und Ihr ihm einen Verdruß erspart . . . Ihr seid ein guter Mensch, Wendelin . . . drum thut mir's leid, daß ich so schlecht umgegangen bin mit Euch, und drum müßt Ihr mir nit bös sein und müßt mir verzeihn, wenn ich Euch sag', daß es mich reut...“

Wendel wußte nicht, wie ihm geschah; es war ihm zu Muthe wie einem Halbschlafenden, der sich zu regen scheut, weil er mit dem Schlummer das Paradies zu verscheuchen fürchtet, das ihm ein holder Traum vor die Seele gezaubert. . . .

„Wollt Ihr mir nit verzeihn, Wendelin?“ fragte sie wieder, da er noch immer wortlos vor ihr stand. „Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr mir's nicht nachtragen wollt.“ . . .

„Ja, ist es denn wahr?“ rief Wendel, welchem das Entzücken endlich den Bann der Zunge löste. „Seid Ihr es denn wirklich, Christel? Ihr kommt zu mir und redet mit mir, so lieb und freundlich wie noch nie? Redet mir doch nit vom Verzeihn... ein einziges solches Wort thät ja Alles gut machen, und wenn Ihr mir das Aergste angethan hättet! Wie könnt' ich Euch bös' sein wegen einer einzigen Red'. . . . Ich wollt' nur, Ihr verlangtet etwas von mir: etwas recht Hartes und Schweres, das ich für Euch thun könnte, blos damit ich Euch zeigen könnte...“

Er stockte mitten im Fluß seiner Rede über dem, was er auszusprechen im Begriffe war. Verwirrung überkam ihn und theilte sich auch dem Mädchen mit, dessen Rechte er im Feuer ergriffen hatte und mit beiden Händen gefaßt hielt, als ob er sie nie wieder loslassen wollte.

Beklommen und schweigend standen Beide einige Augenblicke sich gegenüber — was sie fühlten, war so viel und groß, sie fanden die Worte nicht, die es zu fassen vermochten.

„Ihr sollt mir ja wohl etwas vom Vater ausrichten,“ sagte dann Christel schüchtern. „Wo ist er denn?“

„Drüben im Bergwirthshaus,“ erwiderte Wendel erleichtert, aber mit einem Nachdruck und Feuer, als spräche er die zärtlichste Betheuerung aus. „Ihr sollt auch nachkommen und ich . . .“

„Und Ihr?“

„Ich . . . ich soll Euch hinüber führen . . .“ setzte er zögernd hinzu.

„Führen?“ rief Christel, die nach Mädchenart die Befangenheit rascher überwand, mit munterem Lachen, und dies Lachen hörte sich an, wie heller Vogelruf. „Das wird's nit brauchen — ich bin wohl groß genug, daß ich auf dem Stück Weg auch ohne Führer nicht verloren gehen thät'! Aber Ihr habt wohl was Andres vor und geht nicht gern mit . . .“

„Ich?“ rief Wendel entgegen. „Ach Gott — ich wüßt' mir ja auf dem ganzen Erdboden nichts Lieberes, als bei Euch sein... ich wollt', ich könnt' nicht blos das Stündel da hinüber mit Euch gehn, sondern den ganzen Tag, und immer fort, bis wo die Welt ein End' hat und der Himmel anfangt.“

„Das wär' mir doch zu lang,“ sagte Christel mit freundlichem Lächeln, „ich bin das Gehen nit so gewohnt — da thät' ich allzumüd' werden, fürcht' ich . . .“

„O dafür wollt' ich schon sorgen!“ rief Wendel eifrig, indem sie den Weg einschlugen, der in das nahe Dorf und von dort hügelauf zum Bergwirthshause führte. „Wir wollten fein langsam gehn, daß es Euch nit so hart ankommen sollt' . . . ich thät' die besten Weg' aussuchen, und wo ein schönes Plätzel wär', da müßtet Ihr ausrasten, und ich thät' Euch von weit und breit das Beste holen, was es nur geben thät' . . .“

Sie waren an einer Stelle angelangt, wo die Enge des Weges es unmöglich machte, nebeneinander zu gehn; Wendel blieb seitwärts stehn, um Christel vorangehn zu lassen — aber sie ging nicht; sie blieb vor ihm stehn, sichtbar entschlossen und doch ob des eigenen Entschlusses in holder Verwirrung erglühend.

„So gut könnt Ihr's ja wohl haben, Wendel,“ sagte sie leise, „Ihr dürft ja nur nicht mehr fortgehn von dem Feichtenhof . . .“

„O mein' — das geht doch nit!“ erwiderte er betrübt. „Wie lang' wird's anstehn, so übergiebt Euch der Vater das Gut . . . Ihr werdet Feichtenhof-Bäurin . . . ein anderer Bauer zieht auf und das . . . seht, Christel, so gern ich bei Euch bin, das könnt' ich nicht mit anschau'n . . . ich ging' zu Grund' darüber . . . also ist's doch das Gescheidere, ich gehe schon vorher . . .“

„Auf dem Feichtenhof,“ erwiderte das Mädchen, „zieht kein

Bauer auf, als den ich will — ich hab' das dem Vater lang gesagt und er hat mir frei gestellt, daß ich nehmen kann, wen ich will ... er braucht nicht reich zu sein — wenn er nur ein braver fleißiger Mensch ist, der mich gern hat und — den ich auch gern haben kann ..." setzte sie leiser hinzu. „Wißt Ihr mir vielleicht einen Solchen?"

„Christel . . .," rief Wendel wie außer sich, „das lautet ja gar, als wenn . . . aber nein, das kann ja nicht sein! Ein armer fremder Mensch, der nit einmal eine richtige Heimath hat . . ."

„Aber ein braver Mensch," sagte Christel, und streckte ihm wieder die Hand entgegen.

„O Du lieber Gott im Himmel droben," rief Wendel, indem er die Hand ergriff, „wenn Ihr nur suchen wollt, wer Euch gern hat, nachher braucht Ihr nit weit zu gehn — zwischen Himmel und Erd' kann's Keinen geben, der Euch lieber hat, als ich . . ."

„Ich hab's wohl gemerkt," sagte sie tief erröthend, „aber ich hab's auch gemerkt, daß Ihr viel zu brav seid, als daß Ihr mir's eingestanden hättet . . . also hab' ich wohl selber den Mund aufthun müssen . . ."

„Ist es denn möglich?" jubelte er, „Christel — soll ich so glücklich sein? Könntest Du mich wirklich auch gern haben?"

„Von Herzensgrund, Wendel," flüsterte sie entgegen und sah ihm mit den thränenschimmernden Augen so recht innig in's Gesicht . . . „ich hab' Dich schon lang' lieb gehabt, in der Still . . ."

Der Ueberglückliche wollte sie umschlingen und an sich ziehn; sie erröthete noch tiefer, aber sie wehrte ihn leise und doch entschieden ab. . . . „Nit halsen . . ." (umarmen), sagte sie sanft, „das gefallt mir nit — aber lieb haben, Wendel, lieb haben — bis zum letzten Augenblick. . . . Heut' noch will ich's dem Vater sagen . . ."

„O weh, der Vater!" jammerte Wendel, „der willigt niemals ein . . . der kann mich ja nit leiden!"

„Davor hab' ich kein Bang!" sagte sie. „Der Vater wird schon mit sich reden lassen, ich hab' ja sein Wort und mein' freien Willen — und wenn nur ich Dich leiden kann, das ist doch die Hauptsach'. . . . Also ist es Dein heiliger Ernst, Wendel . . . wir wollen einander lieb haben und ein treues, ein rechtes Paar sein — auf Du und Du, in alle Ewigkeit . . ."

„In Ewigkeit," erwiderte Wendel feierlich, in kurzem, flüchtigem Kusse berührten Christel's Lippen die seinigen und auf der Eiche neben ihnen schmetterte ein Fink so überlaut, als habe er verstanden, was sie gesprochen, und sei bedacht, daß der Tusch nicht fehle bei der festlichen Verlobung.

---

2. Feuer im Dach.

Im Erdgeschosse des Bergwirthshauses, das vom Dorfe abseits und einzeln gelegen die von der Anhöhe herabsteigende Hauptstraße wie eine ansehnliche Herrenburg behütete, ging es trotz der frühen Tageszeit schon sehr fröhlich her; das Oberhaupt der lustigen Gesellschaft war der Feichtenbauer, neben ihm Domini, die Cither vor sich; die Uebrigen waren Bauern aus der Nachbarschaft, die auf dem Kirchwege zufällig vorübergekommen und sich leicht hatten verführen lassen, von der wohlfeilen Weinquelle zu kosten, die, wie die Nässe des Tisches und die vielen nebenanstehenden leeren Flaschen erkennen ließen, keineswegs spärlich floß.

Dem Bauer war noch kein Weg im Leben so kurz vorgekommen, als der von der Wallfahrtskirche zum Bergwirthshause; noch nie war er in so angenehmer Begleitung gewesen, denn Domini war unerschöpflich in lustigen Schnurren und allerlei unterhaltenden Geschichten. Der Bauer machte ihm Vorwürfe, daß er so lange nicht mehr auf dem Feichtenhofe eingesprochen, und Domini entschuldigte sich hinwider, daß er auf all' seinen Wanderungen nirgends lieber einkehre als dort, daß ihn aber seine Handelschaft lange nicht mehr in jene Gegend geführt, sondern weit hinweg, an Inn und Donau hinab bis tief unter Wien. „Am liebsten," setzte er hinzu, „wär' es mir, wenn ich einmal irgendwo ganz und gar bleiben könnt'; ich hab' das Herumwandern herzlich satt und mein Vater liegt mir auch schon lang' an und will, daß ich mich einmal niedersetzen und auch ein Nest bauen soll. . . . Freilich, an einem solchen Platz, wie der Feichtenhof, da wär' gut Nest bauen!"

Der Bauer verstand nicht gleich, worauf Domini zielte; er wiederholte nur die Einladung, recht oft zu kommen und einzukehren; auf den Feichtenhof komme oft Wochen lang kein fremder Mensch, da höre und wisse man gar nicht, was draußen in der Welt vorgehe, und in der Langeweile sei es gar angenehm, wenn Einer komme, der nicht immer auf einem Fleck gesessen und etwas zu erzählen wisse.

Während dieser Gespräche war das Bergwirthshaus erreicht und auch die erste Flasche zur Feier des glücklichen Zusammentreffens so rasch geleert worden, daß sie sofort zu wirken anfing und die zweite dem Bauer bald den Kopf warm und die Zunge so geläufig machte, wie sie lange nicht gewesen. Domini hatte eben eine so verführerische Schilderung seines Aufenthaltes in Wien vollendet, daß dem erhitzten Alten der Mund wässerte und er sich bis zu dem Wunsche verstieg, mit Domini hinzureisen und sich all' die Herrlichkeiten selbst zu besehn — bis dahin aber solle er auf den Hof zu ihm kommen und bleiben und von seinen Wanderabenteuern erzählen.

„Oho," lachte Domini, „das hört sich wohl recht schön an, hat aber doch einen Haken! Ich bin ein lediger Mensch und wär' nit Euer Gefreundter und nit Euer Dienstbot' . . . das wär' was für die Leut', Eure Tochter mit mir in's Gered' zu bringen!"

„Was frag' ich nach den Leuten!" rief der Bauer, den der Widerspruch reizte. „Ich bin der Herr vom Haus und was mir recht ist, muß Jedem recht sein!"

„Das glaub' ich doch nit so ganz," fuhr Domini listig fort, „ich sorg', der Pfarrer thät Euch ein böses Licht aufstecken . . . aber, wenn Ihr mich gar so gern bei Euch haben wollt, da gäb's ein Mittel, wie ich alleweil bei Euch bleiben könnt' und kein Mensch könnt' was dawider haben . . ."

„Ja — wie wär' denn das?" fragte der Bauer rasch.

„Das errathet Ihr nicht?" rief Domini lachend, indem er ihm das Glas voll schenkte. „Und doch ist es so leicht . . . macht mich zu Eurem Schwiegersohne und kein Gered' und kein Pfarrer kann mich mehr von Euch vertreiben." . . .

Er rief es mit lachender Miene, aber er belauerte jede Regung im Gesichte des Alten; ging dieser nicht darauf ein, so war der Vorschlag nur ein Scherz gewesen, im andern Falle mußte er schnell erfahren, ob und welche Aussicht für seine Pläne bestand.

Der Feichtenbauer war schon so vom Wein erregt, daß der Gedanke, der ihn sonst wohl stutzig gemacht haben würde, nichts Befremdliches für ihn hatte und er ihn als einen willkommenen Ausweg mit Vergnügen ergriff.

„Schwiegersohn!?" rief er und brach ebenfalls in lautes Lachen aus. „Ja, das ist das Rechte! Da fang' ich zwei Mucken mit einem Schlag! Willst mein Mädel wirklich haben, Domini . . . stoß an und schlag' ein . . . Du sollst mein Schwiegersohn werden. . . . Ich hab' mir's ja gleich gedacht, das hat was Besonderes zu bedeuten, weil Du mir so merkwürdig begegnet bist!"

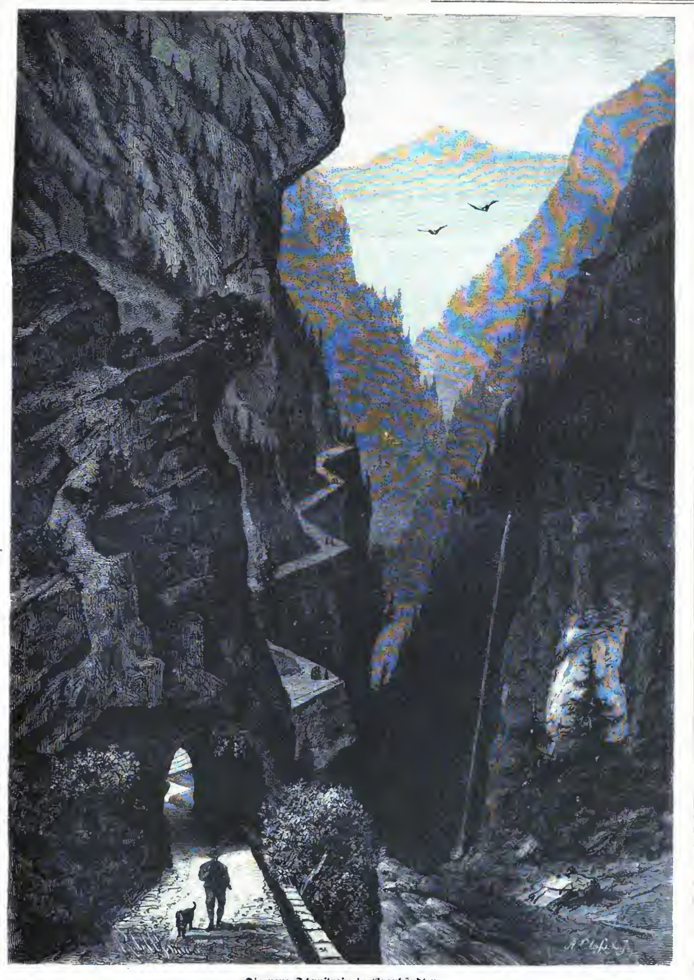
„Ein Mann ein Wort!" sagte Domini und schlug hastig ein. „Aber red' nit so laut — es braucht's Niemand zu wissen vor der Zeit." . . .

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Alpenstraße.

Meine diesjährige Reise nach Italien führte mich auch nach dem alten Thusis, dem schönsten Marktflecken Graubündtens, der einige Meilen südlich von Chur, der Hauptstadt des Cantons Graubündten, in dem weiten, durch seine Schönheit weltberühmten Domleschgerthal und vor dem Eingang in die ebenso vielgenannte Via mala liegt. Schon in Chur hatte mir die hübsche Wirthstochter von der neuen Schynstraße erzählt und mich aufgefordert, den Besuch derselben doch ja nicht zu unterlassen. Ich versprach's ihr mit der Bemerkung, daß ich in der Gartenlaube davon erzählen wolle.

Diese neue Straße durch den alten Schynpaß folgt dem Laufe der Albula, eines Alpenstroms, der Thusis gegenüber sich in den



Die neue Schynstraße in Graubündten.
Nach der Natur aufgenommen von R. Aßmus.

Hinterrhein stürzt; sie stellt eine kürzere Verbindung von diesem Theil der Splügenstraße zunächst mit der über den Julier führenden Oberhalbsteinerstraße und weiter mit dem Engadin her und hat deshalb für Reisen und Verkehr nicht geringen Nutzen, abgesehen von ihrer strategischen Bedeutung und ihrer malerischen Ausbeute.

In Thusis angekommen erkundigte ich mich sogleich bei dem Besitzer des Hôtels zur „Via mala“, wie ich die Tour auf der neuen Schynstraße am zweckmäßigsten ausführen könne, da ich schon unterwegs gehört, daß die Straße durch den lang dauernden Regen beschädigt worden sei. Er schlug mir vor, einen Einspänner zu nehmen und die schlechtesten Strecken zu Fuß zurückzulegen.

Freundlich sah der Himmel allerdings nicht aus. Die dem Hôtel gerade gegenüberliegende Ruine Hohen-Rhätien, welche sonst von ihrem Felsenthrone hinab in's Domleschgerthal und in die Schlucht der Via mala schaut, steckte hinter Wolken, und von der langen Contour des Heinzenberges waren ebenfalls nur Fragmente zu erblicken. Ich mußte es aber wagen, und so trug mich denn das leichte Wägelchen munter in die graue Luft hinein, über die breite Brücke weg, welche sich über den schmutzigen Nolla-Bach spannt, den bei Hochgewittern so sehr gefürchteten wilden Gesellen, welcher rechts vom Heinzenberg über seine Felstrümmer herunterdonnert. Tiefer im Thale wand sich der Hinterrhein durch sein versandetes Bett mühsam zwischen Steingeröll hindurch, nachdem seine Fluthen die dunkeln Felswände der Via mala tief unten in enger Schlucht brausend gewaschen hatten. Endlich bogen wir in das Thal der Albula hinein, und hier grüßte uns zunächst aus dunklem Grün die malerische Ruine Ehrenfels hinab, dann kamen an der Mündung des Thales und des Schynpasses die auf einem engen Flecken Erde zusammengedrängten Häuser von Sils, über deren Schindeldächern die beiden Kirchthürme des protestantischen Dörfchens emporragen. Fromm müssen dort die Leute sein. In solch' engem Orte zwei Kirchen! Sehr freundlich sahen die Häuschen aus, jedes würde eine prächtige Studie für die Mappe eines Malers liefern.

Gleich hinter Sils beginnt die eigentliche Schynstraße. Sie steigt von nun an fortwährend bis Alvaschein und windet sich in ökonomischer Schmalheit an dem linken Felsenufer der Albula empor. Tannenwald, der kolossale moosbewachsene Steintrümmer beschattet, bildet den nächstliegenden Schmuck der Straße, während das andere Ufer von der jähen Felsenwand gebildet wird, in der sich der schauerliche alte Schynpaß befindet.

Ein großartiges Panorama liegt vor unseren Augen ausgebreitet. Rückwärts das Domleschgerthal mit seinen weiten grünen Fluren, welche der Hinterrhein durchströmt, in der Mitte auf einer Anhöhe Burg Baldenstein, und dahinter der langgestreckte hohe Heinzenberg. Während hier das Gottesauge der Natur freundlich lächelt, tritt das Albulathal uns um so düsterer entgegen. Großartig wie die berühmten Partieen in der Via mala bauen sich die Felsenwände eng hinauf. Ist die Via mala noch wilder im Ausdruck, so erscheint uns die Schynstraße im Albulathale malerischer. Das dunkle Grün der Tannen, welche oft dicht geschaart einen an den Felsenwänden sich hinabsenkenden Wald bilden, mildert den rauhen Eindruck der gewaltigen Steincoulissen. Je weiter wir die Straße passiren, um so interessanter zeigt sich die Landschaft. Felsentunnel mit Galerien öffnen sich uns. Unendlich stille und verlassen ist noch die neugeborene Straße: nur vor uns ist eine Schaar Arbeiter beschäftigt, die Bergbäche einzudämmen, die herabgesprengten Felsen in die Albula zu stürzen, Baumriesen fortzufahren und die Straße zu planiren. Wetter gebräunte Gesichter haben die Leute und einige unter ihnen fallen durch ein recht italienisch-vagabundenmäßiges Aussehen auf. Die Leute leben sparsam und schlecht: Polenta, Brod und Käse, Käse, Brod und Polenta. Als Nachtlager dienen ihnen schlechte Holzbaracken, eng und klein, in denen der Wind seine Weisen spielt. Und doch sahen die Leute zufrieden aus!

Der Kutscher stieg von meinem Wagen ab und machte ein Gesicht dabei, als wolle er mich auffordern, ebenfalls auszusteigen. Als ich ihn fragte, ob ich dies thun solle, nickte er mit dem Kopfe, wobei er gleichzeitig eine Pantomime mit der Hand machte, die ganz unzweifelhaft das Umwerfen des Wagens verdeutlichen sollte. Wir waren an einer Stelle der Straße angelangt, wo die Hälfte derselben vom Regen und einem Gebirgsbach heruntergeschwemmt war. Ich stieg aus, der Kutscher nahm das Pferd am Zügel, die Straßenarbeiter den Wagen auf die Schultern und — so wurde die Stelle, welche durch den Regen und den Bach beinahe bodenlos geworden, passirt.

Hinter dem sechsten Tunnel sahen wir drüben auf dem Plateau der Felsenwand in schwindelnder Höhe Ober-Vatz liegen, in dessen Nähe sich der Galgenhügel, die Richtstätte der alten Bündtner befindet, und kamen dann an dem einzigen Wirthshaus der Straße vorüber, zum „Paß mal“, dessen weiß getünchte Wände sonnig aus der dunkeln Landschaft glänzten. In ihm leben Wirth und Wirthin mit einem alten Mütterchen ganz allein in der Bergeinsamkeit — in dem endlosen Winter jedenfalls ein trauriger, vielleicht auch gewagter Aufenthalt.

Die außerordentlich malerischen Bilder der Schynstraße gewinnen an Interesse, je mehr man sich der Solisbrücke nähert, welche sich in kühnem Bogen tausenddreihundertachtundsechszig Fuß über dem Wasserspiegel der Albula spannt. Felsentstürzte Bäche stieben von den steilen Wänden hinab und tränken Tannen und Moos. Aus der dunkeln Schlucht schimmert das saftige Grün der schmalen Ufer herauf, welche wohl noch nie der Fuß eines Menschen betrat. Die Straße schlängelt sich, hie und da einen Tunnel durchbrechend, in kühnem Zickzack empor und die hohen Waldcoulissen schließt im Hintergrunde der Heinzenberg ab. —

Der Plan der Schynstraße ist vom Cantons-Oberingenieur Salis in Chur entworfen, der Bau wurde im Mai 1868 begonnen, und die Arbeiten, wie bei den meisten Straßenbauten der Schweiz, im Accord vergeben. Angeregt durch den Wunsch der eidgenössischen Regierung eine Militärstraße, wie unter anderen der Fluela-Paß, die Ober-Alp-Straße, erbaut zu sehen, welche Graubündten mit dem Engadin verbinde, nahm die Cantons-Regierung den Gedanken auf und brachte ihn zur Ausführung. Die Länge der Straße beträgt drei Schweizer Wegstunden sechzehntausend Fuß, und die Baukosten belaufen sich auf über vierhundertfünfzigtausend Franken. Obschon die eidgenössische Regierung einen Theil der Kosten in Betracht der strategischen Vortheile der Straße übernahm, so lag die Hauptsumme doch auf den Schultern der Cantons-Regierung. Für Thusis war der Bau der Straße eine Lebensfrage, und deshalb willigte es in die Anforderung freudig ein, nicht blos das nöthige Holz und anderes Material auf seine Kosten herbeizuschaffen, sondern es übernahm auch die Expropriation für die ganze Strecke von Thusis bis zur Solisbrücke. Man vermuthet, daß Chur als Bezugsquelle durch diese Straße im gleichen Verhältnisse verlieren, als Thusis gewinnen werde, weil das letztere dem Engadin bedeutend näher als jenes liegt.

Die Schweizer sind berühmte Straßenbauer. Wir staunen mit Recht über die Kühnheit des Straßenbaues, wenn wir durch das lange Urserenthal bis zur Höhe von siebentausendfünfhundert Fuß auf die Furka mit der Post fahren und dann im wilden Carrière dicht am Rhonegletscher vorbei die Pferde mit uns hinabeilen. Splügen, Bernardin, St. Gotthard sind würdige Pendants zur Furka-Straße. Die Schweiz hat eine neue Straße mehr, wünschen wir ihr Glück dazu!

Die Schynstraße sollte Ende Juni dieses Jahres vollendet sein. Durch die große Ueberschwemmung des vorigen Jahres wurde aber ein erheblicher Theil der Fundamente wieder zerstört — die Fundamente am Paß mal mußten mehrere Male gebaut werden — Brücken wurden hinabgerissen u. dgl. m. Als ich im August dieses Jahres die Schynstraße besuchte, sagte man mir, daß dieselbe in wenigen Wochen dem Verkehr übergeben werden würde, ohne Zweifel wird sie gegenwärtig allgemein befahren. —

Es war spät, als ich nach Thusis zurückfuhr. Die dunkeln Schatten des Abends waren im Thale eingekehrt, Tannenhain und Felsen sahen finster drein, nur die Albula stürzte unten in jugendlicher Frische munter über das wilde Steingeröll hinweg. Der Kutscher sprach in einem Athem von Hinabstürzen des Wagens und Trinkgeld, und recht froh war ich, als wir vor dem Hôtel zur Via mala anlangten, dessen Wirth Berlepsch in seinem Schweizerhandbuche mit vollem Rechte als „ungemein gefällig“ bezeichnet. Derselbe war mir nicht nur „ungemein gefällig“, sondern auch „wundermild“. Dafür, sowie für die Notizen, welche ich von ihm in Betreff der Schynstraße erhalten habe, bin ich ihm dankbar. Wir laden unsere Leser ein die neue Schynstraße zu besuchen und im „Hôtel zur Via mala“ zu übernachten. Die Gartenlaube finden sie unten im Lesezimmer.

R. R.

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf Gottschall.

I.

Wie beneide ich Sie, Madame, um Ihre naturfrische Einsamkeit am Strande der Ostsee, um den weiten Blick in die dämmernde Meeresferne, um die wechselnden Bilder, welche bald die endlos gedehnte, ruhige Spiegelfläche der See, bald ihr stürmischer Wogenschlag, in der mannigfachen Beleuchtung der Morgen- und Abendröthen, der sternenhellen Nächte und des flammenden Wettergewölks dem Auge darbieten! Und dabei liegt Ihr Schloß, wenn auch gebaut auf dem Strandhügel, der das Meer beherrscht, doch so traulich gebettet im Schatten der Eichen des alten heidnischen Donnergottes, ist so freundlich umrankt von Epheu und wilden Weinreben, wendet rückwärts den Blick mit so heimlichem Genügen auf die gepflegten Baum- und Blumengruppen des weiten Parkes, daß sich für ein dichterisches Gemüth kein schöneres Asyl denken läßt und daß es keinem Poeten zu verargen ist, der sich hier Hütten bauen wollte!

Ruhe — Einsamkeit! Es sind ja unersetzliche Güter für den Dichter in dieser Zeit des Schnellpressendrucks, der auf der ganzen Menschheit lastet! Wo soll die eigene Seele Genüge finden unter diesen Bergen von Maculatur, welche die rastlose Production um uns anhäuft?

Sie sind glücklich; Sie haben Ihre Blumen und Ihre Classiker und kümmern sich nicht um den schaumspritzenden Wogenschlag der Tagesliteratur. Nicht gestört von der Unruhe des Werdenden, erfreuen Sie sich des sichern Besitzes, den die anerkannten großen Dichter unserer Nation hinterlassen haben. In jenem reizenden Cabinet, welches Blumen, Bilder und Bücher mit seelenvoller Harmonie erfüllen, während der Blick durch das Bogenfenster auf die weitrauschende See das geistige Stillleben vor engherziger Beschränktheit sichert, schlagen Sie Ihren Schiller und Goethe auf, wenn Sie der Sprache der Dichtkunst lauschen, wenn Sie Sinn und Herz emporranken wollen an jenen unsterblichen Meisterwerken, welche noch vielen Geschlechtern zum Segen gereichen werden. Was Sie sinnen und träumen über das Menschenleben und das Weltgeheimniß, finden Sie hier in mustergültiger Weise ein- für allemal ausgesprochen. Was bleibt da den Spätergebornen übrig, als nachzustammeln, was jene bereits in begeisterten Orakelsprüchen der Welt verkündet haben? Sie können es sich nicht vorstellen, daß die Literatur der Gegenwart eine andere Aufgabe hat als die Aehrenlese auf den Feldern, die unsere Classiker abgeerntet haben.

Und doch dringt, wie fernes Wogenrauschen, ein Echo der neuen literarischen Bewegung auch in Ihre Einsamkeit; doch hören Sie bei zufälliger gesellschaftlicher Berührung diesen oder jenen Namen mit einer Pietät und Begeisterung nennen, die Sie befremden, ja erzürnen muß, denn solche Huldigungen, dargebracht einem jüngeren Geschlecht, erscheinen Ihnen wie ein an unseren Classikern verübter Raub.

So wenden Sie sich an mich mit der Frage, was es mit dieser neuern Literatur für eine Bewandtniß habe? Es ist kaum Wißbegierde, die Sie diese Frage thun läßt; es ist der kleine weibliche Dämon der Neugierde, der Sie aus Ihrem ruhigen Behagen aufstört. Sie werden meine Antwort auf Ihre Frage mit ungläubigem Kopfschütteln vernehmen; denn Sie sind von vornherein gewaffnet gegen jede Anerkennung neuer Dichtwerke. Doch erfahren möchten Sie gern, welche Zwerge in den Harnisch unserer geistigen Riesen zu schlüpfen wagen!

Und doch hat Niemand mehr Grund, sich über den endlosen Faden, den unsere Literatur fortspinnt, zu ärgern, als der unglückliche Kritiker, der sich vor der Sündfluth der alljährlich erscheinenden Romane kaum zu retten weiß, der unter den Rosen der Lyrik verschüttet wird wie die Opfer des römischen Tyrannen Heliogabalus, welchem der Schattentanz der unaufgeführten Buchdramen, dieser nach Leben dürstenden Gespenster, alle Sinne verwirrt. Dann stürmen noch die Denker auf ihn ein mit ihren neuen Systemen, die Geschichtschreiber, welche ihm den Staub aus alten Archiven in's Gesicht fegen, und vor Allem die Literarhistoriker, welche aus den Papierkörben unserer Classiker einen großen Papierdrachen zusammenstückeln und in die Luft steigen lassen, welche aber für die Dichter der Gegenwart nur ein verächtliches Achselzucken übrig haben, ganz wie Sie, Madame!

Sie haben lebhafte Phantasie und warmes Gefühl! Sie können sich hineinversetzen in die Stimmung eines Kritikers, dem diese dicken Bände, diese gespenstigen Lettern, diese durch die Magie der Druckerschwärze in's Leben gezauberten Geister den freien Blick in die Welt versperren, so daß er mit Faust ausrufen möchte:

> Statt der lebendigen Natur,
> Wo Gott die Menschen schuf hinein,
> Umgiebt in Staub und Moder nur
> Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Gern möchte er diesen Geisterspuk vergessen — ein Blick auf Ihre Blumen, in Ihre Augen, ein Blick auf das weite Meer — und er würde genesen; er würde glauben lernen an ein frisches Leben, das nichts mit Tinte und Druckerschwärze, nichts mit der Druck- und Buchbinderpresse zu thun hat, während ihm jetzt, bei der unheimlichen Verdüsterung durch die aufgestapelten Büchermassen, die ganze Welt oft wie Maculatur erscheint, die man einzustampfen vergessen hat.

Gleichwohl, Madame, theile ich nicht Ihre Geringschätzung der neuen Talente unserer Literatur, eine Geringschätzung, die bei Ihnen nur aus Vorurtheil oder Unkenntniß hervorgeht; ich habe unter den Erzeugnissen der letzten Jahrzehnte des Guten und Trefflichen so viel gefunden, so viele lichte Intervalle in dem Wahnsinn einer unberufenen Production, daß ich selbst mein Unbehagen, meinen Unwillen über die rastlose kritische Arbeit, den Augiasstall zu räumen, vergaß über der Hingabe an das Gelungene, an das Schöne, das unserer Zeit nicht fremd ist; daß ich erkannte, es sei thöricht, der Entwickelung eines Volkes Grenzen setzen zu wollen, gegen die Talente, die Genien der Zukunft, die aus unerschöpflichem Füllhorn neue Blüthen und Früchte in den Schooß der Nationen streuen, von vornherein eine Quarantaine zu errichten. Auch in unserer classischen Blüthenzeit hat nicht jedes Jahr ein unsterbliches Gedankenwerk gezeitigt — wie sollten wir von jedem Jahrgang der Gegenwart ein geistiges Erzeugniß verlangen, das sie zu überleben vermöchte? Erfreuen wir uns des Gelungenen und überlassen wir der Zukunft die vergleichende Werthschätzung der modernen und der classischen Dichter. Das Schaffen der ersteren ist noch nicht abgeschlossen, und auch den letzteren stehen wir noch zu nah, um ihre Größe messen zu können.

Von diesem Standpunkte aus bin ich gern bereit, Ihnen über die neuen Erscheinungen unserer Literatur hin und wieder Bericht zu erstatten, Sie hinzuweisen auf das Bedeutende, das auch in diesem verkehrten Zeitalter der materiellen Interessen eine geistige Blüthe ankündigt, aber auch auf das Verfehlte, auf die mannigfachen Verirrungen unserer Dichtung, welche zum Theil sich des Beifalls der Zeitgenossen erfreuen. Denn wenn ich auch unsere Literatur nicht in Bezug auf die ursprüngliche, überwuchernde Schöpfungskraft mit einem Urwald vergleichen will, so hat sie doch manche bedenkliche Aehnlichkeit mit der genialen Pflanzendichtung der tropischen Natur, namentlich was die in allen Farben spielende Buntheit der Blüthen und die zahllosen Schlinggewächse betrifft, welche sich um die festen Stämme ranken.

Vielleicht, Madame, gelingt es mir, Sie zu belehren und Ihnen Theilnahme einzuflößen für das Geschlecht nachstrebender Dichter, während Sie jetzt blos Mitleid mit den Poetlein hegen, die sich auf die Zehen stellen, um unsern großen Dichtern über die Achsel sehen zu können. Besser noch würde es mir gelingen bei mündlichem Gespräch, Aug' in Auge: ich würde den Trotz beschwören, der Ihre Lippen kräuselt, denn dazu genügt oft ein „geflügeltes Wort". Die geflügelten Worte aber lassen sich nicht commandiren, sie sind Funken der Begeisterung und des Witzes, welche nur in der Atmosphäre des frischen Lebens, des Geistes, der Schönheit entstehen. Freilich, es giebt erkältende Schönheiten, gefrorene Gesichter, denen gegenüber auch der Geist gefriert. Doch in Ihrer Nähe, Madame, ist Alles Licht und Leben und selbst der beschränkteste, der altgraueste geistige Horizont würde versuchen zu

wetterleuchten. Ich würde Ihnen verlesen aus den Werken unserer neuen Schriftsteller und Dichter, und ich bin überzeugt, bei jenem feinen Sinn für das Schöne, der Ihnen eigen ist und der sich, wie die verkehrten Urtheile unserer Literarhistoriker beweisen, durch keine Gelehrsamkeit ersetzen läßt, würden Sie, wie die mit der Wünschelruthe bewaffnete Hellseherin die Erzadern und Wasserquellen, das Talent herausfühlen und mit jenem plötzlichen Aufleuchten Ihres schönen Auges, das Ihnen so reizend steht, ausrufen: „Fürwahr, das ist ein Dichter!"

Doch auch aus der Ferne hoff' ich noch, Ihnen hier und dort für mein Lob eine freundliche Zustimmung abzuschmeicheln; ich hoffe dies, weil wir Beide auf dem gemeinsamen Boden derselben ästhetischen Bildung stehen, auf jenem Boden, in welchem unsere großen Dichter wurzeln. Und so verwerfe ich alle Poesie, die nichts ist als Formenspielerei, in der kein großes Herz pulsirt, die keinen großen Geist verräth. Und eingedenk eines Schiller, Goethe, Shakespeare und Jean Paul verlange ich, daß die Dichter Tiefe der Weltanschauung und weltumfassende Bildung besitzen, und schätze die Poeten gering, die, über ihren Stickrahmen gebeugt, nach den schönsten Modellen die sauberste Arbeit liefern, daß alle Farben harmonisch geordnet sind und kein grobes Fädchen und Fäserchen den Eindruck des musterhaften Wollbildes stört. Dergleichen Gaben für die Weihnachtsausstellungen des Buchhandels sind keine Geschenke von dauerndem Werth für die Nation. Auch wissen Sie zu gut, Madame, wie es mit diesen Stickereien aussieht. Man bekommt sie zur Hälfte fertig in den Modeläden und braucht sich nicht allzusehr mit der feinen Nadelarbeit zu ermüden.

Ebenso wie ich diese Miniaturpoeten verwerfe, welche da glauben, man könne dichten ohne Geist, und Vernunft und Wissenschaft nach Kräften verachten, welche da meinen, die Poesie müsse auf dem Feenwägelchen der Shakespeare'schen „Königin Mab" einherfahren, mit einem Geschirr aus feinem Spinngewebe und mit Zügeln aus des Mondes feuchtem Strahl und es gereiche ihr zum Verderben, wie jenem Phaëthon, den Sonnenwagen des Geistes lenken zu wollen: ebenso verwerfe ich jene nüchternen Photographen des alltäglichen Lebens, die ihren literarischen Schaukasten mit wenig retouchirten Bildern aus ihrer unmittelbarsten Umgebung füllen und sich für große Menschendarsteller halten, weil sie ihren Vettern und Muhmen abgesehen haben, wie sie sich räuspern und spucken, und so Bescheid wissen in jedem Handwerk und Gewerbe, daß die Dachdecker und Maschinenbauer sie aus Versehen für Ihresgleichen halten könnten.

Nein, Madame, Begeisterung gehört zum Dichten, wie zu jedem Schaffen. Wenn unsere Dichter aufhören, große Geister zu sein, so bilden eben zwölf von ihnen ein Dutzend und man kauft sie dutzendweise, wie die Leipziger Lerchen, bei denen man auch nicht nach ihrem Gesang fragt und wie hoch sie in den Himmel steigen.

Darin sind wir einig, Madame! Unsere Classiker, die Sie verehren wie ich, waren große Dichter und nur diejenigen der Neuzeit, die auf ihren Wegen wandeln, verdienen unsere Theilnahme.

So mögen meine Briefe Sie aufsuchen in der duftigen Laube, die auf einem Felsvorsprung aufgebaut ist in's Meer, dort an jenem heimlichen Plätzchen, das die untergehende Sonne mit besonderer Liebe begrüßt und von dem aus Sie, durch die Ranken des Laubgitters, die Aussicht genießen auf die unendliche See, die seit den Zeiten des Altvaters Homer so viel Poeten begeistert hat.

Und ist nicht auch die Ostsee, welche unsere großen Dichter nie gesehn haben, voll Poesie, das Meer der Vikinger, aus dessen Tiefen die Glocken versunkener Städte läuten, dies Meer mit seinen Bernsteinnixen, die statt der grünen Schilfkränze die versteinerten Thränen der überflutheten Wälder der Vorzeit im Haar tragen und mit dem gelbleuchtenden Geschmeide Hals und Arme schmücken?

Unsere neueren Dichter sind minder undankbar gegen die Reize des bernsteinreichen baltischen Meeres. Zwar Heinrich Heine besang nur die Nordsee und ihre kecken Nomaden in seinen großartigen Seebildern; zwischen Hamburg und Helgoland hört er den Wundervogel Phönix singen und die Okeaniden und kaut verdrießlich den alten Hering, während die hochgehende Fluth das Schiff schaukelt. Doch unsere neuen Novellisten und Romandichter lassen sich oft an den Gestaden der Ostsee nieder und haben auf ihrer Palette alle Farben für die Seebilder, die das baltische Meer verlangt, mag es an Rügens Kreideküsten branden oder an die sturmverwehten Sandhügel der ostpreußischen Nehrungen. Da ist vor Allen ein begabter Novellist Edmund Hoefer, ein Sohn der alten Universitätsstadt Greifswald, der an den Ostseestrand seine geheimnißvollen Schlösser hinbaut, der uns oft auf der Barke oder im Meeresschiff über die baltischen Fluthen führt, der uns die hanseatischen Städte am Strand mit ihren Thürmen und Giebeln so traulich aufbaut, daß wir uns bald heimisch fühlen in ihren Patricierhäusern, in ihrem Handel und Wandel, in ihrer Gegenwart und Vergangenheit. Und dabei liebt er es, jene Charaktere zu schildern, deren Gediegenheit zur Starrheit wird, Charaktere vom knorrigen Wuchs der Strandeichen.

Doch wenn Sie Ihr heimathliches Meer, die Ostsee, in Frieden und Sturm, in allem Wechsel der Beleuchtung, und im engen Zusammenhang mit dem Geschick der Menschen geschildert sehen wollen, so müssen Sie Friedrich Spielhagen's neuesten Roman „Hammer und Amboß" (fünf Bände) aufschlagen; es wird Ihnen aus demselben ein frischer Hauch vom Meere entgegenwehn! Wie belebt ist die See von Dampfern und Schiffen jeder Art! Hier macht der junge Held als Primaner eine Vergnügungsfahrt auf dem Meere, dort hemmt der gereiftere Mann mit festem Entschluß den Zusammenstoß zweier Dampfer, dort segeln die Schmugglerschiffe zur Nachtzeit an den Strand der Insel, wo das Schloß eines Edelmanns ihren Waaren eine geheime Freistatt bietet. Ja, es ist ein alter Vikinger, dieser wilde Zehren, der nur sein Jahrhundert verfehlt hat; er treibt die Schmuggelei nach dem alten Rechte der Herren von Zehren, das für ihn noch fortbesteht; denn alle Schiffe, die durch den Sund fuhren, zwischen der Insel und dem Festland, mußten vor alten Zeiten dem Schlosse Tribut zahlen. Sie werden die Schilderung dieses alten, verfallenen Schlosses, wo man den besten Wein trinkt und die besten Cigarren raucht, mit Interesse lesen; denn das wilde Treiben der schmuggelnden Gutsbesitzer auf der Insel bei Jagd und Spiel ist mit lebendigen Farben geschildert, die Tochter des wilden Zehren, die zigeunerhafte Constanze, das tiefbrünette Mädchen mit dem wundervollsten Ebenmaß der Glieder, verstrickt in den geheimen Liebeshandel mit einem benachbarten Fürsten, paßt in die romantische Wirthschaft der vornehmen Strandpiraten, und die Katastrophe selbst, das Einschreiten der gesetzlichen Macht gegen die Schmuggler, der gewaltsame Tod des wilden Zehren, ist spannend erzählt und farbenreich ausgemalt.

Freilich werden Sie nicht ohne Grund fragen, ob irgend eine Lebenswirklichkeit diesen hochromantischen Ereignissen entspricht und wo man heutigen Tags die Pächter mit ehrwürdigen Wappen und Stammbaum zu suchen hat? Doch man muß der Erfindung der Romandichter etwas zu gute halten und nicht nach den Hausnummern und Reisepässen ihrer Helden fragen. Das freizügige Abenteuer, das sich polizeilich nicht einfangen läßt, braucht im Roman keine andere Legitimation, als den Reiz der Phantasie und die logische Möglichkeit.

Eins der großartigsten Seebilder finden Sie im weiteren Verlauf des Romans; die sturmempörte Ostsee, deren Donner die Mauern eines Zuchthauses erschüttert, droht einen schmalen Wall zu überfluthen, den die Zuchthaussträflinge mit opfermuthiger Begeisterung unter der Leitung ihres Directors schützen. Diese Schilderung ist prachtvoll; es ist ein Achenbach'sches Marinebild.

Sie wundern sich über die Rolle, welche der Dichter hier den Zuchthaussträflingen zuertheilt? Ein großer Theil des Romans spielt in der That im Zuchthause, wo von den Lippen des Directors das Evangelium der Humanität ertönt. Das sind solche schneidende Contraste, wie sie die neuen Schriftsteller lieben. Der Held des Romans, ein Primaner, der schulflüchtig, von seinem Vater verstoßen, in die Hände des wilden Zehren geräth, wird bei der Katastrophe, die das Schmuggelhandwerk ereilt, mitgefangen und zur Zuchthausstrafe verurtheilt, die er unter sehr gemilderten Umständen als Schützling des Directors und seiner Tochter verbüßt. Später finden wir ihn in einer Maschinenfabrik als tüchtigen Arbeiter, bis er sich zum Leiter und zuletzt zum Besitzer derselben aufschwingt. Ein Kleeblatt weiblicher Gestalten, die wilde Constanze, die stolze Hermine, die sanfte Paula, begleitet den Helden auf seinen Lebenswegen und erregt seine wechselnde Neigung. Hermine wird seine erste Gattin, sie stirbt zur rechten Zeit, um der Entwicklung des Helden nicht im Wege zu sein; denn nur Paula kann sie zu harmonischer Vollendung führen. Und es kostet einem Dichter ja blos einen Federstrich, um den Mißgriff seines Helden zu verbessern!

Digitized by Google

Sie werden aus dieser Inhaltsangabe kaum ersehn, worin der fesselnde Reiz des Romans liegt; eine Menge zum Theil ergötzlicher Nebencharaktere, wie der Commercienrath und die Gouvernante Fräulein Duff, die Vorzüge des Styls, die Fülle geistreicher Gedanken, die durch das ganze Werk zerstreut sind, üben mit und neben den Abenteuern des Helden die größte Anziehungskraft aus.

Doch wo ist Hammer und Amboß? — werden Sie fragen. Ueberall und nirgends. Wir müssen nur mit den Augen des Dichters sehn. Unsere Zeit mit ihren Zuchthäusern und Fabrikwerkstätten erscheint hier noch als eine barbarische. Ueberall das kaum versteckte Verhältniß zwischen Herr und Knecht, überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß. Doch es giebt ein Drittes, welches diese Wahl ausschließt. Der Held selbst zeigt den Weg, indem er die Arbeiter seiner Fabrik am Schluß zu Theilhabern derselben macht, nach Verhältniß ihrer Kräfte, ihres Verdienstes, ihrer Mittel.

Ich errathe Ihre Gedanken, Madame! Sie meinen, Hammer und Amboß sind so alt wie die Welt und werden mit ihr älter werden. Doch wer hat mehr Recht, an eine schöne Zukunft zu glauben, als die Dichter? und dichterische Naturen wie Sie werden den Glauben an den endlichen Sieg der Humanität nicht verdammen!

Der Wunderthäter in Boehle.

Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Aberglaubens.

In Westphalen, etwa eine Stunde von Hagen entfernt, liegt das Dörfchen Boehle, eine katholische Ortschaft inmitten einer vorwiegend protestantischen Bevölkerung. Von den Höhen der umliegenden Berge schauen die Ruinen von Hohensyburg und Vollmarstein, die Monumente von „Stein“ und „Vincke“ hernieder; ein fruchtbarer Boden liefert dem Landmann reichen Ertrag, und ringsumher ertönt das Klappern der Hämmer, „wo der Märker Eisen reckt“. Boehle selbst zeichnet sich durch nichts vor ähnlichen Dörfern aus; kein alterthümliches Gebäude erweckt in uns romantische Gedanken, keine hervorragende Naturschönheit hält uns gefesselt. Dennoch hat dieses kleine Dörfchen seit Jahren im Geruche der Heiligkeit gestanden; von den benachbarten Städten Hagen, Herdecke, Schwerdte ꝛc. pilgerten seit langer Zeit am Frohnleichnamstage große Processionen zur Boehler Kirche, freilich winzig und unbedeutend gegenüber den Wallfahrten, die seit länger denn Jahresfrist zum wunderthätigen Pfarrer in Boehle angestellt werden.

Pfarrer Hecking.

Diese Kranken-Karawanen zeigen sich fast täglich; die Frühzüge der Bergisch-Märkischen Eisenbahn bieten mitunter ein wahrhaft widerwärtiges Bild, und an den Bahnhöfen der Stationen Herdecke, Westhofen, Cabel und Hagen sieht man eine Musterkarte menschlichen Gebrechens und Elends. Irrsinnige Männer und Weiber, Epileptische, Schwindsüchtige im letzten Stadium ihrer Krankheit, Krebsleidende, Gichtbrüchige und Verwachsene werden in die Wartesäle geschleppt; der Zudrang wurde an den Bahnhöfen zu Herdecke und Westhofen so groß, daß die Bahn-Direction zur Aufnahme der Kranken neben den Stationsgebäuden besondere Localitäten errichten mußte. Von diesen Orten aus wird durch Omnibusse, Droschken und Leiterwagen die Beförderung der Leidenden nach Boehle vermittelt, und sehr oft ist der Zusammenfluß von Hülfesuchenden so stark, daß die Verkehrsmittel nicht ausreichen und manche Kranke genöthigt sind, auf der Streu in Bauernhäusern zu übernachten. Häufig sind fünf- bis sechshundert Personen an einem Tage in der Boehler Kirche, um sich durch Gebet und Händeauflegen des alten Pfarrers Hecking Genesung zu verschaffen.

Das stärkste Contingent lieferte anfänglich das Münsterland, die Heimath jenes Volksstammes, der bekanntlich dem Aberglauben wie kein zweiter in Deutschland ergeben ist, während jetzt die Holländer, Ostfriesen und die Bewohner des Niederrheins hauptsächlich die Wanderschaft zu dem neuen „Schäfer von Nieder-Empt“ unternehmen. Die Witzblätter „Kladderadatsch“, „Funken“ und „Wespen“ ließen es an Spott und Satire nicht fehlen; die Gesellschaft „Ulk“ in dem benachbarten Haspe arrangirte zur Nachfeier der Hasper Kirmeß einen imposanten Festzug, um in Boehle den verhärteten Katzenjammer wegbeten zu lassen, aber bis heute florirt noch ungehindert der Curirschwindel des alten Pfarrers. Und wären es nur Leute aus den niedrigsten Volksschichten, arme Menschen mit vernachlässigter Jugendbildung und Erziehung, die dort Hülfe suchen! Bilden diese auch gemeinschaftlich mit Bauersleuten die Mehrzahl der Wundergläubigen, so knieen doch vor dem Boehler Altar auch Personen aus den ersten Ständen, Grafen und Freiherren, Männer und Frauen aus den reichsten Familien; Protestanten und Juden bitten neben den Kindern der alleinseligmachenden Kirche um den Segen des Wunderthäters. —

Die Gartenlaube bringt heute das Portrait dieses wunderlichen Heiligen. Pfarrer Wilhelm Hecking ist zu Nieder-Wenigern in Westphalen geboren und jetzt siebenzig Jahre alt. Seit vierunddreißig Jahren bekleidet er die Stelle des katholischen Pfarrers in Boehle, nachdem er zuvor in Altena an der Lenne Caplan gewesen. Sein Ruf als Wunderdoctor datirt seit etwa zehn Jahren; man brachte damals einen vom Veitstanze befallenen Knaben aus Voerde zu ihm, und die Nachricht verbreitete sich, daß das Kind durch Händeauflegen und Gebet Genesung gefunden habe. Es ist eine von den Aerzten selbst anerkannte Thatsache, daß heftige Gemüths-Eindrücke oftmals bei sogenannten Nerven-Krankheiten, bei Hysterie und ähnlichen Uebeln Heilung herbeiführen, und so mag denn auch wohl die Erzählung von der Wiederherstellung des Voerder Kindes auf Wahrheit beruhen.

In den nächsten Jahren blühte indessen die Kunst des Pfarrers Hecking wie ein Veilchen im Verborgenen; je dann und wann wurde freilich ein Nervenkranker zum Boehler Pfarrer gebracht, aber Boehle konnte noch keineswegs die Concurrenz mit dem westphälischen Oertchen Breckerfeld aushalten, wo ein altes Weib durch Speckausbraten seit Jahren den Grund aller menschlichen Leiden errieth und durch Thee aus mancherlei Wurzeln und Kräutern angeblich noch Hülfe schaffte, wenn alle Kunst der Aerzte nicht mehr fruchten wollte. Hätte sich jene Genossin des seligen Schuster Lampe zu Goslar rechtzeitig, wie der Boehler Pfarrer, auf's Beten und Segnen gelegt, so könnten jetzt die Breckerfelder Wirthe ebenso vergnügte Gesichter machen wie die Besitzer der Gasthäuser in dem neuen Zion bei Hagen. Die alte Speckbraterin hat indessen ihre Zeit nicht begriffen, und schwerlich wird sie je den Tag erleben, an welchem sie über fünfhundert Thaler von Kranken entgegen nimmt, wie das der Boehler Pfarrer wiederholt gethan. Keineswegs wollen wir jedoch behaupten, daß der Pfarrer Hecking aus Gewinnsucht die Krankenheilung unternommen habe; wir haben die genauesten Erkundigungen über ihn ein-

gezogen, selbst einen Tag in Boehle verlebt und die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht Geldgier die Triebfeder des alten Mannes ist. Der Boehler Seelenhirt und Gebetsdoctor ist keineswegs ein wohlhabender Mann; eine fast grenzenlose Gutmüthigkeit hat ihn oft in schwere Fatalitäten gebracht, und es fehlte nicht viel daran, so wäre er durch Gefälligkeits-Accepte von Wechseln einmal vollständig um Hab und Gut gekommen.

An einem regnerischen Herbsttage unternahmen wir von der Station Cabel aus den Ausflug nach Boehle; in etwa fünfzehn Minuten hatten wir das Dorf und die kleine Kirche erreicht, wo Vormittags gegen achteinhalb Uhr und Nachmittags gegen zwei Uhr die Wundercuren in Scene gesetzt werden. Wir traten in die Kirche ein und begaben uns in die Nähe des Altars, wo eine bunte Menge, den heiligen Mann anstarrend, theils auf den Knieen lag, theils auf den Bänken Platz genommen hatte. Die Kirche selbst bot außer einem hübschen Altar wenig Bemerkenswerthes; keine Wachshände, Wachsherzen oder farbige Kerzen schmückten das Muttergottesbild, wie solches sich in Kevelaer und anderen Wallfahrtsorten findet — man merkte, daß hier baar bezahlt wurde und die Händler mit Wachspräparaten schwerlich ihre Rechnung fanden. An den Wänden und Säulen Kirchenfahnen, vor dem Hauptaltar Guirlanden von Stechpalmenblättern — das war der ganze Schmuck des Gotteshauses.

Wir betrachteten uns die Schaar der Hülfesuchenden näher; unmittelbar vor den Stufen des Altares hatten Damen in seidenen Kleidern und Federhüten Platz genommen, die blödsinnige Kinder an den Händen hielten; in ihrer nächsten Nachbarschaft saß ein hagerer, abgezehrter Mann hüstelnd und zitternd auf einem Bänklein; daneben Gichtkranke mit verbundenen Händen und Füßen, Leute mit Gesichtern von Geschwüren zerfressen, und das Mittelschiff füllten holländische Frauen und Mädchen mit kleidsamen Häubchen oder Goldplatten an beiden Seiten der Stirn, und endlich stämmige Bauern, die wie die gesegnete Mahlzeit aussahen. Wie uns später mitgetheilt wurde, pflegen solche kerngesunde Burschen für ihre bettlägerigen Angehörigen die Pilgerfahrt zu machen. Vor dem Altare selbst sahen wir nun den Helden unserer Erzählung in Stola und schwarzem Talare stehen; er hatte eben die Ansprache an die Versammelten begonnen, die er mit lebhaften Geberden begleitete. Höchlichst waren wir überrascht, eine Rede im breitesten westphälischen Plattdeutsch zu vernehmen.

Es war eine Rede in der ordinär-populärsten Manier, ein Ragout von Gemeinplätzen, was wir zu hören bekamen. „Git leiwe Lü" (Ihr lieben Leute) war die stehende Anrede des Geistlichen, der mit vornübergebeugtem Haupte und erhobenem Zeigefinger sich zu seinen Zuhörern wandte. In erster Linie wurde die Versammlung mit einer Betrachtung über den jetzt so häufig vorkommenden Irrsinn regalirt; den Verstand, so behauptete Pfarrer Hecking, könne kein Mensch verlieren, und eigentlicher Wahnsinn komme bei Leuten, die in der Furcht Gottes lebten, gläubig und demüthig wären, niemals vor; solche Erscheinungen rührten einzig und allein von höllischen Geistern her, die in den Menschen Macht gewännen, wenn sie sich der irdischen Gesinnung und dem Hochmuthe hingäben. Medicin könne da allerdings nicht helfen; „die Wissenschaft blähe auf" und Rettung biete sich nur in herzlichem Gebete und Fürbitte dar. Auch die Trauer über begangene Sünden sei oft der Grund zu gestörtem Geisteszustande; solche Trauer sei „dümmer als dumm", wenn sie zur Verzweiflung ausarte, denn es stehe geschrieben, man solle fröhlich im Herrn sein, und die Reue lösche auch die größten Sünden aus. „Auch ich habe manches Unrecht begangen," rief der Pfarrer, „aber wenn ich die Sünden der ganzen Welt auf mir hätte und bereute meine Fehler aufrichtig, so wäre Gottes Gnade groß genug, mir in einem Augenblicke Alles zu vergeben!" Diese Predigt war sichtlich darauf berechnet, den gesunkenen Lebensmuth der Patienten neu zu beleben, und man sah auch in der That in Augen und Mienen mancher Leidenden das Aufflackern frischer Lebenshoffnung. Auch von unheilbaren Krankheiten, wie man zuweilen Krebs und Schwindsucht bezeichne, wollte der Pfarrer nichts wissen; solche Meinung wurde unter die Rubrik „Dummes Zeug" verwiesen und kurz und bündig erklärt, mit Gottes Hülfe sei jede Krankheit heilbar und werde geheilt, wenn man ernstlich im Gebete darum anhalte. Allesammt wären wir Gottes Kinder, und wie würde ein Vater seinem Kinde, „dat hä sülvst gemakt hädd", etwas verweigern können, wenn es recht innig darum flehe, es sei denn, daß die Gewährung der Bitte zum Schaden gereiche. Daraus folge, daß jeder Kranke durch Gebet und Segen Heilung finde — wenn Gott es also wolle! Halte Gott natürlich ein Nichtgenesen für besser, so werde freilich der Patient sterben, was noch immer angenehmer sei, als etwa zwei- bis dreihundert Jahre im Fegefeuer zu brennen. Auf den „festen Glauben" und das „inbrünstige Gebet" komme es an; er wolle darüber einige kleine Geschichten erzählen.

Da habe zum Beispiel einst in Cäsarea eine Kirche erbaut werden sollen, doch habe ein Berg im Wege gestanden, den der fromme Bischof aber sofort weggebetet habe. Der heilige Martinus habe drei Todte auferweckt, darunter einen heidnischen Jüngling, der im Begriffe gewesen sei, zum Christenthume überzutreten. Besagter Jüngling sei gestorben, während Sanct Martinus eine Reise unternommen habe; flugs habe ihn der heilige Martin auferweckt nach seiner Heimkehr, damit er doch als Christ hätte sterben können. Dieser Jüngling sei nun darüber examinirt worden, wie es im Jenseits aussehe, und habe gesagt, er sei an einem Orte gewesen, wo er zwar kein Leid, aber auch keine Freude empfunden hätte. Dort sei er hingekommen, so erläuterte der Pfarrer, weil er noch „ungetauft" gewesen, und auch die kleinen Kinder, welche ohne Taufe sterben, kämen an diesen Platz. Also Glaube, felsenfester Glaube, der thue Noth! Man solle sich nur durch das Geschrei der Ungläubigen und ihren Spott nicht irre machen lassen (ungläubig werde ein Mensch nur, wenn er zuvor lasterhaft gewesen, sagt der Wunderpriester wörtlich) und sich an die Heilsmittel der Kirche halten. Namentlich helfe das Gebet ausgezeichnet bei Besessenen; er habe einmal in seiner Wohnung bei einer Person gebetet, die zwanzig Jahre vom Satanas besessen gewesen sei; da habe es einen Spectakel gegeben, als wolle das ganze Haus einfallen, und besonders habe jeder Tropfen Weihwasser wie flüssiges Feuer gewirkt. In solcher Weise wurde der Sermon eine starke halbe Stunde geführt; zu Ehren der anwesenden „leiven Hollanders" wurden noch etliche holländische Worte eingeflickt und endlich der Segen über die Versammelten gesprochen. Mit dem Publicum wurde plattdeutsch, mit Gott lateinisch geredet und sodann verordnet, daß jeder Katholik bis zu seiner Genesung täglich sieben Vaterunser und die gleiche Anzahl „Gegrüßet seist Du Maria" zu Ehren des heiligen Joseph beten solle. Bei Protestanten sollten sieben Vaterunser, bei Juden drei Psalmen täglich den gleichen Effect erzielen. Als die Ansprache vorüber war, marschirte Mann für Mann am Pfarrer vorüber, der Jedem unter Gebetsmurmeln die Hand auf die Stirn legte und dann und wann auch nach speciellen Leiden fragte. Von den Schätzen der Apotheke hatten drei Gnade vor den Augen des Pfarrers gefunden: Bullrich'sches Reinigungssalz, Schafgarbenthee und Hamburger Thee, ein in Westphalen gebräuchliches Purgirmittel. Diese Medicamente waren draußen in einer Bude, neben Rosenkränzen, Heiligenbildchen, Medaillen ꝛc., käuflich zu haben. Der Weg aus dem Kirchlein in's Freie führte durch die Sacristei, wo eine Blechbüchse aufgestellt war mit einem Placate in deutscher und holländischer Sprache, die Gaben seien für den Neubau einer Kirche und — eines Klosters bestimmt.

Draußen sahen wir uns noch einmal die Gesellschaft an; der abgezehrte Mann hüstelte noch wie vorher, die blödsinnigen Kinder winselten und schrieen und die Gichtbrüchigen schleppten sich ächzend zu den Wagen. Die einzige lustige Figur war ein „fliegender Kurzwaarenhändler", ein hausirender Sohn Israels, der mit fabelhafter Geschwätzigkeit seine Waaren anpries. „Nehmen Sie eine Brille, lieber Herr! Es kann sein, daß Sie das Gebet vom Herrn Pfarrer hilft; es kann auch sein, nicht. Eine Brille hilft immer vor die Augen und sieht auch schön aus! Wenn ich der Herr Pfarrer sein thäte, ich ließe mir, wie er es früher that, das Geld in die Hand drücken, statt in die Büchse legen, da geniren sich die Leut' mit Kupfergeld, da kommt viel mehr ein! — Schönes Madamchen, Sie haben Zahnweh, Sie haben, mit Erlaubniß zu sagen, einen dicken Backen; kaufen Sie sich den ‚heiligen Joseph', ist ganz vorzüglich vor die Zähne, oder diese Dose Zahnpasta, die hilft noch gründlicher! Der heilige Joseph zweieinhalben Silbergroschen, die Zahnseife fünf Silbergroschen — wenn Sie Beides zusammen nehmen, geb' ich's für sechs Silbergroschen — Lieber Herr, Sie wünschen 'nen heiligen Aloysius? — — Aronchen, mein Söhnchen, die heiligen Aloysiusse sind alle — Aronchen, hole mir bei der Frau dahinten für zehn Silbergroschen Heilige!" —

Am Nachmittage wiederholte sich das gleiche Schauspiel; nur wurde, da der Zulauf geringer war, die Sache in der Sacristei abgemacht. Die Boehler Getränkehändler — die Kirche umgiebt ein Kranz von Wirthshäusern — hatten schon recht gut rechnen gelernt; für ein kleines Schoppenglas Milch mußte jeder „Holländer" anderthalb Silbergroschen (neun Cents) bezahlen und andere Lebensmittel hatten ähnliche Preise.

Aus dem Ertrage der „milden Gaben" hat der Boehler Pfarrer ein „Schwesternhaus" erbaut, welches am 28. October dieses Jahres feierlich eingeweiht worden ist; wenn der Zuzug nicht nachläßt, wird auch der Bau des Klosters und der Kirche nicht lange auf sich warten lassen. Der alte Herr, davon sind wir fest überzeugt, glaubt an seine „Wunderthaten"; er selbst hat für sich große Mühe und wenig Nutzen davon, aber hinter ihm stehen einige ultramontane Geistliche von der dunkelsten Couleur — darunter ein früherer protestantischer Pfarrer — und benutzen den Greis und seine Curirsucht zu ihren Zwecken. Eine Frau ist im verflossenen Sommer in der Kirche gestorben, ein an der Gehirnentzündung erkranktes Kind, welches man zum Wunderthäter geschleppt, hat im Krankenhause zu Hagen den letzten Seufzer ausgehaucht und mancher arme, sieche Mensch muß an den Bahnhöfen das Geld zur Rückfahrt zusammenbetteln, aber der alte Pfarrer fährt mit seinen Gebetscuren fort, die preußischen Thaler und holländischen Gulden rasseln in die Büchse, die Boehler Wirthe lachen und der Menschenfreund erinnert sich mit Wehmuth der Schiller'schen Worte: „Gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

N. E.

Zwei ungedruckte Sonette Friedrich Rückert's.

Rückert's Sonettenkranz „Amaryllis" ist für Würdigung dieses Dichters namentlich in psychologischer und literar-historischer Beziehung von einschneidender Bedeutung. Er liefert uns höchst werthvolle, mehr aus Wahrheit, als aus Dichtung fließende Aufschlüsse zur Erkenntniß des inneren, wie des äußeren Lebens Rückert's, „welcher lebte, was er sang, und sang, was er lebte", und erscheint so mehr oder weniger als ein werthvolles poetisches Bild von des Dichters damaligen Erlebnissen und Empfindungen, wie sich diese in der rückblickenden Erinnerung in seiner Seele gestalteten. Zugleich zeigt er uns den Weg, welchen Rückert gehen mußte, um zur Höhe seiner Lyrik im „Liebesfrühling" aufzusteigen.

Auf Grund authentischer Mittheilungen, actenmäßiger Forschungen und persönlicher Untersuchungen an Ort und Stelle hat der Unterzeichnete auch den Nachweis über die Entstehung dieser Novelle in Liedern zu liefern gesucht.

Die Amaryllis-Sonette besingen Rückert's jugendliches Liebesverhältniß zur schönen und naiven Maria Elisabetha Geuß, der Tochter des Wirthes auf der idyllischen Specke bei Ebern in Franken, wo noch bis zum heutigen Tage das Zimmer unverändert erhalten wurde, in welchem sich der Dichter im Sommer 1812 längere Zeit aufgehalten hatte.

Rückert's Verhältniß zu „Marielies", die ihm den Namen tauschen mußte in Amaryllis formosissima (Rückert'sche Ges.-Ausg. I. 321), war ein ähnliches, wie das von Goethe zu Friederike von Sesenheim, — eine ländliche Liebesidylle, die sich durch das Bewußtwerden des Unterschiedes in Bildung, Sitte und Bedürfnissen wieder löste. Es währte nur einen Sommer (1812). Ein Jahr später „schämte" sich der Dichter und Gelehrte dieses Verhältnisses und gab seiner Stimmung in sechs Sonetten Ausdruck, deren Manuscript sich in den Händen einer hochstehenden Persönlichkeit in Gotha befindet, die uns dieselben behufs Veröffentlichung mit zuvorkommender Freundlichkeit übergeben hat.

Das zweite, dritte, vierte und fünfte dieser Sonette ist als Nr. 44, 45, 46 und 47 in Rückert's „ländlichem Gedichte Amaryllis" bereits gedruckt. (Vgl. Ges.-Ausg. I. S. 305 u. 306.)

Die beiden noch ungedruckten Sonette lauten also:

Entzauberung

zum zweiten Sommer der Amaryllis. 1813.

Ihr Amorn und ihr Grazien, welch' ein Schwindel
War euch gefallen auf die klaren Sinnen,
Als ihr, die ihr sonst schwebt auf goldnen Zinnen,
Mir folgtet hier zum Dach von schlechtem Schindel?

Wolltet ihr Seide spinnen von der Spindel,
Der bäurischen, die nur für grobe Linnen?
Die Spul' ist voll, des Irrthums werd' ich innen;
Wir müssen abziehn, auf und schnürt die Bündel.

Die Hütte, die durch euch zum Zauberschlosse
Verwandelt war, sei nackte Hütte wieder,
Und wieder Magd sei, die durch euch war Nymphe.

Wir spielten eine lächerliche Posse;
Jetzt ist sie aus. Schwingt, Grazien, eu'r Gefieder,
Und tragt sammt euch mich weg von unserm Schimpfe.

Nun Musen, eh' mit euerem Poeten
Ihr jetzt von hinnen fahrt auf weiter Reise,
Bitt' ich euch, daß ihr pflücket Ihr zum Preise
Noch eine Blum' aus euren Sternenbeeten! —

Du warst ein Stern, der schönste der Planeten
Warst du, dich drehend im gemessnen Gleise
Um Liebe, deine Sonne, still und leise;
Ich kam dir nach gleich störendem Kometen.

Zum Glück traf dich nicht nah' genug mein Flammen,
Zum Glück warst du so fest in deinen Tiefen,
Daß du nicht wanktest, und nun geh' ich weiter.

Geh' deines Weg's, wir gehen nicht zusammen;
Du gehst in deinem Kreis, ich geh' durch Schiefen,
Ich Gluth in Dunst, du Venus ruhig heiter.

Dr. C. Beyer.

Die Wunder des gewöhnlichen Spiegels.*

Von Fr. Jos. Pisko.

Wer kennt sich selbst? Von allen Seiten tönt ein „Ich!" als Antwort; aber die Wahrheit schüttelt den Kopf dazu und die Satire verzieht den Mund. Es lag eine richtige Erkenntniß menschlichen Wesens darin, daß sich die Mächtigen der Erde Narren hielten — Narren, Kinder und gewöhnliche Spiegel sagen die Wahrheit, weil sie alle drei geradezu, unverfälscht und unverzerrt das Empfangene symmetrisch zurückgeben.

So arg es auch von Natur aus mit der Selbstwahrnehmung

* Die Benützung der diesem Original-Artikel beigegebenen Illustrationen verdanken wir der Freundlichkeit der R. Oldenbourg'schen Buchhandlung in München, in deren Verlag eine vortreffliche naturwissenschaftliche Volksbibliothek erscheint und die als zweiten Theil derselben soeben das Buch: „Licht und Farbe. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Optik" von Prof. Dr. Franz Jos. Pisko ausgegeben hat. Die Verlagshandlung hat damit schon den Beweis geliefert, wie ernst es ihr mit dem in ihrem Prospect ausgesprochenen Streben sei, das Studium und die Erkenntniß der Naturkräfte, die der Mensch sich unterworfen, oder mit denen er noch im Kampfe ringt, in möglichst weiten Kreisen anzuregen. Und zwar soll dies in einer Art geschehen, die sich ebenso sehr von dem trockenen Tone schulmeisterlicher Belehrung, wie von der geschwätzigen Weise verständnißloser Verflachung fernhält. Daß die Verlagshandlung ihren Zweck erreichen wird, dafür bürgen die ausgezeichneten Kräfte, die sie gewonnen hat und von denen wir nur Radau in Paris (der Schall), Cazin in Versailles (die Wärme), Lommel in Erlangen (Wind und Wetter), Zech in Stuttgart (die Himmelskunde), Carl in München (die Elektricität) und Reitlinger in Wien (der Zusammenhang der Naturkräfte) nennen. Wir können darum den Schulen, wie den Familien das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in so dringender Weise empfehlen, als wir namentlich auf das ebenso gründlich, als allgemein verständlich und interessant geschriebene Buch des Herrn Verfassers unsers heutigen Artikels aufmerksam machen.

Die Redaction.

unserer geistig-gemüthlichen Physiognomie bestellt sein mag — für unsere Bekanntschaft mit dem eigenen Gesicht ist genügend gesorgt durch die Wasser- und Hausspiegel. Ohne diese bedürfte es der höchsten Kunst, um zu erfahren, wie man selbst aussieht!

Wie genial wirkt das ordinärste Spiegelstück, indem es uns rasch und wohlgetroffen unser Portrait zeigt, und wie einfach ist die Regel, welche dieser an's Wunderbare grenzenden Erscheinung zu Grunde liegt! An jedem Billardtisch können wir mittelst der elastischen Elfenbeinkugel das Ebenbild und Widerspiel dieses Gesetzes hervorrufen: Der Winkel, unter dem das Licht abprallt, ist gleich jenem, unter dem es auffällt, wobei die Wege des Lichtes stets in derselben Ebene bleiben. Und mit diesem höchst einfachen Schlüssel öffnet sich nicht blos das Verständniß für die Erscheinungen an unserem Toilettespiegel, sondern es werden auch alle befremdenden Auftritte bei den beliebig geformten Spiegeln begreiflich.

Gar leicht können wir uns dann erklären, wieso das Bild einer von schiefer Ebene abrollenden Kugel in einem passend geneigten Spiegel mit beschleunigter Bewegung (!) aufwärts zu rollen scheint; warum zwischen zwei parallel gestellten Spiegeln eine Flamme in einer endlosen Reihe wiederstrahlt, und warum sich ein schöner Kreis von Flammen zeigt, wenn wir einen Handspiegel schief an unseren Wandspiegel legen, und eine angezündete Kerze zwischen beide bringen — wem fallen hier nicht die Herrlichkeiten des Kaleidoskopes ein? Und in der That beruhen dieselben auf diesem einfachen Grundversuche, sowie auch die sinnverwirrende Pracht der mit Spiegel bedeckten Kaufgewölbe und der Spiegelsäle aus der Rococo-Zeit.

Fig. 2. **Der Spiegel als Thürhüter.**

In dem Spiegelzimmer, sowie im Schönguckter, entsteht die Vervielfachung der Bilder dadurch, daß jedes Bild des einen Spiegels im zweiten Spiegel an einer anderen Stelle ein neues Bild erzeugt; anders ist dies jedoch, sobald der abzubildende Gegenstand nicht mehr zwischen den beiden Spiegeln, sondern außerhalb derselben liegt. Man sieht dann das Bild des Gegenstandes nur einmal. So wirft, links in unserer Zeichnung, der obere in einem einfachen Gerüste schief aufgestellte Spiegel die Lichtstrahlen, welche er von den Gegenständen jenseits des Hügels empfängt, nach einem zweiten, zum oberen parallel gelegten Spiegel. Die Krieger können dann in dem unteren Spiegel ohne Gefahr hinter dem Berge, Hügel, Walle, hinter den Schanzen, Mauern und dergleichen mehr erkennen, was im jenseits gelegenen feindlichen Lager vorgeht. Dieser so billige Kriegsspion wurde von keinem geringeren Manne als von **Hevelius**, dem durch seine astronomischen Forschungen weit berufenen Rathsherrn zu Danzig, schon vor zweihundertzweiunddreißig Jahren in seinem den Mond beschreibenden Buche angegeben. Hewel — so hieß der Erfinder unseres Instrumentes im Deutschen — faßte die Spiegel in ein Z förmiges Rohr, dessen oberer Arm gegen den Feind, und dessen unterer Zweig gegen das beobachtende Auge gerichtet war; er nannte dieses Winkelrohr mit Anspielung darauf, daß es das Treiben, Thun und Lassen des zweiten streitenden Theiles zeigt, Polemoskop.

Obschon Hewel seinen Kriegsgucker in zweckmäßiger Weise mit Linsen verband, und dadurch zu einem Winkelrohr gestaltete, wobei der Beobachter durch die Schanzmauer geschützt war, und obschon auch das offene Polemoskop in unserer ersten Figur sich mit Linsen in passender Weise versehen ließe, so hat diese Spiegelcombination im eigentlichen Kriege doch nur eine spärliche Anwendung gefunden. Etwas häufiger mag die Spiegelverbindung des Polemoskopes in jenem kleinen Kriege benützt worden sein, den einzelne Menschen unter sich oder gegen die Gesellschaft führen. So sehen wir in unserem zweiten Bilde eine nicht sehr ehrenwerthe Gesellschaft im oberen Raume, welche in dem auf einem Tische ruhenden Spiegel eines Polemoskopes die nachforschenden, vor der unteren Einlaßthür harrenden Männer des Gesetzes erkennt. Der obere Spiegel ragt nach außen, empfängt die von den unten Stehenden ausgehenden Lichtstrahlen und sendet die letzteren zum anderen Spiegel, aus dem eine alte Uebelthäterin die für die Versammlung keineswegs erfreuliche Botschaft meldet. Der Mann im unteren Raume beobachtet die Gegner überdies in einem einfachen Wandspiegel und scheint sich auch auf's Horchen zu verlegen. Mit mehr Erfolg als hier sollen sich solche polemoskopische Spiegel-Zusammenstellungen gegen lästige Besucher, zudringliche Mahner, bekannte Schuldenmacher ꝛc. bewähren. Ja selbst der einfachen Neugierde kann eine am Fenster befindliche polemoskopische Spiegellagerung gute Dienste leisten, indem man ruhig im Zimmer beobachten kann, was in der Gasse vorgeht.

Fig. 1. **Das Polemoskop oder der Spiegel als Kriegsspion.**

Wenn auch **Hewel** der Erste war, welcher parallele Spiegel

in einem Fernowinkelrohr für kriegerische Zwecke derart zurecht legte, daß der Beobachter durch die Schanze geschützt war: so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß ähnliche Spiegelverbindungen schon vor ihm bekannt waren. Alte Sagen erzählen von Spiegeln, in welchen Hexenmeister den Bestohlenen das Bild des Diebes und zurückgelassene Frauen das Portrait ihres entflohenen Mannes hätten sehen lassen — sollten bei diesen Spiegelkünsten nicht polemoskopische Spiegel betheiligt gewesen sein? Wenn es wahr ist, daß Nostradamus gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts seiner Beschützerin Katharina von Medici das Bild des ersten Bourbonen auf dem Throne Frankreichs in einem Spiegel vorgezaubert habe, so erklärt sich diese optische Prophezeiung aus unserem dritten Bilde recht gut. Ein hinter den Draperien versteckter oberer Spiegel empfängt von dem verborgenen Darsteller des Zukunftskönigs die Lichtstrahlen und wirft dieselben nach dem unteren Spiegel, in welchem Katharina von Medici das Bild des ersten Bourbonenkönigs sieht, wenigstens muß sie es dafür nehmen. Wie sollte sie noch daran zweifeln, da ihr die Kunde durch den gewaltigen Sterndeuter Nostradamus selbst wird, durch ihn, der seine Prophezeiungen in einem Buch niederlegte, welches noch in späteren Tagen bei Leicht- und Abergläubigen in hohem Ansehen stand, und welches selbst noch viel später (1781) von Rom gefürchtet und von dort aus verboten wurde, weil es den Untergang des Papstthums verkündet. Ob der „Faust" unseres Goethe die Handschrift dieses oder eines noch zauberkräftigeren Buches meint, indem er ruft:

„Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?"

wird wohl nie erforscht werden.

So sehr auch Nostradamus seinen Verehrern mit seinen weissagenden Büchern, seinen astrologischen Kenntnissen und magischen Spiegeln imponirt hat, Eines ist gewiß, daß dieser in Zauberdingen sicher nicht unerfahrene Mann heutzutage in höherem Grade erstaunen würde als ehedem seine Bewunderer, wenn er bei vollem Theaterhause, auf offener Bühne Geister, Gespenster, Gnomen, Götter, Krieger, kurz Gestalten jeder Art plötzlich kommen und ebenso überraschend verschwinden sehen würde, wobei die Erscheinenden nicht, wie bei seinem Spiegel, in Dunkel und Nebel gehüllt, sondern lebensvoller und körperlicher, als selbst die greifbare Umgebung, sich zeigen, und wobei von einem Spiegel nichts zu merken ist. Und dennoch spielt auch bei diesen Geisterauftritten der Neuzeit gerade der ebene Spiegel die Hauptrolle und dies sogar, mit Hinsicht auf das Princip, in einfacherer Weise als bei den älteren Zauberspiegeln.

Fig. 3. **Nostradamus zeigt der Katharina von Medici das Spiegelbild des ersten Bourbonenkönigs.**

Unser viertes Bild wird uns das Verständniß der Gespenster, wie sie auf unseren Theatern leicht hervorgerufen werden, vermitteln. Eine Glasscheibe, so hoch und breit als sie nur die jetzige Glasindustrie zu liefern vermag, wird gegen das Publicum geneigt derart aufgestellt, daß sie den hinteren Theil der Bühne von den Zuschauern abschneidet. Die letzteren bemerken diese mächtige Tafel nicht, weil sie aus dem feinsten, farblosen Glase angefertigt ist. Man erinnere sich an eine ähnliche Thatsache, welche die geschliffenen Glasscheiben unserer Prachtläden und herrlichen Kaffeehäuser bieten. An der Vorderseite der vorhin erwähnten, geneigten, gläsernen Bühnenwand spiegeln sich Personen, Gegenstände u. dergl. m., welche unterhalb des Theaters, jedoch vor dem Spiegel aufgestellt und kräftigst beleuchtet sind. Im oberen Theaterraume empfangen dann die hier Sitzenden die vom Spiegel zurückgeworfenen, ursprünglich aus der stark erhellten Versenkung kommenden Lichtstrahlen, und jedes Auge der Zuschauer vereinigt die von der spiegelnden Glasscheibe erhaltenen Lichtstrahlen, gerade so wie beim gewöhnlichen Stubenspiegel, zu jenen Bildern, von welchen die unterirdisch gruppirten Schauspieler und Gegenstände die Originale sind.

Fig. 4. **Der Gespensterspiegel auf den Theaterbühnen.**

Weil die auf der Bühne schief lehnende Glasscheibe sehr durchsichtig ist, so sieht man auch noch jene Schauspieler, welche hinter derselben auf den Brettern thätig sind. Geht es uns doch in den öffentlichen Prachtlocalen nicht anders! An den nach außen gehenden herrlichen Glasscheiben spiegeln sich die im Verkaufsgewölbe brennenden Flammen, und dennoch sehen und erkennen wir auch die draußen vorüberziehenden Personen und Dinge. Ein Gleiches findet nun im Theater an der gläsernen Bühnenwand statt. Unser viertes Bild zeigt, wie ein auf der Bühne thätiger Schauspieler nach dem ihm erscheinenden Geist ohne Erfolg schießt; denn diese Geister sind schuß-, stich- und hiebsicher — sie sind nämlich so wenig wirklich vorhanden, daß sie nicht einmal schwebende Bilder

in der Luft bieten, sondern sie kommen erst auf der Netzhaut des Zuschauers, vermöge der Linsenwirkung des Auges, zu Stande.

Der geisterscheue Mime in unserer vierten Figur kann von der Erscheinung nichts wahrnehmen, weil er ja hinter dem Spiegel steht, während die bildgebenden Strahlen alle von der Vorderseite der gläsernen Bühnenwand nach den Augen der Zuschauer im Theaterraum zurückgeworfen werden. Damit also die Täuschung des Publicums gelinge, müssen bei der Probe den Schauspielern sowohl auf als unter der Bühne ihre Stellen für den Abend genau bezeichnet werden. Diese Oerter müssen sie streng einhalten, weil sonst Lächerlichkeiten und Unsinn entsprängen. Denn der Schauspieler auf der Bühne würde vielleicht einem Gespenst die Hand reichen und dieses stünde auf einer ganz anderen Seite &c.

Wer je Gelegenheit hatte, die soeben besprochenen, zu Anfang unseres Jahrzehntes von **Pepper** in London zuerst auf die Bühne gebrachten Spiegelbilder in guter Darstellung zu sehen, wird ohne Rückhalt zugeben, daß sie ganz geeignet dazu sind, jene Gespenstererscheinungen auf natürlichem und einfachem Wege hervorzurufen, die einst bei ganzen Generationen als Wunder Platz und Glauben fanden. Der Mann am Beleuchtungsapparat in unserer vierten Figur bringt einen Deckel vor seinen Kasten und alle Erscheinungen verschwinden, weil sie nicht mehr erhellt sind; jener Mann öffnet seine Laterne und die Erscheinungen sind wieder da — wo giebt es Ereignisse, welche mehr Ueberraschung, mehr Bewundernswerthes brächten als diese höchst einfachen Spiegelerscheinungen?

Es ist wahr, daß **Robertson** gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1798) mittelst vortrefflicher Zauberlaternen ähnliche Erscheinungen in dem alten, nahe dem Vendomeplatz gelegenen Capucinerkloster hervorrief; aber das Princip war bei Robertson viel complicirter als bei den Bühnenspiegeln der Neuzeit, und ein gemischtes Spielen wirklicher Personen mit den optischen Bildern, wodurch gerade die Täuschungen so sehr gesteigert werden, war nicht möglich. Gleichwohl ist, nach den mir vorliegenden Zeitungsberichten aus jenen Tagen, sicher, daß die Täuschung des Publicums vollkommen und so sehr gelungen war, daß es, obschon gehörig belehrt, dennoch vor Furcht zitterte, wenn die Geister sich in das Parterre zu stürzen drohten.

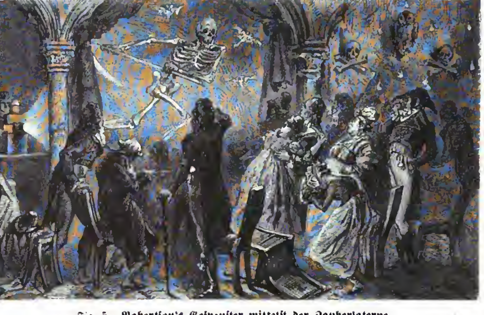


Fig. 5. **Robertson's Gespenster mittelst der Zauberlaterne.**

In unserem fünften Bilde sehen wir links hinter der Säule die Zauberlaterne, welche ihre Bilder, in dem gegebenen Fall den mähenden Tod, nach einer weißen, durchscheinenden, über die Bühne gespannten Leinwand wirft, auf deren Vorderseite dann das in tiefster Finsterniß weilende Publicum das schreckliche Gerippe entsetzt wahrnahm. Da auch der Zuschauerraum mit Thiergeripp' und Todtenbein, mit Eulen, Käuzchen, nackten Schädeln und ähnlichen freundlichen Dingen behängt war, da ferner Geräusch, Lärm, Gekrächze das Publicum betäubten und da endlich auch durch Abrücken der Zauberlaterne die Bilder an Größe wuchsen und sich daher dem Parterre zu nähern schienen: so war der Schrecken ein allgemeiner und natürlicher. Die Pariser suchten jene Schauer um theueres Geld auf, der Raum konnte die Zuschauer kaum fassen. Und dennoch, wie sehr stehen jene Vorstellungen mittelst der Zauberlaterne hinter denen an der heutigen einfachen gläsernen Bühnenwand zurück! Allein auch die höchsten Leistungen der durchsichtigen Bühnenspiegel verschwinden wieder gegen die wissenschaftlichen Großthaten eines kleinen Spiegelstückchens, welches man an schwingenden Magnetstäben befestigt — die Pulsirungen der erdmagnetischen Kraft werden dann sichtbar! Mittelst elektro-magnetisch schwingender Spiegelchen sprechen die durch's Meer getrennten Continente miteinander und erhöhen ihren Verkehr; schwingende Spiegelchen machen ein musikalisches Stimmen mittelst des Auges in einem so genauen Grade möglich, wie dies durch das feinste Gehör nie zu erzielen ist.

Diese höchst interessanten Errungenschaften der neueren Zeit wollen wir ein anderes Mal in diesen Blättern eingehender besprechen.

Blätter und Blüthen.

Die Schillerstiftung. Wieder ist eine General-Versammlung der deutschen Schillerstiftung vorübergegangen, und wir erfahren aus dem gedruckten Protokoll derselben, daß

1) Karl von Holtei eine lebenslängliche Pension von fünfhundert Thalern,
2) Karl Beck eine von dreihundert Thalern,
3) Alexander Jung eine von dreihundert Thalern, und
4) Herder's Enkelin eine solche von hundert Thalern

erhalten habe.

Eine Anfrage Robert Heller's, des Vertreters von Hamburg, ob die Bewilligung dieser Pensionen nicht vielleicht dringlichere Unterstützungen bei Seite schieben würde — wurde verneint.

Hofrath Pabst (für Leipzig) schlug darauf zwei Personen zur Unterstützung vor, von welchen jedoch, wie er bemerkte, die eine von dem Verwaltungsrath an die Stiftung Dresden gewiesen worden — es sei dies die Wittwe August Diezmann's. Dresden sei nun gegenwärtig nicht in der Lage eine solche Unterstützung zu gewähren. Er drücke daher den Wunsch aus, der Verwaltungsrath möge, so gut als thunlich, für eine Unterstützung der Wittwe Diezmann's sorgen, und beantragt diesfalls eine Unterstützung von je hundert Thalern auf drei Jahre.

Das Protokoll sagt etwas undeutlich, daß „dieser Wunsch zur Kenntniß genommen" — aber der Vorschlag wurde bewilligt!

Einhundert Thaler für die Wittwe Diezmann's
auf drei Jahre,

nachdem Dr. Heller noch hervorgehoben, welche Verdienste sich Diezmann um die deutsche und besonders um die Schiller-Literatur erworben!

Der erste Paragraph der Satzungen der deutschen Schiller-Stiftung lautet:

„§. 1. Zweck der Stiftung.

Die Schillerstiftung hat den Zweck deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die National-Literatur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet. Sollten es die Mittel erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Dr. August Diezmann, nicht allein bekannt als Uebersetzer und Bearbeiter guter fremder Werke, als Redacteur verschiedener Zeitschriften, wie als selbstständiger Autor verschiedener Werke, sondern auch als unermüdlicher Forscher gerade in der Schiller-Literatur, aus der er viel Werthvolles zu Tage gefördert, wurde die letzten Jahre dermaßen durch

Krankheit und Lähmung an sein Lager gefesselt, daß seine sonst so zähe Arbeitskraft nachließ und er bei einer großen Familie nach und nach in Verlegenheit, vielleicht sogar in Sorgen gerieth. Er war wenigstens gezwungen, sein liebstes Eigenthum, was er hatte, seine Bibliothek, selbst zu veräußern. Soviel ich weiß, wurde er in den letzten Jahren, und auch selbstverständlich durch die Schillerstiftung unterstützt, denn wenn Diezmann das nicht verdient hatte — wer dann? Nun ruft ihn der Tod ab — bei einer großen Familie war er nicht im Stande gewesen zu sparen — und wie Wenige von uns deutschen Schriftstellern können das überhaupt, wenn sie, wie gerade **er**, nur ausschließlich und allein von ihrer Feder leben!

Darauf beantragte der Vertreter von Leipzig, Hofrath Pabst, der — trotzdem daß er **Leipzig** gerade vertrat, wo Diezmann ausschließlich gewirkt — ihn jedenfalls nur als Uebersetzer gekannt zu haben scheint (selbst der Name ist unrichtig mit tz im Protokoll geschrieben), **einhundert** Thaler für die Wittwe desselben auf **drei** Jahre, wonach sie dann wieder eine Eingabe machen müßte, um mehr zu bekommen. Außerdem gelang es nur der warmen Befürwortung des Abgeordneten für Hamburg, Dr. Robert Heller, selbst **das** durchzusetzen.

Die Satzungen der deutschen Schillerstiftung sagen, wie oben angeführt, deutlich, daß „**den Schriftstellern oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen** Hülfe und Beistand geleistet werden soll."

Und **konnte** die Schillekstiftung nicht mehr erübrigen?

Dann frage ich, und mit mir viele andere Schriftsteller in Deutschland: **was** hat Herr Alexander Jung für die deutsche National-Literatur geleistet, daß er (der sich nicht einmal in schwerer Lebenssorge befindet, da er angestellt ist) vor den nächsten Hinterlassenen eines würdigen deutschen Schriftstellers eine **lebenslängliche** Pension von dreihundert Thaler jährlich beziehen kann?

So viel ich weiß, hat Herr Alex. Jung nur ein oder zwei Brochüren über Gutzkow geschrieben (denn strenge Fachwissenschaften sind für die Schillerstiftung ausgeschlossen), und ich begreife nicht recht, wie es kam, daß **die** Frage nicht näher von dem Verwaltungsrath erörtert wurde, als Robert Heller anfrug, ob **so viel** an A. Jung gewendet werden könne, ohne Gefährdung näherer Pflichten.

Der Nachsatz in §. 1 der Satzungen sagt allerdings, daß auch Schriftsteller und Schriftstellerinnen, auf welche obige im Beginn des Paragraphen angegebene Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden können und dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen bleiben sollen, aber dürfen darunter die Interessen wirklicher Schriftsteller oder ihrer nächsten Hinterlassenen, die der Paragraph ausdrücklich auf **eine** Stufe stellt, leiden?

August Diezmann war einzig und allein Schriftsteller und lebte **nur** von dem, was er mit der Feder verdiente — er hat dabei für unsere deutsche National-Literatur **verdienstlich** gewirkt. —

Jetzt frage ich: ist ihm oder seinen nächsten Hinterlassenen wirklich von der besonders dazu bestimmten Stiftung — wie die Satzungen es sagen — Hülfe und Beistand geworden, indem die General-Versammlung der Wittwe einhundert Thaler auf drei Jahr bewilligte? Und Herr Alexander Jung bekömmt **dreihundert** Thaler lebenslängliche Pension — wofür? warum?

Friedrich Gerstäcker.

Aus den Sonntagsbriefen eines Zeitgenossen.* . . . So hätten wir also eine neue Freiheit — die Theaterfreiheit. Woraus entstand, worin besteht sie und was wird sie uns bringen?

Das Gesetz des Norddeutschen Bundes, das die Concessions-Beschränkungen für theatralische Darstellungen aufhebt, hat seine Begründung in zwei unabweisbaren Grundrechten: in der Befugniß, durch Wort und Schrift die Gedanken zu äußern, und in der Gewerbefreiheit. Sie sehen freilich als erste Folge, daß Bierhäuser, Concerthäuser, Etablissements zweideutigen und entschieden verwerflichen Rufes Schaubühnen errichten.

Wer bietet nun Schauspiele, wem und was wird geboten?

In der Zeit der Reaction war man auf das Mittel verfallen, für Herausgabe einer Zeitschrift eine bestimmte Garantie, abgesehen von der Censur, zu verlangen. Das hat sich als unthunlich erwiesen; das Strafgesetz für Uebertretung der staatlichen und sittlichen Ordnung reicht aus. Denn wer darf bestimmen: „Du bist befähigt zur Herausgabe einer Zeitschrift und Du nicht!"? Ebenso verhält es sich mit Errichtung eines Theaters. Erinnern Sie sich aber eines Wortes von Lessing in Emilia Galotti: „Könnte ich diesen Ton vor Gericht stellen." Ja, es kann Töne, Bewegungen geben, die Alles verletzen und doch nicht vor Gericht gestellt werden können.

Wem bieten die neuen sogenannten Volkstheater ihre Schaustellungen? Nicht dem arbeitsamen, im Feierabend Erholung suchenden Volke, sondern in der Regel den verlebten Müßiggängern, und was sie bieten, sind Possen, Reizspiele, bald maskirte oder ganz demaskirte Tanzreizungen.

Die erste Folge der Theaterfreiheit ist also Geschmacksverwilderung und noch Schlimmeres.

Daran sind die Dichter schuld, werden Sie erwidern — warum bringen sie nicht gute Volksstücke? Das Volk in seinem gesunden Kern wird sich daran mehr erquicken, als an Possenreißereien mit wohlfeilen politischen Anspielungen in Couplets oder gar mit leicht zu enträthselnden Unzüchtigkeiten.

Gewiß! Hier liegt allerdings der Haupt-Accent. Es ist aber Thatsache, daß sich die Productivität des modernen Dichtergeistes vom Theater entfernt und auf die erzählende Dichtkunst in Prosa gewendet hat. Daneben bildet die Naturwissenschaft, die der eigentliche Mittelpunkt unserer Geistesepoche ist, eine ganz neue Literatur. Das Theater und die theatralische Dichtkunst ist unverkennbar im Verfall. Die Theaterfreiheit wird diesen Verfall, nach meiner Ansicht, noch beschleunigen, indem sie die Geschmacksverwilderung, die gemeine Schaulust auf die Spitze treibt. Dann aber kommt die Umkehr, denn die Freiheit ist in allen Dingen das beste Correctiv für die in ihr gegebenen Ausschreitungen.

Wie es sich allmählich herausarbeitete, daß Zeitschriften, die auf die niedrigen Lüste des Publicums wie auf Scandal und momentane Aufreizung speculirten, in sich verkommen, wie sich allmählich eine sittliche und eine Geschmacksnorm im lesenden Publicum bildete, so wird es sich auch im schauenden gestalten und neue Kräfte werden sich hervorthun, die das Rechte schaffen. Ich komme wohl noch einmal auf dies Thema zurück.

* Unter diesem Titel werden die „Blätter und Blüthen" von Zeit zu Zeit Auszüge aus den an den Herausgeber gerichteten Briefen eines unserer bekanntesten und meistgenannten Schriftsteller und Publicisten bringen. **D. Red.**

Noch einmal die Belltafel. Ueber dieses uralte Gesellschaftsspiel, das der Verfasser des betreffenden Artikels der Gartenlaube (S. 523) nur noch den Städten Breslau und Liegnitz eigen sein läßt, sind uns Mittheilungen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zugegangen, welche auf Verbreitung, Alter, Bezeichnung und die Verwandtschaft desselben mit Kegel- und Billardspiel wenigstens einiges Licht werfen.

Genau dieselbe Belltafel, wie sie in der Gartenlaube bildlich dargestellt ist, findet sich in dem Dorfe Zeschnig bei Hohenstein in der Sächsischen Schweiz. Das Spiel heißt dort „Pilger" und wird stets mit vier numerirten Steinen von vier Mann gespielt. Eine ähnliche „Pilgertafel" soll in dem Wirthshause des Dorfes Fischbach bei Stolpen, ebenfalls in Sachsen, stehen.

Aus Thüringen kommen uns mehrfache Nachrichten zu. Einen festen Sitz hatte dieses seltene Spiel in den drei Dörfern Oberdorla, Langula und Niederdorla zwischen Eisenach und Mühlhausen, deren Bewohner den Namen „Vogteier" tragen. Neben mancherlei Eigenthümlichkeiten in Trachten und Sitten zeichneten sie sich auch durch das „Belke- oder Bille-Spiel" aus, wie sie es nannten. Nur die Belltafel von Oberdorla wich insofern von der gewöhnlichen, wie auch Breslau sie zeigt, ab, als bei ihr auf dem runden Ende der Tafel auf einem Kreuz **neun Kegel** aufgestellt waren, welche durch mit Queues (ganz wie die Spielstöcke des Billards) fortgestoßene Kugeln umzuwerfen waren. Dieser Apparat, der uns in der Belltafel eine Verbindung von Kegelbahn und Billard zeigt, wurde 1859 ein Raub der Flammen; der zu Niederdorla wird als langer Kneiptisch entwürdigt, und der Dritte ist ein verkanntes Werthstück einer Rumpelkammer. Dagegen soll das Karnstädt'sche Wirthshaus in Windehausen bei Nordhausen noch im Besitz einer Belltafel sein.

„Belke" wird ferner noch in den Ortschaften Donndorf und Bottendorf bei Wiehe (an der Unstrut, im Kreis Eckartsberga) gespielt, und zwar genau wie in Breslau, nur nicht von einer geschlossenen Gesellschaft, sondern von Jedem, der Lust dazu hat. Auch in der goldenen Aue, in Tilleda, der ehemaligen kaiserlichen Pfalz am Fuß des Kyffhäusers, fand ein fröhlicher Wanderer noch 1844 eine Belltafel, die derselbe auf eine Länge von acht bis zehn Ellen schätzt, und die muldenförmig, mit Graphit geglättet und mit einem erhabenen Rande versehen war, welcher das Herausgleiten der Steine verhinderte.

Endlich schreibt uns aus Königsberg in Preußen Einer, der vor beiläufig fünfzig Jahren dort studirt hat, daß es damals noch drei sogenannte „Pilketafeln" in den ehemaligen „Gemeindegärten" der drei Städte Altstadt, Löbenicht und Kneiphof gegeben habe. Auch dort waren die Räume, in welchen sie aufgestellt waren, mit Schützenscheiben geziert. Man sah gar nicht selten ältere Bürger sich mit dem Spiele vergnügen, welches ganz mit dem in der Gartenlaube geschilderten der Breslauer übereinzustimmen schien. Die Tafeln waren jedoch nicht muldenartig vertieft, ohne Rand oder sonstige Vorrichtung. Sie bestanden aus einer einfachen, durch Alter gebräunten und durch das Spiel spiegelglatt gewordenen Eichenplanke und es wurde wohl auf dieselben wegen ihrer enormen Länge, ansehnlichen Breite und völligen Ast- und Fehlerlosigkeit als auf Merkwürdigkeiten und Zeugen von dem, was einst der preußische Wald lieferte, aufmerksam gemacht.

Der Kneiphöfischen Pilketafel gedenkt noch Rosenkranz in seinen Königsberger Skizzen (Danzig, 1842. 1. Abth. S. 196), aber schon als in Privatbesitz übergegangen. Er erwähnt, daß sie 1580 gestiftet sei.

Ein Besuch. Es ist seit langen Jahren mein Schicksal gewesen, daß ich eine leider **sehr** große Anzahl von Briefen bekomme, die — sämmtlich, **ohne** Ausnahme mit der Form beginnen: „Entschuldigen Sie, wenn ein gänzlich Unbekannter" — 2c. — — Es sind das jedesmal oft sehr lange und ausführliche Schriftstücke, die zuerst die Lebensgeschichte des Betreffenden erzählen, dann die Versicherung enthalten, daß sich derselbe vor **keiner** Arbeit scheue, und zuletzt um einen kurzen Ueberblick der Verhältnisse sämmtlicher Welttheile, wie um Nennung eines bestimmten Punktes bitten, wohin sich der Auswanderungslustige wohl wenden könne, um eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu finden. — Ja nicht selten wird sogar von mir verlangt, ihnen eine solche möglicher Weise nachzuweisen oder ihnen doch wenigstens Empfehlungen nach Amerika oder Australien mitzugeben.

Ich lebe nur von dem, was ich mir mit der Feder verdiene, und wollte ich nur die Hälfte jener Briefe beantworten, so müßte ich die Schriftstellerei vollkommen aufgeben, mir ein paar Secretaire halten, und meine Zeit ausschließlich auf diese Correspondenz verwenden, aber das **kann** ich nicht. **Was** ich über Auswanderung weiß, habe ich in meinen letzten Reisewerken dem Publicum vorgelegt. Wer wirklich auswandern will, mag die meinigen und Anderer Schriften darüber lesen, um sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden. Außerdem schicke ich grundsätzlich nie einen Fremden nach einem bestimmten Punkt der Erde, weil ich die große Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen mag. Schildert man auch noch so treu und gewissenhaft, die **Phantasie** der Europa-Müden malt sich die Sache doch ganz anders aus, und wozu sich unnützer und unnöthiger Weise Vorwürfe holen!

Eine andere Classe von Auswanderungslustigen sind solche, die unglücklicher Weise in der Nähe wohnen und uns in der eigenen Wohnung überfallen. Oft treibt sie noch nicht einmal ein fester Entschluß, sondern erst ein unbestimmter Drang — sie wollen erst Erkundigungen über alle möglichen Welttheile einziehen und sich dann erst entscheiden — oder vielleicht auch nicht. Daß sie mir dabei mitten in meine Arbeitszeit hinein gerathen und mir einen ganzen Vormittag verderben, fühlen sie nicht. Wie der gute Mann, der sich einmal zu mir hinsetzte und mir mit der größten Gemüthlichkeit sagte: „Ach bitte, erzählen Sie mir einmal jetzt etwas über Amerika — ich habe g'rade Zeit —“ so haben sie immer Zeit, und ich muß darunter büßen.

Man will doch nicht gern grob gegen solche Besucher sein — lieber Gott, es ist ja auch für sie oft, wenn sie wirklich mit ihren Familien auswandern wollen, eine Lebensfrage, und ich habe noch Niemanden fortgeschickt, aber — ich sitze dabei oft stundenlang auf der Folter, und was ich dabei versäume, vergütet mir Niemand wieder.

Manchmal freilich — leider nur selten — kommt aber auch ein Lichtblick in diesen Besuchen. So erinnere ich mich eines, der mir ewig unvergeßlich sein wird.

Ich saß in Gotha an meinem Schreibtisch, mitten in einem Roman, „Eine Mutter“, und hatte den Kopf gerade voll genug, als das Mädchen herein kam und mir sagte, es sei ein Herr draußen, der mich zu sprechen wünsche — er hätte nicht gut ungelegener kommen können.

„Wer ist es?“

„Ich kenne ihn nicht — er sagt, er wäre ein Buchbinder und müsse Sie sprechen.“

Ein Buchbinder — da war noch Hoffnung und die Sache vielleicht in zwei Minuten abgemacht — er solle nur kommen —

Es dauerte einige Minuten, bis er die Treppe heraufstieg — ich schrieb indessen weiter, als es plötzlich sehr entschieden an die Thür klopfte, und diese, ehe ich nur „herein“ sagen konnte, auch schon geöffnet wurde, und herein trat ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, anständig, wenn auch ein wenig auffallend gekleidet, mit einem lichtblauen Frack und einer kirschrothen Cravatte, beide etwas mitgenommen; dazu blonde gelockte Haare und ein äußerst vergnügtes rothes Gesicht, mit dem er mir ein so gut gemeintes und fröhliches „Guten Morgen“ entgegen rief, daß ich unwillkürlich lächeln mußte. Es sah dabei genau so aus, als ob er sagen wollte: ‚Da bin ich, haben Sie schon lange gewartet? aber jetzt soll's losgehn.‘ Es war jedenfalls ein komischer Kauz.

„Guten Morgen!“ sagte ich, „mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Bitte,“ sagte mein fideler Besuch, „ich bin Herr Friedrich Wilhelm Rassel — Buchbinder meinem Beruf nach — aus Eisenach —“

Ich mußte jetzt wirklich an mich halten, daß ich nicht gerade hinaus lachte; Herr Friedrich Wilhelm Rassel schien aber mein vergnügtes Gesicht ganz in der Ordnung zu finden und dadurch gar nicht außer Fassung zu kommen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ frug ich und deutete auf einen neben mir stehenden Stuhl.

„Gewiß!“ sagte Herr Friedrich Wilhelm Rassel mit der größten Ruhe und war im Begriff, seinen Hut auf den ihm nächsten Gegenstand abzulegen, als er dort etwas Außergewöhnliches bemerkte.

„Jemine!“ rief er, den Gegenstand genauer betrachtend — es war ein Tigerschädel — „ist das ein Hundekopf? Bombenelement, was der für Zähne gehabt hat —“

„Es ist ein Tigerschädel —“

„I, nun sehn Se mal an — und der war von einem lebendigen Tiger? — den haben Sie wohl mitgebracht? — Und was sind das alles für curiose Dinger?“ fuhr er, an der Wand herumblickend, fort. „Hören Se, was ist denn das da?“

Da ich keine besondere Lust verspürte, die doch nutzlose Arbeit zu beginnen, ihm meine ganze ethnographische Sammlung zu erklären, so unterbrach ich ihn und frug ihn, was ihn zu mir geführt. Die Gegenstände aber, von deren Existenz im Allgemeinen er überhaupt wohl noch keine Ahnung gehabt, interessirten ihn viel zu sehr, um sich indirect und mit Artigkeit davon abbringen zu lassen. Er frug nach jedem einzelnen Stück und hörte kaum, daß das indianische Waffen seien, als er mit der größten Bereitwilligkeit auf die indianischen Verhältnisse übersprang. „Wie sehen sie aus?“ „Fressen sie Menschen?“ „Gehen sie immer nackt?“ „Auch im Winter?“ „Sind sie bös?“ und tausende von derartigen wahnsinnigen Fragen mehr.

„Mein lieber Herr Rassel,“ sagte ich endlich, „ich bin sehr beschäftigt — ich habe nothwendig zu thun und sehr wenig Zeit — eigentlich gar keine. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Herr Rassel warf noch einen verlangenden Blick auf die Sammlung. „Ach ne, sehn Se 'mal, das ist ja wohl eine Lanze?“

„Ja — aber was hat Sie zu mir geführt?“

„Und da stechen sie damit?“

Den besten Menschen können solche Fragen zur Verzweiflung bringen und ich hätte ärgerlich werden können; Friedrich Wilhelm Rassel sah aber so vergnügt bei dem Allen aus und war so still in sich befriedigt — ich konnte ihm nicht böse sein.

„Nun kommen Sie, mein guter Herr Rassel,“ sagte ich, „setzen Sie sich jetzt einmal auf den Stuhl — rauchen Sie?“

„Ich habe keine Cigarren bei mir.“

„Hier haben Sie eine — da stehen Schwefelhölzer — so — wenn Sie mich wieder besuchen, erkläre ich Ihnen jedes Stück,“ (ich war fest entschlossen, dem Mädchen strenge Ordre zu geben, daß ich nie wieder zu Hause wäre) „und nun sagen Sie mir, was Sie eigentlich von mir wollen, denn ich muß selber gleich ausgehen.“

„Ja, sehen Sie,“ sagte Herr Rassel, indem er sich die Cigarre anzündete, das Schwefelhölzchen in meine erst halbgeleerte Kaffeetasse warf und sich dann, den Hut neben sich auf die Erde stellend, in dem Armstuhl behaglich niederließ, „ich bin eigentlich Buchbinder — mein Vater war auch Buchbinder und wohnte früher in Eisenach, da aber sein Geschäft dort nicht so recht ging — wissen Sie, es waren zu viel Buchbinder dort, und er hatte eine große Familie. Ich habe noch drei Brüder und vier Schwestern, und wenn wir Alle zusammen waren —“

„Aber lieber Herr Rassel, ich muß wirklich gleich fort und möchte doch so gern vorher —“

„Wo gehen Sie denn hin?“ frug Friedrich Wilhelm Rassel mit der größten Unschuld.

„Ich — habe Geschäfte zu besorgen,“ log ich in aller Verzweiflung.

Herr Rassel sah mich von der Seite an — als ob es ihm selber sonderbar vorkomme, daß ich vorgab, in Gotha Geschäfte zu haben, aber er äußerte Nichts darüber.

„Ja,“ bemerkte er nach einer kleinen Pause, „eigentlich wollte ich nach Amerika und — da Sie doch schon einmal ein Buch darüber geschrieben haben, so wissen Sie gewiß, wie es dort aussieht. Ist da eine gute Stelle für Buchbinder?“

Amerika — oben im Norden decken weite Eisflächen das Land; dort breiten sich die weiten Seen und Prairien; auf schäumendem Roß jagt der Wilde den Büffel; rege Städte, reges Treiben; Sümpfe; wildverwachsene Palmendickichte; endlose Llanos und riesige Ströme; Wildniß so weit das Auge reicht; fruchtbare Hänge und Triften; weite Pampas mit zahllosen Viehheerden und Rudeln von Wild bedeckt; und wo er in's Meer ragt, der ewige Fels, da schäumt die Brandung dagegen und stürmt ihn vergebens mit den eisigen Riesenwogen.

„Ist da eine gute Stelle für Buchbinder?“

„Platz genug haben Sie,“ erwiderte ich ihm, „und ich wüßte Länder, wo Sie auf hundert Meilen keinen Concurrenten finden.“

„Donnerwetter,“ sagte Herr Rassel, „und wo ist das?“

„Wohin in Amerika wollen Sie denn eigentlich?“

„Ja, das weiß ich selber noch nicht,“ lautete die Antwort, „wenn ich nur gleich irgendwo einen Meister wüßte. Bei den Indianern ist wohl nichts?“

Ich warf ihm einen mißtrauischen Blick zu, denn unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß er mich zum Narren haben wolle — aber Friedrich Wilhelm Rassel war „eine Seele von einem Menschen“, er trug kein Falsch in seinem Herzen.

„Nein,“ sagte ich, „bei den Indianern ist nichts zu verdienen. Sie müßten sich wohl einen civilisirteren Theil der Erde aussuchen, vielleicht Rußland.“

„Hm,“ sagte Herr Rassel, „daran habe ich auch schon gedacht, aber meine Sehnsucht zieht mich nach Amerika. Glauben Sie, daß ich seekrank werden würde?“

Ich bejahte diese Frage auf das Entschiedenste. Der Mann machte mir den unabweisbaren Eindruck, als ob er in diesem Augenblick schon seekrank wäre, oder wirbelte nur mir der Kopf so?

„Hm,“ sagte er, „Amerika ist das Land der Freiheit und Brüderlichkeit. Jeder kann hingehn und dem Präsidenten die Hand geben, und sie schmeißen ihn nicht hinaus — und ich kann arbeiten und verzehren, was ich will, und die Polizei nennt alle Leute Sie. Nordamerika, mein' ich, wo die Deutschen alle über Bremen und Hamburg hinfahren. Dort möchte ich ein Geschäft gründen, dann braucht man sich von keinem Meister mehr schinden zu lassen, aber erst möcht' ich eine Stelle haben, damit man sich vorher ein bischen umsehn und Kunden finden kann, und darum wollte ich Sie bitten mir eine hübsche Stadt in Amerika aufzuschreiben, wo noch kein Buchbinder ist.“

„Aber dort finden Sie dann auch keinen Meister.“

„Hm — ja — das ist wahr — aber das schadet am Ende Nichts; dann fange ich gleich so an.“ Er nahm dabei seine Brieftasche aus der Tasche, um sich die betreffende Adresse zu notiren. —

„Aber, lieber Freund, was hilft Ihnen das? wo kein Buchbinder ist, läßt auch kein Mensch Bücher einbinden und Sie bekämen doch keine Kundschaft!“

„Ueberlassen Sie das mir,“ sagte Herr Rassel, mit seinem vergnügt lächelnden Gesicht, „darin kenne ich mich aus — kennen Sie keinen Ort?“

„Ich könnte Ihnen Hunderte nennen, aber in Ihrem Geschäft finden Sie dort auch keine Beschäftigung — wer läßt in der Wildniß binden?“

„Bitte nur um eine solche Stadt — das Uebrige ist meine Sache.“

„Schön,“ lachte ich, „dann gehen Sie nach Perryville in Arkansas, dort ist nicht allein kein Buchbinder, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung geben, daß Keiner daran denkt dorthin zu ziehen.“

„Perrwill,“ schrieb Herr Rassel nieder — „schreiben Sie ‚will‘ mit einem f oder einem w?“ —

„Mit einem v.“

„Schön — in Arkansas — wo liegt das?“

„Weit im Westen.“

„Sehr schön,“ sagte Herr Rassel, schob die Tafel zurück und ergriff seinen Hut, „ich bin Ihnen sehr dankbar. Wissen Sie, Herr Gerstäcker, ich werde Ihnen über Alles schreiben — einstweilen leben Sie wohl!“ Dann machte er die Thür von draußen zu und stolperte die Treppe herunter.

Ob er nach Perryville gegangen ist? ich weiß es nicht, jedenfalls wird er nicht mit Bestellungen auf Brockhaus' Conversations-Lexikon oder Geibel's Gedichte überschwemmt worden sein.

Fr. Gerstäcker.

Kleiner Briefkasten.

Dem Leser der Gartenlaube aus Dortmund herzlichen Dank für seine reiche Gabe. Im Namen von fünf armen Schnitzlehrlingen

Hochachtungsvollst Michael Sachs.

Partenkirchen im October 1869.

R. J. in M. Sehr gern geben wir Ihnen die Erlaubniß, den Artikel „Der Wunderglaube in Paris von Ludwig Kalisch“ in Ihrem Blatte, selbstverständlich mit Angabe der Quelle, nachzudrucken. Derselbe Artikel ist übrigens in einer hebräischen Uebersetzung und mit einer sehr belobenden Anmerkung seitens der Redaction bereits in einer Odessaer Zeitung erschienen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in L

No. 48. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

„Hast schon wieder Recht, Schwiegersohn," rief der Bauer, „es braucht kein Mensch zu wissen, was wir miteinander haben. . . . Also in vier Wochen ist Hochzeit, wenn's Dir recht ist . . . und nit wahr, das Andre . . . das wie wir heut' zusammen'kommen sind, das bleibt auch unter uns . . ."

„Versteht sich," betheuerte Domini, „wie werd' ich denn meinen Schwiegervater verrathen . . . wir sind ja jetzt Ein Herz und Eine Seel' . . . und Ein Beutel . . .," setzte er für sich hinzu, während der Alte die eben eintretenden Bauern lärmend herbeirief und sie einlud, seine Gäste zu sein. Der Tyroler Wein wollte schon nicht mehr genügen, der Wirth mußte besseren auftischen, und that es bald mit einer Sorte, von der er hoch und theuer versicherte, daß eine solche im königlichen Hofkeller nicht zu finden sei.

Die Wirkung war mindestens eine baldige und allgemeine; Alles lachte und sprach durcheinander, Domini aber griff in die Cither und sang nach einer lustigen Weise:

„Wenn i unser Herrgott wär',
G'höret' d' Welt mein,
Ich machet' aus'm Wasser
Lauter solchenen Wein . . .

Und die Berg' müßten nacha
Von Kletzenbrod sein;
Da nahm' ich 'n Wendelstoa
Und brocket 'n ein!"

Lärmender Beifall lohnte den Sänger und Alles stimmte zu lauter Wiederholung ein, der Feichtenbauer aber, dessen Gesicht immer mehr zu glühen begann, lachte und sang am lautesten; dann schlug er auf den Tisch und rief: „Kreuzbirnbaum, so ist es recht, so laß' ich mir's gefallen! Aufg'rebellt, Ihr Leut', es ist nur schad', daß keine Musikanten da sind! Heda, Wirth, eine andere Flasche!" fuhr er fort, indem er die auf dem Tische stehende ergriff und in die Höhe hob, als wolle er sie wegwerfen.

„Was thust denn, Feichtenbauer?" rief einer der Zecher und hielt ihm den Arm, „sie ist ja noch halb voll!"

„Was schadet's?" rief der Bauer sich losmachend entgegen, und schleuderte die Flasche an die Wand, daß der rothe Wein daran herunter auf die Diele floß. „Bring' eine andere, Wirth, bring' gleich ein halbes Dutzend auf einmal, damit's doch der Müh' werth ist! Besinn' Dich nit so lang . . . ich kann's zahlen!" Dabei hatte er einen vollen ledernen Zugbeutel hervorgeholt und stürzte ihn auf der Tischplatte um, daß die Gulden und Thaler umher kollerten. „Da nimm Dir, dummer Kerl! Was kost' Deine ganze Wirthschaft? Lang' zu — ich hab' genug daheim solchen Pfifferling!"

Der Wirth brachte das Verlangte, aber er schüttelte den Kopf und schob dem Bauer die zusammengelesenen Thaler zurück. „Das braucht's nit, Feichtenbauer," sagte er, „wir werden schon gleich miteinander, bei Dir hat's gute Weg'! . . ."

„Kreuzbirnbaum," rief dieser erfreut, „so ist's recht — so hör' ich's gern! Sollst leben, Wirth!" Er schob ihm ein gefülltes Glas hin, stieß mit ihm an und stürzte das seine in einem Zuge aus.

„Du bist heut' gut aufgelegt," sagte einer der Bauern lachend, „wenn Du so fort machst, kannst Du Dich gut auswachsen!"

„Geht's Dich was an?" rief der Feichtenbauer entgegen, dessen zornmüthiges Wesen durch den vielen Weingenuß noch gesteigert war. „Ich kann mehr Wein in meinen Stiefeln vertragen, als Du in Deinem ganzen Leben nur zu sehen kriegst . . . und wenn ich mir einen Rausch trinken will, so kann ich's zahlen, verstehst Du mich, Du Zaunschnipfer, Du!"

Der Angegriffene wollte gereizt entgegnen und es wäre wohl kaum noch gelungen, den Frieden zu erhalten, wäre nicht gerade im rechten Augenblick eine Unterbrechung von außen dazwischen gekommen, indem lautes Juchzen und bäurisches Singen von der Straße herein erscholl.

Eine Schaar junger Bauernbursche kam gegen die Anhöhe heran, alle mit den Armen aneinander angefaßt, daß sie eine Kette über die volle Breite der Landstraße bildeten. Einer, der der Anführer zu sein schien, sang in hohen kreischenden Fisteltönen vor:

„Wir san (sind) halt die Oachen' (Eichenen),
Wir thun, was wir woll'n,
Und wer uns was einred't,
Der Teufel soll'n hol'n!"

Die Uebrigen schrieen im wüsten Chore nach und abwechselnd folgte ein Anderer als Vorsänger:

„Wir Hüatinger Buben san
Von hoanbüchen (hainbuchen) Holz;
Kommt's her, wer a Schneid' hat,
Zum Raffa (Raufen), wenn's wollt's!"

„Juhe, jetzt kommen die Richtigen!“ rief der Feichtenbauer, indem er sich taumelnd erhob und, von Domini begleitet, durch den Flur unter die Hausthür schwankte. „Heda, eingekehrt, Ihr Hüglinger Buben . . .“, rief er, „heut' bin ich der Wirth am Berg; da geht kein richtiger Bursch vorbei! Herein da, alle miteinander!“

Der Gesang brach ab und ging in Gelächter über; die Bursche kamen an's Haus heran, mit dem Feichtenbauer zu schwatzen, dessen Zustand schon auf den ersten Blick erkennen ließ, daß es ohne Spaß und Jux nicht abgehen werde. Die Bauern in der Stube ließen sich inzwischen durch die ihnen gewordene Gastfreundschaft und freie Zeche nicht beirren, während der kurzen Abwesenheit des Bauers ihre Gedanken über denselben und seinen Begleiter auszutauschen.

„Was muß denn dem Feichtenbauer passirt sein, daß er heut' gar so freigebig?“ sagte der Eine, mit dem er bald in Streit gekommen wäre. „Er ist ja ganz aus dem Häusel! Ich bin doch schon wie er bald dreißig Jahr auf meinem Gütel, und wenn ich auch nie besonders mit ihm zusammengekommen bin, hab' ich ihn doch niemals so gesehn und auch nichts davon sagen hören, daß er mit der Flaschen so gut umgehn kann! . . .“

„Es hat eine eigene Bewandtniß mit ihm,“ sagte der Wirth, nicht ohne sich vorher vorsichtig umgesehn zu haben, „ich kenn' ihn auch von Jugend auf, aber er ist immer ein exterer Mann gewesen, mit einem wilden und ungleichen Humor, wie wenn's im April durcheinander regnet und die Sonn' scheint! Er hat gearbeitet für Zehn, hat sich oft kaum das Essen und einen Tropfen Bier vergönnt, geschweige denn was Andres — nachher aber wieder, wenn ihm das Radel ist laufend 'worden, hat er keinen Handstreich gethan, manchmal zu der dringendsten Zeit, und ist Wochen lang aus dem Wirthshaus und aus dem Rausch nicht herausgekommen; . . . er ist das ewige Widerspiel!“

„Das ist wahr,“ sagte ein Anderer, „ich hab' ihn selber so gesehn — die Bäurin hat genug mit ihm auszustehn gehabt und hat sich himmter gekränkt und gehärmt, bis sie darüber abgeserbt und ausgezehrt ist . . . aber seit langer Zeit ist alles still gewesen . . .“

„Das macht,“ sagte der Wirth, „weil ihm die Bäurin auf ihrem Todbett in's Gewissen geredt hat . . . darüber ist er in sich gegangen, und hat es ihr mit Hand und Mund versprochen hinüber in die Ewigkeit, daß er gut thun will . . . aber diemalen, so scheint's, kriegt das Versprechen doch ein Loch . . .“

„Ich hab' auch sagen hören,“ bemerkte ein Dritter, „er hat das Wetterreißen in den Händen und Füßen; das soll ihn dasig (kleinlaut) gemacht haben, denn der Bader hat ihm Alles verboten, Bier und Wein, und hat ihm gesagt, er könnt' ganz contract werden, wenn er sich nicht halten thät' . . .“

„Die Hauptsach' nit zu vergessen,“ unterbrach ihn der Wirth, „wenn er die Zeit her gut gethan hat, so ist daran wohl meistens seine Tochter schuld — das ist ein richtiges Leut, ein Madel, vor dem man den Hut abziehn muß bis auf den Erdboden; die regiert den ganzen Feichtenhof und den Bauern dazu — und heut', heut' muß er ihr justament aus'kommen sein, und da hat ihn der Domini in seine Händ' kriegt, der hat seine Freud' d'ran, wenn's irgendwo was absetzt, und legt überall noch ein Scheit zu . . .“

„Wer ist der Domini denn eigentlich?“ fragte der Erste wieder. „Wie mag ihn denn der aufgegabelt haben?“

„Kann mir's nicht einbilden,“ erwiderte der Wirth, „so viel aber weiß ich, wenn er auch noch so alert thut, aussuchen thät' ich mir ihn nicht, wenn ich eine Gesellschaft haben wollt'! Er ist da drüben am Inn zu Haus, wo's in's Tirol hinein geht, ein Wirthssohn, und sein Vater soll so reich sein, daß er die Kronenthaler in Habermetzen mißt; er selber ist ein gelernter Metzger, und geht die meiste Zeit feiernd im Gäu herum, Vieh einzukaufen, mit dem er handelt . . .“

Das Gespräch wurde durch den stürmischen Eintritt der Bursche unterbrochen, welche auf des Bauers Geheiß am Tische Platz nahmen und sich nicht lang nöthigen ließen, an dem Gelage theilzunehmen; der Wirth trug zu, was man verlangte; war er auch mit der ganzen Zecherei nicht recht verstanden, so wäre es doch zu sehr gegen seinen Vortheil gewesen, einen Gewinn von der Hand zu weisen und solche Gäste durch Widerspruch auf vielleicht lange Zeit zu verscheuchen. Johlend und juchzend ward mit den Gläsern angestoßen, daß der Wein überströmte, und dabei von den Heldenthaten erzählt, die man eben verrichtet hatte. „Das ist ein Hauptgaudi gewesen,“ rief der Anführer der Bursche, eine stämmige Gestalt mit breitem, von Sommersprossen bedecktem Gesicht und brandrothen Haaren, „das muß ich erzählen, wie uns die alte Kramergütlerin von Mittling in's Eisen gegangen ist. . . . Es ist ein böses Leut, das keinem Menschen was vergönnt und den Ehhalten statt des Mehls Kleien unter die Nudel mischt . . . ich weiß es selber, denn ich bin ein paar Wochen bei ihr im Dienst gewesen und hab' ihr allerhand in ein Wachsl' gedruckt . . . da ist sie uns heut' justament recht in die Händ' gelaufen, daß ich meinen Gift hab' auslassen können an der alten Hex'! Ihr hättet das Gesicht sehn sollen, wie wir ihr den Weg versperrt haben und wie sie gesehn hat, daß sie sonst nirgends aus kann, denn links ist ein Kothlacken gewesen und rechts der Straßengraben. . . . Wie wir ihr gesagt haben, daß wir sie nicht durchlassen, wenn sie nicht über den Stock springt, den ich ihr vorgehalten hab', da hat sie geschrieen und aufbegehrt und geschimpft wie ein Rohrspatz — zuletzt aber, wie sie gesehn hat, daß doch nichts Andres hilft, hat sie klein beigegeben und ist über den Stock gesprungen, wie der best dressirte Pudelhund . . . die Röcke sind nur so geflogen!“

Wildes Gelächter begleitete die Erzählung, in das auch der Feichtenbauer einstimmte, obwohl bei nüchternem Verstande ihm wohl kaum entgangen wäre, daß die einer Standesgenossin zugefügte Schmach mittelbar auch ihn treffe; die andern Bauern lachten gezwungen, sie wollten es mit dem Muthwillen des jungen Volkes nicht aufnehmen. Dadurch ermuntert, reihten die Bursche Erzählung an Erzählung und prahlten, wie draußen im Flachlande die jungen Leute den unbeliebten Landgerichtsoberschreiber zwangen, ihnen mit ausgespannten Armen das Vaterunser vorzusagen, und wie ein andermal ein wegen seiner scharfen Predigten gegen die sündhafte Tanzlust mißliebiger Pfarrer genöthigt wurde, auf offener Straße eine Menuett aufzuführen.

Ueber dem Lärmen und Schreien war der Eintritt eines weitern Gastes um so minder beachtet worden, als derselbe gleich unmittelbar neben der Thür Platz nahm, nachdem er einen ansehnlichen Holzkasten, den er als Rückenbürde trug, auf die Bank abgesetzt, und der ihn begleitende Spitzhund sich hart unter demselben und zu den Füßen seines Herrn niedergekauert hatte. Der Händler war ein bejahrter, aber immerhin noch rüstiger Mann, der, als er die Mütze abnahm, sich den Schweiß der Wanderung abzuwischen, einen fast ganz kahlen Scheitel entblößte; der blaue Staubkittel, den er trug, verrieth, daß er sehr arm oder sehr sparsam war, und dafür sprach auch, daß das Glas Bier, das er sich genügsam geben ließ, ihm nach Mühe und Hitze trefflich mundete. Er schien anfangs das Gespräch am Fenstertische gar nicht zu beachten; als es ihm nicht mehr entgehen konnte — war er keineswegs davon erbaut, schüttelte den Kopf und schob zuletzt seinen Krug mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde des Unwillens und einem kurzen Lachlaute von sich.

Die Bursche, die ihn jetzt gewahrten, steckten die Köpfe zusammen, und der Keckste, der rothe Steger-Martl, rief herüber: „Heda, Landsmann . . . Du da hinten an der Thür . . .“

„Soll das mich angehn?“ fragte der Mann gelassen und wandte ihnen halb das Gesicht zu. „Ich wüßte nicht, daß wir miteinander Schwein' gehütet hätten und Du und Du geworden wären, und Euer Landsmann bin ich auch nit . . .“

„Das hören wir an Eurer Sprach',“ entgegnete der Bursche, „daß Ihr ein Blitzschwab' seid — aber Ihr habt vorhin gelacht bei dem, was ich erzählt hab', und da will ich Euch nur fragen, ob Ihr was dawider einzuwenden habt — ob Euch 'was nit recht ist? . . .“

„Ich sitz' hier in offener Schenk'!“ erwiderte der Händler so kaltblütig wie zuvor, „und bin ein Gast wie jeder andere; ich frag' nicht, was Andre an ihrem Tisch treiben, und brauche mich nicht fragen zu lassen, was ich an dem meinigen thue — aber damit Ihr nicht etwa glaubt, ich fürchte mich vor Euch, so kann ich Euch wohl sagen, über was ich gelacht habe . . . über Euch, weil Ihr damit groß gethan, wie Ihr an wehrlosen Menschen Euren Muthwillen ausgeübt habt, so Viele über Einen, so viele Bursche über ein altes Weib, und weil ich mir vorgestellt hab', wie es wohl wär', wenn Ihr einmal dabei an den Unrechten kämt!“

„So?“ sagte Martl, der aufgestanden war und sich mitten

in die Stube stellte. „Wenn Ihr uns in den Weg gekommen wärt und wir hätten von Euch verlangt, Ihr solltet Menuett tanzen, da wärt Ihr wohl gar der Unrechte gewesen?"

„Das glaub' ich schier selber," sagte der Mann, indem er ruhig sitzen blieb, aber kein Auge von dem Burschen verwandte.

„Na — dann könnten wir's ja da auch probiren," neckte Martl weiter und trat etwas näher. „Wir wollen's gleich auf der Stell' miteinander abmachen! Was thätet Ihr wohl sagen, wenn ich von Euch verlangte, Ihr sollt da auf den Tisch hinaufsteigen und aufwarten wie ein Pudel?"

„Ich würde Nein sagen," antwortete der Krämer fest.

„Und wenn ich Euch," fuhr Martl fort und hob drohend seinen Stock in die Höhe, „meinen Hainbüchenen da zeigen thät?"

„Dann ließ ich dem, der einen Hund aus mir machen wollt', durch meinen Hund antworten," sagte der Krämer. „Paß' auf, Löw'!" Dabei stand er auf und griff ruhig nach seinem Kruge, ihn auszutrinken, der Spitz aber war aus seinem Versteck hervorgebrochen und lag nun, den Kopf auf die Füße duckend, sprungbereit auf allen Vieren da. So unansehnlich das Thier war, funkelten doch seine Augen so bedenklich, es knurrte und fletschte die Zähne so grimmig, daß der überraschte Bursche unwillkürlich zurücksprang und in eine Fluth von Scheltworten ausbrach. „Himmelsacrament," schrie er, „das ist keine Art und Manier... bietet Eurem Hundsvieh ab, Ihr seid ein dummer Mensch, der keinen Spaß versteht." . . .

„Auf einen solchen Spaß wenigstens bin ich nicht eingerichtet," sagte der Krämer, indem er die Tragriemen seines Kastens über die Schultern schlang und nach der Mütze griff. Martl hatte sich grimmig zurückgezogen, aber er wagte nicht weiter etwas gegen den Mann zu unternehmen, denn seine Flucht war so eilig und sonderbar gewesen, daß die Bauern und selbst seine Genossen in lautes Gelächter ausbrachen und der kalten Entschlossenheit des Hausirers ihren Beifall nicht versagen konnten. Der am lautesten lachte, war wieder der Feichtenbauer, der den Mann durchaus veranlassen wollte, zu bleiben und an dem Gelage theilzunehmen. „Gut hast Deine Sach' gemacht, Du Blitzschwab!" rief er. „Da komm' her und trink' ein Glas'l mit mir . . . was hast denn in Deinem Kasten? Mit was handelst denn? Leg' aus Deine Waar', ich kauf' Dir s' ab . . . ich kann's zahlen! Was kostet der ganze Bettel?"

Der Hausirer war furchtlos hinzu getreten und that aus dem gebotenen Glase Bescheid. „Mit kleiner, leichter Silberwaare, Herr," sagte er, „mit Leinwand, Tüchern und allerhand schöner Schnittwaar! Ich hab' Spitzen, so fein wie Spinnweb', die taugen überall hin, an ein Taufgewand, an ein Todtentuch, oder an einen Hochzeitsschurz . . ."

„Hahaha," lachte der Bauer, „mit dem Todtentuch soll's noch eine gute Weil' haben, denk' ich — aber einen Hochzeitsschurz könnt's wohl absetzen und ein Taufgewand." . . . Dabei stieß er Domini mit dem Ellenbogen in die Seite und blinzte ihm zu, daß die Bauern einander ansahen und zunickten, als wenn sie sagen wollten, daß ihnen nun über Manches ein Licht aufgegangen. „So pack' aus, Kramer," fuhr er fort, „laß sehn, was man brauchen kann!"

„Ich kann nicht," erwiderte dieser, „ich bin auf Mittag zu dem Herrn Pfarrer von Kreuzling bestellt . . . ich hab' noch zwei gute Stunden zu gehn und darf die Kundschaft nicht versäumen — der hochwürdige Herr will ein ganzes Altargewand kaufen."...

„Wie viel ist's denn schon?" sagte Domini und zog seine Uhr hervor, daß die Kette über seine Hand herabhing und die Aufmerksamkeit des Händlers auf sich zog. „Eine schwere Kette," sagte er, indem er sich vorbeugte und sie betrachtete, „und sauber gearbeitet . . . das ist ein Schwäbischgemünderstück . . . ist Euch die Kette nicht feil? Mir gefallt sie besonders wegen dem Napoleonskopf, der auf der Walze eingegraben ist."

„Nein," rief Domini lachend, „das ist sie nicht! Hättet Ihr Lust dazu? Will's glauben, daß sie Euch in den Kram taugte . . . aber ich hab' selber meine Freude daran. . . . Laßt dafür Eure eigne Waare ansehn. . . ."

„Es geht nicht," entgegnete der Händler. „Ihr werdet nit wollen, daß ich das gute Geschäft versäum', wegen dessen ich eigens den weiten Weg gemacht hab' . . . es ist bald elf auf Eurer Uhr, ich muß fest auftreten, damit ich noch zur rechten Zeit nach Kreuzling komm' . . . aber wenn's Euch so recht ist und mir der Herr 'was zu lösen geben will, so dürft Ihr mir's nur sagen, wo Ihr daheim seid, und wenn Ihr mir für die Nacht ein Plätzchen in Eurem Stadel geben wollt, will ich noch vor Abends bei Euch einsprechen und Alles auspacken, was ich habe. . . ."

Der Bauer war es zufrieden; er hatte nicht nöthig, die Lage seines Gutes erst lange zu beschreiben, der Krämer kannte es bereits.

„Ein schöner Hof," sagte er, „ich kenn' ihn lang', man sieht ihn ja stundenweit, aber er liegt doch so weit ab, daß mich mein Weg noch niemals hingeführt hat . . . dafür will ich heut' kommen und gehe jetzt meiner Handelschaft nach, und damit Adies." . . . Er ging; an der Thüre aber wandte er sich und rief lachend zurück: „Paß' auf, Löw' — daß uns Niemand den Weg verlegt!"

Lachen begleitete ihn, und die erst so feindliche Begegnung schien vollkommen friedlich verlaufen zu wollen, als er nochmals zurückkehrte und dem Wirthe zurief: „Da fällt mir eben ein, daß ich noch etwas vergessen habe. . . . Ich bin heut' Morgens da drüben in der Thalschlucht an der einzelnen Mühle vorbeigekommen, die Müllerin ist eine Kundschaft von mir . . . Ihr werdet sie ja kennen, Wirth?"

„Freilich," rief dieser, „sie ist sogar eine weitschichtige Bas' von mir, die Rohrmüllerin . . . was ist's da mit ihr?"

„Ich habe nachgefragt, ob sie diesmal nichts braucht," erzählte der Krämer, „aber die Frau ist ganz auseinander gewesen und ganz verwirrt . . . ihr Sohn ist in der vorigen Nacht so arg geschlagen und verwundet worden, daß er im Bett liegen muß und fast nichts von sich weiß . . . sie läßt Euch bitten, Ihr sollt ihr von dem Wunderbalsam schicken, der so heilsam sein soll. Ihr wißt schon welchen, hat sie gesagt . . ."

„Gleich will ich den Buben damit hinüberschicken," rief der Wirth, indem er den Balsam aus einem Schrank hervorholte und die Ueberbringung anordnete. „Aber was ist denn mit dem Müller Hies geschehn? Wer hat ihm denn was gethan?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Hausirer. „Die Mutter sagte, er wolle bald heirathen, seine Braut wohne im nächsten Dorf — er habe sie besuchen wollen und sei von dort so zurückgekommen . . ."

„Aha!" riefen die Bursche lachend, „er ist Gassel gegangen und die Dorfbuben werden ihn ein Bissel gescheitert und gewasen't haben . . ."

„Gescheitert?" fragte der Krämer verwundert. „Was soll denn das heißen?"

„Da merkt man's," entgegnete Steger-Martl, „daß Ihr nit bei uns daheim seid, weil Ihr unsre Brauch' nit kennt! Wenn ein Bursch zu seinem Schatz Gassel geht und am Kammerfenster mit ihr discutiren und spenzeln will, nachher passen ihm die Buben auf und leiden's nit, und wenn er nit aus dem Dorf ist, wird er hinausgejagt und wird mit Wasen (Wasenstücken) und Holzscheitern geworfen, bis er's gut sein laßt oder bis er sich einmal stellt und sich durchrauft . . ."

„Nun, das muß wahr sein," rief der Krämer, indem er sich wieder zum Gehn anschickte, „Ihr habt schöne Gebräuche hier zu Land' . . ."

„Oho!" tönte es ihm vielstimmig entgegen, „wem es nicht gefallt bei uns, der braucht ja nicht da zu bleiben! Der Bändelkramer könnt' auch was Gescheidres thun, als sich über die Leut' aufhalten, die ihm seine Fetzen abkaufen sollen! So ist's einmal Brauch bei uns und soll's bleiben, und wem's nit recht ist, dem machen wir's recht!"

Hätte der Hausirer sich nicht so schnell auf die Beine gemacht, es wäre wohl möglich gewesen, daß die Bursche, auf den ersten Disput zurückkommend, die Doppelrechnung nachträglich auf einmal ausgeglichen hätten. Als man ihn nicht mehr sah und als Domini wieder die Cithersaiten schwirren ließ, wurde er vergessen; die Gläser wurden wieder eifriger gefüllt und dazu klangen die Schnaderhüpfeln und Trutzreime in der Runde:

„Und wer will a richtiger
Gasselbub' wer'n,
Der darf sich um's Was'nen
Und Scheitern nit scher'n!"

begann Domini, und der Steger-Martl fuhr fort:

„An's Wasʼnen und Scheitern,
Bue, darfst Dich nit kehr'n.
Wer das Gasselgehn fürcht',
Hat sein Dieudel nit gern!"

Ein Dritter aber schnalzte mit der Zunge, klatschte in die Hände und sang dazu:

„Das ist die recht' Gaudi,
Wenn All's a so fliegt,
Nacha weiß 's Dieud'l doch,
Daß 's kein Lettfeigen kriegt!"

Die Unterhaltung wurde immer lauter, die Gäste immer lustiger. Der Feichtenbauer hatte völlig vergessen, daß es noch eine Tochter gebe, auf die er zu warten habe; desto mehr gedachte Domini daran und wurde immer unruhiger, je länger deren Erscheinen sich verzögerte. Der Wallfahrtsgottesdienst mußte längst zu Ende, die kurze Wegstrecke von der Kirche zum Bergwirthshause längst zurückgelegt sein, wenn nicht unterwegs ein Aufenthalt stattgefunden . . . er gedachte des Umstandes, daß Wendel von dem Bauern loszukommen gesucht, und glaubte auf einmal die wahre Ursache davon zu errathen; er sah dessen Miene, als ihm angekündigt worden, er habe die Tochter zu erwarten und zu geleiten . . . und die einzelnen Funken fanden und trafen sich immer mehr und loderten zu Einer Flamme zusammen, die ihn bald nicht mehr rasten ließ und die Citherfaiten unter seinen Fingern glühen machte. Eine Weile rang er noch mit sich, es war ihm unerwünscht, den Bauer in seinem Zustande mit den Anderen allein zu lassen und vielleicht zu Fragen und Einflüsterungen Gelegenheit zu geben, die ihm unangenehm sein konnten — endlich gewannen Sorge und das Verlangen, sich Gewißheit zu verschaffen, die Oberhand, ein flüchtiger Blick auf die Zecher und den Bauer ließ ihn hoffen, daß mindestens für einige Augenblicke nichts zu befürchten sei.

„Ich will doch meiner Hochzeiterin ein Bissel entgegen gehn," raunte er dem Alten zu, „vielleicht kann ich gleich meinen Spruch anbringen," und verließ, von dem Nicken und Lachen desselben begleitet, die Stube.

Das Liebespärchen war indessen in traulichem Gespräch still und langsam seinen schönsten Lebensweg gewandelt, beschäftigt mit Entwürfen und Hoffnungen der Zukunft, die, unter jedem ihrer Schritte aufsprossend, sie grün und blüthenreich umgaben, wie die Saaten und Sträucher um sie her, oder sich selbst erfreuend mit Rückschau in die Vergangenheit und dem Aufsuchen der ersten Keime, aus denen die beglückende Neigung sich entfaltet. Sie waren Beide so schön in ihrer Liebe, klar und rein wie der Himmel über ihnen, daß es schien, als ob die Natur um sie her sich ihres Bundes erfreue, als ob ihretwegen die Büsche festlicher rauschten, die Vögel zärtlicher sängen und die Sonne goldener schiene.

Als sie am Eingange des Dorfes angelangt waren, blieb Christel stehn und hieß Wendel vorangehn und den Vater von ihrem Kommen verständigen; sie wolle in dem Wirthshause nicht verweilen, sondern trachten, daß sie eilig nach Hause kämen — dort wolle sie dann Alles entdecken und in Ordnung bringen. „Jetzt," sagte sie, „will ich noch einen Augenblick bei der alten Bäckin einkehren; ich hab' es ihr versprochen und muß es wohl halten, denn wenn sie nicht gewesen wär' und mir Alles erzählt hätte, wär's jetzt nicht so schön, wie es geworden ist." . . .

Wendel war bereit. „Ich geh' schon," sagte er, „zuvor aber gieb mir noch einmal Deine Hand und sag' mir's noch 'mal, damit ich's glauben kann, daß alle die Glückseligkeit nit bloß ein Traum und eine Einbildung ist ... sag' mir, daß Du mich gern hast, Christel . . ."

„Von Herzen," sagte sie, ihm die Hand reichend und mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele offen lag. „Ich will Dein Weib werden, Wendelin, und niemals von Dir lassen — niemals, so gewiß als ich einmal in den Himmel kommen will . . ."

„Und ich will Dich gern haben — über Alles," rief Wendel und drückte ihr feurig die Hand, „wie meinen Schutzengel! Aber ich will Dich auch nimmermehr lassen. . . . O mein Gott, wenn ich mir's jetzt nur denke, daß Dich mir Jemand nehmen wollt'... daß der Vater vielleicht Nein sagen könnt' . . . Christel, ich weiß nit, was ich im Stand' wär', zu thun! Bei der bloßen Einbildung steigt es mir ganz heiß auf und wird mir völlig schwarz vor den Augen . . ."

„Sei nit so wild, mein Bub'," sagte sie mit lieblichem Lächeln, „es steht Dir zwar recht gut an, wenn Du das Göschel so 'in die Höh' ziehst in Deinem Eifer — aber ich kann's nit leiden, das übertriebene Wesen! Sorg' Dich nit — der Vater sagt nit Nein und es nimmt mich Dir auch Niemand, denn zum Nehmen gehören Zwei, Einer, der nimmt, und Einer, der sich nehmen laßt . . . Aber noch einmal, sei mir nit so wild; ich hab's schon öfter gemerkt an Dir, daß Dich die gahe Hitz' so überkommt — das mußt' Dir abgewöhnen, Wendel — das ist nichts nutz' . . ."

„Ja — ja — ja," rief der glückliche Bursche entgegen, „ich will ja Alles thun, was Du verlangst — ich will so fromm und so gut werden, wie Du 's selber bist ... aber mit Dir, Christel, mit Dir . . . Du mußt mich erst dazu machen!"

Sie schüttelten sich noch einmal die Hände und trennten sich, Wendel ging den Wiesenpfad hinter den Obstgärten des Dorfes entlang, das Mädchen trat in das bezeichnete Haus.

Unbeachtet und ungeahnt von Beiden war inzwischen Domini auf einer kleinen Erhöhung des nächsten Gartens gestanden und Zeuge ihrer Unterredung geworden; der Weindunst war ihm völlig verflogen, sein Gesicht noch blässer und verzerrter als sonst, denn wenn er auch zu weit entfernt war, die Worte des Gesprächs verstehen zu können, ließen doch die ganze Haltung desselben und jede Geberde erkennen, daß der Inhalt nicht von der Art war, wie sie zwischen Herrin und Knecht zu erwarten war. Knirschend biß er die Zähne übereinander, ballte die Fäuste und griff nach der Tasche, als wolle er ein Messer hervorziehn; eine Weile hatte er geschwankt, ob er nicht umkehren und den Bauer als Augenzeugen herbeirufen solle . . . dann rannte er die Anhöhe herab, entschlossen, um nicht blinden Lärm zu machen, sich vor Allem selbst volle Gewißheit zu verschaffen.

Er hatte nicht lange an dem Hause, in das Christel eingetreten war, zu warten; nach kurzem Aufenthalte trat selbe auf die Schwelle, sich mit heiterem Lachen verabschiedend — es brach ab und machte einem Laute der Ueberraschung Platz, als sie, um die Ecke biegend, plötzlich Domini gegenüber stand. Ein unerklärlich widriges Gefühl überkam sie, als sie in das blasse verzogene Gesicht und die boshaft funkelnden Augen des Burschen sah; es war, als ob eine eisige Hand ihr plötzlich an das heiß pochende Herz greife, und ein grauender Schauer überflog sie, wie er Jenen befällt, der im Begriff, Blumen zu pflücken oder Früchte zu sammeln, plötzlich die kalte Haut der Schlange berührt, die unter den Stengeln und Blättern auf der Lauer liegt.

„Grüß Gott," rief er ihr mit höhnischem Lachen zu, „die Jungfer Christel laßt hübsch lang' auf sich warten — die Zeit muß ihr geschwinder vergangen sein, als anderen Leuten . . ."

„Was wollt Ihr?" erwiderte sie, noch immer betroffen. „Wie kommt Ihr da her?"

„Wie ich da her komme? Was ich will?" spottete Domini. „Das wird die Jungfer schon erfahren — das wird ihr schon Jemand Anderer sagen ... aber jetzt bin ich einmal da und hab' ihr Grüß Gott gesagt, da mein' ich, thät' sich's vor Allem gehören, daß sie mir dankt und mir auch Grüß Gott sagt!"

„Ich bleib' keinem Menschen Red' und Antwort schuldig," entgegnete Christel, sich fassend, „aber für Euch hab' ich kein Grüß=Gott und kein Dank=Gott . . . ich fürcht', ich thät' mich versünden, wenn ich bei Euch unsern Herrgott in den Mund nähm'. . . . Habt Ihr mir nit versprochen, daß Ihr mir nie mehr in den Weg kommen wollt, mein Leben lang?"

„Ho . . . Zeit und Weil' sind ungleich," rief er hinwider, „es geht nit allemal, wie man sich's einbildet! Wenn es mich nun reuen thät', was ich versprochen hab'? Wenn ich nicht leben könnte ohne die Jungfer Christel und wäre deswegen wieder gekommen? Warum ist denn die Jungfer gerade gegen mich so zuwider und harb'?" setzte er mit lauerndem Blick hinzu. „Es ist doch nit allweil' so gewesen . . ."

Eine dunkle Gluth der Scham und des Unwillens flog über das Antlitz des Mädchens. „Freilich ist's einmal anders gewesen," sagte sie mit erhöhter Stimme, „freilich bin ich dummes Ding einmal schon auf dem Wege gewesen, Euch für 'was zu halten, was Ihr nit seid — aber mein Schutzengel hat mich glücklich davor bewahrt und hat gemacht, daß mir die Augen aufgangen sind, noch zur rechten Zeit . . . drum laßt mich meiner Weg' gehn und kommt mir nit wieder vor's Gesicht, sonst bin ich auch von meinem Versprechen frei und sag' dem Vater Alles!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Thier-Charaktere.

Von Adolf und Karl Müller.

9. Pflege, Erziehung und Schule des Hundes.

In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele. Dieser Ausspruch bewährt sich vollkommen bei jedem naturwüchsigen Thiere. Das von den kräftigsten Eltern ererbte Gut, die Gesundheit, kann aber Nachlässigkeit und Lüderlichkeit untergraben, eine naturgemäße, emsige Pflege hingegen sie dem Thiere auf Lebenszeit befestigen. Einfache, kräftige Nahrung und Reinlichkeit sind die Factoren zur Begründung und Erhaltung der Gesundheit unserer Hausthiere, absonderlich des Hundes. Sein Behälter sei geräumig und luftig, im Sommer kühl, im Winter hingegen warm. Immer rein gehalten, übt die Umgebung auch auf den Hund den wohlthätigen Einfluß, daß er mit ihr sich selbst rein hält. Aber das Thier muß sich frei bewegen können, frei von der Last und dem Druck der Kette. Wie manche gesunde Kraft versiecht, wie viel Lebensmuth, Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit verschmachtet an diesen verhängnißvollen eisernen Banden! Wahrlich, dieses Elend an der Kette ist ein schwarzer Fleck auf den Gedenkblättern unserer Culturgeschichte und ruft in der düsteren Bedeutung der Worte „ein Hundeleben führen“ mit ernster Mahnung unsere Menschlichkeit an.

Der frei sich bewegende und entwickelnde Hund wird an Körper und Geist ein gesundes, gewandtes, vielseitiges und gehobenes Wesen. Man bringe ihn freundlich an seine Seite, leite und unterrichte ihn als Freund, um ihn zu demjenigen Hausthier heranzubilden, das unseres Verkehrs am würdigsten ist, und jede Mühe, die wir an seine Ausbildung wenden, belohnt sich ebenso angenehm als nutzbringend. Mag es doch nicht außerhalb der Erfahrung liegen, daß eine wohldressirte Hündin ihre höhere Hundebildung auch auf ihre Jungen in ihrer drollig nachäffenden Weise überzutragen versuchen sollte; denn unserm trefflichen Specht möchten wir gern glauben, daß er zu der reizenden Darstellung der instruirenden Hundemutter ein leibhaftiges Original vor Augen gehabt habe. Zwar verstößt die Peitsche in der vorliegenden Anwendung gegen bestimmte Paragraphen der Hundedressur; uns gewährt aber der Mißbrauch dieses gefürchteten Erziehungsinstrumentes einen köstlichen Einblick in das gemüthliche Leben der Hundekinderstube.

In der Hundekinderstube.
Originalzeichnung von F. Specht.

Unsere heutige Aufgabe geht allerdings über dieses Bild hinaus und leitet uns zu der angemessensten Form der Erziehung des Hundes in ihren Grundzügen hin. Wir folgen ihr mit großer Freudigkeit aus dem lebendigen Bereiche unserer Erfahrungen heraus und in dem warmen Bestreben, die glänzende Begabung unseres „Menschthieres“ in's beste Licht zu stellen und dieser gemäß vor dem großen Forum der Gartenlaube eine würdige Behandlung und Schulung unseres Hundes zu befürworten.

Die erste Grundlage der Erziehung des Hundes bildet frühzeitige, unausgesetzte und freundliche Beschäftigung mit ihm. Schon bei seiner Geburt walte das aufmerksame Auge seines Pflegers über dem kleinen Wesen; er unterstütze die Fürsorge der Mutter durch warmes und trocknes Betten der Jungen, helfe der Alten an Körperkraft auf durch gute, reichliche Nahrung, um so mittelbar auch die Ernährung der Jungen zu befördern. Gut genährt und von plagenden Schmarotzern gereinigt, entwächst das Hündchen gesund und kräftig den Säuglingswochen und tritt nunmehr in die Pflege seines Erziehers. Dieser beginnt in der achten oder neunten Woche die belehrende Beschäftigung mit dem jungen Schüler. Indem er den Kern aller Erziehung, welcher in dem alten Sprüchwort „Jung gewohnt, alt gethan“ liegt, vernünftig ausbeutet, sichert er sich weiter einen unfehlbaren Erfolg dadurch, daß er dem Schüler Alles — auch das Schwierigste — spielend beibringt. Dem jungen Hunde Appell lehren oder beibringen, heißt nichts anderes, als ihn durch humanen Umgang vertraulich, anhänglich, willig und folgsam machen.

Nichts Unsinnigeres kann erdacht werden, als der alte Gebrauch der Thier-Schultyrannen. Man ließ den Hund dreiviertel oder ein Jahr in völliger Zügellosigkeit zu einem wahren Tölpel voller Unarten heranwachsen, und nun brachte man ihn plötzlich in das Fachwerk einer Dressur hinein, deren Pedanterie und Schablonenmäßigkeit jedem einsichtsvollen Thierkundigen geradezu lächerlich erscheinen muß. Wer kennt nicht das kriechende Avanciren und abwechselnde „Couche tout beau“ vor dem „Dressirbock“, diesem Popanz der Hühnerhund-Schule? — wer nicht das pedantische Lenken an langer Dressirleine im Felde nach der sogenannten Stubendressur, wo dem oft mit Korallen und Peitsche mißhandelten Thiere so recht exemplarisch die „graue Theorie“ alle Lust zur Jagd, alle Anhänglichkeit und Liebe an den Herrn auf ewig austrieb, gerade so wie die Eindrücke einer einseitigen Schultyrannei den menschlichen Geist verdüstern und nicht selten jeder höheren Entwicklung entfremden? Wer mag es wohl nicht schon gesehen haben, daß der Stock, den der lernbegierige Pudel aus dem Wasser holen soll, wenn dieses heitere Gemüth ihn kurz vorher als ein Werkzeug der Mißhandlung kennen gelernt hat, nun ihm auch ein Gegenstand des Abscheus und der Furcht bleibt, vor dem das geängstete Thier zurückweicht, statt ihn als ein beliebtes Gebrauchsstück seines Herrn freudig herbeizubringen? Gewiß sind Viele schon Zeugen jener großen Kurzsichtigkeit gewesen, wodurch selbst Wasser liebende Hunde vor diesem Elemente einen gründlichen Widerwillen bekommen, wenn ihre herrischen Gebieter beim Zagen der Schüler, in’s Wasser zu gehen, zu jener vermeintlichen Radicalcur der Gewalt griffen, den Hund entweder in’s Wasser zu stoßen oder, an Hals und Rücken gepackt, hineinzuwerfen! Solche Mißerzieher sind auch die Urheber der traurigen Erscheinung „verschlagener“ und „handscheuer“ Hunde, dieser Armensünder des Prügelsystems, die bei dem Pfiff oder Ruf ihres Tyrannen zusammenschrecken und sich verkriechen, durch deren ganzes Leben sich sozusagen der brennende Faden der Furcht und des Zagens zieht! Doch Dank der unverwüstlichen Natur unseres ebenso intelligenten als geduldigen Thieres gingen selbst aus dieser traurigsten aller Schulen zuweilen vortreffliche, brauchbare Hunde hervor; aber bei weitem die meisten wurden für ihr Leben verpfuscht und viele talentvolle kamen nicht zur vollen Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeiten.

Kehren wir dieser düsteren Knechtung den Rücken und beschauen uns die heitere Unterweisung auf humaner Grundlage. Durch häufigen Verkehr und dadurch, daß wir ihn selbst füttern, haben wir uns des kleinen Zöglings Zuneigung bereits in hohem Grade erworben. Wir haben ihn an Namen, Ruf und Pfiff und — ist es ein Hühner- oder anderer Jagdhund — nach und nach auch an die Leine gewöhnt. Nun führen wir ihn mit uns spazierend in’s Freie, anfangs nur kurze Strecken, allmählich weiter. Schon in der zwölften Woche kann eine fleißigere Lehre im Apportiren beginnen. Indem man schon frühe vor dem Hündchen spielend etwa einen Ball hinrollt, wird es eifrig danach springen, ihn haschen, aufnehmen und dem freundlich es zu sich Lockenden bald auch bringen. In Kurzem werden Wiederholungen dieser Spielübungen, welche den Schüler jedoch niemals ermüden, wohl aber beleben sollen — demselben zur Gewohnheit, die er bei allmählich ernsterer, aber immer milder Behandlung, wie durch Belobungen und Schmeicheleien, stets lieber gewinnt. Auf dieser Grundlage baut man nun leicht weiter. Man beginnt alsdann mit hierzu sich eignenden Racen, wie dem Pudel, Hühnerhund, der Dogge, dem Neufundländer und selbst dem Pommer, die Lehre, das Verlorene und Versteckte zu suchen. Zuerst verbirgt man das vom Hunde Herbeizubringende vor seinen Augen, so daß er es sogleich auf den Zuspruch: „Such’, verloren!“ ohne Mühe hervorholen kann. Allmählich geht man weiter. und hat bei einem einigermaßen gelehrigen Thiere bald die Freude, außerordentlich schnelle Fortschritte zu bemerken. Nach jedem gelungenen Versuche belobe man den Hund oder reiche ihm zeitweis nach dem Zustandebringen besonders schwieriger Aufgaben einen Leckerbissen. Von entschiedenem Erfolge bei den Uebungen mit meinen Hühnerhunden war immer die Weise, daß ich einen mit Heu ausgestopften Kaninchenbalg, den man bei dem Größerwerden des Hundes mit einem Hasen- und zuletzt mit einem beschwerten Fuchsbalg vertauscht, eine immer weiter geführte Strecke bis zu einem verborgenen Orte auf dem Boden hinschleifte, sodann den im Stalle oder an einer Leine liegenden Hund auf die Spur des Geschleiften mit dem beschriebenen Zurufe hetzte. Alle meine Zöglinge begriffen, nachdem sie erst einmal ohne Anstand apportirten, sofort das Versteckte zu suchen und zu bringen schon im ersten Vierteljahre ihres Lebens. Ich habe bei mehreren die Freude erlebt, daß sie weite Strecken nach dem Verlorenen zurückgingen, ja ich habe sogar einen besonders begabten Hühnerhund herangezogen, welcher halbe Stunden Wegs weit dies immer willig und mit sicherem Erfolge that. Keine bessere Vorübung, eine Wildfährte zu verfolgen, das gefundene oder gefangene Wild oft fernher herbeizubringen, giebt es für den Zögling, als die beschriebene.

O trefflicher, unvergeßlicher Caro, wie gedenken wir Brüder deiner gerade bei diesem Abschnitte der Dressur so lebhaft! Wohl ruhst du, leider zu frühe und ohne Nachkommenschaft geschieden, nun im Grabe, aber die Thaten deiner Intelligenz auf Jagd und Spaziergang leben noch fort in Allen, die Zeugen deiner Liebenswürdigkeit, Klugheit und großen Bravour waren! Mit Stolz und Freude verkünden wir deinen Ruhm in diesem Blatte, und besonders eine ergötzliche Thatsache mache die lebendige Runde in dem Gebiete der Gartenlaube.

Eine Stadt am Main, wo uns vor wenig Jahren noch ein lieber, jagdbeflissener Oheim wohnte, dem wir den dreijährigen schwarzen Riesenhund mit der großen stolzen Fahnenruthe nicht ohne Herzweh überließen, sollte der Ort der unvergeßlichsten That Caro’s werden. An einem der Stadt benachbarten Badeorte fiel einst unserem Oheim vor dem Nachhausewege ein, Freund Caro eine Probe seiner glänzenden Fertigkeit im Verlorensuchen ablegen zu lassen. Er ließ zu dem Ende sein Taschentuch auf seinem Sitze in dem besuchten Vorplatze des Tempels der trügerischen Göttin Fortuna mit der Bitte an die Versammlung zurück, es für den in einer Viertelstunde erscheinenden Meister Caro zur Entwicklung seines Talentes fein liegen zu lassen. Herr und Hund waren eine Weile weggegangen, als es einem Spielgehülfen des grünen Tisches gefiel, den als Schalk bekannten Oheim düpiren zu wollen, indem er das Taschentuch in die Schooßtasche seines eleganten Fracks verbarg. Unter großer Erwartung des Publicums erschien endlich Meister Caro innerhalb der angegebenen Zeit auf der Bühne. Majestätisch-sicher markirte er jeden Ort, wo sein Herr sich vorher aufgehalten, und auch besonders scharf und wiederholt die Stelle auf dem Sessel, wo noch vor Kurzem das Taschentuch gelegen. In kluger Ahnung umging er nun mit hoch gehobener Nase den Umkreis, und im Nu hatte der vortreffliche Spürsinn durch allen Parfüm hindurch das Taschentuch im Croupier-Fracke gewittert. In sichtlicher Verlegenheit ob der Entdeckung des Hundes drehte sich der Mann der Roulette zu wiederholten Malen vor der schnuppernden Nase des Thieres wie eine Glücksscheibe im Kreise herum, bis plötzlich — o vergeltendes Schicksal! — unter homerischem Gelächter des Publicums der göttliche Caro den halben Schooß des Fracks mit dem theuren Fund durch einen derben Riß sich annectirte und mit dem corpus delicti im Rachen wie der Wind davonjagte! —

Und wenn ich hierzu die Versicherung gebe, daß der Hund von mir niemals einen Schlag bekam, dann bedarf es wohl keiner besonderen Empfehlung unserer Lehrweise. Jeder Hund wird bei der angedeuteten Behandlung ohne alle Gewaltmaßregeln alles das begreifen und willig lernen, was er überhaupt zu lernen fähig ist. Denn durch einseitiges, kurzsichtiges Meistern wird

alles das nur irre geleitet, ja unterdrückt und verdorben, was aus der Naturgabe des Hundes heraus sich in der Schule der Erfahrung mit den verschiedensten Zügen der Eigenthümlichkeit oft so überraschend entfaltet. Man wede — wir wiederholen es — nur die Anhänglichkeit und Liebe des Thieres. Beide leisten das scheinbar Unmögliche. Auch hier mögen Thatsachen sprechen. Unser „Bruno" gerühmten wackeren Wesens konnte ohne uns Brüder fast nirgends sein. Einst nahm ich ihn mit auf einer Reise von Staden in der Wetterau über Friedberg per Eisenbahn nach Darmstadt. Dort aus dem dunkeln Eisenbahnbehälter gethan, folgte er mir in die Stadt. Ich legte ihn in meinem Logis an den Fuß einer Bettstelle mittels eines leichten Strickes an und ging auf längere Zeit aus. Während meiner Abwesenheit riß sich das nach mir verlangende Thier los, sprang zu dem offnen Fenster des untern Stocks hinaus in den Hof und suchte, wie später in Erfahrung gebracht wurde, viele Straßen vergeblich nach mir ab, weil ein Platzregen meine Spur für die Nase des Hundes gänzlich verwischt hatte. Zuletzt wurde das treue Thier noch von dem Director des Bahnhofes gesehen, wie es längs der Schienengeleise gen Frankfurt davoneilte. Bruno war am Abend des folgenden Tages in der geliebten Heimath — fünfzehn Stunden unbekannten Wegs weit — angekommen! Seine große Aufmerksamkeit verband sich mit seiner Anhänglichkeit an den Herrn, und beide Eigenschaften ließen den Hund Manches erlernen und empfangen, wozu ein Hühnerhund gewöhnlichen Schlags kein Interesse zeigt. Bald hatte er auf unseren Excursionen, die fast stets Forschungen in der Natur gewidmet waren, sich es abgemerkt, daß unter Anderem Vogelnester gesucht wurden, und in kurzer Zeit verhalf uns seine vortreffliche Nase rasch und sicher zu Nestern aller Art: das kluge Thier fand sie wie Hühner und Hasen.

Aber dieses Absehen, gleichsam dieses Nachahmen menschlicher Handlungen von Seiten des Hundes ist nur ein Product vielfältigen freundlichen Verkehrs mit ihm, und wir kommen zurück zu der thatsächlichen Wahrheit: der Mensch zieht den Hund durch milde, freundliche Behandlung und durch häufigen Umgang mit sich zu sich heran. Aber auch umgekehrt dem Menschen könnte der gefügige, geduldige Hund seine Leidenschaft und Rohheit bändigen lehren. Vergißt unser Thier doch so leicht Mißhandlungen, vergilt es doch solche nicht selten durch Handlungen der aufopferndsten Liebe! Darum ihr Alle, die ihr Menschlichkeit und warmes Gefühl für unsere Mitgeschöpfe in der Brust heget, wendet sie an bei jedem Thiere, das im Dienste der Menschheit seine trefflichsten Eigenschaften offenbart!

Adolf Müller.

Auch ein König.

Seit vierzehn Tagen schon flanirte ich in London und hatte bereits alle Quartiere der Arbeit und der Aristokratie durchstrichen. Ich glaubte Alles gesehn zu haben und fing schon an mich gründlich zu langweilen. „Und doch," sagte mein englischer Freund, der mit der Topo- und Ethnographie von London sehr vertraut war und mich oft auf meinen Streifzügen begleitete, „eine unserer Berühmtheiten, eine Notabilität ersten Ranges, welche in ihrer Art wohl nirgends ihres Gleichen hat, kennen Sie doch noch nicht. Kommen Sie — das ist Savile Row", setzte er hinzu.

Die Straße schien mir nichts Bemerkenswerthes zu haben, es war eine von jenen monotonen Gassen mit den schmalen grauen Häusern, von denen jedes auf's Haar dem andern gleicht, wie man sie in diesem Theile Londons zu Hunderten und Aberhunderten findet. Da sah ich plötzlich über einem der kohlen- und rauchgeschwärzten Gebäude das königliche Wappen mit seinen drei Straußfedern in ungewöhnlich großen Dimensionen und reichster Ausstattung.

„Irgend ein Hoflieferant?" frug ich gleichgültig.

„Ein Hoflieferant!" wiederholte mein Begleiter mit einem mitleidigen Lächeln. „So wissen Sie also nicht, daß wir hier vor der Residenz eines Königs, vor dem Geschäftspalaste des Kaisers der Schneiderwelt, mit Einem Worte vor der classischen Stätte stehen, die sich der weltberühmte **Waters** zum Herrschersitz erkoren hat? Um's Himmelswillen," fuhr er fort, „lassen Sie hier nicht laut werden, daß Sie Waters nicht kennen, sonst sind Sie in unserer fashionablen Welt auf immer und ewig unmöglich gemacht. Er ist ja der glückliche Mann, welcher eine ganze Galerie von gekrönten Häuptern zu seinen vertrauten Freunden zählen darf, und ich — bin einer von seinen geringsten Unterthanen, dessen Loyalität durch eine Reihe ominöser Ziffern in einem seiner centnerschweren Hauptbücher — für Manche gar entsetzliche Werke! — sattsam gewährleistet ist."

„Gekrönte Häupter?" warf ich ein, „ist das nicht eine kleine rhetorische Figur?"

„Durchaus nicht, vielmehr ganz buchstäblich gemeint. Der kranke Mann drüben an der Seine neigt seinen Hals unter Waters' Maßbande. Der Kaiser aller Reußen sendet ein Telegramm nach Savile Row, denn die Vermählung seines Thronfolgers naht heran, und stracks begiebt sich der Herrscher über Quadratmeilen von Tuch und Buckskin sammt Courier und Geschäftsführer nach Berlin, wo er, nach Uebereinkunft, einen Congreß von kaiserlichen Gesandten vorfindet, der sich nicht mit eitlen diplomatischen Verhandlungen, sondern mit viel praktischeren und nützlicheren Fragen zu befassen hat. Und mehr noch, jener Werk- und Geschäftsführer, selbst eine hochwichtige und hochmögende Persönlichkeit, ist soeben erst aus Aegypten zurückgekehrt, wohin ihn der Khedive beordert hatte, um sich für die bevorstehenden großen Suezcanal-Festlichkeiten nach der neuesten europäischen Mode ausstaffiren zu lassen."

„Ein so großer Mann, wie Sie mir da diesen Phönix von Schneider schildern, läßt sich wohl selten zu dem gemeinen Gros der kleiderbedürftigen Menschheit herab?" meinte ich, durch die Mittheilungen meines Freundes allmählich neugierig gemacht.

„Im Allgemeinen nicht, doch statuirt er unter Umständen einzelne Ausnahmen. Eine auserlesene Crême aus den obersten Zehntausend und einige wenige von seinen ‚speciellen Freunden' dürfen sich allein der Ehre rühmen, die Dimensionen ihrer hochadeligen und bevorzugten Leiber von unserm großen Manne wissenschaftlich gemessen zu sehen, denn dieser behält sich selbst ausschließlich das Recht vor, nachzusehen, ob Schnitt und Sitz auch comme il faut ausgefallen sind. Ich kann Ihnen versichern, daß in den Tuilerien seine Karte vor denen aller Botschafter und Feldmarschälle den Vorrang hat. Ihr Geschäft kann Aufschub erleiden, seines nicht. Louis Napoleon und er sind alte Freunde, sie kennen einander genau und respectiren gegenseitig ihre Macht. Der einstige Beherrscher der europäischen Politik hat sich gewiß klein genug gefühlt, wenn er von Waters' kritischem Auge gemustert worden ist. Werden Schnitt und Sitz tadellos befunden, so endet der persönliche Verkehr mit dem Granden von Savile Row; alles Uebrige bleibt seinem Geschäftsführer überlassen, und jetzt erst fühlt sich der Kaiser wieder ganz er selbst, ertheilt kurz und ruhig seine Befehle und macht der Audienz mit einer Handbewegung ein Ende."

„Wie kommt es, daß Waters bei Louis Napoleon in so hoher Gunst steht?"

„Als Napoleon in London lebte und sein Zutritt zu dem französischen Staatsschatze noch zu den unverwirklichten ‚Idées Napoléoniennes' gehörte, war er bekanntlich nicht immer mit dem gehörigen kleinen Gelde versehen, und da soll Waters sein Bankier gewesen sein. Den Fehler der Undankbarkeit besitzt Louis Napoleon nicht, wie er durch eine Menge von Beispielen bewiesen hat, und so ernannte er, nachdem er den Thron bestiegen, Waters zu seinem Hof- und Leibkleiderkünstler."

„Von da an datirt jedenfalls der Aufschwung des Letzteren zu seiner gegenwärtigen erhabenen Stellung?"

„Keineswegs; er selber ist der Schmied seines Glücks, dieser König aller Ritter von der Nadel. Vor Jahren, als die Mode enganliegende Kleider erheischte, regierten andere Schneider, u. A. Ihr deutscher Landsmann Stultz, nachmals als vom Geschäft zurückgezogener Millionär zum Baron von Ortenberg erhoben. Es war zur Zeit des ‚ersten Gentleman von Europa', unsers Georg's des Vierten, wohlgekleideten, aber unseligen Andenkens, zur Zeit des Stutzerfürsten Brummel und anderer Celebritäten der Mode. Waters hielt sich noch ganz in zweiter Linie; mit

dem Instinct des wahren Genies erkannte er indeß, daß die Tage des engen Schnitts gezählt waren, und führte, gewissermaßen im Stillen erst, die lose und bequeme Kleidermode ein, deren wir uns Gott sei Dank! bis heutigen Tages erfreuen. Bald fanden sein ‚Schnitt und Sitz' überall Gnade vor dem gebildeten Auge, und ehe er es noch selbst recht wußte, war er der unumschränkte König der Schneider, der Neid und die Verzweiflung aller seiner Herren Collegen in England und auf dem Continente geworden, der glückliche Mann, welchem die gewaltige Herrscherin im Reiche der Mode, Paris, auch heute noch keinen ebenbürtigen Rivalen gegenüberzustellen hat.

Waters ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Geschäftsepikuräer. Nur einer ganz kleinen Zahl der ersten Tonangeber des Geschmackes geruht er in ihren eigenen Wohnungen das Maß zu nehmen. Bei dergleichen Gelegenheiten muß sein Wagen, ein prachtvoller Brougham, herbei, und der Kunde, vor dessen Hause diese elegante Equipage zu halten sich herabläßt, steht sicher auf den höchsten Sprossen der gesellschaftlichen Stufenleiter. Man erzählt sich eine Anekdote, daß ein edler Graf, Earl S…, dessen Hochmuth größer ist als seine Güter, Waters eines Tages höhnisch fragte: ‚Ist das Ihr Wagen, Mr. Waters, der vor meinem Hause hält?' ‚Allerdings, Mylord,' lautete die schnelle Antwort, ‚aber er hat zum letzten Male da gehalten.' Und der Schneider machte eine tiefe Verbeugung, entfernte sich und strich den hochgebornen Grafen unerbittlich aus der Liste seiner Kunden."

Unsere Anfrage, das merkwürdige Etablissement in Augenschein nehmen zu dürfen, wurde auf das Bereitwilligste erfüllt, indem man uns sofort einen speciellen Cicerone durch das weitläufige Territorium zutheilte. Leider aber war der große Mann nicht selbst zugegen: er befand sich in Brighton bei einem seiner erhabenen Geschäftsfreunde.

Schon der Eintritt in die kunstgeweihten Hallen macht einen ungewöhnlichen Eindruck. Thüren, Pulte, Ladentische, die letzteren mit den neuesten Neuigkeiten an Stoffen und Mustern bedeckt, sind vom massivsten, blank polirten Mahagony; Trümeaux von der Decke bis zum Fußboden, bequeme Divans und Fauteuils schmücken die Wartezimmer, aus denen man in das „Zuschneide-Departement" gelangt. Es ist dies ein geräumiger Saal, der sein Licht durch eine Glaskuppel empfängt, und jeder Zoll seiner Wände über und über mit mehr oder weniger der Vollendung nahen Garderobestücken behangen, mit Uniformen, Jagdcostümen, Promenaderöcken, Reiseanzügen, Hofkleidern u. a. m. Auf jedem einzelnen Kleidungsstücke war der Name seines künftigen Trägers angebracht, und welche glänzende Namen gab es da zu lesen! Die Spitzen der gesammten Pairie von Großbritannien und Irland, das halbe Parlament waren vertreten, und so manche auswärtige fürstliche Größe dazu!

„Es ist gegenwärtig unsere Sauregurkenzeit," bemerkte unser Führer. „Sie sehen jetzt blos ein halbes Dutzend Zuschneider beschäftigt; wenn aber die Saison beginnt, dann haben wir mehr als die doppelte Anzahl, und jeder darf dann vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein kaum von seiner Arbeit aufstehen. Hier nebenan haben Sie unser eigentliches ‚Atelier'."

Er öffnete die Thür. Ich sah ein großes Gemach; rund um seine Wände lief eine Galerie, und der Fußboden desselben gewährte einen höchst eigenthümlichen Anblick. Nicht auf Werktischen, wie dies in anderen ähnlichen Etablissements der Fall zu sein pflegt, sondern auf der Diele selbst saßen wie die Türken mit untergeschlagenen Beinen über hundert Mitglieder der edlen Schneiderzunft; der Eine nähte, der Andere reihte an, ein Dritter säumte, der Vierte faßte Knopflöcher ein, ein Fünfter bügelte, und so in's Unendliche fort, während gleichzeitig eine unabsehbare Menge von Nähmaschinen in Bewegung waren. Die Mehrzahl der Männer schienen mir kräftige, gesunde Bursche zu sein, meist schon in mittleren Jahren, und straften offenbar das bekannte englische Sprüchwort Lügen, daß der Schneider nur der neunte Theil eines Menschen ist.

„Während der Saison," nahm der Cicerone wieder das Wort, „sind auch alle die Galerieen da oben mit Arbeitern und Maschinen besetzt; da haben wir auch nicht einen Zoll freien Raum, und wenn der Saal noch dreimal so groß wäre, als er ist, er würde dann noch immer kaum groß genug sein. Jeder der Leute, welche Sie hier sehen, ist ausgezeichnet in seinem speciellen Arbeitsfache — die Arbeitstheilung ist bei uns bis in's Kleinste durchgeführt — und verdient wöchentlich seine zwei bis drei Pfund Sterling, oft noch mehr, wenn er Extra-Arbeitsstunden zu berechnen hat. Vor ein paar Monaten war jedoch der ganze Saal hier und alle unsere Arbeitsräume öde und leer, sämmtliche Männer, mit Ausnahme des Alten hier rechts in der Ecke, hatten ‚Strike' gemacht; blos er war verständig genug, um einzusehen, daß es besser sei, wenn er seine Familie von dem erhaltenen Lohne behaglich sättigte, als halb verhungern ließ bei den Spenden der Genossenschaft. In den meisten Fällen sind die Gesellen zu ihren alten Meistern zurückgekehrt, nachdem sie mehr als fünfzigtausend Pfund Sterling verausgabt und eine viel größere Summe von Arbeitslöhnen eingebüßt haben."

„Stehen Arbeitgeber und Arbeiter wieder auf dem alten guten Fuß zusammen?" frug ich.

„Größtentheils. Die Leute waren froh, daß sie wieder kommen konnten, und wir, daß wir sie wieder hatten. Sie wissen, was unsere Kunden brauchen und fordern, neue Leute wissen es nicht. Wie ich Ihnen schon sagte, Sie sehen hier nichts als auserlesene Arbeiter, von denen jeder in irgend einem Zweige der Schneiderei Vorzügliches leistet."

Wir gingen ein paar Stufen hinab und traten in einen Raum, der rundum mit Haufen von Kleiderschnitten in starkem braunen Papier garnirt war. Auf jedem stand wieder mit deutlicher Schrift ein Name vermerkt, und abermal war mir's, als wenn ich in jenen Vademecums der britischen Aristokratie, „Dodd's Peerage" und „Gentry" blätterte, die in England etwa die Stelle unserer Gothaischen Hofkalender und genealogischen Taschenbücher vertreten. Dutzendweise zogen die Namen von Herzogen und Marquis, von Earls und Viscounts, von Lords und Baronets, von Right Honorables und Honorables und von nicht wenigen festländischen Notabilitäten an meinen Augen vorüber, ich befand mich mithin in der allerbesten Gesellschaft. Jeder dieser betitelten Herren hatte hier sein Maß und seine Schnitte für Hof- und Gala-, für Reit- und Jagdkleidung und seine Nummer daneben, so daß er aus seinem Schloß, von seinem Landsitz, von seinem Hôtel in Neapel oder Constantinopel blos einen Brief oder ein Telegramm nach Savile Row zu expediren braucht, um in allerkürzester Frist, „in keiner Zeit", sagt der Engländer, seinen neuen Frack für den angesagten Hofball in den Tuilerien, seinen Scharlachrock für die nächste Fuchshatz, seine Promenadentoilette für Biarritz oder Baden-Baden zu erhalten. Ein besonderer Beamter steht diesem merkwürdigen Archive vor, in dem ich mir ordentlich wie ein unberufener plebejischer Eindringling erschien.

Wir stiegen wieder zum großen Werksaal empor und dann in das erste Stockwerk hinauf. Eine fürstlich ausgestattete Galerie empfing uns, mit einer lebensgroßen Büste Louis Napoleon's an dem einen und der Büste der Prinzessin von Wales am andern Ende. Sie bildet den Corridor zu einer Reihe von luxuriösen Gemächern, wie sie im Palaste eines Lords nicht reicher und schöner angetroffen werden. Da sahen wir erst das blaue, darauf das gelbe, dann das rothe Zimmer, sämmtlich im besten Geschmack decorirt und mit Allem versehen, was die Gegenwart an Wohncomfort zu Tage gefördert hat.

„Das ist unser Damendepartement," erklärte unser Cicerone; „denn Sie müssen wissen, wir haben auch eine ausgebreitete Damenkundschaft. Alles, was aus der vornehmen und vornehmsten weiblichen Welt des Landes zu Pferde steigt und den Reitcorso von Rotten Row in Hydepark, welchen Sie gewiß schon manchmal bewundert haben, zu einem so unvergleichlichen Schauspiele macht, wie es die Erde nicht zum zweiten Male darbietet, dem liefern wir die nöthigen Reitgewänder und die dazu gehörigen festen Unaussprechlichen; und hier im gelben oder blauen oder rothen Gemache können die Herzoginnen und Marquisen, die Gräfinnen und Ladies Anprobe halten, ganz als wären sie in ihren eigenen Toilettegemächern. Den Salon hier" — er öffnete die Thür zu einem noch kostbarer eingerichteten Raume — „nennen wir den Salon des Prinzen von Wales. Darin pflegt mein Chef Seine königliche Hoheit zu empfangen, wenn uns, was ziemlich häufig geschieht, der Prinz mit seinen Geschäftsbesuchen beehrt."

In der Nähe dieses fürstlichen Salons hat sich Waters sein eigenes Allerheiligstes hergerichtet, ein kleines, aber echt englisch comfortables Zimmer, in welchem ein bequemer großer Schreibtisch und einige bequeme Lehnstühle standen. Hier hält der große Mann seine Levers, wenn er sich in der Stadt befindet; eine

Digitized by Google

Einladung zu diesen Privatconferenzen pflegt aber den Betreffenden immer einen gelinden Schreck in's Herz zu jagen, denn sie ist ein zarter Wink, endlich einmal auch der Habenseite des Conto zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dergleichen Citationen in das Allerheiligste sind übrigens außerordentliche Seltenheiten, zu denen nur im äußersten Nothfalle geschritten wird, denn Waters — so erzählte mir nachher mein Freund — ist ein Gentleman durch und durch. Von unliebsamen Mahnungen oder gar von lästigen Klagen und häßlichen gerichtlichen Maßnahmen ist bei ihm nicht die Rede; im Gegentheil, wenn einer seiner Kunden vielleicht ein Wort fallen läßt von einer gewissen financiellen Ebbe, an der er augenblicklich laborirt, so ist ihm ein willkommener Vorschuß viel gewisser, als eine Aufforderung, die Rechnung zu begleichen. Mit allen reichen Erben steht Waters denn auch auf vertrautestem Fuße, und für gar manche derselben hat er Jahre lang den allezeit bereitwilligen Bankier abgegeben, bis sie zu den Gütern und Titeln ihrer Ahnen gelangten.

Das eigentliche Comptoir des Hauses ist nicht der mindest merkwürdige Theil des merkwürdigen Etablissements; es liegt im Erdgeschoß und hat ganz das Aussehen, als wäre man in einem großen Bankinstitute. Da gewahrt man Reihen von Mahagonypulten, an welchen zahlreiche Commis dickleibige Strazzen und Hauptbücher regieren. Der Erste dieser Schreiberschaar lud uns höflich ein, doch auch das sogenannte „Streng Room", das feuerfeste unterirdische Gewölbe, noch zu besichtigen, das zur nächtlichen Aufbewahrung der Geschäftsbücher dient. Eine sinnreiche Maschinerie hebt diese letzteren jeden Morgen in das Comptoir herauf und läßt sie allabendlich wieder in ihr sicheres Verließ hinab. Es war eine sehr ansehnliche Localität; an den Wänden sah ich lange Regale aufgeschlagen und auf denselben ruhten ganze Generationen von Contobüchern, denen man den fleißigen Gebrauch deutlich genug ansah. Es war ihrer eine solche Masse, als wenn sie die Rechnungen der gesammten Nation umschlössen.

„Nun," frug mich mein Freund, als wir wieder auf der Straße standen, „nun, was sagst Du zu diesem König von Savile Row?"

„Ich neige mein Haupt in schuldiger Ehrfurcht vor ihm — aber ich denke, ihn nicht um seine Protection zu ersuchen. Fünfzehn Pfund Sterling für einen Frack, wie ich sie auf dem Conto des Herzogs von Sutherland zufällig notirt fand — das paßt nicht für die Börse eines deutschen Touristen."

Aus den Erinnerungen eines Gefängniß-Inspectors.

5. Ein preußischer Subalternbeamter.

„Und führe uns nicht in Versuchung."

Wie unzählige Male wird das nachgebetet, und wie selten wird das verstanden! Es giebt nur einen Ort, an welchem sich das Verständniß von selbst aufdrängt. Dieser Ort ist das Gefängniß. Die Gefangenen, welche hier Jahr ein, Jahr aus beherbergt werden müssen, sind sämmtlich der Versuchung unterlegen. Sie sind es aber nicht immer, weil Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften dem Versucher zu Hülfe kamen und in die Hände arbeiteten, sie sind es häufig genug erst dann, nachdem Sorgen, Kümmernisse und die bitterste Noth, welche unverschuldet sie heimsuchte, alle Kräfte aufgezehrt und jeden Widerstand unmöglich gemacht hatten.

In meiner Erinnerung summiren sich diese Ausnahmsfälle zu einer nicht geringen Höhe. Jeder einzelne Fall hat mir die schmerzlichsten Seelenleiden vor Augen geführt. Ich habe Gelegenheit gehabt, in die Brust des Gefallenen tief hineinzusehen, und die Wahrnehmungen, die ich hierbei machte, haben mich oft zum aufrichtigen Mitleiden, oft sogar zur Bewunderung hingerissen.

Der Fall, den ich hier mittheilen will, und der nicht sehr alt ist, soll nicht allein unterhalten, er soll auch neuerdings die Aufmerksamkeit auf einen Uebelstand hinleiten, welcher dringend Abhülfe fordert. —

Es war früh nach fünf Uhr; ein wundervoller Morgen im schönen Monat Mai. Ich hatte die Anstalt zum ersten Mal revidirt, Alles in Ordnung gefunden, nichts zu tadeln gehabt, für den Augenblick nichts zu thun, und trat, um eine Stunde allein zu sein und den schönen Morgen im Freien zuzubringen, aus dem Hause hinaus in den kleinen Garten, der mir zur Benützung überlassen war. Meine Angehörigen und auch die mir untergebenen Beamten wußten es, daß ich nicht gestört sein wollte, so lange ich mich in diesem Garten befand. Ich konnte daher, wenn ich gerufen wurde, allemal annehmen, daß etwas Ungewöhnliches vorgekommen sein mußte.

An jenem Morgen war ich kaum fünf Minuten aus dem Hause, als meine Tochter erschien und mir meldete, daß ein Mann mich zu sprechen verlange, der nicht warten wolle und sich auch nicht abweisen lasse.

Der Gefängniß-Beamte muß zu jeder Zeit zugänglich sein, er darf dies nicht auf gewisse Tagesstunden beschränken; ich verließ daher, wenn auch ungern, ohne Zögern den Garten und ging in das Haus zurück nach meinem Arbeitszimmer. An der Thür desselben erwartete mich ein großer, starker Mann, der mich mit den Worten anredete:

„Ich melde mich bei Ihnen als Gefangener."

„Haben Sie Strafe zu verbüßen?" fragte ich, ohne den Mann genauer anzusehen, indem ich in mein Zimmer eintrat und die Thür desselben offen ließ.

„Nein."

Erst dieses kurze, ganz ungewöhnlich gesprochene Wort machte mich aufmerksam. Ich wendete mich zurück, nach der Thür zu, und sah nun den Mann in das Zimmer und mir näher treten. Die Bewegungen, die er hierbei machte, waren schleichend und schleppend, ohne Sicherheit und ohne Halt. Und doch hatte ich einen Mann vor mir, der mindestens sechs Zoll über fünf Fuß groß, starkknochig gebaut war und kaum vierzig Jahre alt sein mochte. Wenige Schritte vor mir blieb derselbe stehen, schweigend und in sich zusammengesunken. Um den Kopf, der mühsam hochgehalten wurde, hing das dunkelgefärbte Haar ungeordnet, wirr umher; das mit einem starken, struppigen Bart bedeckte Gesicht hatte keine Farbe, es sah entsetzlich bleich; die Augen zeigten sich geröthet, die Lider stark aufgelaufen, der Blick war müde, schläfrig, wie dies nach einer durchwachten Nacht der Fall zu sein pflegt; die linke Hand befand sich in der Seitentasche eines schmutzigen Paletot, die rechte hing schlaff an der Seite herab. In demselben Moment, in welchem ich diese in das Auge faßte, löste sich von dem untersten Theile derselben ein dunkelgefärbter Tropfen los und fiel auf den Boden nieder, wo vorher schon ähnliche Tropfen niedergefallen sein mußten, da die Diele an dieser Stelle bereits dunkel gefärbt war.

„Sie verlieren Blut!" schrie ich vor Ueberraschung laut auf. „Sind Sie verwundet?"

Der Mann erwiderte nichts, er streckte mir nur beide Hände entgegen, welche in der Gegend des Gelenkes mit schmutzigen Tüchern umwunden waren. Diese Tücher zeigten sich bereits so naß, daß sie das Blut nicht mehr aufnehmen und zurückhalten konnten, die Tropfen lösten sich schneller los, sie fielen zahlreicher zu Boden nieder, und bald hatten sich auch hier kleine Blutlachen gebildet. Das Hochhalten der Hände mußte dem Manne Schmerzen bereiten, er biß die Zähne fest zusammen; auch die Augen wurden auf einige Augenblicke lebhaft, sie richteten sich fest, aber stier und stechend auf mich. Das währte jedoch nur ganz kurze Zeit, die Kräfte schienen zu schwinden, die Arme fielen schlaff hernieder, der Mund blieb geschlossen, kein Wort begleitete diese Bewegungen.

„Wer sind Sie?" fragte ich, um dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Ich bin der Actuar Thürbeck," entgegnete der Mann mit matter, leiser Stimme.

„Aber was wollen Sie denn hier? Ich habe keine Anweisung, Sie in das Gefängniß aufzunehmen."

„Das weiß ich. Sie müssen mich aber dennoch aufnehmen. Ich bin ein Verbrecher, sogar ein schwerer Verbrecher, Sie dürfen mich nicht wieder aus diesen Räumen lassen."

„Was haben Sie, Herr, gethan?"

Thürbeck stierte vor sich nieder, er antwortete nicht, aber in seinem Gesicht zuckte jede Muskel. Einige Male machte er den

Versuch, Worte hervorzubringen, das gelang aber nicht, es kamen nur gurgelnde, unverständliche Laute zum Vorschein. Ich hatte das vorher schon bei verschiedenen Gefangenen wahrgenommen. Das Bewußtsein der Schuld läßt gleichzeitig alle Folgen derselben übersehen, den Verlust der Ehre und der zukünftigen Existenz, das Elend, in welches die Familie versetzt ist, und die Strafe, mit welcher die Schuld gesühnt werden muß. Und das zusammengenommen erzeugt einen Schmerz, der so ungeheuer groß ist, daß er die Brust und die Kehle zusammendrückt, daß er lähmt und eine Mittheilung unmöglich macht. Das Zucken hörte nach und nach auf, Thürbeck wurde ruhiger, bei einem neuen Versuch stieß er hastig, mit tonloser Stimme, die Worte heraus:

„Ich habe Cassengelder unterschlagen, ich habe Bücher gefälscht, ich, ich —“

Er konnte nicht weiter sprechen, kein Wort weiter hervorbringen; der große kräftige Mann war bis tief in das Innerste erschüttert. Ich holte einen Stuhl herbei und ließ ihn niedersetzen. Das schien ihm wohlzuthun, er streckte die markigen Glieder, holte mehrere Male tief Athem und sah mir einige Secunden wehmüthig ernst in das Gesicht. Dann sagte er bittend:

„Haben Sie Mitleiden mit mir. Sie sind ja auch Beamter, sind wohl auch Soldat gewesen. In die Lage, in der ich mich befinde, kann jeder Beamte kommen. Ich habe gefehlt, ich bin schuldig, ich weiß das, ich bin aber durch die Verhältnisse dazu gedrängt worden. Ich bin kein Spieler, kein Trinker, kein Schlemmer gewesen, habe nur selten ein Wirthshaus besucht und jeden unnützen Aufwand vermieden. Und dennoch ein Verbrecher! Wenn Sie einige Zeit übrig haben, so will ich Ihnen sagen, wie ich das geworden bin.“

„Aber Sie sind verwundet,“ sagte ich, als mein Blick zufällig wieder auf seine Hände fiel, „Sie bedürfen ärztlicher Hülfe. Lassen Sie —“

„Nein, nein,“ unterbrach mich Thürbeck, „das hat nichts auf sich. Wenn ich davon hätte sterben sollen, so würden Sie mich nicht vor sich sehen. Ja, Herr, ich wollte mir den Tod geben, weil ich mich der Verzweiflung überließ, nicht Herr meiner Sinne war, weil ich an nichts dachte, nicht an Weib, nicht an Kind, nicht an Gott, nur allein an meine Schuld. Aber der Tod kam nicht, ich habe seit gestern auf ihn gewartet, die ganze Nacht ihn herbeigewünscht, aber er kam nicht, er befreite mich nicht von den unsäglichen Qualen, die ich ertragen muß. — Ich bin Soldat gewesen, vierzehn Jahre lang,“ fuhr Thürbeck nach einer kleinen Unterbrechung fort; „zuletzt war ich Wachtmeister bei der reitenden Artillerie. Mein Einkommen in dieser Stelle betrug monatlich mindestens fünfundzwanzig Thaler. Außerdem hatte ich für Kleidung nichts auszugeben, für Arzt und Apotheker nichts zu zahlen, meine Kinder hatten unentgeltlichen Unterricht, und ich hatte weder an den Staat, noch an die Commune, noch an die Geistlichkeit irgend etwas zu entrichten.“

Die Erinnerung an das Soldatenleben schien für den Augenblick alles Elend in Vergessenheit zu bringen. Das vorher durch Schmerz entstellte Gesicht glättete sich, die Augen wurden lebhaft, der Ausdruck von Ermüdung war nicht mehr zu bemerken, Thürbeck hatte, vielleicht unbewußt, eine soldatische Haltung angenommen. Das war indeß nur von kurzer Dauer. In noch größerer Betrübniß fuhr er fort:

„Das Alles wurde anders. Ich hatte das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und den Fuß zu brechen, und erhielt in Folge dessen den Abschied mit der Berechtigung, mir ein Unterkommen bei einer Civilbehörde zu suchen. Dies Unterkommen fand ich bei dem Gericht in meiner Garnisonstadt. Mit dem Tage meiner Annahme erhielt ich monatlich sechszehn Thaler zwanzig Silbergroschen Diäten. Dagegen hörte von da an Alles auf, was mir als Soldat gegeben worden war. Ich bekam keine Pension, mußte dagegen Abgaben zahlen an den Staat, an die Commune, an die Geistlichkeit und an die Schule; ich mußte mir Kleider schaffen und zwar anständige Kleider, weil ich als Beamter anständig auftreten sollte; ich mußte mir Bücher kaufen, weil ich als Soldat nichts gelernt hatte, was mir in meiner neuen Stellung hätte nützen können. Und alle diese Ausgaben sollte ich, neben den Kosten des Unterhalts für mich und meine Familie, bestreiten mit monatlich sechszehn Thaler zwanzig Silbergroschen. Da hieß es denn sich einschränken. Das Unmögliche läßt sich aber nicht möglich machen. Mein Gehalt reichte nicht hin, die allernothwendigsten Ausgaben zu bestreiten, ich mußte Credit beanspruchen. Dieser Credit war für meine Verhältnisse ungewöhnlich, ich konnte denselben aber nicht verringern, obwohl ich im Laufe eines ganzen Jahres jeden Pfennig zu Rathe hielt, mit den Meinigen häufig nur Salz und Brod verzehrte und die Kinder meist barfuß laufen ließ.“

Thürbeck machte eine Pause. Ich hatte eine Tasse Kaffee kommen lassen, die er mit der Bemerkung annahm, daß er seit gestern nichts über seine Lippen gebracht habe. Nachdem er die Tasse hastig geleert und den Verband erneuert hatte, fuhr er fort:

„Die Entbehrungen waren fühlbar, die Sorgen für den Unterhalt von großem Umfange. Das hätte mich muthlos machen können, ich fand jedoch gerade hierin eine dringende Veranlassung zum Fleiß, weil ich nur erst nach bestandener Prüfung eine Besserung meiner Verhältnisse erwarten durfte. Die Hoffnung hielt mich in dem Streben nach Ausbildung aufrecht. Nach Jahresfrist hatte ich ein gutes Examen bestanden. Kurze Zeit später wurde ich als Bureau-Assistent und Sportel-Receptor bei der Gerichtscommission in R. angestellt. Ich war glücklich, ich glaubte das Ende meiner Leiden erreicht zu haben. Mein Gehalt betrug nun jährlich dreihundertundfünfzig Thaler, so stand es in der Bestallungsurkunde. Davon wurde mir aber ein Zwölftel, also der Gehalt für einen ganzen Monat, als Beitrag zum Pensionsfonds zurückbehalten. Es wurden mir ferner die laufenden Beiträge zu diesem Fonds in Abzug gebracht. Ich mußte meine Frau gegen eine hohe Prämie in die Wittwencasse einkaufen, und endlich, um mein neues Amt anzutreten, mit Weib und Kindern, Hab und Gut, meinen Wohnort wechseln und dreizehn Meilen umziehen, ohne hierfür eine Entschädigung zu erhalten. Ich war arm. Die kleinen Ersparnisse, die ich als Soldat hatte machen können, waren ausgegeben, ich hatte bereits nicht unerhebliche Schulden, und mußte deren noch weit mehr machen, um nur erst meinen neuen Bestimmungsort zu erreichen. R. ist ein kleines freundliches Städtchen. Außer dem Kreisrichter wohnen dort nur noch zwei Prediger, ein Arzt und der Bürgermeister, sonst kein Beamter. Der Kreisrichter, ein freundlicher liebenswürdiger Mann, dem man gut sein mußte, machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich diesen Familien vorstellen müsse. Ich that das. Die Folge davon war, daß ich Einladungen erhielt, die ich glaubte nicht zurückweisen zu können, und daß ich zuletzt wieder einladen mußte. Ich zögerte damit. Der Kreisrichter, dem es nur darum zu thun war, mir den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, und der das freundliche Verhältniß, in welches ich getreten war, erhalten wollte, drängte mich dazu, indem er meinte, daß ich dies ‚Anstands-halber‘ nicht länger hinausschieben dürfe. Das bestimmte mich endlich, den Anforderungen des gesellschaftlichen Verkehrs gerecht zu werden und neue Verpflichtungen zu übernehmen. Kurze Zeit später erkrankte erst meine Frau und dann zwei meiner Kinder. Da ich am Tage nicht im Hause bleiben, die Pflege und Wartung also nicht selbst besorgen konnte, so mußte ich neben dem Arzte und dem Apotheker auch noch eine Wärterin annehmen. Die Ausgaben, welche dadurch verursacht wurden, hinderten mich, für ältere Verpflichtungen etwas zurückzulegen. Die Folgen hiervon wurden bald fühlbar. Ich erhielt Mahnbriefe und, da diese keinen Erfolg haben konnten, bald darauf Drohbriefe. Von dieser Zeit an quälte ich mich Tag und Nacht, einen Ausweg oder ein Mittel zu finden, meine Gläubiger zufriedenzustellen. Ich stellte diesen meine Lage vor, bat um Nachsicht, und beschränkte die Ausgaben auf die wirklich nur allernothwendigsten Bedürfnisse. Das half mir nichts, ich konnte nichts erübrigen, der Gehalt war eben nur für das Allernothwendigste berechnet.“

Thürbeck schien hier zu übertreiben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm das zu sagen. Er hörte mir ruhig zu, erwiderte dann aber mit einer Heftigkeit, die mich überraschte:

„Sie sagen mir da nichts Neues, meine Gläubiger schrieben mir dasselbe, diese wunderten sich sogar, daß ich bei meinem Gehalte nicht auskommen könne, und meinten, daß derjenige, der etwas ‚Gewisses‘ habe, seine Ausgaben danach einrichten müsse. Ach Gott, ja, die Leute hatten scheinbar nicht Unrecht. Ich hätte mir keine Kleider, keine Bücher schaffen dürfen, weil ich sie nicht bezahlen konnte; ich hätte nicht umziehen, auch nicht den Wünschen meines unmittelbaren Vorgesetzten nachgeben dürfen und lieber auf

Digitized by Google

allen gesellschaftlichen Verkehr verzichten müssen; ich hätte endlich für meine Frau und Kinder keinen Arzt und keine Wärterin halten, und Medicamente nicht beziehen dürfen, wenn ich hierzu keine besonderen Mittel hatte, weil meine Gläubiger dadurch verkürzt wurden. Wenn Sie glauben, daß Sie ein Recht haben, dies von mir zu verlangen, so will ich mich bescheiden, daß ich übertrieben habe. Aber Sie können das nicht verlangen. Berücksichtigen Sie nur, lieber Herr, daß zu der Zeit, wo mein Gehalt fixirt wurde, ein gewöhnlicher Pferdeknecht mit höchstens dreißig Thalern, und eine Magd mit sechszehn Thalern Lohn jährlich abgefunden wurde, während jetzt jener fünfzig bis sechszig Thaler, und diese bis dreißig Thaler erhält; berücksichtigen Sie ferner, daß diese Lohnerhöhung für alle anderen Lebensverhältnisse genau dieselbe ist; und dann berücksichtigen Sie, daß der Gehalt eines Bureau-Assistenten, auf dem eine weit größere Vertretungs-Verpflichtung haftet, als auf Knecht und Magd, unverändert derselbe geblieben ist, und die Abzüge sich gesteigert haben."

Thürbeck machte es wie viele andere Verbrecher, er gestand die strafbare Handlung zu, wälzte aber die Schuld auf die ungünstigen Verhältnisse, die ihn dazu gedrängt haben sollten. Ich benutzte eine Pause, die er machte, um ihm dies zu Gemüthe zu führen. Er ließ mich aber nicht ausreden.

„Sie haben mich nicht verstanden," sagte er mich unterbrechend, „ich will mich nicht entschuldigen, ich weiß recht gut, daß der Mensch, und vorzugsweise der Beamte, unter allen Verhältnissen treu und ehrlich sein muß, ich kam nur darauf zu sprechen, um Ihnen die Größe meiner Leiden einigermaßen klar zu machen. Lassen Sie mich in meinem Bekenntnisse nun zum Schluß kommen. Etwa vierzehn Tage nach Empfang des letzten Drohbriefes gingen an einem Tage zwei Klagen gegen mich ein. Der Schneider und der Fuhrherr hatten diese angestellt. Ich war bei dem Anblick derselben wie erstarrt, folgte einer augenblicklichen Eingebung, und steckte die Papiere, indem ich sie zusammendrückte, in meine Tasche. Das war das erste Unrecht. Ich war mir dessen vollständig bewußt, ich verhehlte mir auch nicht, daß damit nur momentan geholfen sei, daß ich ein Mittel ersinnen müsse, dies erste Unrecht zu verwischen. Nur Geld konnte mich retten. Wo sollte ich das aber finden? Die erste Gehaltszahlung war erst nach vier Wochen fällig. Vorschuß durfte ich nicht nehmen. Geld! Hatte ich denn nicht genug unter meinem Verschlusse? Wenigstens acht Tage lang schloß ich fast stündlich den Kasten auf und ließ das Geld durch meine Hände gleiten, schloß aber immer wieder zu, indem ich sagte: ‚du mußt, du willst ehrlich bleiben.' Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie unendlich schwer es mir wurde, wie das Blut in mir kochte, wie der Schweiß massenhaft ausströmte, der Kopf und die Brust mir zu zerspringen drohete. Dieser peinigende Zustand verschlimmerte sich, als eine dritte Klage einging, und diese von mir gleichfalls unterdrückt worden war. Dies war etwa drei Wochen vor der Gehaltszahlung. Drei Wochen umfassen eine kleine Ewigkeit, wenn jede Stunde Leiden schafft, für welche es gar keinen Namen giebt. Auf der einen Seite peinigte mich die Furcht vor der Entdeckung meines strafbaren Handelns, auf der andern Seite quälten mich die Sorgen und Entbehrungen, und da mitten hindurch schrie eine Stimme aus mir heraus: ‚nimm von dem Gelde, was du verwahrst, dann ist dir geholfen.' Diese Stimme war laut, ich konnte sie nicht zum Schweigen bringen, sie war am lautesten, wenn ich Cassengelder einschließen mußte. Ich entschloß mich, dies so viel als möglich zu vermeiden. Das war schon Schwäche, ich fürchtete die Gefahr. Als ich anfing, die eingehenden Gelder anzusammeln und täglich nur ein Mal einzuschließen, bestürmten mich Gedanken anderer Art. ‚Behalte das Geld, schließ es nicht ein,' so rief es in mir. Ich schrie zwar immer noch: ‚nein! nein! nein!' aber dies Schreien war nur der Ausdruck innerer Angst, es beruhete nicht mehr ausschließlich auf Ueberzeugung und dem Bewußtsein meiner Pflicht.

Das Unglück wollte, daß eines Tages eine Post von über hundert Thalern mir in meiner Wohnung gezahlt wurde. Es war dies beinahe dieselbe Summe, welche das Object der gegen mich angestellten Klage bildete. Ich steckte das Geld in meine Tasche und nahm es mit nach dem Gericht, um dasselbe zu buchen und einzuschließen. Am Abend hatte ich das Geld noch in meiner Tasche. Die Nacht, welche nach diesem Tage folgte, verbrachte ich in einer furchtbaren Aufregung, kein Schlaf kam in meine Augen, ich fand keine Ruhe. Mein Denken richtete sich aber nicht mehr auf den Widerstand gegen das Unrechtthun, sondern lediglich darauf, das Unrecht zu verdecken. Als der Morgen graute, verließ ich mein Lager geistig und körperlich ermattet. Und doch hatte sich die Aufregung gelegt. Ich war ruhig geworden, weil ich es aufgegeben hatte, ehrlich zu sein." —

Thürbeck schlug beide Hände vor das Gesicht, und mit einer Stimme, wie ich sie noch bei keinem Menschen gehört hatte, rief er: „Herr, ich wurde ein Verbrecher. Das Geld, das mir nicht gehörte, schickte ich fort; die Bücher, in welche ich die Zahlung hätte vermerken müssen, blieben unausgefüllt." —

Dies Bekenntniß und die Art und Weise, wie es gegeben wurde, war herzzerreißend. Ich vermochte das Weinen nicht zu unterdrücken, die Thränen nicht zurückzuhalten, und verließ das Zimmer. Als ich nach vielleicht zehn Minuten dahin zurückkehrte, hatte Thürbeck seine Stellung noch nicht verändert. Was sollte ich thun? Sollte ich trösten? Gab es denn für solchen Schmerz Trost? Worte reichten dazu jedenfalls nicht hin.

Ich setzte mich ruhig an meinen Arbeitstisch und schrieb die Anzeige an den Director. Thürbeck achtete nicht auf mich, er zog seine Hände nicht von dem Gesicht zurück. Erst als ein Unterbeamter eintrat und mit den Schlüsseln, die er in der Hand trug, unnützen Lärm machte, fuhr er auf. Seine Augen irrten umher, er schien nicht zu wissen, wo er sich befand. Ich befürchtete eine Scene, der Beamte sollte nicht Zeuge sein, ich schickte ihn fort. Kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, so trat Thürbeck auf mich zu und ergriff meine Hände.

„Sie behandeln mich, den Verbrecher, mit Güte," sagte er, während seine Augen naß wurden, „Sie ziehen Ihre Hände nicht zurück, Sie verachten mich nicht, der gütige Gott lohne Ihnen das, ich vermag es nicht zu thun. Ich habe Ihnen gesagt, unter welchen Umständen ich Verbrecher geworden bin, offen und ehrlich, wie ich es später nicht wieder werde sagen können. Ich muß Ihnen auch noch mittheilen, wie ich hierher gekommen bin.

Gestern gegen Mittag sah ich den Cassen-Revisor ankommen. Ich hielt mein Verbrechen bereits entdeckt. Alles Blut stieg mir in den Kopf, ich war keines Gedankens mächtig. In meiner Angst, ohne Bewußtsein, verließ ich das Gerichts-Local und die Stadt, ich lief auf Nebenwegen in eine unweit derselben gelegene Waldung, und in diese so weit hinein, bis ich vor Ermüdung niederstürzte. Ich wußte nicht, wo ich mich befand, und eben so wenig, weshalb ich hierher gelaufen war und was ich hier thun wollte. Die Angst hatte mich fortgetrieben, die Angst ließ mich nicht denken, keinen Entschluß fassen. Es war Abend geworden, ich wußte nicht, wie das gekommen war, ich lag noch an derselben Stelle, meine Glieder waren steif, wie gelähmt, der Kopf brannte mir wie Feuer, die Augen schmerzten mir, und doch konnte ich sie nicht schließen, ich war unbeweglich, und doch fand ich keine Ruhe. Um mich herum in einem weiten Kreise rührte und regte sich nichts, es herrschte die tiefste Stille, kein Laut drang bis zu meinen Ohren, nur hier" — er legte die Hand auf die Brust — „war es lebendig, da arbeitete das böse Gewissen und bereitete mir Qualen, die mir noch in der Erinnerung schrecklich sind. Um mich her war dichte, undurchdringliche Finsterniß, und Friede und Ruhe. Auch in mir sollte es still werden. Ich wollte den Faden zerreißen, der mich mit dem Leben zusammenhielt, der Tod mußte das Gewissen zum Schweigen bringen, die Qualen endigen. Es kam anders. Der Verlust des Blutes aus den Wunden, die ich mir zugefügt hatte, erleichterte die Brust, und machte nach und nach auch den Kopf frei. Ich vermochte wieder zu denken. Weib und Kinder, die nichts wußten von meiner Schuld, traten mir vor die Augen. Da mußte ich so ganz unwillkürlich die blutenden Hände hoch heben und in einander fügen, und aus der erleichterten Brust drängten sich Worte inbrünstigen Gebetes zu Gottes Thron empor. Meine Angst milderte sich, Friede kam in meine Brust und Ruhe in mein gequältes Herz. Ich war im Stande, mit voller Ergebung in meine Zukunft die Wunden, die mir den Tod geben sollten, zu verbinden, um mich dem trostlosesten Leben, dem Leben im Zuchthause, zu erhalten." —

Der Beamte kehrte zurück. Er überbrachte mir die Anweisung, Thürbeck einzuschließen. Auf dem Wege nach dem Gefängnisse mußte ich diesem versprechen, seiner Frau von seinem Aufenthalte Nachricht zu geben, und ihm zu gestatten, sich auszuruhen zu dürfen. —

Die Verhandlung vor den Geschworenen zeichnete sich besonders dadurch aus, daß der Vertheidiger unwiderleglich nachwies, daß der Angeklagte nur durch die Unzulänglichkeit seines Gehaltes zu dem Verbrechen geführt sei, und daß das Strafgesetzbuch bezüglich der Verbrechen und Vergehen im Amte insofern eine nicht zu rechtfertigende Härte enthalte, als es hier die Annahme mildernder Umstände, welche in dem vorliegenden Falle unbedenklich angenommen sein würden, ausschließe. Thürbeck wurde mit der niedrigsten Strafe, das ist drei Jahre Zuchthaus, belegt.

Seine Verurtheilung erregte allgemeine Theilnahme und großes Bedauern. Er hat seine Strafe, welche durch die Bemühungen seines Vertheidigers im Wege der Gnade in Gefängnißstrafe verwandelt wurde, in meiner Anstalt verbüßt, und unmittelbar nachher, gleichfalls durch seinen Vertheidiger, bei einem Privat-Institute gegen einen Jahresgehalt von fünfhundert Thalern Beschäftigung gefunden. Er ist jetzt glücklich mit diesem immer noch kleinen Gehalt und ein tüchtiger und geachteter Beamter.

Deutschlands größte Tragödin.

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgrenzen unsres Drama höhern Lauf:
Der Eine stand in Kraft, als es begann,
Die And're schied — da hört's wohl, fürcht' ich, auf.

Eine melancholische Weissagung, welche Grillparzer schon im Jahre 1854 in das Album der großen Schauspielerin schrieb, und die wir hier an die Spitze dieser Zeilen gestellt haben. Sophie Schröder selbst konnte sich in den Jahren, da sie sich längst von der Bühne zurückgezogen hatte, ohne jedoch diese nur im Geringsten außer Acht zu lassen, einer gleichen trüben Ahnung, wie sie ihr bewundernder Freund Grillparzer ausgesprochen hatte, nicht erwehren, und zürnend rief sie einmal aus: „Die Kunst geht unter, das Handwerk siegt. Je mehr es glitzert und prasselt und rauscht, desto größer ist der Jubel! Große Namen — kleine Künstler. Und die sogenannten Künstlerinnen? Toilettemachen — das ist Alles. Aber Begeisterung — Leidenschaft — ohne die keine dramatische Kunst sein kann, lieber Gott! — Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — — — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — aber Himmel, eine Leidenschaft!"

Derjenige, dessen Aufzeichnung wir diese denkwürdigen Worte verdanken, setzt hinzu: „Bei diesen Worten sah ich die große Sophie Schröder und bekam eine Ahnung von Phädra und Medea. — Die mittelgroße, aber immer noch volle, rüstige Gestalt wuchs und dehnte sich — die Augen klärten sich, bekamen Leben und Gluth, und wie mit einem Zauberhauche waren die zweiundsiebzig Jahre von diesem Antlitz hinweg geweht. Sie war wieder jung durch eine Leidenschaft!"

Sophie Schröder, die Mutter und große Lehrerin der Schröder-Devrient, war die größte Meisterin deutscher tragischer Kunst, sie steht in ihrem Fache einzig da, ein Vorbild für die deutsche Schauspielerwelt, eine Gestalt voll Weihe und Größe, voll Anmuth und Erhabenheit. Ihr Erscheinen war das der dominirenden geistigen Kraft, das der königlichen Herrschaft über ihren Stoff, ihre Umgebung und ihre Hörer; der sittliche Ausdruck davon war es, der so überwältigend immer hervortrat, der Ausdruck der moralischen Größe eines vollwichtigen, in sich eisenfest abgeschlossenen Charakters: es war die erhabene Weihe der tragischen Kraft, die sich glanzvoll in allen ihren poetischen Gebilden wiederspiegelte.

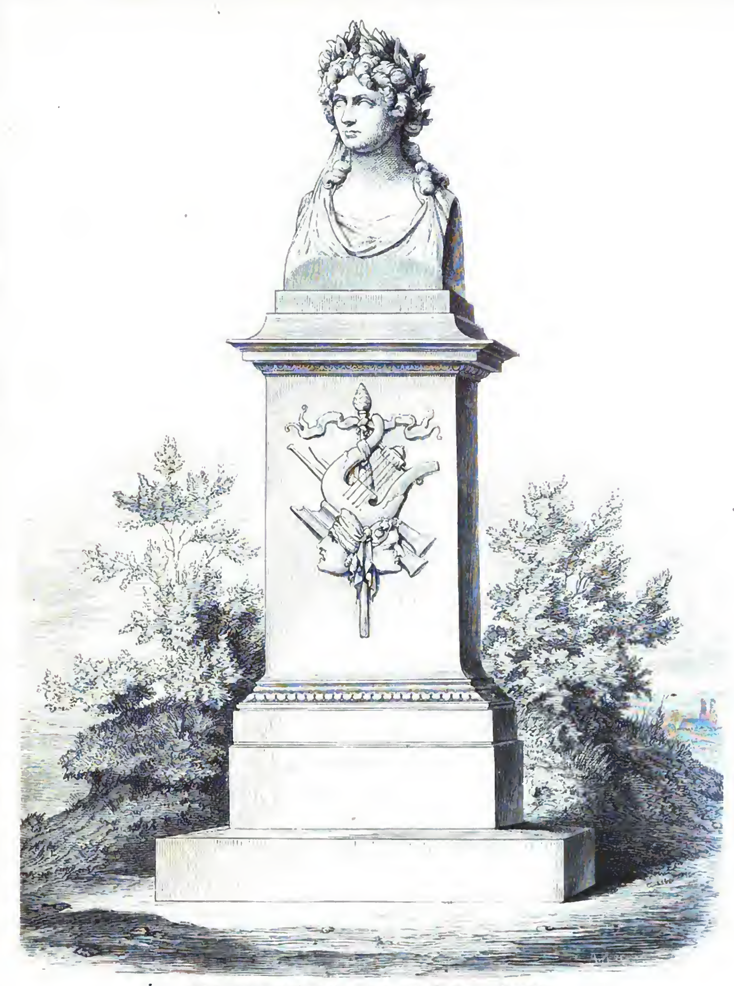
Sophie Schröder besaß in einem Grade, wie Niemand, die hinreißende Kunst der Declamation. Sie besaß die Kunst, den Sinn der Einzelnheiten mit feinem charakteristischem Empfinden zu malen und dabei durchweg den Hauch einer schwunghaften, schönen Idealität walten zu lassen. Bestimmt und deutlich sprach sich der Gehalt des bezeichnenden Wortes aus; die Rede strömte fest und sicher, und wo Gefühl und Leidenschaft mit heftiger Stärke hervortraten, schoß kein Laut über das rechte Ziel hinaus. Denn es war immer die gediegenste Besonnenheit und Ruhe, womit sie selbst in der größten Leidenschaft ihre Rolle beherrschte. Ihr war vollständig jene würdevolle heilige Ruhe eigen, welche die beredte Verkünderin des herrlichsten inneren Lebens ist, jene edle Einfachheit und stille Größe, welche Winckelmann im Sinne hatte, wenn er sagte: „wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren des Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele." Diese besaß Sophie Schröder, weit unter ihr lag das „Gemeine", sie war die Trägerin des vollendetsten, anbetungswürdigsten Idealismus.

Eine so große Künstlerin mußte auch als Weib fest in sich ruhend und bedeutend sein. Was von ihrem Lebenslauf bekannt ist, bringt den Beweis dafür; leider aber war die große Tragödin selbst bemüht gewesen, alle Erinnerungen, die nicht ihrer Kunst, sondern ihrer Persönlichkeit, ihrem Leben galten, zu vernichten — ein großer, charakteristischer Zug der Künstlerin — groß gegenüber der koketten Eitelkeit, mit welcher Sophie Schröder's Nachfolgerinnen und Nachfolger, die Pfleger und Träger des kunstzerstörenden Virtuosenthums, ihre theuere Person auf ellenhohe Socken zu stellen pflegen. Ein Biograph Sophie Schröder's hat einen schweren Stand, denn als Leitfaden vermögen ihm nur die Erinnerungen der Kinder, die Darlegungen der Zeitgenossen zu dienen; sie selbst hat Nichts hinterlassen, was sein Forschen irgendwie fördern könnte. Es war im Jahre 1854, als eine bösartige Cholera-Epidemie und die Abwesenheit ihres Sohnes in Sophie Schröder eine trübe Stimmung und den Gedanken hervorbrachte, daß ihrem Leben einsam ein schnelles Ende gesetzt sein könnte. Sie erschrak, ihre Papiere sollten nicht in unrechte Hände fallen. So wurde Alles vernichtet, was auf die Vergangenheit Bezug hatte, und damit sicher viele Documente von den Händen bedeutender Männer und Frauen, worauf die Geschichte ein Anrecht gehabt. Das geschah im vollen Bewußtsein der That; in dem Erkennen, von ihrer Kunstgröße nichts hinterlassen zu können, hielt sie die Erlebnisse einer einfachen und, wie sie selbst gesteht, oft irrenden Frau des Andenkens nicht werth.*

Sophie Schröder verwendete auf das Einstudiren ihrer Rollen die denkbar größte Sorgfalt. Sie selbst sagte: „Ich las meine Rollen so lange durch, bis ich mich dabei ausgeweint hatte, und erst dann ging ich an das eigentliche Studium und suchte die gehabten Empfindungen im richtigen Maße der Steigerung zu reproduciren." Eine vortreffliche, reich ausgestattete Bibliothek gewährte ihr die Möglichkeit, bei den Stücken auf historischer Grundlage vor dem Studium ihrer Rolle die einschlagenden Geschichtswerke in Berathung zu ziehen, um den Geist der Zeit zu ergründen, in welchem sie sich zu bewegen habe; gleichwohl hat ein gewisses Gefühl des Zagens in den ersten Minuten des Auftretens die Künstlerin durch ihr ganzes Leben begleitet, und selbst in der Periode ihrer größten Triumphe stellte sich diese beängstigende Empfindung bei jeder neuen Rolle, bei jedem neuen Publicum ein.

Sie begnügte sich — um nur Eines als Beweis für ihren großen, rastlosen Eifer anzuführen — nicht mit der einfachen Benützung des von der Natur ihr verliehenen prachtvollen Rede-Organs, sondern unterwarf dieses einer besonderen andauernden Schulung. Von ihrer Tochter Elisabeth, welche ihr die Rollen überhören mußte, weiß man, daß sie dieselben mit einem zwischen

* Was Zuverlässiges gesammelt werden konnte, finden diejenigen unserer Leser, welche sich genauer unterrichten wollen, in dem soeben erschienenen Buche „Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen und Kinder." Wien, Wallishauser. Das Buch ist von der berufenen Hand ihres Schwiegersohns, Dr. P. Schmidt, geschrieben und kann in seiner geist- und liebevollen gründlichen Zusammenstellung des vorhandenen Materials als ein würdiges Andenken an die große Tragödin von uns auf das Beste empfohlen werden. Zahlreiche Briefe interessanter Persönlichkeiten, darunter König Ludwig der Erste, der zu der Künstlerin in freundschaftlicher Beziehung stand, Emilie von Gleichen, Auguste Crelinger, Amalie Haizinger, Louise Neumann, Marie Seebach, Castelli, Emil Devrient, Herloßsohn, La Roche, Lewinsky und Andere, illustriren das elegante Buch, welches an poetischen Beiträgen Gedichte an die Gefeierte von Bauernfeld, Bodenstedt, Redwitz, Schloenbach, Herman Schmid und Anderen bringt, und mit einem Anhange „Aus Sophie Schröder's Album" schließt, in welchem wir Namen wie Grillparzer, Grunert, Ludmilla Assing, Hebbel, Ludwig Löwe, Riehl, Varnhagen u. A. vertreten finden — ein Inhalt, dessen vielseitiger Reichthum dem Werke mit Recht die weiteste Verbreitung sichert. D. Red.



Sophie Schröder's Denkmal auf dem neuen Kirchhof zu München.

Nach der Natur aufgenommen.

die Zähne geklemmten Korke hersagte. Es geschah dies, um sich des vollständigen Gebrauches des Buchstaben S zu versichern, der für die Deutlichkeit der Rede, nach ihr, von größter Bedeutung sei; gleichfalls pflegte sie das R, welches bei germanischen Völkern wenig anlautet und ohne dessen richtigen Gebrauch die Rede allen Glanzes entbehrt. Wurde nun schließlich das Hinderniß des Korkes entfernt, so ging ein Strom der Rede aus ihrem Munde, für dessen Gewalt es keine Hemmung gab, als den eigenen beherrschenden Willen.

Wie mächtig ihr Bildungstrieb war, geht auch daraus hervor, daß sie noch im vierzigsten Jahre Englisch lernte und in ihrem siebenzigsten einen französischen Sprachlehrer hielt, um eine in Vergessenheit gerathene Sprache wieder aufzufrischen. Dabei war sie eine aufrichtige Patriotin, wie sie mit großer Kühnheit in Hamburg selbst dem Marschall Davoust bewies, und daß sie sich gern und eifrig als warme Vertheidigerin des Royalismus sprechen hörte, ist begreiflich und nur ein dankbarer Zug ihres Herzens; sie hat ihr ganzes Leben lang von Kaiser und König nur Huldigungen empfangen.

Bei allem Ernst der Kunst aber, bei allem Eifer und Studium war und blieb sie Weib genug, um ihr leicht bewegtes Herz nicht jenen Leidenschaften zu verschließen, welche von je dem weltfüllenden Genius als verhängnißvolle Begleiter fluch- und segenreich mitgegeben sind. Den Fuß auf Wolken zu setzen, ist hienieden versagt; die glühende, unbefriedigte Seele jagt nach Ersatz und sucht ihn in Verhältnissen, die ihn oft nicht gewähren. Sophie Schröder war nicht immer glücklich: sie war dreimal verheirathet und zweimal wurde das Band der Ehe wieder freiwillig gelöst; vielleicht war auch sie von Schuld nicht frei — doch wer wird auf die schöpferischen, mit dem Prometheusfunken begnadigten Genien der Menschheit einen Stein werfen, wenn sie mächtiger, heißer, voller fühlen und begehren, als wir Anderen? Die Künstlerin selbst ruft auf einem Papierstreifen, der sich in ihrem geringen Nachlaß gefunden: „Wir sollen Euch die ganze Wahrheit auf der Bühne darstellen, was scheltet Ihr uns, wenn wir sie selbst empfinden?" Diese Worte sind der rührende Aufschrei eines leidenschaftlichen Herzens, das die Anklage der Welt gegen sich gerichtet und für seine Verirrungen nur die Größe des eigenen Talents schuldig zu sprechen weiß.

Es sind wenige Tage, daß auf dem neuen südlichen Kirchhof zu München über der Grabstätte Sophie Schröder's die Marmorbüste der vor nun bald zwei Jahren Dahingeschiedenen aufgestellt wurde. Die erste Anregung hierzu war vom Intendanten des Münchener Hoftheaters, Baron von Perfall, ausgegangen, und seiner Aufforderung hatten die Hof-Intendanzen und dramatischen Künstler Deutschlands in einer nur sie selbst ehrenden Weise entsprochen.

Professor Zumbusch wurde mit der Ausführung des Monumentes betraut, und gerade für Sophie Schröder, die Trägerin und Priesterin des classischen Idealismus, hätte kein tüchtigerer Bildner gefunden werden können, als eben er, dessen ideale, schönheitdurchwehte Gestalten ihren Schöpfer rasch berühmt gemacht haben. Aus seinem Atelier, in dessen hohen Räumen eben die gewaltigen Figuren zum Münchener Königsdenkmal voll stolzer Schönheit aufgebaut werden, ging denn auch die Büste der gefeierten Tragödin in einer Weise hervor, deren classische Einfachheit im Entwurf ebenso sehr die Bewunderung erregt, als die vollendet schöne und naturtreue Ausführung.

Daß Zumbusch das Modell zu der dem Friedhof zur schönsten Zierde gereichenden Büste unentgeltlich gefertigt, ist ein Act echt künstlerischer Pietät gegen die Verstorbene.

Die Kolossalbüste ist aus weißem carrarischen Marmor gefertigt und trägt unter der Brust den Namen „Sophie Schröder". Im oberen Theile des aus gelbrothem Marmor hergestellten Postaments ist in Lapidarschrift zu lesen: „Geboren am 1. März 1781 zu Paderborn; gestorben am 25. Februar 1868 in München." Darunter befinden sich aus Erz gegossen die Embleme der tragischen Muse. Auf dem unteren Theile des auf einem Würfel von schwarzem Granit ruhenden Postaments aber stehen die Worte: „Dem Andenken der großen Tragödin von ihren deutschen Kunstgenossen."

Eine Mord-Weihnacht.

Weihnachten naht, das schönste christliche Fest, das Fest der Liebe und der Freude, des Wohlthuns und der Barmherzigkeit. Es naht mit seinem flittergeschmückten Tannenbaum und den strahlenden Kerzen, und wo sein Glanz hinfällt, zeigt er lachende, fröhliche, glückliche Gesichter. Draußen wirbeln die Flocken durch die Straßen, die einsam und verlassen seit dem Einbrechen des Abends daliegen und sich erst dann mit gedrängten Schaaren Andächtiger beleben, wenn durch die Stille der Mitternacht das weithin hallende Geläute der Glocken zur Christmette in die lichtschimmernden Kirchen ruft.

Das ist ein schöner Brauch in Süddeutschland und namentlich in dem katholischen München. Die vollen Töne der Orgel und triumphirende Chorgesänge brausen hernieder in das Schiff der Kirche, das dicht von Betenden erfüllt ist; das Licht von Hunderten kleiner Wachskerzen bricht nur ungewiß durch den hohen, nachtbedeckten Raum, und von dem glanzumgebenen Hochaltar spricht der Priester den Segen. Die gläubigen Münchener lassen sich diesen nicht gern entgehen und üben alljährlich die fromme Pflicht. Sie wissen aber auch von einer Weihnacht, die mit Blut und Todtschlag an ihrer alten Stadt vorübergezogen ist, und wenn heute noch jedes Kind davon zu erzählen weiß, so ist es, weil sie sich gern der damals von den Söhnen ihrer Berge bewährten opfermuthigen Treue gegen Fürst und Vaterland rühmen.

Es war für die Baiern ein trauriges Fest, die Weihnacht vom Jahre 1705, in welchem der Tod blutige Ernte hielt, und mit kurzer, flüchtiger Skizze mag hier geschildert werden, wie in so heiliger Zeit so großes Elend über das Land gekommen.

Die weite, freie, sandige Hochebene, auf welcher München liegt, verengert sich südlich zum grünen, waldigen Isarthale, bei Tölz die Region der baierischen Hochalpen betretend. Der in diesen hausende Oberländer unterscheidet sich von den Bewohnern der Ebene gerade so, wie die Hochlands-Clane von den schottischen Niederländern. Treu und fest hängen sie zäh am Alten, sind starr, gleich den Granitblöcken ihrer Heimath. Wenn sie zur Hauptstadt niedersteigen aus ihren grünen Bergen, will es ihnen dort nicht recht gefallen. Die armen Gebirgsbauern sind an ein Gut gewöhnt, das kein Reichthum in das Gewühl der Städte zu zaubern vermag: die reine, frische Luft ihrer Höhen! Sie peitscht ihnen das Blut munter durch die Adern und verleiht ihnen den hitzigen, kampfbereiten Muth.

Eine große Idee begeistert diese Menschen, treibt sie unaufhaltsam vorwärts. Auch die Bauern in den von der Isar durchströmten baierischen Gebirgsgauen hatten eine solche herausgegriffen unter den mannigfachen Gründen des Aufstandes, dessen Fahne sie im Jahre 1705 erhoben. „Die Kinder erretten!" war ihr treuherziges Feldgeschrei.

Das war, nachdem der Kurfürst Maximilian Emanuel im Türkenkriege viel für Oesterreich gethan hatte; er sah sich schlecht gelohnt, und da die offene spanische Erbschaft ihn vollständig mit dem Hause Habsburg entzweite, schloß er ein Bündniß mit Ludwig dem Vierzehnten. Prinz Eugen's und Marlborough's Sieg bei Hochstädt (13. August 1704) legte Baiern dem Feinde bloß. Der Kurfürst zog sich in seine Statthalterschaft der Niederlande zurück, seiner Gemahlin Therese Sobieska die Regierung übertragend. Entschloß sich die Tochter des tapferen Polenkönigs, die zahlreichen Elemente der Volkswehr aufzubieten, dann war noch Rettung möglich, aber der Jesuit Schmacker, ihr alles vermögender Rathgeber, zog vor, die bethörte Frau nach Venedig zu locken. Große österreichische Corps rückten nun an, die Sieger wollten das Land zerstückeln, alle Gräuel des Krieges, unerschwingliche Lasten drückten den Bürger und insbesondere den Bauer; dazu gesellte sich noch eine bedeutende Recruten-Aushebung, bei der man Nachts die junge Mannschaft gebunden aus den Betten holte. Das Maß des Ertragens für ein wehrhaftes Volk war vollgerüttelt. „Lieber baierisch sterben, als kaiserlich verderben!" so scholl es zuerst vom Nordgau aus. „Brüder, es muß sein!"

Gleich einer Lawine schwoll die Volksbewegung an, die Unterländer waren der Kopf derselben, die Oberländer aber das feurige Herz. In Tölz kamen sie zusammen zu tagen und die gewaltsame Hinwegführung der kurfürstlichen Kinder zu verhindern und dort wurde sogleich der Zug nach München beschlossen. Umsonst mahnten einige Vorsichtige ab, mit allzu geringen Mitteln, ohne die nöthige Kundschaft und Vereinigung mit den unterländer Insurgenten das Wagniß zu begehen. Die heißköpfigen Gebirgsbauern wollten von keinem Aufschube wissen. Der Jägerwirth aus der Hauptstadt, ein geborener Tölzer, versicherte

sie der Mitwirkung der Bürgerschaft. Ein Thor sollte ihnen heimlich geöffnet werden, unter ihren langen Mänteln würden die Bürger auf dem Wege zur Christmette die Gewehre verborgen tragen, so werde man die österreichische Garnison leicht überwältigen und den Feind aus der Residenz, ja vielleicht sogar aus dem Lande werfen können.

Zu hellen Haufen brachen sie auf, Alles am Wege mit sich fortreißend, Beamte mußten mit ihren Gerichtsunterthanen folgen. Bei der Prämonstratenser Abtei Schäftlarn an der Isar war der Halt- und Sammelplatz. Auch hier kam es denn wieder zur Ueberlegung, die Beamten trugen Bedenklichkeiten vor, sie hegten Zweifel an der Echtheit der vorgezeigten, den Aufstand empfehlenden kurfürstlichen Patente. Namentlich hatte der Postmeister von Anzing einen Boten geschickt mit der Nachricht, daß auf Vereinigung mit der unterländischen Landesdefension nicht zu rechnen sei. Wiederum riethen die Besonnenen zur Umkehr. Aber die Tölzer Schützen besetzten die Brücke und drohten Jeden niederzuschießen, der nicht mithielte. Noch mahnte der zum Führer gezwungene Alram, Pfleger von Vallay, zum Rückzuge, er wollte das Heranziehen von Verstärkung und die Verbindung mit dem an vierzigtausend Streiter zählenden Volksheer aus dem Unterlande abwarten; der Jägerwirth aber drang durch, unterstützt von seinem tollen Verwandten, dem Tölzer Schützencommandanten Jäger. Letzterer vermaß sich nöthigenfalls mit seinen Schützen die Stadt allein zu nehmen, und in der Christnacht müßte es losgehen. Auch der Feind könne Verstärkung heranziehen und die unterländer Landesvertheidiger sollten sie schon als Herren von München finden. Während dieser Berathung gelang es Oeitlinger, dem Pfleger von Starnberg, in die Stadt zu entkommen und dem Befehlshaber Graf Löwenstein Kunde zu bringen. Alram aber blieb nichts übrig, als seine Leute in Marschordnung zu stellen, und die opfergeweihte Schaar gegen seine bessere Ueberzeugung vorwärts zu führen. Im Ganzen waren es zweitausendsiebenhundertneunundsechzig Mann, von denen zweihundert Mann an die Isarbrücke als Wache postirt wurden. Ein zweiter Haufen kam durch den Forstenrieder Wald angezogen, die Streitkräfte der Bauern auf vier- bis fünftausend Mann erhöhend.

Eine kleine Stunde von München isaraufwärts liegen die drei Dörfer Sendling. Hier machte das Volksheer noch einmal Halt. Der Pfleger Alram trug den Sendlinger Bauern auf, die Lagerfeuer zu unterhalten, damit der Feind über ihr Vorrücken sich täusche. Dann ging er an's Werk, ohne Hoffnung, ohne Vertrauen auf den Ausgang, aber mit festem Mannesmuthe.

Das leichte Zurückwerfen eines österreichischen Streifpikets steigerte noch die Zuversicht der Hochlandssöhne. Der erste Anprall des kraftvollen Menschenschlages aus den Bergen, von den Seen, von den Quellen der Flüsse war unwiderstehlich, fürchterlich. Das Isarthor fiel ihrer stürmenden Hand, um zwei Uhr waren sie eingedrungen. Umsonst indessen strengten sie die sehnsüchtigen Blicke an, das Feuersignal vom Petersthurme zu schauen, welches die Erhebung der Bürger und damit die Oeffnung der inneren Thore verkünden sollte, denn sie befanden sich erst in der Vorstadt. Sie ahnten nicht, wie schaurig öde es in den Straßen der Hauptstadt war, deren gewarnte Machthaber bei Lebensstrafe Jedem geboten hatten, sich ruhig zu Hause zu halten.

Sechs kostbare Stunden gingen nutzlos verloren, während welcher die Hochländer ihrer Lust fröhnten, Pulver zu verpuffen; mit zwei kleinen, dem Kloster Benedictbeuren entnommenen Kanonen beschossen sie die Mauern und pürschten mit ihren Stutzen Jeden weg, den sie auf der Brustwehr erblickten. Auch ließen sie es nicht an einer übermüthigen Aufforderung zur Uebergabe fehlen. Grau brach der Wintertag an, die harte Erde dröhnte unter dem Anmarsch der aufgebotenen regulären Armee. Von dem hohen rechten Isarufer herüber kündete General Kriechbaum mit den drei Kanonenschlägen den Entsatz an. Die Bauern hatten den strategischen Fehler begangen, die dominirenden Höhen und die wichtige Brücke unbesetzt zu lassen. Zwar befanden sich einige der entlassenen bairischen Officiere und in des Kurfürsten Diensten gestandene Franzosen unter ihnen; doch die letzteren konnten sich dem Volke nicht verständigen, an Mannszucht war ohnehin nicht zu denken. Unverzüglich ließ der österreichische General seine Grenadiere und sein Fußvolk in dichter Colonne im Sturmschritt über die Brücke marschiren, während die Reiterei über den im Augenblick wasserarmen Fluß setzte. Vom Isaranger aus und durch's Sendlinger Thor machte zugleich die Besatzung einen Ausfall und nun begann ein fürchterliches Blutbad. Denn Husaren und Panduren gaben, Alles niedermetzelnd, keinen Pardon, die Sensenmänner aber mäheten die Köpfe der Gegner weg und ihre Schützen fehlten selten das Ziel.

Gegen die Uebermacht hartnäckig kämpfend, zwischen zwei Feuern, zogen sich die Bauern über ein drei Viertelstunden breites, keinen natürlichen Schutz bietendes Wiesenfeld gegen Sendling zurück. Sobald sie die dortigen Verhaue erreicht hatten, bildeten sie wieder feste Massen. Noch einmal wurden die Husaren rückwärts formirt, um theils über die heutige Theresienwiese, wo auf der Anhöhe drei Mörser standen, theils von der Thalseite her die Bauern zu überflügeln, was auch gelang. Das Fußvolk stürmte die Verhaue; jedes Haus, jeder Zaun, Graben, jede Hecke wurden mit Wuth vertheidigt und — genommen. Einem halben Tausend Bauern nur gelang es, sich mit geringem Verluste nach dem Forstenrieder Forste durchzuschlagen; die Uebrigen, wer es noch vermochte von der geschmolzenen Schaar, flüchteten sich auf den Kirchhof, dort sollte die Mauer als Brustwehr dienen, das arme Leben theuer zu verkaufen. Bald war es nur ein Schlachten mehr. Als sich der Wintertag zu Ende neigte, waren die Gefangenen und Verwundeten fortgeschleppt, und der Rest der Landesvertheidiger lag todt oder unter den Erschlagenen versteckt auf dem ländlichen Friedhofe. Während des Gemetzels in Sendling war, im Rücken des General Kriechbaum, der Bauern Hauptmacht über Anzing her im Anzuge, bis versprengte Flüchtlinge auf sie stießen mit dem Rufe: „Alles ist verloren!"

Sechshundert Verstümmelte wurden den Münchener Bürgern zum „abschreckenden Exempel" auf die Straßen der Stadt geworfen, in der Decemberkälte und ohne Labung und Verband! Was bis zur Nacht nicht ausgelitten, durfte von mitleidigen Seelen in Spitäler gebracht werden. Aber nur Wenige hatten den Muth, mitleidig zu sein! Mit empörender Gleichgültigkeit berichtet der österreichisch gesinnte Bürgermeister von Vacchiery „die Mord-Execution" an einen Freund in Landshut. Die Scharfrichter und Henker bekamen viel Arbeit in München: was irgendwie an der Spitze gestanden, alle die in Feindeshand gerathenen Offiziere verfielen ihnen. Der Jägerwirth wurde geviertheilt, dem wackeren Alram aber gelang es, sich zu salviren. So endeten die Mordweihnachten des Jahres 1705. —

Von München nach Sendling ist es ein angenehmer Spazierweg. Der Theresienwiese entlang führt der Pfad auf der südlichen Hügelkette an dem im italienischem Landhausstil erbauten Schießhaus und bald nachher an dem die Bavaria nebst ihrer Walhalla umgebenden Hain vorüber.

Von da an betritt der Pfad das freie Feld, unten gruppirt sich die Stadt, dem Anscheine nach wenig bedeutend, am Ufer des Flusses hin, im fernen Süden erscheinen bläulich verschwommen die Hochalpen. Der Fußweg schlängelt sich um ein schönes, ländliches Gehöfte, ihm gegenüber, jenseits der Landstraße erhebt sich die Kirche von Untersendling. Wir befinden uns auf der Stelle des wüthendsten Kampfes. Heute sieht es so idyllisch friedlich hier aus, wie nur ein stiller, ländlicher Ruheplatz sein kann.

Das Andenken der Gefallenen lebt noch fort. An der Kirche ist ein schönes in lebhaften Farben gehaltenes Schlachtenbild von Lindenschmitt. Der berühmte Schmied „Baldes Maier" von Kochel bildet den Mittelpunkt, seine Stachelkeule wüthet unter dem Feinde, zur Hünengestalt wurde ein kraftvoller Greis der Jachenau als Vorbild genommen. Wehrhafte Jünglinge athmen zu den Füßen des Recken aus, braune Husaren, wilde Panduren säbeln sie nieder.

Zwanzig Minuten führen aus dem freundlichen Dorfe nach Mittersendling, einem beliebten Vergnügungsort und zugleich Station auf der Rosenheimer Bahn. Eine Viertelstunde später folgt Obersendling. Die Gegend ist waldig und hügelig geworden; an dem Hesseloher Forst vorbei, dem Botaniker seiner reichen Flora halber bekannt, führt hier der Schienenweg über den Fluß auf das rechte Ufer, und ganz nahe liegt die Menterschwaige, allen Münchenern bekannt und lieb. An heitern Sommertagen unternehmen Tausende die Lustfahrt, oder wandern zu Fuß südlich in's Isarthal. Der Strom wühlt sich tief unten sein steiniges Bett, die herrlich bewachsenen steilen Ufer umsäumen ihn grün, nördlich dehnt sich

majestätisch die Hauptstadt aus, im Süden winken die Berge, das weite Meer dunkler Forsten begrenzend. Aus ihren Schluchten, ihren Thälern und Höfen brachen vor hundertvierundsechzig Jahren die Schaaren auf nach München, sich selbst zu befreien und, wie sie so liebenswürdig, gutmüthig riefen, „die Kinder zu erretten“!

Sieg fanden sie nicht, wohl aber ein rühmliches Ende.*

Franz von Remmersdorf.

* Das Andenken daran ist durch Schauspiel, Novelle und Ballade bis auf die neueste Zeit fortwährend poetisch verherrlicht und erneuert worden und so bis heute, namentlich in Süddeutschland, wach und lebendig geblieben. Die Red.

Blätter und Blüthen.

Ein neuer Wunderdoctor. Das in Thüringen gelegene, sehr bekannte und besuchte Oertchen R. hat schon einmal durch einen Wunderdoctor, der in seinen Mauern erstand, großen Zulauf und großen Ruhm gehabt; heute schreibt man der Gartenlaube von einem neuen — Beutelschneider, der dort sein Wesen treibt, und setzt uns zugleich in die erfreuliche Lage, das wunderthätige Recept mitzutheilen, welches der offenbar mehr im Gesangbuch als in der Heilkunst unterrichtete fromme Mann verschreibt. Der Brief, den die Gartenlaube d. d. M., 31. Octbr. 1869 erhalten, lautet mit Weglassung der einleitenden Worte folgendermaßen:

„. . . Der elfjährige Sohn meines Bruders litt im letzten Sommer und leidet noch jetzt an einer Halswirbelverrenkung. Da man das Leiden jedoch anfangs nicht erkannte und keine dasselbe veranlassende Ursache zu ergründen vermochte, so kam man auf die Vermuthung, das Uebel sei gichtischer Natur, und wurde in diesem Glauben bestärkt, als sich Symptome zeigten, welche darauf hinzuweisen schienen, und selbst ein Arzt sich jener Anschauung zuneigte. In dem Wahne nun, daß auch der gelehrteste und geschickteste Arzt nichts gegen die Gicht vermöge, sah sich die Familie meines Bruders nach einem ‚Wunderdoctor‘ um.

Dieser fand sich bald in dem nahegelegenen R. in der Person des dortigen Schultheißen. An ihn wurde trotz meines Protestirens ein Bote gesendet, der bald genug mit dem Recept, welches ich Ihnen hier beilege, zurückkam. In diesem selbst aber befanden sich drei zusammengeknitterte und wohl durchnähte Papierchen, jedes mit einem langen Zwirnsfaden versehen, um es der im Recept enthaltenen Vorschrift gemäß zu brauchen. Das Mittelchen kostete fünfzehn baare Silbergroschen, ohne den Botenlohn, und half natürlich — Nichts. Mündlich war noch dem Boten die Weisung mitgegeben worden, daß, wenn der Patient die im Recept vorgeschriebenen Worte und Gebete nicht selbst sprechen könne, sein Pathe zugegen sein und dies für ihn thun solle. Der Patient hat es glücklicherweise selbst fertig gebracht und, wie mir scheint, ist das dem elfjährigen Knaben zu verzeihen. Was soll man aber zu den Anderen, zu den Erwachsenen sagen, die einen solchen Firlefanz veranlaßten und glaubten? Deren Treiben sieht doch genau aus wie eine reine Verirrung des Verstandes und wie eine wahre Gotteslästerung. F. W.“

Das Recept, von welchem in dem Briefe die Rede ist, lautet wörtlich:

Auf den Freitag früh sieben Uhr nimmt der Patient einen Zettel in die Hände und verrichtet folgende Gebete:

1) die drei Artikel des christlichen Glaubens (Was ist das? nicht);

2) das Vaterunser,
3) die drei Artikel,
4) das Vaterunser,
5) die drei Artikel,
} nicht Amen;

6) das Vaterunser; bei diesem wird Amen gesagt; aber bei den fünf ersten Gebeten wird nicht Amen gesagt.

Wenn das so geschehen ist, wird der Zettel um den Hals gehangen, auf den bloßen Leib und so, daß der Zettel auf die linke Seite zu liegen kommt. Der erste bleibt liegen bis auf den Dienstag früh halb acht Uhr. Da wird der herunter genommen, und der Faden darum hergewickelt, aber das Ende vom Faden nicht untergesteckt, und hinverscharrt, wo Rasen ist. Sogleich wenn das geschehen ist, wird der zweite genommen, und die Gebete wieder so verrichtet. Wenn Amen gesagt ist, wird der auch so angehangen. Dieser bleibt liegen bis auf den Freitag früh acht Uhr. Da wird der herunter genommen, und so verscharrt. Und der letzte genommen, und die Gebete nochmals so verrichtet. Wenn Amen gesagt ist, wird der auch so angehangen. Dieser bleibt liegen bis auf den Dienstag früh halb neun Uhr. Da wird der herunter genommen und auch so verscharrt. Aber jeder Zettel in ein ander Loch. Auch muß der Patient 2 Sgr. einem Armen vor Anfang der Cur geben.

R., den 8ten Juli 1869.

Ihr ergebenster G. C. G—e,
Schultheiß.

Albert Traeger. Mit jedem Jahre um die Weihnachtszeit erscheint der Dichter der Gartenlaube mit einer neuen Gabe auf dem literarischen Markte. Kaum ist vor circa vierzehn Tagen die abermals stark vermehrte und wahrhaft prachtvoll ausgestattete siebente Auflage seiner Gedichte ausgegeben, so erfreut er uns neuerdings wieder mit einem neuen Jahrgang seines bekannten Albums: „Deutsche Kunst in Bild und Lied“, mit Originalbeiträgen deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler, dessen literarische Redaction unser verehrter Mitarbeiter auch dieses Mal mit gewohntem Tact besorgt hat. Brachvogel, Ernst Dohm, J. G. Fischer, Freiligrath, Hamerling, H. Lingg, Rittershaus, Sturm und viele andere treffliche Dichter lieferten poetische Beiträge, während die artistische Ausstattung mit ihren lithographirten und farbigen Bildern — einige schwache Blätter ausgenommen — recht Ansprechendes bietet. Jedenfalls werden die „Gedichte“ sowohl, die schon ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden, wie das „Album“ wieder allerwärts auf dem Weihnachtstische glänzen.

Noch einmal das Aennchen von Tharau. Im Anschluß an unsere neuliche Notiz in Nr. 45 der Gartenlaube erhalten wir von Jemandem, der mehrere Jahre in Ostpreußen gelebt hat, die erfreuliche Mittheilung, „Aennchen von Tharau“ sei nicht aus der Welt verschwunden, wie man allgemein annehme, sondern lebe und blühe noch heute in aller Anmuth fort, indem, wie unser Gewährsmann versichert, der jedesmalige Prediger zu Tharau seit der berühmten Auferweckung des S. Dach’schen Liedes durch Herder sein ältestes Töchterlein Anna nenne. Wir nehmen an, daß diese Notiz allen für das „Aennchen von Tharau“ schwärmenden Sängern und Sängerinnen Deutschlands höchst interessant sei, geben sie selbst aber unter allem Vorbehalt.

Von Auerbach’s „Barfüßele“ sind die dritte und vierte Lieferung bereits ausgegeben. Es stellt sich mit jedem Hefte mehr und mehr heraus, daß seit Kaulbach’s Reineke Fuchs kein illustrirtes Werk, was Innigkeit der Erfassung und vortreffliche Ausführung anlangt, eine solche künstlerische Bedeutung beanspruchen kann, wie dieses Vautier’sche Prachtbuch.

Kleiner Briefkasten.

Wilhelmine V. Berlin. Ihre Wette ist gewonnen, wenn Sie nach den Regeln der Metrik die Strophe oder Stanze je aus einer bestimmten Anzahl von Versen bestehen lassen; dagegen hat die Gewohnheit bei Gesangliedern den aus mehreren Reimzeilen bestehenden Verssatz oder das Gesetzlein ebenfalls kurzweg als Vers bezeichnet, und zwar in kirchlichen wie in weltlichen Liederbüchern. Es lebt noch Mancher, der sich bei feierlichen Commersen oder Festessen mit Festliedern zu der Ankündigung hinreißen ließ: „Die Musik spielt den ersten Vers vor!“

Ein ungelehrter Laie fragt an, warum der protestantische und deutsche Theolog Tischendorf seine Sinai-Bibel nicht seiner Kirche und seinem Vaterland erhalten, sondern der russischen Krone griechischer Confession zugewendet habe. Der Laie hat davon gehört, daß in diesem Bibel-Original jener vielberufene Nachsatz: „Und wer nicht glaubet, der soll verdammt werden“ nicht enthalten sei, und verspräche sich gern gerade davon sehr viel für so manche Gemeinde, die jetzt von orthodoxen und pietistischen Predigern auf die Dauer Unerträgliches mit anhören müsse.

Bei Ernst Keil in Leipzig erscheint:

Herman Schmid’s

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familienausgabe.

Novellen und Erzählungen, darunter: Die Huberbäuerin. — Das Schwalberl. — Der Kranz am Marterl. — Der bairische Hiesel. — Der Kanzler von Tirol. — Der Habermeister.

In 18—20 Bänden. 19 Bände sind bereits erschienen.

Subscriptionspreis jedes Bandes $7\frac{1}{2}$ Sgr. = 27 kr. rhein.

Herman Schmid ist durch seine vortrefflichen Novellen namentlich den Lesern der Gartenlaube schon lieb und vertraut geworden. Es weht aus ihnen nicht blos erfrischend der kräftige Hauch jener sonnigen Berge und grünen Thäler, in denen sie meistens sich ereignen, sie sind auch rein und keusch wie dieser Hauch, dabei voll spannender Vorgänge und warmen dramatischen Lebens. Erzähler wie dieser, die nicht wie Handwerker fabriciren, sondern aus der Tiefe des Gemüths heraus poetisch gestalten und das innerste Sein des Volks in so mannigfaltig anheimelnder und ergreifender Weise und in so markigen Gestalten zu schildern wissen, werden auch im Herzen des Volkes stets einen sicheren Platz behaupten. Es ist deshalb begreiflich, daß unser deutsches Publicum die gesammelten Schriften von Herman Schmid mit großer Freude aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Domini brach in rohes Gelächter aus. „Sagen? Was will ihm die Jungfer denn sagen?“ rief er. „Das ist doch nichts Besonderes, daß einem Burschen ein Mädel gefällt, und daß er ihr nachgeht, wie ich der Jungfer nachgegangen bin! Der Vater wird mir nit den Hals umdrehn, wenn er erfährt, daß ich in früherer Zeit blos ihretwegen so oft auf dem Feichtenhof eingekehrt bin! Wenn ich's verstanden hätt', mich zu verstellen und den scheinheiligen Duckmäuser zu machen, könnt' ich jetzt schon lang' Feichtenbauer sein. . . . Was hab' ich denn gethan, als daß ich ihr Sachen in's Ohr gesagt hab', die der Pfarrer auf seiner Kanzel freilich nit predigt, und hab' mich in ihre Kammer geschlichen . . .“

„Und daran mahnt Ihr mich selber?“ zürnte Christel. „Zum letztenmal . . . geht mir aus dem Weg, oder ich vergreif' mich an Euch!“

„Oho — vor dem Zorn fürcht' ich mich nimmer,“ entgegnete Domini mit steigender Frechheit. „Wer weiß, wenn ich mich selbigesmal von dem Schiechthun nit hätt' abschrecken lassen, ob jetzt nit Alles ganz anders wär'! Jetzt glaub' ich der Jungfer Christel nimmer, wenn sie sich so zimpferlich anstellt, jetzt weiß ich, was ich weiß — aber freilich, das hätt' ich mir im Traum nit einfallen lassen, daß die sittsame Christel es sich so still, so commod einrichten thät', im eignen Haus mit dem Knecht . . .“

„Da habt Ihr, was auf eine solche Red' gehört — schlechter Kerl . . .,“ rief das Mädchen auflodernd und gab ihm einen so kräftigen Schlag in's Gesicht, daß er von der Wucht desselben und vor Ueberraschung zurücktaumelte. Dies währte jedoch nur einen Augenblick — im nächsten hatte er mit dem Ansprung eines wilden Thieres die rasch Entfliehende wieder ereilt und hielt sie gefaßt, daß sie sich kaum zu regen vermochte. „So?“ keuchte er bebend vor Wuth, und zog sie, trotz ihres Sträubens, immer enger an sich. „So gehst Du mit mir um? Hab' ich nit gesehn, wie Du Dir das Schmeicheln und Streicheln hast gefallen lassen, und mich willst Du kratzen? Wart', Wildkatze, ich will Dir die Krallen stutzen . . .“

Christel hatte sich von der ersten Betroffenheit über den Angriff rasch gesammelt und setzte ihm einen so entschiedenen und kräftigen Widerstand entgegen, daß es zweifelhaft schien, wer die Oberhand behalten würde, aber der Ringkampf blieb unentschieden, denn unter den Bäumen stürzte Wendel hervor, packte Domini im Nacken und schleuderte ihn mit solch' überlegener Gewalt hinweg, daß er zu Boden stürzte. Im Wirthshause angekommen hatte er den Bauer erblickt und war sofort umgekehrt, um die Tochter von dessen Zustand in Kenntniß zu setzen. „Da komm' ich ja gerad' recht,“ rief er im Hinzuspringen aus, „heut' habt Ihr mich abgelöst — jetzt geb' ich's zurück und löse Euch ab . . .“

Das Dazwischenkommen war so entschieden und plötzlich, daß von keiner Seite ein Wort weiter gesprochen wurde. Christel nickte dem Helfer mit dankendem Blick zu, Domini raffte sich auf und eilte auf anderem Wege fort; hinter ihm schritt Wendel, ihn bewachend, falls er eine neue Unbill beabsichtigen sollte.

Er hatte eben die Mitte der Dorfgasse erreicht, als am obern Ende desselben die Hüglinger Bursche erschienen, die inzwischen, zu neuen Streichen ermuthigt, sich aus dem Wirthshause aufgemacht hatten; er achtete nicht auf sie, und gewahrte nicht, daß ihnen Domini im Vorbeigehn einige Worte, als wäre es ein Gruß, zurief. Desto schärfer war er bereits von ihnen in's Auge gefaßt, denn auch ohne Domini's hetzenden Zuruf hatten sie ihn an der ungewohnten Tracht als einen Fremden erkannt; sie riefen sich zu und zogen mit verschränkten Armen, die ganze breite Straße absperrend, unter lärmendem Gesang dem Kommenden entgegen.

Wo der Dorfbrunnen aus hölzerner Röhre in den zur allgemeinen Tränke dienenden Trog niederrauschte, machten sie Halt.

„Stock an!“ rief der Anführer Wendel zu. „Schau fein, daß Du uns nicht nieder gehst, Bergler . . . mit Deinem Gemsbart und dem Spielhahnstoß auf'm Hut! Haben sie was zu bedeuten, die Hahnenfedern? Wie — laß' mich's in der Näh' anschau'n . . . ich thu' Dir s' runter!“

„Kannst es ja probiren!“ erwiderte Wendel und trat zu seiner Deckung ein paar Schritte zurück. „Was wollt's von mir?“ rief er, als die Bursche, darin ein Zeichen von Furcht erkennend, nachdrängten.

„Das siehst ja, was wir wollen!“ entgegnete Martl. „Du tragst das Berglergewand, und dienst auf'm Feichtenhof . . . wir aber leiden keinen fremden Burschen in der Gemeind' und wollen einen Hüglinger Buben aus Dir machen, wie's der Brauch ist . . .“

„Brauchst keine Sorg' zu haben,“ lachte ein Anderer, „wir thun Dir nit weh . . . Du wirst blos an Füßen und Armen in die Höh' geschutzt und wieder aufgefangen; dann tauchen wir Dich

dreimal im Brunnen unter, und dann bist ein richtiger Hliglinger-Bub . . ."

„Und wenn Du nit willst," rief Martl wieder, „dann hast Du's mit allen Burschen in der ganzen Gemeind' zu thun; dann leiden wir Dich nit und wollen Dir's schon so salzen, daß Du gern wieder gehst . . ."

„Laßt mich in Ruh'," erwiderte Wendel, als er zu Worte kam, „ich will in der Gemeind' bleiben, als ein ordentlicher Bursch und will gut auskommen mit Euch Allen . . . aber solche Sachen mach' ich nit mit. . . . Also aus der Bahn! Das ist mir zu dumm!"

„Was? Schimpfen willst Du auch noch?" schrie es ihm zugleich aus einem Halbdutzend Kehlen entgegen. „Packt an, Buben, jetzt muß er erst recht geschutzt werden. . . ." Im nächsten Augenblick war er umringt und die Bursche hingen von allen Seiten an ihm, wie eine Meute, die das erreichte Wild zu Boden zerren will. Diesmal aber waren sie wirklich an den Unrechten gekommen; mit einer Kraft, die sie dem sehnigen Burschen nicht zugetraut hatten, fühlten sie sich bald geschüttelt und hinweggeschleudert, daß sie wie reife Nüsse zu Boden kollerten — ein paar der Hartnäckigsten faßte Wendel am Nacken und stieß sie aneinander, daß sie verblüfft standen und keine Miene machten, den Sieger, der sich eilig davon machte, zu verfolgen. Stumm und ärgerlich sahen sie einander an, schüttelten Koth und Staub von den Kleidern, und Martl, nachdem er seine fünf Sinne zusammengelesen, ballte ihm die Faust nach und rief: „Lauf' nur zu, wir holen Dich doch schon ein und dann raiten wir schon ab miteinander!"

Inzwischen war Christel eilenden Schritts in die Nähe des Bergwirthshauses gekommen, aus dem ihr schon von ferne Schreien und Singen entgegen tönte. „Das ist einmal spaßig," sagte sie, indem sie aufhorchend einen Augenblick anhielt, „das ist gerad' als wenn das die Stimm' vom Vater wär' . . . aber das kann ja doch nit sein; das Gehör muß mich täuschen . . ."

Jetzt hatte sie das Haus erreicht und die Thür geöffnet und blieb auf der Schwelle stehn, wie versteinert von dem Anblick, der sich ihr bot. „ . . . Vater . . ." wollte sie rufen, aber das Wort erstarb ihr in der Kehle, denn der, den sie so zu nennen gewohnt war, war kaum wieder zu erkennen. Das graue halbkahle Haupt glühte vom Uebermaß des genossenen Weins, die Augen starrten, und die Zechgenossen, die zuletzt selbst ihren Spott mit ihm getrieben, hatten die Stöpsel der geleerten Flaschen an eine Schnur gereiht und ihm wie eine Halskette umgehängt, auf die der Betrunkene in blödem Stolz lachend herniedersah. Als er die Tochter erblickte, mochte ein Gefühl in ihm aufdämmern, wie weit er sich vergessen habe; etwas unsicher erhob er sich und rief ihr lallend entgegen: „Kommst endlich, Christel? Hast mich lang genug warten lassen . . . jetzt setz' Dich auch her zu mir und laß Dir's schmecken; ich hab' heut' meinen lustigen Tag. . . . Trink', sollst leben, Christel, und Dein Hochzeiter daneben!"

Die Erstarrung des Schreckens wich aus Gliedern und Antlitz des Mädchens; dafür quoll ihr Gemüth über vor Entrüstung und Scham. „Vater," rief sie und stand mit ein paar Schritten am Tisch, „was soll das geben? Da seh' ich wohl, daß ich lang ausgeblieben bin, aber ich hab' nit gewußt, daß der Feichtenbauer ist wie ein kleines Kind, das man keine Stund' allein lassen darf . . ." Dabei hatte sie mit fester Hand die Schnur mit den Stöpseln ergriffen, abgerissen und mit Abscheu wie ekles Ungeziefer weithin in die Stube geschleudert.

In dem umnebelten Gehirne des Alten begann es immermehr sich zu lichten; das Gefühl begangenen Unrechts und die Beschämung, vor dem eigenen Kinde so dazustehn, stieg immer mächtiger in ihm auf, aber noch behaupteten die wilden Geister die Oberhand und wandelten das Schamgefühl in Erbitterung gegen die, welche es hervorgerufen. „Was unterstehst Du Dich, Du Balg?" schrie er auftaumelnd. „Willst Du Dich an Deinem leiblichen Vater vergreifen? . . ."

„Gott soll mich bewahren vor einer so schweren Sünd'," erwiderte Christel fest, „aber wo Gefahr ist, fürcht' ich mich nit, zuzugreifen! Du weißt, Vater, daß Dir der Wein verboten ist, weil er Gift für Dich ist . . . Du weißt, was Du verlobt hast, weil die Schmerzen nachgelassen haben in Deinen Händen . . . ist das die Manier, wie der Feichtenbauer sein Wort halt?"

„Christel," rief der Alte wieder, indeß die Zechgenossen sich allmählich bei Seite stahlen, „red' nit so mit Deinem Vater — ich vertrag's nit! Ich bin der Herr vom Haus: was ich sag', das muß geschehn und was ich thu, muß einem Jeden recht sein . . . also widersprich mir nit, sondern setz' Dich her zu mir und bleib' da — ich hab' Dir 'was Wichtig's zu sagen . . ."

„Ich bleib nit, Vater," entgegnete sie, „aber ich bitt' Dich dafür, mach' Schand und Spott ein End' und laß einspannen, daß wir heimkommen!"

„Ich will aber noch nit heim," lärmte er entgegen, „ich will nit eher heim, als bis mein Schwiegersohn da ist . . ."

„Vater . . ." sagte Christel erröthend und etwas verwirrt, weil sie die Rede nicht zu deuten wußte, „so 'was gehört nit da her in die Wirthsstuben! Geh', Vater, ich bitt' Dich noch einmal, was ich bitten kann, laß' einspannen . . . mach', daß wir heim kommen!"

„Ich will nit," rief der Alte und machte sich los, als sie ihn am Arme gefaßt hatte, „ich muß warten, bis mein Schwiegersohn, der Domini, da ist . . . und ich will Dir's nur sagen, Christel, der Domini wird Dein Mann, ich hab's ihm versprochen und will haben, daß Ihr einander gleich da in meiner Gegenwart das Jawort gebt!"

„Der Wein redt aus Dir, Vater," entgegnete Christel unwillig . . . „wenn's um mein Jawort geht, muß ich zuerst gefragt werden — dafür hab' ich Dein Wort; das aber weiß ich gewiß, der Domini kriegt's nit!"

„Was, Du willst Dich sperren gegen mich?" rief der Bauer... „Jetzt soll's erst recht so sein... Wenn er nur gleich da wär'... Domini, Schwiegersohn, wo steckt er denn?"

„Da bin ich, Feichtenbauer," erwiderte der Bursche, der eingetreten war und mit boshaftem Lachen sich mitten in die Stube stellte, „mußt mich aber recht verstehn," fuhr er fort, „der Domini ist da — aber mit dem Schwiegersohn ist es nichts! Hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht, Feichtenbauer, und spürst gar nit, daß der Marder schon im Taubenschlag ist . . . wirst doch das Gesangl kennen, das uralte:

Die Liebschaft im Haus
Ist gar selten ein G'winn:
Was D' in Schuhen ersparst,
Geht in Strümpfen dahin . . ."

Dem Alten war's, als würde er plötzlich mit eiskaltem Wasser übergossen. „Wie wär' das . . ." stieß er mit unsicherer Stimme heraus, indem sein Rausch immer mehr zu verfliegen begann . . . „Was soll denn das eigentlich heißen?"

„Das soll heißen, daß Du zu spät gekommen bist," höhnte Domini, „und daß Deine Tochter Dir schon einen Schwiegersohn ausgesucht hat."

„. . . Christel . . ." stammelte der Alte, während das Mädchen, überrascht von der Entdeckung, die sie so plötzlich und schlimm hereinbrechen sah, keines Wortes mächtig vor ihm stand.

„Freilich," fuhr der Bursche immer giftiger fort, „ob's Dir recht sein wird, das weiß ich justament nit . . . das einzige Kind von dem steinreichen Feichtenbauern und ein armseliger Berglerbub, ein nothiger Bauernknecht . . ."

Der Bauer war vollständig nüchtern geworden; er stürzte auf Domini los und packte ihn am Halse. . . . „Wer?" würgte er hervor. „Red', Kerl, oder ich erdrossel' Dich . . . Red' und gesteh's ein, daß Du gelogen hast . . . oder sag' wer?"

„Laß meinen Janker los," sagte Domini und schob ihn unsanft von sich. „Was fragst mich, wenn Du's nit glauben willst? Da steht ja Deine Tochter selber . . . sie soll sagen, ob ich sie nicht angetroffen hab' bei dem Schönthun und Spenzeln . . . sie soll sagen, ob sie's nicht mit Deinem Knecht hat, dem Wendel..."

Der Alte brachte keinen Laut hervor, einem halb Wahnsinnigen ähnlich, stand er mit geballten Fäusten vor Christel, als wolle er die Antwort in ihren Zügen lesen, um sie dann zu Boden zu schmettern. Das Mädchen, das im Bewußtsein seiner Reinheit und Unschuld sich selber wiedergefunden hatte, überhob ihn der Mühe weitern Forschens. „Es ist mir zwar nit lieb, daß Du's auf diese Weis' erfahren mußt, Vater," sagte sie, „ich hätt' Dir ohnehin heut' Alles noch selber erzählt . . . aber es ist wahr, Vater, vor einer Stund' hab' ich mit dem Wendel gesprochen, da haben wir einander das Jawort gegeben. . . ."

„Das unterstehst Du Dich ohne mich?" schrie der Alte.

„Hinter meinem Rücken? Noch dazu mit einem solchen hergelaufenen Menschen . . . mit einem . . .“

Er machte Miene, sie zu fassen, als die Thür aufging und Wendelin nichts ahnend eintrat, erhitzt vom Laufen und von der Bewegung mit den Hüglinger Burschen; kaum war der Bauer seiner ansichtig geworden, als er wie ein losgekommener Kettenhund auf ihn zusprang und ihn mitten in die Stube vor Christel hinzerrte. Der Bursche wollte fragen, was das zu bedeuten habe, aber das Mädchen rief ihm zu: „Schweig' still, Wendel — der Vater weiß Alles, aber er will's nit zugeben und hat mich dem Domini versprochen, aber deßwegen bleiben wir doch die Alten — ich halt' mein Wort besser als andere Leut'!“

„So? Föppeln willst mich auch noch?“ tobte der Bauer. „Jetzt will ich Dir ein Wort sagen, Madel, und das will ich besser halten, als das andere . . . der Domini wird Dein Mann und kein anderer kommt mir auf den Feichtenhof, eher zünd' ich ihn an mit eigner Hand, daß er auf Grund und Boden niederbrennt! . . . Du gehst jetzt mit mir, Christel . . . ich will Dich schon verwahren und besser als bis jetzt, wo ich geglaubt hab', ich darf Dir trauen . . . den nichtsnutzigen Knecht aber, der hinter meinem Rücken mit meiner Tochter anbandelt und sich in mein' Sach' hineinschleichen möcht', den jag' ich fort. . . . Da hast Deinen Lohn,“ fuhr er fort, indem er ihm eine Hand voll Thaler vor die Füße warf, „und wenn Du Dich auf tausend Schritt weit noch auf dem Feichtenhof blicken laßt, dann schieß' ich Dich nieder, wie einen wüthigen Hund. . . . Mach, daß Du fortkommst, oder ich vergreif' mich an Dir, Du Bettelkerl, Du Spitzbübischer . . .“

„Feichtenbauer . . .“ stammelte Wendel, bald bleich, bald roth, beinahe sinnlos von dem ungeheuren und plötzlichen Sturz aus den Höhen des reinsten Glücks in den Abgrund völliger Vernichtung, „sag' so was nit — ich vertrag's nit.“ . . .

„Wer will mir's wehren?“ rief der Bauer. „Ist es etwa nit wahr? Hast Du Dich nit in mein Haus geschlichen, wie ein Dieb? Hast Dich nit hineinlügen wollen, wie ein rechter Betrüger?... Aber ich hab' mir's gleich gedacht, denn Du hast kein Christenthum und ein solcher Mensch ist zu jeder Schlechtigkeit fähig.“...

Wendel wäre auf ihn losgestürzt, hätten ihn nicht einige Bauern abgehalten; mit ihnen ringend rief er ihm zu: „Nimm Deine Wort, zurück, Feichtenbauer. Ich bin arm und wenn Du mir das vorwirfst, ist das keine Schand' für mich, aber ich hab' nie was Unrechts gethan und bin meiner Lebtag ein ehrlicher Kerl gewesen . . . ich laß' mich nit schlecht und zu keinem Spitzbuben machen und wenn's der König oder der Kaiser wär'. . . . Nimm's zurück, sag' ich, oder es wird nit gut.“ . . .

Mit der Uebermacht der Verzweiflung gelang es ihm jetzt, sich loszumachen; er stürzte auf den Bauer zu — aber er erreichte ihn nicht, Christel stand abwehrend vor ihm.

„Wendel — es ist mein Vater . . .“ sagte sie mit voller Liebe in Ton und Blick. Aber der Verblendete hatte nicht Auge noch Ohr mehr dafür und erkannte in ihrer Abwehr nur, daß auch sie ihm entgegentrat und sich also von ihm lossagte.

„So?“ rief er außer sich, während die Anwesenden ihn umringten und zur Thür drängten. „Bist Du auch schon wider mich — ist die Ewigkeit schon vorbei und die Lieb'? Meinetwegen ... aber es soll Euch geschworen sein, daß ich das nicht vergeß'!“ ... Noch auf der Schwelle wandte er sich zurück und rief, die Faust erhebend und mit gellender Stimme: „Das ist Dir nicht geschenkt, Feichtenbauer — an den Spitzbuben sollst Du mir denken!“

Das Herz der armen Christel drohte in Stücke zu gehn — wie gern wäre sie dem Geliebten nachgeeilt, um ihn zu beruhigen — aber zu dem Vater rief sie die nähere Pflicht; erschöpft von den ungewohnten und übermäßigen Aufregungen des Zorns wie der Betrunkenheit, fühlte dieser sich plötzlich von vollständiger Abspannung und Schwäche befallen. Lallend und bewußtlos brach er zusammen und mußte in ein Nebenzimmer gebracht werden, wo er erst allmählich wieder zu sich kam, um dann in tiefen betäubungsähnlichen Schlaf zu versinken.

Schweigend saß die Tochter an der Seite des Lagers und starrte durch die Thränen, die ihr Auge verschleierten, in den Regen und Sturm hinaus, mit welchem draußen ein heftiges Gewitter niederging — das unerwartet unfreundliche Ende des so schön begonnenen Tages.

Domini hatte sich längst unbemerkt davon gemacht.

Es war später Abend, als der Bauer sich so weit erholt hatte, die Heimfahrt antreten zu können. Wortlos bestiegen Vater und Tochter den Wagen, schweigend fuhren sie in die Dämmerung hinein; die Sonne war bereits im Untergehn und ließ auf den letzten Gewitterschauer, der wie ein Gürtel am Wendelstein sich hinzog, einen Regenbogen erstehen. . . .

Als sie zwischen finsteren Wäldern das Hügelland hinaufuhren, wo der Feichtenhof lag, war die Dunkelheit vollständig eingebrochen; nun hatten sie noch eine schwarze Waldecke zu umfahren, welche scharf umrissen in den dunkelblauen Nachthimmel hinein ragte.

„Jesus Maria! Was ist das?“ rief Christel, plötzlich zusammenschreckend. „Dort hinter dem Wald — was ist das für ein rother Schein?“

„Es ist nichts,“ erwiderte der Bauer dumpf, „der Mond wird aufgehn . . .“

„Nein nein,“ rief sie wieder, „für den Mond ist es zu früh . . . der müßte dort auf der andern Seite herauf kommen.“ . . .

Sie rollten um die letzte Tannenspitze.

„Heiliger Gott . . . es brennt . . . das ist der Feichtenhof,“ rief Christel; der Bauer sank mit einem dumpfen Laut in den Wagen zurück.

Vor ihm lag das stattliche Gehöft, die schöne reiche Heimath — schauerlich erhellt von den prasselnden Flammenzungen, die von allen Seiten aus Dach und Fenster hervorloderten und hoch darüber in dem schwarzen Nachthimmel wie triumphirend zusammenschlugen!

---

3. Gaffelgehn.

Der Morgen stieg in voller Frische und Schönheit herauf über der verschönten und erfrischten Erde, und die Sonne kam mit so siegesgewissem Glanze, als sei es eine Unmöglichkeit, von anderen als fröhlichen Gesichtern begrüßt zu werden, als könne vor ihrer belebenden Helle keine dunkle Stelle, kein nächtlicher Flecken zurückbleiben; dennoch wollte auch vor den goldigsten Strahlen, womit sie die Baumkronen und Tannenwipfel übergoß, das unheimlich finstere Bild nicht weichen, das der Feichtenhof in seiner Zerstörung bot.

Weit herum auf der Wiesenfläche, durch welche der Weg wie durch einen Vorgarten zwischen Nußhecken, Schlehenstauden und Hagrosenbüschen zum Gebäude führte, war das schöne Gras im üppigsten Wuchse von den Füßen der zum Löschen herbeigekommenen Landleute zertreten und niedergeschleift von den Rädern der Spritzen und Wasserkufen, die rettend und helfend sich darauf herumgetummelt hatten. Näher hinan, zur rechten Seite, wo der Obstgarten lag, streckten einige mächtige Aepfelbäume, an Wuchs und Edelfrucht der Schmuck und Stolz des Gehöftes, die schwarzgekohlten Aeste empor, wie Arme, welche im Ringen um Hülfe von der Vernichtung erreicht worden waren; links stieg eine riesige Fichte von seltener Schönheit hinan, ein kräftiger Stamm, den jeder Holzkundige gleich auf den ersten Blick für einen Achtziger schätzte, das uralte Wahrzeichen des Hofes, das ihm den Namen gegeben — auch sie war von der neidischen Flamme nicht verschont geblieben; die riesigen Aeste, die wie grüne Gewinde herniederhingen, waren versengt, und der heiße Athem des züngelnden Ungeheuers hatte auch den Stamm erreicht, daß die gebräunte Rinde geborsten und das geschmolzene Harz daraus hervorgequollen war, wie dunkle Thränentropfen. Mitten zwischen allen den Spuren der Vernichtung lag der eigentliche Heerd des Unglücks, das vor wenig Stunden noch so stattliche Hofgebäude, von dem nichts übrig geblieben war, als zerrissene rauchgeschwärzte Mauern, aus denen die leeren Fenster unheimlich, gleich erloschenen Augen, starrten, und um welche hie und da Trümmer des verkohlten Gebälks wie Verzierungen niederhingen, mit denen sich der Wahnsinn geschmückt; rings umher wie um den Krater eines Vulcans waren Stämme, Schutt und Gebälk gehäuft, und von innen stieg eine wirbelnde Rauchsäule empor, als schwarze Siegesfahne, die das triumphirende Element über der vollbrachten Zerstörung schwang.

Die Luft war weithin mit jenem eigenthümlichen Geruch erfüllt, welcher einen stattgehabten Brand verkündet, zumal wenn derselbe auch Futter- und Fruchtvorräthe ergriffen hat, wie sie hier in Rückgebäude und Scheune aufgespeichert gewesen und nun unter deren Trümmern verbrannt und verschüttet lagen. Die Körner-

haufen und die dichtgeschichteten Halme dampften und qualmten noch und die Landleute hielten dieselben umringt als Wachen, falls die verborgene Gluth versuchen sollte, noch einmal in helle Flammen auszubrechen. Auf halb verbrannten Balken und den wenigen Stücken geretteter Geräthschaften saßen und kauerten dieselben umher, plauderten von dem raschen und wilden Verlauf des Brandes, ergingen sich in Muthmaßungen über die Art seines Entstehens und erzählten sich wechselnd die von Jedem wahrgenommenen Einzelheiten, wie das Feuer im Wohnhause und den damit zusammenhängenden Wirthschaftsgebäuden zugleich ausgebrochen sein müsse, und wie, als es den Herbeieilenden möglich geworden, den entfernt und abseits liegenden Einödhof zu erreichen, die Flammen bereits von allen Seiten emporgeschlagen hatten; wie die Knechte und Mägde beschäftigt gewesen, das Vieh in den Ställen loszumachen und herauszujagen, was dennoch nicht vollständig gelungen, weil, von der ungewohnten Helle geblendet, einige Rinder und ein paar schöne Füllen nicht herauszubringen waren, und wie schauerlich es gewesen, durch das Knistern und Prasseln der Flammen, das Getöse der stürzenden Wände und Balken, durch das Rufen der Arbeitenden, das angstvolle Blöken und Wiehern der verbrennenden Thiere hören zu müssen, und ihnen nicht helfen zu können.

Etwas zurück hinter dem Obstgarten stand ein kleines, durch seine Entfernung unversehrt gebliebenes Haus, mit gemauertem Erdgeschosse, sonst aber einfach und ärmlich aus Holz gefügt; das sogenannte Zubauhaus, in welchem bei großen Gütern die Tagelöhner zu wohnen pflegen, welche ständig daselbst in Arbeit stehn und nicht selten als Hintersassen darauf geheirathet haben, das aber manchmal auch dem Besitzer als bescheidener Aufenthalt dient, wenn er das Gut den Kindern überlassen und sich „in den Austrag" zur Ruhe begeben hat. Es bot jetzt dem Feichtenbauer eine zwar unwillkommene, aber gar nicht unwohnliche Herberge und Unterkunft. Eine Magd ging aus demselben hin und wider, um von den kargen geretteten Vorräthen den Rettern einen Morgenimbiß zu bringen, dessen sie nach einer in Arbeit und Gefahr überstandenen Nacht um so mehr bedurften, als auf die ausgestandene Gluthhitze die Morgenkühle doppelt empfindlich war und ein Glas kräftigen Kirschgeist mit einem Stück schwarzen Brodes zweifach willkommen erscheinen ließ. Die derbe vollwangige Dirne, die hochgeschürzt und mit ihren Reizen nicht kargend die Runde machte, schien durch das vorgefallene Unglück keineswegs gebeugt, obwohl, wie sie mit lachendem Munde erzählte, auch ihre ganze Habe in Rauch aufgegangen war.

„Man merkt Dir 's an, Susi," rief lachend einer der Bursche, dem sie eben das Glas wieder füllte, „daß Dir Dein Gewand mit verbrunnen (verbrannt) ist ... Du hast nichts mehr anzuziehn und bist bald wie Deine Namensschwester, die keusche Susanna!"

Das Gelächter, in das die leichtsinnige Dirne selbst einstimmte, brach ab und das Gespräch wurde leiser, als aus den rauchenden Trümmern eine Gestalt herangewankt kam, die wohl geeignet war, zum Ernste und zum Mitleid zu stimmen.

Es war der Feichtenbauer, auf einen Stock gestützt, gebeugt und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; er schien die Anwesenden gar nicht zu gewahren und starrte zu Boden, indem er mit Fuß und Stock hie und da den Schutt untersuchte und die Steine auseinander schob, als ob er etwas Verlorenes wiederzufinden hoffe.

„Dem hat die Geschicht' auch das Krazel herunter gethan," sagte halblaut einer der Bauern, der unter den Zechern des vorigen Tages gewesen war, „er sieht aus wie ein Gespenst und wird zu thun haben, wenn er sich wieder zusammenklauben will!"

„Das ist wohl kein Wunder," erwiderte ein Anderer, „Du thätst wohl auch zusammenklappen wie ein Taschenmesser, wenn Dir ein solcher Prachthof abgebrannt wär'!"

„Gewiß," sagte der Erstere wieder, „ein Unglück ist's allemal, und der Feichtenbauer hätt' gestern gewiß nit so herumgeworfen mit den Kronenthalern, wenn er gedacht hätt', daß es so gehen thät! Aber ein Mann wie der kann sich leicht wieder helfen ... er wird schon gut in der Versicherung sein und hat auch ohnedem Geld genug! Man weiß ja, daß er keinem Menschen einen Kreuzer gegeben und keinen Gulden ausgeliehen, sondern Alles zusammengekratzt und verscharrt hat ..."

„Da schaut hin," rief der Andere, indem er auf das Zubauhaus deutete, in dessen Thür Christel erschien, „da kommt die Tochter! Das ist halt eine resolute Person! Es geht sie doch gerade so nahe an, aber sie laßt sich's nit anmerken und schaut so kuraschirt und fest darein wie zuvor ... nur die Backen, mein' ich, die sind nit so röselet (rosengleich) wie sonst. ..."

Die Beobachtung des Bauers war vollkommen richtig; das Mädchen trug noch das stattliche Gewand des vorigen Tages, das in seiner Pracht und Zier einen traurigen Gegensatz zu der sie umringenden Zerstörung bot. Auch sie selbst war unverändert, aber ihr Angesicht war blaß und um die Augen hing ein Gewölk, welches von vergossenen Thränen erzählte und noch mehr von solchen ahnen ließ, die erst vergossen werden sollten.

Sie trat zum Feichtenbauer, der noch immer wie geistesabwesend in die rauchenden Trümmer starrte, und faßte ihn am Arm. „Komm' herein, Vater," sagte sie, „die Morgenluft ist kalt und Du bist schlecht verwahrt — es könnt' Dir schaden..."

„Schaden?" erwiderte der Alte bitter. „Was sollt' mir noch schaden! Ich wollt', es hätt' mich gleich beim ersten Anblick der Schlag getroffen, dann läg' ich auch da bei meinem Hof und hätt' Ruh' und wüßt' von Allem nichts mehr!"

„Sollst nit so reden, Vater," sagte sie ernst, „ich mein', Du wärst wohl nicht in der rechten Verfassung gewesen, wenn Dich unser Herrgott gestern vor sich gefordert hätt' durch einen jachen Tod ... Er wird wohl wissen, warum er uns die schwere Heimsuchung geschickt hat ..."

„Unser Herrgott? Der weiß nichts von Allem!" rief der Bauer, einen Augenblick in seiner ganzen alten Wildheit auflodernd. „Das hat unser Herrgott nit gethan ... das ist ein Spitzbub gewesen, ein Mordbrenner, von dem er so wenig weiß, als er von ihm. ... Es ist jetzt Alles Eins ... aber ich wollt' barfuß bis Altötting gehn, wenn ich die einzige Gnad' erbitten könnt', daß ich den Böswicht in meine Hand bekäm', den elenden! Ich muß ihn auch herauskriegen, und es ist so gut, als wenn ich ihn schon hätte ... ich weiß, das hat kein anderer Mensch gethan, als der Schuft, der Wendel .... er hat mir's ja gedroht, es ist sein letztes Wort gewesen, daß ich an ihn denken soll!"

„Vater ..." sagte Christel entrüstet und zugleich von einem Gefühl unsäglicher Bitterkeit durchzuckt, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte, „besinn' Dich und lad' zu der Sünd' und dem Unrecht nit auch eine so schwere Verantwortung auf Dich! Was der Wendel gestern gesagt hat, hat er im Zorn gesagt — in der Hitz', wo er selber nimmer gewußt hat, was er red't, aber wenn sie vorbei ist, ist er der beste Mensch, der keinem Kind was zu Leid thun könnt'! So was thut der Wendel nit — ich kenn' ihn besser und steh' gut dafür ..."

„Ja, das glaub' ich wohl, daß Du ihm die Stang' halt'st," entgegnete höhnisch der Alte, „ich kann mir's auch an den Fingern abzählen, wegen was das geschieht ... aber Gott sei Dank! ein Riegel, daß er nicht wieder auf den Feichtenhof kommt, der ist ihm für alle Fäll' geschoben!"

(Fortsetzung folgt.)

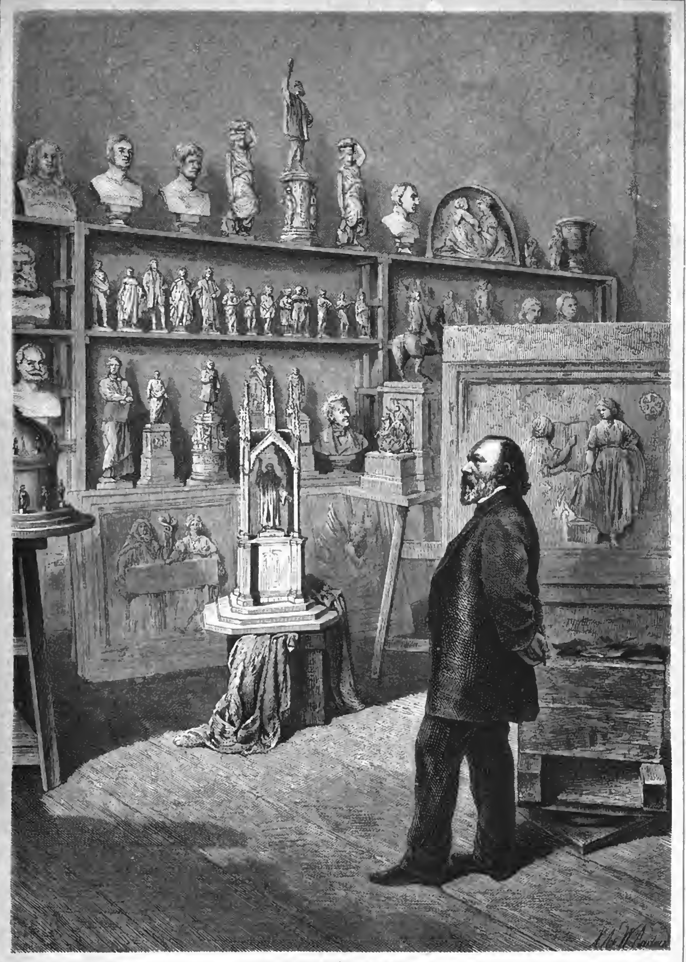
Noch ein Waldecker.

Vor etwa vierzehn Tagen wurde zu Berlin das Denkmal Schinkel's enthüllt, des Künstlers, dessen geniale Schöpfungen eine unvergängliche Zierde der preußischen Hauptstadt sind. Das Denkmal, welches sich an der Spitze des Platzes vor der Bauakademie — jetzt Schinkelplatz — erhebt, da wo man auf die Schloßbrücke und auf den Prachtbau des Museums blickt, Schinkel's großartigste Leistungen, ist von Friedrich Drake gefertigt, dessen Meisterhand sich durch die Ausschmückung der Schloßbrücke gleichfalls hohen Ruhm erworben.

In demselben kleinen Fürstenthum Waldeck, welches stolz darauf ist, unserem Jahrhundert bereits zwei andere, nicht minder große Männer geschenkt zu haben — Rauch und Kaulbach — ist auch Drake geboren.

Am äußersten Ende des bekannten, reizend gelegenen Bade-

Digitized by Google



Friedrich Drake in seinem Atelier.

ortes Pyrmont wohnte in einer der kleinsten und ärmlichsten Hütten der Drechslermeister Drake, ein Tausendkünstler, ein mechanisches Genie, aber leider trotz seiner Begabung und seines Fleißes vom Glücke wenig oder vielmehr gar nicht begünstigt. Von ihm lernte der kleine Fritz, mitten in Noth und Armuth, spielend die Kunstgriffe des Handwerks, und bevor er noch ordentlich lesen und schreiben konnte, erfand er bereits einen Pulverkammerbohrer, womit er seinen Vater überraschte, der sich der Freudenthränen über die frühreife Erfindungsgabe des Sohnes kaum zu erwehren vermochte.

Obgleich der Knabe in Folge der schlechten Ernährung in seiner körperlichen Entwickelung zurückblieb und auch sein Schulunterricht noch mehr als mangelhaft war, fehlte es ihm nicht an geistiger Bewegung und selbst poetischen Eindrücken, denen sich sein Herz namentlich dann öffnete, wenn er Morgens in den thaufrischen, sonnenlichten Wald geschickt wurde, für die einzige Ziege trockenes Laub zu holen.

Zu diesen dichterischen Eindrücken der Natur kam das nicht minder anregende Leben und Treiben des berühmten Badeorts mit seinen vornehmen Badegästen, mit seinem trefflichen Orchester und mit dem schimmernden Theater. Namentlich das letztere übte auf den Knaben, wie auf die meisten begabten Kinder, seine mächtige Anziehungskraft. Als er einst vor dem Schauspielhause die dort aufgehangenen Gemälde und Kupferstiche eines industriellen Bilderhändlers mit großem Interesse betrachtete, erschreckte ihn plötzlich ein unbegreiflicher Lärm, der ihm aus dem Gebäude entgegen schallte. Auf sein Anfragen erklärte ihm der Kaufmann, daß in dem Theater der große Devrient aus Berlin gastire und der vermeintliche Lärm der ihm gespendete Beifall sei. Der Gedanke, daß ein Mensch so berühmt zu werden vermöchte, erschütterte den Knaben und machte den tiefsten Eindruck auf sein kindliches Gemüth. Seitdem zog ihn seine Sehnsucht wiederholt nach dem Theater, aber leider besaß er kein Geld, um sich den Eingang zu erkaufen. Da er aber wußte, daß sein Vater dem Director verschiedene Requisiten, unter Anderem eine Klystierspritze, geliehen hatte, als die Posse „Rochus Pumpernickel" gegeben wurde, so suchte er sich dadurch Zutritt zu dem ihm verschlossenen Kunsttempel zu verschaffen, daß er das besagte Instrument wiederholt anbot, gleichviel, ob Shakespeare's „Hamlet" oder Schiller's „Don Carlos" gespielt wurde, in dem Glauben, daß ohne besagte Spritze kein Theaterstück überhaupt denkbar sei!

Unter solchen Eindrücken und Anregungen war Fritz sechzehn Jahre alt geworden und die Zeit gekommen, wo er einen Lebensberuf wählen sollte. Auf Wunsch seines Vaters wanderte er mit dem leichten Bündelchen, das seine ganze Ausstattung enthielt, nach Cassel zu dem tüchtigen Mechanikus Breithaupt, um bei diesem das Nöthige zu lernen. Aber der Meister wies den schwächlichen, halbwüchsigen Burschen, dem er nichts Besonderes zutraute, unter dem Vorgeben zurück, daß er genug Arbeiter habe. Fritz jedoch bat so lange und inständig, bis der gutmüthige Breithaupt ihm gestattete, nach vierzehn Tagen wieder anzufragen. Um keinen Preis der Welt wäre er nach Pyrmont zurückgekehrt, lieber trieb er sich unter den schwersten Entbehrungen auf einem Dorf in der Nähe von Cassel herum. Sobald die Frist verstrichen, stand der kleine kümmerliche Geselle wieder vor der Thür des Meisters, der ihn nur zögernd und wider Willen aufnahm. Aber bald überraschte er seinen Lehrer durch Fleiß und Beharrlichkeit, welche die Haupttugenden Drake's neben seiner genialen Begabung sind. Breithaupt räumte ihm einen Platz an seinem Familientische ein und bevorzugte ihn vor seinen gewöhnlichen Arbeitern. Nachdem er länger als vier Jahre hier verweilt, beabsichtigte er als Mechanikus nach Petersburg zu gehn.

Schon in Cassel zwar tauchte dann und wann in der Seele des heranwachsenden Jünglings der Gedanke auf, statt eines Handwerkers ein Künstler und zwar Bildhauer zu werden. Hatte er doch bereits als Knabe heimische Erinnerungen, Scenen aus der Hermannsschlacht in hölzerne Pfeifenköpfe geschnitten. Hier wandte er sich an den Hofbildhauer Ruhl, der ihm aber wohl in Anbetracht der ärmlichen Verhältnisse entschieden abrieth. Mit dem Entschluß, als Mechanikus in Petersburg sein Glück zu suchen, kehrte er nach Pyrmont in das Vaterhaus zurück, um seine Paßangelegenheiten zu ordnen, nachdem ihn eine gütige, aber unbekannte Hand von der ihm obliegenden Militärpflicht befreit hatte. Während seines Aufenthaltes half er dem Vater bei der Arbeit, die leider gerade damals so schwach ging, daß er noch viel Zeit übrig hatte. In einer dieser Mußestunden modellirte er ohne jede frühere Anweisung die Statue eines Schullehrers, der ein äußerst populärer Mann in dem Städtchen war. Das kleine wohlgetroffene Bild stellte er in das Fenster und bald sammelten sich die Bewohner, die bewundernd sogleich den beliebten Lehrer erkannten. Zugleich schnitt er einen Christus in Elfenbein, den ein fremder Badegast so schön fand, daß er statt der geforderten sechs Louisd'or ihm dafür zwölf zahlte.

Aufgemuntert durch diese Erfolge wagte er sich darauf an die Büste des dortigen Brunnenarztes Mundheut, der sich stets der Familie Drake als ein freundlicher Gönner und Wohlthäter erwiesen hatte. Dieser war von seinem Bilde so sehr befriedigt, daß er unwillkürlich ausrief: „Ach! wenn Sie zu meinem berühmten Vetter Rauch nach Berlin kommen könnten!" Diese unabsichtlichen Worte waren entscheidend für Drake's Lebenslauf und schlugen wie ein Blitz in seine Seele. Sein Entschluß stand jetzt fest: er wollte Bildhauer werden und unter Rauch's Anleitung sich zum Künstler bilden. Zu diesem Behufe schickte er dem berühmten Landsmann als Probearbeit eine kleine Statue, mit der Bitte, dieselbe zu beurtheilen und, wenn er sie gut finden sollte, ihn unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen. Als eine zustimmende Antwort erfolgte, reiste Drake nach Berlin, wo ihm Rauch den Eintritt in sein Atelier unter der Bedingung gestattete, daß der junge Eleve auf drei Jahre die nöthigen Subsistenzmittel aufweisen sollte.

Damit sah es freilich traurig aus, da Fritz im Ganzen nur über achtzehn baare Thaler zu verfügen hatte, mit denen er drei Jahre auskommen sollte. Zunächst fand er bei einem Landsmann, einem Tischler, eine Schlafstelle auf den Hobelspähnen der Werkstätte und später in dem kleinen dunkeln Gemüsekeller, wo er sein Lager mit Ratten und Mäusen freundschaftlich theilte, ohne sich in seinem gesunden Schlafe stören zu lassen. Das war freilich etwas, aber nicht viel. Das Glück ließ ihn jedoch bald die Bekanntschaft eines wohlhabenden Beamten machen, der sich in seinen Mußestunden mit mechanischen Arbeiten beschäftigte. Drake führte sich bei ihm als Liebhaber der Mechanik ein, gestand aber dem braven Manne seine Noth, worauf dieser ihm das Anerbieten machte, ihm gegen freie Wohnung und Kost bei seinen Arbeiten zu helfen, was natürlich mit dem größten Danke angenommen wurde.

Auch mit seinem berühmten Lehrer Rauch gestalteten sich die Verhältnisse täglich freundlicher. Der Meister zog den armen, schüchternen Schüler in sein Haus, wo dieser zum ersten Mal den Reiz einer höheren Geselligkeit kennen lernte. In dem Atelier arbeiteten verschiedene junge Männer, mit denen er sich bald befreundete. Vor Allen ragte schon damals der geniale Rietschel hervor, dessen höfliches, freundlich anschmiegendes Wesen zwar Drake anzog, während eine gewisse Verschiedenheit der Charaktere und des Bildungsganges keine innige Berührung aufkommen ließ. Trotzdem vertrugen sich Beide auf das Beste, wie folgende kleine Geschichte beweist. Nach gethaner Arbeit reinigten die Schüler ihre von Thon beschmutzten Hände in einem gemeinschaftlichen Becken. Während Drake sich wusch, bemerkte er an der Wand einen Zettel, den einer der Schüler angeheftet hatte. Zuerst summend, dann laut mit volltönender Stimme sang er den Zettel ab, der verschiedene Anzeigen enthielt: Tinte, Stiefelwichse, bairisch Bier, trockne Pflaumen, Federn und Papier. Rietschel, der daneben stand und wartete, stimmte mit ein; es bildete sich eine Art Wechselgesang, der, ohne daß die jungen Leute eine Ahnung hatten, zahlreiche und vornehme Zuhörer fand, da ein königlicher Prinz gerade das Atelier besuchte und die scherzhafte Production in allem Ernst für eine ihm erwiesene Huldigung hielt, für die er sich bei Rauch ausdrücklich bedankte.

Drake lebte nur seinem Beruf; am Tage arbeitete er für Rauch und des Nachts für sich an einem „Relief der Hermannsschlacht". Dieses war fast vollendet, als eines Nachts in seiner Wohnung, die er mit einem armen Studenten theilte, Feuer ausbrach und nicht nur die Arbeit vieler Monate, sondern seine sämmtlichen Habseligkeiten zerstörte. Aber gerade das Unglück sollte dazu dienen, eine günstigere Wendung in seinem Schicksal herbeizuführen. Der edle Rauch, von Drake's traurigen Verhältnissen unterrichtet, bot ihm in seinem Hause eine kleine Wohnung an, wodurch der junge Künstler in den Stand gesetzt wurde, seinen Lieblingswunsch auszuführen, nämlich seine Schwester aus Pyrmont kommen zu lassen und mit ihr gemeinschaftlich zu wirthschaften.

Digitized by Google

Freilich mußte der kleine Haushalt mit zehn Thalern monatlich bestritten werden. Was ihm an Möbeln fehlte, ersetzte er durch selbst angefertigte Sculpturen. Seine schöne Schwester besorgte die Küche und diente ihm als Modell, wobei sie sich mit der alten Bettdecke drapirte.

Aber in dem kleinen, ärmlichen Stübchen wohnte Glück und Zufriedenheit; Abends erschienen die Freunde, der seitdem als Dichter und Maler bekannte Reinck, der spätere Oberbaurath Strack, und der verstorbene Dichter und Kunsthistoriker Kugler, ferner Herr von Quast, Plüddemann und Lüderitz; selbst ein griechischer Fürst ließ sich einführen. Während die Herren sich geistvoll unterhielten, bereitete die Schwester in der Küche den berühmten westphälischen Eierkuchen, zu dem Kugler die Butter selbst lieferte.

Sobald Drake ein regelmäßiges Gehalt von Rauch bezog, ließ er auch seinen kleinen Stiefbruder nachkommen, für dessen Erziehung er Sorge trug. Leider wurde das schöne Familienleben durch eine lebensgefährliche Gehirnentzündung des jungen Künstlers gestört, die jedoch der sorgfältigen Behandlung des Geheimrath von Gräfe und dessen Assistenten Doctor Angelstein wich. Kaum genesen, folgte Drake seinem Lehrer Rauch nach München, um dort das Maximilians-Denkmal aufzustellen. Hier kam er mit Kaulbach, Schwanthaler und Cornelius in Berührung, dessen Medaillon-Portrait in kolossaler Größe er daselbst anfertigte. Wahrscheinlich in Folge der vorangegangenen Krankheit entwickelte sich eine geistige Schlaffheit und Unlust an jeder anstrengenden Arbeit, von der ihn Rauch in eigener Weise heilte. Nachdem er Drake einige Zeit still beobachtet hatte, theilte er ihm mit, daß die königliche Porcellan-Manufactur in Berlin das Ansuchen gestellt habe, ihr einen jungen Mann zu empfehlen, der für seine Arbeiten jährlich tausend Thaler beziehen sollte. Zugleich machte ihm Rauch die Proposition, diese einträgliche Stelle anzunehmen. Drake stand tief beschämt, indem er zwar das Wohlwollen, aber auch die geringschätzige Meinung des Lehrers von seinem Talent erkannte. Wie mit einem Schlage erwachte er aus seiner Apathie und dankte dem seelenkundigen Meister durch verdoppelte Thätigkeit.

Bald darauf gelangte an Rauch eine Anfrage aus Osnabrück wegen Anfertigung eines Denkmals für den patriotischen Schriftsteller Justus Möser. Er empfahl zu diesem Zwecke seine beiden besten Schüler Rietschel und Drake, mit dem Bemerken, daß Letzterer die Absicht habe, in seine Heimath Pyrmont zu reisen, weshalb eine Besprechung mit ihm sich leichter machen würde. Dieser Umstand gab den Ausschlag, so daß Drake gewählt wurde. Bevor er aber seine Reise antreten konnte, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Vaters, den er tief betrauerte.

Indessen wurde der Vertrag mit Osnabrück abgeschlossen, und die Statue Möser's, die erste selbstständige Arbeit des Künstlers, öffentlich enthüllt. Die Ankunft Drake's in seiner Vaterstadt wurde mit einer Festvorstellung im Theater und mit einem Fackelzug gefeiert. Er aber mied die rauschenden Ehrenbezeigungen und schlich sich still und unbemerkt fort, um auf dem Grabe des geliebten Vaters zu weinen, dem es nicht vergönnt war, den Triumph des Sohnes zu erleben. Jetzt erst sah sich Drake in den Stand gesetzt, Italien und vor Allem Rom zu sehen. Kaum dort angelangt, eilte er zu dem großen Thorwaldsen, an den ihn Rauch empfohlen hatte. Er fand den berühmten Meister im alten Schlafrock, der stellenweise durchlöchert war. Der Empfang war kühl und abgemessen; Thorwaldsen steckte den Empfehlungsbrief von Rauch ungelesen in die Tasche. In seiner Verlegenheit, da er nicht wußte, was er mit seinem Besuch anfangen oder sprechen sollte, öffnete er eine Tischschublade, um Drake seine geschnittenen Steine zu zeigen, von denen er eine ansehnliche Sammlung besaß. In echt künstlerischer Unordnung lagen da Gemmen, Ordenssterne der verschiedensten Potentaten, Zeichnungen, Entwürfe bunt durcheinander. Da der berühmte Wirth nicht gleich den gesuchten Stein fand, warf er ein Paket Zeichnungen heraus, wobei der Zufall es wollte, daß ein mitfliegender Kupferstich zu Goethe's römischen Elegien ihm in die Hände fiel, den er jetzt aufmerksam betrachtete. „Sehen Sie," sagte Thorwaldsen, „das ist eine ausgezeichnete Composition, wenn auch der Künstler die Ausführung noch nicht ganz versteht — die Composition ist aber trefflich." Darauf erwiderte Drake, höchst erregt, daß er sich dieses Ausspruches mehr erfreue, als wenn ein Fürst ihm einen Orden verliehen hätte, da die Zeichnung von ihm selbst herrühre. Da sprang Thorwaldsen auf, reichte Drake die Hand und begrüßte ihn erst jetzt als wahren Freund und Kunstgenossen.

Ein Jahr weilte Drake in Rom, mehr um zu sehn, als um zu arbeiten. Mit dem Studium der Kunst wechselten die heiteren Ausflüge und Feste in der Umgebung ab, wobei es nicht an manchem interessanten Abenteuer fehlte. Zugleich öffnete sich ihm das gastliche Haus des geistvollen preußischen Gesandten Herrn von Bunsen, vor Allem aber die Kreise der Künstler, wo er Freunde für das Leben fand. Erfrischt und angeregt kehrte er 1838 nach Berlin zurück, um als selbstständiger Meister seine Laufbahn zu verfolgen. Neben Rauch erhielt er ein eigenes Atelier im königlichen Lagerhause. Hier arbeitete er zunächst die „Gruppe des sterbenden Kriegers" und das „Medaillon der Charitas", welche Friedrich Wilhelm der Vierte kaufte. Unzählige Bestellungen, besonders von Büsten berühmter Männer, wie Neander, Alexander und Wilhelm von Humboldt, welche dem Künstler die höchste Anerkennung zollten, nahmen seine Zeit fast ausschließlich in Anspruch, so daß Rauch bei einem Besuche ihm ironisch sagte: „Sie bekommen in dieser Beziehung einen erschrecklichen Ruf."

Eine noch würdigere Aufgabe wurde ihm zu Theil, als die Stadt Berlin ihm mit der Ausführung des Denkmals für den verstorbenen König Friedrich Wilhelm den Dritten betraute, das gegenwärtig zu den sehenswürdigsten Kunstwerken der Hauptstadt zählt. Unstreitig ist diese Statue mit dem wunderbar schönen Kranz von Reliefs die originellste und zugleich die populärste Schöpfung der modernen Bildhauerei.

Fast gleichzeitig mit dieser genialen Marmorarbeit schuf er die reizenden „Chorknaben" an der Schloßkirche zu Wittenberg, die lieblichsten Kindergestalten voll holder Naivetät, entzückender Anmuth und frommer Andacht. Ende der vierziger Jahre erhielt er den Auftrag, zur Ausschmückung der Schloßbrücke die „Gruppe des durch den Sieg gekrönten Kriegers" zu bilden, die sich durch ihren großartigen, energischen Charakter auszeichnet. Daneben arbeitete er die wohlgelungene Statuette des ihm befreundeten Dichters Scherenberg und das Standbild seines Lehrers Rauch, das die Halle des von Schinkel erbauten Museums ziert. Später wurde zu dem dreihundertjährigen Stiftungsfest der Universität Jena die Statue des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen bei ihm bestellt, nachdem Rauch den Auftrag abgelehnt hatte. Bei dieser Arbeit boten die kolossalen Körperformen des frommen Fürsten fast unüberwindliche Schwierigkeiten, die jedoch Drake mit gewohnter Energie zu überwinden wußte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit schuf er das Werk, worauf er das Monument für den Fürsten von Putbus und die acht trefflichen Reliefs, das Wirken der Kunst, Industrie und Wissenschaft darstellend, für das Standbild des genialen Beuth folgen ließ. In nächster Zeit arbeitete er an dem Denkmal für Friedrich Wilhelm den Dritten in Colberg, an der kolossalen Statue Melanchthon's für Wittenberg, an dem Mausoleum der verstorbenen Herzogin von Nassau, an dem Reiterstandbild des regierenden Königs von Preußen und an dem Denkmal für Schinkel, das zu den gelungensten Werken des Künstlers zählt.

Eine solch' rastlose Thätigkeit hatte auch den verdienten Lohn gefunden; von Jahr zu Jahr verbesserte sich die finanzielle Lage des Künstlers, so daß es ihm vergönnt war, sich ein eigenes Haus in der Schulgartenstraße zu bauen, das er mit den hoheitvollen Gestalten der Künste als Trägerinnen des Balcons schmückte. Zugleich räumte ihm der kunstliebende König Friedrich Wilhelm der Vierte ein eigenes Atelier in der schönsten Gegend des Thiergartens ein, wo der Künstler ungestört seine herrlichen Schöpfungen entwerfen und bilden kann. Nachdem Drake großmüthig für seine armen Geschwister gesorgt, durfte er sich eine eigene Häuslichkeit gründen. Er heirathete ein junges Mädchen aus einer Bürgerfamilie Berlins, die ihm sechs Kinder schenkte, aber leider nach zehnjähriger Ehe starb. Im Jahre 1859 erfolgte seine zweite Vermählung mit der Gräfin Marie Waldeck; an ihrer Seite besuchte der Meister seine Vaterstadt, wo Beide unter so verschiedenen Verhältnissen, er als Sohn des armen Drechslers, sie als Tochter des hohen Fürstenhauses, dem Pyrmont gehörte, ihre Jugend verlebten. Vereint wanderten die glücklichen Gatten zu dem Häuschen, wo einst Drake's Eltern wohnten; es war verschwunden. Ein Schuhmacher hatte ein stattlicheres Haus auf der Stelle erbaut, doch die Pietät besessen, neben seinem Emblem,

dem Stiefel, welcher über der Thür eingehauen war, die Worte zu setzen: „Hier wurde Friedrich Drake geboren.“

Auch das Grab des geliebten Vaters suchte er vergebens; es war vergessen. Unwillkürlich erfaßte eine tiefe Trauer die Seele des Künstlers, als die Vergänglichkeit des Irdischen sich ihm aufdrängte, aber bald erhob ihn wieder der Gedanke, daß seine Heimath die ganze Welt und die Unsterblichkeit der Lohn des Genius sei.

Max Ring.

Der Khedive.

Der Vicekönig ein guter Kaufmann. — Der Aufschwung der ägyptischen Städte. — Persönlichkeit des Khedive. — Der Minister des Khedive. — Ismail als Speculant. — Zwei Thronprätendenten. — Mustapha Pascha. — Halim Pascha. — Persönliche Liebenswürdigkeit des Vicekönigs. — Zukunft des Landes.

Wenn in den jüngsten Tagen der Kronprinz von Preußen, Kaiserin Eugenie, der Kaiser von Oesterreich und eine Reihe anderer höchster und hoher Persönlichkeiten mit einem Schweife von Diplomaten und Höflingen, von Künstlern und Gelehrten, Touristen und Journalisten — den immer schlagfertigen Notenschreiber Beust an der Spitze — sich um den derzeitigen Beherrscher des alten Pharaonenlandes sammelten, um die Vollendung eines Werkes zu feiern, welchem dieser selbst vormals den gehässigsten Widerstand entgegengesetzt hat, — wenn schon so viel vornehme Welt zu den plötzlich fashionable gewordenen Gewässern des Niles pilgerte, dann darf auch die „Gartenlaube“ nicht säumen, ihre Leser wenigstens im Geiste zu dem Manne zu führen, an dessen Hofe sich eine so glänzende Gesellschaft bewegte.*

Ismail ist bekanntlich der Sohn Ibrahim Pascha's und der Nachfolger seines Onkels Said Pascha, aber mit keinem von Beiden besitzt er auch nur die geringste Charakterähnlichkeit. Ibrahim war ein kühner, derber Soldat, der immer gerad' auf sein Ziel losging, Said ein milder, großherziger Regent, voller Begeisterung für seinen Beruf (wenigstens anfangs, ehe Täuschungen aller Art ihm, so zu sagen, das Herz brachen), jedenfalls der menschlich liebenswürdigste der gesammten Familie, Ismail gleicht an Ehrgeiz und Verschlagenheit mehr dem Gründer seiner Dynastie, seinem Großvater Mehemed Ali. Seine hervorragendste Eigenschaft ist ohne Zweifel sein außerordentliches Talent zu mercantilischen Speculationen. Hätte ihn das Geschick nicht zufällig zum Herrscher von Aegypten gemacht, so würde der Khedive unbestritten einen vortrefflichen Baumwollspeculanten von New-Orleans, einen erhabenen Börsenkönig, einen großen Eisenbahndirector und Getreidelieferanten abgegeben haben; denn selbst als Vicekönig hat er nach einander in allen diesen verschiedenen Rollen figurirt und mit dem Umfang und der Einträglichkeit seiner Operationen die bedeutendsten Handelsmatadore in den Schatten gestellt.

Mit vollem Rechte kann man daher Ismail Pascha als einen Kaufmannsfürsten bezeichnen, zugleich als den eifrigsten Schutzzöllner, welcher jemals existirt hat. Da er in Einer Person und zu gleicher Zeit Landwirth — und ein wirklich ausgezeichneter —, Producent, Exporteur, Gesetzgeber und erster Inspector der Eisenbahn- und Wassercommunicationen ist, so kann er Production, Transport und Preise ganz seinen Interessen gemäß regeln und die gesammte Volkswirthschaft Aegyptens monopolisiren. Reichlich ein Viertel des ertragsfähigen Grund und Bodens seines Reiches, hauptsächlich Baumwoll- und Zuckerländereien, gehört ihm als Privateigenthum, indem er die kleinen Besitzer zwang, ihre Ländereien ihm zu verkaufen; die Arbeitslöhne werden ausschließlich nach seinem Gutdünken normirt — oft genug zahlt er auch gar keine, wenn es ihm gerade so beliebt — und derart ist er billiger zu produciren im Stande, als irgend einer seiner Concurrenten. Weil ferner das Transportwesen einzig und allein von seinen Befehlen abhängt, so beherrscht er den Markt unumschränkt, — seine Erzeugnisse haben ja jederzeit bei der Beförderung den Vorzug vor allen anderen, und auf einen Wink von Seiner Hoheit sind willfährige Beamte in Menge bereit, den Transport von Producten seiner Rivalen zu verzögern oder nach Umständen ganz und gar zu hintertreiben. Endlich ist er der persönliche Eigenthümer einer ansehnlichen Flotille von Stromschiffen, welche den hohen Wasserzöllen und anderen sehr mannigfaltigen schweren Abgaben nicht unterliegen, die alle übrigen Fahrzeuge zu entrichten haben. Mit Einem Worte, die Gesetze, welche in Aegypten der Freiheit der Bewegung und des Verkehrs so hemmende Fesseln anlegen, sind für ihn nicht vorhanden.

Auf diese Weise kann man sich denken, daß dem Khedive Jahr aus Jahr ein enorme Erträgnisse in die Tasche fallen müssen, über die wirkliche Höhe dieser Summe fehlt es indeß an einem genauen Nachweis. Wohl aber giebt die erstaunliche Entwicklung, deren die Ausfuhr Aegyptens sich seit einer Reihe von Jahren erfreut, einen ungefähren Begriff von dem jährlichen Gewinn des Vicekönigs, denn weit über die Hälfte des Exports, der zum Beispiel in vier Jahren, von denen zwei noch auf die Regierung Said's fallen, von 1862 bis 1865 inclusive, mehr als zweihundertundvierzig Millionen Franken betrug, kommt auf seine Rechnung. Mit dieser rapiden Entwickelung des Exports hat die Bevölkerungszunahme, namentlich in den größeren Städten des Landes, gleichen Schritt gehalten und selbstverständlich gleichfalls zur Erhöhung von Ismail's Revenüen beigetragen. Als im Jahre 1854 Said den vicekönigliche Thron bestieg, zählte Alexandria nicht mehr als achtzigtausend Einwohner; im Jahre 1865 hatte es bereits zweimalhunderttausend, von denen die volle Hälfte Nichtägypter waren. Cairo, in welchem 1854 noch keine dreimalhunderttausend Menschen wohnten, umschließt heute über viermalhunderttausend, darunter, mit Einschluß der Griechen, etwa fünfundfünfzigtausend Europäer.

Als Ismail noch nicht Khedive war — erzählt ein amerikanischer Publicist — ehe er noch Aussicht auf den Thron hatte, und nachmals, nach dem Tode seines älteren Bruders Achmed, wo er sich bereits die Herrscherlaufbahn erschlossen sah, bin ich viel mit ihm zusammen gekommen. Damals war er eine ganz angenehme Erscheinung, besser unterrichtet als die Mehrzahl der Orientalen, mit verbindlichem Wesen und feinen Manieren, mit vollkommener Geläufigkeit und Bequemlichkeit sich der französischen Sprache bedienend, glich er in Kleidung, Sitten und Unterhaltung einem eleganten und gebildeten Franzosen. Er trug ausschließlich europäische Tracht; von den Spitzen seiner feinen Lackstiefeln bis zu seinen tadellos geschnittenen Pantalons und zu seinem gut sitzenden Fracke hätte er im Bois de Boulogne und im Hyde-Park für das Muster eines tonangebenden Cavaliers gelten können. Die einzige Andeutung seiner morgenländischen Abstammung blieb sein rother Tarbusch oder Fez, aber sein Kopf war nicht geschoren wie bei anderen Bekennern des Islam. In seinem Palaste nahm er diese Mütze gern ab, und man sah dann sein kurz geschnittenes röthliches Haar, welches, im Verein mit seiner lebhaften Gesichtsfarbe, ihm ein entschieden europäisches Aussehen gab.

Wer den jetzt zur Corpulenz neigenden Mann von Mittelgröße mit den beweglichen hellbraunen Augen zum ersten Male erblickt, dem wird er so wenig türkisch wie nur möglich erscheinen. Bei näherer Bekanntschaft freilich wird man inne, daß die ausländische Cultur, das vielfache Reisen und Leben im Occidente blos äußere Erscheinung und Manieren, nicht aber Natur und Wesen des Khedive verändert haben. Er ist scharfblickend und vernünftig genug, um einzusehen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, die europäische Civilisation zurückzudrängen oder auch nur stauen zu wollen, die sich gleich einer Hochfluth durch die Schleußen ergießt, welche ihr Mehemed Ali und später Said Pascha in Aegypten geöffnet haben, aber er hat sie mehr zu seinem eigenen persönlichen Vortheil, als zur Wohlfahrt seines Reiches und Volkes

* Im Interesse unserer Leser, die im Laufe dieser Tage von allen Zeitungen und Wochenschriften mit „Aegyptischen Reisebriefen“, „Bilderbogen aus Aegypten“, „Briefen vom Nil“ und wie sich alle die officiellen und nichtofficiellen Berichte über die Feierlichkeiten in Suez betiteln, überschwemmt werden, glauben wir bezügliche Anerbieten unseres Specialcorrespondenten in Alexandrien, sowie zweier bekannter Reisenden ablehnen zu müssen; wir bringen daher keine enthusiastischen Berichte über das von einigen kühler Denkenden entschieden mißtrauisch betrachtete Unternehmen und über die durch seine Inauguration veranlaßten Festlichkeiten, bieten aber später unsern Lesern, deren Interesse für ägyptische Verhältnisse durch die Ereignisse der letzten Zeit doch wachgerufen sein mag, einzelne Bilder des dortigen Lebens aus der Feder unseres Specialberichterstatters. D. Red.

Digitized by Google

zu benützen gesucht. Selbst die Handels- und Verkehrserleichterungen und die Milderung der Lage der armen Fellahs, welche unter Said eingetreten waren, sind von Ismail factisch wieder aufgehoben worden. Die Masse der Nation, die drei und eine halbe Million eingeborener Aegypter, schmachtet noch heute, kaum das nackte Leben fristend, in einem unbeschreiblichen materiellen und geistigen Elende.

Ein durch und durch praktischer Mann, ist Ismail viel schwieriger zu behandeln, als sein ungestümerer und weniger überlegender Vorgänger. Was Findigkeit und zähe Schlauheit betrifft, so können unsere gewiegtesten Diplomaten bei dem Khedive in die Schule gehen, wie er denn auch in verschiedenen Differenzen mit europäischen Mächten schließlich den unbestrittenen Sieg davongetragen hat. Allerdings besitzt er in seinem ersten Minister einen unvergleichlichen Gehülfen und Förderer seiner Pläne, einen Mann, der durch seinen erfinderischen Kopf und seine gewandte Feder für Aegypten und dessen Regenten das geworden ist, was in seinen Blüthentagen Reschid Pascha dem Sultan war. Obschon von Geburt ein armenischer Christ, also von vornherein mit den schwersten socialen Hemmnissen kämpfend, hat sich Nubar Pascha, durch sein überlegenes Talent und seine ungewöhnliche Bildung, doch schon als junger Mann erst Said und dann Ismail bei ihren heikelen Verhandlungen mit den europäischen Mächten und deren Geschäftsträgern in Aegypten unentbehrlich zu machen verstanden. Die hauptsächlichsten der modernen Sprachen sprechend oder doch verstehend und von Kindheit an für das diplomatische Handwerk geschult, schwang sich Nubar Pascha von einem untergeordneten Posten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Abbas Pascha, unter dessen Nachfolger Said rasch zum Premierminister auf, welchen Posten er auch heute unter Ismail noch bekleidet.

Nubar Pascha's äußere Erscheinung hat etwas ungemein Ansprechendes. Sein südlich dunkeles Gesicht ist rund und voll mit regelmäßigen Zügen und glänzenden schwarzen Augen. Die beständig lächelnden Lippen und die immer glatte, unbewölkte Stirn des Mannes lassen nicht ahnen, welche Schlauheit und Energie sich dahinter versteckt, denn, gleich allen hohen Würdenträgern des Ostens, heuchelt auch Nubar Pascha eine Apathie und Indolenz, die seinem eigentlichen Wesen ganz fremd sind. Seine Sprachfertigkeit kommt dem polyglottischen Talente des Cardinals Mezzofanti nahe; theils im Abendlande, theils in Constantinopel erzogen, spricht er fast eine fremde Sprache so gut wie die andere. Der Erbe eines enormen Vermögens, hat er dasselbe durch glückliche Speculationen noch beträchtlich zu vergrößern gewußt und ist gegenwärtig unter den reichen orientalischen Paschas wahrscheinlich einer der allerreichsten. Zu seiner Ehre sei aber bemerkt, daß er seine Carrière nicht etwa der Apostasie verdankt, vielmehr hat er sein Christenthum niemals verleugnet und schwört bis heutigen Tages zu dessen Fahne.

Zwei Eigenschaften machen sich in Ismail's Charakter die Herrschaft streitig: seine Geldgier und sein Ehrgeiz. Die erstere hat ihn zum größten Pflanzer und Kaufmann des Landes werden lassen, zum Bankier, Speculanten und Monopolisten, und anstatt seinen Reichthum in fürstlichen Passionen und Festlichkeiten zu vergeuden, wie es Said zu thun liebte, ist er so klug gewesen, Schätze auf Schätze zu sammeln und durch ganz Aegypten sich Grundbesitz zu erwerben, so daß er in seinem Reiche geradezu für geizig gilt. Als Baumwoll- und Zuckerproducent hat er ein ganz besonderes Talent für mercantilische Speculation an den Tag gelegt und jedweden Vortheil seiner Stellung auf das Geschickteste auszubeuten verstanden.

Zur Zeit, als die Viehseuche so ziemlich alle Lastthiere Aegyptens dahinraffte, führte der Vicekönig ungeheure Mengen der letztern ein und verkaufte sie mit hohem Nutzen. Sein ganzer Import ging ohne Quarantäne ein und war von Zöllen und Abgaben jeglicher Art befreit, so daß jede ausländische Concurrenz völlig ausgeschlossen und ihm das Monopol der Lieferungen blieb. Auch in englischen Steinkohlen soll er höchst glücklich speculirt haben; ägyptische Staatsschiffe mußten den Transport derselben frachtfrei übernehmen, so daß für Ismail auch hierbei ein ganz erklecklicher Gewinn abfiel, denn die jährlich aus England nach Aegypten gehenden Steinkohlen belaufen sich auf ein Quantum von nahezu viermalhunderttausend Tonnen.

Die Behandlung der Fellahs, welche unter unerbittlichen Aufsehern die ausgedehnten Ländereien des Khedive bebauen müssen, ist eine wahrhaft empörende. Früh und spät werden sie mit der Peitsche zur Arbeit angehalten. Ismail's Reichthum ist mithin buchstäblich dem Schweiß und Blut seiner unglücklichen Unterthanen abgepreßt worden. Factisch sind sie Sclaven, wenn sie schon officiell nicht so heißen. Jene menschenfreundlichen internationalen Bestrebungen, die sich die Ausrottung des Sclavenhandels am weißen Nil zum Ziele gesetzt haben, kommen ihnen also nicht zu gute.

Die andere Charaktereigenschaft des Vicekönigs — jener intensive Ehrgeiz, welcher als Erbstück von Mehemed Ali auf ihn übergegangen ist und bei Said Pascha die größeren Verhältnisse des Patriotismus angenommen hatte — brennt in seiner egoistischeren Brust wie ein verzehrendes Feuer. Dieser Ehrgeiz hat ihn auch nicht ruhen und nicht rasten lassen, als bis er endlich das Ziel erreicht sah, welches der Lieblingstraum schon sämmtlicher seiner Vorgänger war, für welches sie Alle die unsäglichsten Opfer gebracht, die unerhörtesten Anstrengungen gemacht haben, ohne je reussiren zu können — die Thronfolge in der directen Linie seiner männlichen Nachkommenschaft.

In Aegypten, wie noch heute in der Türkei, war nämlich nicht der älteste Sohn des jedesmaligen Regenten der künftige Erbe des Thrones, sondern der älteste männliche Sprosse der Dynastie überhaupt, und der Umsturz dieser durch altes Gesetz geheiligten Bestimmungen, welchen Ismail schließlich durchgesetzt hat, muß eben so wohl als ein bedenkliches Wagestück von Seiten des Sultans als für ihn selbst betrachtet werden; denn in dem Ferman, das Aegypten als ein erbliches Paschalik erklärte, war dieses alttürkische Nachfolgegesetz ausdrücklich hervorgehoben und seit dem Vertrage zwischen der Hohen Pforte und Mehemed Ali, welchen die europäischen Großmächte garantirt hatten, auf immer gewissenhaft befolgt worden.

Ismail Pascha ist indeß möglich geworden, was seinen Vorgängern unmöglich war; die Pforte hat seinen Sohn als den künftigen Khedive anerkannt und bis jetzt keine der Großmächte einen Einspruch wider die willkürliche Verletzung einer Vertragsbestimmung erhoben, eben so wenig aber auch einer der geschädigten Prinzen gegen den Act protestirt. Stillschweigen ist jedoch nicht allemal gleichbedeutend mit Einwilligung, am allerwenigsten im Orient, wo man an die Löwenhaut, falls sie nicht zureicht, gern ein Stückchen Fuchspelz anzustücken pflegt. Nach dem alten Gesetz hätten die nächste Anwartschaft auf die Nachfolge in Aegypten gehabt: Mustapha Pascha, der Bruder, und Halim Pascha, der Onkel Ismail's, der Erstere blos sechs Wochen, der Letztere nur zwei Monate jünger als der derzeit regierende Vicekönig, dessen Sohn erst zehn Jahre alt ist. Diese beiden Prinzen sind gleich gescheidte Männer, sehr populär im Lande und stützen sich auf eine mächtige Partei. Wenn sie für jetzt schweigen, so geschieht dies lediglich aus Furcht vor unliebsamen Maßnahmen, die sie treffen würden, wollten sie ihre Ansprüche geltend machen. Mustapha Pascha erfreut sich des Vorzugs europäischer Bildung in höherem Maße als alle anderen Mitglieder seiner Familie. Er hat einen großen Theil von Europa bereist und lebt viel in Paris, wo er in der besten Gesellschaft verkehrte, namentlich in literarischen und künstlerischen Kreisen. Ein Mäcen von Kunst und Wissenschaft, zeichnet er sich durch eine wahrhaft fürstliche Freigebigkeit aus. Auch in Constantinopel hat er sich längere Zeit aufgehalten und hohe Aemter unter der türkischen Regierung bekleidet. Aber er ist bekanntlich ein Reformer und das anerkannte Haupt der „jungtürkischen“ Partei; darum hat ihm der Sultan, welcher die Reform nur auf dem Papier liebt, seine Gnade, seine Aemter und seinen Einfluß entzogen. Ja, die Erbitterung, die den Großherrn gegen ihn ergriff und welche die den schwachen Monarchen in ihren Banden haltende alttürkische Partei immer von Neuem zu schüren suchte, hat ohne Zweifel eben so viel wie die reichen Spenden Ismail's dazu beigetragen, daß dieser Letztere die Umstoßung des alten Successionsgesetzes endlich glücklich erwirkte.

Gleich dem türkischen Botschafter Dschemil Pascha ist auch Mustapha ein ausgesprochener Liebling der Pariser Damen und sein rother Tarbusch in jedem vornehmen Salon eine willkommene Erscheinung, wo sein ausgezeichnetes Conversationstalent den Vergleich mit den gesuchtesten „Causeurs“ der modernen Pariser Gesellschaft nicht zu scheuen braucht. Eben so hat er sich von jeher durch seinen Hang zur Intrigue hervorgethan, und seine Schlau-

heit, seine Kühnheit und sein Muth sind so unbeugsam wie sein Wille. Ein solcher Mann kann sich wohl verstellen und seine Zeit und Gelegenheit abwarten, wird sich aber gewiß nicht, zahm und schwach, ohne Weiteres einem ungesetzlichen Act fügen, der ihn von einem Throne ausschließt, welchen er von der Stunde seiner Geburt an als sein rechtmäßiges Erbe betrachten mußte. Und selbst, wenn Ismail's Sohn einmal wirklich den Thron seines Vaters besteigen sollte, so dürfte es ihm kein Leichtes sein, sich darauf zu erhalten. Gerade das Stillschweigen und die scheinbare Unterwerfung Mustapha Paschas thun Allen, die seinen Charakter kennen, untrüglich dar, daß er sich schon einen festen Plan vorgezeichnet hat, um damit hervorzutreten, sobald die Stunde zum Handeln da ist.

Vom Prinzen Halim Pascha läßt sich eine geduldige Unterwerfung unter Ismail's Dictat noch viel weniger erwarten. In seinen Adern fließt das unbezähmbare Blut der Wüstenbeduinen, denen seine Mutter — eine von Mehemed Ali's Frauen in dessen alten Tagen — angehört. Mit den Kennzeichen dieser wilden Race in Gestalt und Antlitz hat er auch ihre geistigen Eigenthümlichkeiten, ihre unüberwindliche Freiheitsliebe, ihre Treue in der Freundschaft und ihre Unversöhnlichkeit im Hasse geerbt. Durch ganz Aegypten und Syrien ist er selbst unter diesen geborenen Centauren, den Beduinen, als vollendeter Reiter berühmt. Seine Hauptleidenschaft ist die Jagd, und seine Lieblingserholung das sogenannte Dscherridspiel, jenes gefahrvolle Spiel, bei welchem ein Reiter dem andern im gestreckten Galopp seines Pferdes den Dscherrid oder Wurfspieß zuzuschleudern sucht. Darin und in der mit Falken und Hunden durch die Wüste sausenden Gazellenjagd mögen Wenige mit ihm wetteifern können. Trotz alledem ist auch er durch und durch mit europäischen Anschauungen erfüllt. Seiner Tochter hält er eine französische Erzieherin, und bei Gelegenheit eines feierlichen Diners, zu welchem viele Europäer geladen waren, stellte er Lehrerin und Schülerin seinen Gästen vor, zum Entsetzen der anwesenden Muselmänner. Kühn, freimüthig, mit offenem Herzen und offener Hand, genießt er eine große Beliebtheit und hat besonders im Volke zahlreiche Anhänger, deren Schaar durch die mancherlei Verfolgungen, welche er von Ismail Pascha hat erleiden müssen und die schließlich bis zu seiner Verbannung aus Aegypten geführt haben, nur noch mehr gewachsen ist.

Unähnlich seinem klügeren Vorbilde in den Tuilerien, hat der Khedive von sich und seinem Throne alle Mitglieder seiner Familie entfernt, anstatt die weise Politik zu üben, sie zu versöhnen und die Interessen des Hauses zu consolidiren. Mehr von innerer Zwietracht und Feindseligkeit gespalten und zerrissen ist kaum jemals eine Dynastie gewesen als die von Mehemed Ali gegründete. Ob sie bestehen oder stürzen wird, das lehren möglicherweise schon die nächsten Jahre, so viel aber steht jetzt schon fest, daß Aegypten nach Ismail's Tode der Schauplatz heftiger Parteikämpfe werden wird, ebenso wie wir solchen in Frankreich nach Louis Napoleon's Ableben entgegenzusehen haben.

Im persönlichen Verkehr, namentlich mit Fremden, entfaltet der Vicekönig noch heute eine große Liebenswürdigkeit und weiß immer den europäischen Gentleman, den französisch gebildeten Cavalier herauszukehren, wenngleich diese Civilisation mehr nur äußerer Schliff ist, als bei seinem Vorgänger Said, und er im Innersten seines Herzens dem europäischen Wesen bei weitem nicht so zugethan sein soll, wie er es gern scheinen möchte. Was er von abendländischen Institutionen und Einrichtungen importirt, was er europäischen Mustern nachgebildet hat — bei Allem ist ihm der äußere Schein die Hauptsache gewesen, mit Ausnahme, wo es sich um Anstalten zur Erhöhung seines Privatvermögens handelt. In dieser Beziehung geht sein Absehen stets auf den Kern der Dinge.

Indeß hieße es doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man Ismail alles wahre und nachhaltige Verdienst um die Wohlfahrt seines Reiches absprechen. Trotz aller seiner vielen Verkehrtheiten und Extravaganzen und trotz des keine Schranke heilig achtenden Egoismus, welcher den Kern seines Wesens bildet, hat Aegypten unter seiner Regierung Fortschritte gemacht, die unsere Bewunderung verdienen. Soweit es nur cultivir- und bewohnbar ist, wird das ganze Land von einem Netze von Schienenwegen und Telegraphenlinien überzogen, die sich bis in Regionen erstrecken, welche außer dem eingebornen Händler und einzelnen griechischen Kaufleuten aller Welt bisher fast eine Terra incognita waren. Der alte Vater Nil hat seinen Nacken einem zahlreichen Geschwader von Dampfschiffen beugen müssen, deren Räder das lauernde Krokodil bis weit hinauf in das Oberland zurückgetrieben haben, zu Hunderten sind Zuckerraffinerien an seinen Ufern entstanden, und Alexandrien und Cairo, vornehmlich das erstere, mit ihren Fabriken und Werkstätten, haben schon einen ganz europäischen Anblick gewonnen. Wenn aber die große Masse der Nation noch zu wenig menschenwürdigen Zuständen gediehen ist, so darf man nicht vergessen, daß Ismail Pascha nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden kann. Ein großer Theil der Misère entspringt aus der altgewohnten Denk-, Glaubens- und Lebensweise, die selbst die Gesetzgebung eines Solon nicht mit Einem Male umschaffen könnte. In allen Fällen sind jedoch Leben und Eigenthum seiner Unterthanen unter Ismail's Regierung tausend Mal sicherer, als sie es noch zu Anfang des vorigen Jahrzehnts unter dem Tiger Abbas waren, welcher in seinem Zorne keinen Mann und in seinen Begierden kein Weib verschonte.

Nichtsdestoweniger lautet das Endurtheil aller in Aegypten lebenden intelligenten Europäer dahin, daß Ismail Pascha bei seinem Volke entschieden unpopulär ist und daß Alle kaum die Zeit erwarten können, bis seine starke Hand die Zügel der Regierung nicht mehr führt.

Eine Schulfahrt der Neuenburger Cadetten.

Von Stephan Born.

Eine Nation, die sich selbst achtet, sorgt vor allen Dingen für eine gute Volksschule, denn die Rücksicht, welche die Erziehung der Jugend bei einem Volke genießt, ist der beste Maßstab für seine geistige Entwickelung wie für seine politische Freiheit. Zu den Ländern, welche mit Stolz auf ihre Volksschule blicken dürfen, gehört ohne Zweifel die Schweiz. Ihr ist die Schule sogar mehr als eine nothwendige, sie ist ihre bevorzugteste Institution, ihr vielgeliebtes Schooßkind.

Wie freudig überrascht es den Fremden nicht, wenn er in bescheidenen schweizerischen Dörfern, die jedes architektonischen Schmuckes entbehren, das Schulhaus am vornehmsten Platze seine leuchtende Façade ausbreiten sieht. Breite, bekieste Wege führen ihn zwischen wohlgepflegten Blumenbeeten in diesen, den wahren Palast des Volkes. Tritt er in die geräumigen Hausgänge, in die sauberen Schulsäle, so ergreift ihn urplötzlich ein Gefühl der Erhebung, er weiß sich auf geweihtem Boden. Nichts mehr von jenen finstern Kerkerwänden, zwischen denen wir Alten einst unsere Kinderjahre verseufzt; von jenen Marterbänken, auf denen wir peinvoll und ruhelos zu unserer und des Lehrers Plage hin und her gerutscht. Ein wohlthätiges Licht, frische Luft und ein bequemer Sitz schützen die Jugend vor jenem körperlichen Unbehagen, das zu unserer Zeit eine nothwendige Beigabe zu der geistigen Nahrung war, die wir empfingen.

In kleinen republikanischen Ländern wie die Schweiz verfolgt die Schule mit ihren nächsten Aufgaben zugleich einen wesentlich patriotischen Zweck; denn sie soll dem Vaterlande, das seine Kraft in langen Friedensjahren nicht durch ein zahlreiches stehendes Heer erschöpfen darf, ein schlagfertiges und begeistertes Volksheer erziehen. Sie muß deshalb dem Knaben schon früh die Waffe in die Hand geben, damit er als Mann sie einst ehrenvoll zu führen wisse. Aus diesem Bedürfniß sind die schweizerischen Cadettencorps entstanden. Ohne gesetzlichen Zwang durch die Landesbehörden, als eine freie Schöpfung der einzelnen Gemeinden, gewinnen sie auch so von Jahr zu Jahr eine größere Entwickelung. Die Handhabung der Waffe, den militärischen Gehorsam, lehrt die Schule in frühen Jahren; aber sie soll ihm mehr geben, sie soll sein Herz mit hoher Begeisterung für des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre, mit inniger Liebe zu seiner

schönen Heimath, mit gehobenem Stolz auf seines Volkes blutig erkämpfte und männlich bewahrte Freiheit erfüllen. Deshalb führt die Schule den Zögling aus dem Hörsaal hinaus auf den offenen Plan, auf dem seine Altvordern einst gestritten; sie weist ihm die Trümmer der festen Burgen, die sie gebrochen; die Engpässe, die sie mit dem Beistande ihrer Frauen und Kinder vertheidigt; den Fels, von dem der beflügelte Pfeil die Brust des Tyrannen durchbohrt; das Feld, auf dem ein starkes Herz sich in die feindlichen Speere gestürzt, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Die großen Gestalten einer mächtigen Vergangenheit steigen so aus ihren ruhmvollen Gräbern empor und hauchen ihren Geist in die Seele des bewundernden Knaben. So wird lebendige Geschichte vorgetragen, eine Geschichte, deren Wahrzeichen eingegraben stehen in jedem Fels, in jeder Bergesschlucht, wo ewiges Zeugniß reden die starren eisgepanzerten Wälle mit ihren drohenden Zinnen und Thürmen.

Wie überall der Botaniker und Geologe seine Zuhörer hinausführt in den weiten Lehrsaal der Natur, so unterrichtet die Schweiz ihre Jugend in der Landeskunde, im weitesten Sinne dieses Wortes, durch die in neuester Zeit so sehr in Aufschwung gekommenen Schulfahrten, deren letzte von den Neuenburger Cadetten ausgeführte wir hier zu schildern unternehmen.

Um fünf Uhr Morgens, am 11. Juli 1869, wurde auf dem Bahnhof zu Neuchatel der Appell verlesen. Wir waren siebenundfünfzig Köpfe stark, ein halbes Hundert Schüler, die übrigen Lehrer. An unserer Spitze stand als erfahrener Feldherr der Präsident des städtischen Schulraths, Herr Dr. Guillaume. In der eidgenössischen Armee nimmt er freilich nur den bescheidenen Rang eines Bataillonsarztes ein; die Eigenschaft aber, daß unser Anführer die Wunden zu heilen versteht, die seine Helden schlagen oder empfangen, machte ihn uns nur um so kostbarer. Der Feldzug, den wir unternahmen, hatte übrigens durchaus keine kriegerische Aufgabe; ihre Waffen hatte die jugendliche Truppe mit friedlichen Alpenstöcken vertauscht, und der leichte Tornister barg wohl neben den unentbehrlichsten Reisebedürfnissen einen Wurstzipfel, vom zärtlichen Mutterherzen für besondere Fälle sorglich in eine stille Ecke eingebettet, doch sicher keine scharfen Patronen. Trotz alledem hatte die Mannschaft etwas entschieden Militärisches, als sie, ihre sieben Spielleute mit blinkenden Trompeten voran, in kleidsamer Uniform, auf das Commandowort ihres sechszehnjährigen Lieutenants vor dem bereitstehenden Zuge aufmarschirte. Im Nu war der uns angewiesene Waggon besetzt und fort rollte es in südlicher Richtung.

Kein Jubelruf, kein fröhliches Jauchzen, wie ich es wohl erwartet hatte, da die seit Wochen geplante Fahrt nun endlich zur Wirklichkeit wurde. Eine fast feierliche Stimmung lag auf den Herzen, es galt freilich nichts Kleines: eine Fahrt von längerer Dauer als jede vorhergegangene, über Schnee und Eis, eine Fahrt in die Alpen! — Wohl brauchte es eine gute Weile, ehe sich die jungen Gemüther an den Gedanken gewöhnten, daß der Traum nun zur Wahrheit geworden. Aber nach und nach brach sich der Bann —: „wir fahren, wir fahren!" das war der Jubeltext, der schüchtern erst, dann deutlicher und heller über die Lippen drang, ein buntes Geplauder, ein neckendes Zwiegespräch erwachte auf allen Bänken; mit einem kräftigen Marsch setzen plötzlich die sieben Trompeter ein, und hurrah! Jetzt freilich herrscht kein Zweifel mehr: wir fahren, wir fahren!

Schon bei früheren Ausflügen hatte man für die erste Strecke die Eisenbahn benutzt. Hier in Granson, dessen epheuumrankter Kirchthurm uns eben entgegenwinkte, war man vor zwei Jahren ausgestiegen und ein gelehrter Obristlieutenant vom eidgenössischen Generalstab hatte mit den Cadetten das Schlachtfeld besucht, auf dem vor vier Jahrhunderten Karl der Kühne eine so blutige Niederlage erlitten. Damals ging es zu Fuß nach Yverdon, dann um den Neuenburger See herum nach dem Schlachtfeld bei Murten. Heute heißt es die Kräfte sparen zu bevorstehenden größeren Unternehmungen, fort rollt es und weiter, und wie in einer Spatzenhecke wird es fröhlich und lebendig in dem Waggon. Dazu blasen die Sieben ihre schönsten Melodien und den Alten lacht das Herz im Leibe über die Freude der Jungen.

Auf der Höhe des Jorat, der Wasserscheide des Mittelmeer- und des Nordseegebiets, drängen die Köpfe sich an die Wagenfenster; nicht weit von Lausanne endlich tauchen die schöngeformten Linien der Savoyer Alpen herauf und ein Freudengeschrei begrüßt den mit Spannung erwarteten Genfersee.

In Lausanne wird der Aufenthalt von einer Stunde zur Prüfung der im Tornister verborgenen eßbaren Herrlichkeiten benutzt, denn das Reich des Proviant- und Zahlmeisters beginnt erst am Ziele unserer Eisenbahnfahrt. Außer dem Beitrag für die letztere, die sich auf ungefähr drei Franken für den Theilnehmer belief, hatte Jeder für die auf fünf Tage berechnete Fahrt zehn Franken eingezahlt, eine Summe, welche für einen fremden Touristen etwa zu einem Nachtquartier und Frühstück ausreicht. Freilich hatten wir von vornherein auf das Vergnügen verzichtet, mit Lord Rumpsteak und Lady Butterfly an der Table d'hôte zu sitzen und uns von deutschen Jünglingen in schwarzem Frack und weißer Cravatte bedienen zu lassen. Mit Ausnahme von Bex, unserer ersten Station, sollte der Heuboden unsere Schlafstätte und der gute Appetit unser Kellner sein.

Hier ist es am Orte, unsern Feldzugsplan einen Augenblick zu betrachten. Wir hatten die Aufgabe, von Bex im Rhonethal aus, wohin die Eisenbahn uns ohne Aufenthalt beförderte, den nordwestlichen Ausläufer der Kette des großen Muveran und der Dent de Morcle zu erreichen, von dort aus an die südöstlichen Abstürze der Diablerets zu gelangen, den Pas de Cheville zu überschreiten, dann, den Saumpfad verlassend, der wieder zurück in's Rhonethal nach Ardon und Sitten führt, einen Uebergang nach dem Sanetschpaß zu suchen, von dort hinabzusteigen in's Saanenthal im Canton Bern, um dann den Heimweg über Chateau d'Oeux, Freiburg und Murten anzutreten. Der vornehmste Zweck des Unternehmens war, die Schüler, welche in ihrer Mehrzahl auf dem Jura zu Hause waren, mit der Alpennatur, ihren Schönheiten und Schrecken bekannt zu machen.

Gegen Mittag verließen wir die Waggons in Bex und zogen mit schmetternder Fanfare in das kleine Städtchen, wo uns die Spitzen der Einwohnerschaft freundlichst empfingen und aufforderten, für die Nacht Quartier anzunehmen und am nächsten Tage dem Schul- und Cadettenfest des Ortes beizuwohnen. Diese Einladung wurde dankbar angenommen, da sie vortrefflich zu unserem Plane stimmte, wonach wir den ersten Tag zu einem Ausflug in die Umgegend von Bex zu benutzen gedachten.

Im Hôtel de l'Union, in dessen Garten wir die Tornister ablegten, wurde das erste gemeinsame Mittagsmahl bestellt. Auf Anordnung des Obercommandos sollte dabei, trotz mancher Einwendung des gutmüthigen Wirths, jeder Luxus vermieden werden: für solchen galten selbst Tische, Bänke und Teller. Ein halbes Dutzend mächtiger Schüsseln wurden auf den Rasen gesetzt, Löffel herumgereicht, und nun suchte Jeder sich einen Platz um die dampfende Käsuppe, liegend, knieend oder auf einem Tornister hockend, und schöpfte von der nährenden Speise, so viel ihm beliebte oder die neckenden Nachbarn ihm zukommen ließen. Es wurden Alle gesättigt. Ein feines Bürschchen, „guter Eltern Kind", machte zwar die unehrerbietige Bemerkung, daß ihm der Käse ohne die Suppe, oder die Suppe ohne den Käse lieber wäre; aber er bewies damit nur, daß seine Wiege nicht zwischen Jura und Alpen gestanden. — „Mit einer solchen Suppe ginge ich bis Rom," rief Freund Bachelin, dem wir eine Skizze dieses Festmahls verdanken, dem Muttersöhnchen mit sittlicher Entrüstung zu. Jeder Versuch einer weiteren Kritik war damit glücklich abgeschlagen.

Der Nachmittag wurde zu einem Spaziergang nach den Salinen benutzt, die etwa anderthalb Stunden von Bex entfernt sind. Kurz vor dem Ziel machte man Rast auf schattigem Wiesengrunde. Vor uns lag sonnenbestrahlt in schimmernder Pracht die weiße, weithin leuchtende Dent du Midi; zu unserer Linken streckte die Dent de Morcle ihre zerklüfteten Flanken hinab in's Thal. Hier war der Ort, sich mit den jungen Leuten über die gewaltigen Erdumwälzungen zu unterhalten, deren Zeugen uns rings umgaben. Es geschah dies weniger in Form eines Vortrages als in der eines Gesprächs, an welchem mehrere Lehrer sich gegenseitig ergänzend betheiligten. Nun erst wurde der Besuch der Saline, deren Existenz mitten in einer Alpenschlucht zu vielen Fragen Veranlassung geben mußte, wahrhaft fruchtbringend.

Diese Salinen standen eine lange Reihe von Jahren unter der Direction Charpentier's, des Begründers der Gletschertheorie. Er gehörte der berühmten Geognostenfamilie Charpentier in Freiberg in Sachsen an, und Deutschland darf ihn mit Recht zu denjenigen seiner Söhne zählen, welche ihr Vaterland in der Fremde ehrenvoll vertreten haben. Seinem wissenschaftlichen

Wirken wurde ein sinniges Denkmal gewählt in einem ungeheuren erratischen Block, auf welchem dankbare Schüler und Verehrer seinen Namen eingraben ließen.

Um den Cadetten, nachdem sie aus dem tiefen Schacht des Bergwerks wieder an's Tageslicht getreten, ein vollständiges Bild von der Gewinnung des Salzes zu geben, führten wir sie auf dem Rückweg nach Bévieux, wo die aus dem oberen Werk über eine Stunde weit unterirdisch hingeleitete Soole abgedampft und das fertige Salz erzeugt wird.

Als wir am Abend in Bex wieder eintrafen, wurden die Quartierbillets in Empfang genommen, und es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß die schweizerische Gastfreundschaft die und der weiten Umgegend. Unter Musik, Jubelruf, Hüte- und Tücherschwenken traten wir den Marsch an.

Welch' ein Weg! Dem Ufer des brausenden Avençon folgend, führt er zu Anfang durch einen herrlichen Kastanienwald; höher anstrebend erreicht er die Region der Tannen, immer wilder, toller und rasender, je höher wir steigen, geberden sich unten die Wasser; da führt eine Brücke links über den wüthenden Bergstrom nach einem grünen Gelände und wir treten in das Hochthal des Plans. Dieses Vallée des Plans, das glücklicherweise noch nicht Mode geworden, aber wahrscheinlich diesem Schicksal nicht lange mehr entgehen wird, mit seinen saftiggrünen Matten, zwischen die Kette des großen Muveran und die

Das erste Mittagsmahl auf der Schulfahrt der Neuenburger Cadetten.
Nach der Natur aufgenommen von Bachelin.

Gelegenheit wahrnahm, einen ihrer schönsten Triumphe zu feiern. Um neun Uhr, mit dem Zapfenstreich, ging die Jugend zu Bett, denn sie sollte um vier Uhr wieder auf den Beinen sein. Wir Alten saßen noch eine Weile unter dem herrlichen Nußbaum vor dem Hôtel de l'Union, die Blicke weidend an dem vom Monde beschienenen Gipfel der Dent du Midi, bis auch uns der Gedanke an die Mühen des nächsten Tages zur Ruhe drängte.

Das war ein Leben und Treiben am folgenden Morgen! Wer hätte gedacht, daß das kleine Städtchen einen so reichen Kindersegen beherbergte? Sämmtliche Insassen der Ortsschule, Mädchen und Knaben, warteten in sonntäglicher Pracht auf das Zeichen zum Aufbruch. Der Musik an der Spitze des Zuges folgte die weibliche Jugend mit Blumen und Kränzen freundlich geschmückt; ihr zunächst war unserer Schaar, als den fremden Gästen, der Ehrenplatz angewiesen; an uns reihte sich dann das Cadetten-Corps von Bex mit blinkenden Waffen, und neben und hinter dem Zuge drängte sich die Bevölkerung des Ortes selbst Felsenzacken der Argentine gebettet, die es gleich einem geliebten Kleinod goldig umschließen, ist von so überwältigender und zugleich so rührender Schönheit, daß man noch lange in der Erinnerung in seinem Zauber gefangen bleibt.

Unser Festplatz lag eine halbe Stunde weiter und zugleich einige hundert Fuß höher, auf Pont de Nant, etwa viertausend Fuß über dem Meere, mit einem Blick auf die nahegelegene Dent de Morele, den Martinetsgletscher und den Gletscher von Plan-Névé. Der Charakter der Landschaft war hier wegen der unmittelbaren Nähe der Hochgebirge schon wilder und rauher als im Vallée des Plans.

Wo irgend ein Fels, ein Baum Schatten gewährt, lagern sich jetzt malerische Gruppen; aus den mitgebrachten Körben und Beuteln entsteigen Flaschen und Eßwaaren, ein centnerschwerer Käse von der Größe eines Mühlrades wird im Nu kunstfertig zerlegt und unter die hungrige Schuljugend vertheilt. Elegante Wagen schleppen allmählich sich heraus, hier an den Endpunkt des

Fahrwegs. Schlanke, blasse Engländerinnen und blitzäugige Töchter des Südens haben aus ihren Pensionen in Bex sich hinauffahren lassen und entfalten die neuesten Moden und einen glänzenden Appetit in der frischen Alpenluft. Nach dem Mahle geben die Cadetten von Bex ein militärisches Schauspiel, sie exerciren im Feuer und tausendfältig hallt aus den wilden Schluchten des Gebirgs das Echo ihrer harmlosen Schüsse wider. Hier drehen die Mädchen sich im Tanze, dort in einem fernen Winkel, neben einer halbzerfallenen Sennhütte, hat sich ein Dutzend wackerer Waadtländer zu einer ungebundenen Kneiperei zusammengefunden. Mitten auf dem weiten Plan ist nach Schluß der Cadettenübung ein hoher Felsblock zur Tribüne auserwählt worden, warme patriotische Reden erklingen, ein telegraphischer Gruß an uns schon in die Einöde des Col de Cheville und des Sanetschpasses wagen.

Während anderthalb Stunden hatten wir streng zu steigen, ehe wir die höhere Thalstufe erreichten, welche den Namen la Barra führt und in einer Ausdehnung von beinahe zwei Stunden nur wenige Sennhütten aufweist. Doch ehe wir zu den letzteren gelangten, wurde einer der Cadetten krank gemeldet. Der arme Junge sah recht blaß aus, als er sich ruhebedürftig auf den Boden hinstreckte und den Kopf auf den Tornister legte. Ein erfrischender Trunk war im Augenblick nicht zur Hand. Da erspähte unser Doctor und Feldhauptmann eine Ziegenheerde und ließ Jagd auf eines der Thiere machen, um dem Kranken mit etwas Milch wieder aufzuhelfen. Für die Kleinsten der Kleinen

Der erste Kranke auf der Schulfahrt und die Ziegenhülfe.
Nach der Natur aufgenommen von Bachelin.

das eidgenössische Schützenfest in Zug wird vorgelesen, feurige Hochs erschüttern die Lüfte. Wir aber lassen zur Sammlung blasen, noch einige Worte aufrichtigen Danks an die guten Eidgenossen von Bex, noch ein Glas zum Abschied, noch ein begeistertes „qu'ils vivent!" Unsere sieben Trompeterlein blasen ihren rauschendsten Festmarsch und wir ziehen von dannen, während uns noch lange die Echos der Jugendlust auf unserm steilen Wege begleiten.

Für uns war es hohe Zeit zum Aufbruch gewesen, denn vor Sonnenuntergang sollten wir unser Nachtquartier am Fuße der Diablerets erreichen, und es war vier Uhr Nachmittags. Jetzt wurde die Fahrt erst ernsthaft, wir hatten vor dem Abend des folgenden Tages auf kein wirthliches Unterkommen mehr zu zählen. Das Brod, welches für uns in les Plans gebacken worden, wurde jetzt vertheilt; sechzig Pfund Fleisch trug ein Führer, den wir in Bex gedungen — so ausgerüstet durften wir war diese Jagd natürlich ein Fest, sie brachten auch sogleich mehrere Gefangene an den Hörnern herbei. Das erste Thier freilich stellte sich zum allgemeinen Jubel als ein Böcklein dar, das nächste war dann glücklicherweise eine Ziege, die sich von den geschickten Fingern des Arztes, wenn auch nicht ohne Sträuben, melken ließ. Der Kranke war von dem heilsamen Trank, wenn auch in einem Pommadetopf gereicht, bald hergestellt und schritt munter mit den Anderen weiter. Nach jeder etwas größeren Anstrengung wurde übrigens regelmäßig Halt gemacht und einige Minuten geruht. In solchen Momenten zeigte der Eine und Andere, was ihm etwa auf seinem Wege aufgestoßen:

„War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen."

(Schluß folgt.)

Deutsche Energie und Ausdauer!

Am 20. October 1869 brachte die gesammte Presse Amerika's die Nachricht, daß Tags zuvor um zwei Uhr Nachmittags unter Musik und Kanonendonner und den sonstigen entsprechenden Feierlichkeiten die ersten Arbeiten am Sutro-Tunnel im Staate Nevada in der Nähe von Virginia-City begonnen wurden. Nicht umsonst erregte diese Nachricht das größte Interesse, ja in vielen Kreisen eine ungeheure Sensation, denn seit vier bis fünf Jahren hatte das Project dieses großartigen Werkes die Aufmerksamkeit nicht blos des fernen Westens, sondern der ganzen Vereinigten Staaten auf sich gezogen.

In Californien und Nevada befinden sich bekanntlich die bedeutendsten Silber- und Goldminen der Welt und keine derselben ist reicher und ergiebiger, als die sogenannte Comstock-Lode, deren Ertrag in jedem der letzten Jahre sechszehn Millionen betrug — soviel wie das ganze Mexico zusammen producirt. Und diese Schätze sind alle nahe der Oberfläche gefunden, denn von Minen nach europäischen Begriffen, in großen Tiefen und nach wissenschaftlichen Principien, ist hierorts nie die Rede gewesen. Und deshalb ist auch bei dieser oberflächlichen Betriebsweise die Thatsache nicht erstaunlich, daß die Unkosten, das Metall zu Tage zu fördern, ungeheuer groß waren, und von diesen sechszehn Millionen nur fünfmalhunderttausend Pfund Reinertrag übrig blieben. Wo nämlich die eine Grube von reichster Ergiebigkeit ist, da sind wieder andere völlig arm an Erzen, und in der Hoffnung, tiefer auf ergiebige Adern zu stoßen, arbeitet man weiter, und es steigt der Kostenaufwand ungeheuer und in vielen Fällen ohne irgend welches versöhnende Resultat.

Es war in der That wunderbar, daß der praktische Amerikaner nicht längst auf erfolgreichere Ausbeutung dieser enormen Gold- und Silberlager verfallen war, wenn nicht auch zugleich sein eigenthümlicher Charakterzug, rasch an's Ziel seiner Bestrebungen zu gelangen und schnell die Früchte seiner Arbeit genießen zu wollen, in Erwägung gezogen wird.

Dem speculativen Geist eines unserer Landsleute, Adolph Sutro, aus Aachen gebürtig, aber seit einigen zwanzig Jahren einer der thätigsten und geachtetsten Bürger San Francisco's, der in jenen Gegenden großen Landbesitz hatte, entsprang zuerst die Idee einen sogenannten Stollen zu bauen, der, die Comstock-Lode gerade durchschneidend, nach verschiedenen Richtungen hin sich in Zweigtunnels ausdehnen sollte. In einer Tiefe von zweitausend und mehr Fuß angelegt, sollte der Hauptstollen vier Meilen lang, zwölf Fuß breit und zwölf Fuß hoch werden, weit genug um zwei Karren, einen hinein, den anderen hinaus zu befördern, und noch Raum unter denselben für einen Canal zum Abzug des Wassers übrig lassend.

Sutro's Plan fand rasch den Beifall einiger unternehmender hervorragender Bürger Californiens und Nevada's, und man beschloß, denselben mit Aufwand aller zu Gebote stehenden Mittel durchzuführen. Niemand verhehlte sich die ungeheuren Schwierigkeiten, die von allen Seiten der Ausführung entgegentreten würden — jedoch der Muth der Ueberzeugung stählte die kleine, kühne Gesellschaft. Man sicherte sich zuerst die Rechte einer Corporation von der Legislatur Nevada's und begann dann die vielseitigen Operationen.

Man hatte Sutro zum bevollmächtigten Agenten ernannt, und Senator Stexart von Nevada zum Präsidenten. Letzterer jedoch wurde bald nachher von der Compagnie aufgefordert zu resigniren, da man es nicht zulässig fand, daß ein Betheiligter an den Interessen im Vereinigten-Staaten-Senat sei, an den man Ansprüche zu machen vorhatte. Man erwählte an Stewart's Stelle jetzt Sutro zum Präsidenten der Gesellschaft, und in dieser Eigenschaft begab sich derselbe nun nach Washington. Es galt von der Regierung Concessionen zu erlangen, die das Zweckmäßige und Ersprießliche des Unternehmens durch ertheilte Rechte beweisen sollten. Niemand war geeigneter sich diese Vorrechte zu erkämpfen als der energische, geistigen und physischen Strapazen vollkommen gewachsene, von Feuereifer für die endlosen Vortheile seines Projectes durchdrungene, kühne, rastlos thätige Präsident der Gesellschaft. Rastlos vertrat er die ihm anvertrauten Interessen mit Wort und That und Schrift, wie es schwerlich ein Anderer gekonnt hätte. Ohne Furcht und mit wunderbarer Gewandtheit plaidirte er für seine Sache, die Sache der armen Minenarbeiter, aber hauptsächlich für die Sache des Landes überhaupt. Und die klugen, berechnenden Amerikaner stutzten vor den enormen Vortheilen, die eine richtige Ausbeutung der von den bedeutendsten Geologen geprüften und bewiesenen Reichhaltigkeit der Comstock-Lode mit sich bringen würde. Sutro kannte den Charakter der neuen Landsleute zu genau, um ihnen mit Theorien gegenüber zu treten, darum brachte er Zahlen und Facten, genau bewiesen, sorgfältig gesammelt, und er imponirte ihnen so sehr, daß man, als man die Richtigkeit seiner Behauptungen einsah, Concessionen machte, wie nie einer derartigen Gesellschaft zuvor zu Theil geworden waren.

Die Legislatur von Nevada brachte Sutro nach seiner Rückkehr von Washington eine Dankadresse dar, denn sie kannte zu wohl den unendlichen Werth, den diese Errungenschaften und ihre Folgen für den Aufschwung des Staates haben müßten.

Im Auftrage der Compagnie bereiste Sutro demnächst Europa, um das Bergwesen dort zu prüfen und die bedeutendsten Tunnels zu besichtigen. Zugleich auch sollte er untersuchen, ob in der finanziellen Welt Europa's irgend welche Chancen vorhanden seien, die Anleihe mehrerer Millionen für den kostbaren Stollenbau zu realisiren. Hier fand er das Letztere unthunlich, und so kehrte er nach mehreren Monaten nach Amerika zurück.

Er versuchte nun die Geldfürsten New-Yorks für die Sache zu gewinnen; allein durch den Rückschlag der Geschäfte in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges (der sich noch bei Weitem fühlbarer macht, als man in Europa anzunehmen geneigt ist) zurückhaltend und vorsichtig geworden, hielten diese ihn von einer Woche zur anderen hin mit unbestimmten Versprechungen. Endlich verlor er denn doch die Geduld und reiste plötzlich nach Washington ab, um bei dem mittlerweile wieder versammelten Congreß sein Heil zu versuchen. Er stellte nun der Regierung vor, daß sie, wie das ja auch überall in Europa der Fall ist, das Bergwesen in die eignen Hände nehmen sollte, da in den reichen Schätzen Californiens und Nevadas allein genug Reichthum liege, um die ungeheure Staatsschuld nach und nach zu decken.

Er gewann die einflußreichsten politischen Persönlichkeiten für seine Ansicht; Alles schien Erfolg zu versprechen — seine Bill sollte in kürzester Zeit dem Congreß zur Abstimmung vorgelegt werden — die Mehrzahl der Mitglieder desselben wollte für die Sache stimmen; da urplötzlich schien irgend eine böse Macht gegen ihn zu agiren, man legte im Congreß seine Eingabe bei Seite und ging zu anderen Fragen über, und dann vertagte man sich und die unerörterten Bills bis zum nächsten Jahr.

Jeder Andere würde nach den ungeheuren pecuniären Opfern, die er gebracht, nach den tausend Schwierigkeiten, die sich ihm entgegengestellt hatten und die zu analysiren hier zu weitläufig wäre, entmuthigt worden sein bei der Entdeckung, daß eine infame Intrigue gegen den Erfolg der Sutro-Tunnel-Compagnie arbeite — nicht so die kleine kühne Gesellschaft selbst, am wenigsten ihr Präsident.

Ungeschwächt im Vertrauen auf die Trefflichkeit seiner Unternehmung für das Wohl und das Aufblühen des ganzen Landes, reiste er im letzten Frühjahr wieder nach Nevada ab, um im Verein mit den anderen Mitgliedern der Gesellschaft über die ferneren Schritte zu berathen. Hier in Nevada spielte der Zufall ihm jüngst eine Depesche in die Hand, die als Schlüssel zur Enträthselung der gegen sie arbeitenden Intrigue diente. Eine gewisse Bank, das mächtigste Finanzinstitut des fernen Westens, die mit Actien bei der jetzigen Minenbearbeitung in enormer Weise betheiligt ist, eine Bank, die das ganze Geldmonopol bis kürzlich in Händen hatte und in jenen Minenregionen unumschränkt herrscht und sich durch den Schweiß des armen Arbeiters gottlos bereichert hat, ein Institut, das zum Fluch statt zum Segen geworden ist, hatte unter den Nevada-Senatoren in Washington Einen zu gewinnen gewußt, der Alles aufbieten sollte, den Einfluß und Erfolg der Sutro-Tunnel-Compagnie zu vernichten. Die Depesche gab die unzweifelhaftesten Instructionen — sie waren nur zu genau befolgt worden!

Sutro war wüthend über diese Infamie. Und wie er stets das Interesse des armen Arbeiters ebenso sehr im Auge gehabt

Digitized by Google

hatte wie das des reichen Actionärs, und gerade der arme Minenarbeiter durch den Bau des Tunnels von dem schweren Druck jener mächtigen Minenbeherrscher gewissermaßen emancipirt werden sollte, damit er und nicht jene den Lohn seines Fleißes ernte — so bebte er, ein zweiter Andrew Jackson, nicht davor zurück, die niederträchtigen Machinationen einer gewissenlosen Blutsauger-Institution bloßzulegen und zu entkräften. Er that dies in Virginia-City in Mitte jener Regionen in einer von ihm berufenen Versammlung von Arbeitern. Er redete in hinreißender, mächtig ergreifender Weise von den Vortheilen, die dem Arbeiter aus der Erleichterung der Arbeit und des Verdienstes durch die Erbauung des Stollens erwachsen würden, und wie dieser entgegengesetzten Falles fortführe ein Institut zu vergrößern und zu verstärken, das ihm das Lebensmark aussauge! Er sprach, wie man eben nur spricht, wenn man mit der vollen heiligsten Ueberzeugung des Herzens redet, und lautes Hurrarufen und lauteres Beifallsklatschen unterbrach oft minutenlang den kernigen Vortrag. Und als er geendet hatte, da zeigte sich sofort thatkräftig die Wirkung desselben: die Miner* erklärten, sie selbst wollten das Geld zum Beginn des Tunnels liefern; sie zeichneten auf der Stelle von ihren sauer erworbenen Ersparnissen eine enorme Summe und James Phelan, der Präsident der „Arbeiter-Association“, übergab der Compagnie im Namen derselben eine Anweisung auf fünfzigtausend Dollars baar.

Und so ist das große Werk, das erste dieser Art in ganz Amerika, das dem Lande die reichen unermeßlichen Schätze der Comstock-Lode erst recht erschließen soll, denn begonnen — ein Segen für Nevada, für die ganzen Vereinigten Staaten! Und es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß auch unser deutscher Landsmann den Lohn für seine Ausdauer und Energie erringen wird in der Erfüllung seines Wunsches, den Tunnel in drei bis vier Jahren (so lange wird, nach der Meinung des Haupt-Ingenieurs R. G. Carlyle, das kolossale Werk Zeit erfordern) unter seiner Oberaufsicht vollendet zu sehen!

Ehre dem deutschen Unternehmungsgeist, der deutschen Thatkraft und der deutschen Ausdauer!

K. S.

Blätter und Blüthen.

Charakterzüge Nestroy's. Der lebenslustige und originelle Komiker und Volksdichter fürchtete in seinen letzten Jahren den Tod so sehr, daß ihn jede Anspielung auf Krankheit und Sterben außer Fassung brachte. Vor Charles Müller's Gemälde „Der Tod der Girondisten“ haben ihn seine Freunde ohnmächtig zusammenstürzen gesehn. Er wollte das Bild für sich copiren lassen, um sich an die Schrecknisse des Todes zu gewöhnen.

Eines Abends fand er seine Schminke zu feucht, er schickte sie dem Fabrikanten zurück. Dieser ließ ihm sagen: er möge die Schminke nur gehörig austrocknen lassen, dann würde sie ihm noch im nächsten Jahre vortreffliche Dienste leisten, wenn er dann noch lebe und Komödie spielen könne.

Nestroy ließ erbleichend den Spiegel aus der Hand fallen, blickte den Garderobier starr an und stammelte: „Seh' ich denn aus wie ein Mann, der das nächste Jahr nicht mehr erleben wird?“

„Lächerlich!“ antwortete der Gefragte, „Sie strotzen ja in der Fülle der Gesundheit. — Ein Mann, wie Sie, dem alle Freuden des Lebens zu Gebot stehn, sollte sich keine trübe Minute machen lassen.“

„Freuden — Freuden? Der Schauspieler hat nur eine Freude — die Schadenfreude, wenn Einer seiner Collegen durchfällt.“

„O nicht doch — Sie denken besser von den Künstlern.“

„Ich denke von Jedermann das Schlechteste, selbst von mir, und habe mich noch nie getäuscht.“

Noch viel mehr als den Tod fürchtete er den Scheintod.

„Vor zweitausend Jahren ließen die Römer ihre Leichen verbrennen,“ schreibt er in seinem Testament. „Vielleicht werden wir nach zweitausend Jahren auch so klug, — da ich das aber leider nicht abwarten kann, verordne ich“ u. s. w.

Trotz dieser Todesahnung und Todesfurcht verließen ihn Humor, Witz und Sarcasmus nicht.

Eigenthümlich berührten sich in Nestroy's Charakter die beiden Extreme: Unverwüstliches Phlegma und schrankenlose Heftigkeit. Als am 26. October 1848 die kaiserlichen Soldaten gegen Bem's Barricaden in der Jägerzeile anstürmten, und das Gewehrfeuer und der Kartätschendonner die Häuser in ihren Grundfesten erschütterten, saß Nestroy ruhig und gemüthlich in seiner Theatergarderobe und spielte Karten mit seinen Collegen. Die Kugeln sausten über die Dächer, die Bomben schlugen in die naheliegenden Häuser ein, Nestroy mischte ungestört die Karten und spielte ruhig weiter. Endlich zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Fenster der Garderobe und schleuderte Glasscheiben und Rahmen mitten in's Zimmer. Jetzt erst erhob sich der Komiker und sagte in seiner bekannten lakonischen Weise: „Kinder, jetzt gehn wir, sonst könnten uns ein paar Könige in der Hand verbrennen.“

Als Director war Nestroy ein Vater seiner Mitglieder und wurde von ihnen ebenso geliebt, als sein Vorgänger Karl gefürchtet wurde. Er war ein Mann, der Fünf gerade sein ließ und zu Allem „Ja“ sagte, darum witzelten auch seine Schauspieler: Weil der Director nur Ja sagen könne, habe er Regisseur und Secretair nur zum Neinsagen engagirt. Es kostete nur ein bittendes Wort, eine Thräne, um seine Casse zu öffnen; selbst wenn er getäuscht wurde, konnte er dem Bittsteller nicht zürnen.

Eines Tages trat ein Chorist laut schluchzend in sein Zimmer.

„Mein Gott, was haben's denn?“ frug Nestroy bestürzt.

„Ach, Herr Director, meine Frau — meine gute arme Peppi ist vor einer Stunde gestorben.“

„Na, na — das ist freilich ein Unglück — aber verzweifeln's nicht! Gott hat sie zu sich genommen — sterben müssen wir ja Alle.“

„So ein braves Weib wird wohl nicht wieder geboren — blutige Thränen könnt' ich weinen — es giebt keine zweite Peppi mehr! Und ich bin so arm und unglücklich, daß ich ihr nicht einmal einen Sarg bestellen kann.“

„Da haben's zwanzig Gulden derweil, wir werden schon mehr thun, aber sein Sie nur ein Mann und fassen Sie sich!“

Der Chorist dankte mit Thränen der Rührung und verließ laut jammernd das Zimmer, um den Sarg zu bestellen. Den klugen und minder leichtgläubigen Secretair befremdete dieser plötzliche Todesfall. Eine Stunde später trat er in die Wohnung des Choristen und fand ihn und — seine verstorbene Peppi lustig schmausend und zechend am gut bestellten Tisch.

Nestroy sagte gutmüthig lächelnd, als er von dieser groben Mystification in Kenntniß gesetzt wurde: „Der Spitzbue! Aber 's freut mich doch, daß seine brave Peppi nicht gestorben ist.“ Und der Chorist blieb nach wie vor im Engagement.

Originell sind die Improvisationen, mit denen Nestroy Photographien unterfertigte. Unter sein eigenes Bild, das er dem Schauspieler Gämmerlen sendete, schrieb er:

„Das Bild, das ich Dir hier spendire,
Häng' hoch über Deine Thüre,
Damit es Dein Kämmerlein ziere,
Tapferster der bairischen Exkanoniere.“

Unter ein anderes Bild, das sein ältester Freund und Gefährte, Oberregisseur Grois, besitzt, der im Rufe diplomatischer Gewandtheit steht:

„Sei gegen Alle Liguorianer,
Nur gegen mich sei Kaner!“

Endlich unter ein drittes Bild, das im Kunsthandel circulirt:

„Den größten Meister im Treffen gewöhnlich man Jenen nennt,
Wo man die Getroffenen alsogleich erkennt,
Den größten Pfuscher im Treffen möcht' ich daher das Schicksal nennen,
Denn die es trifft mit seiner schweren Hand, sind selten wieder zu erkennen.“

Aus den Sonntagsbriefen eines Zeitgenossen. Also das ist Eure gerühmte Volksbildung, das die Frucht Eurer Hingebung in Wort und Schrift zur Aufklärung der großen Masse? Eine wohldisciplinirte Rotte von sogenannten socialdemokratischen Arbeitern sprengt eine von den besten Männern der Fortschrittspartei (Löwe-Calbe, Schulze-Delitzsch, Hoverbeck, Fr. Duncker u. A.) berufene Volksversammlung in Berlin auseinander, setzt sich an ihre Stelle und verkündet einen Bannfluch gegen die Kämpfer der politischen Freiheit! Da seht ihr, wohin es führt, dem Volke die Waffe des öffentlichen Wortes und des Versammlungsrechtes in die Hand zu geben. Ihr werdet nun wohl auch zur Einsicht kommen, daß die große Masse der Bevormundung nicht entbehren kann und die allgemeine Bildung uns das Chaos bringt.

Diese Vorwürfe kann man jetzt von erschreckten Gemüthern oft hören. Die Brutalität, auf die sich die sogenannten Socialdemokraten stützen, wirkte wie das Erdbeben in Mittel- und Süddeutschland, von dem wir tagtäglich lesen. Was können wir, die wir die Fahne der Bildung hochhalten, darauf antworten? Löwe-Calbe, der letzte Präsident des ersten deutschen Parlamentes, beruft eine Volksversammlung, um einen Beschluß über die Minderung der Militärlast zur allgemeinen Abstimmung zu bringen, und der Mann makellosen Charakters, der ein ganzes Leben der Freiheit gewidmet, muß den Präsidentenstuhl verlassen vor einem Manne, der den Knittel in der Hand trägt!

Schmerzlich brennend ist die Erinnerung an den Frühlingstag 1849 in Stuttgart, da Löwe-Calbe an der Seite Ludwig Uhland's den bewaffneten Soldaten gegenüber stand, die das erste deutsche Parlament auflösten. Wer weiß, ob diese letzte Gewaltthat das Herz des Vaterlands- und Freiheitsfreundes nicht tiefer gekränkt hat!

Sehen wir aber über das Einzelne hinweg, so fragt sich: dürfen Ergebnisse, wie die eben bezeichneten, an den Wirkungen der Volksbildung verzweifeln machen und uns die fortgesetzte Arbeit für dieselbe verleiden? Im Gegentheil! Der Mißbrauch darf nirgends den rechten Gebrauch zerstören. Lässigkeit und Verzweiflung wäre der Sieg des Feindes. Die rohe Gewalt in ihren verschiedenen Formen läßt sich nur schwer besiegen, sie borgt auch aus dem Arsenal des Geistes ihre Waffen, und ein Hauptbestreben der niedrigen Gesinnung geht dahin, das Reine und Edle in Posse und Parodie zu verwandeln.

Das freie Versammlungsrecht, in unserem modernen Leben noch neu, wird von Verführern und Verführten zum Aberwitz verkehrt durch eine Minderzahl. Wodurch vermag sie das? Durch Energie, durch Disciplin und einen bis zum Fanatismus gesteigerten Feuereifer. Das sind im Grunde gute Eigenschaften, und es gilt nur, ihren Mißbrauch zu verhindern. Die Freunde einer gerechten Freiheit, einer gesunden Bildung und einer wirklichen Mehrung des Wohlstandes für Alle dürfen nicht müde werden und sich von Widrigkeiten nicht abspenstig machen lassen.

Wir mußten darauf gefaßt sein, daß das, was wir von Bildung in die weitesten Volkskreise hinein trugen, sich auch gegen uns wende. Wir haben Selbstdenken, Selbstführung angerufen gegen jeglichen Autoritätsglauben. Wir müssen diese Gesetze anerkennen, auch wenn sie sich gegen uns selbst lehren. Es gilt nur, auszuharren und vom schlecht unterrichteten und zum Muthwillen verführten Volk an das besser zu unterrichtende zu appelliren.

Das Recht der Volksversammlung ist ein großes, muß aber auch spärlich und dann entschieden angewendet werden. Steht aber eine solche Versammlung anberaumt, dann bleibe nicht zu Hause und sage: „Sie werden schon das Rechte beschließen, ich habe keine Zeit.“ Kommt dann eine Verunreinigung und Verkehrung des hohen Rechtes zu Tage, so bist Du mitschuld durch Dein Ausbleiben. Das laß Dir gesagt sein!

Pariser Theater. Es ist schon schwer, sehr schwer, in Paris das tägliche Brod zu verdienen; noch viel schwerer ist es für Künstler und Schriftsteller, sich bemerkbar zu machen und unter dem dichten, hastigen Gedränge in den Tempel des Ruhmes zu gelangen; am allerschwersten wird es aber dem dramatischen Dichter, die Kinder seiner Muse auf die Bretter zu bringen, zumal wenn er es ernst mit seiner Kunst meint und nicht den Launen und dem schlechten Geschmack des Tages huldigen will. Die Laufbahn des französischen dramatischen Dichters ist schön, wenn sie ihn zum Ziele führt. Denn er gewinnt nicht nur Ehre und Ruhm, sondern auch viel Geld. Scribe hat mehrere Millionen hinterlassen, und Alexander Dumas Sohn und Victorien Sardou haben die erste Million bereits eingeheimst, obgleich Jener das Schwabenalter kaum zurückgelegt und dieser es kaum erreicht hat. Allein wie Viele gehen mit ergrautem Haupt herum, deren Stücke in den bestaubten Cartons schlummern! Je ernster das Streben des dramatischen Dichters ist, desto höher thürmen sich auf seinem Wege die Schwierigkeiten auf, die er unmöglich zu überwinden vermag, wenn er nicht einflußreiche Freunde besitzt, oder in der Presse sich einen Namen gemacht. Die schönste Hoffnung eines Pariser dramatischen Dichters ist es, sein Werk im Théâtre français aufgeführt zu sehen. Dieses Theater wird von den Franzosen, nicht so ganz mit Unrecht, als die erste Bühne der Welt betrachtet. Der Dichter, der in diesem Hause einen Sieg davonträgt, darf getrost in die Zukunft blicken. Dieser Sieg wird jedoch unter vielen Hunderten kaum von einem Einzigen errungen. Die Organisation des Théâtre français, oder wie dasselbe officiell heißt: Comédie Française, ist eben der Art, daß es fast ein Wunder ist, wenn ein junger dramatischer Dichter durch sein bloßes Talent dort ein Werk anbringt.

Das Théâtre français gehört zu den vier vom Staate subventionirten Theatern, unterscheidet sich aber von den andern Theatern durch seine eigenthümliche Verwaltung. Die vorzüglichsten Mitglieder desselben sind „Sociétaires“, d. h. sie theilen unter sich den Gewinn zu gleichen Theilen. Zeichnet sich ein neuengagirtes Mitglied durch ein bedeutendes Talent aus, so wird es von den Sociétaires zu ihrem Mitglied ernannt und genießt mit ihnen die eben erwähnten Rechte. Weniger begabte Mitglieder des Theaters beziehen blos ihr Gehalt von der Verwaltung und können von dieser auch entlassen werden.

Das Werk, welches ein Dichter dem Théâtre français einreicht, wird zuvor der Prüfung des ersten Secretairs unterworfen; nur solche Dichter, von denen bereits ein Stück in einem der subventionirten Pariser Theater zur Aufführung gekommen, genießen das Recht, ihr Werk unmittelbar dem Comité des Theaters zu überreichen. Drei lange Monate muß der arme Poet in Sehnsucht schmachten, bis ihn das Comité einladet, sein Werk vorzulesen. Mit Zittern und Zagen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, folgt er der Einladung. Das Comité, aus den Sociétaires, und zwar bloß aus den männlichen zusammengesetzt, hört unter dem Vorsitze des Administrators das Stück, das entweder sogleich nach der Lectüre angenommen wird oder das Comité stimmt durch Kugelung ab. Wird das Stück abgewiesen, so theilt der Administrator dem Poeten unter vier Augen das unglückliche Resultat mit und vergißt dabei nicht, die Pille durch allerlei nichtssagende Complimente, durch fein gedrechselte Tröstungen auf die Zukunft zu versüßen. Wird nun das aus lauter Schauspielern zusammengesetzte Comité bei seinem Verdict von rein ästhetischen Grundsätzen geleitet? Sind die Mitglieder desselben im Stande, den Kunstwerth eines dramatischen Werkes zu beurtheilen? Das sind Fragen, die in diesem Augenblick die Pariser literarische Presse sehr beschäftigen. Die Schauspieler des Théâtre français werden bei dem unbeschränkten Richteramte gewöhnlich von zwei persönlichen Interessen geleitet. Jeder von ihnen sucht vor Allem, ob das eingereichte Stück eine glänzende Rolle für ihn enthält, sodann, ob das Werk Casse machen werde, da ein Theil des Gewinnstes ihm zu Gute kommt. Es versteht sich fast von selbst, daß das Urtheil des Comités nicht selten durch Einflüsse von Oben bestimmt wird.

Als subventionirte Bühne hat das Théâtre français zwar die Verpflichtung, jährlich zwei neue Stücke zur Aufführung zu bringen; allein es braucht in dieser Beziehung durchaus nicht ängstlich zu sein. Emil Augier liefert ihm jedes Jahr ein Werk, das über hundert Vorstellungen erlebt; wenn aber ein zweites neues Stück mißglückt, so braucht die Direction nur nach ihrem sehr reichen classischen Repertoire zu greifen, und so kommt es, daß die jungen Dichter im Théâtre français Thür und Thor verschlossen finden. Ja, es ereignet sich häufig, daß das Comité Stücke verweigert, denen in anderen Theatern ein glänzender Erfolg zu Theil wird. Ponsard's L'honneur et l'argent ist vom Théâtre français abgewiesen worden und hat im Odeon-Theater den lebhaftesten Beifall gefunden. Einige dramatische Dichter nun, deren Werke das Comité des Théâtre français vor Kurzem abgelehnt, schlagen gegenwärtig in der Presse einen gewaltigen Lärm. Sie verlangen, daß besagtes Comité nicht bloß aus Schauspielern, sondern zum Theil aus namhaften Schriftstellern und bewährten Kritikern zusammengesetzt sei, daß man ihre Hervorbringungen richte, aber nicht hinrichte. Bei dieser Polemik bekommt die Regierung manche derbe und wohlverdiente Ohrfeige. Hat nicht die Regierung ein halbes Menschenalter hindurch die Aufführung der Victor Hugo'schen Dramen verhindert? Und als man endlich, dem dringenden Verlangen des Publicums nachgebend, die Aufführung des „Hernani“ gestattete, hat man sich veranlaßt gesehen, dieses Stück trotz, oder vielmehr wegen des glänzenden Erfolges, wieder vom Repertoire verschwinden zu lassen. Die Polemik, welche durch die Wirthschaft im Théâtre français hervorgerufen worden, zeigt deutlich, daß man der Willkürherrschaft müde ist, und als solche hat sie eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf.

Marlitt. Der eigenthümliche Zauber, welcher über den Erzählungen dieser hochbegabten Schriftstellerin liegt, wird nicht nur von uns Deutschen, sondern von allen cultivirten Nationen des Erdballs lebhaft empfunden. Dafür sprechen in schlagender Weise die wiederholten englisch-amerikanischen Uebersetzungen der „Gold-Else“, „Alten Mamsell“ und „Gisela“, und weiter die londoner, französischen, russischen, holländischen, czechischen, polnischen, schwedischen und dänischen Uebertragungen. Neuerdings beginnen — nach eingelaufenen Anfragen bei der Verlagshandlung — sogar die Spanier, Italiener und Ungarn die obengenannten Romane zu übersetzen und auch die kleinen „Thüringer Geschichten“ erscheinen binnen Kurzem in einer besonderen französischen Ausgabe. Dabei erleben die in Buchform erschienenen deutschen Ausgaben der genannten Romane, die in der Gartenlaube bereits von Millionen gelesen wurden, sehr rasch aufeinanderfolgende neue Auflagen (Gold-Else fünfte und Alte Mamsell vierte Auflage) und zwar nicht Schwindelauflagen mit vorgeklebten neuen Titeln, wie dies leider sogar gutrenommirte Autoren jetzt nicht verschmähen, sondern wirkliche, zwei bis dreitausend Exemplare starke Neudrucke. Wenn das Sprüchwort: Zahlen beweisen oder Zahlen frappiren, wahr ist, so dürfte augenblicklich Marlitt der gelesenste Autor in Deutschland sein.

Abermals gefunden! „Ich bin zwar auf Alles gefaßt, nur Eines möcht' ich gewiß sein, Leben oder Tod“ — so klagte die Wittwe Wagner um ihren verschollenen Sohn (in Nr. 39 der Gartenlaube), und heute schon sind wir in den Stand gesetzt, ihr zuzurufen: „Glückliche Mutter, Dein Sohn lebt!“ — Durch treue Anhänglichkeit und aufopfernde Bemühung eines langjährigen Abonnenten der Gartenlaube, des Herrn Gustav Drexel in Newyork, gelang es, die von dem königlich württembergischen Consulat in Chicago bezeugte Nachricht zu erhalten, daß Karl Wagner nach zweijährigem rastlosen Wanderleben gesund daselbst angekommen ist. Wir haben der trauernden Mutter sofort die Freudenbotschaft mitgetheilt.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Carl Maria von Weber.

Ein Lebensbild

von

Max Maria von Weber.

3 Bände. Eleg. br. Preis 6 Thlr. 25 Ngr.

Mit dem Portrait C. M. v. Weber's in Stahlstich.

Carl Maria von Weber hat den besten Biographen in seinem Sohne Max Maria von Weber gefunden. Derselbe ist bei Ausarbeitung dieses wichtigen Buches mit großer Objectivität verfahren und sein Werk ist nichts weniger als eine Lobschrift auf seinen Vater. Außer den Familientraditionen, Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen, die sich schon in seinem Besitze befanden, hat er durch siebenjähriges unablässiges Sammeln ein ganz ungemein reiches, noch nie veröffentlichtes Material an Correspondenzen und Mittheilungen zusammengebracht, das ihm theils auf zahlreichen deshalb unternommenen Reisen, theils auf briefliche Aufforderungen von Behörden und Privatleuten mit einer Bereitwilligkeit geliefert worden ist, durch die sich das warme Interesse an dem volksthümlichen Componisten und der pietätvollen Unternehmung des Sohnes deutlich documentirt hat.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Feichtenbauer und dessen Tochter waren unter dem Gespräche fortschreitend dem Nebenhause näher gekommen; jetzt blieb Christel stehn und hielt den Vater zurück. „Es ist gut, daß Du davon anfangst, Vater,“ sagte sie, „einmal hätt' die Red' doch darauf kommen müssen und so können wir die Sach gleich jetzt abmachen, ein für allemal. . . . Leider Gott', es ist wahr,“ fuhr sie aufseufzend fort, „mit mir und dem Wendel steht's bös; es müßt' sonderbar zugehn, wenn Ihr Zwei wieder gut' Freund' werden solltet . . .“

„Auf der Welt nimmer!“ warf grimmig der Alte dazwischen.

„Ich kann ihn also nit haben . . .,“ begann sie nach kurzem Innehalten und mit gepreßtem Tone, „Du willst es; so soll's auch so sein, und Du wirst von mir kein Sterbenswörtel mehr hören, und wenn's mir auch das Herz abdrucken thät' . . . aber damit Du auch gewiß weißt, wie Du daran bist, Vater — sag' ich Dir, den Domini will ich nit, und also will ich von Dir auch keine Silben mehr hören von ihm. . . . Ich denk', ich werd' ledig bleiben, Vater, und mit Dir allein forthausen, so lang' es Gottes Willen ist!“

„So, so?“ grollte der Bauer wieder. „Ich hör' Dich schon gehn, Du Feinspinnerin, wenn Du auch noch so stat (still) auftrittst! Du meinst: das kann ich leicht abwarten, der Alte wird's nimmer lang' machen, bis ihn der Steffel holt, darnach kann ich doch thun, was mich freut!“

„Das denk' ich nit, Vater,“ sagte Christel mit so herzlichem Tone, daß es, um glaubhaft zu sein, der betheuernden Geberde nicht bedurfte, mit welcher sie die Hand auf die Brust legte. „Ich werd' den Wendel gern haben, so lang' ich ein offnes Aug' hab' . . . aber wider Dein' Willen kommt er niemals auf den Feichtenhof!“

„Also niemals, niemals!“ rief der Bauer mit lachendem Kopfnicken. „Denn so lang' ich ein offnes Aug' hab', bleib' ich dabei und auch noch drüber hinaus! Beweisen kann ich's freilich nit, aber ich weiß es doch — da inwendig in mir drinn' steht's geschrieben, so gewiß wie ein Evangelium; es ist kein anderer Mensch, der mich zum Bettelmann hat machen wollen, wie er!“

„Komm' herein,“ mahnte Christel, ihn unterbrechend, „es thut Dir gewiß nit gut, wenn Du bei Deiner Krankheit so lang' draußen bleibst, in der kalten Luft . . . komm' herein in die Stube . . .“

Er gab ihrem Drängen nach und folgte der führenden Hand, aber er that es unter steten Ausbrüchen seines Unmuths. „In die Stube!“ höhnte er. „Ja wohl — in die Stube im Zubauhaus, in eine Tagwerker-Kammer muß sich der Feichtenbauer verkriechen . . . der reiche Feichtenbauer! . . . Du meinst wohl, es braucht nichts, als das Haus wieder aufbauen? Du meinst wohl, daß ich umsonst in dem Brandschutt' herumstöbre wie ein Narr? Denkst nit daran, daß das Geld alles droben gewesen ist, in dem Kasten im ersten Stock . . . daß Alles hin ist . . . die Thaler und die Schein', das Papier und das Silber? Es kann wohl im Ernst so weit kommen, daß wir froh sein dürfen, wenn Du irgendwo einen Dienst find'st als Bauernmagd und ich einen Platz in einem Zubauhaus oder wohl gar beim Hüter im Gemeindehaus. . . . O wenn ich's erbitten könnt',“ rief er, in dem kleinen Gemache angekommen, mit lauter Stimme aus, indem er, auf der Ofenbank niedersitzend, die beiden Hände vor's Gesicht schlug und in bittere Thränen ausbrach, „wenn ich den, der mich in das Elend gestürzt hat, in meiner Gewalt hätt' und dürft' meine Wuth an ihm auslassen, ich wollt' gern dafür zehn Jahr' zu tiefst in der Höll' braten!“

„Pfui, Vater, schäm' Dich, so was nur zu denken!“ rief Christel unwillig. „Du machst Andern Vorwürfe, daß sie kein Christenthum haben — kehr' zuerst vor Deiner eignen Thür, Vater, und schau', wie's bei Dir selber steht! Denk' nach, wie Du gestern Deine Verlobniß eingebracht hast; nachher will ich Dir den eigentlichen Anstifter von dem Unglück sagen! Du bist es selber, Vater! Wärst Du nit im Bergwirthshaus hinter der Flaschen sitzen geblieben — wärst Du mit mir heim, wie ich Dich so inständig gebitt' hab', dann wär' alles anders! Wenn Du und ich daheim gewesen wären und hätten sorgen können, daß die Ehhalten alle ihre Schuldigkeit thun, und daß keins nachlässig oder unachtsam ist mit Feuer und Licht — dann stünd' der Feichtenhof heut' noch so schön da, wie er gestern gestanden ist!“

Das Erscheinen eines Mannes, der durch das Fenster hereinsah, unterbrach das Gespräch; es war der hausirende Leinwandhändler, der Tags zuvor mit dem Bauer zusammengetroffen.

Der Mann hatte seine Zusage pünktlich erfüllt, und war, der Einladung folgend, bald auf den Hof gekommen, wo er bei

der muntern Art und dem freigebigen Wesen, das der Bauer gezeigt, ein Geschäft erwarten durfte, das für Umweg und Mühe volle Entschädigung bot. Er hatte, als er den Bauer nicht angetroffen, ruhig und so lange gewartet, bis das Gewitter losbrach, und nach demselben, bis der Abend schon zu weit vorgerückt war, um noch ein Weiterwandern zu gestatten. Nicht zweifelnd, daß man ihm gern Nachtherberge gewähren werde, hatte er sein Kleinod, den Rückenkasten mit seiner Waare, im Wohnhause, wo er ihn ganz sicher glauben durfte, eingestellt, und selbst in einer Kammer neben jener der Knechte Unterkunft gefunden, wo ein paar feiernde Betten für die Heumäher bereit standen, die im Sommer zur Aushülfe gedungen wurden. Von der Wanderung ermüdet war er bald fest eingeschlafen und erwachte nicht eher, als bis der Lichtschein des in Flammen stehenden Hauses ihn weckte, und Gluth und Dampf ihn bereits von allen Seiten umgaben. Halb angekleidet wollte er im Wahnsinn des Schreckens hinausstürzen, seinen Kasten zu retten, denn noch wäre es möglich gewesen, trotz Feuer und Rauch in dem gewölbten Hausgange bis zu demselben durchzudringen, aber mit haarsträubendem Entsetzen gewahrte er, daß die Thür seines Gemachs in's Schloß gefallen, und er, mit dessen Beschaffenheit nicht vertraut, außer Stande war, dasselbe zu öffnen. Vergebens schrie er überlaut um Hülfe, vergebens rüttelte er an Thür und Schloß; seine Stimme war übertönt von dem Sausen und Knistern der Flammen und von dem Gepolter der Dachbalken, die schon sich abzulösen und zu senken begannen — seine Kraft erlahmte an dem Widerstande und der Festigkeit, womit Eisen und Holz sich aneinander klammerten. Es gab keinen andern Ausweg, als durch das Fenster, dessen Eisenkreuz minder fest eingelassen war, und das, seinen verzweifelten Anstrengungen nachgebend, sammt dem Holzrahmen aus dem Gemäuer brach ... er versuchte sich selbst durch die Oeffnung zu zwängen ... es gelang ... in einer Secunde stand er im Freien, aber zu spät, im nämlichen Augenblick neigte sich der Hauptgiebel, stürzte nach innen zusammen und schlug mit der Wucht des Falles und der Schwere die Gewölbe des Erdgeschosses durch, daß rings aus Qualm und Rauch nur noch die Umfassungswände emporstarrten, drinnen aber Alles in einen Gluthheerd zusammengeschüttet lag, aus welchem eine sprühende Funkengarbe emporstieg. Weithin hatte der Einsturz Trümmer und Steine geschleudert; ein Stück hatte den Händler an den Kopf getroffen, daß er taumelnd niederstürzte, aber angestachelt vom Triebe des Lebens hatte er sich noch mit letzter Kraft aufgerafft und war erst unter den Obstbäumen, bis zu denen er sich geschleppt, blutend und mit vergehenden Sinnen in's Gras niedergesunken. ...

Jetzt kam er gleich dem Bauer aus dem abgebrannten Hause zurück; er hatte wie dieser, so weit es möglich war, im Schutt nach etwaigen Ueberbleibseln und Spuren seines Kastens gesucht und war nun, erschöpft und matt, dem Zubauhause zugewankt, um dort vielleicht für ein Stündchen Ruhe zu finden. Der Alte stand auf, als er ihn gewahrte, öffnete das Fenster und rief ihn herein. „Bist auch da, Bandelkramer?" rief er ihm entgegen. „Du hast einen bösen Einstand auf dem Feichtenhof — mit dem Einkaufen wird's eine gute Weil' stat hergehn ... aber ich kann nichts dafür, daß die Einladung so schlecht ausgefallen ist ..."

„Kommt her," sagte Christel ihn unterbrechend, „ich hab' zwar nur blutwenig Leinenzeug, aber zu einem Verband wird's doch schon noch ausreichen; Ihr habt da eine böse Wunde am Kopf ..."

„Ja wohl," sagte der Händler, während sie ihm das vertrocknete Blut abwischte und dann ein Tuch um die Stirn band, „es muß ein tüchtiges Loch sein — ich hab' gemeint, es wär' die halbe Welt, die auf mich niederstürzt, und doch ist das Glück dabei wieder größer gewesen, als das Unglück ... der Balken hätte mich ebensogut erschlagen können — so aber bin ich doch noch auf der Welt; mein Weib ist keine Wittib und meine Kinder sind keine Waisen geworden und —" setzte er lächelnd hinzu, „der Löw' ist mir durch's Fenster nachgesprungen ... den hab' ich auch noch ..." Dabei streichelte er den Spitz, der, als ob er wüßte, daß von ihm die Rede sei, sich an sein Knie drängte und ihm schweifwedelnd die Hand leckte.

„Das ist auch was Recht's," erwiderte der Bauer unmuthig, „deswegen sind wir doch Bettelleut' ... alle miteinander!"

„Ei — so arg ist's doch nicht gleich," sagte der Händler entgegen; „es ist wahr, mein Kasten ist verbrannt und in demselben viele schöne Waar', Leinenzeug und Spitzen und silberne Fingerringe, Ketten und Kreuzeln und Firmthaler, wie ich sie halt führe ... auch das, was ich erlöst hab', ist mit zu Grund gegangen ... aber ein Bettelmann bin ich drum noch nicht! Ich habe Gott sei Dank noch meine gesunden geraden Glieder ... ich muß freilich so gut wie von vorn anfangen mit meiner Handelschaft und eine gute Weil' wird's schmale Bissen abgeben ... aber Weib und Kind werden drum doch keinen Hunger leiden ... das Schwabenland ist gut deutsch und ich hab's immer gehört, unser Herrgott verläßt keinen Deutschen!"

Christel sagte nichts, aber ihr Auge traf das des Vaters, der den Blick abwandte.

„Und vollends bei Euch," fuhr der Händler fort, wird das Unglück, so schwer es allemal ist, auch zu zwingen sein. ... Ihr habt Eure schönen Wiesen, habt Aecker und Wald, das ist Alles nicht mit verbrannt; das bringt Euch wieder genug ein, und auch das Haus steht in einem halben Jahr wieder da wie ein kleines Schlößlein ... ein kluger Mann, wie Ihr, wird es wohl gut versichert haben ..."

Der Bauer zuckte zusammen und langte nach dem Knie, als ob es ihm dort plötzlich einen Stich gegeben, er verbarg aber, wie ihn das Wort des Krämers an wunder Stelle getroffen hatte, und rief mit geringschätzigem Lachen: „Versichern? Nein — das hat's bei mir nie gebraucht! Ich hab' nie einen Kreuzer Schulden gehabt auf dem Feichtenhof, also hat auch Niemand mich zwingen können, daß ich das thun sollt' ... ich hab' mich auf unsern Herrgott verlassen ... sie sagen ja, das sollt' die beste Versicherung sein ..."

„Das ist sie auch," sagte der Händler, indem er kopfschüttelnd aufstand; „das ist die Versicherung, in der ich auch eingeschrieben bin ... aber nichts für ungut, Feichtenbauer, das macht halt ein Jeder, wie es ihm gefällt! Ich will mir jetzt ein Fleckchen suchen, wo ich ein wenig schlafen kann — dann such' ich noch einmal unter'm Schutt' drüben nach, ob ich nicht doch noch etwas herausfinde von meiner Waar', und dann — dann nehm' ich in Gottes Namen den Weg wieder unter die Füß', gehe heim zu den Meinigen und sehe zu, daß ich neue Waare bekomme.... Freilich," setzte er mit etwas gedämpfter Stimme hinzu, „mein Bub', mein Aeltester, hat sich auf den neuen Firmungsrock, den er zu Pfingsten bekommen sollte, umsonst gefreut. ... Na, da muß er sich halt noch ein Jährchen mit dem alten behelfen. ..." Er verließ die Stube, indem er, sich rasch der Thür zuwendend, die Hand erhob, als wolle er nach dem Verbande greifen, — in Wahrheit geschah es, um im Auge eine Thräne zu zerdrücken, deren er sich nicht erwehren konnte, und die er nicht zeigen wollte.

Wieder suchte Christel das Auge des Vaters und sah ihn mit leicht verständlicher Mahnung an, das Wort aber, das in dem Blicke lag, blieb ungesprochen, denn der Alte, dem die Unterbrechung willkommen war, trat verwundert zur Thür, an welche vernehmlich gepocht worden war, und rief: „Was kommt denn da für ein höflicher Besuch? Nur herein — wo das Unglück so grob angeklopft hat, braucht's keine Umständ' mehr!"

Es war Domini, der eintrat — unbefangen, als ob nichts vorgefallen; mit demselben lachenden Gesicht, mit welchem er gestern an der Wallfahrtskirche dem Bauer entgegen getreten war, und so zutraulich, als wären sie im besten Einvernehmen auseinander gegangen. Mit raschem scheuen Blick überflog er das Gemach, aber er that, als gewahre er gar nicht, daß Christel bei seinem Eintritt durch die Küchenthür verschwand.

„Da bin ich, Feichtenbauer," sagte er, ihm die Hand bietend, „wir sind gestern nit recht gut voneinander gegangen, aber das macht nichts! Es wär' schlecht von mir, wenn ich nach dem Unglück, das über Dich gekommen ist, Dir was nachtragen thät' ... deswegen bin ich schon in aller Früh' da, und will Dir sagen, wie leid mir's ist, daß Dir so was gescheh'n ist, und will Dich bitten, Du sollst keinen Verschmach weiter auf mich haben ..."

„Ich dank' Dir, Domini," rief der Alte, von dem Ton gutmüthiger Biederkeit gerührt, „ich dank' Dir tausendmal! Jetzt seh' ich's, daß Du wirklich ein guter Freund bist, der Einen in der Noth nit verläßt! Ich hab' keinen Verschmach auf Dich — ich bin froh, wenn Du mir nichts nachträgst ... ich thät' ja auch für mein Leben gern halten, was ich Dir versprochen hab' ..."

„Ach was, laß das gut sein!" rief Domini mit einem

Lachen, das unbefangen klingen sollte, aber nur gezwungen klang. „Gestern ist ein lustiger Tag gewesen, wir haben alle Zwei ein Bissel zu viel im Kopf gehabt . . . da red't man allerhand daher, was Einen den andern Tag reut! Das wär' bös, wenn man Alles halten müßt', was man im Rausch versprochen hat! Mach' Dir deswegen keinen Kummer, Feichtenbauer . . . Du giebst mir mein Wort zurück, ich Dir das Deinige, ich weiß ja doch, daß Du es nit halten kannst, weil die Christel nit will!"

„Ja, sie will freilich nit," entgegnete er, „durchaus nit — ich hab' sie gar nie so gesehn, es ist, als wenn sie einen völligen Abscheu hätt' vor Dir . . . und wenn ich sie auch zwingen könnt' und thät, wirst wohl Du sie nimmer wollen . . ."

„Ich? Warum?" fragte Domini verwundert. „Wegen den Abscheu? Den fürcht' ich nit, Feichtenbauer . . . es hat schon gar manches Madel mit allen zwei Händen zugelangt, wo sie zuvor gekratzt und geschlagen hat! Und sonst wüßt' ich nit, warum ich für mein Theil sie nimmer wollen sollt . . ."

„Warum? Weil ich gestern noch einen schönen Bauernhof gehabt hab' und einen Haufen Geld und weil ich heut' nichts mehr hab' als eine Brandstatt . . . weil der reiche Feichtenbauer über Nacht ein armer Abbrändler 'worden ist . . ."

„Oho . . ." unterbrach ihn Domini, „so weit wird's wohl nit gefehlt sein! Der Feichtenhof ist ein Prachtgut — Du hast keinen Kreuzer Schulden darauf, in einem halben Jahr ist Alles wieder so schön wie zuvor, und Du hast wieder einen Haufen Thaler beieinander. . . . Wenn sonst nichts dazwischen wär', da machte ich heut' noch die Stuhlfest' mit der Christel . . ."

„Ist das wahr, Domini?" rief der Alte, noch mehr erschüttert von solcher Uneigennützigkeit. „Du bist ein braver Mensch — ich wollt' nur, die Christel hätt's mit angehört, aber ich will es ihr schon sagen . . ."

„Das mußt nit thun, Feichtenbauer," unterbrach ihn Domini treuherzig, indem er zugleich nach der Küchenthür spähte, die ihm nur angelehnt schien. „Zu was sollt' es nutzen? Sie hat einmal den Widerwillen gegen mich, und wenn man ihnen abredet, werden die Weiber nur immer bockbeiniger, da ist Eine wie die Andere . . . Alles will seine Weil' haben, drum lass' es der Zeit über, vielleicht besinnt sie sich doch noch anders, wenn sie merkt, daß sie mir zu viel gethan hat . . . ich will unter der Hand schon fleißig nachfragen, daß ich nit weit weg bin, wenn der Apfel vom Baum fallen wird. . . . Derweil aber giebt's was Anderes zu thun! Derweil wollen wir von Dir reden, Feichtenbauer — vielleicht kannst Du Geld brauchen für den Anfang — sag's nur ungenirt, ich geh' dann zu meinem Vater hinein und hol' Eins . . ."

Der Alte erhob sich und wollte Domini, der ihn spröde abwehrte, mit zitternden Armen umfangen.

„Freund in der Noth!" rief er gerührt. „Das vergess' ich Dir Zeit meines Lebens nit! Dafür kannst von mir begehren, was Du willst, und wenn ich's nit thu', so darfst Du mich . . ."

„Mach' nit so viel Aufhebens wegen der Kleinigkeit!" unterbrach ihn Domini. „Das ist ja nichts Besondres . . . Du lassest mir's auf dem Feichtenhof einkommen, und ich geb' Dir, was ich zuweg' bringen kann! Extra viel wird's nit sein . . . so ein paar tausend Gulden höchstens . . ."

Die Dankbarkeit des Bauers hätte sich noch lange in ihren Ausbrüchen nicht eindämmen lassen, wäre nicht einer der Knechte athemlos und schon von ferne rufend auf das Zubauhaus zugelaufen gekommen, als hätte er eine neue Unglücksbotschaft zu bringen.

„Das Landgericht kommt!" rief er. „Sie sind schon da! Der Assessor kommt schon in aller Eil' über den Steig herauf . . ."

„Dummer Kerl," rief Domini, der leicht die Farbe gewechselt hatte, „wie kannst Du so daher rennen und Einen erschrecken, als wenn Gott weiß was geschehen wäre! Das ist ja natürlich, daß das Landgericht kommt und den Augenschein vornimmt! Deswegen sind ja die Herren auf der Welt, daß sie's herausbringen, wenn so was passirt . . . und der Herr Assessor," setzte er mit unverhohlenem Spott hinzu, „das soll ein ganz Feiner sein, Einer von denen, die das Gras wachsen hören. . . . Meinetwegen," fuhr er dann fort und wendete sich zu gehn, „mich kümmert's nicht! Wir Zwei sind handeleins, Feichtenbauer, nicht wahr? Ich mache mich jetzt gleich auf den Weg, Du weißt schon wohin und in ein paar Tagen komm' ich mit dem Geldsack wieder . . ."

Er griff nach der Thür, als dieselbe sich öffnete und den Händler wieder einließ, der mit der Meldung kam: der Assessor sei wirklich da, man solle im Zubauhause einen Tisch zurecht machen, um nach der Besichtigung der Brandstätte das Protokoll darüber aufnehmen und die Verhöre pflegen zu können.

„Sieh da, ist der Herr auch hier?" sagte der Mann, als er Domini gewahrte. „Seid Ihr nicht derselbe, dem ich gestern die Uhrkette abkaufen wollte mit dem Napoleonskopf? Nun bin ich froh, daß Ihr sie mir nicht gegeben habt, nun wäre das Geld hin und die Kette wäre mit meinen Sachen auch verbrannt . . . Ihr habt sie aber nicht mehr, wie ich seh'!" setzte er hinzu, den Anzug und die Westentaschen des Burschen musternd.

Ueber Domini's Antlitz flog es wie der Schatten eines vorüberstreichenden Vogels.

„Ja, ja, so geht's halt auf der Welt!" erwiderte er lachend. „Ich wollte, ich hätte Euch die Kette zu kaufen gegeben, dann hätt' ich wenigstens das Geld. . . . Jetzt habe ich von Beiden nichts! Ich bin heut' über Nacht beim Wirth am Fall gewesen, bis ich in der Früh' gehört hab', daß Feuer ausgekommen ist auf dem Feichtenhof . . . da hab' ich mich gleich auf den Weg gemacht, es ist noch kaum grau gewesen . . . ich bin den nächsten Weg über's Moos und durch den Wald gelaufen . . . da hab' ich die Kette verloren — ich muß an einem Ast damit hängen geblieben sein oder sie ist mir weggerissen, wie ich über einen Zaun oder ein Stiegel gesprungen bin! Schade d'rum — ich ließ mich's gleich fünfzig Gulden kosten, wenn ich die Kette wieder hätt'!"

Man verließ das Haus und ging dem Beamten entgegen; der Knecht, der Händler, der Feichtenbauer und auch Christel, die an dem zuletzt an der Thür stehenden Domini vorüberschritt und ihn so wenig beachtete, als den Thürpfosten, an dem er lehnte. Er sah und fühlte die grenzenlose Verachtung, die sie ihm zeigte und zeigen wollte, und es schwebte ihm schon auf den Lippen, sie anzureden und zurückzuhalten, aber er zwang es in sich zurück; mit von Rachgier und wilder Lust funkelnden Blicken sah er ihr nach, wie ein Raubthier, das sich zum Sprunge rüstet. „Ich könnt' sie zerreißen vor Wuth," knurrte er in sich hinein, indem er zugleich die Augen lüstern über die wohlgefälligen Formen des Mädchens gleiten ließ, „und dann könnt' ich's doch wieder nicht! Ich glaube, die Dirn' hat mir's angethan — seit ich sie wieder gesehn habe, bin ich wie ausgewechselt — und ich muß sie doch kriegen, und wenn's mich das Leben kosten sollt'! Ich muß den Schlag von gestern hereinbringen . . . ich muß sie haben . . . weil sie mich nit ausstehn kann, muß ich sie erst recht haben." . . .

Er wendete sich in das Haus zurück; er wollte durch die Hinterthür hinaus, um den Anderen nicht mehr zu begegnen; an der in den obern Stock oder vielmehr in den niedrigen Dachraum führenden Treppe hielt er an wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, setzte den einen Fuß auf die Stufe und lugte langgestreckten Leibes in den halbdunkeln Bodenraum hinauf, wie Jemand, der die Gelegenheit zu einem geheimen Vorhaben erspäht. „Was giebt's?" rief ihm eine schneidige Weiberstimme entgegen. „Wer will was drunten?" Es war Susi, die oben in der Kammer beschäftigt schien und aus der Thür trat, daß es möglich war, von unten das etwas hellere Gemach zu überblicken.

„Wer wird's sein?" rief Domini rasch gefaßt entgegen. „Ich hab' Dich da oben im Zwielicht bemerkt und hab' Dich nit recht gesehn; ich hab' nit gewußt, ob ich meinen Augen trauen darf — seit wann ist denn die schöne Susi, die lustige Kellnerin, in der Einöd' heroben auf dem Feichtenhof?"

„Seit einem halben Jahr," sagte das Mädchen und kam, noch immer in dem früheren leichten Anzug, zu ihm die Stufen herab. „Grüß Gott, Metzger. Domini . . . das ist seltsam, nit wahr? Ja, ich hab's einmal mit der Bauernarbeit probiren wollen, aber es wird nit gut thun in die Läng' . . . es ist mir zu langweilig!"

„Das will ich glauben," lachte Domini, „einem so schönen Madel und einem so alerten dazu muß wohl die Zeit lang werden in der Einsamkeit! Jetzt geht mir freilich ein Licht auf, warum ich Dich nirgends mehr gefunden hab'!"

„Wirst Dich wohl nit zu grob angestrengt haben mit dem

Suchen," sagte sie mit einem zweifelnden Blick, in welchem doch wohl zu lesen war, wie sehr sie geneigt war, die Schmeichelei zu glauben.

„Auf Ehr' und Seligkeit . . ." erwiderte der Bursche und schlang ihr den Arm um die volle Hüfte. „Wie hätt' ich Dich vergessen können! Weißt es noch, wie fidel wir gewesen sind, selbiges Mal, wie Du beim Bärenwirth gewesen bist, in Kopfstein? . . . was meinst, könntest mir heut' Abend nit wieder auf ein Stünd'l die Thür zu Deiner Kammer offen lassen?"

„Oho," entgegnete Susi leichtfertig, „das geht nit so geschwind und seit wir abgebrannt sind, hat's auf dem Feichtenhof mit der eignen Kammer schon von vornherein aufgehört . . . die Tochter, die Christel selber muß mit mir zusammenschlafen da droben in der Dachkammer!"

„Das schadet ihr auch nicht," rief Domini, indem er mit ein paar Sätzen die Treppe hinaufeilte und in die Kammer hineinsah, „das ist ganz recht für die hochmüthige Person! Aber Du," fuhr er, zu Susi zurückkehrend, fort, „Du solltest nit da bleiben, Susi . . . für Dich wüßt' ich ganz ein anderes Leben, wenn Du mit mir gehn wolltest! Die grobe Bauernarbeit ist nichts für Dich und wenn jetzt das Bauen kommt, wird die Schererei erst recht angehn! Geh' mit mir, Madel — wir gehn in meine Heimath, da wird Geld geholt, dann eine flotte Wirthschaft gekauft und frisch weg geheirath'!"

„Ja, wenn man Dir trauen dürft'," sagte Susi schwankend, „Du hast mir selbiges Mal auch das Maul gemacht mit dem Heirathen . . ."

„Wenn's aber damals nit schon wahr gewesen wär', thät' ich's jetzt nit wieder sagen!" schmeichelte er. „Also kannst mir wohl glauben — darum komm', Susi; geh' mit mir . . . heut' noch . . . jetzt gleich, auf der Stell' geh' mit!"

„Freilich, zu tragen hätt' ich nit schwer, weil doch Alles verbrunnen ist — aber ich kann doch nit so mir nichts davon gehn aus dem Dienst . . ."

„Heut' noch mußt mit mir gehn," drängte Domini, „an dem will ich's erkennen, ob Du gern was thun willst, mir zu Lieb'; ich will's schon einrichten, daß Du fortkannst. Hast Du kein Bas'l oder sonst ein Gefreund'tes in der Näh' . . ."

„Niemand," sagte sie nachsinnend, „die Buchstallerin von Buch ist die Firm-Godl von meiner Schwester, aber das ist wohl gar zu weitschichtig . . ."

„O, das langt weit aus," rief Domini lachend, „ich geh' jetzt fort und in einer Stund' schick' ich Dir durch einen Buben einen Zettel, als wenn die Buchstallerin auf dem Tod liegen thät und ließ Dich zu ihr bitten. . . . Sie werden Dich nachher nit aufhalten und Du gehst und im Wirthshaus am Fall da wart'st auf mich, es kann aber wohl ein bissel spät werden, bis ich komm'! Morgen schicken wir dann Botschaft herauf, daß Du nimmer kommst, und reisen miteinander in's Tirol hinein. . . . Willst, Madel? Ja oder Nein . . ."

„Ja . . ." sagte die leichtsinnige Dirne und wehrte den Abschiedsliebkosungen des Burschen nicht, der flüchtigen Fußes durch die Hinterthür enteilte.

Indessen war der Beamte schon in voller Thätigkeit, mit dem Eifer eines Kunstverständigen, dem im Bereiche seiner Liebhaberei ein besonders merkwürdiger Fall aufgestoßen, die Brandstätte und die gesammte Oertlichkeit mit einer Genauigkeit zu beschreiben, als ob es gelte, ein Gemälde oder ein Karte davon zu entwerfen. Der Hauptpunkt, auf welchen es dabei ankam, war die Feststellung des Ortes, wo das Feuer begonnen, weil sich hieran die Beantwortung der weitern Frage über die Entstehung knüpfte. Die Aussagen der Dienstboten, die zur entscheidenden Zeit allein auf dem Hofe gewesen, gingen übereinstimmend dahin, daß vorher nicht das mindeste Auffallende oder Verdächtige wahrnehmbar gewesen und daß plötzlich Haus und Scheune in der rechten Ecke, wo sie aneinander stießen, gleichzeitig und wie mit Einem Schlage in Flammen dagestanden seien. An dieser Stelle hatte unter der in den oberen Stock führenden hölzernen Stiege eine Thür aus dem Wohngebände in die Scheune geführt, welche noch reichlich mit Futtervorräthen angefüllt war. Unter der Treppe selbst war gespaltenes Brennholz aufgeschichtet gewesen; unmittelbar darüber hatte sich das Prunkgemach des Hauses, die sogenannte gute Stube und in dieser der Schrank befunden, der dem Feichtenbauer zur Aufbewahrung seiner Hausbriefe und Werthpapiere, so wie des Geldes und sonstigen werthvollen Besitzes diente. Unter der Treppe, zwischen dem Scheitholz und der Scheunenthür war der Kasten des Händlers gestanden. Jetzt lag Alles unter dem Schutt des oberen Gemäuers und der durchgeschlagenen Wölbung wüst und wirr durcheinander, und obwohl der Assessor da, wo der Schrank des Feichtenbauers im oberen Stockwerk gestanden, Alles wegräumen ließ und auf's Genaueste durchsuchte, war außer einigen kaum kenntlichen Holzresten nirgends auch nur die geringste Spur des Geldes zu entdecken, das doch mindestens als geschmolzenes Silber vorhanden und der völligen Zerstörung entgangen sein mußte.

Daß das Feuer nicht zufällig oder fahrlässig entstanden, war die allgemeine Ueberzeugung; es lag absichtliche Brandstiftung vor, und damit erhob sich die weitere Frage nach dem Thäter und zur Ermittelung desselben nach den Personen, die im Hofe gewesen oder in die Nähe gekommen.

Es waren nur Zwei: der hausirende Leinwandhändler, gegen welchen aller Verdacht wegfiel, da er selbst schlimm genug in das Unglück mit hineingezogen worden, und Wendel, der gekommen war, seine Kleider zu holen. Susi war es hauptsächlich, die darüber Auskunft zu geben vermochte; sie erzählte, es sei ihr aufgefallen, daß der letztere ohne Fuhrwerk, so ganz allein heimgekommen sei und völlig verwirrt darein geschaut habe — er sei brennroth gewesen im ganzen Gesicht und habe ihr auf die Frage, was denn das Alles bedeute, gar keine Antwort gegeben und sei in die Knechtkammer am Stall gegangen. Wie er wieder herausgekommen, habe er einen Pack in der Hand gehabt, sei mitten im Hofe stehn geblieben und habe sich lang das Haus angeschaut, ohne daß sie etwas Besonderes daran hätte gewahren können. . . . Dann hatte er ihr von freien Stücken zugerufen, der Bauer habe ihm Feierabend gegeben, er gehe Holzkirchen zu, denn er wolle nach München und sehen, ob er nicht dort einen Platz bekommen könne. . . . Dann war er eiligen Schrittes davongegangen, ohne auch nur noch ein einziges Mal umzusehn — das war am frühen Nachmittage, zur Zeit des Dreibrods gewesen; das Gewitter sei schon am Himmel gestanden und bald darauf losgebrochen. . . .

Die Frage des Beamten an den Feichtenbauer, ob er gegen irgend Jemand einen bestimmten Verdacht habe, verneinte derselbe; Christel stand gegenüber und hielt ihr Auge fest auf ihn gerichtet . . . unter seinem Banne vermochte er nicht, seinen innersten Gedanken Worte zu geben.

Der Einzige, der bei der Gerichtshandlung etwas gewonnen hatte, war der Leinwandhändler; beim Wegräumen des Schuttes und der Kohlen war zwar nicht sein Kasten aufgefunden worden, wohl aber ein Theil des Inhalts, Stoffe und Zeuge, die in einen Lederumschlag eingehüllt gewesen, der dem Feuer längeren Widerstand geboten hatte und dann durch einige Holzstücke geborgen worden war, welche sich darüber zu einem hohlen Raume verschoben hatten. Bis dahin hatte der Gleichmuth des Mannes Stand gehalten; als er die Reste seiner Habe vor sich sah, gewannen Schmerz und Rührung in ihm die Oberhand — er schämte sich der Thränen nicht mehr, die ihm über die Backen rollten, und sammelte die angebrannten werthlosen Stücke, die geschwärzten Ringe und zerschmolzenen Kettentrümmer mit einer Sorgfalt zusammen, als hinge davon das Wohl und Weh seines ganzen Lebens ab. Das versengte Lederstück diente ihm, die Sachen zusammenzupacken, und er wurde eben noch rechtzeitig damit fertig, um den Sitz, den ihm der menschenfreundliche Beamte in seinem Wagen anbot, einnehmen zu können — er begann es jetzt erst zu spüren, daß die Beine ihn auf der Fußwanderung nicht weit würden getragen haben.

Ueber Allem war der Abend herangekommen und die letzten von den Landleuten, die zu etwaiger Hülfe zurückgeblieben, begannen ebenfalls, sich auf den Heimweg zu machen, von Christel's herzlichem Dank begleitet, die das traurige Amt für den Vater versah, der, von Anstrengung und Aufregung erschöpft, sich in das Zubauhaus zurückgezogen hatte.

Unter denen, welche gingen, war auch Susi mit dem ihr richtig zugekommenen Zettel über die Erkrankung ihrer Verwandten; Christel war gütig genug, ihrem Verlangen nichts in den Weg zu legen — sie sprach ihr Bedauern aus und trug ihr auf, die Base zu grüßen. „Wäre mir nicht Alles verbrannt," sagte sie, „würde ich Dir von der Lebensessenz mitgeben — die thut alten Leuten über die Maßen gut! Geh' nur und komm' bald wieder

Digitized by Google

— Du bist in der guten Zeit bei uns gewesen, wirst uns in der bösen wohl nit davonlaufen!"

Susi, sich getroffen fühlend, zögerte einen Augenblick, bald aber überwog in ihrem leichtsinnigen Gemüth der Reiz der zu erwartenden Abenteuer über die flüchtige Regung des Bessern — sie eilte den Uebrigen nach.

Die untergehende Sonne goß ihren vollen Goldglanz über den verödeten, wieder einsam gewordenen Platz; es dunkelte stärker — Christel warf noch einen letzten Blick in das Abendroth, das Schlafe liegenden Vater in die Dachkammer trat, war es fast vollständig Nacht geworden. In dem engen und niedrigen Gemache, dessen Balkendecke mit der Hand zu erreichen war, standen an den beiden Seitenwänden zwei Bettstellen aus unangestrichenem Tannenholz, deren schlichte Einfachheit vollkommen übereinstimmte mit dem ärmlichen Strohsack und der Decke, die das dürftige Lager bildeten; die Mittelwand dazwischen war ganz durch einen großen buntbemalten Kleiderkasten verdeckt, gegenüber an der vierten Seite öffnete ein kleines, mit einem Eisenkreuz verwahrtes Fenster

Aus Auerbach's „Barfüßele".

... Amrei stand auf und sagte: „Ich habe aber jetzt noch eine Bitte: lasset mich ein paar Minuten reden, ganz frei. Darf ich?"
„Ja, warum nicht?"
„Schaut, Euer Johannes hat mich mitnehmen wollen und zu Euch bringen als Magd, und ich hätt' auch gern bei Euch gedient zu anderen Zeiten, lieber als sonstwo, jetzt wär's unehrlich gewesen, und gegen wen ich mein Leben lang ehrlich sein will, dem will ich nicht zum ersten Mal unehrlich mit einer Lüge gekommen sein. Jetzt muß Alles sonnenklar sein. Mit einem Wort: der Johannes und ich, wir haben uns von Grund des Herzens gern, und er will mich zur Frau haben ..."
„Oho!" schrie der Bauer ...

sie umstrahlte, wie eine im Erlöschen begriffene schöne Erinnerung; sie machte noch einen Rundgang durch den Nothstall, wo das gerettete Vieh untergebracht war, und verschwand dann in dem Zubauhause, dessen Thür fest hinter sich verriegelnd.

Sie hatte nicht gewahrt, daß während ihres Umganges ein Mann unter den Obstbäumen an die Hinterthür geschlichen und hineingeschlüpft war und sie den unheimlichen Gast in dem sicheren Hause mit eingeschlossen. —

Als sie die kleinen Geschäfte des neuen ordnungslosen Haushaltes verrichtet hatte und nach einem Blick auf den in tiefem unter dem vorspringenden Hausgiebel hinweg die Aussicht auf den Abhang, an welchem das Gehöfte lag, über die niedrigern Hügel und Waldhäupter in den Nachthimmel hinaus, an dessen westlichem Rande noch ein rother Streifen verglomm, wie als letzte Kohle des erloschenen Sonnenbrands. Trotz der widersprechenden bittern Gefühle, die in den letzten Stunden auf sie eingestürmt, trotz der furchtbaren durchwachten Nacht und des in Leid vergangenen Tages fühlte Christel kein Verlangen nach Ruhe und Schlaf; nachdem sie die kleine Oellampe in der schwarzgerauchten Mauernische niedergestellt, setzte sie sich an's Fenster und sah, die

heiße müde Stirn' in die Hand gestützt, in die lautlose Nacht hinaus.

Das Abendroth war eben vollständig ausgeglüht; Finsterniß deckte es zu, aber hoch darüber aus dem Dunkel blitzte ein Stern, wie die hoch geschwungene Fackel eines Wegweisers. ... So war es auch in des Mädchens tief betrübtem Gemüthe; was ihr das Leben schön gemacht hatte, was sie angestrahlt gleich einer hellen freudigen Sonne, war hinabgegangen — unwiederbringlich; aber vergebens spähte sie in undurchdringlicher Nacht nach einem Sternschimmer des Trostes und der Hoffnung.

Plötzlich schrak sie empor; in der Todesstille, die draußen waltete, drang das Rauschen eines wie im Traum sich regenden Blattes an das lauschende Ohr. Es war, als ob ein leiser, vorsichtig angehaltener Schritt durch das Gras des Baumgartens schlüpfe... sie horchte auf und sah gespannter in die Finsterniß ... eine dunkle Gestalt glitt unter den Bäumen heran, und ehe sich ihre Gedanken zur Vermuthung bilden konnten, war dieselbe schon verwirklicht; die Gestalt war unter das Fenster heran getreten, und ein unterdrückter Ausruf, von der Freude erzeugt und im Werden wieder vom Schrecken getödtet, floh von ihren Lippen.

„Wendel!“ rief sie mit halberstickter Stimme. „Bist Du 's denn ... oder ist's Dein Geist?“

„Ich bin's wohl,“ erwiderte der Bursche, indem er sich auf den unter dem Fenster aufgeschichteten Stoß von Reisigbündeln schwang, so daß er stehend bis an's Fenster reichen konnte. „Es ist kein Geist, sondern ein recht elendiger armer Mensch, der 's nit ausgehalten hat, daß er im Zorn von Dir fortgehn soll, und ohne ein letztes ‚B'hüt' Gott!‘ Ich hab' Dich noch einmal sehn müssen, Christel, und drum bin ich her, und es ist mir Ein Ding, wenn sie mich fangen und gleich in Ketten und Banden legen ...“

„Das ist recht, Wendel,“ erwiderte das Mädchen mit warmer Herzlichkeit, „ich dank' Dir dafür, daß Du gekommen bist, und ist mir schier alleweil gewesen in meinem Sinn, als wenn Du kommen müßtest ... aber wie red'st denn daher? Wenn Dich auch wer sehn thät', wer sollt' Dir was anthun? Du bist wohl noch verwirrt und geschreckt von gestern her ...“

„Ja wohl, von gestern her!“ sagte der Bursche traurig. „Gestern ist mein Glück gestorben und begraben worden ... ich wollt', ich wär' auch mit eingescharrt worden, statt daß ich fort muß, in die weite Welt, über's Meer, in ein Land, wo mich Niemand find't, und ich auch von keinem Menschen mehr etwas hör' ...“

„Von keinem Menschen?“ fragte Christel mit zärtlichem Vorwurf. „Also auch von mir nit?“

„Auch von Dir! Was würd' es etwa sein, was ich von Dir hören könnt'? Was sonst, als daß es gegangen ist, wie 's wohl gehen muß ... daß Du mich vergessen hast mit der Zeit und daß ein Anderer ...“

„Wenn Dich das trösten kann, Wendel, dann nimm's mit auf den Weg, daß die Christel Dich nit vergißt und ihr Lebtag keinen Andern nimmt. ... Ich hab's heut' meinem Vater noch einmal gesagt, und wenn er auch nichts von Dir wissen will — wer weiß ob nit einmal eine andere Zeit kommt! Das Eis zerschmilzt und ein Stein kann weich werden, warum sollt' mein Vater nit auch seinen Sinn ändern können ... ich will schon das Meinige dazu thun, daß es geschieht! Ich vergiß' Dich niemals, Wendel, das versprech' ich Dir, und wenn Du 's auch treu und redlich im Sinn behältst, wer weiß, wie 's dann noch werden kann ... unser Herrgott wird uns nit verlassen ...“

„Unser Herrgott weiß nichts mehr von mir,“ sagte Wendel dumpf, „er hat mich schon verlassen!“

„Wendel,“ rief Christel erschrocken, was sind das alleweil für Reden ... und wie kommst mir denn vor? Ich seh's durch die Finsterniß, daß Du ganz bleich bist und verwacht, und wie verweint. ... Komm' zu Dir selber; wenn Du so red'st, bist ordentlich zum Fürchten ...“

„Ja,“ rief er im Tone des tiefsten Schmerzes, „ich bin ein Mensch, vor dem man sich fürchten muß. ... Mir wär' besser, ich hätt' einen Mühlstein am Hals und lieget' drunten im Meer, wo 's am tiefsten ist!“

Christel war aufgesprungen und stand erstarrt. „O du heilige Mutter ... was soll das bedeuten?!“ stammelte sie.

Von dem Kleiderschranke in der Kammer ertönte leises Knarren — sie vernahm es nicht in ihrer Erregung.

Der Schmerz hatte Wendel die Sprache geraubt, unter Thränen fand er sie wieder. „Warum hab' ich denn nit sterben können vor der entsetzlichen Stund'!“ jammerte er. „Gestern, wie ich Deine Lieb' erfahren hab' ... da hätt' ich sterben sollen, ich wär' von Stund' auf in den Himmel gekommen und hätt' die Glückseligkeit gleich mitgebracht ... Und jetzt ...“

„Wendel ...“ schrie das Mädchen von einer plötzlichen Ahnung durchblitzt ... „Red! Sag', daß ich Dich falsch verstanden hab' ... das Unglück von heut' Nacht ...“

(Fortsetzung folgt.)

Bei Henriette Hanke.

Aeltere Leserinnen der Gartenlaube, wenn sie in stiller Stunde innerer Einkehr einen Rückblick thun auf hinter ihnen liegendes Glück und Leid, erinnern sich gewiß noch heute mit innig empfundenen Nachgenuß lebhaft des Vergnügens, das ihnen einst die Lectüre der Schriften **Henriette Hanke's** geschaffen hat. Vom Ende der zwanziger Jahre an bis fast hinauf zum Ausgang der fünfziger war die Feder dieser liebenswürdigen Schriftstellerin unermüdlich thätig, und wohl auf keinem Familienlesetische haben, namentlich während der dreißiger und dem ersten Lustrum der vierziger Jahre, die Schriften Frau Hanke's gefehlt. Selten aber hat auch eine Schriftstellerin mit dem Aufwand so einfacher und geringer Mittel es verstanden, alle Phasen des Frauenlebens, die Lust und das Leid, das Glück und das Mißgeschick in Häuslichkeit und Familie in dem Grade anziehend und anschaulich zu schildern, für ihre simple Fabel die Leserin einzunehmen und zu erwärmen, für ihre Figuren das lebendigste Interesse, das innigste Mitgefühl, die resoluteste Theilnahme an deren Wohl und Wehe wach zu rufen und zu fesseln, wie gerade Henriette Hanke. Daß ihren Schriften neben dem unbestreitbaren Werth in ihrer Art auch das Glück zur Seite stand, dagegen hat die würdige Frau selbst sich niemals verschlossen.

Wer mit seinen geistigen Productionen bei dem ebenso unberechenbaren wie wunderlichen, seltsamen und wankelmüthigen tausendköpfigen süßen Ungeheuer, das man Publicum nennt, Glück machen will, der muß eben Glück haben. Nun, Frau Henriette Hanke hatte das Glück, Glück zu haben!

Der Kreis, in welchem sich das Productionstalent dieser Schriftstellerin bewegte, seiner ganzen äußeren und inneren Wesenheit nach auch nur bewegen konnte, muß allerdings als ein eng beschränkter bezeichnet werden. Aber die engen Grenzen, die ihrem Talent gezogen waren, wurden von ihr frühzeitig weislich erkannt, und indem sie sich niemals darüber hinaus wagte, machte sie sich im Laufe ihrer Thätigkeit innerhalb ihres kleinen Gebietes als vollkommene Herrscherin sowohl gedanklich als auch in der Form vollgültig und allseitig anerkannt geltend, und unbedenklich möchte ich auch auf diese Henriette den Ausspruch Angelika Catalani's anwenden, den die große Sängerin einst über das Talent Henriette Sontag's von sich gab: „Ihr Genre ist nicht groß, aber sie ist groß in ihrem Genre!“ *

Im Hochsommer des Jahres 1853 kam ich, ein fahrender

* Der citirte Ausspruch Angelika Catalani's lautet verbotenus: „Ihr Genre ist nicht das größeste, aber sie die Größte in ihrem Genre!“ — und die Catalani that ihn, wenn ich nicht sehr irre, im Jahre 1827 — in Berlin im Hause Herz Beer's (des Vaters Michel's und Giacomo's), bei einem Diner, an dessen Tafelrunde außer ihr und der Sontag auch noch Sophie Müller, Alexander von Humboldt, August Wilhelm von Schlegel, Gans, Hegel, Varnhagen, Ludwig Robert und andere mehr und minder berühmte künstlerische und literarische Notabilitäten saßen. Die Catalani, derzeit freilich schon ein wenig „antiquirt“, aber noch immer „groß“, konnte damals, als sie jenen — besonders in der Version, wie ich ihn oben citirt, zum geflügelten Wort gewordenen — Ausspruch über die Sontag abgab, allerdings noch nicht wissen, daß diese, die bis jetzt nur in Opern wie „Italienerin in Algier“, „Cosa rara“, „Schnee“ und anderen desselben leichten Genres die Hörer entzückt hatte, kaum zwei oder vier Jahre später durch ihre Leistungen als „Semiramis“, „Desdemona“, „Donna Anna“ ꝛc. beweisen würde, daß sie auch im größten Genre zu herrschen nicht blos berufen, sondern auch auserwählt sei.

Gaukler, mit der in Schlesien wohlaccreditirten Schiemang'schen Schauspielertruppe auch nach Jauer, der Stadt der einst weltberühmten — heute freilich schon in's Reich der Sage versunkenen — Bratwürste, männiglich auch bekannt als Blüchersche Fiedelbogenwichse aus Adolf (rectius: August Ludwig) Follen's Lied: „An der Katzbach!" (oder ist das Lied von Karl Follen? ich bin wirklich unsicher!) nicht minder oft genannt aber auch als Geburtsstadt und Wohnsitz Frau Henriette Hanke's.

Nachdem wir unsere Pfosten geschlagen und etwa zwei Wochen gegaukelt hatten, schlug ich eines schönen Tages alle Bedenken, die mich, den Wanderkomödianten, bisher zurückgehalten, der von mir in ihren Schriften längst hochverehrten, im edelsten Wortsinne frommen Frau Hanke einen Besuch abzustatten, bei Seite, setzte mich in meinen besten Visitenstaat und machte mich kurz resolvirt auf den Weg.

Frau „Pastor" Hanke wohnte am Ring in dem Hause, das unsere Zeichnung getreu wiedergiebt, und welches einem Kaufmann gehörte, der zwar ebenfalls den Namen Hanke führte, mit ihr aber nur „schlesisch" verwandt war, das will sagen: so etwa im fünfzigsten Gliede vielleicht! Angelangt in dem Hause und auf dem Flur des ersten Stocks, den Frau Hanke inne hatte, trat mir hier eine saubere ältliche Person entgegen, die, auf meine Anrede, sich als „Schleißerin" der Frau „Pastor'n" mir freundlichst präsentirte, nach Empfang meiner Karte, auf der natürlich auch der „Charakter" nicht fehlte, mich ein wenig warten hieß und dann ging, mich zu melden.

„Se feind willkummen!" hinterbrachte mir nach kurzer Frist die Jungfern Schleißern (Jettel, dünkt mir, hieß die brave Person) und hielt mir die Thür offen.

Das ziemlich große, von Sauberkeit strahlende Zimmer, in das ich eintrat, war „altfränkischen Hausraths voll". Dort in der Nische des linken Fensters auf zierlichem nußbaumausgelegten Tisch mit geschweiften Füßen stand ein kleines portatives Schreibepult mit grünem Tuch überzogen, dessen kahle Stellen von seinem Vielgebrauchtwerden zeugten. Und viel gebraucht allerdings war und wurde das kleine Pult! Hatte doch an ihm Frau Henriette, wie sie selbst mir dann erzählte, alle ihre bisher erschienenen Erzählungen niedergeschrieben, arbeitete sie doch auch zur Stunde noch täglich daran!

Dieser kleine Schreibekasten und ein Bücherschrank, hinter dessen Glasthüren grünseidene Vorhänge die Schätze seines Innern profanen Augen verhüllten, waren die einzigen Gegenstände im Zimmer, die vielleicht andeuten konnten, daß man sich im Sanctuarium einer — obendrein vielgelesenen — Schriftstellerin befand. Nichts außerdem verrieth es. Von all' jenem Apparat, mit dem sonst wohl Schriftstellerinnen ihr Arbeitszimmer anzufüllen lieben, um sich selbst zu illustriren, sich den Anstrich der Gelehrsamkeit oder den der Genialität zu geben, war hier keine Spur vorhanden. Wohl aber spiegelte das Zimmer in seiner Gesammtheit den Geist und den Charakter seiner Bewohnerin wieder: keuscheste Frauenwürde, Frische des Gedankens und der Empfindung, Klarheit, Heiterkeit und behagliche Ruhe des Geistes, Simplicität im schönsten Sinne neben herzlichster Lust an anmuthigem Sinnengenuß. Hier sehe ich im Geist manche liebenswürdige jüngere Leserin das schöne blond-, braun- oder schwarzgelockte Köpfchen bedenklich skeptisch schütteln, ein wenig ironisch fragend: „Das Alles las der Mann sofort aus der Einrichtung des Zimmers heraus?" Ja, schöne Leserin, Deinem Zweifel zum Trotz las ich es heraus! In der äußern Umgebung eines Menschen, insofern ihre Gestaltung seine Wahl, liest man wie in einem offenen Buche. Sie charakterisirt uns sofort den ganzen Menschen, erschließt uns seine Persönlichkeit, die Richtung seines Geistes, seinen Geschmack und seine Passionen. Allerdings gehört zu dieser Kunst des Lesens eine gewisse Summe Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, die man nicht auf den Schul- und Collegienbänken und aus Büchern erwirbt. Darum überkam mich denn auch in Frau Henriettens Arbeitszimmer sofort der anheimelnde, wohlthuende Hauch jener echten und reinen Häuslichkeit, die niemals verfehlt, auch auf den zerfahrensten Sinn ihren sanft bestrickenden und hinnehmenden Zauber auszuüben.

Eine offenstehende Flügelthür, deren zurückgeschlagene, in schön geschwungenen Falten schwer herabwallende Portière den Blick durchließ, verband das Arbeitszimmer mit einem zweiten Gemach, das ich später als Speisezimmer kennen lernte und das, in seiner Art gleich würdig und reizvoll heiter ausgestattet, wie das Sanctuarium, nicht minder den feinen und reinen Schönheitssinn der Hausfrau documentirte. Im Lehnstuhl in der rechten Fensternische saß die Schriftstellerin, in ihrer äußern Erscheinung auch das prächtige Urbild einer verehrungswürdigen Matrone repräsentirend. Sie trug ein aschgraues Seidenkleid von kleidsamem, den Jahren der Trägerin wohlanpassendem Schnitt, darüber, breitgesteckt, ein blüthenweißes Spitzentuch und auf dem silbern schimmernden Scheitel eine gleichermaßen blüthenweiße Spitzenhaube. Von Figur war sie eher klein als groß; ihre Formen waren zierlich, aber noch von gefälliger Fülle und angenehmer Rundung. Alle ihre Bewegungen geschahen mit jener eigenartigen Grazie, die ein unveräußerliches Erbtheil geistig vornehmer Frauen zu sein scheint. Die Gesichtszüge der Matrone sprachen eine verständliche Sprache, sie waren ebenso bedeutsam, wie das klug und heiter blickende Augenpaar und das seelenvolle Lächeln, das um den gefällig gewölbten Mund schwebte. Bei meinem Eintritt erhob sich die Matrone, trat mir mit unverstellter Herzlichkeit einen Schritt entgegen und reichte mir die Hand, die ich ehrerbietig zu küssen wagte, was sie gütig hinnahm.

„Wie hübsch von Ihnen, eine alte einsame Frau zu besuchen!" redete sie mich mit herzgewinnender Freundlichkeit an und deutete mit graziöser Handbewegung auf den Sessel ihrem Sitz gegenüber. „Und zu diesem Besuch einer alten Frau haben Sie sich wahrlich geschmückt wie ein Bräutigam, der zur Braut geht," fuhr sie heiter scherzend fort.

Unser Gespräch war im vollen Fluß, ehe ich hatte dazu kommen können, von meiner wohleinstudirten Anrede auch nur eine Phrase anzubringen.

Wovon und worüber wir plauderten? Nun, liebenswürdigste Leserin, von allem Möglichen! Unsere Conversation war hin und herspringend, schlug viele Saiten an, Eines gab das Andere — sie war, wenn auch nichts weniger als das, was man so in specie und nicht selten mit etwelchem ironischen Beigeschmack „geistreich" zu nennen pflegt, doch heiter, anregend, anziehend, animirt, lebhaft in Rede und Gegenrede. Die würdige Frau verstand ebenso trefflich zu hören, als sie zu sprechen wußte, sie verstand aber auch, den Gast unbefangen sprechen zu machen, indem sie, frei und vorurtheilslos in ihren Anschauungen und Urtheilen, nur den Menschen und nur diesen nahm, indem sie jede Persönlichkeit ganz so gelten ließ, wie sie einmal war.

Bald nach meinem ersten Besuch ließ mich die Frau Pastorin durch ihre getreue alte Jungfer Schleißern zu Tische laden. „Ck bluß uff neie Kartuffeln" — wie Jettel gleich bei der Einladung bemerkte. Nun ja, wir speisten allerdings auch wunderschön aufgeborstene, herrlich schmeckende neue Kartoffeln mit nußkernsüßer frischer Kleebutter, aber unser kleines Diner war außerdem, wenn auch nicht besonders reichhaltig, doch in seinen Bestandtheilen, so einfach sie übrigens waren, so vorzüglich, daß seine einzelnen Schüsseln unbedenklich dem ausgesuchtesten Diner von der Stelle fort hätten eingereiht werden können. Ich verstand mich schon damals ein wenig auf solche Dinge; habe ich doch das erleuchtete Studium der Gastronomie auch unter den ihm äußerlich ungünstigsten Verhältnissen noch zu cultiviren gewußt!

Während der vierzehn Tage, die wir noch im Städtchen weilten, besuchte ich nunmehr fast täglich Frau Hanke. War ich damals auch nicht mehr jung, so war ich doch auch noch nicht alt, und manche hochfliegende Pläne, die heute längst in Nichts zerstäubt sind, manche Ideale, heute längst gestorben, trug ich damals noch neben unzähligen süßen und reizenden Thorheiten in gluthheißem, mächtig pulsendem Herzen, und ohne Rückhalt durfte ich der vortrefflichen Greisin mein ganzes Herz ausschütten, that es auch, sicher und gewiß bei ihr des innigsten Verständnisses, des regsten Mitempfindens für Alles. Nahm sie doch sogar lebhaftesten Antheil an meiner Menschendarstellungskunst, obschon sie selbst, weil sie aus Rücksicht für ihre Gesundheit Abends das Haus nicht mehr verließ, das Theater nicht besuchte; hörte sie doch auf's Aufmerksamste zu, wenn ich den Inhalt eines neuen oder mindestens ihr noch unbekannten Stückes ihr referirte und ihr die Auffassung der Rolle, die ich etwa darin zu spielen hatte, darzulegen und zu zergliedern suchte. Wie manchen feinen Wink wußte sie mir zu geben, wie manches kluge Wort auch über die Kunst der Menschendarstellung hat sie zu mir gesprochen! Und mit welcher erquickenden Naivetät und Offenheit erzählte sie mir aus ihrem einfachen Leben!

Dort drüben jenes Haus, das da auf der andern Seite des Ringes vor uns lag, war ihr Vaterhaus. Dort war sie als Henriette Arndt geboren. Ihr Vater war Kaufmann. Er oder die Mutter (oder gar Beide — mein Gedächtniß läßt mich hiebei im Stich!) starben früh und auf unsere Henriette, als die Aelteste der Geschwister, fiel die Pflege und die Erziehung der Jüngeren neben der Fortführung des Geschäftes, der Bedienung der Kunden in dem Laden. Mit dem zwanzigsten Jahre (wenn ich nicht irre) wurde sie die Gattin des Pastors Hanke, der, den vortrefflichen natürlichen, geistigen und gemüthlichen Fond der jungen Frau alsbald erkennend, es sich angelegen sein ließ, die Lücken in ihrer Bildung zu decken und auszufüllen, und gleichwie er in Henriette die treusorgsamste Hausfrau fand, ebenso fand er in ihr auch die lerneifrigste, erfolgversprechendste, dankbarste Schülerin. Wo Pastor Hanke Pfarrer war, habe ich vergessen, ich glaube aber, irgendwo im Hannöverschen wird es gewesen sein.

Eines Tages erschien auf dem Pfarrhof eine Verwandte des Gatten zum Besuch. Beim abendlichen traulichen Beisammensein lenkte sich das Gespräch, von jener Verwandten mit weiblich schlauer Geschicklichkeit darauf hingeleitet, auch auf Schriftstellerei, auf schreibende Frauen &c. — Unser Pastor zog gegen das mehr und mehr Mode werdende Schriftstellern der Frauen kräftig zu Felde und ließ besonders seinen Tadel laut werden gegen schriftstellernde Hausfrauen, die über ihr Schreiben Häuslichkeit, Gatten und Familie vernachlässigten und so keineswegs den Platz ausfüllten, auf den die Vorsehung sie gestellt. Trotz alledem rückte jene Verwandte dennoch mit dem Geständniß vor, daß sie das Manuscript einer Erzählung im Koffer berge und auf dessen Vorlesung „brenne".

Henriette Hanke's Wohnhaus in Jauer.

Verwundert schaute unsre Henriette die Verwandte an. War doch bei ihr bisher mit der Vorstellung einer Schriftstellerin immer der Gedanke des Außergewöhnlichen, ja sogar des Wundersamen verbunden gewesen, und nun saß mit einem Male in der simplen Frau dort, in der Verwandten ihres eignen Gatten, eine Schriftstellerin, wenn auch erst eine werden wollende, vor ihr. Auf ihre Bitte war denn auch der Pastor artig und liebenswürdig genug, die Vorlesung der Erzählung sich gefallen zu lassen, er ließ es aber nach Anhörung an neckendem Tadel und gutmüthigem Spott keineswegs fehlen. Für unsre Henriette indeß wurde der Besuch dieser schriftstellernden Verwandten zu einem bedeutsamen Wendepunkt. Unausgesetzt trug sie sich mit dem Gedanken, ebenfalls sich in einer Erzählung zu versuchen. „Es kann doch am Ende so schwer nicht sein, eine kleine Geschichte zu erfinden und niederzuschreiben!" sagte sie sich täglich, und Plan auf Plan drängte sich in ihrem Kopf. Dennoch mußte sie sich gestehen, als sie endlich an die Ausführung der lange herumgetragenen Idee ging, daß das Ding doch bedeutend schwieriger sei, als sie sich vorgestellt hatte. Nach langem Mühen und vielem Verwerfen kam schließlich eine Erzählung zu Stande, die sie in traulicher Stunde dem Gatten vorlegte. Und wo hatte die junge Hausfrau ihr Manuscript geschrieben? Nirgends anderswo als auf dem Vorrathsboden! Um vor jeder Ueberraschung durch ihren Gatten sicher zu sein, etablirte sie sich mit eben dem kleinen Schreibekasten, den die Leserin kennen gelernt hat, unter Vorräthen des Haushalts aller Art, und ihr Erstlingswerk wurde also buchstäblich zwischen Backpflaumen und Flachs zu Papier gebracht.

Der gute Pastor machte zwar ein sehr verwundertes, sehr ernstes Gesicht bei Entgegennahme des nicht allzu umfangreichen Manuscripts, aber er nahm es doch mit in sein Studirzimmer und — er las es auch! Nachdem er es gelesen, küßte er eines Morgens mit herzlicher Rührung sein junges Weib und sagte nur: „Fahre getrost fort!" Als Henriette nun aber die Möglichkeit einer Herausgabe anzudeuten wagte, verwies er sie freilich lächelnd auf das Horazische Nonumque prematur in annum — aber nur, um die Freude zu haben, nach Verlauf einiger Monate sein Frauchen mit dem gedruckten Buch zu überraschen.*

So gerieth unsre Henriette unter die Schriftstellerinnen.

Ob der Roman, der hauptsächlich zuerst sie in Ruf brachte und ihr den Weg zu den Herzen der deutschen Frauenwelt bahnte: „die Perlen", noch bei Lebzeiten ihres Gatten erschien, ist mir aus ihrer Mittheilung nicht mehr genau erinnerlich. Täuscht mich aber mein Gedächtniß nicht, so ist's mir, als hätte sie mir erzählt, daß ihr Gatte schon im vierten Jahr ihrer Ehe gestorben sei. Dessen besinne ich mich jedoch bestimmt, daß der ehrenwerthe Pastor Hanke mit seinem Tode sein Weib in keineswegs glänzender Vermögenslage zurückließ.

Nach Ablauf des üblichen Gnadenjahres siedelte die junge Wittwe wieder nach Jauer über. In ihrem Talent und dessen Ausübung suchte und fand sie den Trost für den herben Verlust, den sie erlitten, in ihrem Talent aber auch fand sie nunmehr die Quelle ihres Lebensunterhaltes, jetzt, wo sie alleinstehend, vermögenslos, auf sich selbst und nur auf sich selbst angewiesen war. Wie redlich sie gestrebt, wie fleißig und unermüdlich sie gearbeitet, und wie ihr so seltsam entdecktes Talent sie nicht im Stiche gelassen — ein seltener Erfolg ist Beweis dafür geworden. Die Ausgabe ihrer gesammelten Werke letzter Hand zeigt die stattliche Reihe von einhundertsechsundzwanzig Bänden.

Dankbar gegen den Himmel, der ihr das Talent gegeben, innig und aus voller Seele erkenntlich für das viele Gute, welches ihr Verleger Hahn in Hannover, jener um die deutsche Literatur so hochverdiente Mann, für sie gethan (die Hahn'sche Hofbuchhandlung zahlte der Frau Hanke bis an ihr Lebensende alljährlich eine ausreichende Rente),

* Wir erinnern uns, daß Anfang der vierziger Jahre diese Episode aus dem Leben der Schriftstellerin in anderer Weise dargestellt wurde. Henriette Hanke, zurückgeschreckt von der Antipathie ihres Mannes gegen alles Schriftstellern der Frauen, hatte das Manuscript allerdings heimlich auf dem Vorrathsboden geschrieben, aber nicht dem Gatten, sondern direct einem Verlagsbuchhändler vorgelegt, der dasselbe auch gegen ein sehr geringes Honorar zum Druck übernahm. Das Buch erschien selbstverständlich ohne den Namen der Verfasserin und nur mit der Bezeichnung „von einer Frau". — Die Frau Pastorin empfing durch dritte Hand ihr Freiexemplar und legte dies unter Zittern und Bangen als das Erstlingsproduct einer Freundin dem gestrengen Gatten mit der Bitte vor, es zu lesen und ihr sein Urtheil darüber zu sagen. Verdrießlich wollte der Pastor das Gesuch ablehnen, aber Henriette bat so dringend und wußte im Interesse ihrer Freundin so viel Gründe aufzuführen, daß der Feind aller Frauenschriftstellerei endlich einwilligte und sich in sein Zimmer zurückzog.

Mit welchen Gefühlen und bangen Zweifeln indeß die wahre Verfasserin an ihrem Arbeitstisch saß und auf das Erscheinen des Richters über Leben und Tod ihres ersten literarischen Kindes wartete, kann man sich denken. Endlich erschien er — mit freudestrahlenden Blicken. „Siehst Du, Henriette," rief er ihr entgegen, „wenn Du ein Buch wie dieses schreiben könntest, wie Deine Freundin, ich würde Dir mit Vergnügen die Erlaubniß zur Schriftstellerei geben. Das ist eine ganz vortreffliche Erzählung, die ich Dir und allen Frauen dringend anempfehle." Da stand die hocherröthende Frau still auf, legte ihren Arm um den Nacken des geliebten Gatten und unter Thränen glücklich lächelnd sagte sie: „Die Freundin heißt Henriette Hanke und ist Dein glückliches Weib." Der Gatte soll auch die heimliche Schriftstellerin nicht ausgezankt, aber herzig geküßt haben.

D. Red.

lebte die liebenswürdige Greisin in ihrem Gott zufrieden ihre Tage, heiter und froh die Früchte ihres Fleißes genießend, heiter und froh die Würde und die Bürde des Alters tragend. Dankbar gegen Gott und Menschen, in ruhiger Heiterkeit und Klarheit der Seele und des Geistes wird sie sicher auch von dem Licht dieser Welt geschieden sein, hinzugehen dorthin, wo wir jenes große „Vielleicht!“ aufzusuchen haben.

C. Sp.

Moderne Geister-Offenbarungen.

Die Lehren der Spiriten. — Sitzung im Breslauer Verein. — Spiritistisches Abenteuer in München.

Der Spiritismus oder Spiritualismus (Geisterlehre), seit dessen erstem Auftauchen nun gerade zwei Decennien verflossen sind, macht in der letzten Zeit wieder da und dort so viel von sich reden und beschäftigt die Gemüther in so lebhafter Weise, daß ich nur den Dank der Gartenlaube-Leser zu verdienen glaube, wenn ich heute über diese mitten in dem realistischen Treiben unserer Tage so seltsam dastehende Erscheinung einen nach den räumlichen Verhältnissen des Blattes eingehenden Bericht erstatte.

Die Lehre der Spiriten, Spiritisten oder, wie sie namentlich in Amerika heißen: der Spiritualisten, ist ungefähr folgende: In der Natur zeigt Alles eine stufenweise Entwicklung, nirgends finden wir eine Kluft, überall fortschreitende, naturgemäße Entwicklung, aus welcher zuletzt durch Gottes Willen und Allmacht der Mensch hervorging. Dieser besteht von Geburt ab gewissermaßen aus drei Theilen: dem Körper, dem Geiste und dem „Fluidum“, einem Theile des Urfluidums, woraus, nach der Ansicht der Spiritisten, die Welt erschaffen. Letzteres, eine Art Aether, hat den ganzen Körper des Menschen durchdrungen, ist in ihn „versenkt“ und vermittelt dessen sinnliche Wahrnehmungen seinem unsterblichen Geiste. Es nur empfindet, fühlt (das Schöne, Gute), und ohne dasselbe würden Körper und Geist nie in Beziehungen treten können. Der Tod des Menschen erstreckt sich nur auf seinen Körper; das Fluidum mit dem Geist wandert in eine andere Welt, ersteres als neuer unsichtbarer Leib des Geistes. Alle Leidenschaften des Individuums, welche hienieden der freie Wille nicht besiegt hatte, behält es, vermag aber, in Abwesenheit des Körpers, nicht diese zu befriedigen; der fluidale Leib leidet daher mehr oder weniger Qual und Pein, die sich verringern, wenn der Geist die ihm drüben vom Schöpfer noch immer und in reichem Maße ertheilten Winke und Rathschläge benutzt und sich bessert. Jeder Geist im Jenseits kann, wenn er will, mit den Menschen in Verbindung treten, respective mit den in diese „eingekörperten“ Geistern, indem er sein Fluidum auf das Fluidum des betreffenden Menschen wirken läßt, der dann Medium wird und heißt.

Der Spiritist will nicht Geister beschwören, da er wohl weiß, daß es von dem freien Willen des Geistes abhängt, ob er sich mittheilen wolle, oder nicht; dabei kommt es noch darauf an, ob diejenige Person, welcher er sich mittheilen will, auch die nöthigen Eigenschaften besitzt, damit sie ihm als Medium zu einem schriftlichen Verkehre dienen könne; das heißt, es hängt davon ab, ob das Fluidum eines Geistes und dasjenige des Menschen (eines Mediums) so geartet sind, daß sie sich verbinden können; denn nur in diesem Falle kann ein Geist auf den Organismus eines Menschen wirken. Das Fluidum des Mediums, das mit seinem Nervensystem enge verbunden ist, muß also im Stande sein, dem Geiste als Leiter zu dienen.

Die Manifestationen der Geister sind zweierlei: intelligente oder physische. Die ersteren geschehen bewußt, indem das schreibende Medium mit Wissen sich dem Willen des sich offenbarenden Geistes überläßt, oder unbewußt, indem Dichter, Denker, Künstler ihre Gedanken von außen durch den Geist mitgetheilt erhalten (Inspiration). Die physischen Manifestationen sind diejenigen, mit welchen die Geister auf das Gehör, Gesicht (durch persönliche Erscheinung), ja selbst auf das Gefühl wirken. Die Spiritisten weisen den Vorwurf, sie seien bemüht, durch die Manifestationen der Geister voreilig den Schleier von Dingen zu ziehen, die Gott absichtlich verhüllt habe, mit der Bemerkung zurück, daß die „schlechten oder leichtsinnigen“ Geister überhaupt Nichts mittheilen können, weil sie Nichts wissen, daß sie vielmehr den Menschen durch Lügen und Vorspiegelungen zu ärgern suchen — daß aber die guten Geister, wenn sie Etwas mittheilen, dies nur mit Erlaubniß und auf Veranlassung Gottes thun.

Dies ohngefähr sind die Grundlehren des Spiritismus, dessen Anhänger, auf zehn bis zwölf Millionen geschätzt, über alle fünf Welttheile verbreitet sind. Eine zahlreiche periodische Literatur (in Amerika erscheinen allein vierzehn spiritistische Journale, während die Zahl der über diesen Gegenstand dort erschienenen Bücher auf mehr als vierhundert angegeben wird) vermittelt den Verkehr zwischen den einzelnen Vereinen und Gesellschaften, die in Frankreich, Italien, Spanien, England, Rußland, Mexico bestehen und in den allerletzten Jahren sich auch in Pesth, Lemberg, Prag, sowie in mehreren Städten Deutschlands, wie Wien, Leipzig, Breslau etc. constituirt haben.

Ueber den Spiritistenverein in der letztgenannten Stadt nun bin ich in der Lage, detaillirtere und um so zuverlässigere Mittheilungen zu machen, als ich der Berichterstattung für die Gartenlaube halber dem Vereine beitrat und seinen Sitzungen persönlich beiwohnte. Der Bericht dürfte auch darum Anspruch auf Beachtung haben, weil seine Schilderung so ziemlich auf das Treiben aller anderen Vereine anwendbar sein wird.

Die Gesellschaft der Spiritisten zu Breslau, an deren Spitze als Leiter ein homöopathischer Arzt steht, will alle Thatsachen aus spiriten Erfahrungen studiren und auf das moralische Seelenleben anwenden, wobei alle Erörterungen über Politik und confessionell-religiöse Streitfragen ausgeschlossen bleiben. Zuerst benutzte man, um mit nicht eingekörperten Geistern sich in Verbindung zu setzen, den Psychographen, das heißt eine hölzerne Maschine, bestehend aus einer beweglichen Vorrichtung mit einem Zeiger, dem ein Alphabet untergelegt wurde, die dadurch in Bewegung nach den Buchstaben gerieth, daß Jemand, welcher das nöthige Fluidum besaß, an jenem Zeiger mit seiner Hand festhielt. Zuerst wurden so Buchstaben, dann Worte und zuletzt ganze Sätze gegeben, welche mit der Verstandeskraft und dem Wissen des Anhaltenden in keiner Verbindung stehen konnten. Später zeigten sich somnambule Media, dann geistig Inspirirte, welche, ohne zu schlafen, über hohe, geistige Dinge sprachen, die weit über dem eigenen Fassungs- und Ideenkreise des Inspirirten lagen. Zuletzt entwickelte sich das sogenannte inspirirte Schreiben, bei welchem ein Medium eine Feder ergreift und nun, ohne zu sprechen, dasjenige aufzeichnet, was der citirte Geist ihm eingiebt, und ihm folgte das inspirirte Sprechen.

Der Breslauer Verein bemüht sich nun, alle die oben geschilderten Lehren und Einrichtungen zur moralischen Vervollkommnung seiner Mitglieder zu benutzen und theils durch eigene Experimente, theils auch aus medianimischen Schriften, wie z. B. „das Licht des Jenseits“ von Constantin Delhez, einer spiritischen Monatsschrift, sich zu erbauen. Gegenwärtig zählt der Breslauer Verein nur zwanzig Mitglieder, besitzt aber doch mehrere sehr ergiebige Medien, nämlich einen männlichen Somnambulen, der aber ziemlich passiv ist, einen vierzehnjährigen Knaben, den Sohn des oben erwähnten Vereinsleiters, der als Inspirirter durch einen geistigen Führer spricht, zwei Frauen, welche an dem Psychographen durch Magnetismus aus Mittheilungen geistiger Führer Belehrungen im Sinne der reinsten Moral erhalten, und endlich vier medianimisch schreibende Männer.

Dies sind die activen Mitglieder des Breslauer Spiritistenvereins, der jede Sitzung mit den Worten: „Gott! Setze Dich. Ich bin August X, Wilhelm Y oder Peter Z!“ beginnt und jede mit der Weisung: „Nun, Adieu, höre auf!“ schließt. Darunter sind jedoch nicht die Zusammenkünfte der Vereinsmitglieder, sondern die Sitzungen des sogenannten Anhaltens und Inspirirtwerdens zu verstehen.

Nachdem ich die allgemeinen Grundlehren des Spiritismus, wie sie mir theils aus Studium, theils aus Anschauung bekannt geworden, schilderte, will ich jene geheime Spiritisten-Sitzung beschreiben, welcher ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Sie fand zu Breslau am Sonntag, den vierzehnten November 1869, Vormittags 9¼ Uhr statt, und um für sie Zutritt zu erlangen, mußte ich Mitglied des Spiritisten-Vereins werden, als welches ich zu der Sonntags-Sitzung besonders eingeladen worden.

Als ich in das elegante Zimmer bei dem Leiter des Breslauer Vereins eintrat, erblickte ich einen auf drei Füßen stehenden runden Tisch, auf dessen Platte man einen weißen Bogen Papier mit zwölf Kupferstiftchen befestigt hatte, worauf oben die Worte: „Heilig ist Gott der Vater. Amen!“, links eine Paraphrase des Vater-Unsers, rechts das Wort „Nein!“, ein großes und ein kleines Alphabet, sowie die Zahlen von 1 bis 9 und 0 geschrieben standen. Auf der Mitte des Tisches war in Form eines sogenannten Storchschnabels ein braunpolirter Psychograph befestigt, vor dem ein kleines weißes elfenbeinernes Crucifix stand.

Bevor die Sitzung begann, traten der Leiter, ein Breslauer Arzt, dessen vierzehnjähriger bleicher Sohn, den die Gesellschaft für ein inspirirtes Medium hält, und der Schatzmeister des Vereins zu mir, reichten mir und sich untereinander zum Gebet die Hände, worauf der Arzt Gott den Vater (Jesum Christum halten sie nur für einen sehr fein organisirten Bruder) um Segen und Erleuchtung für das Beginnen bat. Hierauf setzte sich das vierzehnjährige Medium in die Ecke des im Zimmer aufgestellten Divans und sprach, ohne jedwede Aufregung, im einfachsten Ton von der Welt Folgendes:

„Ich bin Johann Sparmer. Setze Dich! — Es giebt Vieles zwischen Himmel und Erden, was wir nicht verstehen — so sagen die Menschen — aber sie geben sich nicht Mühe, dieses Etwas zu erkennen, zu wissen, was eigentlich dieses Etwas ist, um es dann zu verstehen. ‚Es ist unmöglich!‘ sagen sie. O nein! — Einestheils wollt Ihr es nicht untersuchen, weil es Euch allerdings aus den ehrgeizigen Träumen herausreißt; anderntheils könnt Ihr es nicht, Ihr seid in Eurem Geiste noch zu schwach! Dieses Etwas will ich Euch erklären: Es ist der Magnetismus. Dieser regiert, so zu sagen, unter der Oberleitung Gottes das ganze Weltall: jedes Geschöpf, jede Welt, Alles, was in der Welt ist, besitzt Magnetismus; der magnetische Strom zieht durch Alles. Alle Verbindungen, mögen sie sein, wie sie wollen, sind durch Magnetismus hervorgerufen. Daß Manches sich nicht verbindet, wird dadurch hervorgebracht, daß, so zu sagen, Nordpol zu Nordpol, Südpol zu Südpol zusammenkommen; am geregeltsten in seinen Wirkungen ist der Magnetismus bei dem entwickelten Geschöpfe, dem Menschen und dem Geiste des edlen und starken Geschöpfes. Die Geister — auch schwache — umgeben den Menschen, durch den Magnetismus wirken sie auf ihn; es ist ein Gefühl, welches sich der des magnetischen Stromes Unkundige nicht erklären kann, der Kundige jedoch benutzt ihn, je nach der Stärke seines Geistes, der Gute in einer Gott wohlgefälligen Weise, um sich zu belehren und zu steigen, und später, wenn er Lehren genug gesammelt hat, zur wahren Erkenntniß des Weltgeistes, der Vernunft und Gottes zu kommen; der Schwache dagegen, um ihn zu seinem materiellen, irdischen Nutzen zu verwenden. Man nennt dies den Geisterverkehr.

Ich weiß nicht, ob ich dies genügend klar machen kann, es ist eine Tiefe darin, welche eben nur Gott, der vernünftigste und edelste Geist, ausfüllen kann. Ich werde heute schließen. Ueber die besonderen Einwirkungen der Geister auf die Medien werde ich in einer späteren Sitzung sprechen!“ — Dies waren, nach stenographischer Aufzeichnung, die Aeußerungen des vierzehnjährigen inspirirten Medii, Aeußerungen, welche der halb erwachsene Knabe ohne irgend welche Exaltation seinem Vater dictando mittheilte, woran er noch folgendes kurze Gebet knüpfte, das man auch als vom Geiste Sparmer inspirirt annahm: „Gott, ich bitte dich, erleuchte alle unsere Brüder, Menschen wie Abgeschiedene, daß sie dich in deiner wahren Größe erkennen mögen und immer weiter vorschreiten auf dem Wege des Lichtes! — Nun Adieu, höre auf!“

Als ich nach dieser Inspirationssitzung wahrscheinlich ein sehr ungläubiges, oder doch zweifelvolles Gesicht machte, wurde ich gefragt, was ich von dieser Auseinandersetzung und Offenbarung halte, worauf ich erwiderte: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube, weil ich keinen Beweis habe, daß überhaupt ein ‚sogenannter Geist‘ das eben Gehörte inspirirt hat, da wohl anzunehmen ist, daß ein vierzehnjähriger Knabe, der im Spiritismus groß gezogen und einigermaßen geistig begabt, solche allgemeine Phrasen wie die obigen zu machen im Stande ist. Aber angenommen, der Knabe sei wirklich inspirirt, so imponirt mir der völlig unbekannte Geist Sparmer keineswegs, da er keine hervorragende Persönlichkeit gewesen!“ — Der Führer entgegnete hierauf, daß er diese meine Antwort vorhergesehen, ich aber wohl noch später an die Unfehlbarkeit des inspirirten Medii glauben würde. Hiernach erschien ein junges Mädchen, die Wirthschafterin des Arztes, am Psychographen, legte ihre Hände auf und schrieb: „Heilig ist unser Gott und Vater! Ich bin Eleonore Gleisberg (die geistige Führerin des Mädchens). Meine Lieben, Ihr fühlt immer noch nicht, wie schwach Ihr ohne höheren Beistand seid. Ich weiß, woran dies liegt, auch Ihr wisset es, nur gehet Ihr zu leicht darüber hin. Es ist dies nicht gut, besser wäre es, wenn Ihr, wie ich Euch früher schon sagte, mit Liebe und ernstem Gebet daran gehen wolltet. Nehmt meine Worte, welche immer aus wohlgemeintem Herzen kommen, mit Liebe und Ueberlegung auf. Ich werde meine Anhänglichkeit zu Euch nicht aufgeben, nur würde meine Freude groß sein, wenn ich sähe, daß meine Arbeit Früchte bringen möchte; denn meine Ermahnungen haben oft wenig Erfolg. Nun Adieu!“

Ebenso wenig wie die Inspiration befriedigte mich die Sitzung an dem Psychographen, weshalb ich bat, selber einen Geist citiren und diesem eine Frage vorlegen zu dürfen. Das Erste wurde abgelehnt, das Zweite gestattet, indem man mir bedeutete, ich müsse aber die geistige Führerin des Mediums, also hier die Eleonore Gleisberg, befragen. Ich legte danach dem abgeschiedenen Geiste die einfache Frage vor: „Welcher Unterschied ist zwischen Glaube und Wissen?“ worauf man mir entgegnete, daß jene philosophische Frage für die geistige Führerin der Wirthschafterin, hier also des psychographirenden Medii, zu schwierig sei, man überhaupt auch nur solche Fragen an die Geister thun dürfe, welche über den Ideenkreis nicht hinausgingen, in welchem sie sich als eingekörperte Geister, d. h. als lebende Menschen, bewegt, und daß die Mutter des jungen Mädchens, ihre geistige Führerin, eine einfache Frau gewesen. Als ich hierauf den Geist meiner vor einigen Jahren verstorbenen Mutter citiren wollte und ich die Ueberzeugung aussprach, daß mir dieser, sei eine Correspondenz überhaupt möglich, gewiß erscheinen würde, verneinte man auch dies mit dem Bemerken, daß dieser Geist, als ein edler und feingebildeter, schon in einer Atmosphäre schwebe, aus der er nicht mehr zu mir dringen könne. Da ich keinen Beweis vom Gegentheil beibringen konnte, mußte ich mich bescheiden und die Sitzung wurde mit einem Gebet beschlossen, und ich verließ unbefriedigt und unüberzeugt das Zimmer und das Haus.

Bei dieser Gelegenheit kommt mir ein anderes spiritistisches Abenteuer in das Gedächtniß, das ich schon in früheren Jahren gehabt habe und das ich den Lesern der Gartenlaube nicht vorenthalten will, weil sie es am Ende noch interessanter oder doch — unterhaltender finden dürften, als das ersterzählte von Breslau. Während meines Aufenthaltes in München vor mehreren Jahren lernte ich den Redacteur einer dortigen ultramontanen Zeitung kennen, der sich viel mit Mystik und religiösen Forschungen beschäftigt hatte und in Folge dessen stets salbungsvolle, von Frömmigkeitsbalsam triefende Floskeln auf den Lippen trug und dadurch einen ebenso unangenehmen als peinlichen Eindruck machte. Seine Gattin war eine wohlthätige hübsche Münchenerin mit sehr weltlich-lüsternem Blick, und ihre schönen schwarzen Augen schauten begehrlich in die blühende Gotteswelt hinein, doch war auch sie, wenigstens äußerlich, von dem Gifte eines heuchlerischen Pietismus afficirt und betrachtete ihren heiligen, der Offenbarung seliger Geister so nahen Mann mit einer wahren Verehrung, und jedes seiner Worte schien ihr eine köstliche Perle, ein Himmelsthautropfen zu sein, den ihre schönen Augen begeistert von seinen Lippen küßten.

Dieses Ehepaar führte mich nun zu einem ihnen befreundeten Oekonomen, der einen Psychographen und außer diesem ein magnetisch schreibendes Medium besaß und auf meinen Wunsch mit beiden experimentiren wollte. Bei unserem Eintritt saß die Magd Marie, das Medium, starr und steif in einem Winkel des Zimmers und erhielt erst Leben, als man vor der Sitzung soupirte, bei welchem Souper sie einen höchst prosaisch-irdischen Appetit entwickelte, woraus ich schloß, daß sie einen besonders starken Geist besitzen müsse, da der Träger dieses Geistes, ihr Körper, ein so bedeutendes Consum zu seiner Existenz nöthig habe. Unser Wirth hatte ein durchaus nichtssagendes Gesicht, ausdruckslose Augen und einen rothen Zwickelbart. Der Mann erregte bei Tische meine ganze Bewunderung, da er zu gleicher Zeit ebenso viel Braten und Salat zu sich nahm, als er eifernde und polternde Reden über die Genußsucht der halsstarrigen bösen Welt von sich gab. Das Medium Marie war klein, von sehr schwächlichem Körperbau,

äußerst dünnem Haarwuchs, fieberhaft gerötheten Wangen, und hatte matte blaue Augen, die nur während des Schreibens einigen Glanz erhielten. Außerdem hatte sie nicht das Aussehen der sonstigen sogenannten „Somnambulen", auch gab sie ihre Mittheilungen nicht im magnetischen Schlafe, sondern im Wachen, während eines exaltirten Zustandes, der sich vorher durch ein heftiges Zittern des ganzen Körpers ankündigte. Daß sie sehr magnetisch, erschien mir evident, doch war wohl ihr ganzes Nervensystem überreizt und geschwächt und schien ihre Gehirnthätigkeit deprimirt, während die Ganglien auf's Höchste gereizt waren, und es ist lächerlich, diesen ihren Zustand über das gesunde, eigene Selbstbewußtsein zu stellen und davon religiöse Aufschlüsse von abgeschiedenen Geistern aus dem Jenseits zu erwarten.

Nach beendeter Mahlzeit nahm das Mädchen eine große Schiefertafel und einen neuen scharfgespitzten Schieferstift, ergriff diesen lose an dem entgegengesetzten Ende zwischen zwei Fingern und zitterte heftig. Bevor die Manipulation begann, nahm unser Wirth ein großes Folio-Buch und notirte darin meinen Vor- und Familien-Namen, Stand, Geburtsort und Alter, worauf der Redacteur den abgeschiedenen Geist des alten Sokrates befragte, ob er geneigt sei, mir zu antworten. Nach dieser Frage sah das Mädchen starr auf die Tafel und bald schrieb sie mit Blitzesschnelle in lang verzogenen, für mich fast ganz unleserlichen Buchstaben die Worte: „Ich habe es schon gesagt!" — Nachdem der Redacteur und der Oekonom diese Antwort mit verklärten Mienen aufgenommen, sehr fromm die Augen verdreht und die Worte: „Gelobt sei Jesus Christ!" gemurmelt hatten, theilte mir der Wirth sehr vergnügt mit, daß Sokrates gestern geäußert, er kenne mich schon seit längerer Zeit, woran ich die bescheidene erste Frage knüpfte, wo und wann ich die Ehre gehabt hätte, ihm bekannt zu werden? — worauf das Mädchen schrieb: „Wir kennen Alle, nennt man die Namen!" — Nach dieser wahrhaft sokratischen Antwort fragte ich zweitens: „Was ist der thierische Organismus in seiner Beziehung auf sich betrachtet?" — Statt der einfachen Antwort: „Sensibilität, Irritabilität und Reproduction!" — wurde geschrieben: „Ist noch nicht an der Zeit!" — Meine dritte Frage war: „Was ist Irritabilität?" — Die Antwort hätte sein müssen: „Irritabilität ist die Reizbarkeit, welche der Organismus in sich trägt und gegen welche er auch reagirt. Sie steht darum dem Proceß der Assimilation entgegen!" — Hierfür ließ Sokrates schreiben: „Ist schon gesagt!" — Darauf bedeutete man mir, daß die entkörperten, abgeschiedenen Geister durchaus Nichts sagten, was schon einmal gedruckt sei.

Die seligen Geister haben demnach mehr Respect vor dem geistigen Eigenthum der armen Schriftsteller, als die profane, unselige heutige Welt, für welchen Aufschluß ich dem Herrn Redacteur sehr dankbar bleibe. Da man mich aufforderte nur religiöse Fragen und keine profan-wissenschaftliche zu stellen, so fragte ich ferner: „Wie verhält sich die Gottheit und Menschheit in Christo zu einander?" — worauf die Sibylle unter sehr heftigen Zuckungen des ganzen Körpers die Worte aufzeichnete: „Lies, Joseph!" — So hieß nämlich der Bruder des Medii mit Vornamen. Als dieser aber aus seinem Buche, in dem er alle Fragen und Antworten eifrig protokollirt, keine passende Antwort finden konnte, bezeichnete sie eine Stelle des Buches ganz genau, worauf mir Herr Joseph länger denn zehn Minuten ein Gewirr von exaltirten und mystischen Phrasen vorlas, das mir zuletzt völlig unverständlich blieb, dem Herrn Redacteur aber die begeisterte Exclamation entlockte: „So ist es!" — wonach das Mädchen sehr eifrig die Worte niederschrieb: „Jetzt ist die Frage gelöst!" —

Da man meine stumme Verwunderung über diesen crassen Unsinn für den Ausdruck meiner tiefsten Ueberzeugung nahm, so lud man mich ein, unter dem Hinweis auf die mir durch jene Antworten zu Theil gewordene Begnadigung, eine auf meine Person bezügliche religiöse Frage zu thun, worauf ich zu wissen wünschte: „Wie sich mein Glaube zu den hier empfangenen Offenbarungen verhalte?" — und die Antwort darauf war: „Du mußt es sein!" — Jetzt hatte ich vollkommen genug und der Herr Redacteur nahm statt meiner das Wort, indem er fragte: „Meine liebe Frau ist leidend, was soll ich thun?" — worauf das Mädchen die einzig vernünftige Antwort niederschrieb: „A—r—z!" — Er bat sodann noch um Aufklärung darüber: „Ob die Insecten ihre jetzige Gestalt bereits im Paradiese gehabt hätten?" — und nun ward ihm durch die Pythia die denkwürdige Antwort: „Mensch und Thier hatten nicht die Bestimmung wie nach dem Fall!" —

Hierauf erklärte Marie, daß der Geist von ihr gewichen und sie, müde und abgespannt, sich nach ihrem Bette sehne; sie verließ das Zimmer, während unser Wirth mir erklärte, daß ihm noch niemals der Fall vorgekommen sei, daß ein zum ersten Male Anwesender, wie ich, überhaupt eine Antwort erhalten habe, und ich die mit mir gemachte Ausnahme als eine besondere Begnadigung des Himmels in demüthigem Glauben und brünstigem Gebete dankbar anerkennen müsse. Als ich darauf erwiderte, daß ich aus der heut gewonnenen Anschauung durchaus keine tiefere Ueberzeugung von der Einwirkung der Geister auf den Menschen gewonnen hätte, freute er sich über meine Aeußerung, die er nicht nur natürlich fand, sondern, wie er sagte, erwartete, indem er mich versicherte, das Gegentheil gar nicht geglaubt zu haben. Er sähe es mir aber an, daß ich sehr zum Glauben neige, ein tüchtiger Spirit werden und bald würdig sein würde, in ihre Gesellschaft zu treten. Hiernach schloß der Redacteur die Sitzung mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ!"

Wie sind die Leute doch in ihrem Wahne glücklich, wie beruhigt und sicher fühlen sie sich, während der Wissensdurstige, der Forscher in steter Aufregung, fortwährendem Ringen nach Wahrheit schwankt und wankt, grübelt und denkt, annimmt und verwirft, um immer neu einzusehen, daß er noch nicht am Ende seines Forschens ist!

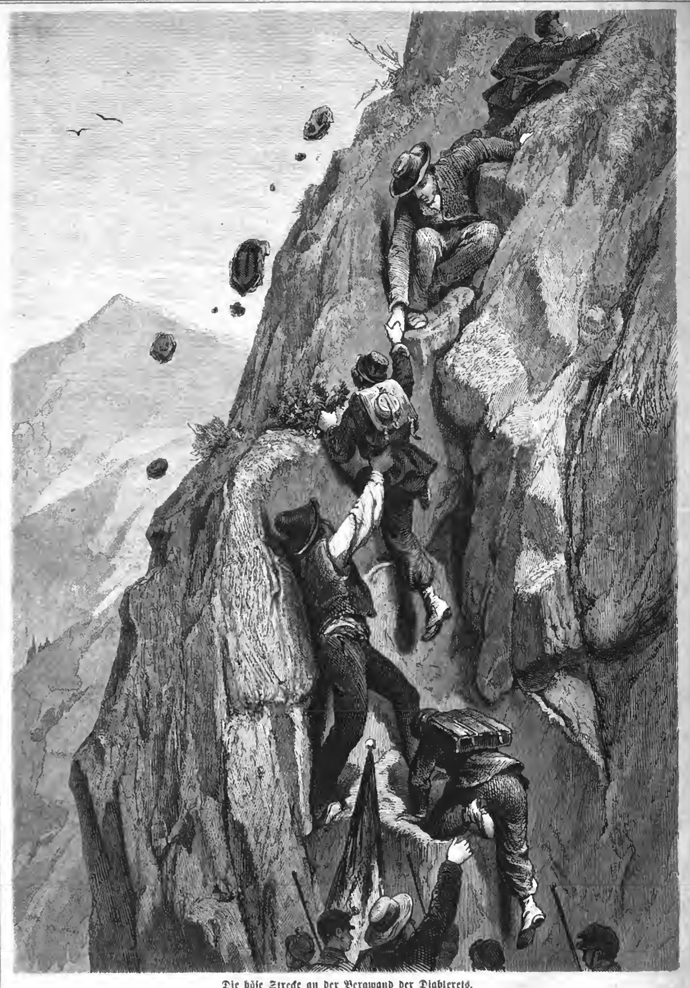
Eine Schulfahrt der Neuenburger Cadetten.

Von Stephan Born.

(Schluß.)

Wir hatten die Grenze des Baumwuchses längst überschritten und oft genug die Gelegenheit benutzt, unsere Hüte mit Alpenrosen zu schmücken. Die Gegend hatte einen vollständig alpinen Charakter angenommen, und wie freudig war die Ueberraschung, als die Vorhut plötzlich von der Höhe des Col des Essets, sechstausendsiebenhundertdreiunddreißig Fuß über dem Meere, die nachrückende Schaar mit Schneebällen bombardirte! Der Paß mußte gegen die wackeren Vertheidiger mit Sturm genommen werden. Noch eine kräftige Anstrengung und der höchste Sattel war erklommen. Vor uns lag der gewaltige Gebirgsstock der Diablerets, rechts in verführerischer Nähe sandte der Paneyrossaz-Gletscher seinen krystallenen Mantel hernieder in's Thal, links etwa vierhundert Fuß unter uns, in einer kleinen Stunde Entfernung, winkten die Hütten von Enzeindaz zum Nachtquartier.

„Wer kommt mit auf den Gletscher?" ruft unser Hauptmann. Etwa ein Dutzend junger Leute schließen sich ihm an, die Anderen ziehen Enzeindaz und der sehnlichst erwarteten Suppe entgegen. Der Tag begann zu sinken, als wir unser heutiges Ziel erreichten. Vor den Hütten saßen die Sennen, vom schweren Tagewerk ausruhend, und Keiner erhob sich, um den ankommenden Gästen entgegen zu eilen. Weder unsere schmetternden Trompeten noch die blauen Uniformen schienen ihnen sonderlich zu imponiren. Neben ihren Bergen, dies war augenscheinlich, gab es für sie nichts Großes auf Erden. Drunten im Thal war alle Welt an die Fenster geflogen, wenn unsere stattliche Truppe nur von ferne sich zeigte, selbst manches Sträußchen war uns von schöner Hand zugeworfen worden. Droben auf der Alp, das sahen wir jedem Gesicht an, waren wir sicher willkommen, doch weit entfernt, unsere Wirthe nur einigermaßen aus ihrem gewohnten Gleichmuth zu bringen. Und hätte ein König mit glänzendem Gefolge an unserer Statt hier zugesprochen, es wäre darum kein größeres Aufhebens um ihn gemacht worden, und der Meister Senn, ein knochiger Alter, an den man uns wies, hätte eben so gelassen sein Pfeifchen weiter geraucht und nach einem herzlichen „Guten



Die böse Strecke an der Bergwand der Diablerets.
Nach der Natur aufgenommen von Bachelin.

Abend" Seine Majestät in waadtländischem Patois gefragt, ob er auch Schalen und Tassen für die vielen Mäuler mitgebracht; Milch habe er wohl genug, aber gar wenig Geschirr.

Er machte indessen Feuer auf dem Heerde, hängte einen großen Kessel Milch darüber, und als sie abgekocht war, kamen auch die letzten Wanderer vom Paneyrossaz-Gletscher an. Auch nicht Einer fehlte, da es zum Essen ging, und das halbe Dutzend Schüsselchen und Schalen von verschiedenstem Kaliber wanderte von Mund zu Mund. Es wurde spät, ehe die letzten Sechs abgefüttert wurden, aber sie hatten dann auch den Vortheil, ihr Brod in die warme Milch brocken zu dürfen, was den Ersteren als ein zu zeitraubendes Geschäft nicht gestattet war. Eine zweite Auflage desselben Gerichts blieb nicht aus, zu einem Kännchen Kaffee sogar war Stoff vorhanden, wie der Alte schmunzelnd bemerkte, und als er nun gar noch einige Flaschen Wein herbei zauberte, die er im Frühjahr für fremde Gäste mit auf die Alp genommen, da drückten wir ihm zärtlich die Hände und tranken auf das Wohl des Meisters Senn von Enzeindaz. Die Jungen suchten allmählich ihr Nachtlager auf den Heuböden der zerstreuten Hütten. Ein einziges Bett, gestand jetzt unser Wirth, könne er uns anbieten, und es wurde mir, als dem Aeltesten der Truppe, großmüthigst zugesprochen. Dies Bett war reinlich überzogen, die dürren Blätter, die seinen Hauptbestandtheil ausmachten, waren aufgeschüttelt worden und raschelten bei jeder Bewegung, die meine müden Glieder sich erlaubten; einige Ziegenfelle ersetzten den Luxus der wärmenden Decke. Es wurde stiller und stiller in den Hütten, die Müdigkeit, welche Alle ohne Ausnahme beherrschte, ließ keinen Schelmenstreich aufkommen, der Traumgott allein trieb sein neckisches Spiel mit den jugendlichen Schläfern und nur das Blöken der Heerden und ihr helles Geläut unterbrach die Stille der Nacht.

Um vier Uhr Morgens wurde die Tagwacht geblasen, aller Ecken und Enden krochen fröhliche Gesichter aus dem Heu, das Frühstück war schnell besorgt, die Schalen warmer Milch gingen wieder von Mund zu Mund und ein Stündchen später waren wir auf dem Marsch. Ueber blumige Triften, zwischen weidende Heerden führte dieser Pfad, erst sanft, dann steiler aufsteigend, nach dem Col de Cheville, der Grenze von Waadt und Wallis. Wir waren seit Beginn unserer Reise vom schönsten Wetter begünstigt, wiederum war kein Wölkchen am Himmel, und die weißen Firnen der Diablerets schimmerten und glitzerten unter den schrägen Strahlen der Morgensonne. Von der Höhe des Passes bot sich uns plötzlich das schauerlich ergreifende Bild des von den Trümmern der Diablerets verschütteten weiten Thales. Auf den Diablerets ereignen sich bekanntlich zuweilen ungeheure Felsstürze, wie deren im Jahre 1714 in einem Bezirke von drei Stunden unter fürchterlichem Dampfen und Krachen niedergingen und in sich mehrere Hütten, Heerden und sechzehn Alpenhirten begruben. Sie zerstörten viele große Wälder, welche als Dämme gegen Schneelawinen gedient hatten, herrliche Weiden liegen heute noch unter den haushohen Felsenblöcken begraben und die Hirten erzählen sich schauerliche Geschichten von schrecklichen Kämpfen, die nächtlich zwischen Walliser und Waadtländer Teufeln auf den Trümmern der Diablerets stattfinden und wobei die Steine als furchtbare Geschosse hin und wider fliegen.

Rührend ist die Erzählung von einem der Hirten, welcher bei diesem entsetzlichen Bergsturz auf wunderbare Weise sein Leben rettete. Eine breite Felswand hatte sich nämlich quer über seine

Der Rutsch im Schnee auf dem Plateau des Sanetsch.
Nach der Natur aufgenommen von Bachelin.

Hütte gelegt, ohne dieselbe einzudrücken. Er beschloß, sich einen Ausweg an's Tageslicht zu schaffen, und grub Wochen und Monate, während er sich mit dem Käsevorrath ernährte, der in seiner Hütte lag, und seinen Durst an einem Wasserfaden stillte, der durch dieselbe rieselte. Nach einem Vierteljahre endlich sah er sich am ersehnten Ziel. Bis zum Schatten abgemagert erreicht er sein heimathliches Dorf Arent, wo die entsetzten Einwohner vor ihm als vor einem Gespenst entfliehen, bis ein zitternder Priester es wagt, unter Beschwörungsformeln sich ihm zu nahen, ihn wieder erkennt und den Seinen zuführt.

Als wir auf die walliser Seite hinabstiegen, war es noch ziemlich früh am Morgen, und wir ahnten nicht, daß die Hirten, mit denen wir zusammentrafen, die letzten menschlichen Wesen waren, welchen wir in den nächsten zwölf Stunden begegnen sollten. Wie fröhlich hüpften die Kleinen über Geröll und scharfkantige Steine jetzt hinab in das todeseinsame Thal! Nicht ganz so munter schritten die Großen, ich darf es ehrlich gestehn; doch für die gemarterten Füße gab die kühle Fluth des Sees von Derborence ein erquickendes Bad. Diesen See, den der Bergsturz durch Stauung der Lizerne gebildet, die hinabströmt in's Wallis, hat Calame durch eines seiner unsterblichen Bilder verherrlicht. Wie ein schwermuthvolles Auge blickt die grüne Tiefe aus der weiten, trostlosen Einöde.

Bis hierher waren wir einem Pfade gefolgt, den hier und da auch ein Touristenfuß betritt, um über den Pas de Cheville in's Rhonethal zu gelangen. Wir aber gedachten die vor uns sich erhebende steile Gebirgswand zu erklimmen, um von dort aus über den Sanetschpaß in's Bernerland hinabzusteigen. Keiner von uns hatte eine klare Vorstellung von der Aufgabe, die wir uns gestellt; unser Führer übernahm deshalb jetzt die Leitung des Zuges, ohne daß wir Erwachsenen die Verantwortlichkeit darum minder gefühlt.

Noch einmal ging es über die Felsentrümmer der Diablerets, jetzt aber aufwärts. Nach zwei Stunden befanden wir uns in einem engen Gebirgskessel, in welchem die Milliarden Atome eines aus ungeheurer Höhe herabstürzenden Staubbachs zu einem schäumenden Wasser sich vereinigen. Hier wurde das Mittagsmahl eingenommen. Flugs war das mitgebrachte Fleisch zerschnitten und vertheilt, und wer kein Brod mehr hatte, bekam immer noch etwas von seinem Nachbar; einen kühlenden Trunk schöpfte man aus dem Bach.

„Wir haben jetzt eine böse Strecke zu überwinden," sagte der Führer zum Doctor. Sie war in der That „böse". Schon der erste Angriff auf die vor uns aufstrebende Bergwand ließ manches Herz ungestümer pochen, denn unter den Tritten der Ersten, welche sich mühsam genug mit Anwendung von Händen und Füßen an der Felsmasse hinaufzogen, rollten gewaltige Steine hinunter und drohten die nachfolgenden Kletterer zu tödten, wenn nicht ein rechtzeitiges Commando der Linie der Aufsteigenden eine schräge Richtung anbefohlen hätte. Dies jedoch war nur das Vorspiel des wirklichen Drama's, das uns erwartete; denn plötzlich befanden wir uns vor einer thurmhohen senkrechten Kalksteinwand, deren hie und da zu Tage tretende Schichtenköpfe von etwa vier Zoll Tiefe sich als einzige Stützpunkte für Hände, Füße oder Kniee anboten. Die Gemsjäger, welche diese Felsentreppen benutzen, heißen sie den porteur de bois. In aller Stille wurden die Rollen unter den Lehrern vertheilt: je einer derselben folgte einer Anzahl Cadetten, von denen die gewandtesten vorangeschickt wurden. Auf die erste Stufe, die mindest gefährliche, weil am tiefsten in den Felsen eingeschnitten, mußte Einer nach dem Andern gehoben werden, da sie für ein gewöhnliches Menschenkind sonst nicht leicht zu erreichen war. Von hier ab hieß es, die Sprossen der Felsenleiter je nach den Verhältnissen sich selber wählen. Langsam, aber stetig ging es aufwärts; nur wo die Noth es gebot, einem ängstlichen und deshalb allzu hastigen Kletterer mehr Ruhe anzuempfehlen oder ihm eine sicherere Stufe zu weisen, fiel ein ermahnendes, freundliches Wort. Mancher herrliche Zug von Aufopferung kam hier zum Vorschein. Auf eine der schwierigsten Stellen hatte sich ein fünfzehnjähriger Held, nachdem er als der Erste das schwindelnde Ziel gewonnen, wieder zurückbegeben. Sich mit einer Hand an einem Vorsprung festhaltend, reichte er die andere den Nachkommenden hülfreich zu, nahm ihnen die hier nur zu lästigen Stöcke ab, langte sie einem höher Postirten zu und bog sich oft mit dem ganzen Oberleib tief hinunter, um auch den kürzeren Arm eines kleineren Cameraden noch zu erfassen und dem Erschöpften hinaufhelfen zu können. Seinem vortrefflichen Beispiele folgten dann Andere; zwei, drei legten sich als Vorspann an einen langen Alpenstock und ergötzten sich daran, einen armen, keuchenden Nachzügler die obersten Stufen hinaufzuziehen. Endlich erschienen auch der Doctor mit dem Führer als die Letzten, und Beide wurden mit begeistertem Zuruf empfangen. Man fühlte allgemein, daß man etwas Rechtes brav überstanden hatte, und schritt dann um so muthiger dem freilich noch fernen Ziele zu. Als endlich nach zweistündigem anhaltenden Steigen der über achttausend Fuß hohe Kamm des Gebirges gewonnen war, von wo ein prächtiges Schneefeld hinabführt auf das Plateau des Sanetsch, da kannte der Jubel keine Grenzen, und die Freuden des Winters wurden im Hochsommer mit einer glänzenden Rutschpartie vorausgenossen. Im Nu waren die Stöcke unter die Beine genommen und sausend ging es die geneigte Fläche hinunter.

Auf den Rutsch im Schnee folgte ein stilles Hinbummeln ohne Sang und Klang, ohne Excursionen nach rechts oder links, ein Zeichen herannahender Ermüdung. Die Vegetation war außerordentlich dürftig geworden, die Rhododendronbüsche waren längst verschwunden und nur hier und da erfreute ein seltenes Edelweiß mit seiner sammetnen Blüthe den glücklichen Finder. Dunkelbraune Schiefergebirge stiegen jetzt zu unserer Rechten empor und ihre finsteren senkrecht abstürzenden Wände schienen auch einen Schatten auf die eben noch so fröhlichen Herzen zu werfen, als plötzlich ein neues Ereigniß dem Geiste frische Spannkraft verlieh. Wir waren an die Morge gelangt und suchten lange vergeblich nach einer Furth. Der Sanfleurongletscher, aus welchem dieser Bach entspringt, hatte in Folge der glühenden Tageshitze dem Wasser reichlichere Nahrung gegeben und nun galt es, dasselbe zu durchwaten. Schuhe und Strümpfe wurden ausgezogen; der natürliche Trieb mit dem Wasser zu pantschen und zu plätschern, so unwiderstehlich er für den lieben Bengel sonst ist, war hier schnell abgekühlt, denn der Bach, welcher den Erwachsenen selbst an die Kniee reichte, wies nur drei Centigrad auf dem Thermometer. Der letzte Rest des mitgenommenen Proviants wurde hier vertheilt, und vorwärts ging es sogleich, um etwaigen Erkältungen vorzubeugen.

Ueber den glattpolirten Boden des Gletschers, der ehemals das ganze Plateau bedeckt hatte, eilten die Bursche wie tanzend; über Schrunden und Risse setzten sie in hohem Bogen mit Hülfe des Alpenstocks. Einige von uns älteren Cameraden bildeten die Nachhut, aus Sorge, daß Niemand zurückbleibe. Da stießen wir auf eine rührende Scene. Vor uns her zottelte wehselig mit hängendem Kopfe ein schon etwas größerer Knabe, von den beiden Kleinsten der Schaar wie der greise Jakob von seinen Enkeln geführt. Sie hatten ihm einen Theil seiner Bürde abgenommen und gaben sich die erdenklichste Mühe, seinen gesunkenen Muth wieder aufzurichten, indem sie ihm ein verführerisches Bild von dem gar nicht mehr weiten Nachtquartier vormalten, wo er dann in einem molligen Bett sich so herrlich ausruhen könne. Wie die schützenden Engel walteten die Kinder um den großen Jungen. Da, wo die Steine gar zu glatt und abschüssig waren, hielten und stützten sie ihn wie ein zages Lamm. Wir ließen sie ruhig gewähren, uns innerlich über die Scene ergötzend; denn wir hatten die Erfahrung gemacht, daß die momentane Schwäche Einzelner durchaus nicht physischer, sondern nur moralischer Natur war. Nach einer halben Stunde hatte der Muth solcher geistig Maroden stets wieder neue Schwingen erlangt und der eben noch Verzagende stand dann in den vordersten Reihen. Solche Wunder bewirkt die reine Gebirgsluft.

Gsteig, unser Tagesziel, war indessen noch vier Stunden entfernt und der Führer drängte nach vorwärts, damit wir von der Nacht nicht überrascht würden. Wir befanden uns endlich auf Berner Gebiet. Wohl ein halbes Dutzend Bäche, welche die Quellen der Saane bilden, hatten wir überschritten und dabei auch einen der kleinsten Knaben auf der Schulter hinübergetragen, die Schatten des Abends mahnten zur Eile. Wie von der Gemmi hinab nach Leuk, so führt hier ein endloser Zickzackpfad hinunter nach Gsteig, nur daß jener, weil täglich von zahlreichen Touristen betreten, möglichst gut in Stand gehalten wird, während den Sanetsch hinab das kantige Steingeröll den hartgeprüften Füßen nirgends eine feste Stütze bietet. Solche Zickzackwege fordern die menschliche Geduld und die Kraft der Kniee auf tückische Weise heraus. Bei jeder Wendung vermeint man, das Ziel vor Augen

Digitized by Google

zu sehen, und ewig und ewig wiederholt sich dieselbe Marter, dieselbe Pein. Wir hatten die Vorhut angewiesen, wenn wir spätestens vor Anbruch der Nacht Gsteig nicht erreichen sollten, uns Licht entgegenzusenden.

Glücklich hatten wir auch mit dem Gros der Truppe die rauhen Zickzacks zurückgelegt und betraten jetzt einen Wald, das erste Zeichen einer milderen Gebirgsregion, seit wir am Tage vorher von Pont de Nant aufgebrochen. Wie um dies Ereigniß zu feiern, hatten die Erstangekommenen Reisig zusammengetragen, ein Feuer angezündet, die Trompeter spielten auf und munter wurde über die sprühende Gluth gesprungen, bis auch der letzte Nachzügler — die Nacht war plötzlich hereingebrochen — mit Hülfe der weithin leuchtenden Flammen sich eingefunden. In der Ferne zuckten Blitze, und der Führer trieb mehr und mehr zur Eile. Wir schlossen uns eng an einander, so weit es der schmale holperige Weg durch den Wald gestattete. Bald sah man die Hand nicht mehr vor Augen, und nur wenn der düstere Schein des Wetterleuchtens auf eine Secunde den Wald erhellte, wagte man es, den Fuß sorglos weiter zu setzen. Wir hatten so während einer halben Stunde, dem Rufe des Führers folgend, uns fortgetappt, als dieser erklärte, wir dürften nicht weiter, bis er den Weg gefunden; er habe ihn verfehlt. Wir mußten am Ufer der Saane angekommen sein, denn donnernd tobten die Wasser in unserer unmittelbaren Nähe.

Wer an dieser Stelle ausrufen möchte, es sei am Ende tollkühn und vermessen, mit fünfzig Knaben so unberechenbare Fahrten im Hochgebirge zu unternehmen, dem möchten wir erwidern, daß für die Bildung des Charakters nichts wohlthätiger ist als frühe Gewöhnung an Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, und vor allen Dingen, daß es auch eine Vorsehung für Verirrte giebt. Sie sandte uns diesmal im rechten Augenblick den Mann mit der Laterne. Unser verständiger und besorgter Führer hatte wohl gethan, uns Halt zu gebieten, denn es zeigte sich, daß wir nur wenige Minuten von der geländerlosen Brücke über die Saane entfernt waren, die wir jetzt gefahrlos und beruhigten Herzens überschritten.

Um zehn Uhr Abends saß die gesammte Mannschaft in der geräumigen Wirthshausstube des Gasthofs „zum Bären" in Gsteig vor einer dampfenden Suppe, diesmal ohne Käse, und freute sich des muthig Vollbrachten. Erinnerungen an einzelne Erlebnisse während des wechsel- und genußreichen Tages würzten die Unterhaltung: man gedachte so manches aufopfernden Zuges von Seiten des unermüdlichen Führers Louis Allamand aus Bex, und die Cadetten, ohne jede Aufforderung von den Lehrern, sammelten in aller Stille unter sich ein beträchtliches Trinkgeld, um es dem wackeren Manne noch an demselben Abend zu überreichen.

Es bedurfte keiner weiteren Ermahnung, die Nacht nicht mit Schwatzen zu verbringen. Als kurz nach elf Uhr die officielle Runde auf dem Heuboden gemacht wurde, lag Alles in tiefster Ruhe. Am andern Morgen fand man freilich den Kleinsten auf dem unteren Boden in ruhigem Schlummer. Er war trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Warnungen durch das Luftloch hinabgerollt, ohne Schaden zu nehmen, ohne nur aufzuwachen. O seliger Kinderschlaf!

Hier wollen wir von der jugendlichen Schaar uns trennen. Sie hat ihre Hauptaufgabe, die Alpenfahrt, glücklich vollbracht. Auf dem Heimwege, welcher zwei Tage in Anspruch nahm, konnte man, Dank der Sparsamkeit, welche bis dahin gewaltet, streckenweise den Luxus von Leiterwagen, der Eisenbahn von Bulle bis Freiburg, und zum Schluß den Genuß des Dampfschiffes von Murten bis Neuchatel sich gestatten.

Wer sich in der Noth oder der Hast des Lebens noch Herzensfrische genug bewahrt hat, um an dem heranwachsenden Geschlecht, an denen, welche dereinst unsern Platz einnehmen sollen, sich theilnehmend zu freuen, der wird mit uns solchen Schulfahrten eine höhere Bedeutung beilegen. Sie erfrischen Körper und Geist, sie entwickeln bei einfachster Lebensweise heitere Genügsamkeit, sie verlangen ein Vergessen seiner selbst im Dienste des Ganzen, sie wecken innige Freundesbündnisse in jungen Gemüthern, sie fördern die Kunst des Beobachtens und Findens, den freundlichen Anschluß des Schülers an den Lehrer, sie mehren die in der Schule und im Leben erworbenen Kenntnisse, sie veredeln die Liebe zur Heimath. Tausend wohlthätige Keime, welche auf einer solchen Fahrt in die angeregte, empfängliche Seele der Jugend fallen, sind bestimmt, dem Vaterlande dereinst goldene Früchte zu tragen.

An unsere Freunde!

Es ist uns eine große Freude, den Lesern der Gartenlaube heute schon die angenehme Mittheilung machen zu können, daß für den kommenden Jahrgang folgende ausgezeichnete Erzählungen zum Abdruck vorliegen:

Aus eigener Kraft. Von Wilh. von Hillern, Verfasser des „Arztes der Seele".

Der Fels der Ehrenlegion. Von Berth. Auerbach.

Die Türken in Wien. Geschichtliche Erzählung von Herm. Schmid.

Außerdem — und dies diene zugleich als Antwort auf die vielfachen Anfragen und die namentlich in süddeutschen Zeitungen verbreitete falsche Nachricht von dem jüngsterfolgten Tode unsrer verehrten Mitarbeiterin — dürfen wir jetzt schon den vielen Freunden der Marlitt'schen Muse verrathen, daß

E. Marlitt

bereits seit einigen Wochen an einer neuen Erzählung arbeitet, die ebenfalls im Laufe des nächsten Jahrgangs zur Veröffentlichung kommen wird. Wenn wir zu den gefeierten Namen Marlitt, Berth. Auerbach, H. Schmid, W. von Hillern noch den des Paul Heyse hinzufügen, der uns gleichfalls eine Erzählung zugesagt, so glauben wir mit Stolz auf den novellistischen Theil des nächsten Jahrgangs hinweisen zu können. Ueber die sonstigen Beiträge später ein Mehreres.

D. Redaction.

Blätter und Blüthen.

Aus den Sonntagsbriefen eines Zeitgenossen. „ . . . Frische Fische, gute Fische für Alle" — so möchte ich meinen heutigen Sonntagsbrief überschreiben.

König Heinrich der Vierte von Frankreich wollte es dahin bringen, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topf habe; es gelang nicht, der Bauer kommt nicht dazu, Hühnerfleisch zu essen, und im Sprüchwort heißt es: „Wenn der Bauer ein Huhn verspeist, ist entweder der Bauer krank, oder das Huhn." Die Hühnerzucht hat in unseren Tagen viele Fortschritte gemacht, aber ein allgemeiner billiger Nahrungsstoff ist dadurch doch nicht gewonnen worden.

Jetzt zeigt sich ein Anderes und das kann von großer Bedeutung werden, denn Freiheit, Bildung, Schönheit für Alle kann doch nur geschaffen werden, wenn der Hunger gestillt ist. „Es geht kein Tanz vor Essen" — sagt wiederum das Sprüchwort.

In Berlin ist eine Einrichtung getroffen worden, daß an jedem Wochentage große Massen frischer Seefische verkauft werden und zwar das Pfund zu einem Silbergroschen. Da haben wir nun eine der schönen segensreichen Folgen der erleichterten Communication. Das Binnenland ist der See nahegerückt und es ist von unberechenbaren Folgen, daß es möglich ist, den an Nahrungsstoff so gehaltvollen Seefisch auch auf den Tisch des minder Bemittelten zu bringen.

Es wird nun die Aufgabe sein, weiter hinein im Vaterlande durch thätige Menschenfreunde oder durch Vereine Veranstaltungen zu treffen, daß während der kalten Jahreszeit auch dort der Seefisch zur allgemeinen Nahrung wird. Solche Einrichtungen sind mehr werth als alle noch so humanen Reden und bilden zugleich den wirksamsten und haltbarsten Gegensatz gegen die verführerischen Flausenmachereien der sogenannten Socialdemokraten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" gilt auch von den politischen Parteien.

Als ein Haupturheber der Berliner Einrichtung wird der Abgeordnete Georg von Bunsen genannt, der Sohn des berühmten Gelehrten und Staatsmannes, dessen Briefwechsel mit Humboldt vor Kurzem erschienen ist und tiefe Einblicke in unsere Zeitgeschichte bietet. Er ist auch einer der Mitbegründer des in Berlin so heilsam wirkenden Asyls für Obdachlose.

Digitized by Google

Amerikanischer Eisenbahn-Comfort. Wie man der Gartenlaube aus San Francisco schreibt, wurde auf der jetzt bis Alameda, am andern Ufer der San Francisco-Bay, fertigen Pacific-Eisenbahn in den letzten Wochen die Einrichtung getroffen, daß zum Behufe eines beschleunigten Verkehrs wöchentlich einmal ein Zug von San Francisco nach Omaha, und umgekehrt, fährt, welcher die ganze Strecke binnen achtundsiebenzig Stunden zurücklegt und während dieser Zeit nur anhält, um Feuerung und Wasser einzunehmen. Diese Züge, deren Fahrpreis um etwa dreißig Dollars höher ist, als der gewöhnliche, sind mit Wohn-, Schlaf- und Speisesalons versehen, von welchen letztern einer für neunzehn Personen Platz bietet, indem vier Tische für je vier, ein Tisch für je zwei und einer für eine Person aufgestellt sind. Hier werden die Mahlzeiten servirt, und zwar: das erste Frühstück von sieben bis neun Uhr zu einem Dollar, das zweite Frühstück à la carte und endlich das Mittagessen von fünf bis sieben Uhr für einen Dollar fünfzig Cents. Der übrige Theil des Speisewaggons ist für die Aufbewahrung der Eßwaaren und des Wasserreservoirs und für die Küche bestimmt. In einem andern Salon findet man zwei Melodions, Instrumente, welche die Mitte halten zwischen Clavier und Orgel, und hier bringt man den meisten Theil des Tages zu, indem man plaudert und musicirt. Die Schlafwagen sind von der Gartenlaube bereits geschildert worden. Das Innere aller dieser Waggons ist mit großer Pracht ausgestattet. Möbel aus schwarzem Wallnußholz und mit Sammt gepolstert, reiche Vergoldungen an den Wänden, flimmernde Spiegel. „Man wird,“ heißt es in dem Briefe an die Gartenlaube, „zwischen diesen Waggons und den elegantesten Hôtels in Newyork, bezüglich der Ausstattung, kaum einen Unterschied finden; man reist mit dem bewunderungswürdigsten Comfort durch diese Wildniß, und es ist mir nur noch wie ein Traum, daß ich vor noch nicht einem Jahre zu der Tour von Omaha nach San Francisco mehr als elf Tage brauchte und dabei allen denkbaren Beschwerden, wie Hunger und Hitze, Kälte und Schnee, ausgesetzt war. Die ganze Tour von San Francisco bis Newyork nimmt mit diesem Zuge die Zeit von Montag Morgen bis Samstag Abend in Anspruch, und auf dieser ganzen Strecke von sechshundertfünfzig deutschen Meilen braucht der Reisende nur zweimal den Wagen zu wechseln, in Omaha und in Chicago! Mögen sich die deutschen Eisenbahnen ein Beispiel daran nehmen!“

Oberammergau. Aus officieller Quelle geht uns von Oberammergau die nachfolgende Mittheilung zur Veröffentlichung zu:

Ferne und abgeschlossen von dem Getümmel der Welt wird hier in aller Stille ein Werk vorbereitet, mit Recht geeignet, die Aufmerksamkeit des christlichen Volkes auf sich zu lenken.

Das Jahr 1870 legt nämlich der Gemeinde Oberammergau die fromme Verpflichtung auf, dem im Jahre 1633 von ihren Voreltern zur Abwendung der Pest abgelegten Gelöbnisse, die Leidensgeschichte Jesu alle zehn Jahre in dankbarer Verehrung und zur erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen, neuerdings nachzukommen. In diesem Sinne hat die Gemeinde schon Anfangs des heurigen Jahres um die Allerhöchste Genehmigung zur Aufführung „des Passions“ nachgesucht und haben Se. Maj. der König unterm 14. April d. J., inhaltlich Allerhöchster Entschließung des Königl. Staatsministeriums des Innern, selbe allergnädigst zu ertheilen geruht.

Mit einem Eifer, der der Heiligkeit des Gegenstandes vollkommen angemessen, wurden die Vorbereitungen sofort in Angriff genommen und sind selbe zur Zeit bereits so weit vorgeschritten, daß der Zuschauerraum von circa 15,000 Quadratfuß, von welchem die Hälfte mit guter Bedachung versehen ist, nahezu vollendet ist. — Ebenso ist man zur Zeit vollauf mit Herstellung, beziehungsweise Renovation der Decorationen etc. beschäftigt, und dürften die Oberammergauer hierdurch den Beweis liefern, wie sehr ihnen daran liegt, das Vermächtniß ihrer Väter zur Ehre Gottes und zu Nutz und Frommen ihrer Mitmenschen in würdiger Weise zur Darstellung zu bringen, und daß dieselben weder Zeit noch Opfer scheuen, diesen schönen Zweck zu erreichen.

Gott gebe seinen Segen dazu!

Ein ebenbürtiger Rival. Ein solcher ist den beliebten und mit Recht weitverbreiteten „Münchener Bilderbogen“ von Braun und Schneider erstanden in den „Deutschen Bilderbogen“, die im Verlag von Gustav Weise in Stuttgart erscheinen. Es ist offenbar der Verlagshandlung Ernst, nur Tüchtiges in gutem Holzschnitt mit diesen wohlfeilen Bildern auf den literarisch-artistischen Markt zu bringen, denn von den besten und renommirtesten Zeichnern Deutschlands ist in der Reihe der Mitarbeiter dieser Deutschen Bilderbogen kaum ein Name zu vermissen. Wir dürfen nur rasch einen Stoß dieser Bilder durchblättern, so fallen uns Namen wie W. Camphausen, Deiker, C. E. Böttcher, Ad. Menzel, Lor. Ritter, Schmitz, Offterdinger, C. Beckmann, Rob. Kretschmar, Aug. Beck, A. Schrödter, Hiddemann, Th. Hosemann, F. Specht, O. Pletsch, R. Jordan, Simmler, Rothbart, H. Scherenberg, C. Reinhardt etc. in die Augen. Ein mit so redlichem Willen, in die Volkskreise Bilder nur von wirklichem Kunstwerth zu bringen, geleitetes Unternehmen verdient um so mehr Empfehlung, als auch für die Wahl der Gegenstände das Feld dadurch in's Unermeßliche erweitert ist, daß diese Blätter sich nicht auf komische, humoristische und dem Kinder- und Volksleben entnommene Stoffe beschränken, sondern ebenso frei in Geschichte, Sage, Literatur greifen und selbst architektonische und naturgeschichtliche Bilder ihrem Zweck, der Bildung und Erheiterung des Volks, entsprechend darstellen. Ausstattung und Preis treten ebenfalls der Verbreitung dieser Bilderbogen nicht störend entgegen.

Auerbach's „Barfüßele“ liegt nun complet vor und ist damit ein Werk vollendet, welches der deutschen Poesie und der deutschen Kunst immer zur Zierde gereichen wird. Wir erfüllen einen vielfach laut gewordenen Wunsch, indem wir in der heutigen Nummer der Gartenlaube abermals eine der vortrefflichen Illustrationen Vautier's zum Abdruck bringen, gewiß, daß dieses heute schon in Tausenden von Exemplaren verbreitete Prachtbuch Jedem, der es als Gabe auf den Weihnachtstisch der Familie zu legen gedenkt, Dank und Ehre einbringen wird.

Für die Hinterbliebenen der im Plauenschen Grunde Verunglückten ist wieder an Beiträgen die Summe von 1303 Thlr. 27 Ngr. eingegangen, und namentlich sind es unsere Landsleute im Auslande, denen wir den größern Theil dieser reichen Spende zu verdanken haben. Specielle Quittung erfolgt in einer der nächsten Nummern. Indem wir hiermit nun unsere Sammlung als geschlossen betrachten, bemerken wir, daß dieselbe im Ganzen die Summe von 6395 Thlr. 12 Ngr. 7 Pf. ergeben hat.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Auerbach, Barfüßele. . . . . Mit 75 Illustrationen von Vautier. ungeb. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 25 Ngr.
Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. 8. Aufl. broch. 1 Thlr. 27½ Ngr., geb. 2 Thlr. 5 Ngr.
Gartenlaube, 1859. 1860. 1862 bis 1868. . . . broch. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepr. Decke à 2⅔ Thlr.
Glaßbrenner, Adolf, Neuer Reineke Fuchs. . . . . Vierte, verbesserte Ausgabe. broch. 1 Thlr.
Marlitt, Gold-Else. . . . . 5. Aufl. ungeb. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 8 Ngr.
Marlitt, Das Geheimniß der alten Mamsell. . . . . 4. Aufl. ungeb. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 10 Ngr.
Marlitt, Thüringer Erzählungen. 1 Thlr. 15 Ngr.
Prutz, Rob., Buch der Liebe. . . . . eleg. geb. 1 Thlr. 15 Ngr.
Schefer, Leopold, Für Haus und Herz. Hinterlassene Gedichte. Herausgegeben von Rud. Gottschall. Eleg. geb. 1 Thlr. 27 Ngr.
Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 30 Bände. Zweite Auflage. broch. à Band 7½ Ngr.
Storch, Gedichte. . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.
Storch, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 31 Bde. broch. à Bd. 7½ Ngr.
Traeger, Gedichte. . . . . Siebente, sehr vermehrte Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1½ Thlr.
Wislicenus, Gustav Adolph, die Bibel. Für denkende Leser betrachtet. . . . broch. 2¾ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

„Ja — ich bin's gewesen … ich hab's gethan …“ rief Wendel in angstvollen Lauten hinwider, und die Hände vor's Antlitz schlagend, brach das Mädchen in den Stuhl zusammen und wimmerte:

„O Du liebster Vater im Himmel droben … Du! Also doch Du … der gute brave Wendel und doch … o — o, es ist ja nit möglich, nit möglich …“

„Jetzt, wo's geschehen ist,“ fuhr er in abgerissenen Sätzen fort, „jetzt weiß ich, jetzt begreif' ich's selber nimmer, wie's möglich gewesen ist … aber das hitzige Blut, das mir allemal gleich in den Kopf steigt, das ist an Allem schuld! Du hast bitter Recht gehabt, wie Du mich gestern gewarnt hast … Dein Vater hat mich schlecht gemacht vor allen Leuten und unschuldiger Weis' — da bin ich hinaus wie ein Wahnsinniger und hab' schier nichts von mir gewußt; erst wie ich den Feichtenhof vor mir gesehen hab', bin ich wieder zu mir selber 'kommen. …“

Christel unterbrach ihn nicht, sie lag, das Gesicht auf die Arme gebeugt, auf dem Fenstersims — nur das Schüttern des Nackens und leises Schluchzen verriethen, daß sie lebte und hörte.

Wendel fuhr in dem traurigen Bekenntniß fort, er mußte die zermalmende Last von seiner Seele wälzen — es war, als würde ihm eine Erleichterung zu Theil, wenn noch ein Herz unter der Jammerbürde seufze. Er erzählte, wie er hastig seine Sachen gepackt und dann, ohne noch umzublicken, fortgeeilt sei, gerade aus bis auf eine Waldblöße … dort habe er sich unter einen Baum hingeworfen und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen! Es habe ihm fast das Herz abgedrückt, daß er so fort müsse — fort, ohne von Christel Abschied genommen und ihr den Groll abgebeten zu haben, dessen Unrecht ihm immer klarer vor die Seele trat! Da habe es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt gefaßt und nach dem Feichtenhof zurückgezogen — er wollte die Geliebte wenigstens noch einmal sehen und ihr Lebewohl sagen. Unbemerkt war er wieder an den Hof gelangt und durch ein lose gewordenes Brett in die Scheune geschlüpft: im Heu versteckt, wollte er Christel's Heimkehr und die Nacht abwarten, um dann zu ihrem Fenster zu klettern. Indessen war draußen das Gewitter in voller Macht ausgebrochen und über dem Brüten und Warten hatte auch in seinem Innern der Sturm auf's Neue zu toben begonnen. Der alte Schmerz kehrte wieder, daß er, obwohl ohne Schuld, gleich einem Verbrecher in die Welt gestoßen, hinausgejagt sei, wie ein herrenloser Hund … der Schmerz steigerte sich zum Grimm, wenn er die Ursache bedachte, wegen deren ihm das widerfuhr und die keine andere war, als seine Armuth. Keine Schranke lag zwischen ihm und der Geliebten, wenn er ihr Reichthum zu bieten hätte oder wenn auch sie arm geworden, wie er. … Der letzte Gedanke verließ ihn nicht mehr; gleich einer Schlange, die ihren Ring immer höher hinan und immer enger um ihr Opfer schnürt, preßte es ihm das Herz immer wilder, immer gewaltsamer zusammen — kaum wissend, was er that, hatte er Stahl und Stein hervorgezogen … im nächsten Augenblick sprühten Funken, glimmte der Schwamm und war im Heu versteckt. … Er selber stürzte wieder dem Walde zu … dort, auf derselben Waldblöße, wo er vorher gelegen, brach er unter dem Baum zusammen. …

Das Gewitter war majestätisch vorübergegangen … das weite herrliche Land athmete erfrischt und duftend auf, die Bäume funkelten in den letzten Regentropfen wie mit Edelsteinen besternt; ein frischer, kühlender Lebensstrom rauschte durch die Wipfel und jagte an dem wieder hell und blau gewordenen Himmel die letzten Gewölkstreifen gegen die Berge hinein — dort verhallte das letzte feierliche Rollen des Donners, dort um die Bergstirnen hing die letzte Gewitterwolke und spiegelte auf ihrem dunklen Grunde den siebenfarbigen Lichtbogen des Friedens zurück. Die ganze Natur beging eine Feierstunde und all' das Wehen und Rauschen, das Rollen und Sausen, Leuchten und Glänzen schien mit einem Male, als wären sie lebende Wesen und bekämen Stimmen, und all' diese Stimmen tönten zusammen und riefen dem Unseligen unter dem Baum mit dem Worte des Predigers, das in seinem Ohr geschlafen hatte, zu: Heilig, heilig, heilig ist Gott Zebaoth — Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll. …

Und er selbst, wie stand er da in dieser herrlichen Welt — ein schändender Flecken in all' der Pracht! Er allein unwürdig, daß ihn die erhabene Sonne beschien. …

Da gingen ihm die Augen auf zur Erkenntniß — mit zerschmetternder Wucht wie ein stürzender Berg überfiel die Reue sein Herz und was er gethan, lag unverhüllt vor ihm in seiner ganzen ungeheuren Schändlichkeit. Er war wirklich geworden, was ihn der Bauer genannt — er hatte ein Verbrechen begangen, das ihm das Glück erringen sollte und das doch, wie er plötzlich

mit der vernichtenden Klarheit des Blitzes erkannte, zwischen dem Glück und ihm eine unausfüllbare Kluft aufgerissen hatte. . . .

„Da ist mir gewesen," schloß Wendel die entsetzliche Beichte, „als wäre Jemand bei mir gewesen und hätt' mir in Einem fort in's Ohr geschrieen: Kehr' um! Vielleicht ist es noch Zeit . . . vielleicht kannst Du's noch ungescheh'n machen . . . kehr' um! Da bin ich wieder zurück zum Feichtenhof . . . mehr todt als lebendig! Ich hab' gemeint, die Kniee brechen mir ein, wie ich ihn von fern hab' liegen sehen, denn ich hab' nit anders gedacht, als daß jeden Augenblick das Feuer daraus aufschlagen wird. . . . Aber ich bin noch hingekommen, bin hinein in den Stadel . . . das Heu muß nit ganz trocken gewesen sein, es hat wohl an allen Ecken geglost . . . es hätt' nur ein Lüft'l gebraucht, so hätt's angefangen zu brennen . . . da hab' ich Alles ausgedrückt und ausgetreten mit Händen und Füßen, dann bin ich wieder hinaus in den Wald und auf die Knie' niedergefallen und hab' unserm Herrgott gedankt . . ."

Christel hatte sich staunend aufgerichtet. „Wie? Du hast es wieder ausgelöscht?" fragte sie hastig. . . . „Wie ist es aber doch gekommen, daß . . ."

„Weil unser Herrgott," murmelte Wendel dumpf, „von mir nichts mehr wissen will, weil er mein Gebet verworfen hat und meine Reu' . . . es muß doch ein Funken übrig geblieben sein und muß gefaßt haben . . . mitten unter meinem Beten hat das helle Feuer aufgeschlagen vor meinen Augen . . ."

Er verstummte; auch das Mädchen wußte und vermochte nichts zu erwidern; wie sie im gemeinsamen Entzücken verstummt waren, hielt auch der Schmerz sie gleichmäßig schweigend gebannt.

„O Du armer, armer Mensch," rief Christel zuerst, „hat's so weit kommen müssen mit Dir! Wie hast Dir selber so 'was anthun können!"

„Wie?" rief Wendel entgegen; „Du red'st nur von mir und giebst mir nit einmal ein einzig's hartes Wort? O Du leibhaftiger Engel vom Himmel herunter! Aber ich will all' meiner Lebtag nichts thun als arbeiten und wenn mir das Blut aus den Fingern spritzt, ich will nit rasten, bis ich Alles wieder ersetzt und gut gemacht hab' . . ."

„Thu' das, Wendel," sagte das Mädchen ergriffen, „aber thu's wegen Dir selber! Mir ist es nit um den Reichthum, um das bissel Hab' und Gut . . . das verzeih' ich Dir, aber daß Du — Du, den ich für den bravsten Menschen gehalten hab', auf den ich Häuser gebaut hätt', daß Du Dich selber so hast zu Schanden gemacht. . . . O Wendel, Wendel, Du wirst viel thun müssen, wenn ich Dir das verzeihen soll. . . . Jetzt ist es freilich wahr, daß Du fort mußt, in die Welt, über's Meer, in ein Land, wo Dich Niemand finden kann!"

„Fort! Von Dir fort!" klagte er. „Ich werd's nit können, Christel . . . ich seh's jetzt erst ein, was das heißt! — Ich kann nit leben ohne Dich!"

„Du wirst es müssen," entgegnete sie traurig, „Du hast uns das Schicksal selber aufgesetzt! Und Du mußt eilig fort, Du hast keinen Augenblick zu versäumen. . . . Geh', geh', mich überkommt auf einmal eine unbeschreibliche Angst, als wenn mir noch ein großes Unglück bevorstehn thät. . . . Wenn sie Dich finden, wenn ich sehn müßt', wie sie Dich gebunden fortschleppen . . . es wär' mein Letztes . . . Wendel, ich bitt' Dich um Gotteswillen, befrei' mich von der Angst und geh' . . ."

„Ich gehe schon," erwiderte er zögernd, „ich will ja gehn — sag' mir nur noch ein einziges Mal, daß Du mich nit verachtest, Christel . . . daß Du mich nit ganz und gar verloren giebst — daß Du nit im Zorn an mich denken willst . . ."

„Mach', daß Du Dir's selber verzeihen kannst," sagte sie weich, „von mir aus ist Dir Alles verziehen — ich werd' Dich nie vergessen, Wendel, da hast meine Hand darauf! . . . Ach Du lieber Gott, ich könnt's ja nit, wenn ich auch wollt' . . ."

Sie streckte die Hand durch's Gitter, die er ergriff und mit Küssen bedeckte; als sie dieselbe sachte zurückzog, kam sie wie zum Segen auf seinen Scheitel zu liegen.

„B'hüt' Dich Gott," schluchzte sie, „wenn es sein kann, laß mich von Dir 'was hören — und denk' an mich. . . ."

Sie wankte vom Fenster hinweg; wohl rief die vertraute Stimme draußen zärtlich ihren Namen und bat um einen letzten Blick, ein allerletztes Lebewohl; sie zwang sich zu schweigen, bis das Geräusch des endlich sich Entfernenden sich verloren hatte — dann horchte sie noch einige Augenblicke in die Nacht hinaus und sank, von Schwäche überwältigt, auf das Bett. . . . Bald jedoch erhob sie sich wieder und begann sich zu entkleiden, hielt aber auch damit inne, indem sie sich mit der Hand über die heiße Stirn fuhr.

„Es wird heut' Nacht doch nichts werden mit dem Schlafen," sagte sie vor sich hin, indem sie den Docht der Lampe aufstörte und nach einem alten vergriffenen Buch langte, das darüber auf dem Simse lag. „Ich will beten. . . ."

Sie wollte sich auf's Bett setzen, aber sie erreichte es nicht — der Flügel des Kleiderschranks öffnete sich und Domini stand vor ihr.

„Jesus . . ." schrie sie entsetzt und wollte der Thür zu, aber Domini hatte ihr den Weg vertreten und verschlang mit höhnischen Blicken die Gestalt der halb Entkleideten. . . .

„Geb' sich die Jungfer keine Müh' und mach' Sie keinen Lärm," sagte er, „jetzt haben wir Zwei ein Wort unter vier Augen miteinander zu reden!"

„Mensch," stammelte sie, kaum ihrer Sinne mächtig, „wie kommst Du hieher? Was willst Du von mir?"

„Was ich will?" fragte er höhnisch entgegen. „Was sollt' ich sonst wollen, als Dich, Du zimpferlicher Schatz . . . meinst, ich hätt' umsonst den Weg ausspionirt in Deine Kammer?"

„Elender Bursch'," rief sie in Zorn auflodernd, „den Augenblick gehst Du aus der Kammer oder ich schreie Alles im Hause wach . . ."

„Das läßt Du schon bleiben, Schatz," entgegnete er näher tretend, „das ist nit Dein Ernst! Gehn könnt' ich wohl — aber weißt Du, wohin ich dann gehe? Geraden Wegs auf's Landgericht, damit sie Deinen saubern Gasselbuben, den Mordbrenner, packen und ihn Dir in Ketten und Banden herbei führen . . ."

„Heilige Mutter!" rief Christel und mußte sich am Bettpfosten halten, um nicht umzusinken.

„Aha — giebst es jetzt wohlfeiler?" fuhr Domini fort. „Ich glaub's! Du hast wohl Deinen Vater aufgeredt, daß er sein Wort zurückgenommen hat, und hast ihm gesagt, Du nimmst mich niemals und hättest einen völligen Abscheu vor mir . . . aber ich denk', ein bissel was wird schon davon abgehn, daß wir einen Handel machen können! Den Wendel kannst doch einmal nit haben — also gieb mir freiwillig Dein Jawort, und ich hab' von Allem nichts gehört . . ."

„Nein, nein . . . in Ewigkeit nit . . ." rief Christel mit einer Geberde des Abscheus.

„So?" fragte Domini und that, als wolle er sich zur Thür wenden, hielt aber inne, als sie eine Bewegung machte, ihn dennoch zurückzuhalten. „Geschwind," fuhr er fort, „wenn Du Dich anders besonnen hast, so sag's; ich kann das lange Herumzerren nit leiden, bei mir muß Alles fein lüstig gehn. . . . Also willst oder willst nit?"

Durch Christel's Sinn schwirrten und schwankten die verschiedensten Gedanken, wie sie der Gewalt des Schändlichen zu entrinnen vermöchte; jeder ward schon im Entstehen wieder unterdrückt, denn keiner vermochte, das unselige Geheimniß, dessen Mitwisser er geworden, in ihm zu verschließen. Sie wollte und wollte nicht; sie schwankte zwischen Ja und Nein, wie zwischen zwei Bechern mit verschiedenen Giften gefüllt — sie wußte selbst nicht, wie es geschah, aber ihre Lippen bewegten sich und es klang von ihnen: „. . . . Ich will . . ."

„Die Hand darauf?" rief Domini triumphirend.

„Hier ist sie . . ." stammelte sie mit erlöschender Stimme . . . „aber jetzt fort von mir . . . fort aus der Kammer hinaus — im Augenblick . . ."

Sie wollte ihm die Hand wieder entziehn, aber er hielt sie lachend fest und zog sie näher an sich, so kräftig sie ihn auch von sich abstemmte. „Oho," rief er, „so haben wir nit gewettet! Jetzt bin ich einmal da, und will für Dein Wort ein Unterpfand . . ."

„Bösewicht!" rief sie, seiner sich ungestüm erwehrend, aber er kehrte sich nicht daran und faßte sie immer keder um den Leib . . . „Wer steht mir denn gut," höhnte er, „daß es Dich bis morgen nit reut? Daß Du mir nit morgen Alles aus dem Gesicht heraus leugnest? Ich geh' nit von Dir, eh' ich nit sicher weiß, daß Du nimmermehr loskannst von mir . . ."

Nirgends ein Ausweg, nirgend eine Hülfe — und immer wilder umschlang er die verzweifelt Widerstrebende, der mit der ermattenden Kraft zuletzt auch die Besinnung schwand — —

4. Unter der Sichel.

Der Juni war gekommen und hatte den Sommer mitgebracht, aber eingehüllt in schwüles brütendes Gewölk, das nicht die Macht besaß, sich zu Gewittern zu ballen, und sich dafür desto häufiger in mächtigen Regengüssen entlud, welche tagelang den Himmel in ödem, trübseligem Grau, wie in den Falten eines Trauerschleiers, verbargen. In der Ebene brausten Glonn und Mangfall breiter und rascher dahin, denn die Bergwasser kamen voller zu Thal und die verdeckten Untiefen der Moosgründe hatten sich leise aufsteigend gefüllt, daß sich die braunen Fluthen nun über die Gestade wälzten, wo die Büsche in der Strömung wankten, und die zur Reife vergilbenden Saathalme sammt den dazwischen gestreuten rothen Mohnhäuptern sich verwundert schüttelten, weil sie unter sich die mütterliche Scholle nicht mehr gewahrten, der sie gemeinsam entkeimt. An den Höhen zog es in dunstigen Streifen hin, ein undurchdringlicher Vorhang, den nur manchmal ein rascher Windstoß hob oder ein flüchtiger Sonnenstrahl zerriß; dann war zu erkennen, daß die alten treuen Berge auch ungesehn auf ihrem Posten standen, daß sie in der Regenluft ganz nahe herantraten, als wären sie in schwarzblauen Stahl gerüstet, um dann, wenn sie gesehn, daß das Land wie sonst wohlbehütet vor ihnen lag, sich wieder den Wolkenmantel um die Felsenschultern zu schlagen.

Wie ein dunkler Rahmen zu einem Bilde der Trauer stimmte der trübe Himmel zu dem noch immer unheimlichen Anblick, welchen der zerstörte Feichtenhof darbot. Zwar waren die Spuren des Brandes so ziemlich beseitigt: das verkohlte Gebälk lag seitwärts aufgeschichtet, die Mauern, welche nicht mehr verwendet werden konnten, waren abgebrochen und weggeräumt, und auf dem unversehrt gebliebenen Grunde stieg statt ihrer schon ein rasch wachsendes neues Gemäuer empor, aber über dem Ganzen lag doch noch ein Hauch des Trübsinns, wie die Blässe auf dem Antlitz des halbgenesenen Kranken, in dem der verborgene Kampf noch fortdauert, ob die Lebensröthe des Blutes in den Wangen wiederkehren oder für immer der Erstarrung weichen soll und dem Tode. Die Unordnung und die Zerstörung, welche fast allem menschlichen Schaffen vorausgeht, um der neuen Schöpfung Raum zu gewinnen, die mancherlei Vorbereitungen und Gerüste boten ein ungastliches Bild, um so mehr, wenn, wie im Augenblick, wegen der Mittagsruhe der Arbeiter und Maurer das Geräusch und Rufen ihrer Thätigkeit verstummt war; auch sonst war es rings umher still, sogar die Vögel, die sonst wohl noch den Rest der Brütezeit auf Hecken und Bäumen verzwitscherten, schienen, erst durch die grelle Feuersgluth und dann durch die stete Arbeit verscheucht, sich einen andern Sing- und Spielplatz gewählt zu haben.

Unter der Thür des Zubauhauses in einem schlechten Lehnstuhl saß der Feichtenbauer; das Leiden in seinen Händen war wiedergekehrt und hatte auch den Weg in die Beine gefunden, daß sie ihn nicht mehr zu tragen vermochten und er, mit all' seinem Groll und Grimm an den Stuhl und in die Stube gebannt, es schon als eine große Erleichterung fühlte, wenn er mindestens im Freien sitzen und sich an dem heranwachsenden Neubau weiden konnte, dessen baldige Vollendung die Mitte seines ganzen Denkens und Trachtens geworden war. So hatte er Zeit genug, darüber zu grübeln, ob der Bader Recht hatte, wenn er behauptete, die Verschlimmerung seines Zustandes sei die Folge der im Bergwirthshause begangenen Unmäßigkeit, des Schreckens und der andauernden Zornaufregung — oder ob, wie sein einsames Gewissen ihm zuflüsterte, er darin Strafe und Vergeltung dafür zu erkennen habe, daß er sein Gelöbniß so schlecht oder eigentlich gar nicht erfüllt hatte. Sein einziger Trost, seine Freude und Hoffnung war, sich das Haus fertig zu denken; er sah dann schon den Kranz mit den Bändern beim Hebwein von dem frisch aufgesetzten Dache flattern und malte sich aus, wie er wieder thätig sein, in Acker, Scheune und Stall schaffen und wirken oder doch, wenn Christel die Herrin und Bäurin geworden, dem gedeihlichen Wirken und Schaffen junger Kräfte zusehen und sich daran erfreuen wolle. Allerdings war ihm auch diese Aussicht durch die Gedanken an den künftigen Eidam getrübt, denn seit am zweiten Morgen nach dem Brande Christel plötzlich vor ihn getreten war und ihm erklärt hatte, daß sie ihren Sinn geändert und bereit sei, nach dem Willen des Vaters Domini die Hand zu reichen — seitdem war eine eigenthümliche Veränderung in ihm vorgegangen; mit dem Widerstande, der sich seinem Plane entgegengesetzt, schien auch der Reiz desselben geschwunden zu sein und es geschah nicht selten, daß er selbst nicht mehr recht begreifen konnte, was ihm denn an Domini so besonders gefallen. Wenn er auch seinem Versprechen gemäß einige Tage nach dem Brande wirklich gekommen war und mit lachendem Mund dreitausend Gulden in blanken Thalern und nagelneuen Banknoten auf den Tisch gelegt und ihm dadurch den raschen Angriff des Neubaus gar sehr erleichtert hatte, so war doch an dem ganzen Gebahren und der immerwährenden Lustigkeit des Metzgers etwas, was ihm nicht behagte — die früher so laut belachten Späße kamen ihm übertrieben, die so gern vernommenen Schilderungen und Geschichten langweilig vor, und wenn er so recht treuherzig und bieder sprach und ihm die Hand hinstreckte, mußte er immer unwillkürlich an eine Katze denken, welche an der dargebotenen Schmeichelpfote die Krallen versteckt.

Auch sonst wohl war in seinem Gemüthe Vieles mürber und weicher geworden; es glich jener Art von hartem Ackerland, das einen leichten Regen einsaugt und verdunstet und das, um für Saat und Ernte empfänglich zu werden, eindringender Güsse und Erschütterungen bedarf. Das Eine, worin er sich unverändert gleich geblieben, war der Haß und die Wuth gegen den Urheber des Brandunglücks, als welchen er in unumstößlicher Gewißheit Wendel ansah, wenn er ihn auch nicht nannte. Als er noch einmal eine Andeutung seines Verdachtes ausgesprochen, war ihm Christel in höchster Erregung und wie außer sich entgegengetreten und hatte mit der Drohung, sich ein Leid anthun zu wollen, das Versprechen ertrotzt, daß davon nie mehr die Rede sein solle, aber auch ungenannt war es nur der verhaßte Knecht, welchem die wilden Zornausbrüche galten, in denen sein verhaltener Groll sich manchmal Luft machte.

Aergerlich zählte er jetzt die Minuten, durch welche wegen des Mittagsmahls der Arbeiter die Förderung des Baus unterbrochen war, und durch den feinen durchdringenden Regenschauer, der eben niederzurauschen begann, sah er unter dem schützenden Dachvorsprunge nach dem Wahrzeichen des Hofes, der großen Fichte hin, von deren unteren angebrannten Aesten die Nadeln abgefallen waren, so daß zwischen dem schwarzen dürren Holze der Blick bis auf die noch immer unvernarbte Wunde des Stammes zu dringen vermochte.

Eben kam ein Knecht von der Hinterstube, wo die Dienstboten ihre Mahlzeit gehalten, über den Hofraum gegangen und schritt, die Säge in der Hand und ein starkes Beil auf der Schulter, der Fichte zu, an deren Fuß er das Werkzeug niederlegte und dann etwas zurücktrat, als wolle er die Höhe des Baumes und die Entfernung bemessen, bis zu welcher derselbe im Sturze reichen würde.

„Was will denn der Hans Narr?“ murmelte der Bauer. „Ich glaub' gar, er hat was im Sinn mit der Hof-Feichten? (Fichte.) He da, Pauli!“ rief er ihm laut zu, als der Knecht wirklich Anstalt machte, die Stelle für den ersten Beilhieb auszusuchen. „Was treibst Du denn? Auf der Stell' gehst Du mir von der Feichten weg und kommst da her zu mir!“ Der Knecht gehorchte zögernd und mit schlecht verhehltem Widerwillen.

„Was werd' ich treiben?“ sagte er. „Es regnet wieder, man kann nicht hinaus in's Feld — da hab' ich gedacht, es wird das Beste sein, ich hau' die Feichten um!“

„Kreuzbirnbaum!“ rief der Alte und wollte aufspringen, uneingedenk der starren schmerzenden Kniee, die es ihm unmöglich machten. „Die Hof-Feichten umhauen? Ich glaub', Du bist übergeschnappt! Seit wann ist es denn der Brauch, daß man auf meinem Hof die Bäum' so umhaut, mir nichts, Dir nichts und ohne mich zu fragen?“

„Ich hab' gemeint, Ihr werdet wohl drum wissen,“ erwiderte der Knecht gleichmüthig. „Der Herr Domini hat's angeschafft...“

„So? Der Herr Domini?“ schrie der Bauer mit schallender Stimme, die allein seiner Heftigkeit den Dienst noch nicht versagte. „Freilich, was der anschafft, das muß geschehn! Er denkt gewiß, er braucht nichts mehr zu thun, als zu commandiren? Da ist er doch ein bissel zu früh an den Tupfer gekommen! Noch bin ich Herr und Vogt auf dem Feichtenhof und die Dienstboten, die bei mir sind, müssen thun, was ich haben will!“

„Meinetwegen!“ entgegnete der Knecht und nahm das Beil wieder auf die Schulter. „Von mir aus steht die Feichten gut — lang' wird's doch nimmer dauern damit, das Feuer hat ihr weh gethan und bis zum Herbst ist sie lang abgestanden, sie fangt ja schon an, ganz dürr zu werden am Gipfel . . .“

„Nit wahr ist es!" rief der Alte zürnend. „Das bissel Hitz' hat der Feichten nichts gethan — die hat einen gar gesunden Kern! Und wenn Du von gipfeldürr werden redst, Du Dummkopf, so kannst Du gehn und Dich getrost um ein Paar andere Augen umschaun! Die Feichten muß sich erholen und sie erholt sich auch ... bis der neue Hof unter Dach ist, kennst Du ihr nichts mehr an; nachher komm' zu mir, daß ich Dich recht auslachen kann, ich zahl' Dir einen Kronthaler, wenn Du mir das Vergnügen machst!"

Der Knecht entfernte sich schweigend; in der Thür, durch das laute Gespräch herbeigerufen, stand Christel und mahnte den Vater, in's Haus zu kommen, die feuchte Regenluft könne ihm schaden.

Wer das Mädchen vor wenigen Wochen gesehen, an dem frischen Maimorgen unter den hoffnungsgrünen Linden der Wallfahrtskirche, frisch und hoffnungsreich, wie beide, der hätte wohl Mühe gehabt, in dieser wie vom Tragen schwerer Lasten ermüdeten Gestalt, in diesem kalt ernsthaften, um nicht zu sagen, finstern Angesicht sie wieder zu erkennen. Sie war noch immer schön, aber die Schönheit war eine andere geworden; das übervolle braune Haar erschien noch glänzender, weil es durch die fast durchscheinende Weiße des Gesichts noch mehr hervorgehoben wurde; das Blau der Augen war dunkler geworden, wie das Wasser eines sonst durchsichtigen Bergquells über einer geheimnißvollen Untiefe seines Grundes.

Mühsam und ächzend erhob sich der Alte und wankte, von Christel unterstützt, dem Hause zu. „Hast Du es gehört," sagte er, „was der Domini sich unterstanden hat? Er will die große Feichten umhauen, das Wahrzeichen von . . ."

„Ich hab' Alles gehört," entgegnete das Mädchen kalt; der Bauer aber rief spottend nach: „Ich hab' Alles gehört? Und das sagst Du so gleichgültig, als wenn gar nichts dahinter wär'? Aber ich will es ihm eintränken! Ich will ihm zeigen, daß ich auch noch ein Wört'l mitzureden hab'! Was bild't sich denn der Bursch' ein, der übermüthige!"

„Was braucht er sich einzubilden!" sagte Christel wie zuvor, aber mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Er weiß ja, daß er bald Herr sein wird vom Feichtenhof . . . was liegt also daran, wenn er den Herrn schon um ein paar Wochen früher spielt!"

„Christel," rief der Alte, indem er sich von ihr losmachte, „mach' mich nit Du auch noch harb' mit Deinem Gered'! Du kannst es lang wissen, daß mir die Lust vergangen ist mit dem Domini und daß ich schon gern abgebaut hätte mit ihm . . . aber Du bist das lebendige Widerspiel und weil ich nimmer will, hast Du Deinen Kopf aufgesetzt und bleibst dabei, daß er durchaus Dein Mann werden soll! Wegen was thust das? Ich brauch' nit mehr aufzupassen auf ihn, der Herr Pfarrer hat mir Kirchengeld versprochen, so viel als ich will — das kann ich jede Stund' haben und den Domini damit hinauszahlen! Ich bin erst dahinter gekommen, daß er nit viel besser ist als ein Lump! Er hat gesagt, er müßt' wieder hinein in's Tirol, zu seinem Vater . . . gestern aber hab' ich's erfahren, daß es nit wahr ist, daß er im Land herumvagirt und in den Wirthshäusern zecht und spielt . . ."

„Ich weiß, Vater," sagte Christel kaltblütig wie zuvor.

„So — weißt Du's?" eiferte er. „Und daß er die Susi mit herumschleppt, die liederliche Dirn', die sich von uns fortgelogen hat . . . weißt' das auch?" Sie schwieg — aber aus ihrem Schweigen sprach die Bestätigung. „Und doch willst Du, daß er Dein Mann werden soll?" fuhr er noch heftiger fort. „Kreuzbirnbaum, das ist mir zu rund! Hast Deinen Verstand verloren, Madel — oder was steckt da dahinter?"

Ein Steinführer, der eben eine Ladung Ziegel abgeleert hatte, kam herzu sich den Lieferschein bestätigen zu lassen und unterbrach das Gespräch. „Weißt schon die Neuigkeit, Feichtenbauer?" sagte der Mann, während der Bauer den Zettel überflog. „Wie ich gerad' gehalten hab' unten am Berg' und hab' eine Halbe getrunken, ist der Gerichtsdiener auch hinein gekommen in die Zechstuben und hat's erzählt . . . sie haben ihn . . ."

„Sie haben ihn? Wen?" fragte der Bauer verwundert, während eine böse Ahnung Christel das Blut in die Wangen jagte und es ihr vor den Augen flirren machte.

„Ha, wen sonst als den Mordbrenner, der Dir den Hof angezündet hat?" sagte der Fuhrmann. „Er hat durchbrennen wollen, über's Meer nach Amerika — da ist's gerad' noch aufgekommen, sie haben ihn noch eingeholt, jetzt liegt er schon in Ketten und Banden und wird vor'm nächsten Schwurgericht verhandelt... er soll's auch schon eingestanden haben ..."

„Und wer . . . wer ist es?" fragte der Feichtenbauer fast athemlos und mit aufblitzenden Augen; die gleiche Frage zitterte unausgesprochen auf Christel's glühendem Munde.

„Wer wird's sein! Niemand als Dein früherer Knecht . . . der Wendel . . ."

„Der Wendel?" brach der Alte triumphirend aus. „Also ist er's wirklich gewesen? Und sie haben ihn schon, und er liegt wirklich schon hinter Schloß und Riegel? O, ich hab's gewußt! Ich hab's immer gesagt, so viel man mir's hat ausreden wollen. . . . O, wie mich das freut . . . ich lass' ein Hochamt lesen, ein levitirtes, weil ich nur das noch erlebt hab'.... Komm' herein, Fuhrmann, komm' mit mir in's Haus, das mußt mir noch einmal und ganz genau erzählen. . . ."

Er ging, wie von seinen Schmerzen geheilt, in's Haus und zog den Fuhrmann mit hinein, unbekümmert um Christel, welche bei Seite gewankt war, ihre Verwirrung mindestens vor den Augen des Fremden zu verbergen. Ihre Stirne brannte, ihr Athem flog, das aufwallende Herz drohte wie im Krampfe das Mieder zu sprengen . . . ein kühler Windstoß, der ihr den Regen in's Gesicht warf, gab ihr die Besinnung wieder.

„Hat mir denn geträumt oder hab' ich das wirklich gehört?" flüsterte sie dumpf in sich hinein. „Der Wendel ist gefangen ... er soll's eingestanden haben.... Wie ist denn das möglich? . . . Aber es muß doch wahr sein . . . ich hör', wie der Vater in der Stuben drinn' lacht und sich freut. . . . Also hab' ich ihn nit erretten können und es wär' Alles umsonst gewesen. . . . Alles, Alles umsonst? . . . Und wenn es ist, dann hat's kein anderer Mensch gethan, als der Domini, dann hat er sein heiliges Wort gebrochen und hat ihn verrathen . . . der elende Mensch ist zu Allem fähig! . . . Aber wenn er das gethan hat," fuhr sie rascher und wie aufathmend fort, „dann wär' ich ja auch von meinem Versprechen los und ledig! O mein Gott, dann bin ich ja auch frei von ihm!" ... Ein Funke der Freude wollte in ihrem Gemüthe aufglimmen, aber die einen Augenblick gehobene Last rollte zurück und erstickte ihn . . . selbst wenn Domini seine Zusage nicht gehalten, wenn er das gelobte Schweigen gebrochen, war sie dann wirklich von ihm befreit? Konnte sie sich ganz und gar lossagen von dem Schändlichen? . . . Sie vermochte nicht, den Gedanken an's Ende zu denken; sie war wie der Gefangene, den das Klirren seiner Ketten aus dem Freiheitstraume weckt.... Zorn, Scham, Abscheu umwölkten und verfinsterten ihre Seele ... das Heiligste, ihr makelloser Ruf, ihre Ehre hielt sie mit unzerreißbaren Banden an den Elenden geschmiedet; sie war ihm verfallen für immer. . . .

Die Hand an die Stirne pressend, murmelte sie in zermalmendem Weh vor sich hin: „Es ist Alles vorbei . . . Alles verloren! O Du heilige Mutter im Himmel droben, hab' Erbarmniß und mach' mit mir ein gnädig's End' . . . und das bald . . . recht bald!"

(Schluß folgt.)

Goethe's Geliebte in Rom.

Im Jahrgang 1868, Nr. 39, S. 617 flg. brachte die Gartenlaube einen Artikel, welcher unter der Ueberschrift „Goethe und die schöne Mailänderin" eine der reizendsten Episoden aus dem reichen Leben unsers Dichters nach dessen eigenen Andeutungen, wie er sie in seinem „Zweiten Aufenthalt in Rom" gegeben, anschaulich darstellt und in den weitesten Kreisen Interesse und Theilnahme erweckt hat. Es freut mich, dem erwähnten Artikel eine Illustration nachtragen zu können, eine Illustration, welche zwar den über jener Episode liegenden Schleier nicht ganz hebt (er wird wohl auch niemals ganz gehoben werden können), aber

Digitized by Google

doch lüftet: das Bild der schönen Mailänderin selbst von der eigenen Hand Goethe's.

Bekanntlich hat die Hinneigung zur bildenden Kunst und insbesondere die Lust zum Zeichnen unsern großen Dichter fast durch sein ganzes Leben begleitet. Wie Schuchardt, der geistvolle Herausgeber des Verzeichnisses von Goethe's Kunstsammlungen, treffend bemerkt, darf man, wenn man eine Goethe'sche Zeichnung zur Hand nimmt, zwar kein durchgebildetes Kunstwerk erwarten, aber Erfindung, Composition, Anlage, Andeutung der Farbe sind bei den meisten Zeichnungen, besonders der Landschaften, so beschaffen, daß kein Künstler sich deren zu schämen brauchte. Schwerer als das Landschaftliche fiel ihm das Zeichnen von Figuren. Durch Naturanlage und Uebung gelang ihm wohl ein Umriß, auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was er in der Natur vor sich sah, allein es fehlte ihm die eigentliche plastische Kraft, dem Umriß Körper zu verleihen; seine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnung irgend einer Gestalt und seine Figuren den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio ähnlich. Dennoch versuchte er sich selbst im Portraitiren. Durch Lavater's physiognomische Studien veranlaßt und angeregt, übte er sich darin, die Portraits von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, doch war die nachhelfende Hand eines künstlerischen Freundes erforderlich, um sie aus dem düstern Grunde hervorzuheben. So befindet sich noch jetzt in Weimar ein Bild Wieland's vom Jahr 1776, gezeichnet von Goethe. Am 24. Juni 1776 besuchte Wieland den jungen genialen Freund in dessen Garten, und es mag eine gar interessante Scene gewesen sein, als der Dichter des Götz und des Werther den früher angegriffenen, jetzt ihm herzlich befreundeten Wieland malte, im Goethe'schen Garten, im Schatten altehrwürdiger Bäume, in der Nähe blühende Rosen, — fürwahr, selbst ein charakteristisches Bild aus der Genie-Periode Weimars!

Goethe's Geliebte in Rom

Nach Goethe's Handzeichnung übertragen von Prof. Thumann.

Incognito, allein in einer Postchaise, mit Dachsranzen und Köfferchen, ohne dienende Begleitung, reiste Goethe von Karlsbad am 3. September 1786 ab und ging über die Alpen nach dem Lande seiner Sehnsucht. In Italien fühlte er sich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst. Es war die Zeit, wo sich unter der eifrigen Mitwirkung talentvoller Maler, eines Hackert, eines Tischbein, einer Angelika Kaufmann und Anderer in Rom jene Neugestaltung der Kunst vollzog, die im genialen Carstens ihren Abschluß finden sollte. Mit ganzem Feuereifer gab sich Goethe diesen Anregungen und Bestrebungen hin. Während er seine Iphigenie vollendete, widmete er sich zugleich der Malerei mit aller Leidenschaft.

Von Neapel, von Sicilien nach Rom zurückgekehrt, verweilte er vom 6. Juni 1787 bis 22. April 1788 zum zweiten Male in der ewigen Stadt. In Rom und auf den Ausflügen nach Tivoli, Albano &c. übte er sich unter **Hackert's** Anleitung im Landschaftszeichnen nach der Natur und, als die menschliche Gestalt ihn vor Allem interessirte, im Figurenzeichnen und Modelliren. Schon am 16. Juni, kaum wieder in Rom, schreibt er von dort: „In Tivoli war ich mit Hackert, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt. Er hat mich gelobt und getadelt und mir weitergeholfen." Das A und O aller uns bekannten Dinge (wie er sich ausdrückt), die menschliche Figur fesselte ihn, er entschloß sich zum Modelliren und freute sich nicht wenig, als ihm die Zeichnung eines Köpfchens nach Gyps gelang. „Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch so lange stillsteht, wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so dringt sich Alles auf."

Die Anregung zum Portraitiren sollte er bald genug in Castel Gandolfo in anmuthigster Weise empfangen. — Man hat ihm aus diesen Bemühungen, in der Malerei sich auszubilden, den Vorwurf der Zeitvergeudung gemacht, gewiß aber mit Unrecht. Wohl hatte ihm die Natur ein wahrhaftes productives Talent für die bildende Kunst versagt, er war von ihr nicht zum Maler geschaffen; indem er aber sich im Zeichnen nach der Natur auszubilden emsig und unter verständiger Leitung tüchtigster Künstler bestrebt war, bildete er überhaupt seine Natur- und Kunstanschauung harmonisch aus, was seine Dichtungen förderte und veredelte. Das fühlte er selbst auch recht wohl. „Daß ich zeichne und die Kunst studire" — schrieb er von Rom — „hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern: denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an, wie neuerzogen zu sein."

Noch ehe er nach Castel Gandolfo ging, am 5. September, hatte er seine Umarbeitung des Egmont vollendet.

Sein damaliges Leben gleicht einem Jugendtraum und erschien ihm selbst einem Jugendtraum völlig ähnlich. Nur Eines fehlte noch in diesem Traum gänzlich: Beziehungen zum schönen Geschlecht. Einen Abguß des kolossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, hatte er bei sich aufgestellt und nennt denselben „seine erste Liebschaft in Rom". Andere Liebschaften vermied er. „Ich scheue mich," gesteht er in den Briefen von dort, „vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." „Die italienischen Mädchen," schrieb er ferner, „haben ihre Eigenthümlichkeiten; vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader aber vertrocknet." Er hielt sich von Frauen „bis zur trocknen Unhöflichkeit" fern. Als er aber im October zur Villeggiatur nach Castel Gandolfo gegangen, war es mit dieser kühlen Zurückhaltung vorbei. Am 8. October schrieb er von dort: „Wir leben hier, wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite, um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag in der Gesellschaft sein, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen, ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal." Er verschwieg, was ihn eigentlich bewegte; jetzt kann man es aber zwischen den Zeilen lesen. Die blauen Augen der schönen Mailänderin hatten es ihm angethan. Sie sehen und von heftiger Liebe zu ihr entbrennen, war das Werk Eines Augenblicks. Um so größer war das Entsetzen, das ihn ergriff, als er vernahm, daß die Geliebte bereits Braut sei. Doch er hatte Jahre und Erfahrungen genug, um sich, obwohl im tiefen Schmerz, zu fassen. Es wäre wunderbar, sagte er sich selbst, wenn ein Werther-ähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben! Er zog sich zurück und wandte sich wieder der Kunst zu.

Am 27. October war er wieder in Rom, musterte die Zeichnungen, die er auf dem Lande gemacht, und gab sich neuen landschaftlichen Studien, insbesondere aber dem Interesse an der menschlichen Gestalt hin, welche doch das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns sei. Aber die Gedanken an die Geliebte blieben. Amor war es, der als Landschaftsmaler seinem Auge die Natur und demzufolge auch seine Landschaften durchgeistigte; Cupido, der lose, eigensinnige Knabe, war es, der ihm jetzt so hohe Begeisterung für die körperliche Schönheit des Menschen einflößte — er war es endlich, der ihn dazu trieb, das Bild der Geliebten selbst zu zeichnen. Bei Hackert und unter dessen Leitung entwarf er das Bild der lieblichen Mailänderin mit dem hellbraunen oder vielmehr blonden Haar, dem klaren, zarten Teint, den „fast blauen" Augen, dem offenen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Er zeichnete sie „im reinlichen Morgenkleide", wie er sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen. Faßte er jenen Moment in das Auge, wo sie in liebenswürdiger Naivetät zu ihm sagte: „Man lehrt uns nicht schreiben, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen," oder den Moment, wo sie seinem englischen Unterricht aufmerksam schelmisch lauschte? Wer weiß es? — So entstand die anmuthigste Aquarelle.

Im November 1787 konnte er wohl von sich sagen, daß er nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor sich sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse; er fühlte, daß er zur bildenden Kunst schon zu alt sei, um von jetzt an mehr zu thun als zu „pfuschen"; er entschloß sich, auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht zu thun, und wandte sich mit allem Feuereifer wieder der Poesie zu. Faust und Tasso beschäftigten ihn nun, sowohl in Rom, als auch nach dem schmerzlichen Abschied vom 22. April 1788 auf der Rückreise nach Weimar. Dahin begleiteten ihn auch seine italienischen Zeichnungen, unter ihnen das Portrait der schönen Mailänderin. Mit dreizehn anderen, in Italien gezeichneten Bildern (Landschaften in Aquarelle und Federzeichnungen: Wasserfall, Parkpartie, Ruinen, Felsengruppen, Säulen u. dergl.) legte er das Bild der Geliebten in ein Paket zusammen. Dort ruhte es siebenunddreißig Jahre.

Am Morgen des 28. August 1825 klopfte Goethe's ehemaliger Privatsecretär, der Bibliothekar Rath **Theodor Kräuter** in Weimar, mein Oheim, an die Thür des hochverehrten Dichters. Freudig begrüßte Goethe den Mann, welcher sich mit emsigstem, unverdrossenem Fleiß aus sich selbst heraus gebildet und so hohe geistige Bildung errungen hatte, und nahm von dem treuergebenen Freund seines Hauses die ersten Glückwünsche zum sechsundsiebenzigsten Geburtstag entgegen. Um ihm eine Freude zu bereiten, ihm für alle Zeit ein Erinnerungszeichen zu geben, nahm Goethe jenes Paket Zeichnungen hervor und machte es „seinem ersten Gratulanten" mit dieser schriftlichen Dedication zum Geschenk. So kam auch das Bild der Mailänderin in den Besitz der Familie Kräuter.

Erst drei Jahre später, im neunundsiebenzigsten Lebensjahre, nahm Goethe die Papiere über seinen zweiten Aufenthalt in Rom zur Hand und stellte sie so zusammen, wie sie im Jahr 1829 gedruckt erschienen. Daß dem fast achtzigjährigen Greis nicht gelingen konnte, die Liebesscene von Castel Gandolfo nach vierzig Jahren mit dem damaligen jugendlichen Feuer zu schildern, ist natürlich. Gleichwohl machte ihm selbst noch in diesem Greisenalter die Erinnerung daran lebhaftes Vergnügen, und seinem Freund und Vertrauten **Riemer** sandte er seinen Aufsatz am 24. Februar 1829 für Riemer's Frau Karoline, geborene Ulrich (die ehemalige

Digitized by Google

Gesellschafterin und Freundin seiner Frau, mit dem brieflichen Bemerken: „Wollen Sie zugleich das artige Liebesgeschichtchen der guten Frau mit meinen schönsten Grüßen mittheilen, so wird es ihr wohl ein angenehmes Viertelstündchen machen."

Nach Goethe's Tode waren, außer andern werthvollen Erinnerungszeichen, jene italienischen Zeichnungen, und unter ihnen namentlich auch das Bild der schönen Mailänderin, dem Rath Kräuter und nach dessen Tode seinem Sohne Bibliothekssecretär Dr. Edmund Kräuter theure Andenken an Goethe. Nach den Erläuterungen, welche Letzterer dem Rath Kräuter mündlich gegeben, machte dessen Sohn auf der Rückseite des Bildes die Bemerkung:

„Signora Pa . . . . . S . . . . . z
(Goethe's Geliebte in Rom)
bei Hackert gezeichnet.
Goethe's Handzeichnung."

Als auch mein lieber Freund Dr. Edmund Kräuter dahingeschieden, sind aus seinem Nachlaß die erwähnten Goethe'schen Zeichnungen und unter ihnen auch diese Aquarelle in meinen Besitz übergegangen.

Kann auch der Holzschnitt das anmuthige, leichte Colorit des Bildchens nicht wiedergeben — jedenfalls wird die von der Meisterhand Thumann's gefertigte ausgezeichnete Copie allen Verehrern unsers Dichters und der schönen Mailänderin eine willkommene Gabe sein.

Robert Keil.

Eine deutsche Colonie in Neuschottland.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika macht das deutsche Element nicht blos einen numerisch sehr bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung aus, sondern hat sich auch staatlich allmählich zu einem solchen Einflusse aufgeschwungen, daß es wohl als keine illusorische Hoffnung erscheint, wenn man den Deutschen die Zukunft der großen transatlantischen Republik vindicirt. Schreitet man dagegen über die nördlichen Grenzen der Union nach dem kolossalen Ländercomplex hinüber, welchen die britischen Besitzungen in Nordamerika umfassen, Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Neufundland, die Hudsonsbailänder, so findet man außer in einigen größeren Hafenstädten kaum noch deutsche Landsleute, überall aber sind sie so zerstreut vertheilt, daß sie der angelsächsischen, in Canada auch der französischen Bevölkerung gegenüber ganz und gar in den Hintergrund treten. Stößt man tiefer im Innern des Landes einmal auf einen Sprößling der alten Heimath diesseit oder jenseit des Maines, so ist das vollends ein Ereigniß, welches man nicht freudig genug begrüßen, nicht hoch genug feiern kann.

In Geschäften war ich von Halifax, der ansehnlichen und sich immer vergrößernden Hafenstadt Neuschottlands, nach dem kleinen Orte Windsor, weiter drin im Lande, gefahren. Meinen Hinweg hatte ich Nachts gemacht, zurück fuhr ich jetzt mit einem Tageszuge der Eisenbahn. Da bemerkte ich mitten im Herzen der traurigen steinigen Wildniß, etwa halbwegs zwischen den beiden genannten Plätzen, eine beträchtliche Anzahl hölzerner Blockhäuser, die offenbar noch nicht lange errichtet waren. Ich frug meinen Reisegefährten im Coupé, einen doppelt und dreifach destillirten Yankee, wie sich der selige Sealsfield ausdrücken würde, was das für eine Niederlassung sei.

„Weiß nicht," gab mir der Amerikaner zur Antwort, nachdem er seine Portion Kautabak von einem Kinnbacken zum andern geschoben hatte; „aber das Land sieht jämmerlich und gottverlassen genug aus."

Der Schaffner konnte mir die gewünschte Auskunft ertheilen. „'s ist German Town (Deutschstadt)," sagte er, „und drinnen wohnen fast lauter Deutsche; sie stehen im Dienste einer großen deutschen Bergwerksgesellschaft, die hier auf Gold baut."

Weiteres wußte auch er nicht, allein man kann sich denken, welches Interesse mir die Kunde einflößte. Als ich am andern Morgen in Halifax die daselbst erscheinende Zeitung, das „Morning Chronicle", in die Hand nahm, beiläufig ein ganz gut geleitetes und reichhaltiges Blatt, fiel merkwürdiger Weise mein erster Blick auf eine kurze Notiz, die dem Publicum mittheilte, daß ein achthundert Unzen wiegender Goldblock, eine Monatsausbeute aus den Minen der deutschen Gesellschaft, augenblicklich auf dem Bergamte Government Office of Mines, im Parlamentshause zu allgemeiner Ansicht ausgestellt sei.

Hatte ich schon gestern den Entschluß gefaßt, unsern Landsleuten in German-Town einen Besuch zu machen, so bestärkte mich diese Mittheilung noch mehr in meiner Absicht. Zunächst begab ich mich nach dem Parlamentshause, um mir den riesigen Block zu beschauen und zugleich Näheres über die Colonie zu erfahren, von deren Existenz ich bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte. Da hörte ich denn, daß der Bezirk, in welchem diese ergiebigen Goldbergwerke liegen, eigentlich und officiell Waverley, auch wohl Gold-Waverley, im Munde des Volkes aber neuerdings allgemein German-Town heiße, weil er zum großen Theile von Deutschen bewohnt sei. Der Berginspector, der mich als Deutschen erkannte und sah, welche Theilnahme ich seinen Aufschlüssen schenkte, erbot sich liebenswürdig, mich andern Tages selbst nach den Minen zu begleiten, und mir alle ihre Merkwürdigkeiten zu zeigen, — ein Vorschlag, den ich selbstverständlich dankbarst annahm.

Der Morgen unserer Fahrt war entzückend, weder heiß noch kalt, so daß ich im Stillen bedauerte, die Tour nicht zu Fuß machen zu können. Gleich bei Halifax ging es auf einem Fährboote nach der andern Seite der Bucht hinüber, nach dem kleinen Orte Darmouth, wo wir die Fähre wieder verließen, um nun auf einer vortrefflich gehaltenen Chaussee dahin zu rollen. Kurz hinter einander kamen wir an verschiedenen Lagern der Micmac-Indianer vorüber, aus denen uns wohl eine halbe englische Meile weit die jüngeren Sprößlinge männlichen und weiblichen Geschlechts kreischend nachliefen und um „Pennies" bettelten. Warfen wir ihnen aus unserm Wagen ein paar kleine Münzen hinaus, so entstand darum allemal ein Gerauf und Gebalge, wie ich's blos noch unter den Straßenbettlern in den beglückten Staaten des Heiligen Vaters gesehen habe, mit dem Unterschiede nur, daß die bettelnden Indianerkinder bei Weitem nicht so schmutzig und verkommen aussahen, wie die kleinen Unterthanen Pio Nono's.

Die Luft hatte etwas eigenthümlich Erquickliches, und über uns wölbte sich ein krystallklarer blauer Himmel. Nur in Amerika und vielleicht an den afrikanischen Küsten des Mittelmeeres kann man solch tiefes, durchsichtiges Blau wahrnehmen. In Deutschland hat man von dieser Reinheit und Transparenz der Luft wirklich keine Vorstellung. Auf der einen Seite unserer Straße dehnte sich endlos der Urwald aus, — Schierlingstannen, Sprossenfichten und Lärchenbäume, mit Ahorn und Buche untermischt, — und die Rauchsäulen, welche sich da und dort über den Baumwipfeln kräuselten, gaben Kunde von einem in das Dickicht gebetteten Indianerwigwam. Zur andern Hand hatten wir nach einander drei stille, anmuthvolle Seen, nicht, gleich dem Ontario-, dem Erie- und Michigansee, zu groß für Ueberblick und Bewunderung, sondern wahre kleine Bijoux, in deren ruhigen, kaum von einem Hauche bewegten Gewässern das schöne Uferbild mit seinen Hügeln und Wäldern sich noch einmal vor unserm entzückten Auge entfaltete. Und im Herbste muß man diese Wälder sehen! Was ist all' das Gelb und Roth und Braun unserer deutschen Herbstbelaubung im Vergleich mit dem Farbenglanze und dem Farbenreichthum, wie ihn das scheidende Jahr hier in diesen Breiten über die Waldbäume ausgießt! Die vorherrschenden Tinten sind Hellcarmin, Scharlach und Goldgelb, aber auch alle Schattirungen von Grün, vom zartesten Hauche der ersten Frühlingsblätter bis zur tiefen Nuance der Cypresse und des Eibenbaumes, sind vertreten, ebenso die dunklen Ocker- und Umbrafarben, bis schließlich der ganze Wald glüht und leuchtet wie ein Blumengarten im Juni.

So wie wir uns dem Ende des dritten Sees näherten, veränderte sich mit einem Male der Charakter der Landschaft; Alles ward kahler und wilder. Nackte Felsen erheben sich zu einer Höhe von siebenhundert bis tausend Fuß über dem Wasserspiegel, an dessen Rändern nur eine sehr kümmerliche Vegetation noch gedeiht. Bald kommt die Stadt Waverley oder German Town in Sicht, und jeder Bergrücken und jede Felsenkuppe ist von einer hölzernen Baracke gekrönt, entweder der Wohnung eines

Bergmanns oder dem Eingange eines Schachts. Hölzerne, unangestrichene, roh gezimmerte Häuser bedecken weit und breit die Landschaft, ein Beweis, daß der Ort erst gestern entstanden ist und aller Wahrscheinlichkeit nach auch blos ein temporäres Leben haben wird — so lange die Berge noch ihre goldene Ausbeute gewähren.

Läge German-Town mit seinen fast zweitausend Bewohnern im Gebiete der Vereinigten Staaten und nicht in einer britischen Colonie, so besäße es sonder Zweifel schon seine zwei bis drei Zeitungen — wie und wovon diese existiren, ist in Nordamerika oft genug ein Räthsel —; ebenso viele Wochenschriften, von denen jede immer den Widerpart der andern bildet/ in politischen, religiösen, literarischen und allen sonstigen Beziehungen; desgleichen ein Monstrehôtel, in welchem die gesammte Bevölkerung beherbergt und gespeist werden könnte; ein Dutzend Kirchen und Capellen; eine Synagoge; ein großes Schulhaus; wenigstens zwei sich befehdende Banken und vor allen Dingen eine stattlich uniformirte Feuerwehr. Da es indeß sich zu dieser amerikanischen Civilisation noch nicht aufgeschwungen hat, so müssen drei kleine, doch behagliche Wirthshäuser an der Straße die Stelle des Monstrehôtels vertreten und eine einzige Kirche und eine kleine Capelle dem Andachtsbedürfniß der gesammten Gemeinde genügen. Die Bank befindet sich in Halifax, und Zeitungen sind, wie ich mich überzeugte, nicht vorhanden; meine deutschen Landsleute schienen mir im Allgemeinen auch nicht am Lesefieber zu leiden.

Als wir vor einem der erwähnten Wirthshäuser vorfuhren, um zunächst unsere leibliche Wohlfahrt zu bedenken, sah ich vor der Thür eine Gruppe von sechs Jägern stehen, die mit einer erklecklichen Beute an Rebhühnern eben von einem Waidgange heimzukehren schienen.

„Das sind Alles Bergleute und Alles Deutsche," sagte mein Begleiter, während wir aus unserm leichten Korbvehikel sprangen.

Wie man sich denken kann, faßte ich die Männer mit dem lebhaftesten Interesse in's Auge, aber weder Gesichtsbildung noch Sprache waren deutsch. Es waren Czechen, welche hier natürlich für Deutsche gelten und sich auch als solche fühlen und landsmannschaftlich mit den Anderen zusammenhalten. Der Deutschenhaß, der ihre Brüder in der alten Heimath geradezu bis zum Blöd- und Wahnsinn erfüllt, scheint sich glücklicher Weise nicht bis in das ferne Neuschottland verpflanzt zu haben. Ich mischte mich unter die Männer und ward von ihnen mit sichtbarer Freude als Landsmann begrüßt.

Nach genossenem Imbiß brachen wir zu den Minen auf. Zunächst erreichten wir ein etwas stattlicheres Haus, als die rings verstreut liegenden Gebäude. Vor acht Jahren war es das einzige, welches in der Wildniß stand; es hat der Stadt den Namen gegeben.

„Ein gewisser Allan," erzählte mir mein Gefährte, „ein Böttcher aus Schottland und ein eifriger Bewunderer seines großen Landsmannes Sir Walter Scott, hatte sich hier niedergelassen und sein Haus nach dem berühmtesten Romane des Dichters ‚Waverley-Cottage' getauft. Daß Gold unter den Felsen seines neuen Wohnsitzes lag, und zwar in ungewöhnlicher Mächtigkeit, davon hatte der gute Küfermeister keine Ahnung. Auch ist das erste Gold in Neuschottland nicht hier gefunden worden. Erst nachdem man im Jahre 1861 bei dem Orte Tangier in der Grafschaft Halifax auf Gold gestoßen war und beim Graben von Abzugscanälen in der letztern Stadt selbst unverkennbare Spuren einer Ader von goldhaltigem Quarze entdeckt hatte, begann man, wie die ganze Gegend, so auch die Felsen um Allan's Einsiedelei nach dem kostbaren Metalle zu durchwühlen, und es zeigte sich, daß, wenige Schritte von Waverley-Cottage beginnend, das Gestein auf mehrere Meilen in der Runde in der That außerordentliche Quantitäten von Gold enthielt, noch dazu fast unmittelbar unter der Oberfläche. Ehe noch ein Jahr vergangen war, hatte sich um das Haus des Schotten eine völlige Stadt angesiedelt und dieser selbst seine Faß- und Eimerfabrikation mit einer lohnenderen Beschäftigung vertauscht."

Der Weg nach den Bergwerken war höchst beschwerlich und ging zuletzt eine beinahe senkrechte Schutt- und Schlackenhalde hinauf, wo man immer wieder einen Schritt abwärts rutschte, nachdem man zwei in die Höhe gethan hatte. Oben auf dem Gipfel des steilen Hügels stand der Schuppen — anders kann ich das Bauwerk nicht nennen — in welchem die Verwaltung der deutschen Werke ihre verschiedenen Kanzeleien aufgeschlagen hatte. Der oberste Vorstand derselben war von unserem Kommen unterrichtet und empfing uns schon an der Thür der Baracke. Er war auch ein Deutscher, ein Westphale, aus der Nähe von Dortmund, ein echter fester Sohn der rothen Erde und ein sehr liebenswürdiger Mann, welchem die Freude über den Besuch des deutschen Landsmannes aus den biederen, treuherzigen Augen lachte. Er war in Freiberg gebildet, dann Jahre lang im Ural auf den Hüttenwerken eines russischen Fürsten, hierauf nacheinander in mehreren Minen der Cordilleren gewesen und jetzt von der deutschen Bergwerksgesellschaft in Waverley — die jedoch ihren Sitz in Boston hat — als Director der hiesigen Werke angestellt worden. Deutschland hatte er seit einem Vierteljahrhundert nicht wieder gesehen.

„Das ist schön, das ist schön," begann er, „daß Sie mich Einsamen besuchen. Sie sehen mich fragend an, aber das soll wohl sein, ich bin doch recht einsam hier, trotz der mehr als tausend Deutschen, welche in German-Town, zum größeren Theil als unsere Arbeiter, leben. Die Leute sind ganz gut und fleißig, rechte Deutsche sind's indessen nicht mehr. Mit Mühe habe ich eine kleine Liedertafel zusammengebracht, meine einzige Erholung hier in dieser Wüstenei; vielleicht kann ich Ihnen heut' Nachmittag eine Probe von ihren Leistungen zum Anhören geben, wenn meine Sänger Schicht gemacht haben."

„Sie haben viele Böhmen hier, wie ich schon vernommen habe?" frug ich.

„Böhmen, Czechen und Deutschböhmen, fast zweihundert, aber auch Ungarn, das heißt Magyaren. Die passiren hier ebenfalls als Deutsche."

„Aus welchen deutschen Vaterländern hat sich denn Ihre Colonie hauptsächlich recrutirt?" forschte ich weiter.

„So ziemlich aus allen," antwortete der Director. „Hessen und Schwaben haben mir jedoch das stärkste Contingent zu meinen Arbeitern geliefert, und sehr viele meiner Leute sind gar nicht in Deutschland, sondern als Söhne eingewanderter Deutscher schon in Amerika geboren. Frauen haben wir nur wenige unter uns, und diese wenigen sind Amerikanerinnen, welche kein Wort Deutsch verstehen. Auf solche Weise geht das deutsche Element hier unter uns, so weit ich überhaupt von einem solchen reden kann, immer mehr und mehr zu Grunde. Die Kinder sprechen fast nur Englisch, und auch Vielen von den Arbeitern ist nachgerade die fremde Zunge geläufiger geworden als die Muttersprache. Ueberdies, wie Sie sehen, hat hier Alles blos einen gewissermaßen provisorischen Anstrich; giebt uns das Gold einmal keine lohnende Ausbeute mehr, so stäubt die ganze Colonie auseinander."

„Sind die Mehrzahl Ihrer Arbeiter Bergleute von Profession?" frug ich von Neuem.

„Gott bewahre," erwiderte er, „nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil; einige von den Böhmen, ein paar Männer aus dem sächsischen Stück des Erzgebirges und ein halb Dutzend meiner speciellen westphälischen Landsleute. Die meisten sind Burschen, die, wie das hier in Amerika so häufig, sich schon in allen möglichen Berufsarten und Beschäftigungen versucht, die sich vorher in Australien, Mexico, Peru herumgetrieben, damals, als das große Goldfieber die Völkerwanderung nach Californien in's Werk richtete, sich dieser angeschlossen haben und, trotz so manchem guten Goldfunde, als blutarme Teufel zu uns gekommen sind. Im Ganzen ist's eine arg verwilderte Schaar, der das wüste californische Treiben Zeitlebens anhängen wird. Aber kommen Sie und sehen Sie sich einmal Leute und Arbeit etwas näher an."

Einen Bergbau in unserem Sinne des Wortes konnte man die letztere allerdings kaum nennen. Wie schon bemerkt, streicht das Gold nur wenige Fuß unter Tage, so daß von tiefen Schachten hier nirgends die Rede ist und die Leute beinahe im Lichte der Sonne arbeiten. Wir blieben bei verschiedenen Gruppen von Männern stehen, Viele hatten im Aeußern ein entschieden deutsches Gepräge, Einer und der Andere, welchen ich ansprach, äußerte wohl auch seine Freude über das Kommen des Landsmannes — und man sah's ihnen an, daß sie es aufrichtig damit meinten — Viele aber starrten mich blos dumpf und stumpf an, wie der ungebildete Mensch jede neue oder unvermuthete Erscheinung, Person oder Sache, anzuglotzen pflegt. Von einer ge-

Digitized by Google

müthlichen Erregung war bei ihnen nichts zu verspüren. Alle technischen Bezeichnungen der einzelnen Arbeiten und der dazu verwandten Werkzeuge, jedes Commandowort, jeder Anruf waren englisch, nur das schöne, herzige „Glückauf!" der deutschen Bergleute schien man nicht über Bord werfen zu wollen. Wenigstens wurden wir zu wiederholten Malen damit begrüßt.

Ich frug einen gutmüthig aussehenden alten Mann mit einem stattlichen grauen Bart — es war der Heizer einer der Dampfmaschinen, welche die Pochwerke in Bewegung setzen — ob er nicht Lust habe, nach Deutschland heimzukehren. Er sah mich einen Augenblick verlegen lächelnd an.

„Was soll ich dort?" entgegnete er dann. „Hier habe ich einen guten Lohn, drüben weiß i net, was i anfange soll, und kenne thu' ich auch Niemande mehr da drüben."

Der Alte war ein Pfälzer, wie mir mein Begleiter sagte, und schon als ganz junger Mensch nach Amerika ausgewandert. Wehmüthig wandte ich mich zum Gehen. Da tauchte aus einem Winkel des dunklen Kesselhauses eine zweite Gestalt auf, die ich beim Eintreten nicht bemerkt hatte, und ging auf mich zu. Es war auch schon fast ein Greis mit einem von den Stürmen des Lebens arg mitgenommenen Gesicht.

„Ich möcht' schon wieder 'nüber," sprach er, während ein trübes Lächeln seinen breiten Mund umspielte; „'s ist halt dort doch schöner wie hier. Wenn ich nur wieder 'nüber könnt'. Freilich, Angehörige hab' ich auch nit mehr drüben, meine Freundschaft ist alle todt."

Er strich sich über das Auge, das ihm — wer weiß, seit wie langer Zeit zum ersten Male wieder! — feucht geworden sein mochte, und kroch in seinen finstern Winkel hinter dem Kessel zurück.

„Er stammt aus einem Dorf in Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, ich glaube aus Bisanken bei Mariaschein, und diesen Deutschböhmen spukt die alte Heimath noch am meisten im Kopf. Es sind die besten Deutschen, die ich habe," erläuterte der Director.

Gegen eine Staatsabgabe von drei Procent vom Ertrage kann sich hier Jedermann ein sogenanntes „Mining area" (ein Bergwerksareal) kaufen, und anfangs waren es, wie in Californien und Australien, meist Einzelne oder doch nur kleine Gesellschaften, welche mit geringen Mitteln nach Gold zu graben begannen. Jeder besaß meist nur ein ganz unbedeutendes Areal, das er bearbeitete. Wenn aber die Ausbeute nicht alsbald so reichlich ausfiel, wie man erwartete, so warf man ärgerlich und ungeduldig die Flinte meist vorschnell in's Korn, und so geschah es, daß wirklich reiche Adern als unergiebig wieder verlassen wurden, welche bei nur einiger Ausdauer und angemessenen Mitteln die glänzendsten Erträgnisse gegeben hätten. Dergestalt sind nach und nach alle einzelnen Digger (Goldgräber) und eben so sämmtliche kleinere Gesellschaften aus dem Waverleybezirk wie aus allen übrigen Golddistricten Neuschottlands verschwunden, jedenfalls nur zum Vortheile des weiteren Goldbaus, der, wie mir mein Gewährsmann versicherte, sich erst noch in der Kindheit befindet und noch einer großen Ausdehnung fähig ist.

„Den Raubbau, wie er in Californien und Australien betrieben wird, sind wir somit glücklich los geworden," fuhr der Director fort, „denn Glücksfälle wie dort, wo im Laufe eines einzigen Morgens manchmal ein Goldklumpen gefunden wird, groß und schwer genug, um die Arbeit eines ganzen Jahres bezahlt zu machen, kommen bei uns nicht vor. In Neuschottland ist der gesammte Bergbau jetzt ausschließlich in den Händen größerer Compagnien, welche mit reichen pecuniären Mitteln, planmäßig und nach den besten Verfahrungsmethoden arbeiten, welche die neuere Wissenschaft in Anwendung gebracht hat. Unsere deutsche Gesellschaft oder, wie sie officiell heißt, die ‚German Company at Waverley' ist die größte dieser Bergwerkscompagnieen in Neuschottland. Wir haben weit über tausend Arbeiter, die im Durchschnitt täglich einen Dollar Lohn bekommen, etwa so viel, wie in Deutschland nur ausnahmsweise besonders geschickte Bergleute verdienen. Bei uns, wie Sie gesehen haben, braucht der Arbeiter keine große fachmännische Schulung; er hat mehr Taglöhnerdienst zu verrichten. Die Hauptsache thun ja unsere theils durch Wasser, theils durch Dampf getriebenen Maschinen. Sie zermalmen den Quarz und waschen das Gold heraus."

Aus einem gedruckten Rechenschaftsbericht der Compagnie, der jedoch nur die Vorjahre umfaßte, ersah ich, welche hohen Ziffern die Ausbeute der Werke schon damals erreicht hatte, eine Ausbeute, welche inzwischen sehr wesentlich gestiegen und noch lange nicht auf ihrem Culminationspunkte angekommen ist. In einem einzigen Monat, im Juli 1866, hatte die Gesellschaft eintausenddreihundertachtundsechszig Unzen Gold zu Tage gefördert. Die Unze zu vier Pfund Sterling gerechnet, ergiebt diese Ausbeute die erkleckliche Summe von fünftausendvierhundertzweiundsiebenzig Pfund Sterling oder etwa achtunddreißigtausendzweihundertundneunzig Thaler. Die Betriebskosten hatten ungefähr neuntausend Thaler betragen; mithin war der Reingewinn über neunundzwanzigtausend Thaler gewesen! Und doch war das Maximum, was eine Tonne Quarz an Gold ergab, nur eine Kleinigkeit mehr als zwei Unzen. Welche Massen von Gestein mußten folglich bearbeitet, zerstampft und gewaschen werden, um jenen Erfolg zu liefern! Von der gesammten Goldausbeute, welche Neuschottland außer im Waverleydistricte noch in sieben anderen Bezirken gewinnt, kommt auf die deutsche Bergwerkscompagnie über ein Viertel. Nach Europa gelangt das neuschottische Gold ausschließlich mit den regelmäßig nach Liverpool fahrenden Dampfschiffen der Firma Cunard in Boston, die alle vierzehn Tage in Halifax anlaufen, und dasselbe geht auf dem englischen Markte meist unter dem Namen „Bostoner Gold", was unsere freundlichen Führer einigermaßen zu verdrießen schien.

Der Abend dämmerte bereits, als wir unsere Besichtigungen beendet hatten.

„Jetzt führe ich Sie in meine eigene Wohnung, meine Herren," sagte der Director, „dort das Haus gleich neben den Kanzleien."

Die Behausung des Directors unterschied sich äußerlich wenig oder nicht von den anderen hölzernen Baracken umher; innen aber war sie nicht blos behaglich und bequem, sondern selbst in englischer Weise elegant und mit mancherlei Erinnerungen an die alte deutsche Heimath erfüllt.

„Sie müssen fürlieb nehmen, wie Sie es bei einem Junggesellen hier in der weltentlegenen Wüste eben finden," entschuldigte er sich, indem er uns einlud, uns mit ihm an den schmucken gedeckten Mittagstisch zu setzen, an welchem außerdem noch drei seiner Beamten, sämmtlich Engländer, Theil nahmen. „Auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen dies- und jenseits des Oceans habe ich nicht die Zeit und die Ruhe gehabt, mir ein Weib zu nehmen."

Das Mahl ließ aber nichts zu wünschen übrig. Ganz vortrefflich namentlich waren die Birkhühner, die, kleiner als unsere europäischen, viel zarter von Geschmack sind, als diese, und der feurige Rüdesheimer, der in echten grünen rheinischen Gläsern funkelte, erwies sich als Primagewächs.

„Den lass' ich niemals ausgehen," nahm unser liebenswürdiger Wirth wiederum das Wort. „Er hat mir schon über manche schwere und einsame Stunde hinweggeholfen, wenn mir's im Herzen gar zu sehr nach meinem guten wackern Westphalen pochte. Das soll wohl sein! Und auf diese Heimath, auf unser ganzes, großes schönes Deutschland — ja, Ihr Herren Engländer, es ist doch das allerschönste Land auf der ganzen weiten Erde! — lassen Sie uns die Gläser zusammenklingen. Kommen Sie, Herr Landsmann. Auf das ganze, ungetrennte einige Vaterland!"

Herzhaft stießen wir die Römer aneinander — nur Eines that mir wehe, daß, den übrigen Gästen zu lieb, der deutsche Toast und unsere Tischunterhaltung überhaupt in englischer Zunge gesprochen werden mußten. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und ein Dutzend klangvoller und wohlgeschulter Männerstimmen fiel mit einem jubelnden Tusche ein.

„Da haben Sie meine Liedertafel," sagte der Director lächelnd, „und der junge Mann dort, der einzige, den ich mir direct aus Deutschland verschrieben habe, ist mein Liedermeister und zugleich mein specieller Amanuensis."

Der junge Mann hatte ein sehr hübsches intelligentes Gesicht, er war ein Rheinländer, aus der Aachener Gegend, wenn ich nicht irre, und hielt seine Sänger in vortrefflicher Zucht. Aber sie machten die wunderlichste deutsche Liedertafel aus, die ich je im Leben gehört und gesehen habe: drei Viertel der verwetterten Kerle waren nämlich Czechen. Das hinderte indessen nicht, daß sie unsere prächtigen deutschen Lieder von Mendelssohn, von Zöllner, von Otto, von Schubert, von Methfessel gar wacker vortrugen, so daß es mir recht bang und heimwehmüthig um's Herz wurde. Das deutsche Lied hier im fernen, öden Neuschottland, Tausende von Meilen von der deutschen Heimath — es hatte etwas un-

sächlich Ergreifendes! Der Director hatte sich still in seinen Stuhl zurückgesetzt und schien den feuchten Nebel nicht wegwischen zu können, welcher sich ihm plötzlich vor die Augen gelegt hatte.

„Darin, in dem Liede und dem Gesange, da thu's Euch Deutschen doch Niemand nach," sagte mein Reisegefährte, indem er dem Director zum Abschiede warm die Hand drückte.

Ich hatte versprochen, noch einmal und zu längerem Besuche nach German-Town zu kommen, meine plötzliche Abreise aus Halifax und Neuschottland verhinderten aber die Ausführung meines Vorsatzes. Vielleicht kommen dem Director und einem oder dem anderen seiner Bergleute diese Zeilen zu Gesicht. Mögen sie ihnen ein willkommener Gruß sein aus der alten Heimath!

Das Stammbuch August Wilhelm Iffland's.

Von **Hermann Uhde.**

„In diesem Hause, dem Wohn- und Sterbehause des berühmten G. W. Leibnitz, wurde am 19. April 1759 A. W. Iffland geboren;" so lasen wir, mein Begleiter und ich, am Sonntagsmorgen des 19. April 1868. Die Stadt Hannover zahlte an diesem Tage einem ihrer edelsten Söhne die längst fällige Ehrenschuld: an Iffland's Geburtshause ward eine Gedenktafel mit obiger Inschrift befestigt.

„Hundertundneun Jahre nach seiner Geburt das erste Erinnerungszeichen an den Hochverdienten!" bemerkte mein Freund mit Bitterkeit.

Ich zuckte die Achseln. „Hatte man doch auch nur eine abgelegene, kleine Querstraße, um sie nach dem genialen Leibnitz zu benennen!"

„Leider wahr!" entgegnete mein Begleiter. „Lange Zeit wurde sogar ein falsches Haus als Iffland's Geburtshaus angesehen, bis der Brudersohn des Verblichenen den Irrthum aufklärte."

„Hier lebte noch kürzlich ein Brudersohn Iffland's?" fragte ich rasch.

„Vielmehr: er lebt noch gegenwärtig hier!" lautete die Antwort. „Es ist der Obersteuerrath a. D. Ernst Iffland, Sohn des weiland hannöverschen Stadt-Directors Christian Philipp Iffland, ältesten Bruders August Wilhelm's, welcher bekanntlich das jüngste von vier Kindern war."

Einen so nahen Verwandten des berühmten Mannes kennen zu lernen, ward sofort zum dringenden Wunsch, und da mein Freund zu einem solchen Besuch aufmunterte, trat ich noch am nämlichen Tage meine Wanderung an.

Ich fand einen mittelgroßen, wohlconservirten Siebziger, dessen Züge unverkennbar die Familienähnlichkeit verriethen. Er empfing mich, nachdem seine Tochter ihm mein Anliegen gemeldet, sehr artig, wurde, als er meinen Eifer für eine Sache sah, die seinem Herzen so nahe lag, bald wärmer; allein im Ganzen beobachtete er doch — wie dies einem Fremden gegenüber ja nur zu erklärlich ist — eine große Zurückhaltung. Ich sagte ihm, es sei meine Absicht, für das Feuilleton einer der hannöverschen Zeitungen einen biographisch-kritischen Aufsatz über seinen verstorbenen Oheim zu verfassen; ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, mich zuvor an ihn zu wenden, denn bei dem notorischen Mangel einer nur einigermaßen vollständigen biographischen Arbeit über Iffland sei es doch gar leicht möglich, daß er mich bei meinem Zweck mit Documenten und Notizen vielfach unterstützen könne.

Wirklich erfuhr ich aus dem Munde des alten Herrn manche interessante Thatsache, erhielt manches schätzbare Document zur Einsicht; und von der Aufnahme, die ich gefunden, von dem Resultate der Unterredung befriedigt, kehrte ich heim und machte mich sogleich an's Werk. Die Artikel erschienen, mein ganzes Herz war bei der Arbeit. Dies bewirkte das Gute, daß ich vom Herrn Obersteuerrath eine Einladung erhielt, mir, was ich an Reliquien seines Oheims noch nicht gesehen, zu betrachten.

Am nächsten Morgen ging ich zu ihm; er begrüßte mich auf's Freundlichste und brachte alsbald ein messingbeschlagenes Kästchen herbei. Es barg Andenken, welche wohl kaum je eines Lebenden Auge sah: eine Menge Theaterzettel aus Eckhof's Zeit, seltene, alte Theater-Almanache, Bildnisse Iffland's und Medaillen, auf ihn geschlagen; viele Briefe Gotter's an Christian Rudolph Iffland, den Vater (Registrator an der K. Kriegskanzlei, gestorben 1780), endlich einen großen Theil der Correspondenz August Wilhelm Iffland's mit seinem Bruder (dem Stadtdirector). — So, fühlte ich, muß dem Taucher zu Muthe sein, wenn er auf der Tiefe des Meeres anlangt und seinen entzückten Blicken bieten sich unermeßliche Schätze dar! —

Langsam, Stück um Stück, wurden mir die theueren Gegenstände übergeben; ich sah, las, schrieb — Stunden verrannen. Da, als Schlußstein des Ganzen, reichte mir Iffland's Neffe ein unscheinbares Büchlein in braunem Ledereinband; ich öffnete es: es war das Stammbuch August Wilhelm Iffland's.

Die ersten Männer jener großen Zeit haben in dieses Tagebuch der Freundschaft ihre Namen und einen sinnigen Spruch gezeichnet, und ich glaube der Theilnahme der Leser der Gartenlaube gewiß zu sein, wenn ich ihnen in dem Folgenden den Inhalt der interessantesten Blätter kurz vorführe. Sind Worte doch „der Seele Bild", und wer möchte nicht vor Gestalten gern verweilen, welche immerdar den Ruhm und Stolz unseres Vaterlandes ausmachen werden.

Gleich zu Anfang treffen wir auf die Handschrift Conrad Eckhof's, dieses Eckteins des deutschen Kunsttempels. Welch herzliches Band Beide umschlang, beweisen die Verse Eckhof's; ein Denkmal seines biedern, herzlichen Sinnes, sind sie zugleich ein Zeichen der geistigen Frische, welche sich der bekanntlich jahrelang mit einer dem Wahnsinn verfallenen Frau zusammen Lebende zu bewahren gewußt:

„Der Ritter Polidor, der einen Freund erwählet,
Fragt stolz: Wie viel er Ahnen zählet;
Der Bacchus fragt: Wie viel er trinkt;
Der Renommiste fragt: Ob er sich öfters ringt;
Der Harpax: Wie viel ihm die Jahr' Int'ressen tragen;
Und Liebmann: Was von ihm die Buhlerinnen sagen.
Ich frage nur: Ob er klug, redlich, scherzhaft ist;
Und, kurz: so freundschaftlich, als Du, mein Iffland, bist!"
„Es sind viel Vögel, die hassen mich;
Ich bin ein Kauz, und acht' es nicht. Conrad Eckhof."

Der bekannte Gotter, der den jungen Künstler auf der schwierigen Laufbahn so liebevoll mit Rath und That unterstützte, schreibt „mit herzlicher Theilnahme in der Stunde des Abschieds", den 28. September 1779, die weise Mahnung:

„Laß Dich das Zujauchzen der Menge nicht bethören, und das Angrinzen des Unverstandes nicht irren!" —

Es ist der letzte Freund aus Gotha, den wir in dem Stammbuche finden. Schon ist der Name Iffland bekannt, schon lenken sich die Augen der Kunstkenner auf ihn, und nachdem Eckhof's Tod (1778) das Gothaische Schauspiel gesprengt, beruft der edle Wolfgang Heribert von Dalberg, der hochsinnige Förderer der dramatischen Kunst, den jungen Genius, dessen Schwingen zu wachsen beginnen, nach Mannheim.

Ehe Iffland hier eintrifft, lenkt der heimlich aus dem väterlichen Hause Entwichene seine Schritte nach der Heimath, die geliebten Eltern um ihre Verzeihung, um ihren Segen zu der eigenmächtig erwählten Laufbahn anflehend. Beides wird ihm gewährt.

Der neue Vorgesetzte empfängt den Großes versprechenden Kunstjünger auf das Freundlichste, und da ihm, nach alter Sitte, Iffland das Stammbuch vorlegt, schreibt er:

„Ein einziger Augenblick von Selbstzufriedenheit ist besser, als die ganze Unsterblichkeit bei der Nachwelt. Aber was war es, das Dir so hohe Zufriedenheit in's Herz strömte? — Vorgefühl dieser Unsterblichkeit!"

Stolze Worte fürwahr, aber gewiß von Gewicht in dem Munde des feinsinnigen Kunstkenners, des scharfen Kritikers.

Inzwischen ist Brockmann, der erste Darsteller des Hamlet, und in dieser Rolle berühmt geworden, zum Gastspiel nach Mannheim gekommen. Der feine, hochgebildete Mann fühlt sich zu dem verwandten Geiste mächtig hingezogen. Hatte doch Beide, Iffland wie ihn, die heiligste Kunstbegeisterung zur Bühne geführt, loderte doch in Beider Herzen die keusche Flamme noch mit gleicher

Kraft. Gewiß kam es also aus voller Seele, wenn Brockmann schrieb: „Erinnern Sie sich, lieber Iffland, öfters eines Mannes, der es innigst bedauert, daß die Umstände es hinderten, durch Ihren öfteren Umgang den festesten Freundschaftsbund mit Ihnen zu schließen!“

Der Sommer brachte noch einen andern Wallfahrer: den dänischen Dichter **Jens Baggesen**, den Freund Schiller's und Reinhold's, der auf Kosten seiner Regierung eine Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich unternommen, und in Mannheim längere Zeit zu verweilen gezwungen war, da Hochwasser den Rhein unpassirbar machte. Das Stammbuchblatt von seiner Hand charakterisirt ganz sein liebreiches Wesen:

„Lieber Herr Iffland!

„Im Mittelwege Gutes zu schaffen, da welkt die Blüthe der Freude nicht am Ehrgeiz hin; da nagt kein Wurm an der Knospe der Tugend!“
(Rahberg in „Reue versöhnt“.)

Ich danke Ihnen herzlich, trefflicher Schriftsteller und Schauspieler, daß Sie mir Mannheim mitten in dessen Sündfluth zum lieblichsten Aufenthalte gemacht haben!

Mannheim, in der Ueberschwemmung 1789. J. Baggesen.“

Unterdessen sind am politischen Himmel jene Stürme heraufgezogen, welche das Schifflein des Mannheimer Theaters erst gefahrdrohend hin- und herschleuderten und endlich ganz zerschellten. Die Mitglieder des herrlichen, in der Kunstgeschichte fast einzig dastehenden Instituts, unter dem festen Schirm und Schutz treuer Freundschaft durch fördersame, gegenseitige Lehre und Beispiel zu hoher Vollkommenheit gereift, zerstreuten sich, eine hirtenlose Schaar, in alle Winde; und Iffland folgte einem Rufe König Friedrich Wilhelm des Zweiten nach Berlin. Ehe er jedoch seine neue Stellung antrat, gab er in Weimar einige Gastrollen, die Koryphäen der deutschen Literatur „in die heitern Höhen seiner Kunst durch seinen Schöpfergenius entzückend“.

Er wurde mit Wohlwollen und Wärme überhäuft, und der von der Stätte jahrelangen Wirkens mit trauernder Seele Geschiedene fühlte sich durch die herzliche Aufnahme so vieler ausgezeichneter Menschen neu gehoben, neu gestärkt, und nie hat er lieber, nie sorgfältiger gespielt, als damals.

Der Erste, der die Gelegenheit ergriff, seiner Bewunderung für den Meister Ausdruck zu geben, war der greise **Wieland**. Mit fester, männlich kräftiger und schöner Hand, ein Buchstabe dem andern ähnlich wie sein Zwillingsbruder, schrieb der Dichter des Oberon am 23. April 1796:

„Empfangen Sie, theurer Iffland, mit diesen Zeilen den Dank meines Herzens für jede glückliche Stunde, die mir Ihr unnachahmliches Talent während Ihres zu kurzen Aufenthaltes in Weimar geschenkt hat, und erinnern Sie sich, wenn Sie einen Blick auf dieses Blatt werfen, des 20. Aprils, und Ihres, aus einem Bewunderer Ihrer Kunst und Verehrer Ihrer Verdienste an diesem Tage auf ewig zu Ihrem Freunde gewordenen Wieland.“

Wir wenden das Blatt, — des Dichterfürsten **Goethe** Handschrift blickt uns entgegen. Der warme Verehrer Iffland's, der ihm im Nachspiel zu den „Hagestolzen“ ein so herrliches Denkmal gesetzt hat, schreibt unter dem 24. April 1796 folgendes Distichon:

„Viel von Künsten und Künstlern wird immer in Deutschland gesprochen;
Angeschaut haben wir nun Künstler und Künste zugleich.
Goethe.“

Am nächsten Tage, dem 25. April, widmet der edle **Herder** dem Künstler folgende Zeilen:

„Immer bleibe Ihnen Ihre Muse hold: die sittliche Muse; sie, die mit dem Geiste Herz, mit edlen Talenten das edelste Talent: Charakter der Seele, anmuthig verbindet: die aus dem dunkeln Unsinn der Menschen leichte, feste Gestalten hervorruft, und Licht und Ordnung. — Wir sahen sie in Ihren Erfindungen, in Ihrem Spiel, in Ihrer ganzen Gedankenweise. Immer bleibe sie Ihnen hold und günstig. J. G. Herder.“

Wahrlich, ernste, goldene Worte, von denen Auge und Herz des Beschauers sich nur schwer zu trennen vermag. —

Wieder wenden wir das Blatt . . . da bleibt voll Ehrfurcht die Hand gefesselt . . . ein heiliger Schauer durchbebt uns . . . eine Thräne stiehlt sich in unser Auge. Nur wenig Worte sind es, die uns so mächtig ergreifen; mit flüchtiger Hand sind sie hingeworfen. — Aber ein Name steht darunter, der dem Deutschen über Alles theuer ist; und die Inschrift des Blättchens lautet:

„Ars longa, vita brevis.
Zum Andenken von
Friedrich Schiller.“

Nur zu bald flogen die schönen Tage zu Weimar dahin: die ernste Nothwendigkeit rief unseren Künstler von dannen; und eiligst — ehe er Berlin erreicht — macht er in Leipzig noch eine kurze Rast. Im Fluge werden in der kunstbegeisterten Stadt einige Gastrollen gegeben. Hier schreibt mit zitternder, altersschwacher Hand der greise Dichter **Christian Felix Weiße** einfache, aber kindlich-herzliche Verse in das Album Iffland's. Der Verfasser so vieler damals mit Beifall aufgeführter Singspiele (von denen sich die von Hiller componirte „Jagd“ bis auf unsere Tage lebensfrisch erhalten hat), so vieler Sinngedichte, deren bekanntestes wohl der „Aufschub“ ist („Morgen, morgen, nur nicht heute ꝛc.“), sagt schlicht und warm:

„Was ich gewünscht, mein Iffland, ist geschehen:
Dein edles, meisterhaftes Spiel,
Natur und Kunst, Geschmack, Verstand, Gefühl
Und Wahrheit, ganz vereint in ihm hab' ich's gesehen!
Noch mehr hat mir das Glück gewährt:
Dein Geist, als ich Dich las, ward still von mir verehrt;
Als ich Dich sprach, schätzt' ich Dein Herz und liebte Dich;
Wir bieten uns die Hand: Wohl mir, Du liebst auch mich!“

„Erhalten Sie, edler Mann, einen literarischen Emeritus der deutschen Schaubühne auch in der Entfernung zu Andenken und Ihrer Freundschaft! C. F. Weiße,
Creys Steuer Einnehmer zu Leipzig.“

Gegen Ende des Jahres 1796 traf Iffland in Berlin ein. Die Collegen bewillkommnen ihn auf's Herzlichste, und selbst die hervorragendsten Männer der Wissenschaft suchen bald den Umgang des feinsinnigen, hochgebildeten „General-Directors der Königlichen Schauspiele“; auf dem nächsten Blatte erblicken wir von der Hand **Gall's** folgende Inschrift:

„Große Menschen erwarten ihren Lohn in der Unsterblichkeit. Möchten Sie lieber den Ihrigen in dem Besitz Ihres Meistertalents suchen, denn dies ist ja seltener als Unsterblichkeit!
Ihr ewiger und warmer Verehrer
F. Joseph Gall.“

Von einem folgenden Blatte blickt uns die elegante Handschrift des Dichters der „Urania“ entgegen, der nachstehendes sinnige Distichon widmet:

„Hoch im Triumphe der Kunst erblickt' ich den siegenden Künstler;
Fest im Drange der Zeit sah ich den Weisen in ihm!“

„Weihen Sie diese Zeilen zu einem kleinen Denkmal der für mich unvergeßlichen Stunden. C. A. Tiedge.“

Die folgende Seite ist eng beschrieben; ein Sonett des Verfassers des „Vierundzwanzigsten Februars“, der „Weihe der Kraft“, in welcher der „Luther“ eine so geniale Schöpfung Iffland's und zugleich seine letzte bedeutende Rolle auf der Bühne war, nimmt den ganzen Raum ein. Der Vater der „Schicksals-Tragödien“ schreibt in jenem hohen Enthusiasmus, mit welchem er Alles zu erfassen pflegte:

„Wer ist der Meister? — Dem in dem Gemüthe
Der Gottheit Funken hell und herrlich brennt;
Denn, von dem ew'gen Urquell ungetrennt,
Ist er des Lichtes Spiegel und der Güte.

Und fleißig strebend, daß er das behüte,
Was ewig sein, und was die Welt nicht kennt,
Ist Liebe seines Wesens Element,
Und all' sein Thun der Schönheit Frucht und Blüthe.

Ich ehr' die Meistergluth, die in Dir scheinet;
Die Kraft, die siegend über dem Geschicke.
Doch mehr, als Alles, lieb' ich Deine Liebe!

Du hast an meinem Busen nie geweinet;
Du schluckst die Thränen in Dich selbst zurücke,
Doch kenn' ich sie! — Du Meister — Leide! Liebe!

Wenn Sie mich einst ganz kennen, so werden Sie auch weinen mit einem armen Menschen, der unaussprechlich gelitten und geirrt hat; mit Ihrem
Sie tief verehrenden Leidensbruder
Friedrich Ludwig Zacharias Werner.“

Iffland ist unterdessen auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes angelangt. **Friedrich Ludwig Schröder**, der schöne Stern, ist untergegangen; nur die Abendröthe seines Wirkens strahlt noch am Himmel des Theaters zu Hamburg; und das in Deutschlands Südosten emporflammende Meteor, **Ludwig Devrient**, steht noch am Anfang seiner glanzvollen Laufbahn. Dem unbestrittenen ersten Schauspieler seiner Zeit werden von allen Seiten die glänzendsten Anerbietungen zu Gastrollen gemacht, und nach und

nach sehen wir ihn in den verschiedensten deutschen Hauptstädten auftreten, überall begleitet von der ungetheilten Bewunderung der Würdigsten und Besten.

So giebt in Braunschweig Eschenburg, der geistvolle Uebersetzer Shakespeare's, dieser Bewunderung mit seines Freundes Lessing Worten Ausdruck:

„Was solch ein Wundermann lobt, tadelt und befiehlt,
Hat bei dem Raubesten den Reiz, mit dem Er spielt!"

„In froher Erwartung, bei Ihrer Wiederkehr zu uns Ihres freundschaftlichen Umgangs öfter und länger zu genießen, empfiehlt sich Ihrem Herzen J. J. Eschenburg, Prof."

Auf's Innigste begrüßt den Jugendfreund und Landsmann der hochherzige Leisewitz, der reichbegabte Dichter, der Schöpfer der mustergültigen, noch jetzt in Braunschweig bestehenden Armenpflege; obgleich er damals schon von jenem entsetzlichen Leiden geplagt war, das ihn nicht lange danach hinraffen sollte. Das Stammbuchblatt von des Edlen Hand ist ein um so theureres Vermächtniß, als bekanntlich sein gesammter literarischer Nachlaß mit übereiltem Eifer von seiner Witwe den Flammen übergeben wurde, so daß wir von ihm nur „Ein Junges" besitzen, „aber es ist ein Löwe": Julius von Tarent. — Er ruft Iffland entgegen:

„O du, mit dem mich schon früh die Freuden der Kindheit vereint;
O sei als Mann und als Greis, sei ewig mein zärtlicher Freund!
Dich lieben, mein Bruder, ist nur der Freundschaft heiligste Pflicht;
In jeglichem Erdstrich, in jeglichem Lande,
An Letho's ewig berauschendem Strande,
Dort, wo ich Alles vergesse, vergeß' ich dich nicht!
J. A. Leisewitz."

Der vielgereiste Verfasser des „siebenjährigen Krieges", der Historiker Archenholz, wählt Klopstock's Ausspruch:

„Ein fester Mann kann Alles, was er will!"

und fügt hinzu:

„Ein Deutscher, der viele Städte und Menschen gesehen, und nach seinen zweiundzwanzigjährigen Reisen einen großen Maßstab der Dinge angenommen hat, huldigt mit innigem Vergnügen dem vortrefflichen dramatischen Dichter, dem großen Schauspieler, und dem liebenswürdigen Menschen Iffland. Möge er, ungetrübt durch Kummer, noch lange die Deutschen mit seinem herrlichen Talente erfreuen!" —

Gleich enthusiastische Aufnahme, wie in dem durch Eckhof's, Ackermann's und Schröder's Spiel verwöhnten Hamburg (wo Iffland im Ganzen fünfundsechszig Vorstellungen gab, die hundertneuntausendeinhundertdreizehn Mark zwölf Schilling eintrugen, auf welche Summe sich noch unter keiner Direction die Einnahme eines ganzen Jahres, mit circa zweihundertfünfzig Vorstellungen, belaufen hatte), fand der Meister in Breslau, trotz der Beliebtheit, deren sich damals schon Ludwig Devrient dort erfreute. Der Erste, der ihm huldigt, ist der Eigenthümer des Breslauer Theaters selbst, der kunstverständige Regierungsrath Streit, der sich mit Friedrich Schiller's Worten also vernehmen läßt:

„Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund! Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich; dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz!"

Der Falstaff Breslaus, der dicke Karl Schall, dieses liebenswürdige Original, dessen „unterbrochene Whistpartie" uns noch heute mit lebensvoller Frische fesselt, äußert sich schlicht und brav:

„Auf der Tafel meiner Erinnerungen nimmt Iffland einen der obersten Plätze ein; möchte er mir auf der seinigen keinen der untersten anweisen!"

Es folgen viele leere Seiten, und endlich, auf dem allerletzten Blatte des Stammbuchs noch zwei Zeilen. Sie lauten:

„Wien, 26. September 1808.
Joseph Haydn."

Vom Alter geschwächt, fand die ehrwürdige Hand, welche so viel Musik auf das Papier geworfen, nur noch Kraft zu Namen und Datum. Sechsundsiebenzig Jahre zählte der Schöpfer der „Jahreszeiten" damals, wenige Monate später verstummte der liederreiche Mund auf immer: unter den Kanonenschüssen der Belagerung von Wien bereitete man ihm die letzte Ruhestätte. —

Genau nach sechs Jahren senkte man auch August Wilhelm Iffland zum ewigen Schlafe ein; am 22. September 1814 erlag der Dulder seinen Leiden; bis zum letzten Athemzuge treu und redlich, eine deutsche Kernnatur. — Seine Urne schmückt der unverwelkliche Lorbeer! —

Ein glücklicher Künstler.

Wer gerne durch die Berliner Ateliers schlendert, geht gewiß nicht an dem hübschen Hause Nummer zwei in der Matthäikirchstraße vorbei. Beim Eintreten in das Studio findet er vor der Staffelei einen jungen Mann, schlank und doch kräftig gewachsen, mit frischem, ansprechendem Gesicht, das durch den braunen Vollbart noch vortheilhafter hervorgehoben wird. Sein Aussehen zeugt von körperlicher und geistiger Gesundheit, die leider nur selten in der Künstlerwelt angetroffen wird; sein ganzes Wesen, womit er uns so offen und freundlich entgegentritt, athmet eine wohlthuende Heiterkeit und Natürlichkeit. Da ist nichts Gemachtes, nichts Gespreiztes, keine Spur von Affectation, von Selbstüberhebung, keine nervöse Reizbarkeit, keine Launenhaftigkeit, weder Weltschmerz, noch Zerrissenheit. Ebenso einfach, schlicht und natürlich ist seine Unterhaltung, die meist durch einen köstlichen Humor gewürzt wird. Zu dieser Persönlichkeit stimmt vollkommen die übrige Umgebung. An den Wänden des Ateliers hängen einige Bilder, Studienköpfe und Farbenskizzen meist von eigener Hand; an den Fenstern stehen einige Blumentöpfe, dazwischen Vogelbauer mit ihren schmetternden und trillernden Bewohnern. Die breite Seite nimmt ein großer Schrank ein, der zur Aufbewahrung von Gypsabgüssen verschiedener Thiere dient. Die sonstige Einrichtung ist höchst bescheiden und weit entfernt von jedem Luxus oder künstlerischer Coquetterie; ein alter Tisch mit wackelnden Beinen, einige wurmstichige Stühle im Rococogeschmack mit verschossenen Ueberzügen. Die einzige Merkwürdigkeit bieten einige seltsame Kasten und Schränke, die der witzige Maler mit interessanten Caricaturen verziert hat, prächtige Parodieen der Kunstgeschichte in hieroglyphischem Styl. Hier erblickt man einen alten ägyptischen Professor und Mitglied der königlich pharaonischen Akademie, umgeben von seinen Schülern, die unter seiner Anleitung zeichnen lernen; dort wird gleichfalls ein ägyptischer Hofphotograph mitten in seiner Arbeit von einem Krokodil in höchst unangenehmer Weise überrascht. Man kann diese geistreich komischen Bilder, in denen sich die Heiterkeit des Künstlers offenbart, nicht ohne Lachen sehen.

Dieser selbst ist der bekannte Paul Meyerheim, das jüngste Mitglied einer berühmten Künstlerfamilie, dem die Natur ein seltenes Talent verliehen, und welchen das Glück mit seinen reichsten Gaben beschenkt hat. Trotzdem er erst siebenundzwanzig Jahre zählt, besitzt er bereits einen bedeutenden Ruf, wird ihm von allen Seiten die größte Anerkennung gezollt. Er ist Inhaber verschiedener großer und kleiner Preis-Medaillen und mit Bestellung auf Jahre im Voraus überhäuft. Seine Bilder finden nicht nur Bewunderer, sondern auch Käufer zu den höchsten Preisen. Die strengsten Kritiker sprechen mit Verehrung, selbst mit Begeisterung von seinen Leistungen, die nicht nur den Laien, sondern auch den Kenner befriedigen.

Nicht nur in Berlin und in dem übrigen Deutschland, auch in Belgien und Frankreich haben seine Gemälde Sensation erregt. Sie wurden bei der letzten großen Weltausstellung in Paris unter Tausenden bemerkt und der Maler selbst von den Koryphäen der französischen Kunst, von einem Meissonier als ebenbürtiger Collega freudig begrüßt. Frühzeitig schon entwickelte sich das Talent Paul Meyerheim's und in einer rein künstlerischen Umgebung aufwachsend zeigte der begabte Knabe von Jugend auf mehr Lust zum Malen, als zum Lernen. Als echtes Berliner Kind schwänzte er gern die Schule und trieb sich lieber auf der Straße und im Freien umher, als daß er bei den Büchern saß. Die Natur war seine Lehrerin; am meisten zog ihn die Thierwelt an, die er mit scharfen Augen beobachtete. Bald war er ein Stammgast des zoologischen Gartens, zu dem ihm der bekannte Naturforscher Lichtenstein den freien Zutritt gestattete. Wie die meisten Berliner Jungen war er ein leidenschaftlicher Vogelzüchter; er schwärmte für Tauben, Finken und Canarienvögel, für die er seinen letzten Groschen verschwendete.

Digitized by Google

Savoyardenkinder.

Originalzeichnung von Paul Meyerheim.

Nur mit Widerstreben gab der Vater endlich seinem Drängen nach und ertheilte ihm die Erlaubniß, die verhaßten Bücher mit der geliebten Palette zu vertauschen. Paul erhielt erst Zeichenunterricht, besuchte dann die Akademie und studirte fleißig Thieranatomie, malte jedoch lieber nach der Natur als nach den üblichen Vorzeichnungen und Modellen. In seinen Mußestunden pflegte er die edle Musika; er spielte Cello in einem Quartett, das aus seinem Bruder **Franz**, dem Kunstkritiker **Eggers** und seinem künftigen Schwager **Lehfeldt** bestand. Als er achtzehn Jahr alt war, malte er sein erstes Bild „Hund und Affe“ für die Berliner Kunstausstellung, wodurch er bereits Aufmerksamkeit erregte. Das dafür erhaltene Honorar verwandte er zu einer Reise nach dem Harz. Später machte er eine Küstenfahrt auf der preußischen Kriegscorvette „Die Gazelle“ in der Gesellschaft des Capitains Bothwell von Danzig nach Norwegen. Hierauf besuchte er die Ausstellung in London, von wo er nach Portsmuth, Plymouth, Cherbourg, Brest über die Insel Wight nach der Bretagne ging. Im folgenden Jahre wanderte er nach Tirol, wo er im Zillerthal längere Zeit bei der bekannten Familie **Rainer** verweilte, endlich sah er als glücklicher Bräutigam die Schweiz und Holland.

Auf allen diesen Reisen machte er Studien in der ihm eigenen Weise; ihn reizte nicht die Großartigkeit einer Gegend, nicht die wilde Romantik des bewegten Meers, nicht die starre Erhabenheit der zum Himmel ragenden Alpenwelt, sondern das Stillleben in Wald und Flur, das alltägliche Treiben der Menschen, vor Allen aber seine geliebten Thiere. In Interlaken malte er nicht die hohe „Jungfrau“, sondern ein einfaches Kohlfeld, das ihn durch seine harmonische Färbung anzog, in der Bretagne nicht den pittoresken Meeresstrand mit seinen phantastischen Klippen, sondern alte, verfallene Bauerhäuser. In München besuchte er weniger die Pinakothek mit ihren alten Bildern und die Glyptothek mit ihren antiken Statuen, als die Thierbude mit ihrem Schlangenbändiger, der ihm das Motiv zu einem seiner gelungensten Bilder gab. In Holland brachte er die meiste Zeit in Gesellschaft einer Kunstreiterbande zu, deren Clowns seine speciellen Freunde wurden.

Paul Meyerheim wählt am liebsten seine Stoffe aus dem gewöhnlichen Leben, das er jedoch durch den ihm eigenen Zauber zu beleben und zu verklären weiß. Er ist ein Realist, aber im besten Sinne des Wortes, nichts weniger als ein bloßer Virtuose oder Photograph, der die Natur mit ängstlicher Treue skizzirt, sondern ein echter Künstler, der mit seinen klaren Augen die Welt so sieht, wie sie wirklich ist, und dabei gerade so viel Schönheitssinn und Kunstgefühl besitzt, um die Poesie, die ewige Wahrheit in der irdischen Erscheinung zu erfassen. Er ist kein sogenannter „denkender Künstler“, der philosophische Gedanken, geistreiche Allegorien, oder gar culturhistorische Bilder malt. Statt dessen greift er frisch in's Leben und wo er's packt, da ist es interessant. Ein Schäfer, der unter einem Baum sein Mittagsbrod verzehrt, ein alter Ziegenhändler mit seiner Heerde durch das Dorf ziehend, Holzfäller im Walde, Waisenkinder, Thierbändiger, Kunstreiter und Affen, das sind seine Stoffe. Aber gerade in dieser bescheidenen Beschränkung offenbart er einen Reichthum der Erfindung, eine psychologische Feinheit, eine Wahrheit der Zeichnung, einen Zauber der Farbe, wie sie die Natur ihren auserwählten Lieblingen verleiht.

Seine Gestalten, Menschen und Thiere leben, seine Landschaften duften und grünen, diese Wiesen laden uns zur Ruhe ein, der Wald rauscht uns entgegen, die Bäume flüstern und durch das schattige Laub der Zweige stiehlt sich das helle Sonnenlicht und vergoldet den frischen, feuchten Rasen. Ein ähnlich wohlthuendes Gefühl beschleicht den Beschauer beim Anblick des hier vorliegenden Bildes, welches Savoyardenkinder mit ihrem Murmelthier auf der Wanderung darstellt. Wie versteht es der Künstler, dem einfachen, schon so oft benutzten Stoff durch sein Talent eine Fülle neuer und anmuthiger Motive abzugewinnen! Wie fein und scharf ist in den neugierigen Bauernmädchen, in dem gierigen Knaben, der so hastig trinkt, während seine Schwester das verdurstende Thier labt, das Leben abgelauscht und wie macht sich auch hier, wie in allen Bildern Meyerheim's, ein liebenswürdiger Humor bemerkbar, der jedoch in den andern Arbeiten des jungen Meisters weit drastischer hervortritt, am stärksten in seiner „Menagerie“, die mit Recht für eine Perle der modernen Genre-Malerei gehalten wird und die seinen Namen zuerst berühmt gemacht hat.

Gegenwärtig zählt Paul Meyerheim zu den hervorragendsten Künstlern Berlins und Deutschlands. In einem Alter, wo andere Talente kaum ihre Laufbahn beginnen, steht er bereits dem Ziele nah, obgleich er keineswegs noch den Höhenpunkt seiner genialen Leistungen erreicht hat. Seine Bescheidenheit und harmlose Liebenswürdigkeit zeichnet ihn auch im Privatleben aus. Trotzdem es sich die beste Gesellschaft zur Ehre rechnet, den Künstler bei sich zu sehn, und ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuft, fühlt er sich am wohlsten im eigenen gastfreundlichen Hause oder im Kreise einiger Freunde, zu denen vor Allen die berühmten Historienmaler **Adolf Menzel**, **Gustav Richter**, der geistreiche Zeichner des Kladderadatsch, **Wilhelm Scholz**, und noch andere bedeutende Künstler, Schriftsteller und Gelehrte zählen. Am Abend nach gethaner Arbeit versammeln sich die Freunde und sitzen beim Glase Bier in der wohlbekannten Restauration von **Schubert**, wo neben dem Ernst auch der Scherz, der ausgelassene Humor und selbst der höhere Blödsinn eine freundliche Stätte und ein dankbares Publicum findet. Hier wetteiferte nicht selten Paul Meyerheim mit dem leider zu früh verstorbenen **Eduard Hildebrand** um die Palme jenes Witzes, den der Berliner als „Kalauer“ zu bezeichnen pflegt, und hier wie überall ist der Künstler ein Liebling der Menschen, wie er der Liebling der Götter ist, die ihm zu allen Gaben des Glückes, Talent und Gesundheit, auch noch eine holde Gattin und eine behagliche, sorgenfreie Existenz geschenkt.

M. R.

Blätter und Blüthen.

Pius der Neunte. „Den 28. November 1860 traf ich,“ schreibt uns ein ehemaliger Officier der päpstlichen Armee, „aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, in Rom ein, und erhielt, gleich vielen Anderen, die für Petri Stuhl gestritten und gelitten hatten, mehrere Tage erbärmliches Quartier in einem mit Ziegelsteinen gepflasterten Corridor des an die Kirche zum Kreuze von Jerusalem stoßenden Klosters. Meine große Sehnsucht, doch einmal den heiligen Vater zu sehen, blieb unerfüllt, da ich schon einige Tage nach meiner Ankunft in der Siebenhügelstadt nach dem Norden des Patrimoniums instradirt wurde, um einem daselbst stehenden Bataillon einverleibt zu werden. Den 19. Februar 1861 kehrte dieses durch massenhafte Desertionen ganz heruntergekommene und demoralisirte Corps nach Rom zurück, um bald nach seiner Ankunft daselbst aufgelöst zu werden.

Fast ein Vierteljahr blieb ich nach Auflösung unseres Corps in Rom und benutzte diese Zeit zur Besichtigung der so äußerst zahlreichen Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Meine Absicht, eine Audienz bei Seiner Heiligkeit zu erhalten, konnte ich nicht durchsetzen, da die päpstlichen Militairs hierzu die Erlaubniß bei ihrem Corpschef, dem Brigadegeneral und dem Kriegsminister einzuholen hatten, was so viel hieß, als ad Calendas graecas geschickt werden. Diese Maßregel ist durch einen päpstlichen Ministerialbefehl vom Februar 1851, und zwar, wie ich in Erfahrung brachte, deshalb getroffen worden, weil sich päpstliche Soldaten in einer Audienz bei ihrem obersten Kriegsherrn unanständig benommen hatten. Den französischen Soldaten, die damals Vater Goyon befehligte und in strenger Zucht hielt, war stets freier Zutritt zum Papste gestattet, wie denn Fremde überhaupt leicht Audienz bei demselben erhielten. Pius der Neunte empfing sie sehr freundlich und unterhielt sich eben so mit ihnen. Da er nur Italienisch, Lateinisch und Französisch spricht, so bediente er sich, falls ein Fremder einer dieser drei Sprachen nicht mächtig war, eines der ihm zu Gebote stehenden zahlreichen Dolmetscher. Auf Verlangen schrieb er auch den Fremden eine Bibelstelle oder sonst einen frommen Spruch auf ein Bild, ein Blatt Papier und dergleichen, setzte aber nie seinen Namen darunter.

Da ich von einem Officier erfahren hatte, daß der Papst an jedem Freitage während der Fasten in der Peterskirche seine Andacht verrichte, so verfügte ich mich den 1. März, welcher auf einen Freitag der Fasten fiel, Morgens in Sanct Peter's Dom, und stellte mich dicht an die Schweizer, welche zu beiden Seiten des Altars, an dem der Heilige Vater seine Andacht verrichten wollte, Spalier gebildet hatten. Eine lautlose Stille herrschte unter allen Anwesenden, worunter sich, wie ich hörte, die kurz vorher von Gaeta angelangten neapolitanischen Majestäten, sowie auch Mitglieder der unseligen bourbonischen Dynastie von der pyrenäischen Halbinsel befanden. Endlich erschien der Papst, gefolgt von verschiedenen hohen geistlichen Würdenträgern, kniete auf dem für ihn bereit gehaltenen Betstuhle nieder und verrichtete, die Hände gefaltet, den Blick oft nach oben gerichtet, seine Andacht. Viele Anwesende vergossen beim Anblicke des in tiefe Andacht versunkenen Oberhauptes der katholischen Kirche Thränen, und auch ich schied tiefgerührt von der Stelle, wo ich dasselbe zum ersten Male sah.

Pius der Neunte ist von mittlerer Statur. Obgleich ziemlich wohlbeleibt, ging er damals so schnell und lebhaft einher, wie ein noch ganz

Digitized by Google

rüstiger Mann; und, obwohl bald siebenzig Jahre alt, und während einer fünfzehnjährigen Regierung schwer geprüft und hart heimgesucht, sah er, wenn man sein gebleichtes Haupthaar nicht in Betracht zog, fast jugendlich aus. Selbst auf seiner Stirn waren kaum Furchen bemerkbar.

Diese nämliche Frische der Erscheinung fiel mir auf, da ich den Papst später einmal in der Lateran-Basilika sah. Dieses Gotteshaus gilt bekanntlich für die erste Kirche der katholischen Christenheit, und wird daher „Omnium Urbis et Orbis ecclesiarum Mater et Caput" genannt. Die Tiara auf dem Haupte, wurde Pius zum Hochaltare getragen, an dem der Apostelfürst Messe gelesen haben soll, und auf dem nur der Papst oder ein von ihm Bevollmächtigter celebriren darf. Wie in allen Basiliken, so steht auch im Lateran der Celebrirende mit dem Gesichte dem Volke zugewendet. Während des von Pius gehaltenen Hochamtes ließ sich das Sängerchor von Sanct Peter — wie immer ohne Orgelbegleitung — hören. Die Stimme des Papstes klang kräftig und rein. Den Segen nach dem Hochamte ertheilte er, Regens halber, nicht vom Balcon der Basilika herab, sondern in derselben, und sang die Segensworte ebenso kräftig, als vorhin das Hochamt. In feierlichem Zuge kehrte er hierauf in den Vatican zurück.

War dieser Zug des Heiligen Vaters großartig, so war es ungleich mehr der, den er den 27. Mai, am Feste des Heiligen Philipp Neri, des Patrons von Rom, von dessen Kirche aus über die Engelsbrücke nach seiner Residenz hielt. Der feierliche Wagenzug war rechts und links von den unvermeidlichen Schweizern umgeben. Pius saß in einem Staatswagen, der von sechs Rappen gezogen wurde. Das Riemenwerk derselben war mit rothem Saffian überzogen, und das Gold an dem Wagen so verschwenderisch angebracht, daß sich der erste Fürst der Welt seiner nicht hätte zu schämen brauchen: wer freilich dabei an den Peterspfennig dachte, konnte ein leichtes Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Man hat gar Vieles, und zwar oft sehr Lächerliches über das Privatleben Pius des Neunten geschrieben. Was darüber, namentlich durch die französische Journalistik, in die Welt gedrungen, kann theils als erfunden, theils als unwahr, theils als entstellt bezeichnet werden, und zwar eben so sicher, als es schwer ist, aus dem Vatican etwas Bestimmtes über jenen interessanten Gegenstand zu erfahren.

Ich habe nach allen Seiten hin Erkundigungen über die Lebensweise Pius des Neunten eingezogen, und zwar bei Personen, von denen ich voraussetzen konnte, daß sie im Stande waren, darüber nähere Auskunft zu ertheilen. Was ich darüber erfuhr, war, daß Pius äußerst einfach lebt und für seine Person fast gar keine Bedürfnisse hat. Freigebig gegen Arme und Hülfsbedürftige, mitleidig gegen Noth und Elend, läßt er Keinen, der sich in seiner Bedrängniß an ihn wendet, leer ausgehn; ja, seine außerordentlich große Freigebigkeit führt ihn oft so weit, daß er Geschenke macht und Gaben spendet, die ihm selbst gewiß Entbehrungen auferlegen. Ich könnte zur Bekräftigung des so eben Gesagten einen sehr eclatanten Fall anführen, muß dies jedoch unterlassen, um nicht auf einen traurigen Proceß der neuesten Zeit zurückzukommen, in welchem ein Schmuck eine seltsame Rolle spielte. . . .

Nur äußerst selten werden hohe distinguirte Personen zur Tafel des Papstes gezogen; und ebenso selten speist der Papst bei solchen auswärts. Während meines Aufenthaltes in Rom that er dies zweimal, und zwar bei den neapolitanischen und spanischen Bourbonen im Quirinal. Bei solchen Gelegenheiten nimmt der Papst aber stets einen höhern Sitz ein, als seine Gastgeber.

Nachmittags gegen vier Uhr fährt Pius gewöhnlich spazieren; er verläßt aber meistens den Wagen, um eine Strecke Weges zu Fuß zurückzulegen. Auf solchen Spazierfahrten hat er immer eine Escorte bei sich, die jedoch eher dazu bestimmt ist, allzu Neugierige fern zu halten, als die Person des Papstes zu schützen; denn darin stimmen selbst die eingefleischtesten Gegner des Papstes überein, daß er ein herzensguter Kirchenfürst ist und das Beste seines Volkes will, ohne freilich das Wohl seiner Unterthanen fördern zu können, weil er, in den Vatican gebannt, nicht weiß, wie es in seinem Lande zugeht und wessen es bedarf. Wirklich entbehrt dieser Vorwurf nicht der Begründung. Persönlich sieht sich Pius nicht in seinem Staate um, und nur selten verläßt er den Vatican auf kürzere Zeit. Er überträgt Alles seinen Ministern, und durch diese wurde, obgleich er selbst seit seinem Regierungs-Antritt nie den Nepotismus gehegt, ein elendes Protections-System aufrecht erhalten, das seine Regierung in den Augen aller rechtlich Denkenden herabsetzen muß und seinen Feinden stets neue Waffen in die Hand giebt.

Ich will hier auf ein Feld hinweisen, das ich vollständig kennen gelernt habe und auf dem das Protectionssystem im reichlichsten Maße gewuchert und unermeßlichen Schaden angerichtet hat: es ist dies das päpstliche Heer. Eine förmliche scandalöse Chronik könnte ich darüber schreiben, wie in diesem gerade die Unfähigsten und Unwürdigsten befördert, verdienstvolle Männer dagegen mißachtet, vernachlässigt und bei Seite geschoben, Orden an ganz verdienstlose, ja selbst schlechte Subjecte verliehen wurden.

Zu meiner Zeit spielten die französischen Legitimisten, diese erbärmlichen Egoisten, welche den Papst nur als ein Werkzeug zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke ansehen, im päpstlichen Heere die Hauptrolle. Die Heloten desselben waren die Deutschen, und ich warne, durch die traurigsten Erfahrungen belehrt, jeden Landsmann vor dem Eintritt in den päpstlichen Militärdienst. Ist es schon höchst unangenehm, in einem Lande zu sein, dessen Einwohner Alles, was die päpstliche Uniform trägt, hassen, meiden und fliehen, so ist dieses Leben für den deutschen Legionär noch um so lästiger, unangenehmer und trauriger, als er von seinen französischen, belgischen, schweizerischen und irländer Cameraden über die Achsel angesehen wird. —

Alle diese Eindrücke beschäftigten mich wieder lebhaft in den Tagen, die dem von Pius dem Neunten angesetzten Concil vorausgingen — diesem Concil, welches nichts als ein Werk der im Vatican so mächtigen Väter der Gesellschaft Jesu ist. Zwar ist man auf einer gewissen Seite aus allen Kräften bemüht, die Behauptung aufrecht zu erhalten, Pius der Neunte sei kein Werkzeug irgend einer Partei; allein dem muß schnurstracks widersprochen werden. Ein Fürst, der nur durch Andere sieht und hört, kann nicht selbstständig, nicht unparteiisch handeln; ein Fürst, der nur das sieht und hört, was ihm Andere vorlegen und sagen, muß das Spielzeug dieser werden. Viel Unheil würde dem Kirchenstaate, der Welt, wenigstens der katholischen, erspart worden sein, wenn die Päpste sich ein wenig in den verschiedenen Ländern umgesehen hätten, öfter aus dem Vatican und ihrem Reich herausgekommen wären."

Das Dresdener Hoftheater und sein Erbauer. Die Gartenlaube und mit ihr viele andere Blätter haben unmittelbar nach dem Brande des Dresdener Hoftheaters eingehende Berichte über dieses unglückselige Ereigniß gebracht und dabei selbstverständlich auch seines Erbauers, Gottfried Semper's, in mehr oder minder ausführlicher Weise gedacht. Dabei ist, wie dies bei solchen Vorfällen zu gehen pflegt, über die man rasch berichten will, viel Unvollkommenes, viel Unrichtiges und auch viel absichtlich Gefälschtes mit untergelaufen. Daß die Gartenlaube, wenn die Mittheilungen ihres Correspondenten sich später nicht in jedem Punkte als zutreffend erwiesen, dabei keine absichtliche Verdrehung beabsichtigte, braucht nicht weiter versichert zu werden; aber sie ergreift gern die Gelegenheit, die ihr durch einen ausführlichen Brief Gottfried Semper's an den Herausgeber geboten wird, dasjenige zu berichtigen, worin sie selbst zu ihrem Bedauern ungenügend unterrichtet war, und diejenigen Anklagen anderer Blätter zu widerlegen, bei deren Erwähnung Semper selber sagt, man müßte über die Geschmacklosigkeit staunen, die sich in der Wahl der Veranlassung zu solchen Herabsetzungen seines Werkes unmittelbar nach dessen Zerstörung zu erkennen gab, wäre man nicht versucht, tendenziöse Absichten darunter zu vermuthen.

„Dies ist auch der Grund," fährt Semper in seinem Briefe fort, „warum ich mich veranlaßt sehe, mein Stillschweigen zu brechen und den Werth jener Insinuationen und Mäkeleien zu beleuchten, obschon ein solches Sichverwahren durchaus meiner Neigung widerspricht. Ich habe nicht nur die Entwürfe zu dem jetzt zerstörten Theater gemacht, sondern den Bau desselben bis zu seiner letzten Durchbildung geleitet. Niemals war ein Bau so ganz das eigenhändige Werk des Architekten wie dieser! Jede Detailzeichnung, jede Schablone, die Angaben der Tischlerarbeiten, die decorativen Details und Arabesken, die Möbel, kurz Alles ohne Ausnahme wurde von mir in Größe der Ausführung auf blauem Papier mit rother oder schwarzer Farbe in Umrissen aufgetragen. Dabei standen mir nur einige von meinen Schülern, die aber damals noch wenig Uebung hatten, zur Seite, von denen einer, Herr Krüger, jetzt zweiter sächsischer Hofbaumeister ist und mir die Wahrheit des Gesagten bezeugen wird. Auch stand ich zur Beaufsichtigung der vorschriftsmäßigen Ausführung der Arbeiten in ununterbrochenem persönlichem Verkehr mit den Künstlern und feineren Gewerken (Steinmetzen, Schreinern, Tapezirern 2c.), während die Verwaltung des Baues und der Rohbau dem Hofbaumeister oblag, natürlich nach Vorschrift meiner Pläne und Angaben. Die gleichmäßige harmonische Durchführung, die an dem zerstörten Werke hervorgehoben wurde, erklärt sich allein aus dieser Einheit der Angabe und Leitung, aus dieser Gewissenhaftigkeit in der Durchführung. Da war nicht ein einziges Stück vorräthiger Marktwaare angebracht, sondern jedes Einzelne für den Zweck besonders componirt und gemacht: nirgends Wiederholungen. Aber was ich mir bei diesem Bau wohl als Hauptverdienst anrechnen darf (welches Verdienst ich übrigens mit meinem damaligen Chef, dem verewigten Freiherrn von Lüttichau, damaligem Generalintendanten der königl. Theater und Capellen hochverehrten Andenkens theile), ist die dadurch veranlaßte Herbeiziehung ausgezeichneter künstlerischer und kunstgewerblicher Kräfte aus allen Ländern und die gleichzeitige allgemeine Hebung der Künste und Kunstgewerke in Dresden. Namentlich in letzteren, den Kunstgewerken, die mehr als die hohen Künste einer Aufmunterung und Erfrischung bedurften, gab sich in Folge des Baues ein schöner Aufschwung kund, der aber leider nur von kurzer Dauer sein sollte.

So viel von meiner Betheiligung an dem Werke, das durch gewissenloseste Fahrlässigkeit verloren ging.

Ueber den posthumen Tadel, den man ihm in's Grab nachschleudert, kann ich mich kurz fassen. Vorher möchte ich fragen, welchen Eindruck es wohl gemacht hätte, wenn irgend einem Zeitungscorrespondenten eingefallen wäre, den Hänel'schen Bacchantenfries oder die Rietschel'schen Giebelgruppen bei Gelegenheit der Meldung ihres Untergangs einer tadelnden Kritik zu unterwerfen? Ist der Architekt in dieser Beziehung vogelfrei? Den schlimmsten Vorwurf, der Saal sei unakustisch gewesen, weise ich einfach zurück, mich berufend auf das allgemeine Urtheil aller Künstler und Zuhörer, welche seit der Eröffnung desselben ihn betreten haben. Bis jetzt galt er allgemein für sehr sonor und angemessen. Der Tadel rührt wahrscheinlich von irgend einem Sänger her, der seine Stimme verloren hat und sich nun einbildet, sie sei an dem Plafond des Dresdener Theaters hängen geblieben. Ausgänge und zwar höchst bequeme besaß das Dresdener Theater mehr als irgend ein anderes. Was die inneren Gänge betrifft, so maßen sie zwei Meter Breite, d. h. gerade so viel als die Gänge des Pariser Opernhauses, des Theaters von Bordeaux, des kaiserlichen Hoftheaters in St. Petersburg und der meisten großen Theater im nördlichen Europa, einen guten halben Fuß mehr als die Gänge des Theaters della Scala in Mailand und der Theater in Turin, Genua, Neapel 2c., d. h. der größten bestehenden Theater der Welt! Dazu kam noch für das Dresdener Theater die Bequemlichkeit eines achtzehn Fuß breiten eisernen Corridors, der überall mit dem Innern durch breite nach beiden Seiten sich öffnende Thüren in Verbindung stand und unmittelbar zu den beiden Haupttreppen führte.

Es wäre für die Verfasser der gegen mich gerichteten Anklagen eine Leichtigkeit gewesen, sich Einsicht in das Kupferwerk über den besprochenen Bau zu verschaffen, was ihre Pflicht war, bevor sie ihre weittragenden

Artikel in die Welt schickten. Dieses Werk wurde unmittelbar nach der Eröffnung des Theaters nach meinen Originalplänen gemacht, und giebt über dessen ehemaligen Bestand bessere Auskunft als das Geschwätz eines Spritzeninspectors, auf das jene Ausstellungen sich gründen wollen.

Die Ankleidezimmer, welche jedes nur für eine Person dienten, waren für diesen Zweck genügend groß (wenn schon freilich im Vergleiche mit den mächtigen Räumen des Saales und der Bühne verschwindend klein) und in genügender Anzahl vorhanden. Es fehlte von allem Anfange weder an Aufenthaltsräumen für Choristen und Statisten, noch an Garderoben jeder Abtheilung. Wenn später diese Räume nicht genügten, so war dies der Fehler derjenigen, die unvorsichtiger Weise den Requisitenvorrath, für den ein besonderes Depôt außerhalb des Hauses gehörte, im Inneren desselben sich immer mehr anhäufen ließen, was den Verlust aller dieser Schätze zur Folge hatte.

Aus meinen Plänen hätte man auch entnehmen können, daß es an ‚den gewissen höchst nothwendigen Localitäten‘ überall nicht gefehlt hat, wie man mir vorwarf, auch nicht in den obersten Galerien, wo sich an jeder Seite eine befand. Wenn sie später verschlossen worden sind, um sich die Kosten der Beaufsichtigung und des Reinhaltens zu ersparen, so ist dies nicht die Schuld der Anlage.

Diese ‚höchst nothwendigen Localitäten‘ bilden überhaupt in einem Theater stets große Uebelstände, wenn man sie zu sehr vervielfältigt und in die höheren Räume versetzt, weil der Luftzug der Ventilation und des Kronleuchters den Geruch derselben fast unvermeidlich macht. Man soll eigentlich öffentliche Abtritte nur im untersten Theile des Hauses gestatten, was zwar unbequem, aber der allgemeinen Salubrität angemessen ist. Wer übrigens für zwei bis drei Stunden einen Kunsttempel betreten will, soll sich in jeder Beziehung dazu vorbereiten. Wer denkt an Abtritte in den Kirchen?

Ebensowenig hat die Anlage es verschuldet, daß die Löschapparate in Unordnung waren, da, wie auf den Durchschnittsplänen des Kupferwerkes deutlich wahrzunehmen ist, zwei Kolosse von Wasserbehältern über dem Bogen des Prosceniums genügende Wassermassen spenden konnten, wenn man sie anfüllte und ihre Röhren in Ordnung hielt. Doch genug von diesen Misèren.

Ich erwähne noch, daß der Plafond nicht von Desplechin, sondern in seinen decorativen Theilen nach meiner Zeichnung von Jules Dieterle herrührte. Die Vignetten und Bilder waren von Gosse. Von Dieterle's eigner Meisterhand waren auch die Chimären und Masken mit Arabeskenumgebung, welche die Füllungen der beiden ersten Rangbrüstungen schmückten, en camayeu, blau auf Perlfarbe, mit Silberschraffirung. Diese wurden aber schon bei der großen Restauration, die vor einigen Jahren stattfand, beseitigt und durch Steinpappe-Rosetten ersetzt.

Auch die Theaterdecorationen rührten keineswegs alle von Desplechin her, sondern damals arbeiteten vier Künstler von fast gleichen Talenten in Gemeinschaft: Séchan, Desplechin, Feuchère und Dieterle, die sich erst später, nach der Vollendung ihrer Dresdener Arbeiten, von einander trennten.“

Soweit Semper über das alte, nun zu Grunde gegangene Theater. Was das neue, das zu erbauende, betrifft, so ist bereits von anderer Seite nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß die Berufung Semper's vor Allen und in erster Linie geboten sei. Die von dem Dresdener Comité beabsichtigte Concurrenz wird nicht verfangen, und wie Semper persönlich darüber denkt, beweisen noch folgende Zeilen aus einem späteren Briefe desselben an den Herausgeber der Gartenlaube:

„Das Manöver, mich bei einer Ausschreibung ‚in erster Linie in Betracht ziehen zu wollen‘, ist sehr pfiffig erfunden, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen und meiner sich mit bester Manier zu entledigen; denn man weiß sehr wohl, daß ich mich auf keine Concurrenz einlassen kann.“

Für die stillen Tage der kommenden Festwoche empfiehlt die Gartenlaube ihren Lesern dringend ein Buch, welches mit vollem Recht einen Platz neben dem Schönsten und Besten beanspruchen darf, es ist der vierbändige Roman der Frau W. v. Hillern: „ein Arzt der Seele“. Die Verfasserin, eine Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, legt in glänzender Weise Zeugniß dafür ab, daß tief- und feingebildete Frauen wohl berufen sind, mit ihrer Kunst sich an die Angehörigen ihrer Nation zu wenden, und wie es E. Marlitt gelungen ist, fast über Nacht die meistgelesene, beliebteste Schriftstellerin des deutschen Volkes zu werden, so wird auch Frau v. Hillern sich rasch einen Leserkreis erobern, der sie lieb gewinnt und bewundert. Zwar Frau v. Hillern besitzt vielleicht nicht ganz jenen poetischen Zauber, der die Marlitt'schen Gestalten umwebt, sie entwickelt nicht so dramatisch, wie es die Verfasserin der Goldelse und der alten Mamsell thut, deren Romane sofort nach ihrem Erscheinen und später noch für die Bühne bearbeitet wurden — aber sie arbeitet und denkt mit einem fast männlichen, durch und durch gebildeten Geist, gestützt auf ein reiches, durch umfassenden Fleiß erworbenes Wissen, begabt mit einer erfinderischen, fesselnden, immer beweglichen Phantasie und erfüllt von der echten, voll hinströmenden Begeisterung für das höchste und herrlichste Gut des Menschen, die Freiheit.

Auch Frau v. Hillern giebt, wie dies jetzt Sitte geworden, den ganzen Lebenslauf ihres Helden, fast von der Wiege an. Ihr Held — wir dürfen wohl so sagen, denn Ernestine kämpft und streitet mit dem Muth, dem Trotz und der Verzweiflung des Mannes gegen eine Welt — tritt mit der hochgeschwungenen Fahne des Geistes und in der vollen Kämpferrüstung der Wissenschaft ein in die Reihe der für ihre Freiheit, für ihre Selbstständigkeit streitenden Frauen; es ist uns natürlich hier nicht möglich, die einzelnen Stadien der mühe- und sorgenvollen Laufbahn zu verfolgen, welche die Autorin ihre Heldin zurücklegen läßt; in geistvoller Weise wird die Lösung des Conflicts durch die Erkenntniß herbeigeführt, daß das Weib berufen sei, die Arbeit mit dem Mann zu theilen, sich zu diesem edlen Berufe würdig heranzubilden, seine fördernde Helferin und Genossin zu sein, aber nicht außer den Schranken schöner Weiblichkeit sich herausfordernd neben ihn zu stellen oder gleich ihm in die Wogen des Lebens zu stürzen, denen gegenüber der stärkste Frauenarm nur schwach und zart ist. Mit dieser Erkenntniß gewinnt Ernestine Ruhe und mit ihr kehrt auch der alte, längst verlorene Glaube in das dem Untergang nahgewesene Herz zurück. Zu den schönsten Figuren des Romans gehört Möller's, des stattlichen Professors, Mutter, eine würdige, in ihrer Ehrlichkeit und in ihrer Hingebung für den Sohn rührende Erscheinung, dann der blinde Lehrer, und wiederum die hübsche, in den Schlingen der Liebe so rasch gefangene Tochter des verrätherischen Leuthold, der Ernestine, nachdem er ihr das Vermögen gestohlen, auch den Frieden der Seele systematisch zu tödten sucht. Jede der Gestalten ist — ein Vorzug, der Frauenhänden nicht immer eigen sein soll — charakteristisch gehalten, logisch durchgeführt, und wir glauben, ihnen allen — bis auf den schlangenhaften Collegen Möller's und die in frischen Farben geschilderte, die Emancipation des Fleisches predigende Gräfin — schon irgendwo begegnet zu sein.

Der ganze Roman ist von hohem, sittlichem Ernst durchweht, er tritt streitend in den Kampf des Tages, den Kampf um Frauenberuf und Frauenselbstständigkeit, ein; er löst diesen — für sich — in einer dem innersten Wesen des Weibes angemessenen Weise, und schon darum würde er im höchsten Grade unsere Beachtung verdienen, auch wenn er künstlerisch nicht so durchgebildet und durchgearbeitet wäre, wie er es wirklich ist. De.

Resultate der Humboldt-Feier. Man schreibt uns — bei Gelegenheit einer Geldsendung für die Verschütteten in Plauen — aus Columbus, Staat Ohio in Amerika: „Erfreulich ist es, zu sehen, wie ein neuer, regerer Geist seit Begehung des Humboldt-Festes im Volke sich zeigt, wie das Streben nach Wissen wach und seiner selbst bewußt wird. In vielen Orten diesseits des Meeres beginnt es sich zu regen; in allen größeren Städten bilden sich Humboldt-Vereine, deren Hauptzweck Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und allgemeiner Bildung ist. Mögen dieselben gedeihen und sich mehren, ihr vorgestecktes Ziel eifrig verfolgen, die Leuchte der Vernunft überall hindringen lassen, und ihr Endziel: klares Denken, richtiges Auffassen und selbstbewußtes Handeln unter das Volk zu bringen — erreichen. Dies ist besonders in diesem freien Lande nothwendig, wo die Geister sich selbst Bande anlegen.“

An unsere Freunde!

Es ist uns eine große Freude, den Lesern der Gartenlaube wiederholt die angenehme Mittheilung machen zu können, daß für den kommenden Jahrgang folgende ausgezeichnete Erzählungen zum Abdruck vorliegen:

Aus eigener Kraft. Von Wilh. von Hillern, Verf. des „Arztes der Seele“.

Der Fels der Ehrenlegion. Von Berth. Auerbach.

Die Türken in München. Geschichtliche Erzählung von Herm. Schmid.

Außerdem — und dies diene zugleich als Antwort auf die vielfachen Anfragen und die namentlich in süddeutschen Zeitungen verbreitete falsche Nachricht von dem jüngsterfolgten Tode unsrer verehrten Mitarbeiterin — dürfen wir jetzt schon den vielen Freunden der Marlitt'schen Muse verrathen, daß

E. Marlitt

bereits seit einigen Wochen an einer neuen Erzählung arbeitet, die ebenfalls im Laufe des nächsten Jahrgangs zur Veröffentlichung kommen wird. Wenn wir zu den gefeierten Namen Marlitt, Berth. Auerbach, H. Schmid, W. von Hillern noch den des Paul Heyse hinzufügen, der uns gleichfalls eine Erzählung zugesagt, so glauben wir mit Stolz auf den novellistischen Theil des nächsten Jahrgangs hinweisen zu können. Ueber die sonstigen Beiträge später ein Mehreres.

D. Redaction.

Weihnachtsgeschenk!

Bei Ernst Keil in Leipzig ist erschienen:

Robert Prutz, Buch der Liebe, Gedichte. . . . . elegant gebunden 1½ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 52. 1869.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Zu Weihnachten 1869.

Von Emil Rittershaus.

Die Glocken läuten – Das ist Weihnachtstag!
Welch' lauter Jubel in der Kinderstube!
Was wohl das Christkind alles bringen mag?
So geht ein Munkeln zwischen Maid und Bube.
„Ich hab' den weißen Schimmel selbst gehört,
Wie seine Hufe an der Thüre scharrten!“ –
„Mich hat der Schellen Klingeln aufgestört
Jüngst aus dem Schlafe noch in später Nacht!“
So spricht die Jugend und sie scherzt und lacht
Und kann die Weihnachtsfreude kaum erwarten.

Und endlich, endlich flammt's im Tannengrün!
Rings goldne Nüsse, bunte Blumen, Lichter,
Die Kinderwänglein, die wie Rosen blühn,
Und klare Augen, frohe Angesichter!
O Gott, die Sorge eines ganzen Jahr's,
Des Alltags Plage und des Herzens Wunde,
Eh' wir's geglaubt, verträumt, vergessen war's
Bei der geschmückten Fichte hellem Schein!
Ein Traum im Himmel, stilles Seligsein,
Das ist der Segen dieser Feierstunde!

Das ist dein Segen, deutscher Weihnachtsbaum,
Dein Licht erglänzt, wo deutsche Brüder wohnen,
Im tiefen Nord in enger Hütten Raum,
Im fernen Süden unter Palmenkronen.
Ein Sproß vom Stamme Teut's entbehrt dich
nimmer!
Bei deinem Leuchten hebt sich mild und labend
Vergang'ne Zeit aus des Vergessens Meer,
Erinn'rung heimwärts die Entfernten bringt!
Es prangt, so weit die deutsche Zunge klingt,
Der lichterhelle Baum am Weihnachtsabend.

„So weit die deutsche Zunge“ – blitzgeschwind
Kommt dieses Wort mir in den Sinn gefahren!
Heut' giebt's ein Doppelfest, mein liebes Kind!
Am zweiten Weihnachtstag vor hundert Jahren
Erblickte Vater Arndt des Lebens Licht.
He, Wein herbei und eine volle Kanne!
Hoch Vater Arndt! Ei, wie das jubelnd bricht
Aus jeder Brust, wie's frisch im Kreis erschallt!
Es ist ein mächt'ger Baum im Dichterwald
Von Rügens Kreidefels die Edeltanne!

Rauhborkig, derb, ein Stamm von festem Mark
Und nie gewohnt, daß er den Wipfel beuge,
In Blitz und Donner ward er groß und stark;
Ihm sangen Sturm und Woge an der Wiege
Tief in den Fels schlug er die Wurzeln ein,
Dem er entsproßt. Nicht duft'ge Blüthentraube,
Die ihren Kelch erschließt dem Sonnenschein,
Birgt selbst ein Baum, nicht süßer Früchte
Schatz.
Doch nimmt im Zweige Nest und Ruheplatz
Der kühne Falke und die fromme Taube.

So ist nicht Arndt der stolzen Palme gleich
Und nicht des Lenzes Königin, der Rose,
Den Kindern aus der Schönheit ew'gem Reich!
Ihm fielen anders des Geschickes Loose!
Ihm galten mehr als Zeus und als Apoll
Die Götter, die in Wodans Himmel wohnen!
Sein Schlachtgesang empor in Strudeln quoll,
Sprang in die Welt, ein wilder Katarakt;
Der blanke Säbel schlug dazu den Tact
Und die Begleitung brüllten die Kanonen.

Ein Falk, der auf den welschen Reiher stieß
Und keck ihn faßte mit den starken Fängen,
So war sein Lied, als unsre Losung hieß:
Den Feind verjagen und die Ketten sprengen!
So war sein Wort, das Wort vom „Geist der Zeit“!
Die Welt durchflog's, als hätt' es Adlerschwingen,
Das Wort von deutscher Kraft und Herrlichkeit
Und dann ein Lied, von Frömmigkeit durchweht,
So taubenfromm, fast wie das Christgebet,
Das unterm Weihnachtsbaum die Kinder singen.

Er warf sich liebend an der Mutter Herz,
Der Heimath Herz in unsrer Knechtschaft Tagen
Und wies die Geister muthig sonnenwärts,
Die, von dem Joch gebeugt, im Staube lagen.
Er zog von Sünden, die um Rache schrien,
Den Schleier weg, hat uns empor gerissen!
Dem Völkerzorn hat er das Lied gelieh'n,
Der Sehnsucht nach dem einen Vaterland!
Hoch steht er da, wie er sich selbst genannt:
Das alte, deutsche, ehrliche Gewissen!

Du deutsch' Gewissen, sag', wann wirst du wach
Und machst uns schamroth ob der Zwietracht
Schande?
O Gott im Himmel, noch das alte Ach,
Das alte Weh im ganzen Vaterlande!
Hol' dir die Freiheit! Laß die That dem Wort –
„Papa, so ernst zu Weihnacht!“ Ja, ihr Knaben,
Recht närrisch war's! Die düstren Grillen fort!
Hoch Vater Arndt! Hei, wie's das Haus durchbebt!
Gott geb's, ihr Kinder, daß ihr's noch erlebt,
Daß wir ein frei' und einig' Deutschland haben!

Die Gasselbuben.

Geschichte aus den bairischen Vorbergen.

Von Herman Schmid.

(Schluß.)

Wenige Wochen später war die Straße, die zum Schwurgerichtshofe führte, wie belagert; es war unmöglich noch in den Saal selbst zu gelangen, so groß war der Andrang, das Landvolk der ganzen Gegend war herbeigeströmt, die letzte Entwicklung eines Ereignisses mit zu erleben, welches durch seine seltene Eigenthümlichkeit und die Menge merkwürdiger Nebenumstände das Gespräch und Anliegen des ganzen Gaus geworden war.

Die gleich einem Wildwasser erbrausende, Kopf an Kopf

gedrängte Versammlung verstummte feierlich, als der Gerichtshof die Bühne betrat, die Geschworenen sich um ihre Sitze sammelten und auf Befehl des Präsidenten der Angeklagte eingeführt wurde.

Wendel erschien wohl verhärmt und angegriffen, aber doch nicht gebrochen; der Blick, mit dem er die Versammlung überflog, ließ errathen, daß er innerlich mit sich vollkommen einig war und jedenfalls seinen Entschluß gefaßt hatte. Er verzog keine Miene, als nach der Auslosung der Geschworenen das Verlesen der Anklageschrift begann, eines rechtlichen und rednerischen Meisterstücks, worin die verschiedenen gegen Wendel sprechenden Anzeichen mit einer Genauigkeit und Schärfe zu einem so erdrückenden Beweise vereinigt waren, daß nach der Beendigung Alles wie beklommen tief aufathmete und wohl nur Wenige im Saale zugegen sein mochten, denen die Schuld des Angeklagten nicht bereits für ausgemacht galt. Die allgemeine Meinung schien ihn zu verurtheilen, wie ein allgemeines Gerücht, dessen Entstehen Niemand kannte, das sich überall hin verbreitete wie unsichtbar vom Winde ausgestreuter Samen, die Anklage gegen ihn hervorgerufen hatte. Kein Mensch vermochte zu sagen, wo er zuerst davon gehört, bald aber schlich überall die leise Sage umher, daß ein Knecht des Feichtenbauers diesem den Hof angezündet. Wer zweifelte dann noch, wenn er vernahm, daß Wendel am nämlichen Tage aus dem Dienste gejagt worden war, weil er sein Auge bis zur Tochter seines Herrn erhoben hatte? Dazu kam, daß er vor vielen Menschen den Bauer schwer bedroht hatte, daß er die Oertlichkeit des Hauses genau kannte, daß er zur entscheidenden Zeit, um seine Kleider zu holen, am Orte der That gewesen war — hatte er sich auch bald wieder entfernt, so lag doch die Annahme nahe, daß er dies absichtlich, nur zum Scheine gethan und sich in der Nähe verborgen gehalten. Dazu kam ferner noch, daß er allgemein als ein Bursche von heftigem Wesen bekannt war, den die auflodernde Hitze gar wohl zu einer raschen wilden That und selbst zu einem Verbrechen hinzureißen vermochte. Viele wollten wissen, daß er ein lauer Christ und ein schlechter Kirchengänger war, ein Mensch, der sich keinem Brauche fügen wollte und überall der gewohnten Ordnung widerstrebte — die Begegnung mit den Hüglinger Burschen war nicht ohne Folgen geblieben.

Das Verhör des Angeklagten war sehr kurz; er setzte der Anschuldigung einen starren, trotzigen Widerspruch entgegen, wenn er auch alle die Nebenumstände, aus denen sie gefolgert wurde, ohne Rückhalt zugestand und sich dadurch von dem gewandten Staatsankläger in ein Netz von Fragen verwickelt sah, das sich mit jeder Frage enger um ihn zusammen zog.

Die Vernehmung der Zeugen war nicht angethan, hieran etwas zu ändern. Der Feichtenbauer, der sich lange auf diesen Augenblick gefreut, machte weder aus seinem Groll noch aus seinem stets gehegten Verdachte ein Geheimniß; Christel rief schon durch ihr bloßes Erscheinen große Bewegung hervor, welche sich noch steigerte, als sie, obwohl auf's Tiefste ergriffen und unter schmerzlichen Thränen, leisen und doch festen Tones, mit allen Zeichen rückhaltsloser Offenheit die allgemeinen Fragen über ihre Beziehungen zum Angeklagten beantwortete, und ungescheut vor den Menschen, wie sie es vor Gott gethan, ihre Liebe und ihre einst gehegten Hoffnungen bekannte. Wendel vermochte den Anblick des Mädchens nicht zu ertragen; die Hände vor's Gesicht schlagend, saß er niedergebeugt da und konnte auf die Frage des Präsidenten, ob und was er gegen die Aussagen dieser Zeugin zu erinnern habe, nur mit stummem Kopfschütteln erwidern. Die Angaben der Dienstboten und Nachbarn über Entdeckung und Verlauf des Brandes brachten ebenfalls kein neues Licht in die Sache; Domini, der über den Vorfall im Bergwirthshause vernommen wurde, nahm sich zusammen und sprach zwar ohne Rückhalt, aber auch ohne jede Spur von Gereiztheit, wie ein vollkommen glaubwürdiger Zeuge.

Die Einzige, welche ihre Aufregung nicht zu bemeistern vermochte, war Susi, die geladen war, um über Wendel's Aufenthalt auf dem Feichtenhofe auszusagen, und die zum ersten Male vernommen ward, weil sie früher nicht aufgefunden werden konnte. Sie war mit Domini lustig im Lande herumgezogen, denn wenn sie ihn auch grollend empfangen hatte, als er am Tage ihres Zusammentreffens anstatt am Abend, wie er versprochen, erst spät in der Nacht und bei fast anbrechendem Morgen gekommen war, hatte seine schmeichelnde Geschwätzigkeit doch nicht eben ein schweres Spiel gehabt, sie zu besänftigen und mit neuen Versprechungen zu ködern. So war es ihm gelungen, sie an entfernte Orte zu locken und dort mit Geschenken, Betheuerungen und Liebkosungen fest zu halten, daß sie über seine neuen Beziehungen zum Feichtenhofe und seine Absichten auf Christel in voller Unkenntniß blieb und dem tückischen Doppelspiel kein Hinderniß bereitete. Arglos sah sie ihn kommen und gehen, des Tages wartend, wo er sie in seine Heimath führen und zur Frau machen würde, während er nur darauf bedacht war, sie hinzuhalten, bis er fest auf dem Feichtenhof saß; dann mochte sie Alles erfahren und toben, dann konnte sie ihm nicht mehr schaden und mußte sich zuletzt wohl oder übel in das Unvermeidliche finden. Es war ihm daher mehr als unangenehm, ihr unter den Zeugen unvermuthet zu begegnen, und ihre laut ausgesprochene Freude über das Wiedersehen fand bei ihm eine sehr zurückhaltende und kühle Erwiderung. Wohl bemühte er sich, die bei der Verhandlung in ihr aufsteigenden Bedenken durch zugeflüsterte Bemerkungen und Liebesworte zu beseitigen; als aber der Feichtenbauer auf eine Zwischenfrage des Präsidenten entschieden erklärte, daß Domini der bestimmte Bräutigam seiner Tochter sei, und daß er ihm bereits am Morgen des Tages, an welchem der Brand stattgefunden, seine Zusage gegeben — da war das Lügengewebe, mit dem er sie umsponnen hatte, mit einem Male zerrissen und bis auf den letzten Faden von der fessellos auflodernden Flamme der Eifersucht, des Zornes und der Rachsucht zerstört.

„Wie wär' mir das?“ rief sie und trat vor, ohne Rücksicht auf die verweisenden Worte des Präsidenten die Verhandlung unterbrechend. „Das ist ja 'was ganz Neues! Der Domini will Feichtenbauer werden? Und das Alles ist schon so fest abgemacht worden und in der Still', und damit ich nichts davon erfahren sollt', hat er mich im Land herumgeführt und hat mich zum Narren gehabt . . .“

Der Präsident gebot ihr wiederholt, zu schweigen; wenn sie Ansprüche zu erheben habe, so sei ihr deren Verfolgung unbenommen, aber hier sei nicht der Ort, sie zu verhandeln, weil sie nicht zur Sache gehörten — aber die erbitterte und trotz ihres Leichtsinns im Grund der Seele beschämte Dirne war nicht zu beruhigen.

„O ja,“ sagte sie, „das gehört wohl zu der Sach'! Das gehört erst recht dazu! Das muß doch ein Blinder sehn, daß sie Alle zusammenspinnen und dem Wendel heraushelfen wollen oder was sie sonst im Sinn haben. . . . Aber wenn doch das Trumm an mir ausgehen soll, dann will ich auch meinen Senf dazu geben und will Alles sagen, was ich weiß. . . . Wenn Sie herausbringen wollen, wie's mit dem Anzünden zugegangen ist, Herr Präsident — dann fragen Sie nur den Domini, der kann's Ihnen ganz genau sagen . . .“

Ein Brausen der Erregung durchflog den Saal. „Es ist nit wahr, Gnaden Herr Präsident,“ rief Domini rasch und laut, „ich weiß nit mehr, als ich schon gesagt habe . . . das Weibsbild redet nur so aus purem Haß, weil sie sich an mir rächen will . . .“

„So? Leugnen willst Du es auch noch?“ rief Susi wüthend. „Willst noch von mir schlecht reden obendrein und mich ein Weibsbild heißen? Hast es vergessen, wie ich Dich im Wirthshaus am Fall erwartet hab' die ganze Nacht, und wie Du erst gegen Morgen gekommen bist und hast Wein bringen lassen, und hast Dich entschuldigt, es sei 'was ganz Merkwürdiges gewesen, was Dich aufgehalten hätt', und weil ich nit aufgehört hab' zu fragen, hast mir's eingestanden im Rausch, Du wüßtest es jetzt ganz genau, wie's mit dem Brennen auf dem Feichtenhof zugegangen wär' . . . so genau, als wenn Du selber dabei gewesen wärst . . .“

Die Bewegung wuchs und wich erst dem wiederholten Mahnruf des Präsidenten, der Domini dringend aufforderte, ohne Rückhalt die Wahrheit zu sagen.

„Ich muß wohl,“ sagte Domini, sich fassend, „es könnt' sonst gar den Schein bekommen, als wär' ich selber dabei gewesen. . . . Ich muß also sagen — der Wendel hat den Feichtenhof angezündet, ich hab's aus seinem eigenen Mund gehört, wie er's erzählt hat . . .“

„Domini . . .“ schrie Wendel, entsetzt aufspringend, „willst Du mich in's Unglück bringen durch Deine Lüg'? Du bist ein schlechter Bursch', wenn Du auf die Weis' Deinen Zorn an mir auslassen willst! Ich hab' Dich nimmer gesehn seit dem Berg-

wirthshaus. . . . Red' — wenn noch ein ehrlicher Blutstropfen in Dir ist, so sag' . . . wann, wo hast Du so was von mir gehört?"

„Ja, ja, ich glaub's wohl, daß Du das nit errathen kannst!" entgegnete Domini mit seiner alten Ruhe und einem höhnischen Blick. „Deßwegen ist's aber doch wahr . . . denk' nur daran, wohin Du in der selbigen Nacht noch einen Gasselgang gemacht hast und was an dem selbigen Kammerfenster gered't worden ist. . . ."

Wendel stand vernichtet. „Das weißt Du?" stammelte er wie sinnlos. „Das hat sie Dir erzählt? . . ."

„Das nit!" rief Domini mit seinem wüsten Lachen, „das hat's auch gar nit nöthig gehabt . . . ich hab' es selber gehört, ich war ja schon vorher bei ihr drinnen in der Kammer. . . ."

Ein wilder Schrei rang sich aus Wendel's Brust, ein Schrei des Schmerzes und der Wuth; er wäre auf Domini losgestürzt, hätte die Wache ihn nicht zurückgehalten; Christel war in halber Ohnmacht zusammengesunken.

„Rede," rief Wendel, keuchend vor Erregung, auf sie hin, „red', Christel . . . vor allen diesen Leuten, vor unserm Herrgott, red'! . . . Nit meinetwegen, Christel . . . ich bin ja doch schon ein zernicht'ter, verlorener Mensch, aber wegen Dir selber, wegen Deiner eigenen Ehr' . . ."

Grabesstille lagerte auf dem Saale, nur sie machte es hörbar und verständlich, als Christel von einer Zeugin unterstützt, sich mühsam erhob und gesenkten Auges flüsterte: . . . „Es ist nit wahr. . . ."

„O, es ist wahr! Es ist nur zu wahr!" schrie Wendel auf in namenlosem Schmerz. „Du hast das Lügen schlecht gelernt, Christel; ich seh's an Deinem Armensündergesicht, daß es wahr ist! — Ist es denn möglich? Du . . . die ich für einen hell-lichten Engel gehalten hab', Du hast so falsch sein können, so bodenlos schlecht? Jetzt freilich, wo Du da stehst in Schand' und Spott, wie ich — jetzt fallt's Dir auf's Herz und Du möchtest mir heraushelfen mit einer Lüg'! . . . Aber ich will das nit — ich will nichts wissen von Deiner Erbarmniß und von Dir; ich will für mich leiden, was mir gehört, und will Alles sagen. . . . Ja, ich bin's gewesen, Herr Präsident, jetzt gesteh' ich's ein, ich hab' den Feichtenhof angezünd't. . . ."

Er erzählte den Hergang, wie er ihn dem Ohre der Liebe vertraut hatte, der mit jedem Worte steigenden Theilnahme der Versammlung; Richter und Geschworne waren ergriffen und selbst der Ankläger schien mit einer Art mitleidsvoller Scheu daranzugehn, die thatsächlichen Widersprüche und Unvollständigkeiten aufzuklären, welche das Geständniß noch übrig gelassen hatte. Es waren besonders zwei Umstände, welche der Aufhellung bedurften, das Verschwinden der ansehnlichen Summe baaren Geldes, die in dem Schranke des Bauers sich befunden hatte, und der Ort, an welchem der Brand gelegt worden und zum Ausbruche gekommen war. Wendel wies mit Unwillen jede Bezichtigung wegen des Geldes von sich und beharrte dabei, daß er das Heu in der Scheune angesteckt habe, während nach den übereinstimmenden Aussagen der Hausangehörigen und nach dem Ergebniß des Augenscheins die Entstehung und der Hauptheerd im Hause selbst, in der Nähe der Stiege gesucht werden mußte. Wendel wiederholte, er habe Alles gesagt, was er auf dem Herzen gehabt, er vermöge nichts Anderes anzugeben, und wenn man ihm in der nächsten Viertelstunde den Kopf vor die Füße legen würde.

Der Staatsanwalt beantragte die wiederholte gesonderte Vernehmung der Beiden, welche das außergerichtliche Geständniß vernommen hatten; Domini mußte abtreten und Christel wurde vorgerufen. Ein Murren des Unwillens empfing sie, sie vernahm es nur halb, wie sie die Worte des Präsidenten hörte, der mit feierlichem Ernste sie an den Eid, den sie geschworen, erinnerte und vor der schweren Verantwortung und den harten Folgen des Meineids warnte; ihr war wie einem Ertrinkenden, der durch die ihn umgebende Fluth noch die letzten Töne des Lebens vernimmt, und dem die nächste Secunde den Tod bringt.

Die entscheidende Frage war gestellt; sie mußte antworten — da drangen verworrene Laute aus dem Grunde des Saales hervor, eilende Fußtritte und das Geräusch von durcheinander rufenden Stimmen; auf das Ruhegebot des Präsidenten antwortete vielstimmig die Nachricht, ein fremder Mann habe sich eingefunden, der vernommen zu werden begehre, weil er wichtige Entdeckungen mitzutheilen habe — auf den Wink des Vorsitzenden öffnete sich eine Gasse unter den Zuhörern und der Mann trat vor.

Es war der Leinwandhändler aus Schwaben.

Er war wohl unter den geladenen Zeugen gewesen, da aber ein Zeugniß über seine Erkrankung eingegangen, war die Behörde, welche auf seine Aussage kein entscheidendes Gewicht zu legen vermochte, auf seinem Erscheinen nicht bestanden; er hatte sich freiwillig auf den Weg gemacht, und eine schnelle beschwerliche Reise nicht gescheut, obwohl der erste Blick auch den Unkundigen überzeugte, daß seine Krankheit keine erdichtete gewesen war.

„Es hat mich bös gepackt," sagte er in seiner Erzählung; „wie ich nach Hause gekommen war, spürte ich erst, daß es mich doch tiefer angegriffen hatte, als ich zuerst gedacht — ich mußte mich legen und über der Sorge um mich hat kein Mensch nach dem Lederpack gefragt, den ich mitgebracht hatte — ich selber dachte nicht mehr daran, bis mir vor ein paar Tagen einfiel, daß nun bald die Verhandlung sein werde . . . da zog ich die Schnüre auseinander und nahm die geschmolznen Kettentrümmer und die schwarzgebrannten Ringstücke zur Hand, um nur noch einmal den Rest anzuschauen, der mir von dem ganzen Reichthum geblieben war . . . da fand ich das da, was nicht mir gehört und was ich doch aus dem Brandschutt neben meinen Sachen hervorgeholt habe . . . wie ich's erblickte, machte ich mich auf den Weg, es war mir wie ein Fingerzeig von oben, daß vielleicht das kleine stumme Ding da den Mund aufmachen und Zeugniß ablegen könnte für die Wahrheit!"

„Also Ihnen gehört es nicht?" entgegnete der Präsident, indem er den auf den Gerichtstisch niedergelegten Gegenstand in die Hand nahm und dann in der Runde bei den Richtern herumgehen ließ. „Dann wird wohl der Eigenthümer des Hofs darüber Auskunft geben können."

„Kreuzbirnbaum," rief der Bauer, auf seinen Wink hinzutretend, „wie kommt denn das daher?"

„Ihr erkennt es also?"

„Freilich — ich trau' nur meinen eigenen Augen nit recht, aber es ist doch schon so, ich erkenn's an dem Napoleons-Köpfel da . . . das ist die Uhrkette vom Domini. . . ."

„Dafür halte auch ich's," sagte der Händler, „es ist die nämliche Kette, die ich ihm den Abend vor dem Brand hab' abhandeln wollen und die ich am Morgen nach dem Brand bei ihm vermißte. . . . Wißt Ihr noch? Er wollte sie verloren haben, konnte aber nicht sagen, wo . . ."

Wie Baumrauschen vor einem Sturm ging es durch den Saal.

„Und Ihr irrt nicht?" rief der Präsident. „Ihr habt wirklich dies Stück im Brandschutte gefunden? . . . In der That ein sehr merkwürdiger und befremdender Umstand . . . der Eigenthümer selber möge denn das Räthsel lösen. Man lasse ihn eintreten," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „aber Niemand spreche ein Wort, Niemand unterfange sich, ihm ein Zeichen des Vorgefallenen zu geben. . . . Tretet näher," rief er dann Domini zu, der mit vollster Unbefangenheit eintrat. „Ihr seid vielleicht im Stande, über einen sonderbaren Vorfall Aufklärung zu geben. . . . Dieses Stück Silber hier wurde im Brandschutt gefunden und so eben zu Gerichts Handen gebracht. Kennt Ihr es? Vermögt Ihr anzugeben, wie es wohl dahin gekommen sein mag?"

Kecken Schrittes war Domini die Stufen zum Gerichtstische hinangestiegen — als ihm der Präsident das in der Hand verborgen gehaltene Kettenstück entgegenhielt, war es, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niederführe. Er erblaßte und wankte und mußte nach dem Tischbehang fassen, um nicht über den Antritt herunter zu taumeln.

„Ihr kennt die Uhrkette — Euer Gesicht zeigt es!" rief ihm der Präsident mit mächtiger Stimme zu. „Euer Schrecken verräth auch, daß Ihr mehr von dem Brande wißt, als Ihr angegeben. An den Ort, wo diese Eure Kette gefunden wurde, kann sie nur durch den Anstifter oder Mitwisser des Brandes gekommen sein . . . so bekennt und sagt die Wahrheit!"

Die Wendung war so plötzlich und überwältigend hereingebrochen, daß auch Domini's hart geschmiedete Keckheit unter ihr zusammenbrach; der Boden, auf dem sie fußte, wich unter ihm, er fühlte, daß er verloren war, und er war es vollends, weil er

es fühlte. Der erfahrene Richter, der seinen Zustand erkannte und durchschaute, drängte mit wiederholter Frage; er fand nicht Zeit, eine Ausflucht zu ersinnen.

„Es geschieht mir ganz recht,“ sagte er, „meine eigene Dummheit ist's, in der ich mich gefangen hab'! Meinetwegen — wenn's doch nicht mehr zu halten ist, gilt mir's gleich, ob's an den Gattern angeht oder an den Zaun . . . hab' ich doch wenigstens meine Freud' dabei gehabt und hab' sie Andern versalzen! Ja . . .“ rief er dann laut und gegen die versammelte Menge gewendet, „ich hab' mir gedacht, ich wollt' machen, daß mich der Feichtenbauer nit sollt' entbehren können; ich hab' der Christel, der hochmüthigen Person, einen Denkzettel anhängen wollen; deßwegen hab' ich mich in den Feichtenhof geschlichen, bin in die Kammer hinauf und hab' das Geld geholt. . . . Wie ich drunten war, ist mir eingefallen, der Teufel könnt' doch sein Spiel haben, da hab' ich gedacht, es ist das Beste, wenn ich ein bischen einheize! Ich hab' den Holzstoß angezündet unter der Stiege, hab' vom Stadel einen Bündel Stroh herein und in einem Augenblick ist es schon lichterloh in die Höh' gegangen. . . . Da ist's auf einmal gewesen, als wenn ich Jemand hätte gehn hören, ich bin fort und hab' nit darauf geachtet, daß ich im Wegspringen an etwas hängen geblieben bin. . . . Später hab' ich wohl gemerkt, daß ich mir die Kette abgerissen hatte, aber da hat es schon hellauf gebrannt und ich hab' mir gedacht, sie liegt mir gut in dem eingestürzten Haus . . .“

Der Eindruck dieser neuen Entwicklung der Sache war ein ungeheurer — mit Einem Schlage waren alle Zweifel gehoben; es war klar, daß Wendel, obwohl des Anzündens geständig, doch an dem Brande selbst keine Schuld trug, daß sein Bemühen, zu löschen, vollkommen gelungen und daß es das gleichzeitig an einer andern Stelle gelegte Feuer gewesen war, welches den Feichtenhof vernichtete.

Dem alten Bauer ward es nicht schwer, sich in die veränderte Anschauung zu finden; für ihn blieb Wendel doch der Schuldige, und daß auch Domini als solcher erschien, berührte ihn wenig, war er doch des Genossen ledig, gegen den seine Abneigung von Stunde zu Stunde gestiegen war. Das Einzige, was ihn lebhafter erregte, war das Schicksal seines Geldes, das er zuvor schon als verloren betrachtet hatte.

„Gieb mir mein Geld wieder,“ rief er Domini zu. „Sagen Sie ihm, Herr Präsident, daß er mir mein Geld wieder geben muß! Er soll sagen, wo es ist — er wird es wohl vergraben haben, der Bösewicht!“

„Nein, so dumm ist unser Einer nit,“ erwiderte Domini frech . . . „so ein tausend Gülderl wirst schon in den Kamin schreiben müssen, Feichtenbauer, die hab' ich verjuxt und auf Deine Gesundheit vertrunken! Das andere hab' ich auf Zinsen gelegt . . . ich hab's umgewechselt und hab' Dir's selber geliehen — was meinst, ist der Feichtenhof nit eine gute Hypothek?“

Das schallende Gelächter, das an's Ohr des Ueberlisteten schlug, traf ihn empfindlicher als Alles, was vorher gegangen. Das Schicksal seiner Tochter hatte ihn nicht erschüttert; daß er, der reiche, überall angesehene Feichtenbauer ein Gegenstand des allgemeinen Spottgelächters geworden, drang ihm bis in's Mark — es wandelte ihn an, als ob sich der ganze Saal mit ihm zu drehen beginne, und mit Erlaubniß des Präsidenten wankte er an der Tochter Hand hinaus.

Die Verhandlung nahm nun ruhig den weiter zu erwartenden Verlauf. Der Staatsanwalt ließ gegen Wendel, dessen That zum gesetzlich straflosen Versuch herabgesunken war, die Anklage fallen, um sie gegen Domini zu begründen; das Urtheil erkannte ihm schwere vieljährige Freiheitsstrafe zu — freigesprochen verließ Wendel unter dem grüßenden Zuruf des Volkes den Saal.

Als er in das Vorzimmer trat, stand er Christel gegenüber. Sie war nicht mehr blaß — von den Rosen, die einst auf ihren Wangen heimisch gewesen, war eine verspätete Knospe aufgeblüht; der einzige Sonnenstrahl der Freude hatte genügt, sie hervorzurufen, als es zu Tage gekommen, daß der Mann, dem ihr ganzes Leben gehörte, nicht so furchtbar schuldig, daß sie nicht mehr gezwungen war, für seine Zukunft zu zittern . . .

Wendel sah sie und stand festgebannt, er sah wieder in diese blauen, von wehmüthiger Zärtlichkeit überströmenden Augen und vermochte nicht, dem Drange seines Herzens zu widerstehen, das ihn, wenn auch von schwerer Wunde blutend, zu ihr zog.

„O Christel, Christel,“ rief er mit schmerzerstickter Stimme, „was hab' ich Dir denn gethan, daß Du mich so elend hast machen müssen . . .“

„Wendel,“ sagte sie mit mühsam behaupteter Fassung, „ich hab' trotz Allem und Allem nie schlecht von Dir gedacht — ich hätt's wohl verdient um Dich, daß Du auch einen bessern Glauben an mich hättest haben sollen. . . . Der Domini,“ fuhr sie mit sichtbarer Ueberwindung fort, „hat sich in meine Kammer geschlichen und versteckt gehabt — so hat er Alles mit angehört, und damit er schweigen und Dich nit verrathen sollt' . . .“

„O du mein Gott,“ unterbrach sie Wendel in feuriger Freude, „so hast Du Dich opfern wollen für mich . . . Du hast mich retten wollen, und ich . . . ich hab' so blind sein, ich hab' zweifeln können an Deiner Lieb' und an Dir! Das kannst mir in Ewigkeit nit verzeihn!“

„Es ist Alles verziehen,“ sagte sie sanft und innig, „vergeben und vergessen Alles mit einander — aber ich hab' Dir 's sagen müssen; drum hab' ich da auf Dich gewartet, daß wir abrechnen und ich Dir noch einmal Behüt' Gott sagen kann . . .“

„Und müssen wir denn Behüt' Gott sagen?“ rief Wendel liebevoll. „Jetzt ist ja Alles anders geworden auf einmal — Du hast früher selber gesagt, ich soll Geduld haben und warten, Dein Vater könnt' sich vielleicht doch noch einmal anders besinnen. . . . Vielleicht ist das Herz ihm jetzt weich 'worden. . . . Christel, schick' mich nit von Dir . . . gehör' mein! Ich hab' Dich ja so lieb und will Dich lieb haben meine Lebenszeit . . . o viel, noch viel lieber als ehvor! Oder geh' mit mir, geh' mit in die neue Welt — wir nehmen den Vater mit und bauen uns drüben einen neuen Hof — ich mein', es wird ihm auch nit mehr besonders gefallen in der alten . . .“

„Nein, Wendel,“ erwiderte sie mit traurigem Kopfschütteln, „mit unserer Lieb' und unserem Glück ist's vorbei — in der alten und in der neuen Welt! Und wenn Du mich noch so gern hättest, Wendel, schau, ich könnt's nimmer glauben, daß es Dir Ernst ist . . . ich thät' mir immer vorkommen, daß ich Deiner Lieb' nimmer werth wär' . . . ich müßt' roth werden und mich vor mir selber schämen. . . . Es ist nit anders, Wendel, wir müssen auseinander; wir sehn uns heut' noch und nachher nimmermehr!“

Tiefe Rührung begann ihre bisherige Festigkeit zu erschüttern.

„Geh' nach Amerika, Wendel,“ sagte sie dann, indem sie ihm noch einmal die Hand bot, „laß mich's wissen, wenn Du irgendwo ein Plätz'l findest, und halt' gewissenhaft, was Du mir in einer schweren Stund' versprochen hast. . . . Ich bleib' bei meinem Vater, er braucht mich und mit mir wird's wohl so lang' noch halten, als er mich braucht. Und wenn ein End' hergeht, Wendel, dann will ich Dir's durch den Herrn Pfarrer schreiben lassen . . . dann denk' noch einmal an mich und bet' mir einen Vaterunser . . .“

„Christel,“ rief Wendel im höchsten Schmerz, „red' nit so und geh' nit von mir . . . ich kann's ja nit denken, daß ich von Dir lassen soll. . . . Besinn' Dich doch noch einmal . . .“

„Da nutzt kein Besinnen,“ sagte sie, „es bleibt schon wie es ist, und also — B'hüt' Dich Gott.“ . . . Einen Augenblick war es, als ob sie sich zu einem letzten Kusse an seine Brust werfen wollte, aber sie unterließ es und eilte schluchzend zur Thür hinaus.

Stumm und gebrochen kehrten Vater und Tochter auf den Feichtenhof zurück; sie sprachen nicht von dem Geschehenen, der Bauer hatte keinen andern Gedanken mehr, als den Neubau, dessen Beschleunigung er mit allen Mitteln und wie in steter Fieberhast betrieb. Er vergaß darüber, daß sein Leiden vor Allem Ruhe und Schonung erforderte; er wollte den Schmerzen wie dem Wetter und der Anstrengung trotzen und über sie Herr werden, um aller Welt zu zeigen, daß die alte ungebrochene Kraft wiederkehre — es mißlang: ein Regenschauer, der ihn durchnäßte und das Uebel aus den Gliedern in den Leib zurückdrängte, machte dem unruhigen Treiben ein rasches Ende. Der Rest seiner Lebenskraft hatte eben noch ausgereicht, daß er von dem neuen Dachstuhl die Bänder des Giebelkranzes flattern sah und die Vivats hörte, welche von den Arbeitern beim Hebwein auf den freigebigen Bauherrn ausgebracht wurden — der andere Morgen traf ihn nicht mehr unter den Lebenden, eine düstere gewitterhafte Nacht hatte unbemerkt die dunkel umwölkte Seele von hinnen genommen. Als der Sarg hinweggebracht wurde und die ersten herbstlichen Blätter darauf hernieder fielen, schaute Paul der Knecht, der mit

Digitized by Google

am Sarge trug, zu der vollkommen dürr gewordenen Hof-Fichte hinauf und sagte vor sich hin: „Wer hat nun Recht behalten, Feichtenbauer? Ich mein', du gäbst mir jetzt wohl gern einen Kronthaler, wenn du aufstehn könntest, wenn's auch nichts ist mit dem Anslachen." . . .

Bald zog der Winter ein und machte den einsamen Feichtenhof noch einsamer; es war, als ob alles Leben daraus hinweggezogen, und fast Niemand sprach dort ein, als der Pfarrer, den Christel häufig zu sich bat. Auf seinen Rath kamen ein paar von Platz gefunden in einer Farm, die gerade so einsam liege, wie der Feichtenhof, und daß sein Herz bei ihr zurückgeblieben überm Meere.

Christel hatte sich mit dem Briefe mühsam an's Fenster gesetzt, wie um ihn besser lesen zu können; die Hand mit dem Blatte sank herab und ihr Blick irrte hinaus in die erstorbene weite Landschaft, die ein kalter Winterabend in strenger Herrschaft umfangen hielt.

Weithin, unabsehbar, ununterbrochen lag schimmernder Schnee gebreitet, wie das weiße Tuch, das man über eine Leiche

Weihnachten im Walde.
Originalzeichnung von Guido Hammer.

der Verwandtschaft herbei, um nach der Hofhaltung und Wirthschaft zu sehn, denn die Tochter war die meiste Zeit krank oder schloß sich ein, um zu beten; Manche wollten gar wissen, sie sei tiefsinnig geworden. Gewiß war, daß sie mit jedem Tag sich mehr verzehrte und dahinschwand; es war eine einzige Hoffnung, die ihr das Dasein fristete — die Hoffnung, noch eine Nachricht von Wendel zu erhalten.

Die erwartete Botschaft traf auch ein — wenige unbeholfene Zeilen von Wendel's eigener Hand, aber sie enthielten, daß er wohlbehalten in der neuen Welt angekommen, daß er als Knecht einen breitet, um sie dem Schmerz derer zu entziehen, denen sie theuer gewesen; nur die Wälder und zerstreuten Bäume ragten mit den blattlosen Aesten und dürren Kronen daraus hervor, wie dunkle Zeilen und Zeichen, in denen geschrieben stand, wie flüchtig das Leben und wie vergänglich Alles, was schön ist in ihm. Drüben aber, jenseits der trostlosen Ebene stiegen unerschütterlich die Berge empor, vom Scheitel bis zur Sohle in Eis gekleidet wie Genien in weites wallendes Gewand, und die früh hinabgehende Wintersonne schlang ihnen purpurne Strahlenbänder um die himmelnahen Stirnen — von ihnen glänzte es wie Trost und Hoffnung

zurück bis hinter die Eisblumen an Christel's Fenster, und weit getragen von der reinen klaren Winterluft klangen die Abendglocken aus den Thaldörfern herauf und läuteten zum Gebet und riefen, wie es unter den Linden der Wallfahrtskirche gerufen, mit majestätischen Stimmen ihr Heilig — heilig — heilig ist der Herr Zebaoth ... Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll. ...

Als der Frühling kam und der Waldeinfang des Feichtenhofs wieder anfing in Blätter zu schießen, lag das Wahrzeichen desselben gefällt und lang hingestreckt in dem jung aufkeimenden Grase — Tags darauf ließ der Pfarrer den versprochenen Brief nach Amerika abgehn.

Ob er Wendel erreichte, was aus diesem geworden, ist unbekannt geblieben; auch Domini verscholl. Auf den Feichtenhof, der längst in fremden Händen sich zu neuem Ansehn und Wohlstand gehoben, ist nie mehr eine Kunde gelangt von den beiden Gasselbuben.

Weihnachten im Walde.

Eine Jugenderinnerung.

Langer trockener Decemberfrost, den der dabei eisig stürmende Nord um so empfindlicher werden ließ, war vorhergegangen, bis endlich milderes Wetter folgte, welches sich bald zu ausdauerndem Schneefall anließ, so daß mit dem Hereinbrechen des Weihnachtstages der weite Wald in wunderbarer Pracht seines neuen Schmuckes prangte, besonders da sich vorher, etwa gegen Mitternacht, der Himmel völlig geklärt hatte und so die unverhüllt aufgehende Sonne die Haide mit wundersamem Farbenschmelz übergoß. Purpurn angehaucht leuchteten da zuerst die schneebedeckten Fichten- und Tannenwipfel in rosigem Lichte, während weiter herab die frischgefallene Last auf dem niedergedrückten Gezweig der sonst ungebeugt gen Himmel starrenden Baumwelt noch im Halbschatten lag; tiefer aber, unter dem beschneiten Nadeldache, herrschte noch grauendes Dämmern, daß trotz der überall ausgebreiteten lichten Decke das spähende Auge doch nur auf wenige Schritte in das verschwimmende Düster des Waldes eindringen konnte. Aber bald huschte das vergoldende Licht an den hohen Waldwänden und einzelnen Bäumen hernieder, bis es den Boden erreichte und nun in flirrenden Punkten und langen Streifen eindrang in die Tiefen der geschlossenen Holzbestände, darinnen gleichsam vom Boden aus wieder an den Stämmen hinanklimmend, dabei sich halb verlierend, um gleich darauf wieder von Neuem hell aufzuglänzen — fortwährend wechselnd, in nimmer rastender zauberischer Beweglichkeit. Wo aber der Lichtstrom ungehindert über weite Flächen hinfluthete und deren gleichförmig darüber ausgebreiteten Teppich in seiner makellosen Reinheit grell beleuchtete, da ward das Auge um so mehr geblendet, als es hier mit angestrengter Sehkraft etwaiges Gefährt zu erspähen trachtete und solches wohl auch hier und da von den nach Aufhören des Schneefalles noch umhergezogenen Wildgattungen gewahrte. Sonst aber, so weit die Blicke reichten, kein Tritt eines menschlichen Fußes, als der, welchen ich, der einsame Waldläufer, lautlos in das sonst noch so unberührte Edelweiß gefurcht. Aber vorwärts trieb es mich mit unwiderstehlicher Gewalt auf der pfadlosen Wanderung, hingerissen von immer neu auftauchenden Reizen, welche die mit phantastischen Formen umkleideten Bäume, Sträucher, Ranken und Gräser, wie der bestrickende Zauber von Farbenfrische in Wald und Luft mit jedem weiteren Schritte dem Auge boten.

Wie nun schon diese Herrlichkeit das Herz mit tiefster Wonne erfüllte, so steigerte sich der Hochgenuß für mich noch bedeutend durch das Erscheinen der lebendigen Thierwelt, welche bald die stille Einsamkeit belebte.

Zuerst waren es der Krähen zahlreiche Züge, welche aus ihren Horst- und Schlafstätten kommend den weiten Wald überflogen, um Feld und Dorf und Stadt heimzusuchen, dort unter dem tiefen Schnee ihr kärgliches Mahl zu finden. Schweren Fluges und tristen Gekrächzes durchstrichen die geflügelten schwarzen Gesellen die eisige Luft in langgedehnter Reihenfolge — wie Leidtragende hinter einem Leichenzuge — und regten durch den Contrast ihrer Erscheinung zur sonnigverklärten, schneeprächtigen Natur das Menschengemüth unwillkürlich zu ernster Stimmung an. Um so mehr aber ward darnach das Herz erquickt, als die fröhlich zwitschernden und lustig pinkenden Stimmchen der Goldhähnchen und Meisen durch den sonst so tief schweigenden Wald an das Ohr schlugen; begierig suchte mein Auge nach den rastlosen niedlichen Urhebern, welche in den schneebehangenen Zweigen schwirrend hin und her huschten und bald hier, bald da, oben und unten in das Geäst sich eindingen, um Insecteneierchen und Larven zu suchen. Flogen die Leichtbeschwingten wieder davon, dann schnellten die kleinen Zweige den Schnee federgleich empor, andere Schneelagen wehten mit herab und im Nu war die Luft mit Tausenden sonnendurchschienener Krystalle erfüllt und ein entzückendes Glitzern und Flimmern durchglänzte das Dunkel des Waldes.

So setzte ich meine Wanderung fort, bisweilen Wege überschreitend, die etwa zu einem Haidedorfe führten, oder den plumpen Fußspuren der Waldarbeiter begegnend, die in den Holzschlägen noch vollauf Arbeit fanden und deren eintönige Axtschläge den Forst durchhallten. Bald kam ich auch an einer solchen Blöße vorbei, wo die wackeren Leute schon fleißig ihrer schweren Arbeit oblagen, während hinter der haushohen Wurzelwand einer vom Sturme niedergeworfenen Riesenfichte ihr hellflackerndes Feuerchen brannte, dem die knisternden Funken lustig entstiegen, indeß der blaue Rauch die umliegenden mächtigen Waldwände in hoher duftiger Säule überstieg. Von hier aus führte mich mein Weg hinab in ein erlenbestandenes Thal, wo das wilde, über die Kiesel seines Bettes noch ungefesselt rauschende Wasser in schäumender Fluth die schneeigen und an ihren Säumen beeisten Ufer netzte. Später betrat ich wieder die Heerstraße; aus den einsam zur Seite gelegenen Haidedörfern klang der anheimelnde Dreiklang der Dreschflegel; aber weit ab von ihnen, tief im Forste einer meilenweit eingehegten Wildbahn, lag mein Ziel: eine jeglicher menschlichen Wohnung fern stehende Försterei.

Hier endlich angekommen ward ich auf's Herzlichste willkommen geheißen, und die Kinder, mit denen das Haus vollauf gesegnet war, umsprangen mich fröhlichen Muthes; war ja doch heute das liebe Weihnachtsfest und die Kleinen, Knaben wie Mädchen, die mir herzlich zugethan waren, ahnten wohl, daß ihr Gast an einem solchen Tage nicht leer gekommen sein würde. So verbrachte ich denn den Nachmittag im traulichen, echt waidmännisch geschmückten Stübchen der Försterwohnung, hier und da helfende Hand mit anlegend, wo der Förster für seine Buben noch für den Abend zu schnitzen oder zu leimen hatte. So war der Abend bald herbeigekommen und nun ließen sich die gütigen Försters-leute nicht länger bitten, und es ward die harzduftige, frischglänzende Tanne, bereits geschmückt mit buntem Flitter und vergoldeten und silberbetupften rothwangigen Aepfeln und klappernden Nüssen, hereingebracht. Darunter aber wurden auf schneeweißem Tischtuch die Geschenke für die im Nebenstübchen jubelnden Wildfänge ausgebreitet, dann noch hurtig die Lichter des Baumes entzündet, worauf der Signalruf auf des Vaters Flügelhorn ertönte, der die jauchzenden, sich drängenden Geschwister im Nu zur Thür hereintosen ließ.

Da gab's denn ein Freuen und Seligsein der staunenden Kleinen. Hier ward der niedliche, so naturgetreue Wildschuppen mit seinen daneben aufgestellten Thieren bewundert, dort die kleinen Flinten und Jagdtaschen gemustert; von den Mädchen aber mit gleicher Wonne die Puppen, Wägelchen, Kochgeschirre ꝛc. in's Auge gefaßt. Aber auch Höschen und Schürzchen, Strümpfe und Schuhe fanden vollsten Beifall, der sich natürlich auch ganz besonders auf die rosinenreichen Stollen und das andere Naschwerk erstreckte.

Draußen aber war der Mond aufgegangen und beleuchtete die Winterlandschaft mit erst noch bleichem Schein, der von dem lichtglänzenden Stübchen aus fast gespenstig erschien, bis er in hellstrahlender Pracht den grabesstillen Wald überstrahlte. Da rief plötzlich das älteste Mädchen freudig: „Die Hirsche, die Hirsche kommen!“ Und schnell das Schürzchen voll Aepfel nehmend, öffnete es das Fenster, sie ihren Lieblingen zum Leckerbissen auf die äußere Brüstung desselben und die darunter stehende Gartenbank

zu legen. Mich aber hatte der Ruf nicht wenig erregt, neugierig spähte ich hinaus und wirklich erblickte auch ich nun die Verkündeten: zwei geweihte stattliche Edelhirsche nebst einem dergleichen Spießer, die von Weitem vertraulich an die Försterei herangezogen kamen, beim Fensteröffnen aber doch verschüchtert ein paar Schritte zurückwichen. Doch nicht lange dauerte es, so kamen sie wieder näher, aber dabei immer erst wieder einmal Halt machend und sichernd, was jedoch, wie mich der Förster versicherte, von ihnen heute nur ausnahmsweise in so zögernder Art geschah, wahrscheinlich weil sie den ungewohnten Lichtglanz des Weihnachtsbaumes scheuten. Endlich, nach ziemlich langem Besinnen, kamen die Forschenden plötzlich trollend heran, und begehrlich, wenn auch immerhin vorsichtig genug, langte der eine von den Hirschen, der, welcher nur sechs Enden auf dem Schädel trug, sofort zu, die schmackhaften Christäpfel sich trefflich munden lassend. Der Spießer hingegen wie der stolze Zwölfender (denn ein solcher war der dritte Mitgekommene) zögerten mißtrauisch noch lange, ehe sie sich entschlossen, die verlockenden Früchte zu berühren. Ich aber schlich mich nun auf des Försters Rath zum Hinterpförtchen hinaus, den seltenen Anblick mit allen seinen Reizen unmittelbar im Freien zu genießen, was mir auch, da ich natürlich gegen den Wind mich stellte, die Hirsche aber überhaupt den Verkehr am Hause gewöhnt waren, im vollsten Maße gelang.

So stand ich denn draußen in mondeserhellter Waldespracht, vor mir das malerische fichtenumschlossene Jägerhaus mit den alten Linden, hinter deren einem Stamme hervor der Spießer neugierig nach dem lichtschimmernden kleinen Fensterchen der trauten Waidmannswohnung, welche so herzige Kinderlust in sich barg, äugte. Die beiden starken Hirsche aber, die sich seit Langem schon gewöhnt hatten, allabendlich von der nahen Wildfütterung herüber an die Wohnstätte ihres freundlichen Hüters zu kommen, wo ihnen durch dessen Kinder jedesmal noch ein Mund voll Körner, Kastanien, Möhren oder Obst geboten wurde, ließen sich auch heute statt der gewöhnlichen Holzäpfel die süßere Christkost der kleinen Geber wohlschmecken, dabei aber mit nicht weniger Verwunderung, als ihr jugendlicher Cumpan, die außergewöhnliche Helle im heimischen Raume betrachtend.

Mir aber ward durch diese Scene eine seltene und unübertroffene Weihnachtsfreude bereitet, und nicht satt schauen konnte ich mich an dem so eigenthümlich fesselnden, herrlichen Bilde. Schier zauberhaft waren die hochgeweihten Häupter der Hirsche von dem goldenen Glanz der Weihnachtslichter angestrahlt, daß die prunkenden Enden ihrer Kopfzier bei jeder Bewegung hell aufblitzten, während die dem Lichtstrom sonst abgewandten Gestalten bläulich glänzende Mondhelle umspielte. Dazu die Stille der geisterhaft durchhellten Waldesnacht, die nur zuweilen durch das laute Aufjubeln der Kinder drinnen im schmucken Stübchen unterbrochen wurde, während der mondbestrahlte Quell den ausgehöhlten Baumstamm im Gehöfte des Försters unter leisem Plätschern geschäftig füllte.

Lange, lange gab ich mich den bestrickenden Eindrücken hin; dann aber rasch, fast wehmüthig von der glücklichen Familie Abschied nehmend, trat ich den weiten einsamen Heimweg an, der mich erst in weit vorgeschrittener Nacht meiner stillen Behausung zuführte.

Guido Hammer.

Das Glück in Utopien.

So sehr der Name **Utopien**, der ein Land „Nirgendwo" bedeutet, zum Allgemeingut der gebildeten Welt geworden ist, so vergessen ist das Buch, das ihn vor dreihundertundfünfzig Jahren in die Literatur einführte: die Utopia des **Thomas Morus**, des trefflichen Mannes, der als früherer Kanzler Heinrich's des Achten von England die beiden von ihm geforderten Eide (daß die erste Ehe des Königs mit seiner Gemahlin Katharine nichtig und daß der König rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche sei) standhaft verweigerte und dafür im Jahr 1535 das Haupt auf den Block legte. Nicht bloß um ihres Verfassers, auch um ihrer selbst willen verdient die geistreiche und in vieler Beziehung interessante Schrift, daß ihr Andenken wieder aufgefrischt werde.

Der Verfasser erzählt, daß er in Antwerpen durch seinen Freund Petrus Aegidius, dem das Buch gewidmet ist, einen Portugiesen kennen gelernt, welcher den Amerigo Vespucci, nach dem bekanntlich der Erdtheil Amerika seinen Namen empfangen, auf seinen letzten drei Reisen nach der neuen Welt begleitet, zuletzt sich von ihm getrennt habe und nach Utopien gekommen war. In einem fünfjährigen Aufenthalt hatte er den dortigen Staat als den besten überhaupt existirenden kennen gelernt, dessen Verfassung er nun auf Wunsch des Morus und Aegidius ausführlich beschreibt. Ganz ohne Zusammenhang mit der Cultur der alten Welt ist Utopien übrigens nicht; denn nach den dortigen Chroniken war vor etwa eintausendzweihundert Jahren (also ungefähr dreihundert nach Christi Geburt) ein Schiff mit Römern und Aegyptern dorthin verschlagen worden, welche die Utopier mit den Hauptresultaten der antiken Civilisation bekannt gemacht hatten. Der Erzähler glaubt übrigens, daß die Utopier Abkömmlinge der (von ihm hoch verehrten) alten Griechen sind, denn er fand bei ihnen die Werke des Plato, Aristoteles und Galenus. Er machte sie mit den Erfindungen des Bücherdrucks und der Papierfabrikation bekannt, die bei ihnen den größten Anklang fanden und mit solchem Eifer in's Werk gesetzt wurden, daß sie bereits tausende von gedruckten Büchern besitzen. Die übrigen wichtigen Erfindungen haben sie für sich selbst gemacht.

Der Staat der Utopier ist darum der vollkommenste, weil ihm das Grundübel aller übrigen Staaten abgeht: das Eigenthum und dessen ungleiche Vertheilung, daher die Utopier natürlich auch des Geldes nicht bedürfen. Während in Europa die Menschen vom öffentlichen Wohle zwar reden, aber nur ihre Privatinteressen im Auge haben und durch die Sorge für Erwerbung, Erhaltung und Vermehrung des Eigenthums ganz und gar in Anspruch genommen sind, widmen die Utopier, aller dieser Sorgen überhoben, sich ganz dem Gemeinwohl. Während in den übrigen Staaten die größte Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Lebensschicksale herrscht, Adelige und Reiche (bei Morus: Wucherer und Goldschmiede, die damals in London Bankiergeschäfte trieben) müßig schwelgen, Arbeiter, Handwerker und Ackerbauer aber darben, so daß diese Zustände aus einem Complot der Wohlhabenden hervorgegangen zu sein scheinen, herrscht im Gegensatz dazu in Utopien die größte Gleichheit. Die Dauer dieses glücklichen Zustandes ist auch dem Verfasser nicht ohne Abgeschiedenheit von der übrigen Welt denkbar: Utopien hing einst als Halbinsel mit dem Festlande zusammen; der König Utopus aber ließ die verbindende Landenge durchgraben und verwandelte das Land so in eine Insel.

Alle Utopier, Männer und Frauen, treiben den Ackerbau, in dem sie von frühester Jugend an durch Unterricht und praktische Thätigkeit geübt werden. Niemand darf sich davon ausschließen, doch steht es jedem frei daneben ein beliebiges Handwerk zu treiben, als Woll- und Flachsspinnerei, oder das Maurer-, Schmiede-, Schlosser-, Zimmermannshandwerk, andere kommen kaum vor. Die Kleider, die, abgesehen von dem Unterschied in der Tracht der Geschlechter, der Verheiratheten und der Ehelosen, für alle dieselben sind, verfertigen die Familien sich selbst. Die Handwerke erben in den Familien fort, wer jedoch zu dem einer andern Familie Neigung hat, kann sich in diese adoptiren lassen. Indessen arbeiten die Utopier keineswegs wie Lastthiere oder wie Knechte, was leider, wie Morus sagt, das Schicksal der meisten Handwerker in der übrigen Welt ist, sondern nur sechs Stunden am Tage, drei am Vormittag, dann nach einer dreistündigen Ruhe die übrigen; acht Stunden schlafen sie. Die übrige Zeit verwenden die meisten auf wissenschaftliche Ausbildung. Täglich werden vor Sonnenaufgang belehrende Vorlesungen gehalten, die immer eine große Menge von Männern und Frauen besucht, obwohl Niemand dazu gezwungen ist. Eine Stunde, in welcher die Mahlzeit stattfindet, ist stets dem Spiel und der Erholung geweiht, im Sommer in Gärten, im Winter in gemeinsamen Höfen; sie unterhalten sich hauptsächlich durch Gespräche und Musik; Würfel und Hazardspiele kennen sie nicht, doch haben sie zwei dem Damenbrett ähnliche Spiele. Daß eine so geringe Arbeitszeit zur Production alles Erforderlichen hinreicht, erklärt sich daraus, daß alle arbeiten, während in der übrigen Welt ein so großer Theil der Bevölkerungen müßig ist, namentlich die überwiegende Mehrzahl der Frauen, die

Priester und Mönche, die Reichen und Adeligen und deren Anhang, endlich so viele Bettler und Taugenichtse; ferner daraus, daß alle unnützen dem Luxus und Vergnügen dienenden Thätigkeiten, die überall eine so große Zahl von Arbeitern in Anspruch nehmen, in Utopien wegfallen. Unter den Arbeitsfähigen sind von der Arbeit dort nur folgende ausgenommen: die (aus der Wahl der Familien hervorgegangenen) Beamten, Syphogranten genannt (der Name, wie alle übrigen in dem Buche vorkommenden, ist nicht aus dem Griechischen, sondern willkürlich gebildet), im Ganzen zweihundert; ferner Diejenigen, die sich nach geheimer Abstimmung der Syphogranten ganz den Wissenschaften widmen dürfen, aber, wenn sie nicht den gesetzten Erwartungen entsprechen, wieder zu Arbeitern degradirt werden.

Jede Gemeinde besteht aus sechstausend Familien, deren keine unter zehn noch über sechszehn erwachsene Personen enthält; überzählige werden in Familien vertheilt, denen die erforderliche Zahl fehlt, ebenso wird die Bevölkerung der Gemeinden gegen einander ausgeglichen. Tritt auf der ganzen Insel Uebervölkerung ein, so werden Colonien auf das benachbarte, noch wenig angebaute Festland ausgeführt und nach utopischen Grundsätzen eingerichtet. Die Häuser in Utopien bleiben Tag und Nacht unverschlossen, und wechseln alle zehn Jahre die Besitzer.

In der Mitte jeder Stadt ist ein Markt von Magazinen umgeben, in welche die Producte aller Familien abgeliefert werden. Dort finden sich die Familienväter ein, um den Bedarf für sich und die Ihrigen zu verlangen, der ihnen unweigerlich und unentgeltlich verabreicht wird, da er ja durch gemeinsame Arbeit erzeugt ist. Zuerst wird aber für die Kranken gesorgt, für welche jede Stadt vor den Thoren vier große, sehr geräumig eingerichtete Hospitäler hat. Nachdem die Intendanten der Hospitalküchen die Speisen gemäß ärztlicher Vorschrift erhalten haben, findet die Vertheilung der Lebensmittel für die Mahlzeiten der Uebrigen statt, die immer von je dreißig Familien gemeinsam in einem besondern Hof eingenommen werden; zwar ist es Niemandem verboten zu Hause zu essen, aber die Wenigsten schließen sich freiwillig von den allgemeinen Mahlen aus, die durch Gespräche und Musik gewürzt werden. Natürlich ist die Nahrung Aller dieselbe und nicht einmal die Möglichkeit vorhanden sich andere zu verschaffen, da es keine Bier-, Wein- oder sonstige Gasthäuser giebt.

Wenn ein so großer Vorrath von Producten aufgehäuft ist, daß von allem Erforderlichen mehr als der Bedarf für zwei Jahre vorhanden ist, wird der Ueberschuß an Korn, Honig, Holz, Wolle, Flachs, Scharlach, Muscheln, Fellen, Wachs, Talg, Leder und lebenden Thieren in's Ausland ausgeführt. Theils werden dafür andere Waaren eingetauscht, theils auch Gold und Silber, dessen die Utopier zwar nicht für sich, aber zur Bezahlung von Söldnern bedürfen. Den Krieg verabscheuen sie nämlich als etwas ganz Thierisches. Nichtsdestoweniger üben sich nicht blos Männer, sondern auch Frauen fortwährend in den Waffen; sie führen jedoch den Krieg nur zur Vertheidigung ihres eigenen oder befreundeter Länder, oder um ein befreundetes Volk vom Druck einer Tyrannenherrschaft zu befreien. Sie sind aber am stolzesten auf Siege, die sie durch List gewonnen haben, und halten jedes Mittel zur Bezwingung der Feinde für rühmlicher, als blutige Schlachten. Beim Beginn eines Krieges streuen sie Bekanntmachungen unter die Feinde aus, worin sie Dem, der den Fürsten derselben tödten werde, große Belohnungen versprechen, und geringere den Mördern seiner Rathgeber; werden ihnen die betreffenden Personen lebend überliefert, so bewilligen sie den doppelten Lohn; auch suchen sie die feindlichen Führer durch lockende Versprechungen zum Verrath und Abfall von den Ihren zu bewegen, und erreichen häufig ihren Zweck. Diese Erkaufung ihrer Feinde rechnen sie sich zum höchsten Ruhm. Gelingt sie nicht, so suchen sie Zwietracht und Parteiung im feindlichen Lager zu erregen, unterstützen Prätendenten gegen den feindlichen Landesfürsten, oder suchen dessen Nachbarn zum Kriege gegen ihn zu bewegen. Ihre eigenen Soldaten sind, wie gesagt, hauptsächlich Söldner aus dem benachbarten wilden und barbarischen Volk der Zapoleten. Diese setzen sie unbedenklich den größten Gefahren aus, und halten es für einen doppelten Vortheil, wenn eine große Anzahl von ihnen umkommt, weil sie dann weniger Sold und Belohnungen zu zahlen haben, und überdies die Erde von diesem unnützen und bösartigen Gesindel gereinigt wird. In das zweite Treffen stellen sie die Truppen des Volks, für welches sie kämpfen, in das dritte Hülfsvölker und Verbündete, und erst in das hinterste ihre eigenen Bürger. Von diesen ist übrigens Niemand zum Kriegsdienst gezwungen; wer ficht, thut es freiwillig; dagegen ist auch den Frauen erlaubt, ihre Männer in den Kampf zu begleiten, und dies wird sogar gern gesehen und gelobt.

Außer zur Bezahlung der verachteten Landsknechte dient das Gold und Silber bei den Utopiern nur zu Zwecken, die Beides so sehr als möglich herabzuwürdigen geeignet sind. Trink- und Eßgeschirre sind aus Thon und Glas, Behälter für Abfälle, Schmutz &c. aus den edeln Metallen, desgleichen Sclavenketten, und Verbrecher werden durch Ausstellung mit goldenen Ohrringen, Fingerringen, Halsketten und Krampen der öffentlichen Schande preisgegeben.

Sclaverei und Knechtschaft kommt bei den Utopiern, wo die vollkommenste Gleichheit der Rechte herrscht, nur ganz ausnahmsweise vor. Die Sclaverei ist die Hauptstrafe für schwere Verbrechen. Die Delinquenten sollen zugleich durch ihr Beispiel abschrecken und durch ihre Arbeit so viel als möglich dem Staate nützen, im Falle der Besserung und Reue können sie freigelassen werden.

Zur Eheschließung ist bei Mädchen ein Alter von achtzehn, bei Männern von zweiundzwanzig Jahren erforderlich. Die Scheidung ist selten und bringt in der Regel dem einen Theil Schande.

Religionen giebt es in Utopien sehr viele, als Mond- und Sonnenanbetung, Sternendienst, Heroencultus; doch die Mehrzahl der Gebildeten huldigt einem geläuterten Deismus, d. h. sie verehrt einen einzigen unsichtbaren Gott als Schöpfer und Allvater. Das Christenthum, mit dem sie der Erzähler bekannt machte, fand bei ihnen Eingang hauptsächlich wegen der von Christus gelehrten Grundsätze der Brüderlichkeit und des Communismus, und Viele ließen sich taufen. Als aber einer von den Begleitern des Erzählers in seinem Eifer für die Verbreitung des Christenthums alle übrigen Religionen verdammte und ihre Anhänger für Gottlose erklärte, die ewig in der Hölle brennen würden, wurde er verhaftet und, nicht wegen Religionsschmähung, sondern wegen Störung der öffentlichen Ruhe verbannt. Denn zu den schon von König Utopus eingeführten Grundgesetzen des Landes gehört, daß „Jeder nach seiner Façon selig werden könne“, sich aber bei etwaigen Bekehrungsversuchen aller Gewalt und alles Schmähens Andersgläubiger zu enthalten habe. In Bezug auf den Unsterblichkeitsglauben sind die Utopier jedoch nicht so tolerant. Wer nicht an Vergeltung im Jenseits und an persönliche Unsterblichkeit glaubt, darf kein öffentliches Amt bekleiden und steht in allgemeiner Verachtung; bestraft wird er nicht, darf aber auch seine Grundsätze, wenigstens vor Ungebildeten, die dadurch verführt werden könnten, nicht aussprechen. Der Selbstmord gilt ihnen als erlaubt und wird selbst empfohlen, falls ein genügender Grund dazu vorhanden ist, wie eine unheilbare und qualvolle Krankheit; wer sich ohne einen solchen Grund das Leben nimmt, dessen Leiche wird nicht bestattet, sondern auf schimpfliche Weise in einen Sumpf gestürzt.

An Vorzeichen und Weissagungen glauben die Utopier nicht, wohl aber an Wunder, als Zeugnisse der göttlichen Allmacht, die nach ihrer Aussage oft auf allgemeines Gebet erfolgt sind und wichtige Entscheidungen in zweifelhaften Fällen herbeigeführt haben. Für den besten Gottesdienst halten sie die Betrachtung der Natur und den Preis ihrer Schönheit. Viele unter ihnen suchen sich jedoch die Seligkeit in jener Welt zu verdienen, indem sie ihr ganzes Leben der Vollbringung guter Werke widmen. Sie pflegen Kranke, stellen Wege, Brücken und Gräben wieder her, führen Holz und Getreide in die Städte und erweisen sich auf jede Weise dem Staate oder Einzelnen dienstbar. Diese Diener Gottes zerfallen in zwei Classen, von denen die eine ehelos lebt und sich des Fleischgenusses enthält, die andere in der Lebensweise von den Uebrigen sich nicht unterscheidet. Diese Letzteren gelten den Utopiern für die Klügeren, die Ersteren für die Heiligeren. Priester giebt es dort nur sehr wenige. Die Tempel sind groß, aber im Innern halb dunkel, weil die Helligkeit nach ihrer Meinung der Andacht nicht zuträglich ist. Der Gottesdienst wird stets von Musik begleitet, in welcher sie, wie Morus sagt, mehr als in allem Andern den Europäern voraus sind; denn ihre Melodieen, mögen sie auf der Orgel gespielt oder von Chören vorgetragen werden, drücken immer auf das Vollkommenste die Empfindungen aus, die der Text ausspricht, und versetzen die Hörer in die entsprechende Stimmung.

Digitized by Google

Die Philosophie der Utopier ist eine Glückseligkeitslehre, die hart an Epikur's Wonnedienst grenzt. Ihnen ist das Glück das zu erstrebende Ziel des Menschendaseins, und der sicherste Weg es zu erreichen ist ein Leben gemäß der Natur. Sowie sie alle falschen Freuden verachten, worunter Morus den Putz, den Stolz auf Adel und hohen Stand und die Jagd anführt, welche dort nur von Sclaven geübt wird, sowie auch das Fleischerhandwerk: so halten sie alle unschuldigen und unschädlichen Genüsse des Geistes und der Sinne nicht nur für erlaubt, sondern auch für erstrebenswerth. Ein bußfertiges Leben erscheint ihnen verwerflich; sich „um eines eiteln Schattens der Tugend willen“ zu peinigen, ohne irgend Jemandem dadurch wohlzuthun, das gilt bei ihnen „als Raserei, als Grausamkeit des Geistes gegen sich selbst und als Undankbarkeit gegen die Natur, deren Gaben man entsagt, als ob man verschmähe ihr Schuldner zu werden“.

So weit der Inhalt dieses merkwürdigen Buches, dem man schwerlich anzusehen vermöchte, daß es im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geschrieben ist; allenfalls nur durch seinen Wunderglauben verräth sich der Verfasser als ein Mann seiner Zeit, doch sind von diesem ja die hellsten Köpfe auch neuerer Zeiten keineswegs immer frei gewesen. Sonst erscheint die großartige Freiheit und Kühnheit seiner Weltanschauung nirgend durch nationale, gesellschaftliche oder dem Geist seiner Zeit eigenthümliche Vorurtheile eingeengt, vielmehr stoßen wir überall auf Grundsätze und Ansichten, die wir als charakteristisch für spätere Jahrhunderte anzusehen gewohnt sind. Morus ist ein Vorläufer der Socialisten und Communisten des neunzehnten Jahrhunderts, ohne aber den bei ihnen so häufigen rohen Haß gegen höhere Cultur, gegen Kunst und Wissenschaft zu theilen; und er überbietet, wenn möglich, noch die Manchesterschule an Friedensliebe und Verachtung des Kriegshandwerks. Er überrascht uns nicht weniger durch seine religiösen Ansichten. Sein allem specifisch kirchlichen Wesen (und offenbar nicht blos dem Mönchthum, sondern auch der Geistlichkeit überhaupt) abholder Rationalismus, seine Empfehlung einer unbedingten Toleranz, seine Verdammung nicht blos des Fanatismus, sondern selbst des geistlichen Bekehrungseifers — alles dies ist eben so sehr im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, als es dem sechszehnten fremd erscheint.

Wenn auch die Utopia im Wesentlichen die freie Schöpfung eines originellen Denkers ist, so hat doch Morus sichtbar die Anregung dazu von Plato empfangen; auch das platonische Staatsideal beruht auf der Aufhebung aller Privatinteressen durch Aufhebung des Privateigenthums, daher auch Plato den Gebrauch des Goldes und Silbers aus seinem Staat ausschließt und gemeinsame Mahle und Behausungen vorschreibt. Ebenso schwebte bei der Verlegung seines Idealstaates auf eine fabelhafte Insel im fernen Westmeer Morus eine Platonische Phantasie vor Augen. Plato spricht zwei Mal von einer ungeheuern Insel im atlantischen Ocean, Atlantis, die größer war als Asien und Afrika zusammen, aber, als ihre Bewohner in Lastern entarteten, an einem Tage und in einer Nacht durch Erdbeben und Ueberschwemmungen vernichtet, im Meer versank. Auch diese Atlantis war eine reine Phantasie. Ihre Bevölkerung stammte von dem Meergotte Poseidon, das Land war eine Art Paradies, in dem alle nützlichen Pflanzen und Thiere in unermeßlicher Fülle vorhanden waren, unter den letzteren nennt Plato ausdrücklich Elephanten. Tempel und Paläste prangten in Feenpracht. Lange Zeit lebte das dortige Volk seinen Gesetzen gehorsam, als es aber in Ueppigkeit und Schwelgerei fiel, brach jene Katastrophe herein.

Von neueren communistischen Schriften ist Cabet's „Reise nach Ikarien“ (zuerst 1840 erschienen) dem Werke des Thomas Morus am nächsten verwandt. Auch hier kündigt sich schon durch den Namen ein Utopien an; auch in diesem Idealstaat giebt es kein Eigenthum und kein Geld, keine Standesunterschiede; alle, selbst Fragen der Religion werden durch allgemeines Stimmrecht entschieden. Auch hier sind Ehe und Familie heilig, nur daß die Frauen in den gemeinschaftlichen Werkstätten arbeiten. Die Strafen bestehen in dem allgemeinen Bedauern des Verbrechers &c. Und für die Verwirklichung dieses Ideals setzte Cabet seine ganze Thätigkeit ein. Thomas Morus übertrifft ihn und andere Apostel des Communismus nicht blos an Originalität, sondern auch an Klarheit: er wußte sehr wohl, daß Utopien nicht in der wirklichen Welt liegen könne.

Bei der Verfasserin der „Gold-Else“.

Auch dieses Jahr zur Sommerfrische wieder nach Thüringen, das stand fest, nach jenem Stück deutscher Erde, dessen sonnige Berge und prächtige Wälder mit ihrem unsagbaren Reiz schon so viele tausend Herzen bestrickt haben und dessen poetischer Zauber wieder in alle Welt verkündet worden ist durch die E. Marlitt'schen Romane, die sich auf diesem Boden abspielen.

Das Soolbad Arnstadt, Marlitt's Geburtsort, stand ohnehin auf meiner Reiseroute verzeichnet; es lag daher der Wunsch so nahe, daß es mir vergönnt sein möchte, das Bild, welches sich mir aus ihren Werken und aus dem von der Gartenlaube gebrachten Holzschnitt aufgedrängt hatte, bei einem persönlichen Begegnen zu vervollständigen und so eine schöne Erinnerung mit heimzubringen, die mir eine Freude sein sollte für so manchen kommenden düstern Wintertag. Der Wunsch, als Besuchender an Marlitt's Thür anzuklopfen, ward bald zum festen Entschluß, trotz des hin und wieder vernommenen Munkelns, wie unmöglich es sei, bei ihr vorgelassen zu werden.

Schon im Hôtel, in dem ich bei meiner Ankunft abgestiegen war, sah mich der Wirth, ein junger, wohlgenährter Gentleman, auf meine Frage nach der Wohnung der Schriftstellerin mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes so zweifelhaft lächelnd an, daß ich seiner Versicherung, sie lebe absolut abgeschlossen von aller Welt nur im Kreise ihrer Familie, kaum bedurft hätte.

„Sie zu besuchen, haben trotz meiner Versicherung schon Hunderte versucht,“ fügte er hinzu, „und sind, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder abgereist.“

Das klang nun freilich nicht sehr erbaulich; allein das Vertrauen auf meinen guten Stern und auf das stolze Aushängeschild, unter dem ich mich, wenn alle Stricke rissen, einzuführen entschlossen war — und das war kein geringeres als das eines „Mitarbeiters der Gartenlaube“ — gab mir wenigstens den Muth, das Aeußerste zu thun.

Auf gut Glück schritt ich die wenigen Häuser bis zum Thor entlang und gewann das Freie. Vor mir den bergaufsteigenden Buchen- und Eichenwald, an Gärten und neuerbauten freundlichen Häusern vorbei, fand ich bald, von einem Arbeiter zurecht gewiesen, das reizend auf der Sohle des engen Thales gelegene Haus, in welchem zur Zeit die Dichterin der „Goldelse“, des „Geheimnisses der alten Mamsell“ und der „Reichsgräfin Gisela“ ihr hartnäckiges rheumatisches Leiden mit dem Lächeln echt weiblicher Ergebung und mit der Ruhe einer großen Seele trägt, die über den freien Flügelschlag der Gedanken die schmerzenden Glieder zu vergessen vermag.

Und mein Wirth hatte nicht Unrecht. Empfangen vom Bruder der Autorin, in dessen Familie sie sammt ihrem ehrwürdigen greisen Vater lebt, mußte ich anfangs freilich hören, wie es factisch unmöglich sei, ein Begegnen mit ihr zu vermitteln, und erst nachdem ich das ganze Geschütz meiner Ueberredungsgabe in's Feuer geführt und auch nicht unterlassen hatte, schließlich das besondere Vorrecht der „Mitarbeiterschaft“ nachdrücklich zu betonen, gelang es mir, wenigstens den Bruder zu bestimmen, seiner berühmten Schwester meinen sehnlichen Wunsch mitzutheilen.

Ich hatte, während sich derselbe zu diesem Zweck nach ihrem Arbeitszimmer begab, Muße genug, den einfach, aber überaus sinnig geschmückten Salon zu durchmustern. Da hingen in schöner Gruppirung die photographisch ausgeführten Gestalten lieber, der Dichterin an das Herz gewachsener Persönlichkeiten. Da hing das große, im Mathaus'schen Atelier zu München prächtig ausgeführte Bild der geschiedenen regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, welche, die vielseitige Begabung des damals jungen Mädchens erkennend, in wahrhaft fürstlicher Weise für ihre umfassende gründliche Bildung Sorge trug, wenn auch zunächst ihrer schönen Stimme wegen für die Bühne. Die Zeitungen haben ja bereits berichtet, daß ein Gehörleiden diese Laufbahn im Keim erstickte. Dieser Photographie gegenüber hing Marlitt's eigenes, und so weit ich urtheile, wohl-

getroffenes Portrait, gemalt von ihrem Vater. An der Hinterwand, unter einem vortrefflichen Bilde Schiller's, stand der Flügel, zu dessen Accorden sie wohl dann und wann im allerengsten Familiencirkel, oder die blondhaarigen Neffen zu beiden Seiten, Volksweisen vorträgt, welche sie so sehr liebt.

Eben wollte ich von den offenen Thürflügeln des Salons aus, zu denen herein ein frischer, würziger harziger Luftstrom quoll, die labende Aussicht auf den Garten und die im Hintergrunde aufsteigenden bewaldeten Ausläufer des Thüringer Waldes genießen, als plötzlich die Thür des Nebenzimmers zurückgeschlagen wurde und ich mich gegenüber der sinnigen Schöpferin der „Goldelse" befand, die, in einem Lehnstuhl sitzend, mich mit anmuthvoller Handbewegung grüßte.

Mein Blick überflog die elegante Gestalt der Dichterin, deren schöpferische, kunstbegabte Hand eine Goldelse gemalt, eine Felicitas gemeißelt und eine Gisela erzogen hatte. Der leicht geneigte, von dunklen Locken umrahmte Kopf, das heiter lachende blaue Auge, der schelmische Zug, der die Mundwinkel umspielte, machten den gewinnendsten Eindruck; herzlicher, als man wohl sonst einer Dame zu thun pflegt, der man zum ersten Male gegenüber steht, drückte ich der Schriftstellerin die Hand, die in ihren Dichtungen einen so unerschrockenen Kampf aufgenommen hatte mit der buntfarbig gleißenden Heuchelei, mit der Jämmerlichkeit einer herzlosen Religiosität, die nur in äußerem Formelkram und einschläfernder Selbstberäucherung sich bläht, und mit den längst verrotteten, längst verurtheilten Ansprüchen eines Standes, der sich umsonst gegen die freiheitlichen Forderungen der Gegenwart stemmt.

Und doch war über die ganze Figur eine feste harmonische Ruhe ausgegossen, die sich nur dann unterbrach, wenn irgend eine Mittheilung das Auge hell aufleuchten ließ. Ein ganz eigenthümliches Zucken — ich konnte nicht unterscheiden, ob es nur schalkhaft oder innere Erregung war — umspielte dann den Mund, der sehr fröhlich lachen konnte, wenn es sich um heitere Dinge handelte. Vielleicht mit in Folge ihres Gehörleidens ist bei der Unterhaltung ihr Auge stets scharf und fragend auf den Sprechenden gerichtet, und nur wenn sie ihr Vis-à-Vis nicht oder nur halb verstanden hat, wendet sie dasselbe dem Bruder zu, der dann sofort mit lauter Stimme die Worte des Fremden wiederholt. Ein äußerst gewandter und eleganter Conversationston und ein liebenswürdiges, verständnißfeines Eingehen auf alle Fragen der Kunst und Literatur erleichtern eine Unterhaltung mit ihr ungemein und machen solche zu einer sehr angenehmen und anregenden.

Zunächst sprach ich ihr meinen tiefgefühlten Dank aus für die vielen genußreichen Stunden, welche ihre poetischen Schöpfungen mir bereitet hatten — nicht mir allein, denn in diesem Augenblick fühlte ich mich berufen zum Anwalt der nach vielen Hunderttausenden zählenden Leser der Gartenlaube. Mit der ihr eigenthümlichen mädchenhaften Bescheidenheit, welcher das Lob ein Erröthen in die Wangen trieb, nahm sie diesen Dank entgegen und suchte ihm schalkhaft dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie auf die bekannte oder, was so ziemlich auf dasselbe hinauskommt, nicht bekannte Eckartsberger Broschüre: „Die Religion der Gartenlaube", sowie auf das fanatische Gebahren jener schwarzen Biedermänner hinwies, denen die Dichterin allzu grell in das Gesicht geleuchtet.

Wie mechanisch blätterte sie dabei mit der Linken in einem seitwärts auf ihrem prächtigen Schreibtisch liegenden Album, in welchem sie all' die unzähligen Zuschriften aufbewahrt, die, aus aller Herren Ländern — so weit die deutsche Zunge klingt — zwischen zwei schön verzierte Pappendeckel hier zusammengeweht, meist in tief empfundener und begeisterter Weise den Gefühlen des Dankes, der Verehrung und Liebe beredten Ausdruck geben.

„O ja," sagte sie im Laufe des Gespräches, „ich leugne nicht, daß mir diese Blätter manche angenehme Stunde bereitet haben und noch bereiten; geben sie mir doch den Beweis, daß meine schriftstellerische Thätigkeit nicht ohne Segen ist. Glauben Sie nicht auch," fügte sie hinzu, „daß so manches vielversprechende Talent krank und siech wird, weil die Welt, für die es ja ringt und strebt, die schaffende Seele achtlos sich verbluten läßt? Nicht Alle haben leider das Glück, sich bis zu einer allgemeinen Anerkennung durchzuringen."

„Aber auch nur Wenige haben das Glück, wirklich berufen zu sein," erlaubte ich mir zu erwidern; „und wenn halbe Talente ihr Mühen erfolglos sehen, so erliegen sie eben dem unerbittlichen Gesetz, dem jedwede Halbheit nothwendig erliegen muß. Ich meinerseits glaube, wirklich Berufene ringen sich stets durch."

Besonders oft war in diesen Briefen des Dankes der Wunsch ausgesprochen, Näheres zu erfahren über eine Schriftstellerin, die gleichsam wie im Sturm sich die Herzen so Vieler erobert, und als ich hervorhob, wie berechtigt ein solcher Wunsch sei, und wie Einem ganz unwillkürlich die Begierde nahe trete, zu hören, welch' eine Vergangenheit es ihr möglich gemacht habe, die reichen Schätze in sich aufzunehmen, wie sie in ihren Werken zu Tage treten, erwiderte sie, daß, wenn es denn einmal sein müßte, sie eine eigentliche Biographie für spätere Zeit ihrer eigenen Feder vorbehalte. Damit war mir auch zugleich der enge Rahmen gegeben, in welchem ich diese flüchtige Skizze zu bringen habe.

Auf die oft gehörte Frage hinübergleitend, warum sie es vorgezogen, unter dem Pseudonym E. Marlitt sich einzuführen, fühlte ich heraus, daß sie bei dem einmal eingewurzelten und zum Theil auch wohl nicht ganz unberechtigten Vorurtheile gegen alle Frauenliteratur, den Erfolgen ihrer Begabung mißtrauend, sich dafür entschieden habe. Von dem Drange beseelt, der Welt nach Kräften sich nützlich zu machen, hatte sie die Feder in die Hand genommen, aber nichts lag ihr dabei ferner, als die Sucht, ihren Namen genannt zu wissen, oder gar berühmt zu werden. Und nun diese rauschenden Erfolge! Das gesammte Publicum der Gartenlaube zum Auditorium zu haben, und dann seine Romane in unglaublich rasch aufeinander folgenden Auflagen immer und immer wieder vergriffen und sie in fast alle lebenden Sprachen übersetzt zu sehen, das sind Erfolge, die selbst auf den Anspruchslosesten eine berauschende Wirkung ausüben könnten. E. Marlitt freut sich ihrer, wie ein guter Mensch sich freut im Bewußtsein einer braven schönen That, welche das Glück und die Freude Anderer bezweckte. Ich brachte ihr die mir seitens eines ganzen für sie schwärmenden Damencirkels aufgetragenen Grüße mit den Versicherungen der Verehrung und Ergebenheit, und da hätte ich wohl gewünscht, die Damen hätten selbst sehen können, wie sie so herzlich erfreut lachen konnte, und wie das sinnig blaue Auge leuchtete im Reflex innerer Befriedigung.

Und doch auch konnte sie recht ernst werden, als sich das Gespräch ausdehnte auf die Vergewaltigungen, welche ihren lebensvollen Gestalten in den sogenannten dramatischen Bearbeitungen von unberufenen Autoritäten zweifelhaftesten Ranges widerfahren sind. Daß diese Bühnenspeculanten Geld machen, ohne auch nur die Autorin zu fragen, ob sie auf den ihr von Rechtswegen gebührenden Ehrensold freiwillig verzichten wolle, daran denkt ihre Seele nicht; aber es berührt sie auf das Schmerzlichste, ihre künstlerisch harmonisch in sich abgerundeten Gebilde gewaltsam zerrissen und roh wieder zusammengeleimt, ohne alle Farbe, ohne allen Duft, verstümmelt und verkrüppelt über die Bretter gehen sehen zu müssen. Wenn ein armer Schelm in der Verzweiflung seiner Noth dem Vorübergehenden seine paar Groschen abnimmt, so kann er sicher sein, daß ein ganzes Heer von Wächtern des Gesetzes hinter ihm her ist, um ihn hinter Schloß und Riegel fest zu machen; wenn aber unter den Augen eines großen gebildeten Publicums der frechste literarische Straßenraub verübt wird, da findet sich leider weder Gesetz noch Wächter.

Es giebt nichts Interessanteres, als einen Blick zu werfen in die geistige Werkstätte eines Dichters, aus der das funkelnde Gold der Dichtung in wunderbar getriebenen Formen heraus in die Welt tritt — die Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, unter denen Schöpfungen entstanden, die zu Lieblingen aller Kreise geworden sind. So hat Marlitt z. B. vorzugsweise ihre schöpferischen Stunden, wenn der Himmel bedeckt ist und der Regen oder Schnee an die Fenster schlägt; dann, gleichsam in sich selbst zurückgeworfen, tritt jene behagliche, innerlich warme Stimmung und mit ihr die intensive Schaffungslust ein, der sie unwiderstehlich gehorchen muß. Dann schweift ihre Phantasie auf blühende Fluren, ihre Gestalten gewinnen volles pulsirendes Leben, und mächtig dehnt sich der Stoff aus, mit dem sie sich trägt. Zur Feder greift sie erst dann, wenn dieser bis auf Einzelheiten herab im Kopfe völlig ausgebaut ist, und die Charaktere in plastischer Vollendung ihr vorschweben. Geradezu unmöglich aber würde es für sie sein, wenn sie in der Art und Weise vieler Anderen nach einem schriftlich ausgeführten Plane arbeiten sollte.

Digitized by Google

Ebenso liebt es Marlitt's Muse, sich während des Schaffens in undurchdringliches Geheimniß und Schweigen zu hüllen; ihre unter der Feder sich befindende Arbeit ist völlig unnahbar, selbst für die ihr so theure Familie; kein Auge darf auch nur nach einer Zeile ihrer Niederschrift blicken, bevor dieselbe druckfertig ist, wenn es nicht damit ihren sichern Flammentod provociren will. Dagegen ist es ein frohes Ereigniß im Hause, wenn endlich nach langer, langer Arbeit „Leseabend" ist, d. h. wenn die Dichterin am Vorabend der Absendung des Manuscriptes nach Leipzig dem Bruder und der Schwägerin ihre neue Schöpfung vorliest, vorliest mit der weichen bestrickenden Stimme und dem tiefinnerlichen Verständnisse der Schöpferin selbst.

Leicht und heiter berührte sodann die Conversation noch offene Fragen der Zeit und Literatur, für welche Marlitt das warme Interesse des vollen Durchdringens zeigte, und wobei sie, momentan erregt, mit gesteigerter Lebendigkeit eine Fülle positiven Wissens, der Erfahrung und auf die schärfste Beobachtung gegründete Menschenkenntniß an den Tag legte. Aber noch weit höher muß ich die sittliche Kraft, die ehrenhafte Festigkeit anschlagen, mit welcher sie, gegenüber den verrotteten Vorurtheilen orthodox-religiöser Stabilität und privilegirter Kasten, den aufgenommenen Kampf für geistige Freiheit, für Menschenthum und Menschenwürde mit all' den ihr vom Himmel in die Wiege gelegten Mitteln, soweit es an ihr liegt, unerbittlich auszufechten entschlossen ist. Das ist freilich ein das gewöhnliche Niveau tief unter sich lassender Standpunkt eines Frauengeistes, der weit abseits liegt von jener unglücklichen, wissenschaftlichen Oberflächlichkeit, mit welcher sich die verhaßte Blaustrümpfigkeit so breit und unausstehlich macht.

Die Zeit zum Aufbruch war da; mit der Erlaubniß, im nächsten Jahre wieder anklopfen zu dürfen, verabschiedete ich mich, um eine schöne, unvergeßliche Stunde meines Lebens reicher, aber auch reicher um die Erfahrung, wie sehr die ihrer Zeit durch viele Blätter laufenden Notizen bezüglich ihres schweren Gehörs und rheumatischen Leidens sich der Uebertreibung schuldig gemacht haben. Es ist wahr, der Armen wird das Gehen sehr schwer, aber daß man ihr die Feder in die Hand geben müsse, ist nicht wahr.

In Begleitung des Bruders durchwanderte ich die Straßen des netten Städtchens, das überall das Gepräge regen Gewerbfleißes und der Intelligenz trägt. Oben am Marktplatze unter der Colonnade sah ich das Haus, in welchem E. Marlitt in dem Augenblicke das Licht der Welt erblickte, als schrägüber auf dem Balcon des Rathhauses das Stadtmusikchor zu Ehren des durchlauchtigsten Herrn, dessen Geburtstag das Land feierte, eine festliche Weise hinausschmetterte. Vis-à-vis, am südlichen Ende des Marktplatzes steht das Haus, z. B. „Gasthof zum Schwarzburger Hof", welches die Phantasie Marlitt's zum „Hellwig'schen" Hause, zur Wohnung der alten Mamsell, jener blumig-poetischen Mansarde einer feinfühligen Frauenseele umgeschaffen hat. Von allem dem verräth jedoch die alltägliche Prosa dieses den pecuniären Interessen seines Besitzers dienenden Hauses selbstverständlich nicht das Leiseste, und doch suchte unwillkürlich mein Auge wenigstens nach jenen Dachrinnen, über welche hinweg die kleine Felicitas sich an das große Herz der Tante Cordula flüchtete, und von denen herab Johannes im entscheidenden Augenblicke die verzweifelnde Jungfrau an seine Brust rettete.

An einem allen Styles baren Gotteshause vorüber und unter einem alten Thurm hinweg, dessen Thor merkwürdigerweise das „neue Thor" genannt wird, stiegen wir die Alteburg hinan und genossen bei wundervoller Abendbeleuchtung die herbkräftige Thüringer Bergluft, deren stärkendem Wehen ich die offene Brust bot. Zu unseren Füßen breiteten sich mitten im Grünen die rothen Dächer aus; westlich lag mit den Resten eines alten verfallenen Klosters die alt-ehrwürdige, von grauer Sage umsponnene Liebfrauenkirche mit ihren prächtigen Thürmen und dem weit und breit berühmten Glockengeläute: das ist die Stätte, auf welcher Marlitt's erste Novelle „Die zwölf Apostel" sich bewegt.

Das Nordende der Stadt verläuft in den geradlinigen, monotonen Reihen der weißen Grabsteine des Friedhofes; dort schlummern Marlitt's Mutter und Schwester, und an nicht genau zu bestimmender Stelle die schöne Mutter ihrer Felicitas.

Rechts aber im Thale lag mit der erfrischenden Aussicht auf bewaldete Höhen, von rothgoldenem Abendsonnenschein überfluthet, die friedliche Villa, in deren einem traulichen Gemache vielleicht zur Stunde die Dichterin auf eine neue poetische Dichtung sinnt.

Weihnachten im Schlosse.

Mit Abbildung.

Von Schnee und Eis umstarrt, erfaßt von Todesmächten,
Steht rings der Wald, wo einst in schönen Sommernächten
Ihr Feuer Liebe hat geschürt;
Ein kalter Ostwind stäubt die Flocken von den Zweigen,
Fern kracht ein Ast, indeß hoch oben seinen Reigen
Der Sterne Heer melodisch führt.

Da horch! Den Weg herauf ein Singen und ein Klingen,
Von Schlitten wie Geläut', und grelle Lichter springen
Die Bäume hin im Geisterflug,
Glühroth aufleuchtet's rings von Fackeln, von Laternen,
Ein Feuerkreis umsprüht — wie von Millionen Sternen —
Den abenteuerlichen Zug.

Im Nu saust er dahin, im blitzenden Gefunkel —
Vor ihm gähnt schwarz die Nacht und hinter ihm das Dunkel —
Fast meteorgleich anzuschaun;
Doch kein Verderben droht, so wild die Rosse fliegen
Des schneeumstäubten Zugs, und in den Kissen wiegen
Sich stolze, schöngelockte Frau'n.

Weihnachten ist im Schloß! Hier nahen seine Gäste!
Schon deckt der Tannenbaum mit schimmerndem Geäste
Der Gaben aufgehäuftes Gut;
Aus allen Fenstern lacht die glanzumwallte Feier,
Und tausendfältig strahlt der kaum bewegte Weiher
Zurück der Lichter helle Gluth.

Die Flügelthüren auf! Das Auge ist geblendet;
Was Reichthum spenden kann, blickt hin, es ist gespendet,
Zur Pein wird hier dem Wunsch die Wahl!
Wohl ist die Pracht ein Glück, um das sich Menschen neiden,
Doch die im Herzen lacht, die Freude ist bescheiden
Und flieht den Prunk im Ahnensaal.

Sie lauscht vor jedem Haus, wo ihre liebsten Glocken,
Wo Kinderstimmchen sie zum hellen Fenster locken,
Da weiht sie auch den kleinsten Raum;
Sie fliehet nicht den Glanz, ehrt er die fromme Sitte,
Doch lauscht sie froher noch der armen Mutter Bitte
Und schmückt auch ihrem Kind' den Baum.

Und scheint sie, wo ihr Strahl aus langen Häuserzeilen
Auf laute Straßen glänzt, am glücklichsten zu weilen,
Ei seht, wie gern sie weiter flieht
Zum stillen Försterhaus, wo tief versteckt im Walde,
Gelockt vom Weihnachtslicht, auf schneebedeckter Halde
Das scheue Wild in's Fenster sieht.

M. N.

Ein Begegnen in den oberbairischen Bergen.

Von Dr. Karl Stieler.

Es mochte Ende October sein, wo der Reif schon auf dem Felde liegt und der Schritt härter hallt, als sonst. Ich war tief in den Bergen gewesen, in einer jener Winterstuben, die die Holzknechte bewohnen. Erst um Mitternacht kehrte ich heim. Der Weg, der etwa drei Stunden betrug, führte anfangs durch den Wald, dann stieg man an's Ufer des Tegernsees hinunter, auf dessen anderer Seite unser Haus stand. Ich würde lügen, wenn ich behaupten wollte, daß dieser Spaziergang sehr behaglich war; allein die Nacht schien wenigstens sternenhell, der Mond zeigte das erste Viertel. Eilig und wachsam zog ich des Weges. Finstere Tannen standen zu beiden Seiten, die scharfe Luft zog mir un's Gesicht, und in den Zweigen knisterte es leis, wenn Blatt um Blatt zu Boden fiel. Oft blieb ich stehen und horchte; dann und wann ertönte der Schrei eines Nachtvogels durch die lautlose Stille. Es ist merkwürdig, wie die Sinne sich anspannen, wie Auge und Ohr sich schärft, wenn einer allein durch's Dunkel geht.

Mit einem Mal hörte ich Tritte hinter mir — zu sehen war noch Niemand. Ich hatte einen guten Schritt, aber mein Nachfolger einen noch besseren, und es dauerte nicht lange, bis er mich erreichte. Mit rauher Stimme rief er mir Gute Nacht entgegen. Es war eine Gestalt im gewöhnlichen Bauerncostüm, nur etwas mehr gedrungen und finsterer, als die meisten sind. Ueber den Schultern trug er den Rucksack, in der Hand eine breite Hacke, die ganze Figur hatte etwas Criminelles, selbst ohne die Finsterniß. Wie eine Ironie klang die „Gute Nacht" von seinen Lippen, denn mir wenigstens war sehr übel dabei zu Muthe.

Es verstand sich von selber, daß wir nun miteinander gingen. So ungemüthlich es ist, wenn man bei Nacht allein durch die Berge geht, so schien es mir doch, daß ich eine Gesellschaft gefunden, die noch weit ungemüthlicher war. Unwillkürlich stellte sich eine gewisse Ideenverbindung zwischen der Hacke und meiner Hirnschale ein, und mit einiger Unruhe maß ich mit jedem Schritte den Begleiter.

Was mir an ihm vor Allem auffiel, das war ein gewisser rabiater Ton, der sonst nicht im Charakter des Bauern liegt. Denn dieser ist gegen Unbekannte viel eher reservirt, als gesprächig und mehr zur Bescheidenheit als zum Pathos geneigt. Im Uebrigen sprach der Bursche ganz vernünftig; stellenweise hatte er sogar etwas Flottes, Chevalereskes in seinen Ansichten. Nur ein einziges Mal fiel ein Wort, das mir ein düsteres Licht auf seinen Charakter warf. Als die bleichen Felsen der Halserspitze herüberragten, deutete er mit der Hand nach denselben und sprach: „Da drinnen liegt auch Einer, den ich eingethan hab'." Und dabei machte er eine Bewegung, wie der Schütze, wenn er zielt. Ein leiser Schauder überrieselte mich, denn das Wort konnte ja dem Burschen bitterer Ernst sein, daß er ganz offen davon sprach.

Schweigend gingen wir neben einander; wenn er Etwas behauptete, gab ich ihm Recht; kurz, ich war so „liebenswürdig" als möglich. Nur als der See kam, dessen Ufer steil in die Tiefe fallen, trat ich heimlich auf die andere Seite. Endlich nahte sich unser Haus. Es war mir bedenklich genug erschienen, mit dem Burschen zusammenzutreffen, aber noch bedenklicher erschien es mir, mich nun von ihm zu verabschieden. Sollte ich ihm verrathen, wo ich daheim sei? Sollte ich die Hausthür in seiner Gegenwart aufschließen? Wenn der Hallunke etwas im Schilde führte, dann war jetzt der Augenblick gekommen.

Mein Herz pochte, als ich vor dem niedrigen Gartenthore stand. „So, da bist Du daheim?" sprach Jener; „dann bist Du wohl gar einer von den Stielerbuben?"

„Jawohl, der bin ich," war die Antwort. „Und wo bist denn dann Du daheim, damit wir uns doch kennen, wenn wir wieder zusammenkommen?"

Der Angeredete brach in ein räthselhaftes Lachen aus und sagte: „Franzl heiß ich — gute Nacht."

Damit trottete er von dannen, ich aber warf die Thür zu, und immer war mir's, als ob der Franzl sich durch die Spalte hereindrängte und hinter mir die Treppe empor stiege. Es war halb zwei Uhr Nachts.

Am andern Morgen lief in der Tegernseer Gegend das Gerücht um, der Wiesbauerfranzl sei wieder da; er sei aus der Frohnveste ausgebrochen und über Lenggries zurück in's Gebirg gekommen.

Ein unbehagliches Grauen befiel mich; es war kein Zweifel, daß ich gestern die Ehre gehabt, in seiner Gesellschaft nach Hause zu kehren. Die Beschreibung der Persönlichkeit, sein Lachen beim Abschied, all' das deutete darauf hin. Also in der Frohnveste war mein neuer Freund von Rechtswegen zu Hause!

Franzl war der Sohn eines armen abgehausten Bauern aus dem Bezirke Miesbach und hatte schon früh seine criminellen Anlagen verrathen. Oftmals wegen Wilderns bestraft, war er von diesem poetischen zum gemeinen Diebstahl übergegangen und von da zum Raube. Eine Art von unheimlicher Furcht, welche sonst die Leute dieser Gegend nicht kennen, verbreitete sich um seinen Namen. Nirgends hielt er sich auf, aber überall war er da; Niemand wußte seine Wege, aber Jeder fürchtete sie. Dies Gefühl erzeugte einen wahren Terrorismus. Mitten in der Nacht erschien der Franzl, klopfte an's Haus und weckte die Leute. Dann mußte die Bäuerin aufstehen und Feuer anzünden, um eine Mahlzeit zu kochen, er aber saß plaudernd am Heerde und sah ihr zu. Er stahl nicht, um zu stehlen, nur wenn er Etwas brauchte und nur so viel er brauchte, begehrte er. In den meisten Fällen ward es ihm gutwillig gegeben, denn seine Kühnheit schüchterte die Leute ein. Dann benahm er sich wie ein Gast, ward leutselig und gemüthlich, und that als ob er zu Hause wäre. Niemals nahm er von solchen, denen das Geben sauer ward, allein wenn die Reichen sich weigerten, so drohte er mit den fürchterlichsten Flüchen, daß er den rothen Hahn auf's Dach setzen und das ganze Dorf zusammenbrennen werde. Er war eine echte Räubernatur: großmüthig und grausam, wie es gelegen kam.

Erst nach langer Mühe war man seiner habhaft geworden und hatte ihn in die Frohnveste der Hauptstadt abgeliefert. Doch seiner verzweifelten Entschlossenheit gelang es, zu entfliehen, indem er sich durch sämmtliche Stockwerke herunterließ. Unten angelangt, gewann er das Freie und entkam in die Berge, in denen es zum allgemeinen Entsetzen hieß: Der Wiesbauerfranzl ist wieder da! Es war mir fatal, daß er nun auch mich zu seinen Freunden zählte; denn ich fürchtete, er würde die neue Bekanntschaft ausnützen und sich eines schönen Abends zum Souper (en petit comité) einladen.

Und wirklich machte er mir bald einen neuen Schrecken. Ich war allein im Hause und saß noch Abends bei der Lampe, da kam mit einemmal die alte Dienerin gerannt und flüsterte entsetzt: „Denken Sie nur, draußen auf den steinernen Staffeln der Hausthür sitzt schon seit einer Viertelstunde ein Kerl; ich hab' durch's Küchenfenster hinausspeculirt, und fürchte, es ist der Wiesbauerfranzl. Jesus, Maria und Joseph," setzte sie hinzu, „jetzt wird er noch anklopfen und hereinwollen."

Schrecken und Neugier waren gleich mächtig, und so stieg ich denn die Treppen empor, lautlos und ohne Licht. Oben wollte ich das Fenster öffnen und hinabspähen, denn vielleicht war es doch nur ein harmloser Handwerksbursche, der diesen unentgeltlichen Ruheplatz benützte.

Trotz der äußersten Sorgfalt hörte der Fremde, daß sich die Scheiben bewegten, und indem er den Kopf zurücklehnte, sah er regungslos und wortlos zu mir empor. Es war dieselbe Gestalt wie neulich; es war der Wiesbauerfranzl. Um das Risico zu vermindern, ergriff ich die Initiative. „Möcht'st was, Franzl, soll ich Dir was hinaustragen, wann D'Hunger hast?" — rief ich mit künstlicher Zärtlichkeit dem Gauner zu. Er aber erwiderte mit stoischem Kopfnicken: „Dös braucht's nit, Karl, ich hab' schon g'futtert heut' und muß noch weiter. Bloß rasten möcht' ich a wenig." Kurz darauf erhob er sich und ging von dannen.

Unterdessen kam der erste Schnee; ich schloß meine Sommersaison und zog zurück in die Stadt; draußen aber geisterte mein Freund herum und fuhr fort zu requiriren. Wie es ihm dabei ergangen ist, erfuhr ich erst, als ich später einmal wiederkehrte.

Eines Tages, nachdem er Siesta gehalten, fiel er doch den Häschern in die Hände. Im Triumph ward er an das Gefängniß des Landgerichts abgeliefert, und Jedermann athmete

Weihnachten im Schlosse.
Originalzeichnung von Ernst Heyn

leichter, wenn man sich auch nicht ganz vor ihm geborgen glaubte. Denn etwas Unverwüstliches lag in seinem Wesen. Bald machte er neuen Alarm. Der nächste Tag war kaum angebrochen, so kam der Eisenmeister gelaufen und klingelte wie toll am Hause des Arztes. „Kommen Sie nur geschwind herüber, Herr Doctor, der Franzl hat sich heut' Nacht erhenkt. Gerade, wie ich jetzt die Runde machen wollte, seh' ich ihn am Kreuzstock hängen. Doch weil er schon eiskalt war, hab' ich ihn gar nicht mehr abgeschnitten." Spornstreichs eilte der Arzt in das Gefängniß und fand, daß sich Alles nach Bericht verhielt. In jener wilden Verzweiflung, die bei energischen Naturen entsteht, wenn sie keinen Ausweg mehr sehen, hatte der kühne Räuber beschlossen, sich selbst zu morden. — Sofort schnitt der Arzt die Leinwandschlingen durch; kaltes Wasser wurde ihm in's Gesicht gegossen, aber alle Belebungsversuche blieben erfolglos. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde im Ort, und Viele, die sie vernahmen, meinten, das sei die erste nützliche Handlung des Franzl. Ja, wenn er nur wirklich hin ist! setzten die Pessimisten dazu, dem Teufel darf man nicht trauen, bis er im Grab liegt. Die Section war unterdessen vorbereitet; man ging daran, die Leiche zu entkleiden. Doch siehe da, die Wimper regt sich, ein Muskel zuckt, der Todte ist wieder lebendig geworden. Es war auch die höchste Zeit gewesen, denn das Sectionsmesser lag bereits auf dem Tische. So hatte die Lebenskraft des jungen Verbrechers über seine Willenskraft gesiegt; gegen alle Absicht befand er sich diesseits.

Mit aller Sorgfalt ward er nun zum Bewußtsein und dann wieder in die Keuche gebracht, um am nächsten Tag nach München spedirt zu werden. Niemand mochte ihn gern „verwalten", selbst das Gefängniß schien unsicher, so lang er darinnen war. Gleichwohl war er von stoischer Ergebung. Ja, es sah fast aus, als ob er kleinlaut geworden wäre, als ob er auf neue Todesarten sinne, statt sich des neuen Lebens zu freuen.

Am nächsten Tage wurde ein Bauernwagen eingespannt und Franzl, an Händen und Füßen gefesselt, nahm Platz auf demselben. Neugierig blickten die Leute auf das gefangene Wunderthier. Langsam zog das Gefährt des Weges, der dicht am Ufer vorüberführte. Plötzlich knackte es leise, die Fesseln waren zerrissen, — ein Ruck, und der Verbrecher schnellte aus dem Wagen. Kopfüber warf er sich in den See, daß die Wogen über ihm zusammenschlugen, und schwimmend suchte er das Weite. Da Niemand von seiner Bedeckung ihm folgen konnte, oder Jeder einen Ringkampf in den Wellen vermeiden wollte, so wurde ein Schiff geholt, das dem Entwichenen nachfuhr. Trotz des Vorsprungs hatten ihn die flinken Ruderer bald erreicht, allein was nun? Anfangs tauchte er unter, um sich den Blicken der Verfolger zu entziehen; jedoch sein Athem war von der Anstrengung gar bald erschöpft. Ein wahres Gefecht begann. Da ihm anders nicht beizukommen war, so ergriffen jene die Ruder und schlugen ihn, so oft er emportauchte, mit aller Macht auf den Kopf, um ihn zu betäuben. Seine Eisenstirn aber war nicht zu brechen, noch weniger war es möglich, ihn zu packen und hereinzuziehen; denn wie wüthend warf er sich auf das Schiff und suchte dasselbe umzuschlagen. Jetzt war die Gefahr auf der andern Seite und man fand es gerathen, die Verfolgung einstweilen einzustellen. Stürmisch brandeten die Wellen, als nach hartem vergeblichem Kampfe das kleine Schifflein an's Land zurückfuhr; jener dagegen erreichte das hohe Schilf, das ihm ein sicheres Versteck gewährte.

Erst als es dunkel wurde, kroch er aus demselben hervor und fand es angemessen, für einige Zeit zu verschwinden. Wochenlang hörte man nichts mehr von ihm, und Viele glaubten, daß er im Sturm ertrunken sei. Plötzlich aber stand er wieder da, wie aus dem Boden gestiegen. Sein Wesen hatte sich nicht gebessert, dafür war die Feindschaft, die er gegen Alles hegte, was Gesetz und Friede hieß, durch die letzten Niederlagen nur geschärft worden. Jetzt nahm er die Fehde mit erneutem Ingrimm auf; er hatte sogar einen Compagnon mit vier Beinen gefunden, denn ein riesiger gelber Wolfshund folgte ihm auf Schritt und Tritt. Forschend sah er seinem Herrn in die Augen und leckte die räuberische Hand; auch knurrte er der ganzen Welt so misanthropisch entgegen wie sein Gebieter. Dieser schien ihm nicht minder zugethan, denn wenn er seine Mahlzeit forderte, so reichte er ihm den ersten Bissen, und wer sich weigerte, dem zeigte der „Wolf" die Zähne, noch eh' sein Herr mit den Augen winkte. Er besaß die einzige Liebe, die dem Burschen geblieben war, und wenn man den Beiden begegnete, so sah man's ihnen an, daß sie auf Leben und Sterben verbunden waren.

Unterdessen trieb es der Franzl ärger als je zuvor. Von Tag zu Tag ward er ungestümer und der Schrecken unter den Leuten größer. Eines Nachts hatte er wieder eine Bauersfrau geweckt, daß sie ihm kochen sollte. Zagend erschien sie am Fenster und weigerte sich der seltsamen Zumuthung, während er unten vor der Altane stand. Da ergriff er das breite Messer und stieß es in's Haus, daß es durch die Balken fuhr. „Hast Du's g'sehn? 's nächste Mal trifft's bei Dir," rief er drohend hinauf, und ging mit dem schäumenden Hund von dannen. Alle Nachforschung der Behörden blieb erfolglos, denn einen Schelm in den Bergen aufzuspüren, ist verlorene Mühe. Längst hatte die öffentliche Meinung ihn vogelfrei erklärt; und so geschah es denn, daß auch von Amtswegen ein Preis auf seine Einbringung gesetzt ward. Es war das äußerste Mittel.

An der Straße, wo die Wege sich kreuzen, steht ein einsames mächtiges Wirthshaus. Es ist noch ganz im alten Styl errichtet; eichene Tische und steinerne Krüge. In der Bauernstube hängt das Fuhrmannszeichen, unter dem Ofen schnarcht der Kettenhund und der Wirth ist noch der mächtige souveräne Gebieter. Hier saßen in später Stunde einige Genossen zusammen, den Hut auf dem Kopfe und die trotzige Feder weit vorgerückt. Plötzlich ging die Thüre auf; ein gedrungener Bursche trat herein und setzte sich bei ihnen am Tische nieder. Jeder kannte ihn, so gut wie wir ihn kennen.

Es war am selben Tage, wo der Steckbrief gegen ihn erlassen worden war. „Weißt Du's schon, Franzl, daß sie Dich verschrieben haben?" rief der Eine. „Fünfzig Gulden kriegt der, der Dich fangt," versetzte ein Anderer. „Das muß Dich doch freuen, weil die Leut' allweil sagen, Du bist nix werth!" Lautes Gelächter scholl durch die Stube; der Franzl verzog aber keine Miene, sondern stemmte die Hände in die Seite und rief: „Nun ja, da habt ihr mich, so fang' mich halt einer, wenn ihr a Schneid habt und kein Geld." Niemand rührte sich; nur unter dem Tische knurrte der gelbe Wolf, als ob er die Worte verstanden hätte. Schweigend setzte sich der Räuber nieder und trank dann gemüthlich mit den Andern weiter, wie er es so oft gethan. Etwas stiller als sonst aber war er doch geworden, denn nach einer halben Stunde legte er seine Kupferkreuzer auf den Tisch und ging in die Nacht hinaus, ohne sich mehr umzusehn. Nur der Hund wandte den Kopf unter der Thür und zog zornig die Lippen empor, daß die riesigen Fangzähne herausstachen. „Heut' hat er keine Freud nit mit den Karten," sagte der Eine, der ihm ein verbotenes Hazardspiel angetragen hatte. „Glaub's gern," erwiderte der Nachbar, „daß einen 's Spielen nimmer freut, wenn man's selber verspielt hat." Und dann rückten sie enger zusammen und munkelten: „Diesmal kommt er nimmer durch." „Todt oder lebendig, heißt's in dem Schreiben," fügte Einer halbleise bei.

Zwei Tage waren seitdem verstrichen, da pochte der Franzl wieder an die Thür eines Bauernhauses. Es war in der Nähe von Gmund, auf jenem Höhenzug, der wie ein Riegel vor dem Gebirge liegt und von Tegernsee bis Miesbach hinüberreicht. Als die Bäuerin unter die Thüre trat, erkannte sie wohl in verhaltenem Schreck den Missethäter, allein sie stellte sich, als ob sie einen Armen aufnähme, und hieß ihn in die Stube treten. Unterdessen rief ihr Mann die Nachbarn zu Hülfe. Lautlos schlichen die Gerufenen durch die Hinterthüre in den Stall und beriethen dort, wie man ihn überwältigen könne; aber keiner hatte den Muth dazu. „Todt oder lebendig, heißt es im Schreiben; wie wär's, wenn wir ihn niederschießen?" Unter den Herbeigeeilten war ein junger Soldat, der als guter Schütze berühmt und erst vor wenigen Tagen vom Regiment zurückgekehrt war. Dieser beurtheilte den Fall nach Standrecht und meinte, daß nicht für die Einbringung des Todten, sondern für die Tödtung der Preis bestimmt sei. Der bringt doch noch Einen um, wenn er weiter lebt, dachte er sich, und da ist's besser, ich bring' ihn selber um. „Hinten beim Ofen hängt mein Zwillingsstutzen," flüsterte der Bauer und dann trat athemlose Stille ein.

Unterdessen hatte der Franzl sein Mittagsbrod verzehrt und rüstete sich zum Aufbruch.

„B'hüt' di Gott, Bäuerin," rief er, „und wenn Dich wer fragt, wem Du aufgewart' hast, dann sag' nur, dem Wiesbauerlumpen."

Mit diesen Worten trat er vor die Thür; von der andern Seite aber eilte ein schlank gewachsener Bursche in die Stube, der noch die blaue Soldatenmütze trug. Schweigend nahm er die Büchse von der Wand und verbarg sie unter dem Fenstersims, dann öffnete er leise die kleinen Scheiben.

„Nicht so g'schwind, Franzl," rief er dem Dahingehenden nach; „diesmal bleibst stehen oder es schnallt."

Jener wandte sich um und lachte mit lautem Hohne.

„Wer mir was will, soll nur zu mir kommen; ich geh' Niemandem zu G'fallen."

Noch ein Schritt und ein sausender Knall erdröhnte. Wie ein Baum zu Boden schlägt, sank der Getroffene darnieder; stromweise quoll das Blut aus seinem Munde. „Faß," rief er halblaut dem Hund entgegen. Es war sein letztes Wort. Mit den Fingern riß er die Erde auf, noch ein paar Mal zuckte sein Körper und dann lag eine Leiche auf dem Boden. Der Hund aber stürzte wie rasend auf das geöffnete Fenster, als wollte er mit einem Sprunge den Kreuzstock niederreißen. Da krachte der zweite Lauf des Stutzens und auf halbem Wege brach das treue Ungethüm zusammen. Röchelnd kroch er noch bis zur Stätte, wo die Leiche seines Herrn lag, und nach wenigen Athemzügen verschied er.

Es war ein seltsamer Zufall, daß ich gerade an diesem Tage aus der Stadt in die Berge kam und gerade auf jenem Weg, wo das Ereigniß stattgefunden hatte. Da die Gerichts-Commission erwartet wurde, so durfte an der Stellung der Leiche nichts geändert werden, und das ganze Drama, wie es vor wenig Stunden sich zugetragen hatte, lag noch vor meinen Augen. Sonderbar ward es mir zu Muthe, als ich den Gefährten hier wiederfand, mit dem ich einst in tiefer Nacht gewandert war.

Weil alle Nachstellungen so lange vergeblich blieben, so hatte sich vielfach das Gerücht verbreitet, daß der Franzl verhext sei und ein Zaubermittel besitze, um sich unsichtbar zu machen. Merkwürdigerweise fand sich in seiner Tasche (als man die Leiche untersuchte) eine Wurzel von räthselhafter Gestalt. Was er damit bezweckte, hat Niemand erfahren, daß aber jener Aberglaube dadurch nur befestigt ward, kann man sich denken. Die Wurzel aber, die Niemand zu nehmen wagte, liegt noch heute in meinem Schrank.

Blätter und Blüthen.

Eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm des Dritten. Der bekannte Abgeordnete Wantrup hat jüngst im preußischen Landtag die Aeußerung gethan, er halte es für undenkbar, daß ein Jude Officier sein könne, und er vermöge nicht, sich einen Juden in Uniform vorzustellen, der trotz der eisernen Disciplin, die ihn stütze, sich werde halten können. Herr Wantrup scheint nicht zu wissen, daß schon vor langer Zeit ein jüdischer Officier in der preußischen Armee mit Ehren gedient hat, und es interessirt vielleicht die Leser der Gartenlaube, eine charakteristische Cabinetsordre kennen zu lernen, welche Friedrich Wilhelm der Dritte in dieser Angelegenheit erlassen hat. Meno Burg, geboren am 9. October 1789 zu Berlin und seinem Stande nach Feldmesser, trat am 9. Februar 1813 als Freiwilliger in die Armee, zunächst beim Garde-Normal-Bataillon (dem jetzigen zweiten Garde-Regiment zu Fuß), dann, weil bei der Garde kein Jude dienen durfte, bei der Artillerie ein, wo er vom Generalinspector, dem Prinzen August, sofort zum Bombardier ernannt wurde. Bald zum Unterofficier befördert und als Lehrer der Mathematik verwandt, legte er die Officiersprüfung ab und wurde durch Cabinetsordre vom 18. August 1815 zum Secondelieutenant befördert. Auch als solcher war er fortwährend lehrend thätig, namentlich da die neue Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin eingerichtet wurde, und veröffentlichte in der Folge ein größeres Werk unter dem Titel: „Die geometrische Zeichenkunst &c. Berlin 1822" (zwei Theile). Dasselbe fand vielen Beifall und ist später auch in's Französische übersetzt worden. Prinz August von Preußen hatte dem jungen Manne seine volle Zuneigung geschenkt und war seinerseits eifrig bemüht, ihn zu befördern. Bei den bekannten Grundsätzen des Königs hatte das indeß seine besonderen Schwierigkeiten. Lieutenant Burg war seiner Anciennetät nach daran, zum Hauptmann befördert zu werden. Statt des Patents erhielt er am 6. Januar 1830 folgendes Schreiben:

„Ew. Wohlgeborn vorgerückte Stellung in der ersten Artillerie-Brigade hat mich veranlaßt, bei dem königlichen Kriegs-Ministerio anzufragen, in wie fern künftig, mit Rücksicht auf das Gesetz vom 11. März 1812, Ihre Beförderung zum Hauptmann nachgesucht werden könne, wobei ich nicht unerwähnt gelassen habe, durch welche nützliche Dienste Sie sich in Ihrem zeitherigen Verhältniß ausgezeichnet haben. Das königliche Kriegs-Ministerium hat mich hierauf benachrichtigt, daß Se. Majestät der König allerhöchst Sich nicht bewogen gefunden haben, in der Sache eine besondere Entscheidung zu ertheilen, und zwar in der Voraussetzung, daß Sie durch Ihre Bildung, Stellung und religiöse Ueberzeugung wohl bereits diejenige Annäherung zum Christenthum in sich fühlen, welche Sie dazu bewegen würde, durch förmlichen Uebertritt zur christlichen Religion zugleich jeden Anstoß zu Ihrer ferneren Beförderung aus dem Wege zu räumen.

Ich setze Sie von vorstehender Aeußerung mit dem Anheimstellen in Kenntniß, Mir zu seiner Zeit von dem Ergebniß Ihrer hierauf bezughabenden Entschließung Mittheilung machen zu wollen.

Berlin, 6. Januar 1830. gez.: August."

Der ihm gegebene Wink war deutlich, Burg zögerte aber keinen Augenblick, der Lockung zu widerstehen. Er lehnte es ab, seinen Glauben zu wechseln. Bald darauf ließ er dem oben genannten Werke ein weiteres folgen: „Das architektonische Zeichnen" (Berlin 1830), das sich gleichfalls der besonderen Theilnahme des Prinzen August und des Königs zu erfreuen hatte. Der König fragte an, ob es angezeigt sei, dem Verfasser eine Gratification zu bewilligen. Als Prinz August hierauf wiederholt Gelegenheit nahm, Burg zur Beförderung zum Hauptmann zu empfehlen, erging folgende charakteristische Cabinets-Ordre:]

„Ich kann auf Euer Königlichen Hoheit Bericht vom 1. d. M., den bei der Artillerie- und Ingenieur-Schule als Lehrer stehenden Premier-Lieutenant Burg von der ersten Artillerie-Brigade nicht zum Hauptmann von der Armee ernennen, und verspreche mir von seiner geistigen Ausbildung, er werde noch zur Erkenntniß der Wahrheit und des Heils des christlichen Glaubens gelangen. Seinen nützlichen Diensten lasse ich gern Gerechtigkeit widerfahren und für die Bearbeitung seiner Lehrbücher mögen Eure Königliche Hoheit ihm die beiliegenden fünfzig Thaler in Gold als Gratification zustellen lassen.:

Berlin, 6. December 1830. gez. Friedrich Wilhelm."

Erst nach zwei Jahren, im November 1832, erfolgte auf erneute Verwendung des Prinzen die Ernennung und ein schwerer Stein war damit von Burg's Herzen genommen, da die fernere Zurücksetzung ihn gezwungen hätte, seinen Abschied zu nehmen. Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit erhielt er das goldene Dienstauszeichnungskreuz, bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Vierten, im Jahre 1841, den Rothen Adler-Orden, wurde im März 1847 zum Major befördert und hat dann noch bis zum Jahre 1853 segensvoll und eifrig in seinem Berufe gewirkt. Am 26. August 1853 starb er, eines der ersten Opfer der eben ausbrechenden Cholera, und wurde auf dem jüdischen Kirchhofe in Berlin unter zahlreicher Theilnahme der Bevölkerung, speciell seiner Cameraden und Vorgesetzten, beerdigt. H.

Aus den Sonntagsbriefen eines Zeitgenossen. „. . . Es ist ein schlimmes Merkmal unseres heutigen Culturzustandes und der allgemeinen Volkssitte, daß anständige Frauen nicht mehr in Eisenbahnwagen dritter Classe fahren können, ohne Unzuträglichkeiten zu gefährden" — so sagte ein Mitreisender und erzählte, daß namentlich in Süddeutschland und der Schweiz, aber auch in Norddeutschland, wenn hier gleich in niederem Grade, eine empörende Rohheit und Rücksichtslosigkeit sich auf den Eisenbahnen breit mache. Ein Zweiter bemerkte kurzweg, daß überhaupt in Frankreich, England und Amerika sich weit mehr Anstand und gute Sitte finde, als bei uns in Deutschland, und es muß zugestanden werden, daß der Engländer, wenn er auch rücksichtslos ist und sich nicht um seinen Nachbar kümmert, doch auch dessen Rechtssphäre nicht verletzt, er bleibt bei seinem nationalen Grundsatz: „Hilf dir selbst". Der Franzose dagegen ist höflich, handreichend, gesprächig und gesellig, er knüpft gern mit seinem Nachbar, und noch lieber mit seiner Nachbarin an, aber er hat dabei den Ehrgeiz oder auch die Eitelkeit, für einen Mann comme il faut zu gelten; und mögen die Motive sein, welche sie wollen, sein Benehmen giebt eine gewisse Sicherheit des Anstandes durch alle Classen hindurch; er erweist sich der Nachbarin hülfreich, er macht es ihr bequem, er wird versuchen, eine nähere Beziehung anzuknüpfen, aber er läßt sich auch leicht durch ein entschiedenes Wort in die Schranken zurückweisen und wird eine abgewehrte Zudringlichkeit gewandt in einen Scherz verwandeln.

Der Deutsche dagegen — es muß leider eingestanden werden — hat entweder die egoistische Rücksichtslosigkeit des Engländers oder die Zuthulichkeit des Franzosen, die er in's Täppische und Rohe steigert. Die alten festen Umgangsformen haben sich aufgelöst und noch haben sich keine neuen gebildet.

Es ist keine Frage, daß die Eisenbahnen einen demokratischen Zug in die Welt gebracht haben; der soll erhalten, aber mit guter Form versehen werden. „Ich habe mein Fahrbillet gelöst so gut wie Du und bin so viel wie Du," sagen die Mienen und die Ellenbogenbewegungen des in den Bahnwagen Einsteigenden. Das Gefühl der Gleichheit ist berechtigt, das hebt aber die Pflicht der Menschenfreundlichkeit und des Anstandes nicht auf. Leider aber glauben noch Viele bei uns ihr Bewußtsein der Gleichheit durch barsches Auftreten und durch Hintansetzen jeder guten Form bewahren zu müssen. Der Kleinstädter, der Dorfbewohner, von seiner alten Unbeholfenheit und Scheu erlöst, läßt sich nun ganz gehen, renommirt mit dem Schoppen, den er da und da sich gekauft hat, randalirt nach Lust und dünkt sich wunder wie frei in der Formlosigkeit, die er ungestraft gegen Frauen zeigen kann, ja er glaubt seine Aufdringlichkeit oft gar noch Gemüthlichkeit nennen zu dürfen.

Hier liegt eine Aufgabe zur Versittlichung, zur Herausbildung eines öffentlichen Anstandes, der Jedermann auf jedem Wege sich unterziehen sollte. Vorerst aber wäre es wohl angemessen, auch in der dritten Wagenclasse eigene Coupés für Frauen einzurichten.

Digitized by Google

Weihnachtsfreude in der Redaction. Auf den Arbeitstisch eines Redacteurs fallen aus der großen Lesewelt im Lauf des Jahres mehr Dornen als Rosen nieder, der Tadel hatte leider von je raschere Beine als der Ausdruck des belohnenden Dankes. Um so freudiger begrüßen wir den folgenden Fall, den wir heute unseren Lesern mittheilen, die sich gewiß noch eines Aufsatzes in Nr. 48 der Gartenlaube erinnern. Es war darin das Leben eines preußischen Beamten geschildert, der, durch zu kärglichen Gehalt in das größte Elend gekommen, zuletzt der Versuchung unterlag und eine ihm anvertraute Summe unterschlug. Wir hatten schon aus verschiedenen Gegenden — so auch aus Sachsen — aus dem Kreise von Beamten dankende Zuschriften dafür erhalten, daß die Gartenlaube die oft jammervolle finanzielle Lage öffentlicher Beamten und die durch sie unausbleiblich veranlaßten Conflicte der Wahrheit gemäß schildere, als wir in diesen Tagen folgende ebenso erschütternde, als rührende Zuschrift erhielten:

„Innigster, tiefster Dank, geehrter Herr, ist die Grundursache dieser Zeilen an Sie. Gewiß gewährt es Ihnen eine Genugthuung, wenn Sie erfahren, daß Sie, durch den Aufsatz in Nr. 48 Ihres Blattes ‚Aus den Erinnerungen eines preußischen Gefängniß-Inspectors' eine zahlreiche Familie vor unsäglichem Unglücke bewahrt haben. — Der, bis auf den Namen, treue Spiegel, den Sie (oder der Verfasser) mir vorgehalten, hat mir ganz den Abgrund gezeigt, an dessen Rande ich stand, und mich zur Erkenntniß gebracht. Ich will nun wieder mit Gottes gnädiger Hülfe kämpfen und ausharren, bis es ihm gefällt mir die Last zu erleichtern oder mich davon zu befreien.

Ihnen aber, geehrtester Herr, möge das Bewußtsein, wirklich einen Theil des Ihnen vorgeschwebten Zieles erreicht zu haben, eine frohe Weihnachtsstunde bereiten. Das ist mein und gewiß auch (wenn auch unbewußt) der Meinigen sehnlichster, innigster Wunsch. Gott vergelte Ihnen, was Sie und der Verfasser, vielleicht ohne Ahnung, an uns gethan.

Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen nicht näher bezeichne. Genüge es Ihnen, daß im fernsten —preußen Dankesthränen für Sie fließen. Gott segne Sie, die Ihrigen und den Verfasser!"

Kleiner Briefkasten.

B. A. aus K........ „Ist Weiß und Schwarz eine Farbe?" Nach dem im gewöhnlichen Leben wie auch in der Kunst herrschenden Sprachgebrauche ist sowohl Weiß als Schwarz eine Farbe. In der Physik setzt man allerdings bei der Besprechung der Zerlegung des Sonnenlichts in verschiedene Farben diese letzteren in Gegensatz zu dem weißen Sonnenlichte, und sowohl Weiß, als die Gesammtheit aller Farben, in welche das Sonnenlicht durch ein Prisma zerlegt wird, wie auch Schwarz, als die Abwesenheit jeden Lichtes, zählt dann nicht mehr zu den Farben. Es ist aber kein Grund vorhanden, diese für ihren Zweck ganz gute Bezeichnungsweise allgemein einzuführen, und man darf daher sowohl Weiß wie Schwarz unbedenklich als Farbe bezeichnen.

J. B. in M. a. Rh. „Hat die Rotation der Erde Einfluß auf Meeresströmungen oder ist erstere vielmehr einer der Urheber jener Erscheinung?" Letzteres ist der Fall. Durch die Rotation der Erde wird eine allgemeine Strömung des Meereswassers in der Nähe des Aequators in der Richtung von Ost nach West, entgegen der Rotationsrichtung der Erde, bewirkt. Diese Aequatorialströmung ist sowohl im Atlantischen, als im Stillen Ocean vorhanden. Die Rotation der Erde bewirkt ferner, daß die nach den Polen hin fließenden Ströme warmen Wassers, wie der Golfstrom und der Japanesische Strom (Kuro Siwo), immer mehr und mehr nach Osten abgelenkt werden, je näher sie dem Pole kommen.

X. „Hat der europäische Continent außer Island und Grönland im Laufe der Jahre in seinen klimatischen Verhältnissen Veränderungen durch die Veränderung oder Erkaltung der Meeresströmungen erlitten?" Die ehemalige Vergletscherung eines großen Theiles des europäischen Continents, die sogenannte Eiszeit, erklärt sich wahrscheinlich durch die frühere Abwesenheit des Golfstromes, der erst nach dem Emportreten Centralamerikas über den Meeresspiegel seinen jetzigen Lauf erhielt und welcher jetzt Nordeuropa ein weit wärmeres Klima verleiht, als der geographischen Breite entspricht. In historischer Zeit sind in Europa keine bedeutenderen klimatischen Veränderungen constatirt.

Thekla, H. A. S., A. W., G. B. in M., A. P. 2c. 2c.! Es geht in die Dutzende! Namen sollen sie nicht nennen, all' die, wie das Veilchen im Verborgenen, aufblühenden männlichen und weiblichen Lyriker, welche in rührendster Bescheidenheit von uns über „den eigentlichen Werth" ihrer Gedichte belehrt sein wollen. Alle, aber ohne Ausnahme, sind in den Kreisen ihrer Freunde, Verwandten oder Gönner ermuntert worden, die vielversprechenden Erstlinge ihrer Muse der Gartenlaube anzuvertrauen, und zagend senden sie eine reiche Auswahl in der schüchtern angedeuteten Hoffnung, daß wenigstens Einiges davon vor dem grausamen Ende im unersättlichen Redactionspapierkorb sicher zu sein verdienen möge.

All' diese vielen Dutzende von Hoffnungen muß die Redaction mit Einem Schlage vernichten, und zwar aus Pflicht und Gewissen.

Wir wollen das geschäftlich Unthunliche der Zumuthung unserer angehenden Lyriker nur kurz berühren; denn jedem Einzelnen müssen ja sofort die Fragen bedenklich werden: Wo soll eine an sich schon vielbeschäftigte Redaction die Zeit hernehmen, so viele Gedichte zu lesen und brieflich zu beurtheilen, — wo die Gartenlaube den Raum, auch nur den zwanzigsten Theil derselben abzudrucken, — und wo die Leser die Geduld, sich so viele Verse gefallen zu lassen? — Wichtiger ist der Einfluß, welchen die Gewährung ihrer Bitte auf die jungen Versucher selbst üben könnte: die Lyrik ist der gefährlichste Werber für das literarische Proletariat, das trotz aller Gehässigkeit des Begriffs doch einmal nicht wegzuleugnen ist und so manche Familiennoth in sich birgt, die um so bitterer empfunden wird, auf je höherer Bildungsstufe diejenigen stehen, deren Leben sie mit den alltäglichsten Sorgen verdüstert. — Einige gelungene Gedichte sind nur zu leicht geeignet, ein junges Talent zum Gegenstand der Bewunderung seiner nächsten Umgebung zu machen; der Dichterruf ist so verlockend: es freuen sich so Viele, einen Dichter „den Ihren" nennen zu können — und das strenge ehrliche Urtheil tritt so selten zu rechter Zeit der Verirrung eines Lebenslaufs entgegen. Erst wenn's zu spät ist, merkt der Verführte, daß sein Pegasus nicht zu den Preisrennern gehört, welchen die goldenen Becher zufallen, sondern daß er beim großen Schwarm zurückbleibt, der um's tägliche Brod rennt. Bei einem Mädchen macht möglicherweise eine Heirath das Versehen wieder gut; der junge Mann bedarf ungewöhnlicher Spannkraft zu dem Entschluß, die zu schwache Leier an die Wand zu werfen und ein praktischeres Instrument dafür zu ergreifen.

Solches Unheil können ein paar gelungene und in einem öffentlichen Blatte abgedruckte Gedichte anrichten! Das ist's, was es uns zur Gewissenspflicht macht, mit der jungen Lyrik nicht zu schön zu thun, auch wenn sie „gar nicht Uebles" leisten sollte. Es liegt daher etwas Beruhigendes für eine Redaction in der Verbindung mit älteren, bereits bewährten Dichter, an deren Schicksal nichts mehr zu ändern ist.

Alle, welche in Obigem Beziehung zu sich finden, ersuchen wir um freundliche Beherzigung desselben zu ihrem Besten und zu dem unsern.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der siebenzehnte Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen (achtzehnten) Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Wir beginnen den nächsten Jahrgang mit dem bereits angekündigten vortrefflichen Roman

Aus eigener Kraft

von W. von Hillern, Verf. des „Arztes der Seele",

und lassen gleichzeitig eine zweite Novelle:

Der Fels der Ehrenlegion von Berth. Auerbach

erscheinen. Daß

E. Marlitt

bereits seit langen Wochen an einem neuen Romane arbeitet, der ebenfalls noch im Laufe des nächsten Jahrgangs zur Veröffentlichung kommen wird, und auch Herm. Schmid und Paul Heyse uns mit Schöpfungen ihrer Feder bestimmt erfreuen werden, theilten wir schon in den beiden letzten Nummern mit. An nichtnovellistischen Beiträgen haben unsere Leser in den nächsten Nummern zu erwarten:

Karl Vogt, Begegnungen mit großen Zeitgenossen. Nr. 1. Bei A. v. Humboldt. — Prof. Bock, Schulkrankheiten. — Brehm, Um eines Vogels willen. Mit Abbildung. — Louis Büchner, (Kraft und Stoff) Entstehung des Menschen. — Prinz und Prinzessin von Salm. Erinnerungen. — Braun (Wiesbaden), Holländische Leute. — Adelaide von Matthisson. — Rudolf Gottschall, Literaturbriefe an eine Dame.

Außerdem liegen Beiträge vor von: R. Benedix, Beta, H. Bodenstedt, Albert Fränkel, E. Geibel, Fr. Gerstäcker, Rud. Gottschall, G. Hammer, G. Hiltl, Fr. Hofmann, L. Kalisch, S. Kolisch, H. Lingg, J. C. Lobe, R. Löwenstein, A. Meißner, Melchior Meyr, Adolf und Karl Müller, Robert Prutz, Prof. Richter, Max Ring, Arnold Ruge, K. Ruß, Joh. Scherr, Schulze-Delitzsch, Ludwig Steub, Karl Stieler, L. Storch, A. Traeger, Otto Ule, Franz Wallner, M. M. v. Weber, Max Wirth, den Damen M. v. Humbracht, E. Polko 2c.

Leipzig, im December 1869.

Redaction und Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

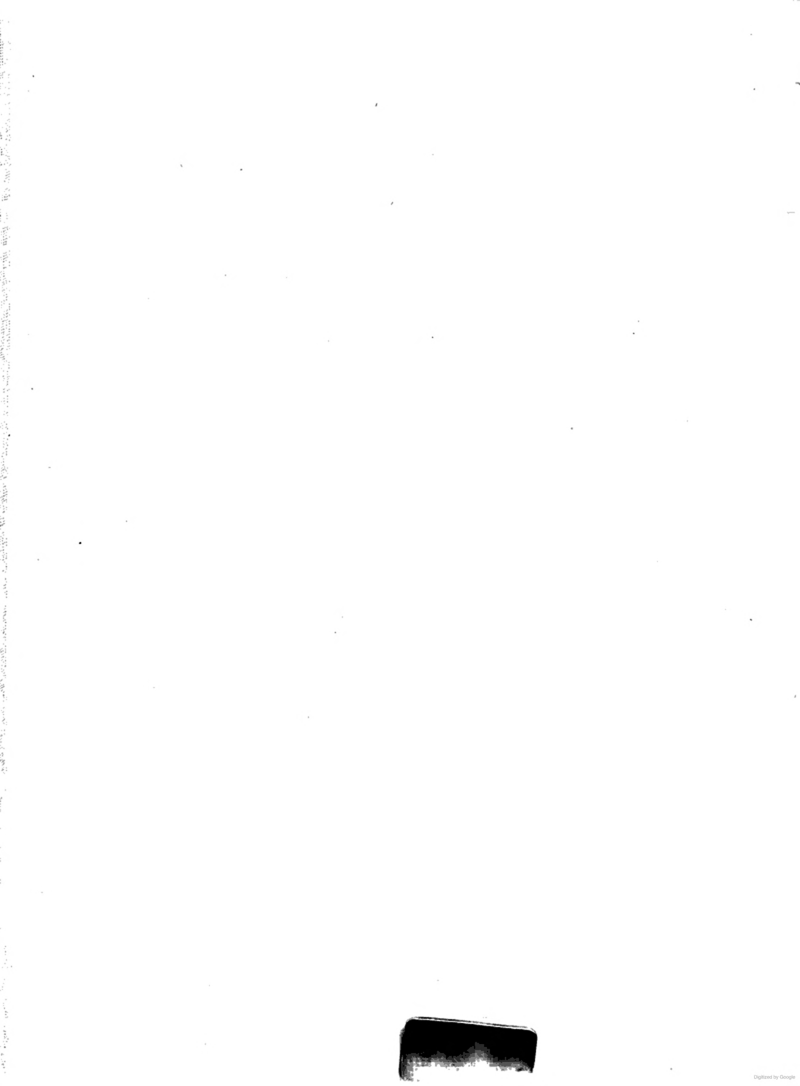
Geschmackvolle Decken zum Einbinden der Gartenlaube sind durch alle Buchhandlungen auch zum Jahrgang 1869 zu dem billigen Preise von 13 Sgr. zu beziehen.

Die Verlagshandlung.

Mit dieser Nummer zugleich werden Titel und Register zum Jahrgang 1869 ausgegeben.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google